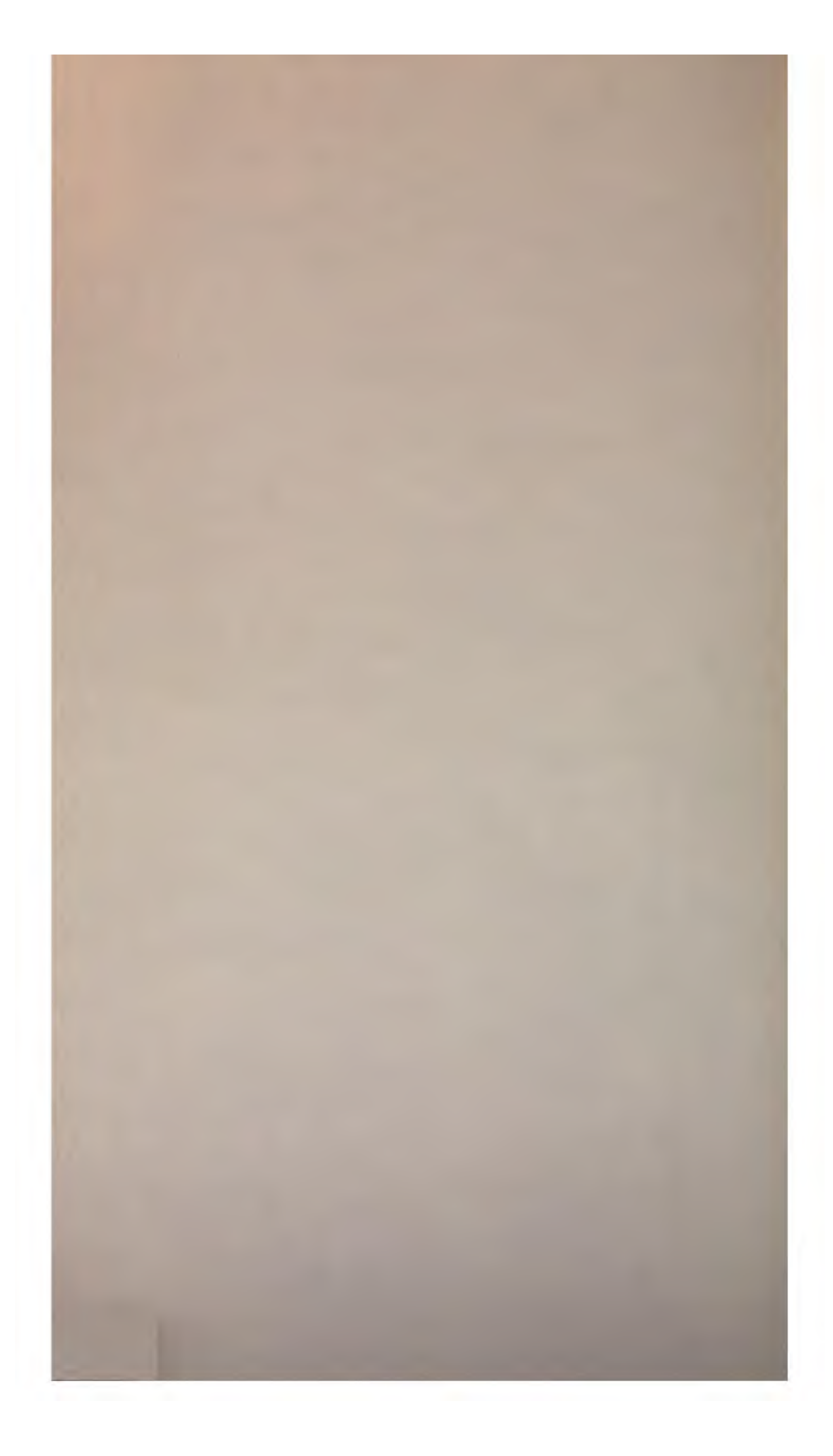








Allgemeine
Deutsche Biographie.

Siebenundzwanzigster Band.

Am Schlusse dieses Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 27. Bande enthaltenen [...]tel, in welches auch alle, in Band 1—27 des Werkes nicht an der nach der alpha[...]chen Reihenfolge ihnen zukommenden Stelle abgedruckten Artikel aufgenommen sind.



Allgemeine Deutsche Biographie.

Siebenundzwanzigster Band.

Quad — Reinald.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1888.

Q.

Quad: Matthias Q., Gelehrter und Kupferstecher, wurde 1557 zu Deventer, damals einer deutschen Reichs- und freien Hansestadt, geboren. Er lebte noch 1609; sein Todesjahr ist unbekannt. Ueber den Verlauf seiner wissenschaftlichen Studien sowie über sein unstätes Leben, das ihn sogar in Norwegen und England herumschweifen ließ, finden sich in seinem Hauptwerk „Teutscher Nation Herrlichkeit“ recht interessante Nachrichten verstreut. Auf dem Titel dieses Buches nennt er sich „Quad von Kinkelbach“, mit welch letzterem Namen man auf der Karte des Herzogthums Jülich in seinem 1608 erschienenen „Fasciculus geographicus“ eine kleine Ortschaft, ganz nahe bei Wickrath gelegen, antrifft. Durch eingezogene zuverlässige Mittheilungen wurde festgestellt, daß Kinkelbach jetzt nur eine verfallene Hütte sei, ehemals aber eine Burg oder wenigstens ein ansehnliches Landgut gewesen zu sein scheine. Ob hier etwa das Stammhaus seiner Vorfahren war und er jenen Beinamen zur Unterscheidung von seinen Verwandten, den Q. von Landskron und Q. von Wickrath, annahm, bleibt in Frage. Daß er dem mächtig und blühend gewesenen freiherrlichen Geschlecht der Quaden auf irgend eine Weise angehörte, dürfte unbedenklich anzunehmen sein, um so mehr, da er in dem genannten Buche häufig (z. B. S. 293 u. 305) auf dasselbe hinweist und sich sogar (S. 158) auf eine persönliche Unterredung mit dem Kammerjunker Johann Q. v. Wickrath beruft. Allem Anschein nach ist er ein verstoßenes und in Armuth lebendes Glied der Familie gewesen, da er an einer Stelle des Buches, wo er seinem Freunde Karl Utenhoven ein Denkmal setzt (S. 424), berichtet: „Die grösseste fehl, so er an ihm hatte, das er seine visitanten mit seiner Syrenischen stimmen vber die maes lang auffhielt, dadurch mir vnd andern guten Brüdern, so ihrer hend arbeit leben mussen, offt kein grossen nutz geschahe.“ Vielleicht war er der Sohn eines Stephan Q. von Wickrath, der 1541 als Domherr von Mainz resignirte und sich mit seiner Magd verehelichte. Derselbe trat zum Protestantismus über, dem auch Matthias Q., wie aus verschiedenen Stellen in seinen Schriften hervorgeht, angehörte. Im J. 1594 findet man ihn in Köln, wo er dann während eines Decenniums eine rege litterarische Thätigkeit für den Verlag der Kölner Buchhändler Johann Bussemacher, Stephan Hemmerden und Wilhelm Lützenkirchen entwickelte. Von

seinen vielen, meist geographischen Schriften seien nur genannt: „Europae universalis et particularis descriptio“, 1594. Mit 50, theils von ihm selbst, theils von Heinr. Nagel in Kupfer gestochenen Landkarten.[1] 1596 erschien eine vermehrte Ausgabe. „Enchiridion cosmographicum“, 1599. In vermehrter Ausgabe 1604. In dem Buche kommen mehrere Holzschnitte vor, die unzweifelhaft von Q. selbst herrühren, da er sich unter der Einleitung als „Formschneider“ bezeichnet. „Geographisch Handtbuch“, 1600. Mit 82 Tafeln. „Compendium universi“, 1600. „Deliciae Germaniae“, 1600. „Memorabilia mundi, daß ist von namhafften und gedenckwirdigen sachen der Welt“, 1601. Der bereits erwähnte „Fasciculus geographicus“, 1608, und zuletzt das am meisten geschätzte Hauptwerk „Teutscher Nation Herligkeitt. Ein außfuhrliche beschreibung des gegenwertigen, alten vnd vhralten Standts Germaniae“. Als dieses Buch 1609 im Verlag von Wilhelm Lützenkirchen erschien, hatte Q. Köln verlassen und lebte in der Pfalz. In der vorgedruckten Widmung an den Kurprinzen Friedrich bemerkt er, daß er, „der Churfurstlichen Pfaltz underthan nun ein zeitlang gewesen vnd noch sei“. Den Schriften Quad's kann man, bei Erwägung dessen, was sie für ihre Zeit waren, einen hohen Grad von Achtung nicht versagen. Besonders werthvoll ist „Teutscher Nation Herrlichkeit“ geblieben, worin man den Verfasser als einen von edelster Vaterlandsliebe erfüllten, vorurtheilslosen Biedermann kennen lernt. Viele wichtige Nachrichten über Gelehrte und Künstler sind hier aufzusammeln. Ueber letztere urtheilt er mit der Sprache eines einsichtsvollen Kenners, so über Dürer, Lucas v. Leyden, Holbein u. a. Auch hat er das Verdienst, uns hier den Namen eines der ältesten deutschen Kupferstecher gerettet zu haben, des Franz v. Bocholt, der seine Blätter mit dem Zeichen FVB versah. Auch für die Sprachforschung ist das Buch von wesentlichem Interesse, wie dies in einem beachtenswerthen Aufsatz von A. Birlinger im 7. Jahrg. d. Monatsschrift f. d. Gesch. Westdeutschlands nachgewiesen ist. Neben einer gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung verlegte Q. sich auch auf künstlerisches Wirken, namentlich aufs Kupferstechen. Die erste Unterweisung scheint er in früher Jugend in Deventer, seiner wohl nur zufälligen Geburtsstadt, erhalten zu haben, indem er in T. N. H. S. 329 erzählt, daselbst bei „Heinrich Friesen dem Goldschmit“ ein Jahr gearbeitet zu haben. An einer andern Stelle daselbst (S. 429), vernimmt man, daß er im J. 1590 nochmals bei einem Goldschmied in Thätigkeit war. Sein Grabstichel hat sich am häufigsten mit geographischen und heraldischen Darstellungen beschäftigt, mit welchen er zuweilen Bildnisse und Trachtenfiguren verband. Geht ihnen auch der höhere Kunstwerth ab, so zeugen sie doch von Geschicklichkeit und löblichem Fleiß. Unter den Einzelblättern, die er auf Veranlassung wichtiger politischer Ereignisse anfertigte, befinden sich mehrere, die sehr selten und geschätzt sind, z. B. eins auf die Hinrichtung Karl's de Gontault, Herzogs von Biron, 1602.

Merlo, Nachrichten von Köln. Künstlern.

Merlo.

Quade: Michael Friedrich Q., Theologe und Schulmann, 1682—1757. Er wurde als der Sohn eines Geistlichen am 28. Juli 1682 in dem Städtchen Zachan bei Stargard in Pommern geboren, erhielt seine erste Bildung in einem Predigerhause in Stargard, folgte dann 1693 seinem Lehrer Dan. Hindersian, als dieser Rector in Soldin wurde, dorthin und nach 3 Jahren auch nach Stolp, kam 1697 auf das Stargarder Gymnasium, nach Jahresfrist aber nach Berlin, zuerst auf das Köllnische, dann auf das Werder'sche Gymnasium. Im Herbst 1700 ging er nach Wittenberg, um dort Theologie zu studiren; im September 1702 siedelte er nach Greifswald über. Hier kam er bald in nähere Verbindung mit dem Präsidenten und Procancellarius der Universität Joh. Friedr. Mayer,

der ihn als Amanuensis und Verwalter seiner Bibliothek in sein Haus aufnahm und ihn über 6 Jahre in dieser Stellung bei sich behielt. Q. hatte durch dieses Verhältniß Gelegenheit, seinen Patron auf dessen mannichfachen Reisen, u. A. nach Polen, Sachsen und Schweden, zu begleiten und vielfache persönliche Bekanntschaften anzuknüpfen. Am 24. Juni 1704 wurde er von der philosophischen Facultät zum Magister promovirt, tags darauf von Mayer als kaiserlichem Pfalzgrafen zum Dichter gekrönt, am 31. August 1706 erlangte er das theologische Baccalaureat. Schon im Mai 1706 hatte er sich in der philosophischen Facultät mit einer Dissertation „De viris statura parvis, eruditione magnis“ habilitirt (daß Q. selbst klein war, erzählt Oelrichs S. 38); im August 1708 eröffnete er auch in der theologischen Facultät Vorlesungen mit der Dissertation „De Dionysio Areopagita scriptisque eidem oppositis“. 1710 wurde er zum Adjuncten der theologischen Facultät ernannt. Ende 1715 verließ er Greifswald und übernahm am 1. Januar 1716 das Rectorat des akademischen Gymnasiums in Stettin zugleich mit der Professur für Philosophie und Stil. Seine Antrittsrede handelt „De amico et individuo eruditionis iuxta ac pietatis nexu“. Die Professur behielt er bis 1754 bei, das Rectorat — als letzter ständiger Rector — bis zu seinem am 11. Juli 1757 erfolgten Tode. — Seine zahlreichen Veröffentlichungen, meist philologischen und theologischen Inhaltes, in Programmen, Reden, Gedichten u. s. w. bestehend, haben keinen Werth mehr; daß er den geänderten politischen Verhältnissen seiner Zeit Rechnung zu tragen wußte, zeigte das 1717 erschienene Programm „Von der unschätzbaren Glückseligkeit der Königl. Preußischen und Chur-Brandenburgischen Lande unter der Regierung Friedrich Wilhelm's, Königs in Preußen“. Die bekannteste seiner Arbeiten ist die 1721 erschienene Streitschrift: „Prodromus vindiciarum gloriae et nominis Pomeranorum i. e. Vorläuffige Rettung der Ehren und des Namens Pommerischer Nation wider Herrn M. Christ. Schoettgens Altes und Neues Pommerland . . .“, an welche sich eine lebhafte litterarische Fehde anschloß, über deren Einzelheiten Oelrichs S. 14—17 berichtet. — Zu seinen Stettiner Schülern gehörte u. A. von 1739—1742 Fr. Ew. Graf v. Herzberg, unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. Minister der auswärtigen Angelegenheiten (s. A. D. B. XII, 241).

J. C. C. Oelrichs, Memoria M. Fr. Quade. Rostock und Wismar 1758, 4. Auf S. 2—9 dieser Schrift befindet sich auch Quade's Selbstbiographie (bis 1710) — Ein vollständiges Schriftenverzeichniß (aus Oelrichs zusammengestellt) bei Meusel, Lex. der 1750—1800 verstorb. Schriftsteller X, S. 571—574.

R. Hoche.

Quadro: Giovanni Battista de Q., Architekt, aus Lugano gebürtig, einem Tessiner Geschlechte entstammend, aus dem mehrere namhafte Künstler hervorgegangen sind. Er wird deßhalb hier genannt, weil er hauptsächlich in Deutschland gewirkt hat. Q. lebte im 16. Jahrhundert und war in den dreißiger Jahren desselben Stadtbaumeister in Posen; von ihm rührt daselbst das im Stile der italienischen Frührenaissance aufgeführte Rathhaus her. An der Stelle des heutigen Rathhauses zu Posen stand einst ein spätgothischer Bau, der zum größten Theil durch eine Feuersbrunst vernichtet worden ist; nach dieser ward 1536 Q. mit dem Neubau betraut. Das Rathhaus steht auf einem rechteckigen Grundriß, seine Schmalseiten schauen nach Osten und Westen, seine Langseiten nach Süden und Norden. Es macht einen durchaus einheitlichen Eindruck, der selbst durch den großen Hauptthurm auf der Nordseite, welcher im 17. und 18. Jahrhundert erheblich erneuert wurde, nicht beeinträchtigt wird. Die Hauptfaçade befindet sich auf der Ostseite. Sie besteht aus drei übereinanderliegenden,

offenen Bogenhallen von schönsten architektonischen Verhältnissen und läuft in eine fensterlose, mit Zinnen gekrönte und von achteckigen Thürmen flankirte Pultmauer aus, hinter welcher das Dach trichterartig nach dem Innern zu abfällt. Die Pultmauer, deren Mitte ein viereckiges Thürmchen auszeichnet, tritt hinter den Loggien etwas zurück. Die Façade ist auf das Reichste mit Wandgemälden und Stuckreliefs verziert, die Erstern schmücken die Bogenblenden der Eckpfeiler und des Pultdachs, sowie den Fries des Gebälks über der Loggia des mittleren Geschosses, die Letzteren die Bogenzwickeln der Arkadenhallen. Während diese noch verhältnißmäßig gut erhalten sind, erscheinen jene leider theilweise durch die Zeit verwischt. Einen einfachen Eindruck machen die drei anderen Seiten, deren architektonische Profilirung lediglich in den Gesimsen der einzelnen Stockwerke, den Fenstereinfassungen, dem Zinnenkranze und in strebepfeilerartigen Vorlagen besteht, welche nach oben hin in schwungvollen Krönungen ausklingen. Zu dem Innern des Rathhauses führt auf der Ostseite eine breite Freitreppe. Zunächst betritt man das Vestibül und sodann die hinter demselben gelegenen, mit schlichten Tonnengewölben versehenen Geschäftszimmer. Der Hauptsaal, der die ganze Breite der Façade einnimmt und ebenfalls mit Tonnengewölben überdeckt ist, befindet sich im ersten Obergeschoß, zu dem zwei symmetrisch angeordnete steinerne Treppen führen. Er ist jetzt in zwei Räume getheilt und wird erst dann wieder die volle Wirkung ausüben, wenn er in seiner Ursprünglichkeit wieder hergestellt ist. Im obern Hauptgeschoß endlich, an der nordwestlichen Seite desselben, liegt der Sitzungssaal des Magistrates mit seinem schön bemalten Tonnengewölbe und seinen, den Bildnißen der Façade entsprechenden Porträts polnischer Könige. Das Rathhaus in Posen ist ein herrlicher italienischer Renaissancebau, und einen solchen im hohen Norden zu finden, wird jeden Kunsthistoriker freudig überraschen; schade nur, daß wir von seinem Erbauer, Giovanni Battista de Q., nicht mehr sichere Kunde besitzen.

Heinrich von Dehn-Rotfelser, „das Rathhaus zu Posen" in Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen. Siebenter Band. Berlin 1886. S. 20—22.

Karl Brun.

Quaglio. Der Name einer seit Beginn des 17. Jahrhunderts in Italien mehrfach (auch als Quaglia und Qualia) vorkommenden Künstlerfamilie, welche sich nach Oesterreich und Baiern verpflanzte und viele Baumeister, Architekturmaler, Zeichner, Lithographen, Radirer, Genre-, Landschafts- und Decorationsmaler (neuestens auch einen Romanschreiber und Arzt) lieferte, die durchweg immer Hervorragendes leisteten. Ein Giulio Q. (geb. 1601 zu Como), schuf in der Manier des Jacopo Robusti viele Fresken und Oelbilder zu Salzburg und Wien und wurde von Kaiser Leopold in den Adelstand erhoben. Sein gleichnamiger Sohn malte viele Wand- und Altarbilder in Laibach und Wien, kehrte aber nach Oberitalien zurück und starb zu Laino um 1720. Ein Giovanni Maria v. Q., geboren um 1700 zu Laino, bildete sich zu Mailand, trat in kaiserliche Dienste und starb als General-Ingenieur um 1765 zu Wien. Sein am 23. Juli 1730 zu Laino geborner Sohn Lorenz v. Q. studirte an der Wiener Akademie, wurde 1750 von Kurfürst Karl Theodor nach Mannheim zu verschiedenen Bauunternehmungen berufen; ging 1772 auf eine mehrjährige Kunstreise nach Italien, um zu Rom, Pompeji und Neapel weitere Aufnahmen und Studien zu machen. Im J. 1778 kam er mit dem Kurfürsten als Hofarchitekt nach München, erhielt den Titel als kurfürstl. Rath und wurde in den Adelstand erhoben, trat aber 1800 in den Ruhestand (an seine Stelle kam der jüngere Bruder Giulio Q., geb. 1764, ein vielseitig gebildeter Architekt, welcher jedoch schon 1801 starb). Lorenz Q. galt als ein vorzüglicher Künstler,

sowohl als Architekt wie als Decorateur; er baute 1783—90 das schöne Rathhaus zu Lauingen, das Theater und den Redoutensaal in Mannheim und das Schauspielhaus zu Frankfurt. In München waren die damals vielbewunderten Decorationen zu Abbé Vogler's Oper „Castor und Pollux“ sein Werk, ebenso zum Trauerspiel „Agnes Bernauer“ (von Jos. Aug. Graf v. Törring-Cronsfeld). Verschiedene seiner „Prospecte“ und Compositionen wurden von Schramm, Langlois und C. Schleich gestochen; auch sind etliche Blätter eigenhändiger Radirungen bekannt. Er starb am 7. Mai 1804 zu München. Sein Sohn Giovanni Maria Q., geboren 1772 zu Laino, erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater, lernte dann unter Roman Boos und errang als Lohn seiner Fortschritte ein Reisestipendium nach Italien; zeichnete in Rom die vorzüglichsten Façaden und versuchte sich auch in eigenen Inventionen und Constructionen. In der Umgegend Neapel's skizzirend fiel er sardinischen Werbern in die Hände und wurde zu Militärdiensten gezwungen, bis ihm sein Kurfürst die Freiheit ermittelte. Nach seiner Rückkehr weilte Q. einige Zeit zu Mannheim, erhielt 1793 Anton Pinchetti's Stelle als Hoftheatermaler zu München und trug als solcher viel zum Glanze der Bühne bei. In der Folge wurde Q. Professor der Zeichnungs- und Kriegsbaukunst an der Militärakademie, 1805 Ober-Ingenieur beim technischen Central-Straßen- und Wasserbau-Bureau, trat 1809 in Kriegsdienste und starb 1813 als Hauptmann der k. Nationalgarde. Ein Domenico Q. (Bruder des vorgenannten Lorenzo v. Q.), geb. 1723 zu Laino, malte zu Mailand, Salzburg und Wien, wo er um 1760 starb, viele Bildnisse und historische Darstellungen. Sein ältester Sohn Giuseppe Q., geb. 1747 zu Laino, genoß den Unterricht des Lorenz v. Q. in Wien, bereiste Italien und Deutschland, überall Zeichnungen von interessanten Gebäuden und Ansichten fertigend, die ihm bei seinen Theaterdecorationen wohl zu statten kamen. Desgleichen malte er für die Theater in Mannheim (hier trat Q. 1770 in kurfürstliche Dienste), Frankfurt, Schwetzingen, Ludwigsburg, Speier und besonders in München, wo Q., wie erwähnt, 1801 an der Stelle seines Bruders Julius zum Hoftheater-Architekten ernannt wurde, mit der Verpflichtung, Zeichnungen und Decorationen, letztere mit der ausführenden Beihülfe Gaspari's zu machen. Sein großes Talent im Arrangement von Festen und Aufzügen bekundete Q. bei den Feierlichkeiten der Kaiserkrönung, bei der Festdecoration der alten Reitschule in München (1783), insbesondere aber der Schaubühne, welche durch seine Leistungen als Maler zu einer wahren Kunstanstalt gehoben wurde. Er war nicht allein ein trefflicher Maler und ein gebildeter Architekt, sondern auch vollkommener Meister in der Perspective, wodurch er, sowie durch seine künstlichen Beleuchtungs-Effecte, große Erfolge ereichte. Er starb am 23. Januar 1828 (vgl. Nekrolog aus dem Stuttgarter Kunstblatt im Kunstvereinsbericht für 1828 S. 35) und hinterließ vier Söhne (Angelo, Domenico, Lorenz und Simon), welche, jeder in seiner Weise, ihrem Vater zu hohen Ehren gereichten. Antonio Q., ein Bruder des Vorigen, geb. 1749 zu Laino und gebildet zu Mailand, that sich als Architekturmaler hervor, malte im Winterpalast zu St. Petersburg historische Bilder in Fresco und zog dann nach Spanien, wo jedoch seine Spur verschwindet. Bei ihm lernte sein 1764 zu Laino geborner Bruder Giulio Q., welcher in jungen Jahren Norditalien bereiste, nach Deutschland kam und zu Mannheim 1789 eine Stelle als Hofarchitekt fand. An Stelle des erstgenannten Lorenz v. Q. 1800 nach München berufen, starb Giulio schon im folgenden Jahre (1801); er galt für einen ausgezeichneten Theatermaler.

Größere Bedeutung gewannen die vier Söhne des vorgenannten Giovanni Maria Q., welche hier nach ihrem Alter folgen:

Angelo Q., geb. 1778 zu München, genoß ebenso wie seine Brüder den ersten Unterricht im väterlichen Hause, malte dann Landschaften in Ruysdael's Manier, Architekturbilder und Theaterdecorationen (insbesondere zum „Donauweibchen" und den „Kreuzfahrern"), welche wegen der, auch seinen übrigen Arbeiten eigenen perspectivischen Wirkung gerühmt wurden. Wichtig wurde für diesen Künstler die Bekanntschaft mit Sulpiz Boisserée; in dessen Auftrag zeichnete Q. eine Ansicht des Kölner Domes und Anderes. Leider starb Angelo Q. schon am 2. April 1815, ehe es ihm vergönnt war, aus der reichen Sammlung seiner Studien weiteren Nutzen zu ziehen. Alle die Vorgenannten übertraf

Domenico Q., geb. am 1. Januar 1787 zu München als der zweite Sohn des Giovanni Maria Q. Anfänglich zum Studium bestimmt, brach doch sein der ganzen Familie eigener Zug zur Kunst so rechtzeitig durch, daß der Vater mit ihm den Unterricht in der Perspective, Baukunst und Theatermalerei beginnen konnte. Seit seinem sechszehnten Jahre in letzterer Technik geübt, widmete er sich von 1808—1819 derselben, verließ aber dann seine Stellung, um sich ganz der Oelmalerei zu widmen, worin er in der Folge auch einen europäischen Ruf errang. Q. hatte schon früher jede Mußestunde des Tages zu Landschaftsstudien nach der Natur benutzt, Abends nach den Modellen in der Akademie gezeichnet und unter Joh. Michael Mettenleiter und Karl Heß mit Versuchen im Radiren und Lithographiren (unter Mitterer's Leitung) sich beschäftigt; seine ersten 1810 auf Stein gezeichneten Blätter gehören zu den Incunabeln dieser Kunst. Den größten Einfluß aber übten Angelo Quaglio's Zeichnungen zum Kölner-Domwerk Boisserée's, welche bei Domenico eine begeisterte Vorliebe für die Spitzbogen-Architektur des Mittelalters erweckten. Eine Reihe von Lithographien, in welchen er theilweise ideale oder auch wirklich historische „gothische" Burgen, Schlösser und Kirchen mit einer wirkungsvoll componirten Landschaft verband, gibt den ersten Beleg für diese anfangs mehr poetische als wissenschaftliche Richtung, die jedoch alsbald in eine sehr ernste, diplomatische Treue überging und höchst achtenswerthe Leistungen nach sich zog. Nachdem Domenico Q. die „Ansichten merkwürdiger Gebäude in München" gezeichnet und radirt (in 2 Heften von je 6 Blatt, 1811) herausgegeben hatte, begann er eine Wanderung durch Altbaiern und publicirte als Frucht derselben die „Denkmale der Baukunst des Mittelalters im Königreich Bayern" (München 1816 in 12 Blatt) mit der Ansicht der romanischen Portale zu Moosburg, des Regensburger Schottenklosters und der Freisinger Krypta und deren merkwürdigen Säulen und Capitälen (vgl. Büsching in dem Wiener Jahrbuch 1821. XIII, 198 ff.). Darauf folgte die „Sammlung merkwürdiger Gebäude des Mittelalters in Deutschland" (München bei Zeller und Karlsruhe bei Velten, mit histor. Erläuterung von A. Schreiber), wozu Q. auf seinen Reisen in Schwaben, Tirol, Franken und in den Rheinlanden sein musterhaft reproducirtes Material gesammelt hatte. Ein trefflich durchgeführtes Oelbild mit der Ansicht des Regensburger Domes erwarb König Max I., welcher den Künstler zum Hofmaler ernannte und mit Aufträgen vollauf beschäftigte. Q. unternahm nun verschiedene Reisen an den Rhein, nach den Niederlanden, Frankreich, Italien und der Schweiz, überall Ansichten zeichnend von den interessanten Plätzen, Straßen, Domen und Gebäuden; Vieles davon verarbeitete Q. zu sorgsam durchgeführten Oelbildern, Anderes vervielfältigte er selbst (oder andere Künstler, wie Borum, Kraus, Bergmann, Scheuchzer u. A.) durch Lithographie und Kupferstich (Poppel). Im J. 1830 unternahm Q. eine neue Reise nach Italien, um die daselbst befindlichen alten Bauten vom 5. bis 12. Jahrhundert im Auftrage eines Engländers zu einem großen architektonischen Werke aufzunehmen. Er besuchte

deßhalb Verona, Venedig, Ravenna, Rimini, Ancona, Lucca, Orvieto (das schöne Bild mit der Façade dieses Domes in der Neuen Pinakothek zu München entstand 1831), Florenz, Siena, Rom u. s. w. und zeichnete an 120 Gebäude mit Grundplänen und Details. Die danach gemalten, höchst subtil ausgeführten Oelbilder gingen nach allen Seiten in den Besitz von hohen Sammlern und Galerien. Zu seinen besten, durch Genauigkeit, Treue und perspectivische Richtigkeit ausgezeichneten Gemälden zählen die Dome zu Köln, Ulm, Regensburg, Straßburg, Bamberg, Freiburg, Rouen, Rheims, Lausanne, Thann, Marburg, Worms. In der Neuen Pinakothek zu München erregen die Ansichten aus den älteren Theilen der bairischen Hauptstadt das besondere Interesse der Beschauer; in der National-Galerie zu Berlin befinden sich unter Andern der Fischmarkt zu Antwerpen, die Klosterkirche zu Kaisheim u. s. w. Die Zahl seiner Bilder, welche Nagler beiläufig nach deren früheren Besitzern erwähnt, ist sehr groß; sie zeigen in Auffassung und Vortrag das fleißige Studium der holländischen Interieur-Maler des 17. Jahrhunderts. Q. ist Meister in der Construction und Perspective, leidet aber zuweilen an einem trockenen Ton und einer etwas ängstlich nüchternen Behandlung. Der Wunsch, seine vielfachen Erfahrungen und Kenntnisse auch im praktischen Baufach bethätigen zu können, erfüllte sich, als ihm der damalige Kronprinz Maximilian die Wiederherstellung oder vielmehr den Neubau und die ganze Decoration des Schlosses Hohenschwangau übertrug. Diese, die ganze Signatur der für den deutschen Spitzbogenstil schwärmenden Romantiker tragende Burg war auch in der inneren Detail-Ausstattung das Werk Quaglio's, welcher indessen vor der Vollendung, am 9. April 1837 starb, worauf Ohlmüller, gleichfalls schon den Tod im Herzen, das Ganze zum Abschluß brachte. Dominik Q. handhabte auch die Radiernadel in geistreicher Weise. Die Reihe seiner, meist sehr seltenen Blätter ist bei Nagler verzeichnet.

Lorenz Q., Genremaler und Lithograph, geb. am 19. December 1793 zu München als der dritte Sohn des Giovanni Maria Q., war zum Theatermaler bestimmt und erhielt deshalb in der Architektur und Perspective, sowie in allen dazu gehörigen Kenntnissen und Fertigkeiten theils von seinem Vater, theils von seinem ältesten Bruder Angelo die ersprießlichste Unterweisung, ging aber, sobald sein Talent zur Genremalerei hervortrat, auf die Akademie und warf sich mit Eifer auf das Figurenzeichnen, sowohl nach den Vorbildern der Antike wie nach dem Leben. Dazu holte er auf fleißigen Ausflügen in das baierische Hochland, weitere Stoffe. Seine Bilder, welche das charakteristische Volksleben in Verbindung mit der großartigen Alpenlandschaft zur Darstellung brachten, fanden allgemeinen Beifall und lenkten die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Königs Max I. auf den jungen, strebsamen und talentvollen Künstler; der hohe Maecen kaufte mehrere seiner Bilder, ließ selbe im Schlosse zu Tegernsee aufstellen und verlieh dem Maler eine Pension. Andere Bilder erwarben der baierische Kronprinz Ludwig, der Kronprinz von Preußen (ein Tiroler-Wirthshaus mit kartenspielenden Bauern 1824 in der Berliner Nationalgalerie), der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Leuchtenberg und verschiedene andere Kunstfreunde des In- und Auslandes. Anfänglich wählte Lorenz Q., dem Zuge der Romantiker folgend, mehr mittelalterlich-staffirte Scenen (eine aus dem Kirchenportale tretende Dame vertheilt Almosen, vom Künstler auch auf Stein gezeichnet), dann aber wählte er, als Vorläufer Heinrich Bürkel's und der späteren Dorfgeschichten-Dichter, ausschließlich das häusliche Stillleben der Gebirgsbewohner, ihrer Spiele, Trinkgelage und Feste, und befliß sich der treuesten Auffassung und Wiedergabe in Kostüm und Sitte. Dabei führt er auch mit Vorliebe nur unter gute und fröhliche Menschen, wo kein Mißton das Glück der friedlichen und behaglichen

Jäger und Sennen stört. Dazu gehören z. B. das stille Walten eines Schnitzlers, allerlei Wirthsstuben und Hochzeiten, ein Scheibenschießen, eine Brautwerbung, die Darstellung des Münchener Fischmarktes u. s. w. Bei aller Heiterkeit und Klarheit des Tons erscheinen uns heute seine Bilder doch in der Farbe kalt und trocken und trotz der sicheren, ja strengen Zeichnung etwas steif und hölzern. Nach den Skizzen von Chr. Ruben malte Lorenz Q. die Bilder aus der Sage vom Schwanritter und nach Schwind's Entwürfen die Scenen aus dem Jugendleben Karl's des Großen und zwar als Fresken in dem von seinem vorgenannten Bruder erbauten Schlosse Hohenschwangau. Als vorzüglicher Lithograph bethätigte Lorenz Q. sich mit eigenen Blättern (für das große Münchener Gallerie-Werk) nach Fra Bartolomeo, Velasquez, Pietro de Hooch, Tilborgh, Gerard Ter-Borch und C. Netscher, dessen Familienconcert (sowie eine Madonna und ein Kopf nach Velasquez) zu den besten früheren Werken des Münchener Steindruckes gehören. Lorenz Q. starb am 15. März 1869 (vgl. R. Marggraff in Beil. 80 der Allg. Ztg. vom 21. März 1869).

Simon Q., der vierte Sohn des Giovanni Maria Q., geb. am 23. October 1795 zu München, ein Schüler seines Vaters und seines ältesten Bruders Angelo, excellirte frühzeitig als Theaterdecorations-Maler und erhielt deßhalb schon 1814 eine Anstellung in dieser Branche. Zu seinen bedeutendsten Leistungen zählen die Decorationen zur „Zauberflöte", zum „Maskenball", „Glöckner von Notre-Dame", insbesondere zu Meyerbeer's „Hugenotten". Simon Q. verbesserte vielfach den Bühnenmechanismus und reiste 1840 zu weiteren Studien nach Paris. Nach seiner Rückkehr entstanden die Decorationen zu „Guido und Ginevra" und zu Lachners „Katharina Cornaro" und er gewann damit den ungetheiltesten Beifall. Er bethätigte sich als hervorragender Zeichner und Lithograph, dann auch als Aquarellmaler und durch seine köstlichen Oelbilder, in welchen er viele Kathedralen und Dome (Rheims, Freiburg, Ebrach, Bamberg, Como u. s. w.) viele Klostergänge und Städteansichten, ebenso trefflich in Perspective wie von großer Klarheit und Feinheit des Tons zur Darstellung brachte. Hochbetagt blieb der Meister als ausübender Künstler unermüdlich thätig, bis der Tod am 8. März 1878 seine fleißige Hand berührte. Sein Sohn Angelo Q. (geb. am 13. December 1829) trat in würdigster Weise in die Fußstapfen seines Vaters und wird in der Ausübung seiner gefeierten Werke abermals durch zwei derselben Kunst zugewendete Söhne unterstützt, so daß der Name Q. noch lange Zeit in erneutem Flor zu glänzen verspricht.

Vgl. Lucanus, über die Künstlerfamilie Quaglio in Nr. 71 u. 72 des Stuttg. Kunst-Blatt vom 6. September 1836. S. 294 ff. — Nagler's Lexikon. 1842. XII. 135 ff. — Söltl, Die bildende Kunst in München, 1842. S. 322 ff. — E. Förster, Gesch. d. deutschen Kunst 1860. V, 193 u. s. w.

Hyac. Holland.

Quaisser: Joseph Q., Maler, wurde 1776 in Seifersdorf (Bezirk Gabel in Böhmen) geboren und starb zu Prag 1850. Der Umstand, daß sein Vater, ein schlichter Zimmermann, während der ersten Jugendjahre Quaisser's nach Engelsberg — bei Kratzau — übersiedelte, brachte es mit sich, daß er gemeinhin als „Engelsberger" bezeichnet wurde. Das Malerwerden kam, wie mir s. Z. der hochbejahrte Ortsschulze mittheilte, „von selbst". „Der Sephel kritzelte und malte in einem fort, bis es ihm gelang, einen großen Reiter fertig zu bringen, welchen der Schullehrer dann nach Reichenberg zum dort wohnenden Herrschaftsbesitzer, Grafen Christian Philipp Clam-Gallas mitnahm und dazu ein gut Wort einlegte für den talentvollen, armen Jungen. Gütig wie der edle Herr war, schickte er denselben ohne weiteres auf seine Kosten nach Dresden an die Malerakademie." — Leiter und Lehrer des in Lederhose und Dorfjacke ein-

tretenden gräflichen Schützlings war der gemüthvolle Director Joh. Casanova, der anfangs wol alle Noth hatte, Q. gegen die Neckereien der Mitschüler zu schützen, bald aber davon ablassen konnte, denn der Verspottete half sich selbst, er wurde nämlich der tüchtigste Zeichner der Classe. — Mittlerweile auch dem Aeußeren nach umgewandelt, blieb ihm doch die frühere Anspruchslosigkeit, erhöhte sich blos der Studireifer. Belege hiefür waren die bereits in seinem dritten Lehrjahre zur Schulausstellung gebrachten, nach der Natur ausgeführten Zeichnungen und Farbenskizzen, die schon den künftigen trefflichen Bildnißmaler erkennen ließen. Als solcher kam er denn auch 1799 nach Prag, und dort zugleich in bleibende Stellung bei seinem Protector, Christian Ph. Clam-Gallas. Dieses Festsetzen im gräflichen Hause traf zusammen mit der Gründung der Prager Schule für bildende Künstler durch Jos. Bergler. Daß der bis dahin bereits 24jährige Q. zugleich dessen Schüler geworden sei — wie in einem neueren Lexikon angegeben ist — widerspricht sich im Hinblick auf die Altersstufe von selbst. Sicher begründet ist dagegen der intimste Verkehr des einen mit dem andern. Standen sie doch trotz verschiedenen Alters, gleicherweise im Banne der damals für Deutschland durch Raphael Mengs maßgebend gewordenen — eklektischen — Richtung. Die Gemälde Quaisser's aus dieser Periode tragen darum unverkennbar diesen Gemeinschaftszug. Die Porträts erfuhren eine sogenannte Idealisirung; die figuralen Compositionen lehnten an „bewährte Muster“. Es bedurfte also eines gewaltigen Anstoßes zum Verlassen des Irrweges. Seinem „Vetter“ Führich war es vorbehalten, diesen Anstoß zu geben. Sind es dann auch nur noch wenige Bilder, durch welche sich der Nachweis einer veränderten Kunstrichtung erbringen läßt, so verrathen sie doch, unter dem Einflusse des jugendlichen Freundes entstanden zu sein, denn sie sind eigener in Composition und Farbengebung wie die früheren. Indeß mehr noch wie durch diese Auffrischung als Maler wirkte Q. jetzt persönlich zu Gunsten der von diesem angebahnten Kunstreform. Nach keiner Richtung gebunden, weil ledigen Standes, dabei ein allenthalben beliebter Gesellschafter, vermöge seiner Stellung im gräflich Clam'schen Hause in Adelskreisen maßgebender Kunstrichter, wußte er wie nicht leicht ein Anderer Stimmung zu machen für den auf die deutschen Meister des Mittelalters zurückführenden, deutsches Wesen in der Kunst fortpflanzenden Führich. — Der Forscher, dem es obliegt, klaren Einblick zu gewinnen in jene bedeutsame Periode des Prager Kunstlebens, wird vielfach noch auf Merkzeichen treffen, welche das erfolgreiche Mitwirken Quaisser's bestätigen. Die ersten, den Ruf Quaisser's begründenden Gemälde waren die Bildnisse des Grafen und der Gräfin Clam-Gallas, die er auch wiederholt malen mußte, und zwar für das Prager Palais, das Reichenberger und Friedländer Schloß, in besonderem Auftrage noch für das Stadthaus zu Reichenberg, wo gleichzeitig — 1826 — das von ihm gemalte Bildniß Kaiser Franz I. zur Aufstellung kam. Weitere zu allgemeiner Anerkennung gelangte Bildnisse waren die des gräflichen Wirthschaftsrathes Paul Speer; des Gesangmeisters Gordigiani und des Kratzauer Dechants P. Franz Petter. — Seiner Stellung nach hatte Q. auch je nach Bedarf die herrschaftlichen Patronatskirchen mit Altarbildern zu versehen. So entstanden für die Seitenaltäre in der Pfarrkirche zu Neustadtl „Der Traum des hl. Joseph“, „St. Christian, Erzbischof von Antiochien vor dem Altar kniend“; „St. Michael“ für die Kirche in Bullendorf; „St. Magdalena“ für die in Ringenhain (beide Ortschaften nächst Friedland); für jene in Engelsberg: „Maria, als Königin der Engel“. — Nebenbei leistete Q. ganz Tüchtiges in Lithographie und Radirung. Es existiren von ihm die vorzüglich ausgeführten Lithographien der Bildnisse der Grafen Christian Clam-Gallas und seiner Gemahlin; ferner eine Anleitung zum Kopf- und Figurenzeichnen in 15 Blättern

— 1831 bei Pet. Bohmann's Erben in Prag erschienen —; als Radirungen erschienen im selben Verlage „Bildnisse berühmter Männer". Mehrere andere Blätter, das Porträt Bergler's und Führich's ꝛc. kamen nicht in die Oeffentlichkeit. Das Bildniß Quaisser's fixirte Nadorp in einer trefflichen Lithographie.

Bohemia. — Nagler, n. allg. Künstl. Lex. — Wurzbach, Biogr. Lex. — Eigene Notizen. Rud. Müller.

Quandt: Christian Friedrich Q., Arzt und Musikschriftsteller, geb. in Herrnhut am 17. Sept. 1766. Sein Vater war Mitglied der Direction der Brüdergemeine. Er wurde auf dem Pädagogium zu Niesky und dem theologischen Seminar zu Barby erzogen und studirte dann Medicin in Jena, wo er 1791 mit einer Dissertation „de vi nitri" promovirte und nach kurzem Aufenthalt in London sich im Jahre 1793 in Niesky (Oberlausitz) als Arzt niederließ. Am 16. Mai desselben Jahres verheirathete er sich mit Margaretha Katharina Plitt daselbst und starb mit Hinterlassung zweier Kinder am 30. Januar 1806 an einer Lungenkrankheit. Er schrieb: „Versuche und Bemerkungen über die Aeolsharfe", ferner: „Ueber Harmonica und ähnliche Instrumente"; „Beweise von der in der Natur gegründeten Harmonie"; „Ueber die durch Glasstäbe anderen Körpern entlockten Töne"; „Einige Bemerkungen über das verschiedene Klima einiger Orte in Deutschland und der Oberlausitz insbesondere"; „Ueber die oberlausitzer Gegenden in malerischer Rücksicht." Q. erfand auch eine neue Harmonica.

Lausitzer Magazin Jahrg. 1795, 1805, 1806. — Otto, Lexikon oberlausitzer Schriftsteller. v. Bülow.

Quandt: Daniel Gottlieb Q., Schauspieldirector, wurde 1762 zu Leipzig geboren, wo er es 1786 zum Magister brachte und ein Jahr lang als Privatgelehrter lebte. Dann wurde er Schauspieler und ging nach Franken, wo er 1796 zu Mainbernheim eine Truppe leitete, für die er vergeblich Gerechtsame als „Provinzial-Schau-Bühne für Franken" nachsuchte. In Bamberg ertheilte ihm dann der Fürstbischof für die Jahre 1800—1806 das Privileg zur Errichtung einer Bühne. Er sammelte gute Kräfte, wurde nicht nur vom Fürstbischof, sondern noch mehr von dem in Bamberg wohnhaften Schauspieldichter Julius Grafen v. Soden begünstigt, konnte aber so wenig auf grünen Zweig kommen, daß 1802 Soden die Gesellschaft für eigene Rechnung übernahm und am 4. October in einem neuen Hause das erste stehende Theater in Bamberg begründete. Q. verließ am 22. Juli 1804 Bamberg, um in Nürnberg noch einmal sein Heil als Theaterdirector zu versuchen. Wieder brachte er eine Truppe zusammen, mit welcher er nicht bloß in Nürnberg, sondern auch in Erlangen spielte und 1803 mit Erlaubniß der bairischen Regierung auch auf dem bei Würzburg belegenen königl. preußischen Domänenhofe Randesacker Dramen und Opern aufführte. Hier fand er seitens der Würzburger so starken Zulauf, daß Soden sich entschloß, in der Stadt selbst ein Theater zu begründen und am 28. Juli 1804 mit seiner Gesellschaft von Bamberg nach Würzburg übersiedelte. Q. quälte sich noch eine Zeitlang in den fränkischen Ortschaften umher, verzweifelte dann an seiner praktischen Befähigung und seinem Glück und zog sich nach Prag zurück, wo er bis zu seinem 1815 erfolgten Tode journalistisch für das Theater zu wirken suchte. Er gab von 1811—1814 den „Allgemeinen deutschen Theateranzeiger" heraus und arbeitete auch für die „Allgemeinen Ephemeriden der Litteratur und des Theaters." Schon 1796 hatte er in den „Annalen des Theaters" „Vorläufige Ideen über den wohlthätigen Einfluß der sittlichen Schaubühne auf Geschmack und Volksbildung" erörtert. Sonst war von ihm erschienen: „Vermächtniß eines alten Comödianten an seinen Sohn" (Breslau 1799) und „Versuch durch ein psichologisch-ästhetisches Gemeinprinzip für wahre Menschendarstellung auf der Bühne, den Beruf zu ihr, aus ihren Forde-

rungen herzuleiten" (Nürnberg 1803). Schwerfällig und unklar, wie die Titel, ist auch seine Gedankenentwicklung. Er zeigt sich in Lessing's und Herder's ästhetischen Schriften wohl belesen, verehrt Iffland und Beil als vorbildliche Menschendarsteller und ist erfüllt vom Schiller'schen Künstlerideal, das er seinen Berufsgenossen vorhält. Seine Deduction knüpft nicht an praktische Beobachtung an, sondern geht von abstracten Lehrbegriffen aus, welche die Kunst und den Künstler an moralischen Grundsätzen messen. Gewisse aufgelesene Schlagworte, wie Grazie der Menschheit, idealische Menschheit verhärten sich ihm zu doctrinären Definitionen. Sein Gemeinprincip lautet: Wo die Grazie der Menschheit an dem Menschen erscheint und ebenso wahr als schön durch ihn zu handeln vermag, da ist der Inbegriff der hinlänglichen Talente zum Menschendarsteller auf der Bühne vorauszusetzen. Höchst unbestimmt unterscheidet er den „wahren Menschendarsteller" vom „Volksschauspieler" und bringt „Grazie der Menschheit" in Gegensatz zu bloß „sinnlichen Talenten". So macht er einen unhaltbaren Rangunterschied zwischen lebhaftem Temperament und tiefem Gefühl, spielendem Witz und philosophischer Satire, gefälliger Ideenunterhaltung und dichterischer Begeisterung der Einbildungskraft. Jene Eigenschaften seien für den Weltmann, diese für den wahren Künstler kennzeichnend. Und wer unter den Schauspielern nur jene, nicht diese Gaben hat, den nennt Q. einen Theateradonis. Aus solchen Angaben schon erkennt man, daß Q. bei bestem Willen und gutem Wissen im praktischen Bühnenleben nicht durchdringen konnte.

Vgl. 26. Bericht des historischen Vereins in Bamberg, 1863, S. 192. — W. Dammerlein, Geschichte des Würzburger Theaters. Würzburg 1853, S. VII. — F. E. Hysel, Nürnberger Theatergeschichte, Nürnberg 1863. — Persönliche Mitth. von Alwill Raeder. Paul Schlenther.

Quandt: Johann Jacob Q., geboren in Königsberg in Preußen am 27. März 1686, D. th., ord. Prof. der Theologie und Generalsuperintendent daselbst, † am 17. Jan. 1772; vgl. Winer, Hdb. der theol. Lit. II, 718. — Er schrieb eine „Exercitatio rabbinico - talmudica de atramento Hebraeorum", 1713 (vgl. zur Sache Eichhorn, Repert. der bibl. u. morgenl. Lit. Bd. 2 S. 140—151); außerdem eine lateinische Abhandlung über die Bilder, welche den heil. Geist in der Gestalt eines schönen Jünglings darstellten (s. den Titel bei Winer I, 637). Siegfried.

Quandt: Johann Gottlob v. Q., ein durch seine Kunstsammlungen und einige litterarische Arbeiten bekannt gewordener Kunstfreund, geboren in Leipzig am 9. April 1787, † in Dresden am 19. Juni 1859, war ein Sohn des reichen, 1818 verstorbenen Leipziger Kaufmanns Johann Gottlob Q. und wuchs in seiner Vaterstadt unter Verhältnissen auf, welche ihn zwar an der Erreichung des Vorzugs einer streng fachmännischen Ausbildung hinderten, doch aber sein auf natürlicher Anlage beruhendes feines Kunstgefühl frühzeitig weckten und ihm selbst zum Bewußtsein brachten. Besonders war es der Unterricht seines Erziehers Friedrich Rochlitz und der Verkehr mit einem dem väterlichen Hause befreundeten Chevalier de Renty, was diese Wirkung auf ihn ausübte. Ausgedehnte Reisen und der Umgang mit vielen trefflichen Künstlern vollendeten später die Entwicklung seines Kunstsinns in solcher Weise, daß er als Kenner älterer und Pfleger zeitgenössischer Kunst zu hohem Ansehen und wirksamem Einfluß gelangte. Daneben zeigten ihn seine zahlreichen und sehr verschiedenartigen, nur theilweise der Kunstforschung gewidmeten schriftstellerischen Versuche als einen Mann von vielseitigen geistigen Interessen, dem namentlich auch eine Neigung zu philosophischer Betrachtung der Dinge eigen war. In letzterer Beziehung findet man erwähnt, daß der Professor Karl Friedrich Richter, nachmaliger Oberpfarrer in Schneeberg, bestimmend auf seine Geistesrichtung einwirkte.

Zu den Erinnerungen, welche sich an Quandt's Namen knüpfen, gehört, daß es ihm vergönnt war, mit Goethe in Beziehungen zu treten. Als Q. im J. 1815 in den Dachräumen der beiden Hauptkirchen Leipzigs einige werthvolle altdeutsche Bilder entdeckt hatte, über welche er selbst in Nr. 121 ff. der Zeitung für die elegante Welt d. J. berichtet, veröffentlichte Goethe, der von ihm Durchzeichnungen der schönsten Köpfe in diesen Bildern erhalten hatte, in Nr. 69 des Morgenblatts vom 22. März 1815 den kleinen Aufsatz „Nachricht von altdeutschen in Leipzig entdeckten Kunstschätzen". Die erste persönliche Begegnung zwischen Q. und Goethe hatte schon 1808 in Karlsbad stattgefunden; 1820 und nochmals 1830 wurde Goethe von Q. in Weimar selbst aufgesucht, und nach der 1828 erfolgten Begründung des Sächsischen Kunstvereins entspann sich, durch Angelegenheiten dieses Vereins veranlaßt, zwischen beiden ein reger Briefwechsel.

Ueber einige der von Q. unternommenen größeren Reisen, namentlich über seine erste Reise nach Italien und seine Reisen nach Schweden, Südfrankreich und Spanien, geben besondere von ihm verfaßte Schriften Nachricht, in denen er seine gesammelten Beobachtungen und Ergebnisse mittheilt. Eine zweite Reise nach Italien, die er 1819 in Begleitung seiner Gattin, einer Tochter des bekannten Schriftstellers August Gottlieb Meißner, unternahm, gewann durch einen längeren Aufenthalt in Rom, seinen Verkehr mit den damals dort vereinigten deutschen Künstlern und die hiermit in Zusammenhang stehenden Bereicherungen, welche seinen Kunstsammlungen an Werken lebender Künstler zutheil wurden, für ihn eine besondere Bedeutung.

Nachdem er im J. 1820 in die Heimath zurückgekehrt war, hielt er sich abwechselnd in Leipzig und Dresden auf, bis er sich 1823 für die Dauer in letzterer Stadt niederließ, in deren Nähe er 1830 das Rittergut Dittersbach kaufte. Im J. 1820 war ihm der Adel verliehen worden. Indem er 1836 zum Mitgliede des an Stelle eines Generaldirectors der Akademien zu Dresden und Leipzig neu eingesetzten akademischen Rathes in Dresden, außerdem auch zum Mitgliede der Dresdner Galeriecommission ernannt wurde, erlangte er auf die Verwaltung der Kunstangelegenheiten des sächsischen Staates auch einen amtlichen Einfluß. Die überaus werthvollen Sammlungen an Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen, welche er während eines langen Lebens zusammengebracht und theilweise in von ihm selbst herausgegebenen Katalogen beschrieben hatte, wurden nach seinem Tode aufgelöst und verkauft, doch bilden die Frescomalereien in dem Thurmbau zu Schönhöhe bei Dittersbach und die Sculpturen im Park des Dittersbacher Schlosses, unter den letzteren Ernst Rietschel's gewöhnlich als Nymphe bezeichnete Statue eines Mädchens, noch jetzt ein rühmliches Denkmal seines liebe- und verständnißvollen Eifers für die Kunst.

Berliner Kunst-Blatt hggb. von E. H. Toelken 1828 Mai S. 135—138. — Archiv für die zeichnenden Künste hggb. von R. Naumann, 3. Jahrg. 1857 S. 39. — J. K. Seidemann, Ueberlieferungen zur Geschichte von Eschdorf, Dittersbach und Umgegend, Dresden 1860, S. 157—161. — Verzeichniß der von J. G. v. Quandt hinterlassenen Gemälde-Sammlung alter und neuer Meister, Dresden o. J. — Catalog der von J. G. v. Quandt hinterlassenen Originalhandzeichnungen, Leipzig 1860. — W. Freiherr v. Biedermann, Goethe und Leipzig, Th. 2, Lpz. 1865, S. 176—178. — Derselbe, Goethe und Dresden, Berlin 1875, S. 133—140. — Herm. Uhde, Goethe, J. G. v. Quandt und der Sächsische Kunstverein, Stuttgart 1878. — Fr. Strehlke, Goethe's Briefe, Th. 2, Berlin 1884, S. 51—54, 514. — Goethe-Jahrbuch hggb. von L. Geiger, Bd. 6, Ffk. a. M. 1885, S. 138—141. — J. Schnorr von Carolsfeld, Briefe aus Italien, Gotha 1886.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Quandt: Johann Ludwig Q., evangelischer Geistlicher und Geschichtsforscher, geboren am 22. September 1801 in Stettin, † 7. (5.?) Juli 1871 in Persanzig bei Neustettin. Sein Vater war preußischer Unterofficier, die Mutter nahm während der Feldzüge 1806 und 1807 ihren Aufenthalt in Greifenhagen a. O., wo der Knabe bis zum 14. Jahr die Stadtschule besuchte. Dann trat er in das Gymnasium zu Stettin ein; Ludwig Giesebrecht war daselbst sein Lehrer, nahm ihn 1818 auch in sein Haus auf und übte den größten Einfluß auf des Jünglings Geistes- und Gemüthsrichtung, so daß er ihm Freund wurde und blieb. 1820 bezog Q. die Berliner Universität, um Theologie zu studiren, im December 1823 machte er das erste, im April 1824 das zweite Examen. Am 5. Juli 1824 wurde er ordinirt und in das Pfarramt zu Hasenfier, Synode Ratzebuhr in Hinterpommern berufen. 1836 kam er aus dieser ländlichen Abgeschiedenheit als Superintendent nach Rügenwalde und 1849 zu gleichem Amt nach Persanzig, wo er 4 Kirchen zu bedienen und 10 Schulen zu beaufsichtigen hatte. Hochgeehrt auch von kirchlich und politisch anders Gesinnten starb er daselbst am 7. (5. ?) Juli 1871 an einem Herzleiden. Seine letzte Predigt hatte er am Friedensfeste gehalten. Quandt's theologische Richtung war confessionell und bis zu seinem Tode war er Leiter der lutherischen Conferenz in Cöslin. Seinem nur auf die Wissenschaft gerichteten Sinn waren die mit der Verwaltung der Superintendentur verbundenen Formalien wenig sympathisch, überhaupt war er im äußeren Leben unpraktisch, dagegen durchaus praktisch im Predigtamt und in der Seelsorge, wenngleich er vorzugsweise in der Studierstube lebte. Seine wissenschaftlichen Forschungen erstreckten sich über verschiedene Gebiete: gern und viel beschäftigte er sich mit der älteren Geschichte Pommerns; seine dahin gehenden Arbeiten sind in den „Baltischen Studien", sowie in zahlreichen Anmerkungen zum Codex dipl. Pom. von Hasselbach-Kosegarten enthalten. Nach seinem Tode erschienen „Chronologisch-geographische Beiträge" (hrsg. von Dieckmann, Gütersloh 1872—73), enth. Abhandlungen über die Zeitbestimmungen in den Evangelien, über israelitische Chronologie und über Judäa im Jahrh. vor und nach Christi Geburt. Auch Quandt's hymnologische Kenntnisse waren nicht unbedeutend. Sein genialer Geist fand Erholung in diesen Studien, und es ist anzuerkennen, daß in Schilderung verwickelter Zustände er oft das Richtige spielend traf, andrerseits aber litt unter der Vielseitigkeit die Tiefe und Gründlichkeit. Seit Juli 1824 war Q. verheirathet mit Charlotte Louise Stoltenburg, Tochter eines Brauers und Brenners von der Unterwiek in Stettin, † am 16. März 1856 in Persanzig, einer hochgebildeten Frau, mit feinem Verständniß auf die wissenschaftlichen Neigungen des Gatten eingehend. Der Ehe entstammten 8 Töchter, von denen 5 den Vater überlebten; eine derselben, Clara, Leiterin einer höheren Töchterschule in Neustadt in Westpreußen, hat sich als Verfasserin der Romane „Die Polen in Danzig" und „Johannes Knade" einen Namen gemacht.

Baltische Studien XXIV; Nachr. aus der Familie. v. Bülow.

Quante: Bernhard Q., geboren am 13. December 1812 zu Coesfeld (in Westfalen), wurde am 4. März 1835 in Münster zum Priester geweiht und wirkte 11 Jahre lang (1840—1851) als Schulrector in Rees (am Niederrhein). Von dort wurde er vom Bischofe Johann Georg Müller nach Münster berufen, um die Reform des Kirchengesanges in die Hand zu nehmen. Nach längeren Studien in Rom und Regensburg (unter Proske und Mettenleiter) wurde er im Jahre 1855 zum Chordirector an der Kathedrale in Münster ernannt. Unter der energischen Beihülfe seines kunstsinnigen Bischofes gelang es ihm, sowol auf dem Gebiete des mehrstimmigen Gesanges als auch ganz besonders für den gregorianischen Gesang und dessen würdige Reproduction bahnbrechend zu wirken. Etwas Idealist, wußte er als Lehrer ungemein anregend und begeisternd auf

seine Schüler einzuwirken, fand sich aber auch in manchen Erwartungen enttäuscht. Das von ihm errichtete Kirchenmusik-Internat (Collegium Gregorianum) mußte schon im Jahre 1863 wegen Mangels an Subsistenzmitteln aufgelöst werden. Im darauf folgenden Jahre war Q. schon ein gebrochener Mann, so daß die Behörde sich veranlaßt fand, ihm in der Person des Friedrich Schmidt (jetzigen Domchordirectors) einen Gehülfen zur Seite zu stellen. Im J. 1868 schied Q. vollständig aus dem Chordienste an der Kathedrale aus und verbrachte seine letzten Lebensjahre im Hospital der Franziskanessen zu St. Mauritz (bei Münster), woselbst er am 7. October 1875 starb. Edirt hat er 1) „Caecilia, Sammlung lateinischer Kirchengesänge für Männerchor". Münster, Coppenrath. 2) „Zur Reform des Kirchengesanges. I. Das Gregorianische System". Münster 1867. (Die übrigen intendirten Hefte sind nicht mehr fertig geworden; auch nicht im Manuscript). Einzelne Compositionen, die er selbst als „Durchgangsarbeiten" bezeichnete, sind ungedruckt geblieben. Zu Oberhoffer's Caecilia (Trier) lieferte er manchen werthvollen Beitrag. Wilh. Bäumker.

Quanter: Karl Aug. Ludw. Q., Schauspieler, geb. am 8. October 1805 zu Berlin, † am 29. Juni 1876 zu Dresden, wo er 21 Jahre lang (1842—63) beim königl. Hoftheater das sog. Charakterfach vertreten hat. Die Dürftigkeit seiner frühverwittweten Mutter hinderte den Knaben nicht, auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster und dann auf der Universität seiner Vaterstadt sich eine gediegene wissenschaftliche Bildung anzueignen. Seinen Zweifeln, ob er sich der Mathematik oder dem Baufach widmen solle, machte der Enthusiasmus fürs Theater ein Ende. Er gab seine Studien wie seine Hauslehrerthätigkeit auf, und nachdem er in der Privattheatergesellschaft „Urania" sich vorgebildet hatte, begann er 1824 ein Wanderleben durch kleine Städte Pommerns, Posens und Westpreußens. Zu Posen, wo er anfing, spielte er u. A. den Holberg-Kotzebue'schen politischen Kannengießer, zu Anklam u. A. den Wurm in „Kabale und Liebe". Auch das Königstädtische Theater in Berlin zählte ihn kurze Zeit zu den Seinen. Sichern Boden fand er zunächst 1827 im Stadttheater zu Magdeburg, wo er theilweise die Regie führte. Hier vermählte er sich am 20. April 1829 mit der Soubrette Therese Dietrich († am 18. Novbr. 1833). Eine zweite Ehe schloß er am 20. April 1836 in Kassel, wo er von 1833—41 dem kurfürstlichen Hoftheater als erster Intrigant und Charakterdarsteller angehörte. Verhandlungen mit dem Hoftheater zu Braunschweig, die mit einem erfolgreichen Gastspiel daselbst verbunden waren, scheiterten an der Unlust des hessischen Kurfürsten, diesen Künstler zu entlassen. Doch konnte Q. dadurch nicht verhindert werden, als Nachfolger Pauli's nach Dresden zu gehen. Hier hat er, ein ungewöhnlich zurückhaltender und stolz-bescheidener Künstler, lange in friedlicher Gemeinschaft mit den ersten Schauspielern Deutschlands gewirkt. Mit Friedrich Porth theilte er sein Rollenfach. Er zeichnete sich als Richard III. und Franz Moor, als Vansen und Wurm, als Jago und Shylock, als Mephisto und Ludwig XI. aus. Auch biderbe Charaktere, wie Stauffacher im „Tell", lagen im Gebiet seines Könnens. Seine stattliche Erscheinung, sein fein geschnittener Kopf, vor allem ein ungewöhnlich klangvolles Organ wiesen ihn auf den rhetorisch-pathetischen Darstellungsstil, der im Dresdener Hoftheater unter dem Einflusse Emil Devrient's üblich war. Der Wohllaut seiner Stimme brachte in einer Chorführerrolle der „Braut von Messina" die vollste Wirkung hervor. Vermöge seiner geistigen und künstlerischen Bildung suchte Q. stets den Charakter im Ganzen zu erfassen, ohne viel Werth auf die Ausarbeitung der Einzelheiten zu legen. Er zeichnete in großen Zügen; darum war er im hohen classischen Drama heimischer, als im bürgerlichen Stück, wo er mehr das Rührende, als das Komische begünstigte, obwol er auch einem Piepenbrink gerecht werden konnte. Heftig beunruhigt wurde dieser strenge, gemessene Künstler durch das verblüffende

Erscheinen Bogumil Dawison's in Dresden. Dieser zeigte dem Publicum mit fortreißender Leidenschaft einen ganz andern Franz und Richard, und das Publicum ließ sich fortreißen. Q. mußte dem genialen Wildling eine Rolle nach der andern abgeben. Das verstimmte ihn tief und steigerte seine Kränklichkeit. Auch als Dawison's unruhiger Geist längst wieder fort war, konnte Q. seine alte Wirksamkeit nicht mehr ganz aufnehmen, und 1863 zog er sich, fast erblindet, ins Privatleben zurück. Auch hier traf ihn zuletzt die Härte des Schicksals: seine Frau litt jahrelang an schwerem Siechthum, sein jüngster Sohn fiel im amerikanischen Duell. Mit Dingelstedt, dem er von Jugend auf eng befreundet war, hat er jahrelang in regem Briefwechsel gestanden. Q. genoß bis zu seinem Tode eine durch königliche Gunst wesentlich erhöhte Pension. Seine Tochter Marie ist noch gegenwärtig ein Mitglied des Dresdener Hoftheaters.

Vgl. Blum-Herloßsohn-Marggraff, Allg. Theaterlexikon und in Gabriel's und Rößler's Tage-Buch der kgl. sächs. Hoftheater zu Dresden vom Jahre 1876, S. 904, den Nachruf Karl Koberstein's. — Mitth. aus der Familie.

Paul Schlenther.

Quantz: Johann Joachim Q., Flötenvirtuos und Lehrer Friedrich's II. von Preußen. Er stammte aus einer Handwerkerfamilie, der Vater war Hufschmied in Oberscheden im Hannöverschen, einem Dorfe zwischen Göttingen und Münden und dort wurde auch Q. am 30. Januar 1697 geboren. Der Vater scheint zur Musik keine Neigung gefühlt zu haben; auch die Anverwandten waren zum Theil Schmiede, doch Quantz' ältester Bruder trieb Musik zum Zeitvertreib und verdiente sich auch gelegentlich bei Hochzeiten und Tanzvergnügungen ein Stück Geld damit. Der kleine Joachim war des Bruders treuer Begleiter und hatte es mit acht Jahren schon so weit gebracht, die kleine Baßgeige spielen zu können. Nach des Vaters Wunsch sollte er Schmied werden und mußte bereits trotz seiner Jugend schon fleißig in der Schmiede helfen. 1702 starb seine Mutter und 1707 sein Vater und der zehnjährige Knabe stand als Waise da und sollte nun, ein Hercules am Scheidewege, wählen, ob er bei seinem Ohm, einem Schneider in Merseburg, dessen Handwerk erlernen, oder nach dem Wunsche einer Tante, einer Predigersfrau in Lautereck in der Pfalz, studieren sollte, oder aber in Merseburg bei einem anderen Onkel, der dort Stadtmusikus war, dessen Handwerk erlernen. Q. erzählt nun in seiner Autobiographie (gedruckt in Marpurg's Historisch-kritischen Beyträgen zur Aufnahme der Musik. Berlin 1754, Bd. 1 p. 197), daß er ohne langes Besinnen sich zu letzterem entschloß und in Gemeinschaft seiner Schwester zum Onkel Justus Quantz nach Merseburg übersiedelte, um ein rechtschaffener Musikus zu werden. Justus Quantz oder Quantus, wie er sich nannte, war seit 1690 vom Magistrat der Stadt Merseburg zum Stadt- und Kunstpfeifermeister ernannt worden. In damaliger Zeit war die öffentliche Ausübung der Musik noch an genaue Gesetze gebunden und wer diese überschritt, wurde bestraft. Die Instrumentisten bildeten an jedem größeren Orte eine geschlossene Gilde mit ihrem Meister an der Spitze, der unter Aufsicht der Stadtverwaltung stand und von ihr einen geringen Jahressold erhielt, wofür er an bestimmten Festtagen vom Thurme einen Choral blasen mußte. Alle übrige Musik, bei Festlichkeiten, beim Tanz, bei Aufzügen wurde ihm besonders honorirt und er allein hatte das Recht, mit seinen Gesellen überhaupt öffentlich Musik zu machen. Wer ihm in das Recht eingriff, wurde verklagt und bestraft. Die Cantoren, Organisten und Musikdirectoren dagegen waren akademisch gebildete Philologen und Theologen, die als ersten Posten gern eines dieser Aemter annahmen, um dann später als Rector, Prediger oder anderweitig eine höhere Stellung einzunehmen. Sehr oft war der Cantor zugleich Organist und hatte an der lateinischen Schule außerdem noch als 4.

Lehrer zu wirken, wo er im Latein, Gesang und in anderen Fächern zu unterrichten hatte. Die bürgerliche Stellung trennte schon von selbst diese beiden Kategorien von Musikern und vereinten sie sich einmal, so geschah es zum Behufe der Aufführung eines größeren Gesangswerkes. In anderem Verhältniß befand sich eine Hofcapelle, oder eine Operntruppe, doch war auch hier jedes Amt gesetzlich geschieden. — Q. wurde also Stadtpfeifer und erlernte sämmtliche damals gebräuchlichen Instrumente in handwerksmäßiger Weise. Trompete und Oboe waren seine Hauptinstrumente, auf denen er nach eigener Aussage sich eine tüchtige Fertigkeit erworben hatte und bei Aufführungen oft als Solobläser auftrat. Ein unermüdlicher Drang, sich zu vervollkommnen und in die Geheimnisse der eigentlichen Kunst zu dringen, ließ ihn keine Gelegenheit versäumen, sich dieselben zu erschließen. Der Schwiegersohn seines Onkels, Johann Friedrich Kiesewetter, hatte sich durch Fleiß und Geschicklichkeit bis zum Stadtorganisten in Merseburg heraufgearbeitet und bei ihm erlangte Q. die ersten Kenntnisse des Generalbasses und der Musiktheorie, so daß er schon in seinen Lehrlingsjahren, die damals sechs Jahre währten, kleine Compositionen aufsetzte. Noch anderthalb Jahre dem Stadtpfeifer als Geselle verpflichtet, wurde er endlich im Jahre 1714 frei. In Merseburg residirte damals Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen, der sich eine Kapelle hielt und zur Verstärkung derselben oft einige Stadtpfeifer hinzuzog. Hier lernte Q. die damals berühmten Werke von Italienern, Franzosen und Deutschen kennen, und da sein Meister, ein gewisser Fleischhack, der nach dem Tode des Justus Q. (1708) sein Nachfolger wurde, ein guter Violinist war und sich stets die neuesten Compositionen für sein Instrument schicken ließ, wie die von Biber, Walther, Albicastro, Corelli, Telemann u. a., so hatte Q. vollauf Gelegenheit, sich nach allen Seiten hin auszubilden. Sein nächstes Streben ging nun dahin, in Dresden eine Stellung zu erlangen, da Dresden damals durch seine Kurfürsten-Könige das gelobte Land der Künste geworden war. In Dresden vereinten sich die ersten Künstler der ganzen Welt und der Fremdenzufluß machte es zu einer Stadt ersten Ranges. Die Festlichkeiten wetteiferten an Pracht und Mannigfaltigkeit mit denen des Kaiserlichen Hofes. Q. schnürte also 1714 sein Ränzchen und kam nach Dresden, fand aber keine Stellung, und da das Reisegeld wohl knapp war, ging er bis Radeberg, wo ihn der Stadtmusikus Knoll in Dienst nahm; doch schon zu Johanni mußte er weiter wandern, denn eine Feuersbrunst hatte das Städtchen in wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt. Er kam nun nach Pirna zum Stadtmusikus Schalle, einem intelligenten Manne, der sich mit dem Dresdener Stadtmusikus Heine in Verbindung gesetzt hatte und demselben mit seinen Gesellen bei großem Andrange von Festlichkeiten aushalf. Q., als geschickter Instrumentist, der auf Streich- und Blasinstrumenten Tüchtiges leistete, wurde von Heine oft begehrt und so entspann sich, durch ein gütiges Geschick begünstigt, die Verbindung mit Dresden, und das Ziel seiner Wünsche schien in nicht allzuweiter Ferne zu liegen. Bei Heine lernte er auch die Violinconcerte von Vivaldi kennen, die damals ihren Weg durch die Welt machten und als das Höchste und Bedeutendste in der damaligen Kunst geschätzt wurden. Die Instrumentalmusik hatte lange zu kämpfen, ehe sie zu einer einheitlich periodisch gegliederten Satzform gelangte und bis sie aus dem Wechsel von Motiv zu Motiv endlich ein Hauptmotiv oder Thema an die Spitze stellte und dies in strenger oder freierer Weise als Fuge behandelte. Das Streben, ein inneres Seelenleben dabei zum Ausdrucke zu bringen, ging in der kunstvollen Form meistens völlig unter, ebenso kam nur selten das melodische Element zur Geltung. Der Verstand ergötzte sich dabei mehr als das Gefühl. In diesem Stadium befand sich die Instrumentalmusik, als Vivaldi, der größte Violinvirtuose seiner Zeit, auftrat. Bestrebt, die

Klangwirkung und technische Seite der Violine zur Hauptsache zu machen, löste er in seinen Compositionen die strenge Form in ein leichteres, gefälligeres Spiel auf, welches sich durch ein ungemein frisches und lebhaftes Temperament auszeichnete. Der Eindruck auf das Publicum war ein ungeheurer, dem sich selbst die Künstler nicht entziehen konnten. Wissen wir doch von Seb. Bach, daß er einige 20 Concerte Vivaldi's, um sich mit dem Stile bekannt zu machen, für Clavier arrangirte und dann selbst ein „italienisches Concert" für Clavier schrieb, welches in Form und Ausführung sich mit den Vivaldi'schen deckte. Wenn sich schon ein Bach der Wirkung des neuen Stiles nicht entziehen konnte und wollte, wie berückend muß er dann erst auf die Geister geringeren Werthes gewirkt haben! Q. ward, wie er in seiner Selbstbiographie schreibt, von den Vivaldi'schen Concerten dermaßen gefesselt, daß er sich viele davon abschrieb und dann Vivaldi's Manier nachzuahmen sich bemühte. — Obgleich er dem erwünschten Ziele nun so nahe war, denn der Dresdener Stadtpfeifer Heine hatte ihm erklärt, er werde ihn in Dienst nehmen, mußte er dennoch infolge eines früher gegebenen Versprechens noch anderthalb Jahre seinem ersten Dienstherrn in Merseburg dienen, ehe er endlich im März 1716 seinen höchsten Wunsch erfüllt sah. Er war von dem Gedanken, nur in Dresden könne er etwas Tüchtiges lernen, so durchdrungen, daß er zwei vortheilhafte Anerbietungen von kleinen Fürstenhöfen ausschlug. Hier hatte er nun endlich Gelegenheit, die damaligen Virtuosen an der Hofcapelle zu hören und dieser einstmals selbst anzugehören, wurde nun sein innigstes Bestreben. Eine dreimonatliche Hoftrauer 1717, in der jede öffentliche Musik verboten war, benutzte er zu einer Reise nach Wien, wo er von dem jungen Zelenka, der bei Fux studirte, Anweisung im Contrapunkte in der Octave erhielt. In der Weise mußte er sich sein Wissen zusammenbetteln. Beim Reformationsjubelfeste in Dresden hatte er in der Kirche eine Arie mit concertirender Trompete zu begleiten und erregte damit ein solches Aufsehen bei den Hofcapellmitgliedern, daß der Hofcapellmeister Schmidt seine Anstellung in der kurfürstlichen Capelle beantragte. Da man damals (1718) gerade mit der Bildung der polnischen Capelle in Warschau beschäftigt war — seit 1709 nach der Schlacht bei Pultawa war der Kurfürst August II. wieder in den Besitz Polens gelangt und residirte zeitweise in Warschau — so erhielt Q. dort die Stelle eines Oboisten mit 150 Thlr. Gehalt und freier Wohnung und war abwechselnd in Warschau und Dresden, je nach dem Aufenthaltsorte des Kurfürsten-Königs. Da er hier aber sehr bald bemerkte, daß er sich weder als Oboist noch als Violinist unter so tüchtigen Virtuosen auszeichnen könne, da diese beiden Instrumente gerade vorzüglich besetzt waren, so nahm er die bis dahin nur nebenbei behandelte Flûte traversière vor, die zwar damals an der Hofcapelle durch den berühmten Buffardin vertreten war, im Uebrigen aber noch keine so allgemeine Verbreitung gefunden hatte. Buffardin ließ sich herbei, ihm während vier Monaten Unterricht zu ertheilen, in denen er besonders dessen Art, geschwinde Sachen zu spielen, sich aneignete. — Die Flûte traversière, Flauto traverso, oder Querflöte, heute kurzweg Flöte genannt, unterschied sich damals von der älteren und gebräuchlicheren Schnabelflöte, kurzweg Flauto oder Flûte à bec, auch Block- oder Plochflöte genannt. Die Querflöte, Flûte traversière, ist die alte Schweizerpfeife, die in Frankreich verbessert und ins Orchester eingeführt, etwa um 1700 in Deutschland bekannt wurde. Ihre Stimmung stand in d und reichte vom eingestrichenen d bis 4 Octaven herauf mit allen Halbtönen. Sie hatte 6 Tonlöcher und eine Klappe. Q. führte noch eine zweite Klappe um 1726 ein, um den enharmonischen Unterschied zwischen ♭ und ♯ hervorzubringen, doch klagt er noch 1752 in seinem Versuch einer Anweisung die Flûte traversière zu spielen, daß man von der zweiten Klappe noch selten Gebrauch

mache. Heute hat die Flöte sieben Tonlöcher und eine größere Anzahl Klappen, die je nach dem Fabrikanten und dem Systeme variiren. — Q. fand an dem Capellmitgliede J. G. Pisendel (s. A. D. B. XXVI, 182), einem Schüler Vivaldi's und einem der bedeutendsten damaligen Violinisten, einen väterlichen Freund, der ihm besonders in musikalischer Hinsicht von großem Nutzen war. Die deutschen Künstler suchten in damaliger Zeit ihre Bildung von Paris und Italien zu holen und es bildete sich dadurch unter den deutschen Componisten der sogenannte gemischte Stil aus, d. h. man nahm Lully's Manier in seiner Balletmusik und suchte sie mit der Vivaldi'schen Compositionsweise zu vereinigen. Georg Muffat in seinem Drucke von 1701 „Auserlesene mit Ernst und Lust gemengte Instrumentalmusik" giebt uns über diesen gemischten Stil im Vorwort die gewünschte Auskunft und auch Q. spricht in seiner Flötenschule noch 1752 davon, indem er Seite 332 sagt: „Wenn man aus verschiedener Völker ihrem Geschmacke in der Musik mit gehöriger Beurtheilung das Beste zu wählen weiß, so fließt daraus ein vermischter Geschmack, welchen man, ohne die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten, nunmehr sehr wohl den deutschen Geschmack nennen könnte: nicht allein weil die Deutschen zuerst darauf gefallen sind, sondern auch, weil er schon an verschiedenen Orten Deutschlands eingeführt worden ist und noch blühet, auch weder in Italien, noch in Frankreich, noch in anderen Ländern mißfällt." — Quantz' eifriges Bestreben war von den leitenden Persönlichkeiten der Hofcapelle nicht unbeachtet geblieben und man stellte ihm bereits 1722 in Aussicht, daß er auf Kosten des Kurfürsten nach Italien zur weiteren Ausbildung geschickt werden würde, sobald sich eine günstige Gelegenheit biete; auch seinen Gehalt erhöhte man von 150 auf 216 Thlr. — Keine Gelegenheit versäumend, seinen künstlerischen Gesichtskreis zu erweitern, unternahm er im Juli 1723 in Gesellschaft des sächsischen Lautenisten Weiß und des späteren preußischen Capellmeisters Graun eine Wanderung nach Prag, wo bei der Krönung Karl's VI. unter freiem Himmel eine Oper von Fux aufgeführt werden sollte. Um die Oper recht genau kennen zu lernen, ließen sich alle drei als Orchestermitglieder anwerben und machten in der Weise alle Proben mit. Auch den berühmten Violinisten Tartini hörte er in Prag. Ob dieser und Vivaldi unter den beiden Violinisten gemeint sind, die er in seiner Anweisung Seite 309 in so scharfer Weise vornimmt, ist schwer zu entscheiden, da er aber Torelli, Corelli und Albinoni mit Namen nennt, so bleiben eigentlich nur die beiden obigen übrig, denen er zwar als Virtuosen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, im Uebrigen aber sie einer scharfen Kritik unterzieht. Von Vivaldi sagt er z. B., „zuletzt aber verfiel er durch allzuvieles und tägliches Componiren und besonders da er anfing, theatralische Singmusiken zu verfertigen (Vivaldi componirte Opern allerdings erst im späteren Lebensalter) in eine Leichtsinnigkeit und Frechheit, sowohl im Setzen als Spielen, weswegen auch seine letzteren Concerte nicht mehr so viel Beifall verdienten als die ersten."

Endlich im J. 1724 erhielt er vom Kurfürsten-König die Erlaubniß, in dem Gefolge des polnischen Gesandten am römischen Hofe, des Generals Grafen von Lagnasco, nach Italien zu gehen. Am 11. Juli langte er in Rom an, und die Begierde, alles in sich aufzunehmen, nichts zu versäumen, überstieg schließlich seine physischen Kräfte und warf ihn auf Wochen auf's Krankenbett. Q. war von großer und starker Statur, doch er hatte sich hier in den heißen Monaten zu viel zugemuthet. Wieder genesen, war es seine nächste Sorge, bei dem berühmten Francesco Gasparini Unterricht im Contrapunkt zu nehmen. Gasparini war ein vielseitig gebildeter Mann und genoß einen großen Ruf. Sein 1683 erschienenes theoretisches Werk: L'armonico prattico erlebte bis 1802 sieben Auflagen, außerdem war er als Opern- und Kirchencomponist geschätzt

nd außerordentlich fruchtbar. Nach einem halbjährigen Cursus bei ihm erklärte der Meister, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, „es wäre denn, daß r sich auf die Singcomposition legen wolle“ (wie Q. in seiner Selbstbiographie chreibt), „wozu ich aber keinen Beruf in mir fühlte“. Q. fährt dann fort: „ich etzte nun fleißig Soli, Trios und Concerte und suchte darinnen jene Steifigkeit, die bisher meinen Schularbeiten angeklebt hatte, zu vermeiden, und mehr für die Ohren als für die Augen zu setzen“. Es ist bewundernswerth an Q., mit welcher Klarheit und Ueberlegung er seinen Lebensweg geht, der durch äußere Umstände bedingt, doch so mühsam und krumm war. Ohne Schulbildung, ohne Geldmittel, zeigt er eine Geduld und ein Ausharren, biegt nie vom eingeschlagenen Wege ab, läßt sich durch keine Anstellung an kleinen Hofkapellen verlocken, wo er sich sobald eine angesehene Stellung verschaffen konnte, da er sich sagte: hier kannst du nichts hinzulernen. Der Drang nach Letzterem ließ ihn jede Schwierigkeit überwinden und kein Opfer war ihm zu groß für diesen Zweck. — Von Rom reiste er 1725 nach Neapel, woselbst er den späteren sächs. Hofcapellmeister Hasse kennen lernte, der bei Alessandro Scarlatti Contrapunct studierte. Q. zog auf die Stube des deutschen Kunstgenossen, der wenige Jahre später sein Oberhaupt werden sollte und hielt gute Kameradschaft mit ihm. Hasse wollte sich gegen den um wenige Jahre älteren Commilitonen auch verdient machen und fragte bei seinem Lehrer an, ob er ihm einen deutschen tüchtigen Flötisten und Componisten vorstellen dürfe. Die Antwort von Scarlatti ist für den Italiener sehr charakterisirend: „Mein Sohn, sagte er, ihr wisset, daß ich die blasenden Instrumentisten nicht leiden kann, denn sie blasen alle falsch.“ Demohngeachtet ließ Hasse nicht ab, bis er die Erlaubniß erhielt, ihn einzuführen. Und nun gewann Q. durch seinen Vortrag die Gunst des großen Componisten in so hohem Grade, daß derselbe nicht allein ein paar Flötensoli für ihn componirte, sondern ihn auch in mehreren vornehmen Häusern bekannt machte. Ich lasse nun Q. selbst die folgende Episode seines Lebens erzählen, die so echt neapolitanisch ist. „Unter diesen Häusern befand sich auch dasjenige der Marchesa, zu welcher ich in jeder Woche einige festgesetzte Stunden kommen mußte, um ihr einige Sonaten vorzuspielen, wozu sie auf dem Flügel accompagnirte, um sich im Generalbasse zu üben. Eines Tages wurden wir während dieser musikalischen Uebungen von dem spanischen Gesandten überrascht, der sich aber während einem kurzen Gespräche mit mir, gar nichts von Eifersucht merken ließ, außer daß er mich von Kopf bis auf die Füße betrachtete. Ich argwöhnte auch nichts, bis ich nach einigen Tagen Abends in einem Miethwagen aus einem Concerte fuhr und eine Kugel quer durch den Wagen sauste. Auf einmal fiel mir der spanische Gesandte ein. Ich packte in Eile ein und verließ am 23. März Neapel, ohne von der schönen Marchesa Abschied zu nehmen.“ Er ging wieder nach Rom, um dort die Feierlichkeiten der Charwoche kennen zu lernen, hielt sich bis October daselbst auf und erbat sich vom Gesandten Graf von Lagnasco dann auf längere Zeit Urlaub, um die Welt kennen zu lernen. Er ging nun über Florenz nach Bologna, Ferrara, Padua nach Venedig, überall Bildungsstoff in sich aufnehmend, von da über Modena, Reggio, Parma nach Mailand und Turin und endlich über Lyon nach Paris, wo er am 15. August 1726 eintraf. Er fand das dortige Orchester nach seiner Meinung schlecht und die Operncompositionen armselig. Nur wenige Virtuosen, wie Fortcroix, Marais, Guignon, Battiste, Blavet und Naudot schienen ihm bemerkenswerth. Dennoch hielt er sich das Jahr über dort auf und in diese Zeit fällt auch seine erste Verbesserung der Flöte, indem er eine zweite Klappe hinzufügte (siehe oben). Eine spätere Verbesserung betrifft den Ein- und Ausschiebekopf, auch Pfropfschraube genannt, vermittelst dessen man dieselbe ohne Wechsel der

Mittelstücke und ohne der Stimmung Eintrag zu thun, um eine kleine Secunde höher oder tiefer stellen kann. Obgleich er von seiner vorgesetzten Behörde Anfang 1727 Befehl erhielt, nach Dresden zurückzukehren, konnte er es doch nicht unterlassen, als Schlußstein der Reise auch England zu besuchen und den großen Händel zu hören und zu sehen. Am 20. März kam er in London an und hatte die Freude, unter Händel's Leitung ein meist aus Deutschen bestehendes, vortrefflich geschultes Orchester anzutreffen, nebst der berühmten Faustina, der Cuzzoni und dem Castraten Senesino. Wenn wir heute über die Leistungen und die Art der Stimme der damaligen bedeutenden Sänger und Sängerinnen in ganz Europa so gut bescheid wissen, als wenn es Sänger der heutigen Periode wären, so haben wir dies ganz allein der Reise von Q. zu danken. Q. war ein trefflicher Beobachter und mit einem gesunden klaren Verstande begabt, der auch die Gabe besaß, seine Beobachtungen in guter Rede wiederzugeben. Wäre Q. in Dresden geblieben, so wären seine Tagebuchnotizen wohl nie ans Licht gezogen, doch das kritische, unternehmungslustige Berlin, das bald seine nächste Heimath werden sollte, mit seinem Marpurg an der Spitze, lockte auch Q. an, sich als Schriftsteller zu zeigen und seine Erfahrungen in dessen periodischen Schriften niederzulegen. Vieles ist dann in Werken unserer Zeit wieder abgedruckt, so die Charakteristiken der damaligen Berühmtheiten in der Gesangskunst, die Dr. Gust. Engel in Mendel's Musikalischem Conversations-Lexikon, unter dem Artikel Gesang wörtlich wiedergiebt. — Am 23. Juli langte er wieder in Dresden an und nun begann eine Zeit strenger Arbeit. An jedem Orte seiner Reise, wo er neue Eindrücke empfangen, hatte er versucht, in dem eben gehörten Stile etwas Aehnliches zu schaffen. All diese Versuche wurden nun unter Leitung seines Freundes Pisendel geprüft und wie Q. sagt, daraus der gemischte Geschmack gezogen, in dem nun Compositionsversuche gemacht wurden. Auch seine Vorgesetzten erkannten seine erworbenen Kenntnisse an und am 23. Febr. 1728 wurde er als Flötist an der Hofcapelle in Dresden mit einem Gehalt von 466 Thlr. angestellt. Jetzt erst legt er die Oboe ganz bei Seite und ist mit Leib und Seele Flötist und Componist. Noch in demselben Jahre begleitete er und andere Capellmitglieder den Kurfürsten auf einem Besuche am Berliner Hofe und fand bei der Königin von Preußen soviel Gefallen, daß sie ihn mit 800 Thlr. Gehalt engagieren wollte. Besonders seine Compositionen scheinen tiefen Eindruck hervorgerufen zu haben, denn in den Mémoires der Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth (Tom. I p. 120) wird Q. besonders als grand compositeur erwähnt, dessen Geschmack und ausgezeichnete Kunst die Flöte der menschlichen Stimme nähert. Der Kurfürst schlug zwar die Bewilligung des Abschieds ab, erlaubte aber, daß Q. jährlich zweimal nach Berlin komme, um dem Kronprinzen (Friedrich II.) Unterricht im Flötenspiele zu ertheilen. Dieses Arrangement mußte natürlich ganz heimlich geschehen, da Friedrich Wilhelm I. nie dem Sohne eine so weichliche und in seinen Augen unnütze Beschäftigung erlaubt hätte. Noch in Rheinsberg, als bereits die Aussöhnung stattgefunden hatte, durften die engagirten Musiker: Graun, Benda u. a. nur in der Liste der Lakaien verzeichnet werden und der König war so gnädig zu erlauben, daß sie nebenbei auch etwas Musik treiben konnten (!). Auch nach Bayreuth mußte Q. öfter, um den Markgrafen, den Schwager Friedrich II., im Flötenspiel zu unterrichten. Es läßt sich daraus am besten erkennen, wie wenig wirklich tüchtige Flötenspieler es damals gab und wie die Flöte mit ihrer weichen Klangfülle dem Gemüthsleben dieser Zeit so entsprach, daß binnen wenigen Jahrzehnten das Flötenspiel ganz Europa überschwemmte. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde jedes epochemachende Werk für Flöte eingerichtet. So wurde der ganze Freischütz von Weber (mit Ouverture und Wolfsschluchtscene) für 2 Flöten arran-

Das Flötenspiel hatte so um sich gegriffen, daß es bereits zur Plage
e und Cherubini zu dem bekannten Ausspruche verleitete, als er gefragt
e, was schlimmer sei als eine Flöte: zwei Flöten! — Friedrich August I.
am 1. Februar 1733 und sein Nachfolger bestätigte die Gehalte der Hof-
le. Damit war aber Q. nicht einverstanden. Er sah sich umworben von
und Riedrig und glaubte berechtigt zu sein, denselben Gehalt wie Buffardin
sprucheen zu können. Q. richtete am 27. März 1733 deshalb an den neuen
ürsten eine Eingabe. Er giebt darin seinen Gehalt erstens auf 216 Thlr.
die er als einstiges Mitglied der polnischen Capelle als Pension erhält und
ens 300 Thlr. als Gehalt für die Dresdener Stellung; das wären 516
, während die Listen von 1728 nur 466 Thlr. verzeichnen. Dann fährt
rt: „Wie ich nun um solche Huldt und Gnade einen so allergnädigsten
n mir einigermaßen zu verdienen, alle meine Kräffte und Vermögen ange-
et, und alle mir angebothene Gelegenheit zu anderer Herren profitabeln
sten, obwohl bey ehemaligem sehr wenigen Soldt, freudigst hindan gesetzt,
ht auch jetzo mein eintziger Wunsch und Verlangen dahin, daß Ew. Königl.
it mich in hohen Gnaden würdigen möchten, meine Lebens-Zeit in Dero
igen hohen Diensten zubringen zu lassen; unterwinde mich also Ew. Königl.
it in tiefffter Unterthänigkeit anzugeben: Nachdem die 216 Rthlr. jährliche
on, so ich wegen Pohlen genossen, cessiren, mich bei Dero hiesigen Capelle
em Cameraden, Dero Cammer Musico Buffardin, in der demselben seither
gnädigst destinirt gewesenen jährlichen Besoldung gleich setzen zu lassen“ . . .
ardin erhielt 800 Thlr. Quantz' Eingabe blieb unberücksichtigt und dies
wohl den Grund zu der Mißstimmung, die ihn einige Jahre später bewog.
Dienst zu kündigen. Dennoch widmete er im nächsten Jahre dem Kur-
n sein im Druck erschienenes Opus 1, „Sei Sonate a Flauto Traversiere
e Cembalo, dedicate alla Maestà d'Augusto III. Opera prima. Dresda“
nplar in der Kgl. Musikalien-Sammlung in Dresden). Sie geben Zeugniß
dem sogenannten gemischten Stile, den er sich aus den Kunsterzeugnissen der
iener, Franzosen und Deutschen anzueignen strebte. Die Form ist den Vi-
l'schen Concerten nachgebildet und lehnt sich schon zum Teil an die spätere
atenform, doch tritt ein zweites Thema noch zu unbestimmt auf und die
erholung als 3. Theil ist noch nicht zum festen Gesetz geworden. Die
nform ist noch nicht ausgeschlossen, doch nur in leichter flüssiger Weise be-
. Seine Erfindung ist ansprechend, aber klein in den Themen. Im 2. Satze
t das Gesangreiche vor und nähert sich der zweimal zweitheiligen Form.
n besteht eigentlich der Hauptfortschritt, denn bei den Italienern und Fran-
wurde gerade diesem Satze die geringste Aufmerksamkeit gewidmet. Er
mehr ein Zwischenspiel, um dem letzten Satze alle Kraft zu verleihen. Man
te daher Q. als den Erfinder der langathmigen Adagiosätze bezeichnen, deren
abe in einem gefühlvollen Gesange bestand. Auch in seinen späteren Werken
ickelt er in den Adagiosätzen stets denselben zarten, innigen, gesangreichen
ruck. Von seinem Hauptschüler, König Friedrich II., sagt man, daß er
langsamen Sätze ganz besonders schön geblasen haben soll und einen großen
h darauf legte. Bezeichnend für Quantz' Charakter ist es, daß er mit seinem
s 1 nicht eher hervortrat, als er mit sich selbst im Reinen war und ab-
lossen hatte. Auf seine Zeitgenossen übte er deshalb auch einen bedeutenden
luß und die hohe Achtung, in der er stand, schreibt sich allein diesem fertig
schlossenen Auftreten zu. Er hat auch in seinen späteren Werken nichts
gethan, nichts weggelassen. Er blieb sich stets derselbe und da er das
wohl einsah, veröffentlichte er nur noch ein Opus 2, einige Lieder und
s damit für die Oeffentlichkeit ab. Nur für seinen Königl. Schüler schrieb

er auf dessen Wunsch ein Flötenconcert um das andre, so daß er es bis zum dreihundertsten brachte. Für die Oeffentlichkeit waren sie nicht bestimmt und wenn sie sich dennoch durch Handschriften verbreiteten, so kann man Q. wohl nur geringe Schuld dabei zumessen, denn er wußte sehr wohl, wie seine Freunde über die Concerte dachten. Kirnberger, der echte kritische Musicus an der Spree, mit scharfer Zunge, soll nach Dulon's Selbstbiographie gelegentlich ausgerufen haben, als ihm ein anonymes Flötenconcert vorgelegt wurde: „Ha, ha, das ist von Quantz, ich sehe es an den Zuckerhüten!" Der König liebte nämlich besondere Figuren, die ihm Q. stets anbringen mußte und theils aus Gutmüthigkeit, theils als gehorsamer Hofcomponist erfüllte er gern den Wunsch des Königs. — Schon als Kronprinz lernte Friedrich II. von Preußen Q. kennen, nicht nur oberflächlich, sondern gewiß von allen Seiten, denn Q. hielt sich bei den halbjährigen Besuchen in Rheinsberg mehrere Tage dort auf und bei seiner geraden biederen Natur*), gab er sich und sein Wissen in einfacher vielleicht sogar unhofmäßiger Weise. Friedrich II. ließ sich das nicht anfechten und gewann den Mann mit dem offnen Charakter, der Menschen wie Kunst so trefflich zu beurtheilen verstand, in einer Weise lieb, daß er, sobald er unumschränkter Herrscher war, ihn nach Berlin zu ziehen trachtete. Die Zeit seines Eintreffens in Berlin ist nicht mehr bestimmbar, da keine Acten darüber vorhanden sind. Q. selbst giebt den December 1741 an, und am 13. December ist er bereits unter den Orchestermitgliedern genannt, die in dem improvisirten Theater im kgl. Schlosse die Oper Rodelinde aufführten (Schneider, Geschichte der Oper in Berlin. 1842 S. 72). Friedrich II. scheint auch erst im December aus Schlesien gekommen zu sein, so daß die von A. Quantz in seiner Biographie J. J. Quantz' (Berlin 1877 S. 20) gegebene Darstellung, als wenn Q. im November wie gewöhnlich nach Berlin gekommen sei, um dem Könige im Flötenspiel Unterricht zu ertheilen, nicht zutreffend ist. Q. wurde mit 2000 Thlr. Gehalt auf Lebenszeit angestellt, erhielt für jede Composition ein besonderes Honorar und für jede Flöte, die er lieferte, 100 Ducaten. Q. hatte nämlich schon seit 1739 begonnen, bei dem Mangel an guten Flöten, selbst welche zu bohren und abzustimmen und er bekennt in seiner Selbstbiographie, daß er dabei nicht zu Schaden gekommen sei. Auch über die Verhandlungen in Dresden in betreff der Bewilligung des Abschiedes fehlen alle Documente, oder sind noch nicht veröffentlicht. Q. hatte die Verpflichtung, den König bei seinen Flötenstudien zu unterstützen, bei den musikalischen Abendunterhaltungen mitzuwirken und für Flötencompositionen zu sorgen. Er hatte mit dem Opernorchester nichts zu thun, hing überhaupt nur von den Befehlen des Königs ab und wenn er ihm auch oft auf seinen Feldherrnzügen folgen mußte, so war er im Uebrigen ein freier Mann. Was aber die Hauptsache war, er genoß das höchste Vertrauen seines Königs, so daß Q. bei Anstellung irgend eines Musikers oder Sängers stets erst seine Meinung äußern mußte, ehe der König seine Bestimmung traf. Die Berliner bösen Zungen waren zwar beflissen ihm nachzureden, daß er sich die Empfehlung eines Musikers gut bezahlen ließe, doch ging dasselbe Gerede auch über Emanuel Bach um, der seit 1738 Cembalist beim König war. Der Charakter beider Männer widerlegt das Gerücht am wirksamsten und läßt es nur als einen Ausfluß von Neid und Mißgunst erscheinen. — In Berlin entwickelte sich unter König Friedrich's II. Regierung bald ein reges künstlerisches Musikleben. Der König zog nicht nur die besten Kräfte an seine Hof- und Privatcapelle, sondern auch unter den Privatmusikern und dem Publicum regte

*) Die Schwester Friedrich des Großen, die Markgräfin Wilhelmine, fand das Wesen Quantz' sogar unerträglich hochmüthig. (Brief Friedrichs II. vom 12. Jan. 1736.)

sich eine Thätigkeit und ein Interesse an der Musik, welche Berlin bald in den Ruf einer kunstgebildeten Stadt brachten. Wenn der König die Oper und Kammermusik zu neuen Anstrengungen anfeuerte, so trachtete seine kunstgebildete Schwester Prinzessin Anna Amalia danach, die ältere classische Periode des 16. Jahrhunderts wie überhaupt den Sinn für Kirchenmusik zu erwecken und zugleich den in Deutschland so wenig beachteten Zeitgenossen Bach und Händel in Berlin das Verständniß für ihre Werke zu ebnen. Diese verschiedenen Bestrebungen schufen auch verschiedene Parteien, deren Reibungen ganz Deutschland in Mitleidenschaft zogen. Die letztere Partei, als die gelehrtere und federgewandte trug den Sieg davon und gipfelte in dem Erfolge, den sogenannten gemischten Geschmack Quantz' zum allein in Deutschland gültigen erhoben zu sehen. Die Koryphäen der sogenannten Berliner Schule oder Richtung, der Kirnberger, Emanuel Bach, Quantz, Marpurg, die beiden Benda, Agricola und andere angehörten, waren zugleich gewandte Schriftsteller, die mit Humor und beißendem Spotte, der freilich oft genug in Grobheit und Zänkerei überging, ihre Ansichten und Lehrsätze vertheidigten. Marpurg, preußischer Kriegsrath und Director der kgl. Lotterie in Berlin, trug besonders durch seine periodischen Schriften, wie Der kritische Musicus an der Spree, Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik, kritische Briefe über die Tonkunst, die in den Jahren 1749—1763 erschienen, an denen sich jene oben genannten Musiker durch litterarische Beiträge fleißig betheiligten, viel zur Verbreitung ihrer Ansichten bei. Q. veröffentlichte hierin seinen Lebenslauf, seine Antwort auf Moldenit's Schreiben (Beiträge 4. Bd. p. 153—191 u. 319) die Verbesserung der Flöte betreffend und Briefe an Em. Bach, J. G. Hofmann, L. Cochius und Riedt (in den kritischen Briefen 1. Bd.). Es werden darin theils Streitfragen, theils theoretische Ansichten behandelt und Q. entwickelt besonders in den oben erwähnten Briefen, die 1759 erschienen, einen so scharfen Witz und eine Gewandtheit im Ausdrucke, verbunden mit einem tüchtigen theoretischen Wissen, daß er uns wahrhaft in Erstaunen setzt. (Die Musikzeitung Echo in Berlin, 1875, Nr. 2—4, bringt einen Abdruck davon.) Neben seinen Verpflichtungen am Hofe Friedrich's II. scheint er auch noch zahlreiche Schüler um sich versammelt zu haben, unter denen uns heute noch die Namen Lindner, Liebeskind, Kottowsky und Neuff besonders genannt werden. Doch auch als Theoretiker wurde er in Anspruch genommen, so von Agricola, Franz Benda, Nichelmann, Kannegießer u. a. Diese Lehrthätigkeit mag ihn wohl besonders bewogen haben, seine Flötenschule abzufassen, die aber weit den Kreis des ursprünglichen Planes überschreitet, denn Q. schüttete in ihr all sein Wissen und seine Erfahrungen über die ganze Musikausübung aus und gab dadurch seinem Buche einen Werth, der es hoch über jedes andere Schulwerk erhebt, denn es ist heute die sicherste und beste Quelle, ein Urtheil über die Zeit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu erlangen. Das Buch trägt den Titel: „Versuch einer Anweisung, die Flöte traversiere zu spielen; mit verschiedenen, zur Beförderung des guten Geschmackes in der praktischen Musik dienlichen Anmerkungen begleitet, und mit Exempeln erläutert." Berlin bey Joh. Fr. Voß 1752. 4°. (Exemplare fast auf allen öffentlichen Bibliotheken.) Eine zweite und dritte Auflage erschien 1780 und 1789 in Breslau bei Korn. Zugleich mit der ersten deutschen Ausgabe erschien eine in französischer Sprache bei demselben Verleger. 1765 erschienen die 24 Beispiele besonders. Der Organist Jac. Wilh. Lustig gab in Amsterdam 1754 eine Ausgabe in holländischer Sprache heraus. Eine englische Ausgabe besitzt das britische Museum in London, deren Titel mir aber unbekannt ist. Quantz' Flötenschule war die erste über dies Instrument, sowie Leopold Mozart's Violinschule von 1756 und Em. Bach's Wahre Art das Clavier zu spielen von 1759 die ersten in ihrer Art. Die

Deutschen haben darin den andern Nationen zuerst den Weg gewiesen und damit zugleich Zeugniß abgelegt, daß sie stets beflissen waren, die Kunst von der ernsten Seite zu erfassen. 1759 ließ Q. noch „Sei Duetti a due Flauti traversi. Opera seconda. Berlino, G. L. Winter“, in Hochfolio erscheinen. (Exemplar in der Bibliothek des Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin. Walsh in London gab sie unter dem Titel: 6 Sonatas for 2 germain Flutes or 2 Violins, op. 2 heraus. Exemplar auf der Universitäts-Bibliothek in Upsala.) Sie schließen sich in Form, Ausdruck und Behandlung eng den Soli opus 1 an, zeigen aber Quantz' contrapunctische Geschicklichkeit und leichte Erfindungsgabe in noch hellerem Lichte, da ihm hier nur das dürftige Material von 2 Flöten geboten war (ohne Baß) und er dennoch das Interesse des Hörers und Spielers stets zu fesseln weiß. Auch eine Anzahl Lieder sind von ihm in Berliner Liedersammlungen in den Jahren 1753—56 erschienen, welche mir zum Theil durch Vermittelung des Herrn A. Quantz in Göttingen in Copien vorliegen. Q. zeichnet sich zwar auch hier als der denkende Künstler aus, der gegen die richtige Declamation keinen Verstoß begeht — eine Eigenschaft, welche die meisten seiner Zeitgenossen in Deutschland nicht besaßen — doch seine Melodien sind nicht für Gesang gedacht, sondern für ein Instrument, es fehlt ihnen daher der innige Zusammenhang zwischen Wort und Ton. Es ist ihnen etwas Holperiges eigen, was er mit seinen deutschen Zeitgenossen gemein hat. Der Ausdruck ist dabei simpel und ohne tiefes Gefühl. Am besten ist das zweistimmige Trinklied für Sopran (oder Tenor) und Baß: „Ach! ich verschmachte! schenket ein!“ Sowohl das lebendige contrapunctische Zusammengreifen der Stimmen, als die melodische Erfindung ist ganz trefflich, verliert sich aber am Ende in die damals herrschende sentimentale Ausdrucksweise und verdirbt den Eindruck des charakteristischen Anfangs. Ebenso setzte er eine Anzahl Kirchenlieder zu Gellert'schen Texten, die als eine glückliche Nachbildung unserer gebräuchlichen Kirchenmelodien gelten können, doch sonst nichts Neues, nichts Besonderes bieten. Noch liegen mir zwei italienische Arien für Sopran und Bassus generalis: „Padre perdona“ und „Sembra che il rascelletto“ vor. Die Erfindung ist leicht und gefällig, doch ganz in der colorirten Weise geschrieben, wie man damals in der Oper zu singen pflegte. Von seinen Instrumentalwerken kenne ich noch ein Trio für Flöte, Violine und Baß (in G-dur), welches ganz besonders verdient ausgezeichnet zu werden. In der Form weicht es gegen seine opus 1 und 2 völlig ab und geht auf die ältere Corelli'sche Behandlung zurück, doch die Themen, wie die Durcharbeitung sind so lebendig und trefflich erfunden, besonders das mittelste Adagio so gesangreich, wie in damaliger Zeit wohl selten ein Satz geschrieben worden ist. Die schnellen Sätze sind alle in leichter Fugenform gehalten, machen aber einen frischen und guten Eindruck. Von den zahlreichen Flötenconcerten mit kleinem Orchester liegt mir nur dasjenige in G-dur vor, welches 1885 in neuer Ausgabe bei Breitkopf u. Härtel erschienen ist. Es ist mit Sorgfalt unter dem großen Vorrath ausgesucht und jedenfalls das Beste, was unseren heutigen Ansprüchen noch am ehesten Genüge thut. Die Anlage ist breit und prächtig, ungefähr wie Händel die Aufgabe eines Concertes auffaßte. Sehr bedacht war der Componist, die Fertigkeit des Solisten ins beste Licht zu setzen und Q. ging darin seiner Zeit um ein Beträchtliches voraus, denn es macht in der Hinsicht weit mehr den Eindruck eines Concertstückes aus dem Ende dieses Jahrhunderts als aus der Mitte desselben. Die ausgeschriebenen Cadenzen sind ganz in der späteren Behandlung gehalten. Die Bibliotheken in Göttingen, Dresden, Berlin und Darmstadt sind im Besitze noch zahlreicher Handschriften von Q. und das Neue Palais und Stadtschloß in Potsdam bewahren die Concerte auf, die er einstmals für seinen König componirte. Er beschloß sein bewegtes Leben im

Vollgenuß irdischen Glückes durch einen Schlagfluß am 12. Juli 1773 in Potsdam. Der König selbst vertrat Arztes Stelle bei ihm und ließ ihm die größte Pflege zu Theil werden. Nach seinem Tode ließ er ihm auf der Grabstätte in Potsdam (vor dem Teltower Thore) ein Denkmal von Sandstein errichten, was sich bis heute erhalten hat.

Rob. Eitner.

Quarin: Joseph Freiherr v. Q., hervorragender Arzt und erster Director des Allgemeinen Krankenhauses zu Wien, ist daselbst am 19. November 1733 geboren. Sein Vater war der Arzt Peter Q., Verfasser einiger kleinerer anatomischer Schriften und bis 1754 Mitglied des Lehrkörpers der medicinischen Facultät der Wiener Hochschule. — Nachdem er schon im Alter von 15 Jahren Dr. phil. geworden war, studirte er in Freiburg im Breisgau Medicin, promovirte daselbst 1751 zum Dr. med. und begab sich hierauf nach Wien, zunächst um daselbst zu seiner weiteren Ausbildung van Swieten's Vorträge anzuhören. Später ließ er sich hier als pract. Arzt nieder, nachdem er sich 1752 zu diesem Zwecke dem „Actus repetitionis" unterzogen hatte. 1754 habilitirte er sich, speciell auf den Rath van Swieten's, als Docent für Anatomie, begann auch Vorlesungen über Arzneimittellehre und med. Praxis am Hospital der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt zu halten, versah im Jahre 1756 während der Krankheit Melchior Störck's die Professur der theoretischen Medicin und erhielt nicht lange danach die Stelle eines Physicus am genannten Hospital als Nachfolger seines Vaters. Seine Vorlesungen erfreuten sich einer gewissen Beliebtheit insbesondere wegen des ruhigen Eklecticismus, mit dem Q. die verschiedenen Heilmethoden erörterte. Nebenher fungirte er seit 1758 als Sanitätsreferent der Regierung von Niederösterreich mit dem Titel eines k. k. Regierungs- und Sanitätsraths und beschäftigte sich vielfach schriftstellerisch. So verfaßte er u. A. eine Schrift über die Wirkungen des Schierlings (Wien 1761) zu Gunsten der Ansichten von Störck, welcher damals in einen litterarischen Streit über diesen Gegenstand verwickelt war, ferner ein Buch über die Behandlung der Fieber und der Entzündung in lateinischer Sprache, das mehrere Auflagen erlebte, auch ins Deutsche, Französische, Englische und Italienische übersetzt wurde, sowie einen Aufsatz über die Krankheiten der Augen. Auf Wunsch der Kaiserin Maria Theresia begab er sich 1777 nach Mailand zur Behandlung des daselbst erkrankten Erzherzogs Ferdinand, wurde zu dessen Leibarzt ernannt und nach seiner Rückkehr nach Wien mit derselben Stellung am Kaiserlichen Hofe betraut. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte Kaiser Joseph II. den Plan der Vereinigung der verschiedenen kleinen Krankenhäuser Wiens zu einer einzigen großen Anstalt gefaßt und speciell die Verwandlung des „Groß-Armenhauses" in ein „Allgemeines Krankenhaus" beschlossen. Zum Director dieser Anstalt wurde Q., dessen Einrichtungs-Vorschläge als die zweckmäßigsten angesehen wurden, am 6. Februar 1783 ernannt. Er bezog in dieser Eigenschaft einen Jahresgehalt von 3000 Gulden, wurde 1790 wenige Wochen vor dem Tode Joseph's II. von diesem in den Freiherrnstand erhoben, später auch zum Hofrath vom Kaiser Leopold II. ernannt, legte aber 1791 die Direction des Allgemeinen Krankenhauses nieder, da er mit verschiedenen Reformvorschlägen bezüglich der genannten Anstalt nicht durchgedrungen und dieser Stellung überdrüssig geworden war. Er blieb darauf in Wien als sehr beschäftigter Praktiker thätig, wurde auch Leibarzt des Kaisers Franz und bekleidete sechsmal die Würde eines Rector magnificus der Universität. Er starb am 19. März 1814 und hinterließ den größten Theil seines Vermögens humanitären Anstalten. Q. ist weniger wegen seiner litterarischen Leistungen in der Medicin als wegen der großen Verdienste bemerkenswerth, die er sich um die Einrichtung, Verwaltung

und Leitung der ihm unterstellten Krankenanstalt, speciell auch um die Benutzung derselben für den medicinischen Unterricht erworben hat. Er widmete sich seiner Stellung als Director mit großer Begeisterung, bereiste eigens zum Studium der verschiedenen Hospitäler Italien, Frankreich und England und publicirte über seine diesbezüglichen Erfahrungen, sowie über die Einrichtung des Allgemeinen Krankenhauses eine kleine Schrift (Wien 1784). — Von seinen Schriften darf sein Hauptwerk nicht unerwähnt bleiben, das den Titel: „Animadversiones practicae in diversos morbos“ (2 Bände, Wien 1786; 4. Auflage: Ebendaselbst 1808) führt und eine Fülle trefflicher Beobachtungen und Erfahrungen aus Quarin's sehr bedeutender, meist consultativer ärztlicher Praxis enthält.

Biographisches Lexicon hervorragender Aerzte ꝛc. herausgegeb. von A. Hirsch, Bd. IV S. 647. — Th. Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre, Wien 1884. S. 71 u. 114—116.

Pagel.

Quast: Alex. Ferd. v. Q., Architekt, berühmter Archäologe, General-Conservator der Kunstdenkmäler des Preußischen Staates, einem alten märkischen Adelsgeschlecht entsprossen, wurde am 23. Juli 1807 zu Radensleben, dem in der Grafschaft Ruppin gelegenen Gute seines Vaters geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er theils durch Hauslehrer, theils im Plamannschen Erziehungsinstitut zu Berlin, theils auf dem Gymnasium zu Neu-Ruppin. An letzterem Orte war besonders der Prof. Starke, ein bedeutender Theologe und Philologe, durch seine geistvolle Erklärung der griechischen Classiker von großem Einfluß auf den jungen Q. Starke wies den Letztern zuerst auf die Schönheiten der antiken Sculptur hin und gab ihm Winkelmann's Werke in die Hand. Ostern 1825 bezog Q. dann die Universität Berlin, um daselbst auf den Wunsch seiner Mutter Theologie zu studiren. Doch drängte ihn, ohne daß er das Interesse für die Theologie jemals verloren hätte, sein Herz zur Kunst. Er hörte die Vorlesungen von Toelken, Boeckh u. A., besuchte die Kunstakademie, zeichnete dort nach der Antike und copirte im königl. Schlosse alte italienische Gemälde. Daneben las er mit Begeisterung Goethe, Shakespeare und die griechischen Dichter und ging viel mit Künstlern um. Die große Kunstausstellung des Jahres 1828, auf welcher zum ersten Mal die Düsseldorfer Maler in Aufsehen erregender Weise auftraten, machte auf ihn großen Eindruck. Nachdem Q. die antike Architektur ohne Lehrer, nur nach dem großen Werke von Stuart und Rewett, sorgfältig studirt hatte, ging er im Jahre 1827 ganz zur Architektur über. Mit seinem speciellen Landsmanne Schinkel verkehrte er schon seit längerer Zeit; nun lernte er auch Stüler, Strack, Kugler u. A. kennen und blieb mit ihnen Zeit seines Lebens befreundet. Im Jahre 1828 machte Q. das damals für die Laufbahn des Staatsbaubeamten vorgeschriebene Examen als Feldmesser und leitete bald darauf die praktische Ausführung des Baues des Packhofgebäudes zu Berlin.

Nachdem im Jahre 1830 sein Vater gestorben war, zog er nach Radensleben und übernahm die Verwaltung seines großen Landgutes, welche er dann auch bis zu seinem Tode mit Liebe und Umsicht geleitet hat. Hier, auf seinem Gute, bot sich ihm auch bald Gelegenheit zur künstlerischen Thätigkeit. Das Herrenhaus zu Radensleben war ein alter kunstloser Holzbau. Q. machte einen Entwurf zu einem völligen Umbau desselben, dessen Ausführung er 1833 begann und in den folgenden Jahrzehnten nach und nach in einzelnen Theilen fortsetzte. Besonderes Gewicht legte er auf den großartig concipirten und künstlerisch geschmückten Treppenraum, welcher zugleich als Gartensalon dient. An das Wohnhaus schlossen sich später mancherlei Zierbauten, eine breite Rampe, Wein umrankte Pergolen, ein Pflanzenhaus, ein sogenanntes Kaffeehaus und ein Garten an, welcher sich allmählich zu einem großen, nach einheitlichem Plan an-

gelegten Parke erweiterte, und an welchen selbst die Nutzfelder des Gutes und der Wald in wohlthuenden von Quast's Künstlerhand gezogenen Linien sich anschlossen. Den Park schmückte er später mit antiken Marmorstatuen und die Zimmer seines Wohnhauses mit Kunstwerken aller Art, alten und modernen Gemälden, alten Möbeln, Statuetten und Reliefs in Bronce, antiken Thongefäßen, venetianischen Gläsern, Majoliken, Handzeichnungen (z. B. von Mantegna, Dürer, Rumohr, Schinkel), Medaillen, antiken Gemmen und Münzen, selbst ethnographischen Gegenständen u. s. w., welche er im Laufe der Zeit theils in Italien, theils an verschiedenen andern Orten nach und nach erworben hatte. Seit dem Jahre 1864 widmete Q. auch dem Ausbau der alten Dorfkirche seines Gutes besondere Sorgfalt, welche er nicht nur durchgreifend restaurirte, sondern auch mit neuen Ambonen, einem großen, nach dem Muster des Leuchters im Münster zu Aachen ausgeführten Kronleuchter, Wandgemälden, gemalten Fenstern &c., Alles nach eigenen Entwürfen, schmückte. Seit dem Jahre 1832 lebte Q. meist wieder in Berlin, übte sich nun mit Strack, Salzenberg, Wiebe, Drewitz u. A. im Projectiren von Baulichkeiten, wurde Mitglied des kurz vorher gegründeten Architektenvereins und betheiligte sich fleißig und mit Erfolg an den Concurrenzen desselben. Im Jahre 1834 unternahm er, nachdem er schon vorher öfter Reisen gemacht hatte, die erste größere Studienreise nach dem Niederrhein, Holland, Belgien und Frankreich, auf welcher er vorzugsweise die Bauwerke des Mittelalters und zwar mit besonderer Rücksicht auf die Zeit ihrer Herstellung und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander studirte, aber auch die ältern Sculpturen und Gemälde nicht vernachlässigte. Nachdem Q. im Jahre 1836 sein Examen als Bauconducteur gemacht, bereiste er in den Jahren 1838 und 39 ganz Italien, woselbst er sich zunächst in Ravenna aufhielt, dort Aufnahmen der hervorragendsten Baudenkmäler machte, welche er dann im Jahre 1842 in einem besonderen Werke publicirte. Dann weilte er zwei Monate in Florenz, fertigte dort u. A. eine sorgfältige Aufnahme des Doms und studirte mit Vorliebe die ältere toscanische Malerei und Sculptur, kaufte daselbst auch einige werthvolle Gemälde aus der Frühzeit der italienischen Malerei, sowie einige größere plastische Arbeiten aus der Schule des Luca della Robbia. In Rom blieb er acht Wochen, wohnte dort der Ausgrabung des Forum bei und studirte mit Vorliebe die altchristlichen Basiliken sowie die Prachtanlagen der Villen in und bei Rom. Dort machte er auch die Bekanntschaft des Kunstforschers Dr. W. Schulz, dessen unvollendet hinterlassenes großes Werk über die Kunstdenkmäler von Unteritalien Q. nach dem Tode des Verfassers mit Hülfe des Dr. E. Strehlke aus Danzig bearbeitet und herausgegeben hat. Nachdem er noch ganz Unteritalien bis Paestum hin und Sicilien bereist hatte, ging er zu Wasser nach Genua und Mailand, wo er zum ersten Mal die baugeschichtlich interessante alte Kirche San Lorenzo wissenschaftlich untersuchte. Ein kurzer Bericht über die italienische Reise ist in Bd. II und III von Menzel's Jahrbüchern für Baukunst erschienen. Aus Italien zurückgekehrt, verheirathete Q. sich mit einer Tochter des Generals v. Diest und lebte nun bis zum Jahre 1848 in Berlin, brachte jedoch jährlich einige Sommermonate in Radensleben zu, siedelte in dem letztgenannten Jahre aber für immer nach seinem Gute über. Nachdem er seine Reisestudien wissenschaftlich verarbeitet, darüber auch Vorträge im Architektenverein und im Museum gehalten hatte, bearbeitete er die deutsche Ausgabe der Werke von Inwood über das Erechtheion und von Agencourt über Kunstdenkmäler. Im Jahre 1842 leitete er im Speciellen die Arbeiten zur Restauration der Klosterkirche in Berlin. — Im Herbst desselben Jahres tagte die erste Versammlung deutscher Architekten zu Leipzig. Q. hielt daselbst einen Vortrag, durch welchen er zur Bildung von Provinzialvereinen zur Erhaltung der Kunst-

denkmäler aufforderte. Nachdem Kugler im Jahre 1841 auf Staatskosten eine Reise durch die Rheinprovinz zum Studium der Baudenkmäler gemacht hatte und in seinem Bericht über diese Reise die Nothwendigkeit hervorgehoben hatte, nach französischem Muster einen besonderen Conservator der Kunstdenkmäler anzustellen, trat das Ministerium mit Q. wegen Uebernahme dieser Stellung in Unterhandlung. Letzterer legte ein Promemoria vor, in welchem er seine Ansicht über diesen Gegenstand dargelegt hatte. Da man höhern Orts mit diesen Ansichten sich einverstanden erklärte, wurde Q. im Jahre 1843 als Königl. Conservator der Kunstdenkmäler des Preußischen Staates angestellt und erhielt den Rang eines Königl. Bauraths, später Geheimen Regierungsraths und wurde Rath im Cultusministerium.

Um nun zunächst auf dem weiten Gebiet seiner künftigen Wirksamkeit sich zu orientiren, unternahm Q. sogleich zum Theil in Begleitung ortskundiger Localbaubeamten eine größere Dienstreise durch die westlichen Provinzen des Königreichs sowie die dazwischen liegenden fremdherrlichen Landestheile und im folgenden Jahre eine ähnliche Reise durch die östlichen Provinzen. Diese ersten Dienstreisen, auf welchen er fast alle bedeutenden Kunstdenkmäler Deutschlands durch eigenen Augenschein kennen gelernt hatte, waren die wichtigsten und gaben seiner Stellung eine feste Basis. Er hat auf denselben mit großem Fleiße Skizzen und Notizen gesammelt, auf Grund deren er befähigt war, später unendlich oft Gutachten abzugeben, ohne vorher erst noch einmal an Ort und Stelle sich begeben zu müssen. Doch hat er auch später fast in jedem Jahre, zum Theil in Gemeinschaft mit seinem Freunde Stüler, größere Reisen, theils zur Untersuchung einzelner Monumente, wenn es sich um deren Restauration oder Rettung vor der modernen Zerstörungssucht handelte, theils im wissenschaftlichen Interesse zur Untersuchung bisher noch garnicht oder nicht genügend durchforschter Orte ausgeführt. Doch ging Q. in dieser seiner wichtigsten und einflußreichsten Thätigkeit nicht systematisch zu Werke, sondern folgte meist dem Rufe, wo es sich darum handelte, Nothstände zu beseitigen. Aber er hat im Laufe der Jahrzehnte ganz Mitteleuropa in vielen Theilen wiederholt bereist und durchforscht und ist gerade durch den wiederholten Vergleich der Monumente unter einander zu den wichtigsten wissenschaftlichen Resultaten gelangt. Keiner seiner Fachgenossen hat so viele Denkmäler gesehen, als Q., keiner derselben eine größere Anzahl so gründlich untersucht als Q., der stets mit dem Notizbuch in der Hand, schreibend und zeichnend umherzog, dem keine Reise zu strapaziös, kein Winkel zu eng und schmutzig, keine Leiter zu hoch war, wo es galt, eine baugeschichtliche Frage zu lösen. Dabei unterstützte ihn ein bewunderungswürdiges Gedächtniß. Alles was er jemals gesehen oder gelesen, hatte er gegenwärtig und wußte es stets in wohlgeordneter Rede klar darzulegen und auch Andere dafür zu interessiren. Dabei war er in liberalster Weise mittheilsam, hielt mit seinem bessern Wissen und seinen Entdeckungen oder Schlußfolgerungen nie bis zur Publication durch den Druck zurück, sondern theilte Alles freigiebig in öffentlichen Vorträgen oder Privatgesprächen in überraschender Fülle mit. Neben seiner großen an den kostbarsten und seltensten Kupferwerken reichen Bibliothek besaß er in seinem großen malerischen mit Kunstwerken reich geschmückten Arbeitszimmer zu Radensleben eine große Anzahl Mappen, in welchen nach Ländern, Provinzen und Städten geordnet, die auf die verschiedenen Monumente bezüglichen Kupferstiche, Lithographien, Photographien, eigenen Handzeichnungen und Pausen nach fremden Zeichnungen (welche amtlich in großer Zahl ihm zur Kenntnißnahme oder Bgutachtung zugingen) sich befanden, so daß er seinem Gedächtnisse auch durch die Anschauung jederzeit nachzuhelfen stets in der Lage war. Bei seinen Untersuchungen ging Q. stets darauf aus, die Geschichte eines einzelnen, nur selten einheitlich durch-

geführten, im Laufe der Jahrhunderte meist vielfach veränderten Bauwerks an der Hand der architektonischen Formen und unter Berücksichtigung der etwa vorhandenen Inschriften oder archivalischen Nachrichten, welche er mit Eifer aufsuchte, zu erforschen und die Wechselwirkung der verschiedenen bedeutenden Bauwerke auf einander zu erkennen und darzulegen.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner vielen Reisen hat er, soweit sie nicht in besondern größern Werken oder Abhandlungen niedergelegt wurden, zum Theil in Reiseberichten oder losen Notizen in der von ihm in Gemeinschaft mit Pfarrer Otte in den Jahren 1856—60 herausgegebenen „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst“ publicirt. — Trotz des ungeheuren Materials, welches ihm jederzeit zur Verfügung stand, ist die Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten verhältnißmäßig nicht groß. Er hatte eben zu viel Material, das er bearbeiten wollte und wurde daher nur selten damit fertig. Seine Notizbücher enthalten einen reichen Schatz von meist wenig bekannten Daten kunstgeschichtlichen Inhalts, welcher jedoch für einen Andern, der nicht eine gleiche umfassende Kenntniß der Denkmäler besitzt, schwer zu heben sein dürfte. — Ein Verzeichniß von Quast's auf das Mittelalter bezüglichen, größern Arbeiten hat W. Lotz in seiner Statistik der deutschen Kunst gegeben. An diese jährlichen Reisen schloß sich dann gewöhnlich auch noch der Besuch von Versammlungen der Architekten und der Archäologen, bei welchen Q. ein stets gern gesehener Gast war, oft Vorträge hielt, vielfach anregend und belehrend wirkte. In seinem Amte hatte Q. sehr viel Arbeit, denn er nahm die Sache sehr ernst. Die Erhaltung der historischen Denkmäler war ihm Herzenssache. Er verband mit seiner umfassenden und gründlichen Kenntniß der Kunstdenkmäler eine, Andern kaum begreifliche, sehr gründliche Kenntniß der politischen und kirchlichen Specialgeschichte der verschiedensten Gegenden und Städte und beherrschte mit vollkommener Freiheit alle historischen Hülfswissenschaften. Er hatte, weil er eben mehr von den einzelnen Denkmälern wußte, als die meisten anderen Menschen, ein bei weitem größeres Interesse daran, als selbst Jene, welche mit diesen Denkmälern in täglichem Umgange stehen. Er kannte die Bedeutung aller einzelnen Theile und die historische Beziehung unter einander und wußte selbst die kleinsten, scheinbar unbedeutenden Theile in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen. Daher die große Werthschätzung, welche er den Denkmälern zutheilte, daher sein reges Interesse daran; daher endlich sein eifriges Bestreben, sie in dem überlieferten Zustande zu erhalten und sein Widerstreben gegen jede Modernisirung, welche er stets nur für eine Minderung des Werths ansehen konnte oder gar theilweise Zerstörung desselben. Aber Q. fand wenig Beifall und Unterstützung in seinen Bestrebungen. Die Meisten verstanden ihn nicht. Er war eben seiner Zeit voran. Anfangs hatte er einen Rückhalt an dem für Kunst und Alterthum begeisterten Könige Friedrich Wilhelm IV., später stand er amtlich ganz allein. Daher konnte er vielfach mit seinen wohl begründeten Ansichten und Vorschlägen, dem lebhaften Drängen jener zahlreichen Männer gegenüber, welche angeblich der Freiheit und dem Fortschritt huldigen, nicht durchdringen, mußte oft den Schmerz erleben, die besten und wichtigsten Denkmäler verfallen oder gar zerstören zu sehen. Deshalb hatte er in seinem Amte besonders in der letzten Zeit wenig Freude.

Seit 30 Jahren arbeitete Q. an der Herstellung eines vollständigen Inventars der Kunstdenkmäler Preußens, wie leicht einzusehen, ein wichtiges Hülfsmittel für Erhaltung der Denkmäler. Es fehlte der Regierung stets an Mitteln zur Herstellung desselben. Auf Quast's Vorschlag wurden schon zu Anfang seiner amtlichen Thätigkeit betreffende Fragebogen zunächst probeweise in den Regierungsbezirken Königsberg und Münster vertheilt und von den Organen der Regierung beantwortet. Das gesammelte Material liegt nun seit Jahrzehnten in

den Archiven, ohne daß ein Resultat zu Stande gekommen wäre. In Betreff der Restauration der Baudenkmäler hielt Q., entgegen der von vielen Seiten beliebten, sogenannten Purification der Baudenkmäler, welche zu großem Vandalismus führt und ihren Zweck doch niemals erreicht, streng an dem Grundsatze fest, daß das Gebäude in seiner Gesammterscheinung als historisch gewordenes Baudenkmal erhalten und vor weiterem Verfall geschützt werden müsse, daß alle Gebäudetheile und Monumente aller Perioden, wenn sie nur irgendwie künstlerisch oder historisch von Werth sind, gleich zu achten und neben einander zu erhalten sind. Nur wo ein Conflict zwischen dem Aeltern und Neuern eintritt, d. h. wo z. B. ein jüngerer Bautheil einen ältern verdeckt, soll die Kritik eintreten und entscheiden, welchem von beiden Theilen als dem werthvolleren, der Vorzug gebührt. Durchaus zu beseitigen ist nur das absolut und in jeder Beziehung Schlechte und Fehlerhafte oder gänzlich Werthlose. Die Ausbesserungen sollen auf das geringste Maß, auf das Nothwendige, soweit es durch die Sicherheit des Gebäudes und die charakteristische Gesammtwirkung desselben geboten erscheint, beschränkt bleiben. Dem ausführenden Baumeister ist vor Allem Pietät vor dem Ueberlieferten und Scheu vor dem sogenannten Bessermachen nothwendig.

Q. war auch als erfindender Künstler thätig, von seinen Entwürfen ist aber leider nur wenig zur Ausführung gekommen. Er zeigte sich in denselben als ein schöpferisch thätiger, gedankenreicher Architekt, von tiefem Verständniß und feinstem Gefühl. Wo er sich ganz frei bewegen konnte, zeigte er sich als der Schinkel'schen Schule angehörig; wo er an bestimmte Baustyle anknüpfen mußte, hielt er sich, wenn es nicht nothwendig war, keineswegs strenge an die alten Vorbilder, sondern paßte seine Entwürfe, unter voller Bewahrung seiner Freiheit, den localen Verhältnissen und Zwecken genau an. — Zu seinen ersten amtlichen Arbeiten gehörte der im Jahre 1844 gefertigte Entwurf zu den Broncethüren der Schloßkirche zu Wittenberg, welche an Stelle der alten, zerstörten Thür, an welche Luther seine Thesen geschlagen hatte, gesetzt worden sind. Auf denselben wurde auf besonderen Wunsch des Königs der vollständige Text dieser Thesen angebracht. Dann fertigte Q. einen Entwurf zum Ausbau der römischen Basilika zu Trier als evangelische Kirche, welcher mit einigen von Stüler angegebenen Modificationen auch ausgeführt worden ist. Auch machte er einen Entwurf zu einer Kirche in Berlin im Style der altchristlichen Basiliken, für welche König Friedrich Wilhelm IV. bekanntlich eine besondere Vorliebe hegte. Derselbe wurde zwar nicht ausgeführt, mehrere einzelne Motive davon jedoch bei verschiedenen Kirchenbauten in Berlin zur Anwendung gebracht. Ein Giebel des Rathhauses zu Thorn und ein anderer an der Kirche zu Ahrendsee wurden nach seinen Entwürfen ganz neu gebaut. Quast's Entwurf zur Ausschmückung der Kuppel des Münsters zu Aachen mit Mosaikgemälden, für welchen er sich stets lebhaft interessirt hat, kam leider nicht zur Ausführung. Von Restaurationsbauten wurden nach seinen Plänen außer der Klosterkirche zu Berlin, die Liebfrauenkirche zu Halberstadt, die Kirche auf dem Petersberge bei Halle und in den Jahren 1858—65 auch die Stiftskirche zu Gernrode — darin auch ein Cyclus von neuen Wandgemälden nach Quast's Entwürfen — ausgeführt. Fast die ganze Zeit seines Lebens beschäftigte ihn der Bau eines Doms für Berlin. Schon im J. 1830 fertigte er einen Entwurf dazu, den er auch später im Wesentlichen stets festgehalten hat. Im J. 1850 legte er ihn in neuer Bearbeitung dem Könige vor und im J. 1869 betheiligte er sich damit nach nochmaliger Durcharbeitung bei der großen vom Staate ausgeschriebenen Concurrenz. Wie bekannt, ist in dieser Angelegenheit noch immer keine Entscheidung getroffen.

Q. war nicht nur ein in jeder Beziehung rechtlich gesinnter, sondern auch edler ann im höchsten Sinne des Wortes. Er wich nie von der Wahrheit ab, rbte stets nach dem Höchsten und Besten. Jede Ungerechtigkeit brachte ihn Zorn. Neid und Mißgunst kannte er nicht. Zugleich war er wohlwollend, ilde und gütig gegen Jedermann und der beste Familienvater. Q. starb nach ngerem Herzleiden fast siebenzig Jahre alt, jedoch körperlich und geistig völlig sch am 11. März 1877 auf seinem Gute Radensleben im Kreise seiner Falie und wurde in der von ihm selbst erbauten Familiengruft neben der Kirche nes Gutes bestattet.

Nach mündlichen Mittheilungen des Verstorbenen. R. Bergau.

Queborn: Crispin van Q., auch Queboorен geschrieben, ein geschätzter aler und Kupferstecher, der im Haag im J. 1604 das Licht der Welt erickte. Hier wurde er auch zum Künstler ausgebildet. Ueber seine Lebensnstände ist sehr wenig bekannt. Im J. 1623 wohnte er in Utrecht, ob fest er nur vorübergehend, wird nicht mitgetheilt. Die Notiz über seinen Aufthalt in Utrecht findet sich in Thibault's L'Académie de l'Epée, Antwp. 328, für welches Werk er die Blätter lieferte. Auch für andere Werke war er it kleinen Stichen thätig, sein Hauptverdienst liegt aber im Bildniß; diese rden sowohl ihrer künstlerischen Auffassung als Durchführung wegen sehr geätzt. Zu seinen Hauptwerken gehören folgende: Graf Heinrich Mathias von hurn-Valsassina und Creutz vom J. 1624, nach eigener Zeichnung. An dieses ließen sich an die Bildnisse des Winterkönigs Friedrich von Böhmen und ner Gemahlin Elisabeth (1622), der Königin Elisabeth von England (1625), großen Kurfürsten und seiner Gemahlin Elisabeth von Oranien, beide nach onthorst, des Admirals Tromp nach Simon de Vlieger u. a. m. Daß er ich zugleich Maler war, was manche Kunstforscher nicht zugeben wollen, erllt aus der Inschrift auf dem schönen Bildniß des Mathematikers Joh. ampioen v. J. 1638; hier steht ausdrücklich: Cr. Queborn pinx. et sculp. as Todesjahr des Künstlers ist unbekannt.

S. Immerzeel. — Kramm. — Nagler, Monogr. Wessely.

Quehl: Ryno Q., Publicist, war der Sohn eines Pfarrers in der preuschen Provinz Sachsen. Er studirte Theologie, ohne es jedoch zu einem forellen Abschlusse zu bringen, versuchte sich in verschiedenen kleinen Dichtungen d redigirte 1849 eine Zeit lang das „Danziger Dampfboot". Zur Zeit des ionsparlaments in Erfurt gab er hier im Auftrage des Ministers von Manuffel die „Erfurter Zeitung" heraus, jedoch ohne besonderen Erfolg. Im ugust 1850 wurde er im preußischen Ministerium des Innern angestellt, worauf n Manteuffel durch Verfügung vom 23. December 1850 gegen eine jährliche rgütung von 1200 Thlr. die Aufsicht und Leitung der ministeriellen „Deutschen eform" sowie der „Constitutionellen Correspondenz" und die sonstigen Maßgeln zur Einwirkung auf die öffentliche Presse übertrug. Zugleich verstattete ihm den unmittelbaren Vortrag in allen zum Ressort des Ministerpräsidenten hörenden Preßangelegenheiten. Das unter Quehl's Direction stehende Bureau hielt die amtliche Bezeichnung „Centralstelle für Preßangelegenheiten". In ser Stellung wurden Q. überwiesen: 1) Das Decernat über die Verwaltung für die Presse ausgesetzten Dispositionsfonds. 2) Die Beaufsichtigung der bventionirten Blätter. 3) Die Anknüpfung und Unterhaltung der Verbinngen mit der inländischen und ausländischen Presse. 4) Die Aufgabe, den inisterpräsidenten und in Betreff der einzelnen Ressorts auch die anderen Mister von den Bewegungen und Erörterungen in der Presse in Kenntniß zu erlten. 5) Die Curatel über den „Preußischen Staatsanzeiger" und die

„Deutsche Reform" (später die „Preußische Adler-Zeitung"). 6) Die Begutachtung der auf die Presse bezüglichen administrativen und legislativen Maßregeln. Obwohl in seinen Arbeiten ohne sonderliche Gründlichkeit und Genauigkeit, verstand er es doch, das von der Regierung abhängige Preßwesen auf obigen Grundlagen vortrefflich einzurichten. Am 9. März 1851 erließ er ein Rundschreiben an diejenigen Zeitungsredactionen der conservativen Partei, mit welchen er nicht in persönliche Verbindung gekommen war, und verhieß, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf seine amtliche Stellung, ihnen von Zeit zu Zeit Mittheilungen über den wirklichen Stand der politischen Fragen zu machen, insbesondere sie „mit einem zu einer gedeihlichen Wirksamkeit unentbehrlichen Material zu unterstützen". Auf diese Art brachte er zum ersten Mal einen großen Theil der preußischen Presse in nähere Beziehungen zur Regierung und erlangte erheblichen Einfluß. Dies hat auch Anerkennung gefunden bei H. Wuttke „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens" (Lpz. 1875) Cap. 8 und in einem pamphletarischen Aufsatz über „Die officiöse Presse" in der Zeitschrift „Der Kulturkämpfer" von Glagau, Heft 50 (Berl. 1882) S. 17. Q. bekleidete jene Stellung jedoch nur bis zum 1. October 1853, wo jene Einrichtung eine Aenderung erfuhr. Er wurde zum preußischen Consul mit dem Titel eines Generalconsuls in Kopenhagen ernannt. Hier erwies er sich, nach Angabe der „Hamburger Nachrichten" von 1864 als einen großen Freund Dänemarks und beschuldigte die preußische Regierung, aus seinen Berichten über die schleswig'schen Zustände das für Dänemark Günstige ausgemerzt zu haben, sodaß dadurch das Ungünstige in ein falsches Licht habe kommen müssen. Die daher entstandene Parteilichkeit habe ihm dann in Kopenhagen viel Verkennung eingetragen. Hier starb er plötzlich am Schlagfluß am 3. Januar 1864. — Die Nachricht in Oettinger's Mon. des dates, Q. sei „Urheber des preußischen Gesetzes über die Zeitungsstempelsteuer" gewesen, ist unrichtig. Q. schrieb: 1) „Aus Dänemark. Bornholm und die Bornholmer" (Berl. 1856), 2) „Das preußische und das deutsche Konsularwesen im Zusammenhang mit der inneren und äußeren Politik" (Berl. 1863). Kurze Notizen gelegentlich seines Todes s. in Vossische Zeitung Nr. 7 v. 9. und Kreuz-Zeitung Nr. 8 v. 10. Jan. 1864.

Wippermann.

Queinfurt: Konrad v. Q., Pfarrer zu Steinkirchen am Queiß, † 1382 zu Löwenberg in Schlesien, wo er nach einer Notiz in Corner's großem Gesangbuche (1631) in der Capelle des Klosters St. Francisci begraben liegt und folgendes von ihm selbst verfaßte Epitaphium zu lesen stand:

Christe tuum mimum salvum facias et opinum,
Condidit hic odas voce lyraque melodas.

Konrad ist der Dichter und Componist des alten Ostergesanges:

„Du lenze gut, des jares teurste quarte,
zwar du bist mancher luste vol,
was creatur den winter freuden sparte
des hastu sie ergetzet wol" u. s. w.

In der fünften Strophe bezeugt er den Kirchengesang in der Volkssprache:

„In freuden groß laßet ir euch heute horen
laßet klingen hellen süßen klang,
ir laien in den kirchen, ir pfaffen in den koren,
zu widerstreit sei eur gesang.
nu singet, „christus ist erstanden
heute von des todes banden".
dar nach solt ir mit fleiße gan" u. s. w.

Text bei Wackernagel, das deutsche Kirchenlied, II, Nr. 538, in Hoffmanns Geschichte des deutschen Kirchenliedes, 1861, S. 78. — Melodie in W. Bäumkers Werk: „Das kath. deutsche Kirchenlied" I, Nr. 281 in Chrysanders Jahrbüchern für musikal. Wissenschaft. II. Band. 1867, S. 40.

Wilh. Bäumker.

Queißer: Karl Traugott Q., berühmter Posaunist, geb. am 11. Januar 1800 als Sohn eines Gastwirthes in Döben bei Grimma, zeigte schon zeitig entschiedenes musikalisches Talent, so daß ihn der Vater zum Stadtmusikus Barth in die Lehre nach Grimma brachte, wo er nach damaliger Art alle gebräuchlichen Instrumente erlernte. Als Hauptinstrumente erwählte er jedoch die Violine und Posaune. Zur Vervollkommnung auf jener nahm er später noch Unterricht bei dem Leipziger Concertmeister Matthäi; was aber die Posaune betrifft, so konnte er im Grunde gar keine eigentliche künstlerische Unterweisung erhalten, indem zu damaliger Zeit das Instrument, namentlich bei den Stadtmusikchören, auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung stand; man konnte ihm weiter nichts als die Accordlage der Züge zeigen, und er sah sich daher in dieser Hinsicht auf eigenes Studium hingewiesen. Im J. 1817 erhielt Q. einen Ruf nach Leipzig als Violinist und Posaunist im dasigen Stadtmusikchor. 1820 blies er zum ersten Mal mit entschiedenem Erfolge öffentlich ein Solo für Baßposaune im Gewandhausconcert. Bald darauf gewann ihn der damalige Theaterunternehmer Hofrath Küstner (nachheriger Intendant in München und Berlin) für die Posaune im Theaterorchester und im J. 1824 trat er, unter Beibehaltung der Solovorträge für letzteres Instrument, als erster Bratschist in das Theaterorchester ein. In Folge dessen wurde er auch Mitglied des Gewandhausorchesters und nahm in dieser Stellung seit 1827 an den Aufführungen beider Kunstinstitute, sowie an den Kirchenmusiken theil; in den damaligen Quartettunterhaltungen des Concertmeisters Matthäi spielte er lange Zeit hindurch die Bratsche. Später bildete sich unter seiner Leitung, unabhängig vom Leipziger Stadtmusikchor, ein besonderes Musikchor zu Gartenconcerten und dergl. Die Aufführungen desselben an öffentlichen Orten waren ausgezeichnet und verdienten in der That sehr oft den Namen wirklicher Kunstleistungen. Im J. 1830 wurde Q. auch Dirigent beider Musikchöre bei der Communalgarde; weitere Verdienste erwarb er sich um die Concertgesellschaft Euterpe, bei welcher er einige Zeit die Stelle eines Concertmeisters versah. Außerordentlich beliebt und geachtet, starb Q. am 12. Juni 1846 in Leipzig. Gemüthvoll und bieder, bescheiden und anspruchslos und wahrhaft uneigennützig, war er allgemein beliebt und geehrt. Am 18. Juli 1846 veranstaltete die Concertdirection zum Besten seiner Hinterlassenen ein Concert, in welchem unter anderen F. Mendelssohn-Bartholdy und Ferd. David die Sonate op. 47 von Beethoven spielten. Als Soloposaunist hatte er sich durch zahlreiche Concertreisen und fleißiges Mitwirken bei den damals stattfindenden Musikfesten einen großen Ruf verschafft, was um so mehr sagen will, als er nächst Friedr. August Belcke der erste bedeutende Virtuos auf diesem Instrumente war. „An Fülle und Reinheit des Tones, an durchdringender Kraft, an Leichtigkeit des Ansatzes, an Virtuosität in den Passagen übertraf ihn sicher kein Posaunist." Ferdinand David schrieb für ihn sein berühmtes Posaunenconcertino (op. 4 Es-dur).

Allgem. musikal. Zeitung 1846. Seite 459.

Fürstenau.

Quellmalz: Samuel Theodor Q., geb. am 11. Mai 1696 zu Freiberg in Sachsen, studirte in Leipzig Medicin, wurde 1722 daselbst Baccalaureus, setzte darauf seine Studien in Wittenberg fort und erlangte 1723 die Doctor-

würde in Leipzig. An letztgenannter Universität habilitirte er sich bald danach als Docent, wurde 1726 a. o. Professor der Anatomie und Chirurgie, 1737 ord. Professor der Physiologie, vertauschte 1747 diesen Lehrstuhl mit dem der Anatomie und Chirurgie, wozu er 1748 noch die Professur der Pathologie und 1758 die der Therapie übernahm. Er bekleidete 1757 das Decanat der med. Facultät zu Leipzig und starb daselbst am 10. Februar 1758. Q. war ein bei seinen Zeitgenossen besonders auch wegen seiner Kenntnisse und Leistungen in der Chemie sehr geschätzter Arzt. Er ist Verfasser zahlreicher Schriften über verschiedene Gegenstände aus den von ihm in seiner Lehrthätigkeit vertretenen Fächern. Doch sind die betreffenden Abhandlungen, von denen das Dictionnaire historique, herausgegeben von Dezeimeris (Bd. III, p. 768) etwa 52 aufzählt, nur wenig umfangreich, und bestehen aus akademischen Programmen oder unter seiner Leitung geschriebenen Dissertationen. Ein gewisses Interesse beanspruchen unter diesen auch jetzt noch die Arbeiten über die Milz (Leipzig 1748), über Blindheit der Säuglinge als Folge des weißen Flusses der Mutter (1750), über die Beseitigung der von im Kriege Gefallenen herrührenden fauligen Ausdünstungen (1735) u. s. w. Ferner gab C. G. Rothe's „Gründliche Anleitung zur Chemie" 1750 mit Anmerkungen heraus.

Vergl. noch Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch Bd. IV, S. 648; Biogr. méd. T. VI, p. 519. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch rc. Bd. II, S. 548.

Pagel.

Quellinus: Arthus (Arthur) Q., Bildhauer und Architekt, geboren in Antwerpen 1609, † 1668 oder 1670. Er besuchte Italien, nachdem er in den Anfangsgründen seiner Kunst von seinem Vater Erasmus (sen.) unterwiesen war. Daselbst war Fr. du Quesnoy (il Fiammingo) sein Vorbild und Lehrer. In der Schilderbent nannte man ihn Corpus wegen seiner kräftigen Gestalt. Als Künstler muß er sich frühzeitig einen Namen gemacht haben, und sein Ruf verbreitete sich bis in sein Vaterland. Als nämlich das neue Stadthaus in Amsterdam gebaut wurde, hat man ihn dahin berufen mit dem Auftrag, für den neuen Bau Statuen, Reliefs und Ornamente zu liefern. Infolge dessen wurde er zum Stadtbildhauer von Amsterdam ernannt. Seine Werke am Stadthaus hat sein Bruder Hubert gestochen; sie erschienen (109 Bl.) in einem besonderen Werke, in dem sich auch das Bildniß des Arthus, ebenfalls von Hubert radirt, befindet. Von weiteren Werken sind bekannt: ein Standbild des heiligen Petrus in der Andreaskirche in Antwerpen, ebenda in der Hoofdkerk der marmorne Grabdeckel für Jan Gevaerts, in der Akademie das Brustbild des Marquis de Caracene. Im J. 1817 wurde das Brustbild des Bürgermeisters von Amsterdam, Andries de Graeff um 599 fl. verkauft. In die Gilde zu Antwerpen ließ er sich ebenfalls aufnehmen, und ehelichte 1640 Marg. Verdussen, die vier Monate vor ihm starb. Er wurde mit ihr in der Franciskanerkirche zu Antwerpen begraben. Außer dem erwähnten Bildnisse des Meisters hat auch R. Collin eines nach dem Bilde des Erasmus Q. gestochen, das 1662 erschien. Dann wird im Amsterdamer Rycksmuseum ein Gemälde von Ferd. Bol aufbewahrt, das unseren Meister als „Artus Phidias", wie er von Vondel genannt wurde, darstellt. Es ist vom Jahre 1663.

Houbraken. — Kramm. — Immerzeel. Wessely.

Quellinus: Erasmus Q. jun., ein Sohn des Erasmus Q. sen. und folglich ein Bruder des vorhergehenden, war geboren in Antwerpen im J. 1607; und starb 1678. Zuerst studirte er, widmete sich den Wissenschaften, erhielt auch den Grad der philosophischen Würde und war bereits Lehrer, als ihn das

Vorbild und die Freundschaft eines Rubens seinem Berufe entzog, und ihn in die Arme der Kunst trieb. Er machte auch in diesem neuen Berufe erstaunliche Fortschritte, und bald wurde seine Kunst vielfach in Anspruch genommen. Italien hat er nicht gesehen. Im J. 1633 wurde er in die Lucasgilde aufgenommen. Zwei seiner besten Bilder sind nach England gekommen: Enthauptung des heiligen Johannes und Einzug Christi in Jerusalem. Auch sonst noch malte er meist kirchliche Bilder; das Museum zu Antwerpen besitzt fünf Bilder von ihm, darunter den heiligen Bruno, in der Jacobskirche daselbst befindet sich der heilige Rochus in der Glorie. In Brüssel sieht man den heiligen Karl Borrom. und den heiligen Franz. Es muß aber noch eine große Anzahl seiner Werke vorhanden gewesen sein, wenn man das Verzeichniß der Stiche durchgeht, die nach solchen von vielen Stechern ausgeführt wurden. Die besten Kupferstecher aus der Schule Rubens, wie Sch. à Bolswert, Galle, P. de Jode, C. Lauwers und Vorsterman haben seiner Kunst ihren Grabstichel geliehen. Auch hier wieder begegnet man meist religiösen Compositionen. Eine Ausnahme dürfte der anonyme Stich sein, der nach seiner Erfindung ein Bordell mit sehr freien Gruppen zum Gegenstande hat. Q. soll auch radirt haben; Nagler verzeichnet neun Blätter von ihm, von denen ihm aber nur zwei angehören dürften: Samson, den Löwen würgend, nach Rubens und ein Bachanale, ein schönes und seltenes Blatt; beide mit dem vollen Namen bezeichnet. Sein Bildniß, von P. de Jode gestochen, kommt bei De Bie vor und in Copien bei Houbraken und Descamps. Nach dem Tode seiner Frau soll er sich in die Abtei von Tongerloo begeben haben, um hier in Ruhe sein Leben zu beschließen.

Houbraken. — Kramm. — Immerzeel. Wessely.

Quenstedt: Johann Andreas Q., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geboren am 13. August 1617 zu Quedlinburg, † am 22. Mai 1688 in Wittenberg. — Von väterlicher und mütterlicher Seite gehörte er einem Quedlinburger Patriciergeschlechte an: sein Vater war Ludolf Q., Kanonikus von Halberstadt, seine Mutter Dorothea geb. Gerhard, eine Schwester des berühmten Jenenser Theologen Johann Gerhard (s. A. D. B. VIII, 500). Anfangs von Privatlehrern unterrichtet, besuchte er später vier Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und war eben im Begriff, unter Leitung seines mütterlichen Oheims sein theologisches Studium in Jena zu beginnen, als Gerhard starb (20. August 1637). Um bei den obschwebenden Kriegsunruhen ihren Sohn möglichst in der Nähe zu behalten, schickte ihn seine ängstlich besorgte Mutter jetzt nach der nächstgelegenen, wenngleich damals bereits im Verdacht der Heterodoxie stehenden Universität Helmstedt. Sechs Jahre verbrachte er hier, 1637—44, als Zuhörer von Georg Calixt, als Tischgenosse von Konrad Hornejus, als gelehriger Schüler und Gesinnungsgenosse beider. Nachdem er 1643 zu Helmstedt Magister geworden und Vorlesungen über Geographie gehalten, kehrte er auf den Wunsch seiner Eltern nach seiner Heimath Quedlinburg zurück, wo er eine Zeitlang mit theologischen Privatstudien und mit Predigen sich beschäftigte. Zur Fortsetzung seiner Studien geht er 1644 nach Wittenberg, wo man den Schüler Helmstedts anfangs nicht ohne Mißtrauen empfing. Doch findet er bei Wilhelm Leyser, einem Schüler und Schützling Johann Gerhard's, freundliche Aufnahme als Haus- und Tischgenosse, wird von ihm wie ein Sohn gehalten, privatim informirt und ihm die Benutzung seiner Bibliothek gestattet. Weichen Gemüthes wie er war, wurde er bald durch die Wittenberger Gnesiolutheraner Martini, Röber, Leyser, Hülsemann für die dort herrschende streng orthodoxe Richtung gewonnen und in Wittenberg festgehalten. Er las zuerst mit großem Eifer und Beifall über Geographie, Moral, Metaphysik, wurde

1646 Adjunct der philosophischen Facultät, 1649 aber außerordentlicher Professor der Theologie, 1650 Dr. theol., 1660 vierter, 1662 dritter, 1684 zweiter Ordinarius, 1686 nach Calov's Tod professor primarius der Theologie und Propst an der Stiftskirche, auch Consistorialassessor und Ephorus der Alumnen. Aber schon damals war seine körperliche und geistige Kraft durch Kränklichkeit und Hypochondrie gebrochen: nach zwei Jahren erlag er seinen Leiden im 71. Lebensjahre. Er war dreimal verheirathet, zuerst 1650, dann nach fast zweijähriger Trauerzeit 1653, endlich zum dritten Mal 1656 mit der Tochter seines Wittenberger Collegen D. Scharf, die ihn mit 12 Kindern beschenkte; seine Tochter Johanna wurde 1684 die sechste Gattin des 72jährigen Theologen Abraham Calov (s. A. D. B. III, 714).

Quenstedt's Schriften sind zahlreich (nach dem Verzeichniß bei Jöcher-Rotermund im Ganzen 71), aber meist von kleinem Umfang: sie sind theils theologischen (bes. exegetischen, dogmatischen, pastoral-theologischen), theils allgemeinen, archäologischen und litterarhistorischen Inhalts, z. B. eine Abhandlung „De Sepultura veterum s. de antiquis ritibus sepulcralibus“ 1648 und öfter gedruckt, „Dialogus de patriis illustrium doctrina et scriptis virorum“, 1654 u. ö., „Antiquitates biblicae et ecclesiasticae“, 1688, 1695. 4°. Weitere Titel siehe bei Rotermund a. a. O. Im Grunde ist es ein einziges Werk, welches den Ruhm Quenstedt's in der Geschichte der lutherischen Theologie begründet hat, die reife Frucht einer mehr als 30jährigen Lehrthätigkeit, seine „Theologia didactico-polemica sive Systema theologicum in duas sectiones didacticam et polemicam divisum“, erwachsen aus seinen Vorlesungen über das dogmatische Compendium des Rostocker Theologen Johann Friedrich König (s. A. D. B. XVI, 515), erschienen 1685 zu Wittenberg in einem stattlichen Foliobband (2. Ausg. Wittenberg 1691; 3. Ausg. 1696; später in 2 Bänden Leipzig 1702 und 1715). In diesem Werke, das eine ganze dogmatische Bibliothek repräsentirt, hat der nicht eben geistvolle oder originelle, aber musterhaft fleißige und gelehrte, gründliche und gewissenhafte Mann als „Buchhalter und Schriftführer der lutherischen Orthodoxie“ und „Rüstmeister der lutherischen Polemik des 17. Jahrhunderts“ Alles zusammengetragen, was die altlutherischen Dogmatiker von L. Hutter bis auf A. Calov an didaktischem und polemischem Material zur Begründung der lutherischen Kirchenlehre und zur Widerlegung der Gegner erarbeitet hatten. So bildet das Werk durch die orthodoxe Correctheit seines Inhalts wie durch seine schematisch-schulmäßige Methode, durch die formalistisch-secirende Analyse der orthodox-lutherischen Kirchenlehre wie der gegnerischen Ansichten, freilich auch durch den Mangel an biblischer und geschichtlicher Kritik den Höhepunkt aber auch Schlußstein der altlutherischen Dogmatik und dogmatischen Scholastik, — dasjenige Werk, in welchem, nachdem bereits der Auflösungsproceß begonnen, der altorthodoxe Lehrbegriff sich noch einmal zusammenfaßt und abschließt. So scholastisch aber auch die Form seines Systems, so unerbittlich seine wider jede scheinbare oder wirkliche Heterodoxie geübte Polemik in diesem seinem Lebenswerk erscheint, so hat er doch selbst vor dem Uebermaß scholastischer Spitzfindigkeit gewarnt und in der Bekämpfung der Gegner Milde mit der Strenge zu verbinden empfohlen. Ihm selbst aber wird von den Zeitgenossen das Lob der moderatio, prudentia, lenitas und insbesondere der aphilargyria ertheilt, und in der That erscheint er in Allem, was wir von seinem Privatleben wissen, als ein frommer, anspruchsloser, milder und wohlwollender Mann, wenngleich es ihm bei seiner natürlichen Schüchternheit, Weichheit und zunehmenden Kränklichkeit in seiner streitsüchtigen Umgebung und besonders in seinem collegialen und verwandtschaftlichen Verhältniß zu dem streitsüchtigsten

aller lutherischen Theologen, A. Calov, gewiß nicht leicht wurde, jene von ihm selbst empfohlene Milde und Moderation allzeit zu bewahren.

Mehr noch als in seinem dogmatischen Hauptwerk, der „Theologia didactico-polemica“, kommt seine eigene Geistesrichtung und Gemüthsstimmung zum Ausdruck in seinem ethisch-pastoral-theologischen Werke unter dem Titel „Ethica pastorum et instructio cathedralis s. monita omnibus munus concionatorium ambientibus necessaria“. Wittenberg 1678. 8°. 3. Aufl. 1708, welches eine große Zahl durchaus verständiger und wohlgemeinter praktischer Rathschläge für theologisches Studium und geistliche Amtsführung enthält, und worin sich eine gewisse Verwandtschaft mit der Arndt-Spenerischen Richtung nicht verleugnet, wie denn auch von seinen Schülern bezeugt wird, daß er ihnen die Erbauungsbücher von Johann Arndt, Joachim Lütkemann, Heinrich Müller zur Privatlectüre eindringlich empfohlen habe.

Vgl. über sein Leben und seine Schriften: A. Sennert, Leichenrede, abgedruckt in Pipping, Memoria theol. S. 229 ff. — Erdmann, Lebensbeschr. der Wittenb. Prof. und Biogr. der Pröpste von Wittenb. S. 15. — Niceron, Theil 20, S. 130 f. — Schröckh, chr. K. G. s. der Ref. 8, 12. — Tholuck, Wittenb. Theologen. S. 214 ff. — Real-Enc. für prot. Theol. 2. Aufl. XII, 455. — G. Frank, Gesch. der protest. Theologie II, 30. — Gaß, Geschichte der prot. Dogmatik. I, 357 ff.

Wagenmann.

Quentell: Heinrich Q. (Quentel), einer der frühesten und namhaftesten Kölner Typographen, stammte aus Straßburg, vermählte sich in Köln mit Elisabeth Helman, der Tochter eines angesehenen städtischen Beamten, und gründete in dem auf dem Domhof gelegenen, aus den beiden Häusern „Zum Palast“ und „Zum Hirtzhorn“ bestehenden großen Helman'schen Familiensitze (jetzt Domhotel) kurz vor 1479 die berühmte Buchdruckerei, die fast anderthalb Jahrhundert hindurch zu den angesehensten in Deutschland gehörte. Auf die Wohnstelle ist in mehreren seiner Druckwerke durch die Beischrift „iuxta summum“ oder „prope summum“ (d. h. summum templum, der Dom) hingewiesen. 1501 ist er gestorben. Für das Erstlingswerk seiner Pressen wird der 1479 erschienene prächtige Foliant „Fratris Astexani opus de casibus conscientiae“ gehalten, den er mit Approbation der Kölner Universität herausgab. Nachdem aber eine sorgfältige Prüfung und Vergleichung ergeben hat, daß die erste niederdeutsche Bibelübersetzung, welche man um das Jahr 1470 einzureihen pflegte, mit den ältesten Quentell'schen Typen gedruckt ist, wird man dieses ohne Jahresangabe und Druckeradresse erschienene höchst werthvolle Werk für eine dem Astexanus vorhergegangene Leistung der Quentell'schen Officin halten dürfen. Von erheblichem Interesse ist die am Schluß des Buches ausgesprochene Erklärung, daß es „nicht geschrieben, sondern mit großem Fleiß und Arbeit gedruckt sei“. Ein Zeichen, daß beim ersten Auftreten der Typographie Druckwerke und Handschriften von Vielen nicht unterschieden wurden. Neben der Uebereinstimmung der Typen ist der Umstand von Gewicht, daß sich eine xylographische Randverzierung mit der Anbetung der Dreikönige bei beiden Büchern angewendet findet. In der Quentell'schen Officin herrschte eine ungemeine Rührigkeit, so daß der Kölner Bibliograph L. v. Büllingen 134 bis zum Jahr 1500 aus derselben hervorgegangene Drucke aufzuzeichnen vermochte. Nachdem Heinrich Q. 1501 gestorben, wurde das Geschäft mehrere Jahre auf das Andenken an ihn fortgeführt. So heißt es 1502 am Schlusse eines Buches: „in officina signi felicis memorie Henrici Quentell artis impressorie sectatoris vigilantissimi Colonie diligenter elaborati vigilique lucubratione denuo correcti expliciunt“, 1503: „In litteratoria officina Henrici Quentell felicis recordationis chalcographiae

dum vixit propugnatoris ingeniosissimi". Die Schlußschrift von „C. Plinii Secundi Junioris liber illustrium virorum a condita urbe" ist dadurch besonders beachtenswerth, weil sie die Herkunft des Verstorbenen aus Straßburg meldet: „Excusum in litteratoria officina Henrici Quentell Argentini et Civis urbis Agrippine pie memorie. Anno a natali M. CCCCCVI". Dann lautet die Geschäftsfirma für seine beiden Kinder: „Officina ingenuorum liberorum Quentell". Um diese Zeit wird es gewesen sein, daß der bekannte Ortwin Graes (Ortuinus Gratius) in die Quentell'sche Druckerei als Vorsteher und Corrector eingetreten ist.

Peter Q., Heinrich's Sohn, tritt mit dem Jahre 1520 als alleiniger Inhaber des Geschäfts auf, das unter seiner Leitung zur höchsten Blüthe stieg. Zu bemerken ist, daß bei ihm und allen seinen Nachkommen der Familienname die veränderte Schreibweise Quentel statt Quentell führt. Die eigenen Pressen reichten bei weitem nicht mehr hin, seine fast unzähligen Unternehmungen hervorzubringen. Die Kölner Buchdrucker Eucharius Cervicornus (Hirtzhorn) und Hiero Alopecius (Fuchs) hat er besonders viel für seinen Verlag beschäftigt. Eine Folioausgabe von 1529 der Emser'schen deutschen Uebersetzung des neuen Testaments hat am Schlusse ein Signet, welches die Bildnißfiguren des Verlegers Peter Q. und des Druckers Hiero Fuchs enthält. In den Rathsprotocollen der Stadt Köln ist seines Todes besonders gedacht; man liest daselbst am 29. Februar 1546: „Eodem die ist Peter Quentel eyn alder ratzman gestorven. Gott haeff die sele". Es ist dies eine ganz ausnahmsweise Aufmerksamkeit, welche erkennen läßt, daß der Verstorbene auch in seinem Wirken unter den Vätern der Stadt hoch geachtet ward. Das größte und nachhaltigste Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe des aus neun in die Breite zusammengefügten Blättern bestehenden großen Prospects der Stadt Köln, den er durch den Maler und Xylographen Anton Woensam von Worms nach der Natur aufnehmen und in Holz schneiden ließ — ein Kunstwerk, in seiner Art so höchst ausgezeichnet, daß wohl nicht eine einzige deutsche Stadt sich eines trefflicheren wird zu rühmen haben. Man kennt zwei Ausgaben, die primitive von 1531 und eine jüngere von 1557, die letztere von seiner Schwiegertochter veranstaltet. Beide sind fast unfindbar selten geworden. Er hinterließ von seiner Gattin Barbara drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, von welchen der jüngere Johann Q. das väterliche Geschäft fortsetzte. Dieser war mit Sophia, aus der Birckman'schen Buchhändlerfamilie in der fetten Henne (in pingui gallina) vermählt, die sein früher Tod schon 1551 in den Wittwenstand versetzte. Bis 1557 erscheint dann die Firma „Haeredes Joannis Quentel". Die Wittwe schritt zur zweiten Ehe mit dem gelehrten Gerwin Calenius, Licentiaten der Rechte und kölnischen Senator, wodurch die veränderte Geschäftsfirma „Gerwinus Calenius et haeredes Joannis Quentelii" entstand. Der neue Chef war ein unternehmender Mann, der das Quentel'sche Geschäft in seinem großen Ansehen zu erhalten wußte. Zahlreiche und bedeutende Werke brachte er auf den Büchermarkt, wobei dem Fache der Theologie, neben einzelnen geschichtlichen und juristischen Werken, der entschiedene Vorrang verblieb. Bei ihm erschien die erste lateinische Ausgabe der großen Legendensammlung des ihm befreundeten Karthäusers Leonard Surius und die prachtvoll ausgestattete Dietenberger'sche Bibelübersetzung von 1564, welche letztere den von Wittenberg, Leipzig und Frankfurt aus verbreiteten illustrirten Ausgaben der Luther'schen Uebersetzung mit Erfolg entgegengestellt wurde. Unter ihm versah Bartholomäus Laurens, der 1577 hochbetagt gestorben ist, mehrere Decennien hindurch mit vielem Lob den Posten des Correctors. (Hartzheim, Biblioth. Colon. p. 28.)

Arnold Q., Johann's Sohn, übernahm schon einige Jahre vor des Stiefvaters am 14. September 1600 erfolgten Tode, die Handlung unter seinem

eigenen Namen und zeigte anfangs sich ebenfalls als ein rühriger Geschäftsmann. 1598 gab er einen Verlagskatalog heraus: „Quentelianae officinae librorum tam suis typis quam expensis excusorum Catalogus, Coloniae apud Arnoldum Quentelium". Er verzeichnet 181 Werke, wovon 97 theologischen, 23 historischen, juridischen, medicinischen und vermischten Inhalts in lateinischer Sprache sind; die übrigen 61 sind deutsche Bücher. Angehängt sind 137 Werke, welche aus dem Verlag der Erben Arnold Birkman's herrühren. Die stattlichen Folianten erscheinen viel seltener bei ihm, und die Familie beginnt überhaupt sich in den höheren Gesellschaftskreisen zu bewegen. Die Herren v. Quentel findet man bis zur Schlußhälfte des 18. Jahrhunderts im Besitz hoher bürgerlicher Aemter und unter den Mitgliedern der vornehmsten geistlichen Stifte der Stadt Köln. Von der Druckerpresse, von dem Bücherlager aber hielten sie sich nach Arnold's Absterben fern. Als nächsten Geschäftsinhaber trifft man Johann v. Kreps, der 1630 die „Sacra Biblia, Das ist die ganze heilige Schrift (verdeutscht) durch Casparum Ulenbergium, gedruckt zu Köln in der Quenteleyen" in Folio herausgab. Auf ihn folgt 1634 „Hinrich Berchem auffm Thumbhoff in der Quenteley". Mit diesem schließt die Reihe der daselbst thätig gewesenen Drucker und Verleger. Die Benennung „Quentelei" mag wohl schon lange vorher im Volksmunde gebräuchlich gewesen sein.

Abhandlungen des Verfassers in Lempertz' Bilderheften und Geschichte des Bücherhandels und im 42. Heft der Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. J. J. Merlo.

Quercu: Simon de Q., oder van der Eyken, nach Fétis „Eikenhut", ein Musiktheoretiker aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, der sich auf dem Titel seiner Werke einen Brabanter nennt. Aeltere Biographen nennen ihn einen geborenen Brüsseler. Auch ihn, wie so viele seiner Zeitgenossen zog es nach Italien, und er bekleidete in Mailand einen Cantorposten, wahrscheinlich an der Hofcapelle der Herzöge von Sforza, die stets einen ausgesuchten Kreis der besten Musiker um sich versammelten. Q. scheint sogar Lehrer der beiden jungen Herzöge Sforza gewesen zu sein, denn er begleitete sie 1508 auf einer Reise nach Wien an den kaiserlichen Hof und widmet denselben seine dort in den Druck gegebene Abhandlung betitelt: „Opusculum musices perquam brevissimum de Gregoriana et figurativa atque contrapuncto simplici percommode tractans: omnibus cantu oblectantibus utile, ac necessarium." Viennae, Winterburger, 1509, in 4°, 40 Seiten. Sie umfaßt in großer Kürze dasjenige Musiktheoretische, welches ein Schüler damals zu lernen hatte. Sie fand so allgemeine Anerkennung, daß sie 1513, 1516 und 1518 neu aufgelegt wurde. Außerdem besitzen wir von ihm noch eine Sammlung einstimmiger Kirchengesänge, die er bei demselben Verleger in Wien herausgab. Nach der Unterschrift zu schließen, muß er auch in diesem Jahre, 1513, in Wien gewesen sein, denn er unterzeichnet: „Vienne tercia Kalen. Septembris. Anno domini. 1513." Der Titel lautet „Vigile cum Vesperis et Exequiis mortuorum annexis canticis earundem et ceteris" ... Exemplare des ersten und zweiten Werkes besitzen die Bibliotheken zu Berlin, Augsburg, Breslau, Paris, Hofbibliothek in Wien u. a.

Im Kataloge von Dr. E. Bohn, die Breslauer Bibliotheken (Berlin 1883) ist Seite 23 ein Inhaltsverzeichniß des Opusculum mitgeteilt.

Rob. Eitner.

Querfurt: August Q., Maler, geb. in Wolfenbüttel 1697, † in Wien 1761. Im Zeichnen wurde er von seinem Vater Tobias, welcher Hofmaler des Herzogs von Braunschweig war, unterrichtet; dann kam er nach Augsburg und wurde Schüler des Schlachtenmalers Rugendas. Bei seinen Schlachtenbildern

nahm sich aber Q. den Franzosen Bourgignon zum Muster. Diese wurden auch von den Hohen sehr geschätzt. Der Künstler kam nach Preßburg in Ungarn, wo ihm der Hofkammerrath v. Török verschiedene Aufträge ertheilte. Neben Schlachtstücken malte er auch Jagden und andere Genrebilder. In Ungarn und Oesterreich dürften in den Schlössern noch viele seiner Bilder vorhanden sein. Einzelne Bilder besitzt die Wiener kaiserliche Gallerie, dann München und Braunschweig (in letzterer Gallerie ein Pferdestall). Der künstlerische Werth seiner Bilder ist sehr verschieden, da er oft durch Noth gezwungen war, schnell zu arbeiten. Wo er aber die nöthige Sorgfalt auf ein Bild verwendete, da schuf er auch Kunstwerke, die seinen Namen unsterblich machen. Einzelne seiner Werke wurden auch gestochen, so von Berger, Balzer, Weise, Bourdet u. a.

Füßli. — Nagler. Wessely.

Querfurt: Meinhard (Meineko) v. Q., Landmeister des Deutschen Ordens in Preußen vom Jahre 1288—1299. Aus der fast zwölfjährigen Amtszeit dieses Meisters weiß der fast gleichzeitig lebende Ordenschronist, der Priesterbruder Peter von Dusburg, sehr viele Kämpfe gegen die Heiden der Nachbarschaft, die Littauer, zu berichten, darunter auch nicht wenige, die der Meister selbst geführt hat. Wie er nöthigenfalls auch den Polen auf ihr Hülfsgesuch gegen denselben Feind Beistand sandte, so wandte er sich umgekehrt mit gleicher Entschiedenheit gegen den einen Herzog der Masowier, welcher die Heiden in seine Grenzburg aufgenommen und von da aus das Ordensland hatte verwüsten lassen; als alle Mahnungen fruchtlos blieben, eroberte der Meister das gefährliche Nest und zerstörte es. Ein während dieser Kämpfe ausbrechender Preußenaufstand, der letzte dieser Art, wurde schnell niedergeschlagen. Vier Orte verdanken M. v. Q. die Verleihung von Stadtrecht: Christburg, Graudenz, Preußisch-Holland und auf dem damals schon gewonnenen Gebiete von Pommerellen Mewe. Seit dem in der Reformationszeit schreibenden, völlig unglaubwürdigen Simon Grunau ist es herkömmlich, diesem Meister den Beginn der Eindeichung der Nogat- und Weichselwerder zuzuschreiben. Wir wissen aber nur, daß allerdings dem Jahre 1297 die erste urkundliche Erwähnung eines solchen Dammes angehört; vielleicht hat man schon bei der Anlage von Marienburg, also etwa 20 Jahre früher, mit diesem hochwichtigen Werke den Anfang gemacht. Auch die von Joh. Voigt herangezogene Stelle Peters von Dusburg gehört doch nicht hierher; denn sie lautet, die Schilderung seiner Amtsthätigkeit beginnend: „Wie ruhmreich jener in seinem Amte gewaltet hat, bezeugen seine herrlichen Werke, die hier folgen“, spricht also von seinen Thaten im Allgemeinen, nicht von Dammbauten, von denen weiterhin gar nicht die Rede ist.

Vgl. noch Töppen in den Preuß. Provinzialblättern, 1852 I, S. 198.
Lohmeyer.

Querhamer: Caspar Q., seit 1534 Bürgermeister zu Halle a. d. S., schrieb gegen Luther: „Der Brieff, oder die Taffel, durch Casparn Q., einem layen vnd Burger zu Hall, vormals außgelassen. Zusamt XXVI Fragen, auch von ihm an die Lutherischen (oder wie sie sich nennen vnd heißen lassen) guten Euangelischen gestellet. 1535“. 4. (Gräfl. Stolbergische Bibl. in Wernigerode). Außerdem ist Q. als Mitarbeiter betheiligt an der Abfassung des ersten katholischen Gesangbuches in deutscher Sprache, herausgegeben von dem Stiftspropste Michael Vehe in Halle. Er verfaßte 25 ganz neue Lieder; andere bereits vor der Reformation bekannte (einstrophige) deutsche Lieder erweiterte er nach dem Vorgange Luthers in der Weise, daß er eine Anzahl neuer Strophen hinzudichtete. Auch einige Melodien zu den neuen Texten rühren von ihm her. Im J. 1546, als

in Halle Unruhen ausbrachen, verfiel Q. als Gegner Luther's der Volksrache. Er wurde fadennackend ausgezogen, und in seinem Brunnen gehenkt und gemartert.

Döllinger, Reformation I, 530 ff. — W. Bäumker, Das kath. deutsche Kirchenlied I, S. 124 ff. — Die Lieder bei Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied V, S. 932 ff.

Wilh. Bäumker.

Questenberg: Gerhard v. Q., Staatsmann des 17. Jahrhunderts. — Beglaubigte Urkunden nennen die Familie Q. unter den Patriciergeschlechtern der Stadt Cöln am Rhein bereits um das Jahr 1470. Als Erster dieses Namens erscheint Berthold Q., vermählt mit Margarethe von Blitterswich, deren Sohn Johannes 1538 starb. Johannes' Enkel, Gerhard I., zeugte in seiner Ehe mit Katharina Therlein von Lennep vier Söhne: Caspar, Gerhard II., Hermann und Johann, die sämmtlich nach des Vaters Tod († 1587) ihre Vaterstadt verließen, um an dem Hofe Kaiser Rudolph's II. in Prag Stellung zu suchen und zu finden. Caspar, der Aelteste, diente mehr als sechs Jahre in der kaiserlichen Reichskanzlei, als der Entschluß in ihm reifte, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er trat in das Prämonstratenserstift Strahow auf dem Berge „Zion" in Prag, als dessen Abt er später zu großem Ansehen gelangte und am 28. Juni 1640 das Zeitliche segnete. Gerhard wurde am 1. August 1606 in der Hofkriegskanzlei als „lateinischer Concipist" bestellt, während die beiden jüngsten Brüder bei der Hofkanzlei Verwendung fanden. Als Registrator und „der Kriegsexpedition Secretär" trat Gerhard in die Dienste König Matthias', den er zur Kaiserkrönung nach Frankfurt begleitete. Seiner und seiner jüngeren Brüder Bitte, „ihnen ihre vorhin habende Nobilitation — sintemalen sie jederzeit pro patritiis Coloniensibus und Adelsgenossen gehalten worden — gnädigst zu confirmiren oder, da vonnöthen, von Neuem zu verleihen", willfahrte Kaiser Matthias mit Diplom vom 28. September 1613, welches neun Jahre später durch Ferdinand II. erneuert und zugleich auf den Bruder Caspar ausgedehnt wurde. Im selben Jahre (1622) vermählte sich Gerhard mit Maria Unterholzer, Tochter des kaiserlichen Hofkammerrathes Johann Unterholzer v. Kranichberg. Er war es, der, insbesondere durch seine intimen Beziehungen zu Wallenstein, die relativ bedeutendste und einflußreichste Position errang und lange Zeit behauptete. Mit großen Geistesgaben verband er einen außerordentlichen, unermüdlichen Fleiß, so daß er, vielseitig verwendet, sehr bald wol als die Seele, gewiß als die vorzüglichste, ja als die eigentliche Arbeitskraft des Wiener Hofkriegsrathes betrachtet werden konnte.

Als solche erkannte ihn Wallenstein vom ersten Augenblicke seiner Bewerbung um die Würde und die Bürde eines kaiserlichen Generalissimus. Bereitwillig unterzog sich Q., nachdem das neue „Generalcapo" ernannt war, jenen unzähligen kleinen und größeren, zum Theil verantwortungsvollen und bei der ewigen Geldnoth des Kaisers äußerst schwierigen Obliegenheiten, die der Feldherr bei seinen Rüstungen im Interesse der Sache vom Hofkriegsrath heischte und heischen mußte. Das sicherlich mit vollem Recht von aller Welt bewunderte, weil unerhörte Kunststück Wallenstein's, binnen weniger Wochen eine neue große Armee auf die Beine zu stellen, war nicht in letzter Linie die Arbeit Questenberg's, was von maßgebender Seite auch bereitwilligst anerkannt wurde. Er galt darum mit gutem Grund als einer der Wenigen, denen bei dem sonst eben nicht sehr zugänglichen kaiserlichen Heerführer von Anfang an ein nachhaltiger Einfluß zugemuthet werden konnte. Daher auch seine Sendung durch den Kaiser in das Wallenstein'sche Lager schon bei der ersten größeren Bedenklichkeit, die sich im Frühjahr 1626 herausstellte. Im besten Sinne dieses Wortes „wirklicher Hofkriegsrath", welchen Titel er damals erlangte, wußte er durch sein kluges, maßvolles Auftreten

die beiderseitige Verständigung herbeizuführen. Ihm übergab damals der Sieger in der Schlacht beim Dessauer Brückenkopf, der Q. persönlich beigewohnt hatte, die dort erbeuteten Fahnen und Standarten, um sie bei seiner Rückkehr nach Wien dem Kaiser zu Füßen zu legen. Als sich im nächsten Herbst schon wieder die Nothwendigkeit herausstellte, Namens des Hofkriegrathes dem General mündlich verschiedene Beschwerden vorzutragen, verstand es sich bereits von selbst, daß Q. mit dieser Mission betraut wurde. Als deren Resultat darf die berühmte Unterredung Wallenstein's mit den Ministern Eggenberg und Harrach zu Bruck an der Leitha betrachtet werden, die für den ersteren bekanntlich einen vollen, entscheidenden Sieg über alle seine bisherigen Gegner im eigenen Lager zu bedeuten hatte. „Ich habe einen großen Freund lange Zeit an ihm gehabt", schrieb Wallenstein von ihm nach wochenlangem, fast ununterbrochenem persönlichen Verkehr mit dem ebenso tüchtigen, in Sachen der Kriegsverwaltung erfahrenen, wie ihm ergebenen, werkthätigen Anhänger. Noch einmal im December 1626 und wieder im Februar darauf war Q. bei Wallenstein. Auf ganz besondere Verwendung des Generalissimus erhob ein kaiserliches Diplom vom 17. März 1627 Gerhard v. Q. und dessen Bruder Hermann, nunmehrigen Reichshofrath, in den erblichen „alten Freiherrenstand".

Neben dem Kriege, den Wallenstein im offenen Felde zu bestehen hatte, gab es für ihn, wie nunmehr allgemein bekannt, noch einen anderen, unblutigen und doch nicht minder schwierigen, erbitterten Kampf: mit der katholischen Liga. Als der getreuesten Bundesgenossen einer stand ihm in diesem Kampfe Q. zur Seite. Im August 1627 und im September 1628 wurde er vom Kaiser abgeordnet, in der gewichtigsten Streitfrage des General-Herzogs mit der Liga, der Heeresreduction, mit jenem zu verhandeln. Beide Male gelang es, einen Ausweg zu finden, der, ohne die Machtstellung der Kaiserlichen empfindlich zu schädigen, doch den Gegnern einigermaßen willfahrte. In gleicher Angelegenheit conferirte Q. mit Wallenstein zu Ende des Jahres 1629 in Halberstadt. Beide konnten sich nicht verhehlen, daß der Kaiser, der nun vor allem durch die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige die Thronfolge gesichert wissen wollte, mehr und mehr dem Einflusse der katholischen Kurfürsten zu weichen begann. Man kennt den Verlauf des Kurfürstentages von Regensburg, der Wallenstein als kaiserlichen Oberfeldherrn entsetzte. Kurz vor Beginn der Verhandlungen befand sich Q. im Auftrage des Kaisers bei dem General in Memmingen, ihm eine höchst beachtenswerthe Weisung zu überbringen; gemeinschaftlich mit dem Grafen Johann Werdenberg traf er im September 1630 wieder daselbst ein, ihm die Entlassung anzuzeigen.

Fast noch lebhafter als während des ersten Generalates Wallenstein's ist dessen Correspondenz mit Q. in den Jahren 1630—32. Sie ist eine Fundgrube der Geschichte dieser Jahre. In erster Linie den unausgesetzten Bemühungen Questenberg's, so geht aus ihr hervor, war es zu danken, wenn der schwer gekränkte Fürst nach langem Widerstreben sich endlich doch bewegen ließ, erst nur „interimistisch", dann aber definitiv den Oberbefehl über die freilich durch Gustav Adolf vollständig geschlagene oder vielmehr vernichtete kaiserliche Heeresmacht wieder zu übernehmen. Das erste Anerbieten, das Q. Anfang Novembers 1630 überbrachte, wurde entschieden abgewiesen. Auf Grund einer von ihm entworfenen Instruction kam im folgenden December ein Uebereinkommen in Znaim zu Stande, dem am 13. April 1632 zu Göllersdorf der Abschluß eines förmlichen Vertrags nachfolgte. Da wie dort war Q. die leitende Hand. Und wie im Frühjahr 1625, so war er im Winter 1631—32 nächst Wallenstein derjenige, welchem das Hauptverdienst um die Aufrichtung einer neuen, großen, vorzüglich organi-

sirten Armee zuzuschreiben ist; namentlich aber die Artillerie und die leichte „kroatische" Reiterei dieser Armee waren Questenberg's Schöpfungen.

Schon im October 1632, auf dem Marsche von Nürnberg nach Sachsen, berief der Generalissimus abermals Q. zu sich; die Unterredung fand jedoch erst im folgenden December, nach der Lützener Schlacht, in Prag statt. Es galt die Bestimmung der Winterquartiere in den kaiserlichen Erbländern, gegen die sich der Kaiser nach Kräften sträubte, und die neuerliche Instandsetzung des durch den Feldzug dieses Jahres sehr geschwächten Heeres. Mit dem alten unermüdlichen Eifer war Q. auch hier wieder nach allen Richtungen vermittelnd und fördernd jederzeit zur Hand. Mit seiner Hilfe kam eine dritte Armee von mindestens hunderttausend Mann zu Stande. Und wie sonst gegenüber der Liga, so war er jetzt, da sich die Zahl der Freunde Wallenstein'scher Politik am Hofe täglich zu mehren schien, mit Leib und Seele dabei, ihr an maßgebender Stelle das Wort zu reden. Getragen von dem Vertrauen beider, beharrte er bis zum letzten Augenblick auf dem Posten eines Vermittlers zwischen dem Kaiser und dem kaiserlichen Feldherrn. Erwiesenermaßen war es nicht dieser sondern jener, durch welchen der Vertrag von Göllersdorf gebrochen wurde. Gegen den Geist und den Wortlaut dieses Vertrages wurde mit Umgehung Wallenstein's gestattet, daß ein spanisches Heer unter dem selbständigen Commando des Herzogs Feria den deutschen Boden betrat; gegen denselben Vertrag erhielt hinter Wallenstein's Rücken — in Questenberg's Abwesenheit, wie betont zu werden verdient und von ihm auch nachdrücklich betont wurde — General Aldringen die Weisung, sich künftig nach den Befehlen Maximilian's v. Baiern, nicht Wallenstein's, zu richten. Damit war nicht allein des Letzteren sondern auch Questenberg's Stellung tief erschüttert. Im August 1633 wurde von Wien schon nicht mehr Q. sondern Graf Heinrich Schlick in das Feldlager beordert, um die kaiserlichen Aufträge daselbst zu vertreten. Der Sieg bei Steinau hob noch einmal das Ansehen Wallenstein's und der Wallensteiner — als durch den Fall von Regensburg und die Weigerung des Generalissimus, zur Wiedereroberung der Stadt einen Winterfeldzug zu eröffnen, die Krise, die Katastrophe herbeigeführt wurde. Um keinen Preis mehr wollte der Kaiser gestatten, daß sein Heer die Winterquartiere wieder in seinen Erbländern beziehe, deren Ruin, wie man ihm sagte, dadurch unvermeidlich würde. Den Willen des Kaisers durchzusetzen, entschloß man sich Q. nach Pilsen zu schicken; es war sein letzter Gang zu Wallenstein. Die Instruction, die ihm auf den Weg gegeben wurde, konnte ihn selbst kaum daran zweifeln lassen, was kommen werde; sie ließ den Kaiser von „allerhand Scrupeln" bei „fremden Potentaten" sprechen, „daß wir gleichsam einen Corregem an der Hand und in unseren eigenen Landen keine freie Disposition mehr übrig haben". Vom 16. December 1633 bis 5. Januar 1634 befand sich Q. in Wallenstein's Lager zu Pilsen. Die Briefe, die er von dort dem Kaiser sandte — es liegen deren sieben vor — zeigen dieselbe Ergebenheit, dasselbe volle, feste Vertrauen wie seine ersten Zeilen über Wallenstein; keine Spur jener engherzigen Arglist und Verschlagenheit, wie sie ihm angedichtet wurde. Mit drastischen Worten setzte er die Unmöglichkeit an der Hand von Thatsachen auseinander, den geforderten Winterfeldzug auszuführen, zumal vom Feinde nichts zu besorgen. „Eure Majestät", schrieb er, „sollten allergnädigst versichert sein, da was dran wäre oder sein könnte, daß der Generalissimus, Eurer Majestät Dienst in Acht zu nehmen, eher zu Fuße selbst hinlaufen und die Nothdurft in Acht nehmen würde." Da aber der Feldzug unmöglich, so ergibt sich ihm von selbst die Nothwendigkeit, noch einen Winter hindurch das Heer im eigenen Lande zu erhalten, um es für eine letzte Kraftanstrengung zu stärken. Jede Gegenmaßregel wäre von den verderblichsten Folgen. „Der Generalissimus bittet Eure Majestät gehorsamst", schreibt Q.

weiter, „Sie wollen sich nicht verleiten lassen, durch dergleichen Ordinanzen das Werk und sich selbst zu präcipitiren; Sie wollten ihm, dem Generalissimus, darum trauen und Alles auf ihn remittiren: er werde gewiß derselben nichts vergeben noch verwahrlosen.“ . . Nach Wien zurückgekehrt, legte Q. nicht die Hände in den Schooß, sondern war er vielmehr in Gemeinschaft mit dem Fürsten Eggenberg redlich bemüht, dem Herzog reiflich erwogene Rathschläge zukommen zu lassen, „welchergestalt vielen Sachen geholfen werden könnte“. Noch ein Schreiben Wallenstein's vom 20. Februar — fünf Tage vor seiner Ermordung — spricht den dringenden Wunsch nach einer Besprechung mit Q. und Eggenberg aus — „weil durch dergleichen Diffidenzen sowohl Ihrer Majestät Dienst als das bonum publicum leidet“.

An der nach Wallenstein's Fall vertheilten überreichen Beute hatte Q. keinen Theil. Er hatte im Jahre 1624 die Herrschaft Jarmeritz in Mähren (Znaimer Kreis) erbeigenthümlich und fast gleichzeitig das der Gemeinde Schlaggenwald in Böhmen confiscirte Städtchen Petschau pfandweise erworben, vier Jahre später mit Jarmeritz das Gütchen Bauschitz vereinigt und bald darauf das Gut Rappoltenkirchen in Niederösterreich (Bezirk Tulln) erkauft. Ein vortrefflicher Wirth gleich seinem großen Freunde, wußte er mit den ihm gebotenen Mitteln Haus zu halten und galt als vermöglicher Mann. Wie Eggenberg und andere bis dahin hochansehnliche, ja mächtige Personen trat auch Q. nach Wallenstein's Beseitigung für einige Zeit in den Hintergrund. Zahlreiche Gegner suchten ihm seine Stellung gründlich zu verleiden. Seine Pflichttreue, seine Erfahrung, vor Allem aber seine über allen Zweifeln erhabene Rechtlichkeit und geschäftliche Tüchtigkeit machten ihn dem Kaiser unentbehrlich. Als Ferdinand II., bevor er zu dem Collegialtag in Regensburg im Jahre 1636 abreiste, eine Regentschaft für Ungarn, Ober- und Niederösterreich unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm einsetzte, ernannte er auch Q. zum Regentschaftsrath. In gleichem Ansehen stand dieser bei Kaiser Ferdinand III. Derselbe berief ihn in den Geheimen Rath und bestellte ihn zum Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes, als der er am 1. Juli 1646 mit Hinterlassung eines Sohnes Johann Anton Franz und mehrer Töchter starb. Letzterer, vermählt mit Maria Katharina Freiin v. Stadel, hinterließ bei seinem im Jahre 1686 erfolgten Tode einen minderjährigen Sohn Johann Adam, der über Einschreiten seines Vormundes, des Grafen Leopold Josef v. Lamberg, in Würdigung der vielen und ansehnlichen Verdienste seines Großvaters Gerhard Freiherrn v. Q. am 28. Januar 1696 in den Grafenstand erhoben wurde. Der Letzte seines Stammes, vererbte er seine Güter im J. 1752 dem Grafen Dominik Andreas v. Kaunitz, Brudersohn seiner zweiten Gemahlin Marie Antonie, geb. Gräfin Kaunitz, der das Erbe zehn Jahre später antrat und Namen und Wappen der Grafen Q. mit denen der Grafen Kaunitz vereinigte. Noch heute blüht das Geschlecht der Grafen Kaunitz-Questenberg.

Nach Urkunden der Kaiserl. Archive in Wien ꝛc.

Hallwich.

Questenberg: Hermann Freiherr v. Q. lebte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, bis etwa 1730 zu Wien, dann auf seinen Gütern in Mähren. Er wird als ausgezeichneter Lautenspieler gepriesen, und soll sich um die Förderung der Tonkunst in seiner engeren Heimath große Verdienste erworben haben. J. G. Baron in seiner „Untersuchung des Instruments der Lauten“ (Nürnberg, 1727) erwähnt Questenberg's Compositionen für die Laute und rühmt ihnen „einen ungemeinen Geist und Nachdruck“ nach. Seinen (Q.'s) Bestrebungen und seiner Unterstützung verdankten auch die Brünner die ersten größeren musikalischen Aufführungen. Sonst ist über ihn nichts bekannt geworden. Daß Maria Charlotta v. Q., die eine vortreffliche Clavierspielerin war, wie Wurzbach

vermuthet, eine Schwester Hermann's sei, ist unwahrscheinlich, da Charlotten's Vater, der kaiserliche Reichshofrath Johann Ad. v. Q. 1752 ohne männliche Nachkommenschaft starb und Hermann bis 1762 lebte. Mandyczewski.

Questenberg: Jakob Q., Humanist und eifriger Förderer der deutschen Sache am römischen Hofe, geb. um 1460, wie er selbst sagt am Geburtstage seines großmüthigen Gönners Joh. v. Dalberg, demnach am 14. Aug., † vermuthlich 1527. Q. stammte aus einer bescheidenen, theilweise wenigstens dem Handwerkerstande angehörigen Familie in Wernigerode, die wir vom Anfang des 15. bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts verfolgen können. Von zwei Cord Q., einem älteren und einem jüngeren, die um 1450 besondere Haushaltungen hatten, wird der letztere sein Vater sein. Nach Michaelis 1482 wird J. Q. (von Wernigerode) in die Erfurter Matrikel eingetragen. Daß er die ganze Gebühr zahlte, würde auf eine gewisse Wohlhabenheit seiner Eltern schließen lassen, wenn er nicht ums Jahr 1494 den Bischof Johann v. Dalberg zu Worms als seinen Wohlthäter bezeichnete, der ihn emporgehoben und es verhütet habe, daß seine ungünstige äußere Glückslage seinen Studien hinderlich und für ihn drückend werde. Im Frühjahr 1484 erwirbt er auf der thüringischen Hochschule den Grad eines Baccalaureus. Spätestens anderthalb Jahr darnach verläßt er die Heimath, um Italien und Rom aufzusuchen, und von da ab höchst wahrscheinlich den deutschen Boden nicht wieder zu betreten. Da er, der jedenfalls des Griechischen in einem damals noch seltenen Grade mächtig wurde, noch den Unterricht des greisen Argyropulos genossen haben soll, so muß er spätestens 1486 nach Rom gekommen sein. Dazu stimmt, daß er in einem Gedichte auf Lorenz Beheim, der zwanzig Jahre Hausmeister des Cardinals Borgia war, ehe dieser als Alexander VI. den päpstlichen Stuhl bestieg, diesen als seinen alten Freund bezeichnet. Zur Zeit des Papstes Innocenz VIII. traf er auch in Rom mit dem schon genannten Bischof von Worms zusammen. In Rom wurde Q. der besondere Schützling des wissenschaftlich gerichteten edlen Venetianers Marcus, Cardinals von S. Marco, der angelegentlich für seine höhere Ausbildung sorgte und ihn in die höchsten strebsamsten Kreise einführte. Was ihn bei seinem regen wissenschaftlichen Streben besonders empfahl, war die für einen Deutschen damals ungewöhnlich feine gefällige Aussprache des Lateinischen und eine Handschrift, die Reuchlin als künstlerisch preist und von der Melanchthon sagt, daß er eine schönere nie gesehen. Diese Handschrift leistete bei der Vervielfältigung altclassischer Schriften treffliche Dienste. Sie bahnte ihm aber auch in Verbindung mit seinen Sprachkenntnissen und seinen guten Anlagen den Weg in die päpstliche Kanzlei. 1490 finden wir ihn noch im Palast seines Gönners, des Cardinals von S. Marco, aber auch schon als Doctor des geistlichen Rechts, was er jedenfalls in Italien geworden war, und als sollicitator litterarum apostolicarum. Eine Urkunde P. Alexander's VI. sagt, er sei Hausgenosse (familiaris) von dessen Vorgänger Innocenz VIII. gewesen und nunmehr sein eigener beständiger Tischgenosse. Je mehr seine Zeitgenossen, ein Reuchlin, Aperbach, Melanchthon Anlaß hatten theils die damalige Bedeutung eines päpstlichen Brevenschreibers und Anwalts an sich, theils den Einfluß, den Q., durch seine besondere Beliebtheit, die er bei Päpsten und Cardinälen genoß, nachdrücklich hervorzuheben, um so bedeutsamer ist der Gebrauch, den er von dieser begünstigten Lage zum besten der während seines ungefähr vierzigjährigen Wirkens in diesem Amt zahlreich nach Rom strömenden Landsleute machte. Seine kräftige Gesinnung tritt uns bei ihm in Wort und Werk und selbst in Aeußerlichkeiten entgegen. Obwohl er als Poet — wenn auch nur ab und zu — zwischen seinen Vor- und Zunamen noch einen dritten lateinischen Namen Aurelius einschiebt, so führt er doch stets seinen deutschen Familiennamen, ohne dafür eine lateinisch-

griechische Uebersetzung zu suchen. Dagegen nennt er sich wohl nachdrucksvoll einen Deutschen, preist auch einen Dalberg, Reuchlin, Beheim als Zierden des Vaterlands. Den erstgenannten humanistischen Bischof begrüßt er in ungebundener Rede wie in einem langen Gedicht zuerst als seinen großmüthigen Wohlthäter, dann als hochgesinnten Förderer der neuaufgeblühten Wissenschaften in Deutschland und erbietet sich, ihm Abschriften und lateinische Uebersetzungen griechischer Schriften zu liefern. Sein päpstliches Kanzleiamt hindert ihn nicht, ein eifriger Schüler des sehr unkirchlichen Pomponius Laetus zu sein. Von der durch G. Fabricius ihm zugeschriebenen Frucht dieser Studien des Alterthums, einer Schrift über das alte Rom, haben wir jedoch keine nähere Kenntniß. Von den deutschen Landsleuten, denen Q. in Rom mit aller Hingebung diente, können wir an dieser Stelle nur Reuchlin nennen. Die erste Begegnung fand bei Reuchlin's zweiter Romreise im Sommer 1490 statt. Gleiche Gesinnung, gleiches Streben knüpfte alsbald ein festes Freundschaftsband zwischen beiden Männern. Q. zollte den Leistungen und Gaben des süddeutschen Gelehrten die vollste Anerkennung, letzterer aber auch nicht nur der schönen Handschrift, sondern auch dem classischen lateinischen Stil Questenberg's, und nach den Proben in seinen Briefen mit Recht. Eine höhere Bedeutung gewann der Verkehr beider Männer aber erst seit dem Ausbruche des Streites zwischen Reuchlin und den Kölnern und Dominicanern wegen der jüdischen Litteratur und des Augenspiegels. Hier war es zwischen 1513 und 1520 immer wieder Q., dessen Beistand der bedrängte Reuchlin anrief, um mit Hülfe gleichgesinnter Cardinäle eine günstige und schnelle Entscheidung des von beiden Seiten mit vieler Anstrengung geführten Streites zu erwirken. Reuchlin hat seinen Freund theilweise in überschwenglicher Weise als seinen Helfer, zeitweise als seine einzige Stütze in Rom bezeichnet, aber auch der Franciscaner Petrus Galatinus bezeugt, darin mit Melanchthon zusammenstimmend, daß Q. alles aufgeboten habe, um die Sache Reuchlin's zu fördern. Mit ganz außerordentlicher Vorsicht, die Reuchlin wohl nicht ohne einige Verstimmung hervorhebt, vermied es aber Q. zur Zeit dieses Kampfes, in Briefen dem Freunde seine Gedanken zu eröffnen. Kluge Berechnung war es gewiß, aber kein Zeichen eines kühnen muthigen Wesens. Q. wollte bei Niemand anstoßen. So konnte denn noch um die Zeit des Wormser Reichstags ein inniges Verhältniß zwischen Q. und dem wenigstens zwanzig Jahre jüngeren Aleander obwalten, als dieser bereits zum entschiedenen Widersacher der Deutschen und der reuchlinischen und reformatorischen Bestrebungen umgeschlagen war. Wenn Melanchthon u. A. hervorgehoben haben, daß Q. nicht nach Pfründen und hohen Ehren strebte, so ist er allerdings von der damals großen Schaar der deutschen ‚Kurtisanen‘ oder Stellenjäger in Rom durchaus zu sondern, denn für ihn waren Einkünfte und Ehren nur Mittel zu einem höheren Zweck. Dagegen hebt es sein Freund und Lehrer, der Theologe Boger, der von öfteren Romfahrten her die Verhältnisse genau kannte, hervor, daß Q. durch Pfründen und Ehren zunehme, und selbst die magere Dechantenstelle zu Wernigerode war ihm nicht zu klein, um sich — sogar wider die kanonische Satzung — damit vom Papst Alexander VI. providiren zu lassen. Wenn Reuchlin und Aperbach es betonen, daß Q. gerade den hervorragendsten und besten im deutschen Gelehrtenstaat am vertrautesten gewesen sei, so scheint sein Schweigen gegenüber bekannten Humanisten vom gewöhnlichen Schlage wie seine Begeisterung für einen Bischof v. Dalberg und einen Reuchlin dies zu bestätigen. Aus diesem Gesichtspunkte ist auch wohl sein wider Konrad Celtis gerichtetes Gedicht zu verstehen, durch welches er diesen als Plagiator an einem von Georgius Tifernus herrührenden Marienliede in einer solchen Weise geißelt, daß mit dem Poeten auch dessen Person, die ja vom Standpunkte der Sittlichkeit aus viel zu wünschen übrig ließ, ge-

troffen wird. Die Annahme, daß der Aufstand in Rom, durch welchen Q. ums Leben gekommen sein soll, die furchtbare Eroberung des Jahres 1527 war, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß er wenigstens zur Zeit des Wormser Reichstags noch lebte.

Nächst seiner unermüdlichen Förderung deutscher Landsleute wirkte Q. litterarisch durch Uebersetzungen aus dem Griechischen und durch die Vermittelung trefflicher Abschriften. Seine lateinische Uebersetzung des Cebes ist auf der Münchener Bibliothek erhalten. Sie ist dem geistlichen Oberhirten seiner Heimathgegend, dem Erzbischof Ernst von Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt, gewidmet. Abgesehen von der bis jetzt noch nicht wieder aufgefundenen Schrift über die römischen Alterthümer sind drei Gedichte von ihm zu erwähnen, von denen das eine an Dalberg im 3. Bd. von Mone's Quellensammlung zur Bad. Landesgeschichte veröffentlicht ist, die an Lorenz Beheim und wider Celtes noch ungedruckt sind. Seine Absicht war, das Leben Dalberg's in einer größeren Schrift dichterisch zu behandeln. Daß bis zu der vorliegenden Darstellung Q. überall als zu Freiberg in Sachsen-Meißen geboren, und als auf der Universität Leipzig vorgebildet galt, beruht besonders auf Melanchthon's Vorrede zu der Ausgabe des Proklos Corp. ref. 8, 339. 340 und auf einer Aeußerung des Agricola gegen Georg Fabricius. Jener Irrthum erklärt sich aber wieder daraus, daß man für die anfangs 1515 eröffnete schola latina et christiana zu Freiberg neben Rhagius den Jakob Q. als Griechen zu gewinnen suchte, an dessen Statt dann auf kurze Zeit Petrus Mosellanus trat. Abgesehen von jener Melanchthon'schen Hauptstelle sind die nächsten Quellen für Questenberg's Leben dessen Briefwechsel mit Reuchlin, seine Gedichte, besonders aber auch ein wichtiges Dekastichon, mit welchem der Theologe Dr. Heinrich Boger ihn anfang. Dazu kommt einiges Urkundliche in wernigerödischen Archiven. Eine ausführlichere Darstellung von Questenberg's Leben beabsichtigt der Verfasser dieser Uebersicht.

Ed. Jacobs.

Quinos: Bruno Q., ein Pfarrer zu Quedlinburg, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wirkte und mehrere Compositionen herausgegeben hat. Die eine erschien 1516 in Wittenberg bei Rhau und ist betitelt: „Pia precatio quam solitus . . . Melanthon", 4 voc., Exemplar in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, und die andere ist eine Sammlung von 9 Gesängen zu 5 Stimmen, darunter 1 Messe, betitelt: „Cantiones aliquot 5 vocum". Witebergae excusae haeredibus Laurentii Schwenck, 1575. Exemplare besitzen die obige Bibliothek, die Gymnasialbibliothek in Brieg und die Rathsbibliothek in Löbau.

Rob. Eitner.

Quintus: Icilius Q., s. **Guichard** Bd. X, S. 104.

Quintus Icilius: E. W. Gustav v. Q. Icilius, geb. am 20. September 1824 in Celle, † am 17. März 1885 in Hannover; war ein Nachkomme des Obersten Guichard (s. A. D. B. X, 104), dem Friedrich der Große den Namen Quintus Icilius beilegte. Q. studirte in Göttingen und Berlin, promovirte 1847 (Diss. über die Atomgewichte mehrerer einfachen Körper), war von 1849 bis 1853 Privatdocent in Göttingen und Assistent am physikalischen Institute der Universität. 1853 wurde ihm die Professur für Physik und Mineralogie an der polytechnischen Schule übertragen, an welcher er bis zu seinem Tode als Physiker gewirkt hat, nachdem er 1863 von den mineralogischen Lehrvorträgen entbunden worden war. Nach dem Tode von Karl Karmarsch wurde Q. 1870 zum Aichungsinspector für die Provinz Hannover ernannt und 1880 zum beigeordneten Mitgliede der Normalaichungscommission. Q. hat zum Gebrauche für seine Zuhörer zwei schätzbare Lesebücher der Physik veröffentlicht,

1855 die Experimentalphysik, Leitfaden bei Vorträgen und 1863 den Abriß der Experimentalphysik. Die eignen Untersuchungen Quintus' aus verschiedenen Abschnitten der Physik sind meistentheils in Poggendorff's Annalen von Bd. 84 an, veröffentlicht; vollständige Nachrichten über alle Arbeiten von Q. sind in den verschiedenen Jahrgängen der Jahresberichte der physikalischen Gesellschaft in Berlin zu finden. Von den experimentalen Untersuchungen Quintus' sind hervorzuheben über die Polarität des Wismuth und Erzeugung bleibender Polarität desselben (1855 und 1860), über Abhängigkeit des Strahlungsvermögens der Körper von der Natur der umgebenden Mittel (1866).

Poggendorff, biogr.-lit. Handw. II, 554. — Gersdorf, Repertorium 1854. — Leopoldina 1885 Heft 21 S. 59. Karsten.

Quirsfeld: Johann Q., geboren in Dresden am 22. Juli 1642, studirte in Wittenberg und erlangte daselbst die Würde eines „Magisters der Philosophie". Von dort kam er als Cantor und College der 3. Classe an die Schule nach Pirna, wurde daselbst durchs Loos zum Diakonus ernannt und später zum Archidiakonus befördert. Am 18. Juni 1686 starb er. Außer vielen Erbauungsbüchern, die er als Prediger geschrieben hat, veröffentlichte er als Cantor ein musikalisches Lehrbuch, welches vielen Anklang fand. Dasselbe führte den Titel: „Breviarium musicum oder kurzer Begriff, wie ein Knabe leicht und bald zur Singekunst gelangen und die nöthigsten Dinge dazu kürzlich begreifen und erlernen kann". Eine zweite Auflage, vermehrt durch Beispiele und zweistimmige Canons in den zwölf Tonarten, erschien in Dresden 1683 bei Martin Gabriel Hübner; noch drei andere Auflagen kamen in demselben Verlag 1688, 1702 und 1717 heraus. Q. verfaßte außerdem ein Choralbuch, betitelt: „Geistlicher Harfenklang auf zehn Saiten u. s. w. in einem vollständigen Gesangbuche, darinnen über 1000 Lieder zu finden, nebst ihren gewöhnlichen Melodeien und Kirchen-Collecten u. s. w." (Leipzig 1679). Corn. a Beughem (Bibl. mathem. p. 108) führt von Q. noch folgendes Werk an: „Aurifodina mathematica de sono", Leipzig 1675.

Fürstenau.

Quistorp: Ernst und August v. Q., zwei Brüder, deren Theilnahme an dem Zuge Schill's im J. 1809 ihre Namen in weitere Kreise getragen hat, waren Söhne des Gutsbesitzers Johann v. Q. auf Vorwerk bei Lassan im damaligen Schwedisch-Pommern. Der ältere

Ernst Gottfried Karl v. Q., geboren am 27. Nov. 1784 zu Vorwerk, trat im April 1799 als Junker in das zu jener Zeit in Berlin tonangebende Cürassierregiment Gensdarmes (Nr. 10), verlebte in demselben eine stürmische Jugend, nahm an dem Feldzuge des Jahres 1806 als Secondlieutenant theil und gerieth durch das unglückliche Gefecht von Wichmannsdorf bei Templin in der Uckermark am 27. October in französische Gefangenschaft. Auf Ehrenwort entlassen, mußte er den späteren Feindseligkeiten fern bleiben. Erst im Januar 1808 ward er beim pommerschen Cavalleriedepot wieder angestellt, im Februar 1809 aber zur Dienstleistung beim 2. Brandenburgischen Husarenregiment des Major von Schill commandirt. Es war dies eine ganz besondere Gunst und Auszeichnung; Q. verdankte sie seiner Bekanntschaft in den höchsten Kreisen, in denen er sich vor dem Jahre 1806 bewegt hatte, der auffallend schöne junge Mann war damals einer der Tänzer der Königin Louise gewesen. Als Schill am Nachmittage des 28. April jenes Jahres von Berlin auszog, war Q. in der Gegend von Rathenow auf Urlaub; als die Nachricht dort eintraf, ritt er sofort dem Regiment nach, welches er am 2. oder 3. Mai in Dessau traf, nahm an dem Gefechte bei Dodendorf theil, wurde aber am 17. jenes Monats von Dömitz aus mit dem Lieutenant v. Strantz und mit 40 Husaren und Jägern in das Hannoversche

entsandt, um die Gegner von den Spuren Schill's, welcher sich nach Stralsund wandte, abzulenken. Auf allen Seiten von Feinden umgeben und jedes Ausweges beraubt, dabei von Meuterei unter seinen eigenen Leuten bedroht, von denen er einen Husaren, unter Zustimmung der Mannschaft, in Gifhorn erschießen ließ, sah er sich jedoch genöthigt nach Preußen zurückzukehren, wo er am 13. September kriegsrechtlich zu dreijährigem Festungsarrest verurtheilt wurde; am 10. November erfolgte seine Streichung in den Heereslisten. Zwei Jahre mußte er in Colberg in Haft zubringen, dann wurde er begnadigt und am 6. Februar 1812 als Premierlieutenant von der Cavallerie wieder angestellt. Damit war aber unter den damaligen politischen Verhältnissen für seine militärische Laufbahn nicht viel gewonnen; er bemühte sich daher um die Aufnahme in den schwedischen Dienst, erbat in Preußen seinen Abschied und ward Rittmeister im schwedischen Leibhusarenregiment. Der Kronprinz Karl Johann machte ihn zu einem seiner Ordonnanzofficiere und im Winter 1812/13 spielte er in den Salons von Stockholm dieselbe glänzende Rolle, die ihm früher in Berlin zugestanden worden war. Das nächste Frühjahr aber sah ihn auf dem Kriegsschauplatze in Deutschland; er wurde zum Chef einer schwedisch-deutschen reitenden Legion ernannt, aus welcher indessen nicht viel wurde, und mit der er nur einen losen Zusammenhang unterhielt, und blieb daneben in seiner Stellung bei Bernadotte, welcher ihn vielfach zu Sendungen in andere Hauptquartiere verwandte. Die Dienste welche er leistete, wurden durch mannigfache äußere Auszeichnungen anerkannt; für sein Verhalten in der Schlacht bei Leipzig ward er zum Major befördert. Nachdem er, stets im Gefolge Bernadotte's, an den Feldzügen in Deutschland, Dänemark und den Niederlanden theil genommen hatte, machte er in schwedischen Diensten noch den Feldzug vom Jahre 1814 in Norwegen mit und nahm dann seinen Abschied, um in das preußische Heer zurückzutreten. Am 10. Juni 1815 dem 8. Husarenregiment aggregirt, traf er bei diesem in Frankreich erst ein, als der Krieg beendet war, überhaupt war seine militärische Laufbahn ziemlich abgeschlossen. Er wurde freilich im October zum Major ernannt und als aggregirt zum 12. Husarenregiment versetzt, ward aber in dieser Stellung nicht dienstlich verwendet, und im Jahre 1825 mit einer großen Zahl anderer überzähliger Officiere pensionirt. Am 14. November 1831 ist er zu Berlin gestorben. Der jüngere Bruder

August Ulrich Wilhelm, am 17. Februar 1786 zu Vorwerk geboren, trat im September 1800 als Junker bei dem mit seinem Stabe und den Musketierbataillon zu Frankfurt a. d. O. garnisonirenden Infanterieregiment von Zenge Nr. 30 in den preußischen Heeresdienst, ward am 2. November 1802 Officier und besuchte im Winter 1804/5 die in Berlin durch Scharnhorst ins Leben gerufene Militärakademie, im nächsten Jahre verhinderte die Mobilmachung aus Anlaß des Krieges der 3. Coalition die Wiedereröffnung der Anstalt. Während des Feldzuges vom Jahre 1806 in Thüringen war Q. mit seinem Regiment nicht auf dem Kriegsschauplatze gegenwärtig; nach der schnellen Beendigung desselben gehörte er zur Besatzung der Festung Küstrin, deren Commandant, der Oberst v. Ingersleben, dieselbe am 1. November den Franzosen überlieferte. Q., welcher seinen Degen dem Commandanten zerbrochen vor die Füße geworfen hatte, hielt sich durch die Bedingungen der Capitulation, welche ihn den Feindseligkeiten fern gehalten haben würden, nicht für gebunden, weil jene Bedingungen ihm nicht vorher bekannt gemacht worden waren, und weil die Franzosen die Satzungen derselben selbst mißachteten, sondern suchte sich am weiteren Kampfe zu betheiligen. Es gelang ihm, indem er nach Colberg ging und sich Schill anschloß, welcher ihn am 21. Februar 1807 zum Commandeur der 1. Compagnie

seines leichten Infanteriebataillons ernannte. Als solcher hat er Colberg bis zum Ende der Belagerung vertheidigen helfen; die Anerkennung der Dienste, welche er dabei leistete, sprach sich in der am 21. August 1807 erfolgten Verleihung des Ordens pour le mérite aus, welchen die Wahl des Officiercorps ihm zuerkannte, als dasselbe die beiden der Verleihung würdigsten seiner Mitglieder namhaft zu machen hatte, und in seiner am 20. August 1808 erfolgenden Einrangierung mit vordatirtem Patent in das Bataillon Schill, welches dem 1. Pommerschen (später Leib-) Infanterieregiment zugetheilt wurde und nach Berlin in Garnison kam. Als Schill im folgenden Jahre mit seinen Husaren ausmarschirte, war es Q., welcher ihm einen Theil der Infanterie, im ganzen 4 Officiere und 152 Mann nachführte, den Kern derselben bildete die Compagnie, welche Q. in Colberg befehligt hatte, und bei welcher er jetzt als Lieutenant stand. Am Abend des 2. Mai brach er auf; wie er dem Versuche des Hauptmann v. Petersdorff, seine Leute zur Umkehr zu bewegen, thatkräftig und erfolgreich entgegen trat, ist bei der Lebensbeschreibung dieses Officiers (s. A. D. B. XXV, 494) erzählt worden. Am 12. erreichte er in Arneburg Schill, welcher ihn zum Befehlshaber seiner Infanterie ernannte. Am 17. leistete er diesem durch die Ueberrumpelung der kleinen Feste Dömitz einen wichtigen Dienst, half ihm am 24. bei Dammgarten sich den Weg nach Stralsund bahnen und entkam aus dem in letzterer Stadt am 31. stattfindenden Vernichtungskampfe unversehrt nach der Insel Rügen. Von hier wandte er sich nach dem Kriegsschauplatze, auf welchem Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels gegen die Franzosen und ihre Bundesgenossen kämpfte. Der Herzog, welchen er in der Gegend von Leipzig traf, nahm ihn als Adjutant in seine Umgebung auf, aber nur wenige Tage konnte er demselben dienen, schon am 27. Juni ward er bei Nossen in einem unbedeutenden Gefechte schwer verwundet, und so von der ferneren Theilnahme am Kampfe und von dem Zuge an die Meeresküste ausgeschlossen. Nach Böhmen zurückgeschafft, trat er nach seiner Genesung, seines Unterhalts und seiner Sicherheit wegen, als Oberlieutenant bei der Legion der fränkischen Jäger in österreichische Dienste, nahm aber ein Jahr darauf, um wieder im Kampfe gegen Napoleon thätig zu werden, den Abschied. Inzwischen ward er daheim als Deserteur verurtheilt.

Ueber Schweden ging er nun nach England, wo er Anfang März 1810 eintraf. Aber die Stelle eines Compagniechefs, welche der Herzog von Braunschweig ein Jahr lang für ihn offen gehalten hatte, war vergeben, und auf gut Glück setzte er die Reise nach der pyrenäischen Halbinsel fort, wo allein damals noch gegen den übermächtigen Corsen ein Volk mit Albion's Hülfe unter den Waffen stand. Hier fand er in spanischen Diensten als Capitän bei der Legion von Estremadura (Legion Estremeña) Anstellung, und mit dieser hat er, vom April 1811 an bis zur Beendigung der Feindseligkeiten im Mai 1814, unter dem Oberbefehl von Morillo an den Feldzügen Wellington's auf der Peninsula und im südlichen Frankreich rühmlichen und durch mancherlei Auszeichnungen gewürdigten Antheil genommen. Daß er daneben seit August 1811 der englisch-deutschen Legion als Lieutenant angehörte, hatte auf sein Verhältniß zum spanischen Heere keinen Einfluß. Sobald der Krieg zu Ende war, nahm er aus dem spanischen Dienste, und im Februar 1815 auch aus der englisch-deutschen Legion seinen Abschied, und kehrte in die Heimath zurück. Hier galt er noch immer als Deserteur und wurde, nachdem er sich den Behörden gestellt hatte, im October 1814 als Arrestant nach Küstrin gebracht. Ohne weiteren Urtheilsspruch erfolgte seine Freilassung und gleichzeitig seine Wiederanstellung im Februar 1815. Aber nach so viel Thaten und Opfern war der spanische Oberstlieutenant wieder Secondlieutenant und zwar in dem aus bergischen Truppen gebildeten, bald

s 29. genannten Infanterieregiment. Als er dasselbe in Luxemburg erreichte,
ar er jedoch schon zum Capitän ernannt. Als solcher machte er den Krieg des
ahres 1815 mit, erwarb bei Ligny das Eiserne Kreuz und blieb nach Friedens-
luß bis zum 18. April 1836 in der Armee, deren Reihen er als Major und
mmandeur des 2. Bataillons Paderborn des 15. Landwehrregiments mit dem
harakter als Oberstlieutenant verließ. Er übernahm dann zwei Familiengüter
Pommern und starb auf einem derselben, Crenzow bei Anclam, am 6. De-
mber 1849.

Nach einer ungedruckten Handschrift des Königlich preußischen General-
lieutenant z. D. von Quistorp, eines Neffen der vorstehend Geschilderten.

B. Poten.

Quistorp: Johann Q., seines gleichnamigen Sohnes wegen später der
ltere genannt, † am 2. Mai 1648 als Professor und Superintendent zu
ostock, war einer der berühmtesten lutherischen Theologen der Zeit des 30jäh-
gen Krieges. Er war daselbst geboren am 18. August 1584 als zweites von
n acht Kindern des Weißgerbers und Beutlers Joachim Q. († 1604), besuchte
e Große Stadtschule unter Nathan Chyträus und Tarnow, ging dann nach
erlin auf die Schule zum Grauen Kloster, studirte bis 1604 zu Frankfurt a. O.
hilosophie, dann in Rostock Theologie. 1613 promovirte er zum Magister und
urde Docent in der philosophischen Facultät, begleitete aber alsbald bis 1616
nen vornehmen Lübecker, Nicolaus Ritter, auf der damals üblichen Reise über
olland und Flandern. 1614 erhielt er vom Rathe der Stadt die durch Be-
fung des Christian Sleidanus nach Schleswig erledigte städtische Professur der
heologie mit der Erlaubniß, vor dem Antritt noch andere Akademien zu be-
ssen. So besuchte er in Jahresfrist Leipzig, Wittenberg, Jena, Marburg,
ießen, Altorf, Heidelberg, Tübingen, Köln, Straßburg, Basel, trat dann 1615
in Amt an, wurde 1616 daneben zum Archidiakonus zu St. Marien erwählt
nd promovirte 1616 zum Doctor der Theologie. In seiner Gemeinde und an
r Universität erlangte er einen sehr bedeutenden Einfluß, zehn Mal wurde er
ector. 1645 wurde er zum Pastor zu St. Marien und in demselben Jahre
um Stadtsuperintendenten (als siebenter in der Reihe) ernannt und 1646 ein-
eführt, Senior der Universität war er schon längere Zeit. Er starb zu
oberan, wohin ihn Herzog Adolf Friedrich hatte kommen lassen, angeblich an
korbutischem Asthma" und bei der Hoftafel zu viel genossenem Sauerkraut.
eine theologisch-wissenschaftliche Bedeutung, für damals hervorragend, steht
nter der pastoralen und seelsorgerischen zurück. Krabbe sucht jene wesentlich
der tieferen Begründung und Auffassung des Gewissens; er nahm Theil am
ütkemann'schen Streite, auch an der Rostocker Anabaptisten-Disputation von
646 gegen die „Mennisten" Boye Ovens, Jacob Tatens und Arend Paulsen.
um Thorner Colloquium charitativum von 1645 wegen Ausgleichung und
ereinigung der „Pontificii" und der Protestanten, zu denen jetzt auch die Re-
rmirten gezählt wurden, war er direct vom Großen Kurfürsten aufgefordert.
r sollte mit dem Hofprediger D. Johannes Berg von Berlin zusammen ab-
isen, um den Wünschen des Königs Wladislaw IV. von Polen entgegen zu
mmen. Q. lehnte aber, in Voraussicht des nachfolgenden Streites unter den
vangelischen selber, ab, und als dieser zwischen D. Calixt und D. Myslenta
irklich ausbrach, versuchte er wenigstens durch Abraham Calov, der am Re-
gionsgespräch theilgenommen hatte, aufklärend zu wirken. Von seinen gedruckten
redigtsammlungen hebt Krabbe die Pestpredigten hervor; auch in den Häusern
achte Q. in den Seuchenzeiten muthigen und erhebenden Zuspruch. In dem
treite, welchen der Pastor Joachim Schröder wegen Aufführung terentianischer

Stücke durch die Schüler in einer leerstehenden Klosterkirche, die allerdings nachher wieder zum Gottesdienst gebraucht ist, erhob, sprach er sich für diese Aufführungen aus. Höchst anerkennenswerth sind seine seit 1621 anhaltenden Bestrebungen, den namentlich in Rostock sehr rohen Pennalismus zu brechen. Er hielt damals eine Aufsehen erregende Rede gegen die „Schoristen" (Stromer). Als während der Besetzung der Stadt Rostock durch Truppen Wallenstein's als Herzogs von Mecklenburg der Licentiat Jacob Varmeyer, in religiösem Wahne sich als Judith fühlend, dem kaiserlichen und Wallenstein'schen Obersten von Hatzfeld, Wildenbrock und Schönstein als einem Holofernes am 22. Januar 1631 den Kopf abgehauen und heimlich fortgeschleppt hatte, verdankte die Stadt und Universität ihre Rettung vor den wüthenden Soldaten allein der Umsicht und dem energischen Auftreten Quistorp's, der damals Rector war. Er ließ Varmeyer sofort den Proceß machen, nach dreimaliger härtester Tortur starb jener im Gefängniß, worauf sein Leib geviertheilt und aufgepfählt wurde. Quistorp's Versuch, Schweden gegenüber für seine Stadt einen Verzicht auf den Warnemünder Zoll zu erreichen, scheiterte, ebenso dessen Wiederholung während der westfälischen Friedensverhandlungen. Mit dem berühmten Arzt und Botaniker Jungius (s. A. D. B. XIV, 721 ff.) hielt er dauernde Freundschaft. Am weitesten bekannt wurde Quistorp's Name durch seine Anwesenheit bei der Todeskrankheit des Hugo Grotius (s. A.D. B. IX, 767 ff.) und des Zuspruches, den er ihm milde und ernst in seiner schweren Stunde leistete. In einem Briefe an den Professor der Theologie Elias Taddel, früher zu Rostock, damals in Amsterdam (nicht an Abraham Calov), hat Q. den ganzen Hergang geschildert; nur hatte nicht Grotius, sondern dessen Wirthin den Pastor rufen lassen; Krabbe's Worte, die Grotius eine Absicht unterschieben, „um ihm beichtväterlich und seelsorgerisch beizustehen", beruhen auf subjectiver Annahme. Ein vermuthlich für die schwedische Regierung aufgenommenes Protokoll über das Krankenlager und den Tod, das in Wolfenbüttel aufgefunden wurde, beweist ebenso wie Quistorp's Brief selbst, daß nicht einmal versucht ist, den Kranken zum Lutherthum zu bekehren; er starb am 18. August a. St. 1645 in seinem reformirten Glauben. Bei der dritten Säcularwiederkehr von Grotius' Geburtstage ist der Streit um seine Confession bei seinem Tode in Holland wieder aufgenommen und von Professor Conrad (Cohn) nach dem genannten Wolfenbütteler Funde festgestellt worden. Quistorp's Schriften sind vollständig bei Taddel, die wichtigsten bei Krabbe aufgezählt; bei ersterem auch alle älteren Schriften (bis 1767) über die Familie von Q., einschließlich der Leichenprogramme ꝛc. Ein lateinisches Gedicht von Q. steht noch in den „Lachrymae" ꝛc. auf den Tod des Generalmajors und Commandanten Wilh. v. Kalcheym, genannt v. Lohausen, 1640 (s. A. D. B. XIX, 114 f.). Am Tage seiner Promotion verheirathete er sich mit Barbara Domann, Tochter des Rechtsgelehrten Stephan Domann zu Osnabrück, die bei ihrem Oheim, dem hanseatischen und Rostocker Syndicus Johann Domann erzogen war (s. A. D. B. V., 323 und Krause, in Hans. Gesch.-Bl. 1879 [1881] S. 93 f.). Sie war 1597 geboren, starb 1663 und gebar ihrem Manne zwei Söhne und acht Töchter, von ersteren kam nur Johann Q., der Jüngere, (s. d.) zu seinem Alter, von letztern heirathete Katharina den Professor der Theologie Thomas Lindemann zu Rostock, der später Pastor in Kopenhagen wurde, und Barbara den Diakonus zu St. Marien Nicolaus Ridemann; von ihr hat Q. noch elf Großkinder erlebt. Sein Bild steht in Westphalen, Monum. inedit. III, 1758 in einem Stiche von Bernigroth; das in Freher, Theatr., ist mislungen.

Heinr. Friedr. Taddel, Versuch einer — vollst. Nachr. von dem — berühmten Quistorpischen Geschlechte, in: Erneuerte Berichte von Gelehrten Sachen. 1767 S. 89 ff., 137 ff., 241 ff., 289 ff., 345 ff. und 398—402; wo alle

älteren Quellen, Leichenprogr. rc. — Krey, Andenken II, 44 und Anh. S. 55. — Krey, Beiträge I. (s. Reg.) und II, S. 75 f. und 79. — A. Tholuck, Lebenszeugen der lutherischen Kirche. — O. Krabbe, Aus dem wissensch. Leben Rostocks (s. Reg.) — Ueber Grotius' Tod: Conrad (Cohn) im Nederlandsche Spectator 1884, Nr. 34. — Mecklenb. Anz. 1884, Nr. 262.

Krause.

Quistorp: Johann Q., der Jüngere, der Sohn des Aelteren, war geb. zu Rostock am 3. Februar 1624. Der Vater ließ ihn privatim vorbereiten und sandte ihn 1641 auf die Universität Greifswald zum Studium der Philosophie; seit 1642 studirte er in Rostock Theologie, 1645 wurde er Mag. artium; gleich darnach ging er mit vornehmen Herren auf Reisen, mit kurzer Unterbrechung bis 1649; von Danzig aus begleitete er den Abraham Calov zum Thorner Religionsgespräche, besuchte dann Königsberg, später eine Anzahl holländischer Akademien. 1649 ernannte ihn der Rostocker Rath an Elias Taddel's Stelle zum außerordentlichen Professor der Theologie und daneben wurde er in demselben Jahre zum Diakonus an St. Jacobi erwählt. 1650 promovirte er zum Dr. theol., 1651 wurde er ordentlicher Professor; 1653 Pastor zu St. Jacobi; 1668 Director ministerii, ein Amt, das der Superintendentur über die Stadt gleichstand. Rector der Universität wurde er vier Mal, in der letzten Verwaltung starb er am 24. December 1669. Auch er hatte, wie sein Vater, den Kampf gegen den Pennalismus fortgesetzt, ja versucht, 1653 durch den Herzog ein Verbot auf dem Regensburger Reichstage zu erlangen. Der Universitäts-Bibliothek wandte er seine Fürsorge zu, die medicinische Facultät verdankte ihm die erste Anregung zu klinischen Uebungen. Seine Schriften, meist Disputationen, Exercitationen, Parentationen zählt Taddel auf; wie er in den wiederaufgelebten Joachim Schröder'schen Streit gegen Aufführung der Terenzkomödien gezogen wurde, ist bei Krabbe nachzusehen. 1650, am Tage seiner Promotion, heirathete er Sophia Scharffenberg, die Tochter des Rostocker Bürgermeisters und k. dänischen Rathes Fr. Nicolaus Scharffenberg (zu Rath gekoren 1622, Bürgermeister 1632, † 1651) und der Anna Gule, von denen auch das dänische Adelsgeschlecht der Scharffenberg abstammt. Aus dieser Q.'schen Ehe entsprossen sechs Söhne und vier Töchter, drei der ersteren pflanzten das Geschlecht fort. Die erste Linie gründete:

I. Johann Nicolaus Q., geboren 1651, wurde 1676 Diakonus, 1685 Pastor zu St. Nicolai in Rostock, 1682 promovirte er zum Magister in Greifswald und docirte darauf an der Universität zu Rostock, 1686 wurde er Dr. theol., 1693 ordentlicher Professor, 1697 übernahm er das Directorium ministerii und wurde 1703 Stadtsuperintendent (der neunte in der Reihe). Sechs Mal war er Rector, † am 9. August 1715. Von seinen Söhnen kam nur Lorenz Gottfried Q. zu voller Entwicklung. Geboren 1691, wurde er 1733 Rathsherr in Rostock, † 1743. Von ihm ab spaltete sich die erste Linie durch dessen Söhne Johann Jacob, Bernhard Friedrich und Theodor Johann wieder in drei Zweige:

1. Johann Jacob Q., geb. 1717, Mag. 1742, 1743 Professor extraord. der Philosophie in Kiel, 1747 Hofprediger und Kirchenrath zu Eutin, nachher mit dem Titel eines fürstl. eutin'schen und herzogl. schleswig-holsteinischen Consistorialraths, 1749 zum Dr. theol. von der Universität Göttingen ernannt, wurde er 1754 Pastor zu St. Nicolai in Rostock, † am 26. December 1766. Aus seiner Ehe stammten neun Kinder, von denen Johann später Professor der Naturgeschichte in Greifswald wurde.

2. Bernhard Friedrich Q., geb. 1718, 1743 Mag., 1746 Lic. theol., 1749 Professor extraord. der Theologie in Rostock und Dr. theol., 1753 Super-

intendent des Rostocker Kreises, folgte 1766 einem Rufe als Professor der Theologie nach Greifswald und als Pastor der dortigen Kirche zu St. Jacob. Er wurde 1779 Generalsuperintendent von schwedisch Pommern und Rügen und starb am 4. Januar 1788. Von ihm stammte Johann Gottfried Q., über den Eschenbach's Ann. I, S. 110 zu vergleichen sind.

3. Theodor Johann Q., geboren 1722, wandte sich in Leipzig den schönen Wissenschaften zu, und erhielt den Dichter-Lorbeer, 1744 wurde er Doctor der Rechte in Rostock, und später Rathsherr in Wismar (s. F. Crull, Wismarsche Rathslinie). Seine Schriften nennt Taddel, besser: K. Goedeke, Grundriß III (2. Aufl.) S. 371 Nr. 68. Es befindet sich darunter „Alcestes, oder die ungleiche Vaterliebe", ein Trauerspiel in Versen von 1742 (64 S. 8), „Aurelius", „Die Austern", „Der Bock im Processe", „Der Hypochondrist" (s. S. 56).

II. Die zweite Hauptlinie begründete Bernhard Balthasar Q., der die Hirschapotheke besaß; sein Sohn Johann Bernhard Q., geb. 1692, war Arzt in seiner Vaterstadt, wurde 1743 Professor der Medicin und Stadtphysicus, war drei Mal Rector und starb am 8. December 1761. Von dessen zwei Söhnen war Johann Georg Q. 1731 geboren, 1758 Prediger zu St. Johannis und St. Georg in Rostock geworden und am 21. Januar 1760 gestorben. Der zweite, Johann Christian Q., geboren am 30. October 1737, ist der bekannte Jurist (s. u.), den am 22. Juni 1792 der Kurfürst Friedrich August von Sachsen als Reichsvicar mit dem Titel „Edler von Quistorp" in den Reichsritterstand erhob. Er war damals k. schwedischer Oberappellationsgerichtsrath in Wismar.

III. Die dritte Hauptlinie stammt von Theodor Q., geboren 1669. Nach vielfältigen Reisen als Begleiter junger Edelleute wurde er 1709 zum Rathsherrn in Rostock gekoren, † 5. December 1722. Sein Sohn Johann Bernhard II. Q. begründete ein größeres Kaufmannsgeschäft.

R. H. Rollius, Memor. Philos. I. Dec. S. 366 f. und De professoribus quando sceptra academiae tenuerunt defunctis. Rostock 1709. — H. F. Taddel, Erneuerte Berichte von Gelehrten Sachen. 1767. S. 402 ff., 441 ff., 497 ff., 545 ff., 585 ff. — Krey, Andenken (s. Reg.). — Krey, Beiträge I, 164, 166; II, 57 und 79. — v. Lehsten, Adel Mecklenb. 207.

Krause.

Quistorp: Johann Christian Edler v. Q., Rechtsgelehrter, namentlich Criminalist, geb. zu Rostock am 30. October 1737, † zu Wismar am 15. März 1795. Q. entstammt einer angesehenen mecklenburgischen Familie, aus welcher im 17. und 18. Jahrhundert mehrere Gelehrte, insbesondere Theologen hervorgingen (s. o.). Der Vater unsers Gelehrten war Johann Bernhard Q. (geb. 1692), Doctor und Professor der Arzneikunde, später Stadtphysicus zu Rostock, in welcher Eigenschaft er mit Hinterlassung einiger Schriften 1761 mit Tod abging. Johann Christian Q. begann und vollendete seine Studien in seiner Vaterstadt Rostock, wo er auch 1759 unter Professor Mantzel's Vorsitz mit der Inauguraldissertation: „Utrum unus testis faciat torturae locum?" (Rost. 1759. 4°) den juristischen Doctorgrad erwarb, worauf er Vorlesungen hielt und nebenbei practicirte, zu welchem Behufe er 1763 sich von der Justizkanzlei in Rostock die Advocaten-Matrikel ertheilen ließ. Im folgenden Jahre begann er für die „Rostockischen Berichte von gelehrten Sachen" juristische Recensionen zu liefern, betheiligte sich an verschiedenen Zeitschriften in und außer Mecklenburg, und fertigte für Bürgermeister Balcke häufig Relationen mit Gutachten besonders aus Criminalacten, infolge dessen er von der Rostocker Juristenfacultät öfters zu den Prüfungen der Rechtscandidaten beigezogen wurde. Diesem Umstande hatte Q. zu danken, daß man ihn 1772 zum ordentlichen Professor der Rechte und Beisitzer der Juristenfacultät

an der Universität Rostock ernannte. 1774 mit dem Charakter eines wirklichen Justizrathes bedacht, erhielt er 1775 vom Herzog von Mecklenburg-Schwerin den ehrenvollen Auftrag zur Abfassung eines vollständigen Criminalgesetzbuches, welch' schwierige Arbeit er neben seinen Berufsgeschäften 1777 — also vor Ablauf von drei Jahren — in vollständig zufriedenstellender Weise vollendete. In Anerkennung solch' hervorragender Leistung wurde Q. im Jahre 1780 mit dem Titel eines Oberappellationsgerichtsraths zum Beisitzer des obersten Gerichtshofes in Wismar befördert, und während des sächsischen Reichsvicariates mit Diplom vom 22. Juni 1792 mit dem Prädicate „Ritter und Edler von" in den erblichen Adelstand erhoben. Der verhältnißmäßig junge Stamm blüht fort; er ist in Neu-Vorpommern auf den Krenzower Gütern, in Brandenburg zu Kerzendorf unweit Teltow angesessen. — Joh. Christ. Q. war nicht blos ein tüchtiger Docent und Geschäftsmann, sondern auch ein geschätzter Schriftsteller. Er verfaßte (wie bereits erwähnt), zahlreiche juristische Aufsätze, welche meist in den Beilagen zum Schwerinischen Intelligenzblatt oder zur Rostocker politischen Zeitung erschienen. Ein großer Theil derselben ist abgedruckt in seinen „Kleineren juristischen Schriften" (1. Sammlung Bützow 1772), sowie in den „Beiträgen zur Erläuterung verschiedener, mehrentheils unentschiedener Rechtsmaterien aus der bürgerlichen und peinlichen Rechtsgelahrtheit" (1. Stück Rostock 1777. — 2. Stück 1778. — 3. St. 1779. — 4. St. 1780). Von größeren Arbeiten sind zu erwähnen: „Versuch einer richtigen Bestimmung des Verhältnisses der gemeinen in Teutschland üblichen Strafen gegeneinander" (Rostock u. Leipzig 1778). „Ausführlicher Entwurf zu einem Gesetzbuch in peinlichen und Strafsachen" (Rostock 1782). „Rechtliche Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit, besonders für praktische Rechtsgelehrte" (Leipzig 1793, 4°). Als sein Hauptwerk aber gelten seine „Grundsätze des Teutschen peinlichen Rechts" (Rostock und Leipzig 1770), welche wesentlich vermehrt wiederholt, zuletzt 1794 in 5. Auflage ausgegeben wurden. Sein Bildniß hat Andorff gezeichnet und Bolt in 4° in Kupfer gestochen.

Meusel's Lexicon X, 584—94 und die dort Genannten. — Koppe, Mecklenburgs Schriftsteller S. 73. — Kneschke, Adelslexicon Bd. VII, 302.

Eisenhart.

Quistorp: Johann Gottfried Q., Dr., geb. am 16. April 1755, † 1. März 1835, war der Sohn des Professors der Theologie und Pastors an der Nicolaikirche zu Rostock, Consistorialraths Dr. Johann Jacob Q. (s. S. 53 u.). Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters im J. 1766, siedelte er mit seinem Bruder Johann, dem späteren Dr. med. und Professor der Botanik (geb. 1758, † 1834) nach Greifswald über, wo er unter der wohlwollenden Fürsorge seines Oheims, des Generalsuperintendenten Dr. Bernhard Friedrich Q. (dessen geadelte Descendenz auf den Rittergütern Krenzow, Zarrentin, Bauer und Wehrland bei Wolgast blüht), seine Gymnasial- und Universitätsbildung erhielt. Unter der Leitung des Professors Dr. Andreas Mayer (s. d.), eines Schülers von Chr. v. Wolff, widmete er sich 1775—77 namentlich dem Studium der angewandten Mathematik und übte sich zugleich, von einem früh erwachten Talente begünstigt, autodidaktisch im Zeichnen und Radiren, von welcher Kunstthätigkeit uns einige Proben in seines Jugendfreundes, des Dichters L. Th. Kosegarten Schriften: Melancholien, 1777; Thränen und Wonnen, 1778; Die wahre Größe des Fürsten, 1780, erhalten sind. Sodann begab er sich 1781—82 zur künstlerischen Weiterbildung nach Berlin, Leipzig und Dresden, wo er nach Gypsabgüssen und Modellen zeichnete und nach den Gemälden der Galerie copirte. Auch erfreute er sich der persönlichen Förderung des berühmten Porträtmalers Anton Graff. Im Jahre 1782 nach dem Tode des Professors A. Mayer nach Greifswald zurück-

gelehrt, wurde er 1788 auf praktischer Laufbahn dessen Nachfolger als Universitätsbaumeister und Zeichenlehrer, und 1812 auch Adjunct der philosophischen Facultät für angewandte Mathematik. In dieser Amtsführung nach allen Richtungen beschäftigt, auch durch den frühen Tod seiner Gattin, mit welcher er nur ein Jahr (1796—97) vermählt gewesen, gebeugt, beschränkte er seitdem seine eigene künstlerische Thätigkeit als Maler; vereinigte aber durch Ankauf aus älteren Sammlungen mit um so größerem Eifer eine Anzahl von ca. 70 werthvollen Oelgemälden und mehr als 1000 Kupferstichen, welche, sowie die von ihm errichteten geschmackvollen Bauten, ihn einen bleibenden Einfluß auf die ästhetische Bildung seiner Vaterstadt gewinnen ließen. Ein Theil seiner Sammlungen gelangte in den Besitz seines Neffen, des 1879 verstorbenen Geheimen Justizrath Friedrich Quistorp. Derselbe, 1791 geboren, studirte in Greifswald, Göttingen und Heidelberg die Rechte, und wirkte später als Rath des Hofgerichts und als Director des Kreisgerichts in Greifswald, wobei seine gediegenen juristischen Kenntnisse, in Verbindung mit der reichen Erfahrung eines langen Lebens, von den Fachgenossen hochgeschätzt und gern benutzt wurden. Ein Theil seines handschriftlichen Nachlasses und seiner Bücher, sowie seine große Siegelsammlung gelangte in den Besitz des Rüg.-Pomm. Geschichtsvereins, an dessen Stiftung durch Kosegarten im J. 1824, Q. gleichfalls betheiligt war. (Vgl. Jahresbericht als Rüg.-Pomm. GV. 41—44 S. 11.) Unter den zahlreichen Schülern, welche sich unter der Leitung von Dr. J. G. Quistorp ausbildeten, sind namentlich folgende Künstler zu erwähnen: C. D. Friedrich, geb. 1774, † 1840 (s. o.); Joach. Chr. Friedrich, dessen Bruder, geb. 1779, † 1843, Kunsttischler; Gottlieb Christian Johann Giese, geb. in Gr. 1787, † 1838, gebildet in Berlin, welcher später als Baumeister und Zeichner wirkte und die Nicolaikirche in Gr. mit J. Chr. Friedrich restaurirte; Wilhelm Titel, Sohn eines Pastors zu Boltenhagen bei Greifswald, geb. 1784, † 1862, welcher, 1801 in Berlin, 1802 in Wien, 1806—1819 in Italien gebildet, 1826 Universitätszeichenlehrer und 1851 Professor, treffliche Studien nach alten italienischen Meistern und viele charakteristische Porträts von Professoren (i. B. d. Univ.) ausführte; Friedrich v. Klinkowström, geb. 1778 zu Ludwigsburg bei Gr., † 1835, dessen Copie nach Correggio's Nacht als Altarbild der Marienkirche in Gr. aufgestellt ist; Joh. Chr. Fr. Finelius, geb. 1788, † 1846 (s. d.); August Anton Gladrow, geb. in Gr. 1785, † 1855, in Dresden gebildet, dann Gymnasialzeichenlehrer, welcher eine Reihe vorzüglicher rügischer und pommerscher Landschaften, besonders aus Greifswald's früherer Zeit und seiner Umgebung darstellte. Aus dem Schülerkreise, welchen Q. um sich versammelte, ging auch hervor Dr. Karl Krey, geb. am 17. März 1803, ein Sohn des Rathsherrn Karl Kr., welcher sich durch eine Reihe plastischer Kunstwerke auszeichnete, unter denen die Bildnisse der Greifswalder Professoren Finelius, Hornschuh und Schömann zu nennen sind, und der auch sein poetisches Talent durch eine Uebersetzung von Tegner's Frithjofssage bekundete. Er starb am 15. August 1876.

Schildener, Akademische Zeitschrift, II, 1, S. 67—71; II, 2, S. 26; 47—98. — Katalog der Gemälde- und Kupferstich-Samml. des Dr. Quistorp vom J. 1835. — Kosegarten, Gesch. der Univers. Greifswald 1857, I, 320. — Jahresbericht der Ges. f. Pomm. Gesch. u. A., XXXIV, 47—51. — Balt. Stud. XXII, 2. — Pyl, Greifsw. Sammlungen, 1869, S. 104—105.

Pyl.

Quistorp: Theodor Johann Q., Dramatiker der Gottsched'schen Schule, wurde geboren zu Rostock am 11. April 1722 als dritter Sohn des Kaufmanns und Senators J. L. Q., studirte Jura in seiner Vaterstadt und ging 1742 zu seiner weiteren Ausbildung nach Leipzig, wo er Mitglied der deutschen Gesell-

schaft (auch die Greifswalder nahm ihn auf) wurde und Gottsched näher trat. Am 16. September 1744 wurde er daheim durch Professor Mantzel zum Licentiaten, bald darauf zum Dr. jur. promovirt. Später wirkte er im Rath der Stadt Wismar (vergl. Erneute Berichte von Gelehrten Sachen ... Rostock 1767 S. 585). Außer Dissertationen, Sendschreiben, Leichenreden gab er mehrere Schauspiele in Druck. Unzugänglich, auch in Rostock nicht vorhanden, blieb mir das Trauerspiel „Alcestes, die ungleiche Vaterliebe" 1742; Gottsched rühmt den Fortschritt im „Aurelius, oder Denkmaal der Zärtlichkeit" (Deutsche Schaubühne 4, 185 ff.): Trajan's Günstling hat seinen Busenfreund Valer, der Verrath sinnt, jählings getödtet und will mit dem Tode büßen, bis sich die Verwicklung, der immerhin trotz steifer Alexandriner-Rhetorik mehr Bewegung als den meisten ernsten Stücken der Schaubühne nachzurühmen ist, dahin löst, daß der Held der Klägerin Fulvia den Sohn ersetzen wird. Entsetzliche Langeweile gähnt uns aus der fünfactigen, mit krausem Richterlatein gefüllten Nachahmung der Racine'schen Plaideurs an: „Der Bock im Processe" (D. Schaubühne 5, 245 ff.; ein thörichter Brief über die erste Fassung in Danzel's „Gottsched" S. 140, wonach das Thema von dem Meister gestellt war). Dem ist bei aller, schon von Gottsched zart getadelten, Uebertreibung das „deutsche", d. h. originale Lustspiel „Der Hypochondrist" (6, 276 ff.) sehr überlegen: Heilung eines jungen Hypochonders durch ein munteres Bäschen; im Eingang traditionelle Satire gegen die Aerzte; S. 349 f. über französische Chansons und Tänze. Das Nachspiel „Die Austern" dagegen (4, 445 ff.) entfaltet in plattester und rohester Weise das Treiben von Studenten, Dienern und zweideutigen Fräuleins in einer Rostocker Weinstube. Alles in allem unreife Production der akademischen Jahre, worauf ja die Poeterei so vieler ohne inneren Beruf arbeitender Gottschedianer beschränkt blieb.

Erich Schmidt.

Quiter: Hermann Heinrich Q., Kupferstecher, Maler und Architekt, geb. um 1620 in Ostfriesland, trat in die Dienste des Kurfürsten Max Heinrich von Köln, der ihn zu seinem Hofmaler, Bauinspector und Aufseher über sein Kunstcabinet ernannte. 1688, nach des Kurfürsten Tod, begab er sich nach Bremen, dann nach Kassel, wo er um das Jahr 1700 in hohem Alter gestorben ist. Man hat von ihm eine ziemlich große Anzahl Blätter, in Schabmanier ausgeführt, die zu den frühen Erzeugnissen dieser Gattung des Kupferstiches gehören und auch durch Kunstwerth sich empfehlen. Von dauerndem Interesse ist besonders eine Folge von 38 oder 40 Bildnissen der Gesandten zum Nymweger Friedensschlusse. Die 1679 erschienene erste Ausgabe hat den lateinischen Titel: „Icones legatorum qui ex mandatorum plenitudine Noviomagi in restitutione pacis universalis felici cum successu laborarunt". Er gab sie im eigenen Verlag heraus. Eine zweite Ausgabe mit deutschem Titel: „Wahrhaffte Contrafacturen und Abbildungen derer Weltberühmten und preißwürdigsten Herren Mediatoren" u. s. w. folgte 1681 bei Christoph Riegel in Nürnberg. Man nennt noch eine dritte Ausgabe, welche 1685 zu Wesel erschienen sein soll. Den Bildnissen der 38 Gesandten sind bald die des Papstes Innocenz XI. und König Karl's II. von England beigegeben, bald treten, nach Laborde's Angabe, König Ludwig XIII. von Frankreich und Prinz Heinrich von Oranien hinzu und erhöhen die Blätterzahl auf 40. Nagler verzeichnet manche andere Arbeiten dieses Künstlers.

L. de Laborde, Histoire de la grav. en man. noire. — Nagler, Künstler-Lexikon, Bd. XII.

J. J. Merlo.

Quiting: Arnold Q., protestantischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er wird 1581 Magister und Schulmeister an der alten Dortmunder Schule zu

St. Reinoldi genannt, welche nach der Gründung des Archigymnasiums (1545) eine untergeordnete Stellung einnahm; 1599 bekleidete er dies Amt nicht mehr. — Als dramatischer Dichter ist er meist schwerfällig in der Composition und roh im Ausdruck. In der 1587 aufgeführten und vier Jahre später zu Dortmund gedruckten Bearbeitung der Legende von den ungleichen Kindern Evas „Kinderzucht. Eine wunder Liebliche vnd vberaus gantz lustige Figur . . .“ benutzt er nicht nur J. Baumgarten's deutschen Katechismus (1559), sondern auch Hans Sachs' Comedia von 1553. Sein 1593 erschienenes „Schönes Geistliches vnnd Tröstliches Spiel, Auß der Apostel Geschicht genommen, betreffende das zwelffte Capittel“, in welchem 65 Personen auftreten, behandelt die Hinrichtung des Jacobus und die Befreiung des Petrus im weitläufigen, unübersichtlichen Chronikenstile der Schweizer Bühnendichter ohne innere Einheit. Für den Monolog des Todes im letzten Acte plündert er den Dübeschen Schlömer des Stricerius (1584); an diesen erinnert auch die Figur des Narren, welcher für Jacobus gegen die schnöden Pfaffen Partei ergreift. Ausfälle gegen die römische Kirche finden sich in beiden Stücken oft: Kain, der seine Gottlosigkeit nicht nur in Reden zeigt, sondern auch von den Teufeln im Schlemmen und Kartenspielen unterwiesen wird, schimpft Abel einen evangelischen Ketzer und Martinianer, während im zweiten Stücke die jüdischen Priester als unduldsame Papisten geschildert werden.

Vgl. A. Döring, Geschichte des Gymnasiums zu Dortmund, I, Progr. 1872, S. 25; dazu IV, 12 (1875), dem jedoch die Drucke unbekannt geblieben sind. J. Bolte.

Quitschreiber: Georg Q., geboren am 30. December 1569 zu Kranichfeld in Thüringen (Herzogthum Sachsen-Meiningen), gestorben kurz vor Pfingsten 1638 zu Magdala. Studirte Theologie und Musik, wurde 1594 Hof- und Stadtcantor in Schwarzburg, 1598 Cantor und vierter Schulcollege in Jena, 1614 Pfarrer zu Hainichen und Stiberitz und endlich 1629 Pfarrer in den Ortschaften Magdala und Ottstedt. Er war ein fleißiger Componist, von dem sich noch zwei Drucke auf öffentlichen Bibliotheken erhalten haben, nämlich auf der Stadtbibliothek in Breslau ein Grabgesang „Uber den seligen Abschied der Frawen Magdalenae . . . Reusneri zu Jehna. Am 26. Januarii Anno 1605. Gedruckt zu Jehna durch Tob. Steinmann“, ein vierstimmiger Gesang; und auf der herzoglich gothaischen Bibliothek seine „Kirchengesänge, Psalmen David's und geistliche Lieder Dr. Martin Luther's mit 4 Stimmen“. Jehna 1608. Außerdem sind durch Walther's und Gerber's, sowie Fétis' Musiklexica noch angezeigt: „18 lateinische Praecepta: de canendi elegantia“. 1 Bog. in 4°. Jena 1598. „Ein kurz Musikbüchlein in teutschen und lateinischen Schulen für die Jugend zu gebrauchen.“ Leipzig 1605 in 8°; und Jena 1607 in bereits 3. Aufl. (6 Bogen). Ferner „Geistliche Lieder“ mit 4 Stimmen von 1611 und „Teutsche Harmonie“, den 4. Psalm mit 6 Stimmen. Jena 1622.

Rob. Eitner.

Quitzmann: Ernst Anton Q., Dr. med. et philos., k. baier. Oberstabsarzt I. Classe, wurde am 13. November 1809 zu Freising in Oberbaiern als der Sohn eines Schullehrers geboren, besuchte in der Folge in München das Gymnasium und absolvirte dasselbe im J. 1828, um sich dem Studium der Medicin mit solchem Eifer zu widmen, daß er im J. 1836 den medicinischen Doctorgrad mit der ersten Note errang. Schon im folgenden Jahre konnte er bei Ausbruch der Cholera in München als Assistenzarzt seine Kunst praktisch verwerthen und that dies mit derartigem Erfolge, daß ihm von Regierungswegen öffentlich die allerhöchste Anerkennung ausgesprochen wurde. Noch im J. 1837

te Q. die ärztliche Approbation mit Auszeichnung, im J. 1838 auch den
rgrad der Philosophie und 1839 die Bewilligung zur selbständigen Aus-
der ärztlichen Praxis in München. Sein Lieblingswunsch, die akademische
ahn einzuschlagen, scheiterte an dem Umstande, daß er, wegen seiner natio-
Gesinnung verdächtigt, die königliche Bestätigung als Privatdocent nimmer
en konnte. Gleichwol blieb er in München und begnügte sich einstweilen
er Stelle eines Districts- und Armenarztes, günstigere Zeiten erhoffend.
als er im J. 1842 die damalige Verlobung des baierischen Kronprinzen
milian mit der preußischen Prinzessin Marie mit begeisterten Worten als
Anbahnung zur Aussöhnung des protestantischen Nordens mit dem katho-
Süden zu feiern wagte, büßte er diese seine Begeisterung mit dreitägigem
rften Polizeiarreste, worauf er noch in demselben Jahre nach Heidelberg
und sich dort als Privatdocent für geschichtliche Medicin niederließ. Die
den Jahre benutzte Q. zu bildenden Reisen nach Norddeutschland, Oester-
der Türkei, nach Griechenland, Italien und der Schweiz. Im J. 1848
Q. nach München zurück, erhielt seine Aufnahme als Privatdocent, ohne
für immer diesem Berufe nachleben zu können, weil er gleichzeitig in die
che Armee als Unterarzt I. Cl. eintrat, in welcher er von Stufe zu Stufe
um Oberstabsarzte I. Klasse stieg und für seine Tüchtigkeit insbesondere
nd der Kriege 1866 und 1870/71 das Militärverdienstkreuz I. Cl. und
goldene Militärsanitätsehrenzeichen erhielt. Im J. 1863 schritt Q. mit
ochter des berühmten Staatsrechtslehrers und Geheimrathes Zöpfl, Wil-
ne, welche er während seines Aufenthaltes in Heidelberg kennen gelernt
n deren väterlichem Hause er vielfach verkehrt hatte, zu einer überaus
ichen Ehe, welche leider schon im J. 1879 am 22. Januar durch den Tod
mann's gelöst wurde. Q. war nicht bloß ein hochangesehener Arzt, sondern
Dichter, Schriftsteller und vorzugsweise Gelehrter auf sprachlichem, geschicht-
und mythologischem Gebiete des germanischen und insbesondere des bai-
chen Alterthumes. Als praktischer Arzt schon ließ er „Volkslieder zu den
chtlichen Fresken im k. Hofgarten zu München" erscheinen; ihnen folgten
eberichte aus Ungarn, dem Banat, Siebenbürgen, den Donaufürsten-
ern, der europäischen Türkei und Griechenland", Stuttgart 1850 und später
roße historische Roman „Götterwanderung und Götterdämmerung" Leipzig
—75. Als wissenschaftliche Abhandlungen Quitzmann's folgen sich: „Die
mmung, Ursitz und älteste Geschichte der Baiwaren", München 1857;
heidnische Religion der Baiwaren", Leipzig und Heidelberg 1860; „Die
Rechtsverfassung der Baiwaren", Nürnberg 1866; „Urkundliche Geschichte
Flinsbach im Bezirksamte Rosenheim" im XXXII. Bd. des oberbaier.
ves für vaterl. Geschichte, München 1872/73 und schließlich „Die älteste
ichte der Baiern bis zum Jahre 911", Braunschweig, 1873.

Der Angelpunkt in den gesammten genannten wissenschaftlichen Werken be-
in dem Erweise, daß erstens die Baiwaren weder dem Namen noch der
mmung nach mit den keltischen Boiern etwas zu thun haben und zweitens,
die Baiwaren im Gegentheile reine Germanen sind und als Nachkommen
eiden Gefolgschaften der Markomannenfürsten Marbod und Catualda, dem-
als Sueven gelten müssen, auch ihr Name Baiwâras d. i. Beidbünde,
Umstande zuzuschreiben sei.

Wenn nun auch heute unabänderlich feststeht, daß die Baiwaren Germanen
aber noch keineswegs, ob sie Goten oder Sueven ihre Väter nennen
n, so hat doch Q. bei Behandlung dieser hochwichtigen Frage ein so gründ-
und reiches Wissen entfaltet, einen so umsichtigen Beweisgang eingehalten

und eine so scharfe Kritik geübt, daß von sämmtlichen Mitkämpfern auf diesem Gebiete, selbst Kaspar Zeuß nicht ausgenommen, ihn keiner übertroffen hat. Und darum wird derselbe als baiwarischer Gelehrter stets in der vordersten Reihe glänzen und seine Schriften werden bei baiwarischen Forschungen fortwährend grundlegend bleiben. Freſſl.

Quitzow, eine seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts urkundlich nachweisbare märkische Adelsfamilie, welche von dem Dorfe Quitzow bei Perleberg in der Priegnitz ihren Namen führte und hauptsächlich in der Priegnitz begütert war. Indem während des 14. Jahrhunderts mehrere Mitglieder der Familie den Verfall des landesfürstlichen Regimentes in der Mark Brandenburg ausnutzten, gelang es ihnen durch rücksichtslose Theilnahme an Kampf und Fehden die nöthigen Mittel zu erwerben, um ihre Besitzungen durch Kauf bedeutend zu erweitern, so daß sie zuletzt zu den wohlhabendsten Adelsfamilien des Landes zählten. Aber auch in den vielfachen Kriegen gegen auswärtige Feinde hatten sie sich durch Kriegstüchtigkeit hervorgethan und genossen großes Ansehn. Am bekanntesten sind zwei von den vier Söhnen Kuno's v. Quitzow auf Kleetzke geworden, Dietrich und Johann, die Hauptgegner des ersten hohenzollerischen Kurfürsten von Brandenburg. Seitdem im J. 1400 die Quitzow von dem Erzbischof von Magdeburg, dem alten Feinde der Marken, die Stadt Sandow an der Elbe als Pfandbesitz und Johann durch seine Heirat mit einer Tochter Lippold's v. Bredow das feste Schloß Plaue an der Havel erhalten hatten, traten sie von den beiden wichtigen Punkten aus als offene Feinde der Marken auf, gelegentlich freilich auch die erzbischöflichen Lande mit ihren Raubeinfällen nicht verschonend. Im Herbst 1402 wurde Dietrich von den Märkern überfallen und gefangen genommen und bald darauf eine Schar seiner Verbündeten, die ihn befreien wollte, aufs Haupt geschlagen, wodurch wenigstens für einige Zeit Ruhe entstand. Als im folgenden Herbst der wieder einmal in der Mark weilende Jobst eine neue Statthalterschaft einsetzte, diese aber in dem neuerstandenen Kampfe gegen die Pommern das Land nicht zu schützen vermochte, faßten die zumeist bedrohten Städte des Barnim, allen voran Berlin und Köln, den Entschluß zu energischer Selbsthülfe. Ohne den Widerspruch der havelländischen Stände zu beachten erhoben sie Johann v. Q. zum Hauptmann der Mittelmark und beriefen den inzwischen seiner Haft entledigten Dietrich zum obersten Anführer, und es gelang den Brüdern in der That die Feinde aus dem Lande zu treiben und dem östlichen Theile der Mark den Frieden zu sichern. Aber die Q. hatten die ihnen angebotene Stellung nicht sowol des allgemeinen Besten wegen, als vielmehr um der Erweiterung der eigenen Macht willen übernommen. So begeistert sie auch eine Weile in der Hauptstadt betrachtet und aufgenommen wurden, die Interessen der Städte und Ritter stießen, sobald sie nicht dem äußern Feinde gegenüber standen, doch wieder hart aneinander. Obwol Jobst verschiedene Versuche machte den Quitzow die Hauptmannschaft zu nehmen, wußten sie sich doch eine geraume Zeit ihre Stellung zu wahren, indem sie sich wol hüteten als Aufrührer zu erscheinen; wo sie von ihm sprachen, war er ihr „gnädiger Herr“. Die Märker aber sahen die angemaßte, aber sichern Schutz gewährende Hauptmannschaft der Quitzow zum guten Theile lieber als die vom Landesherrn eingesetzten, aber kraftlosen Statthalter. Wie gegen Pommern, so führten die Quitzow in den folgenden Jahren auch gegen Magdeburg, Mecklenburg und andere äußere Feinde, mit welchen die inneren Unruhestifter und ihre eigenen Widersacher sich gern vereinigten, die Vertheidigung mit fester Hand; auch das Havelland hatte sich öfter ihres Schutzes zu erfreuen. Natürlich vergaßen die Quitzow dabei ihrer gewohnten Art nach auch den eigenen Vortheil nicht. Als Jobst im Herbst 1408 seine Mark besuchte, waren sie bereits ein

Kriegsmacht, mit welcher er rechnen mußte, eine Geldmacht, die er nicht von sich stoßen durfte. Eine ganze Reihe von Verpfändungen fürstlicher Schlösser und Besitzungen an sie hat er während seines Aufenthaltes ausgeführt, und vielleicht hätte er ihnen jetzt sogar die Statthalterschaft übertragen, wenn nicht die Klagen der meisten benachbarten Fürsten gegen sie einen solchen Schritt doch als unpolitisch hätten erscheinen lassen; dazu waren manche Beschwerden aus dem Lande selbst über ihre eigenmächtigen Zugriffe zu gewichtig; auch die Berliner selbst waren mit den Quitzow, deren Burgen das Stadtgebiet bereits fast ganz umzingelten, wegen des Schloßes zu Köpenik und des dortigen Zolles in bittern Streit gerathen und wirkten beim Markgrafen durch ihr Geld. Der Markgraf ernannte schließlich einen Gegner der Familie, den Herzog von Pommern-Stettin, zu seinem Stellvertreter. Sobald der Markgraf das Land verlassen hatte, wußten die Quitzow, ohne jede Furcht vor den Statthaltern und Hauptleuten, die Städte und ihre anderen Gegner aufs Aeußerste einzuschüchtern, so daß die Stadtbürger „kaum ohne Gefahr ihres Leibes haben dürfen spazieren gehen vor den Städten". Mit dem Rathe von Berlin band Dietrich v. Q. um einer Geldfrage willen an und übte, da man seine Forderung als unbegründet zurückwies, im September 1410 eine Gewaltthat gegen die Stadt aus. Statt zu Gericht zu gehen bahnte der Markgraf, der gerade um die Kaiserwürde warb, lahme Vermittelungen an; auch alle Versuche der Stände und des Statthalters blieben fruchtlos, so daß die Fehde auszubrechen drohte, als Markgraf Jobst starb. Da sein Nachfolger in der Mark, der König Sigismund, den märkischen Abgesandten, welche zur Huldigung nach Ofen gekommen waren, vor ihrer Heimreise erklärte, daß er seinen neuen Hauptmann in der Mark, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, als eine seiner ersten Hauptaufgaben die Einlösung der verpfändeten markgräflichen Besitzungen und unter diesen wiederum die Einlösung von Köpenik anbefohlen hätte, und sofort die entsprechenden Mandate erließ, so war dadurch die Fehde zwischen Berlin und den Quitzow gegenstandslos geworden und unterblieb. Unter denjenigen aus dem Adel der Mark, welche dem Burggrafen die Anerkennung seiner Hauptmannschaft verweigerten, standen die Quitzow fast obenan und übten einen gewaltigen Einfluß gegen ihn aus, denn gerade ihre Macht und Bedeutung mußte durch die Durchführung jener Einlösung stark zusammenschmelzen: Johann wollte „die Schlösser behalten, auch wenn es ein ganzes Jahr Nürnberger regnete". Da es aber dem Burggrafen hier durch festes Auftreten, dort durch nachgiebiges Entgegenkommen gelang die Reihen des widerspänstigen Adels mehr und mehr zu lichten, so erschienen im April 1413 unter anderen auch die Quitzow zur Huldigung in Berlin, wobei sie zwar mehrere Pfandbesitzungen herausgaben, aber wegen anderer freilich auch wichtige und einträgliche Zugeständnisse erhielten. Zunächst leisteten die beiden Brüder sogar zu einer Unternehmung gegen frühere Gesinnungsgenossen auf Befehl des Burggrafen bewaffneten Zuzug, aber sie achteten trotzdem das Landfriedensgesetz so wenig, daß sie vom burggräflichen Lager fort zur Plünderung ins Magdeburgische zogen und auch weiterhin das Erzstift befehdeten und Beute eintrieben. Nachdem der Burggraf mit Pommern Frieden geschlossen, im Lande selbst gerüstet, auch auswärtige Bundesgenossen (Sachsen, Magdeburg und Meißen) gewonnen hatte, begann im Februar 1414 der Kampf gegen die treubrüchigen Vasallen, deren wenig ernst gemeintes Unterwerfungserbieten abgewiesen wurde. Noch vor Ablauf des Monats waren die fünf Plätze, welche gleichzeitig angegriffen wurden, theils ganz, theils fast ohne Widerstand — nur gegen Plaue kamen die schweren Steinbüchsen zur Anwendung — in den Händen der Angreifer, auch Johann v. Q. wurde gefangen genommen, während Dietrich flüchtig wurde. Ein richterlicher Spruch erkannte den Friedbrechern alle ihre

Habe ab. Im August 1416 entließ zwar der Erzbischof, der wieder mit der Mark in Feindschaft gekommen war, Johann v. Q. seiner Haft, aber er hatte davon nicht den erhofften Vortheil, da die beiden Brüder auf eigene Faust die Marken heimsuchten; als Dietrich im Februar 1417 gestorben war, setzte Johann das Treiben weiter fort. Erst 1421 einigte auch er sich mit dem Kurfürsten Friedrich I., als dieser um zum böhmischen Zuge zu rüsten nach der Mark gekommen war und, vielleicht in der Hoffnung den kriegstüchtigen Mann für die Heerfahrt zu gewinnen, die Bürgschaft angesehener Herren annahm. Im Juli verschrieb der Kurfürst an Johann und seine zwei Brudersöhne für ihre verwirkten Besitzungen die Burg Lenzen gegen einen bedeutenden Pfandschilling. —

Riedel, Gesch. des Preuß. Königshauses II (1861). — Heidemann, Die Mark Brandenburg unter Jobst von Mähren (1881). — Im entgegengesetzten Sinne, das Verfahren der Q. durchaus rechtfertigend, G. W. v. Raumer in der Einleitung zu seinem Codex diplom. Brandenb. continuatus, II (1831). K. Lohmeyer.

Quix: Christian Q., der verdienstvolle Sammler der Quellen zur Geschichte Aachens, seiner Kirchen, Klöster, einzelner Persönlichkeiten, naher und entfernter adelicher Schlösser, Verfasser zahlreicher Monographien, einer „Geschichte Aachens bis zum Jahre 1350", eines bis dahin gehenden „Codex diplomaticus Aquensis", wurde am 3. October 1773 zu Hornsbroich, einem durch die Freiherrn, heute Reichsgrafen gleichen Namens berühmten Dorfe bei Mastricht in der heutigen holländischen Provinz Limburg geboren. Mit Zustimmung seiner Eltern, schlichter Landleute, wählte er den geistlichen Stand zu seinem Berufe, trat 1792 in den Orden der Karmeliter und wurde 1795 zu Köln zum Priester geweiht. Durch Aufhebung der Mönchsorden durch die französische Republik im Juni 1802 ins bürgerliche Leben zurückzutreten genöthigt, ertheilte er in Aachen Privatunterricht und beschäftigte sich mit historischen Studien. Seine Kenntnisse und seine Tüchtigkeit als Lehrer blieben nicht verborgen und veranlaßten im J. 1806 seine Berufung zum Lehrer an der Aachener Secundarschule. Als diese 1814 unter preußischer Regierung zum Gymnasium erhoben wurde, ernannte man ihn zum Oberlehrer an derselben. Fast zehn Jahre war er hier mit gutem Erfolge thätig. Der Unterricht in der deutschen und in der griechischen Sprache war unter der Fremdherrschaft vernachlässigt worden und Q. mußte als Lehrer manche Lücke in seinen Kenntnissen ausfüllen, was ihm durch Eifer und Gewissenhaftigkeit leicht wurde. Es schadete seinem Ansehen bei den reifen Schülern keineswegs, daß diese erfuhren, daß er lehrend lernte, im Gegentheil, es erhöhte ihre Achtung vor dem fleißigen und energischen Mann, der rasch dazu gelangte, sich in den Besitz des nöthigen Lehrstoffes zu setzen und seine Schüler in Sprachen, Geschichte und Naturgeschichte tüchtig zu fördern. Zunehmende Harthörigkeit nöthigte ihn im Jahre 1823, um seine Entlassung zu bitten. Die unfreiwillige Muße widmete er der Forschung nach den Quellen der Localgeschichte. Es gelang ihm, unterstützt von Gleichstrebenden in Stadt- und Klosterarchiven eine Reihe von Urkunden (etwa 800) zu sammeln oder abzuschreiben, um dieselben in seinen zahlreichen Publicationen zu verwerthen und abdrucken zu lassen. Wiederholt erklärt er in seinen Schriften, nur das als Geschichte anerkennen zu können, was aus unverfälschten Quellen geschöpft sei und auf authentischen Urkunden beruhe, und eifert gegen seine Vorgänger, die Aachener Geschichtschreiber Peter v. Beeck, Johann Noppius und Karl Franz Meyer, wo er jene Grundlagen vermißt. Vom Jahre 1825 bis zum Jahre 1843 erschienen in ununterbrochener Reihe größere oder geringere Drucksachen, Denkmäler seines unermüdlichen Fleißes, in einer Sprache, die anfangs voller

härten und Verstöße gegen Grammatik und Sprachgebrauch ist, aber mit jedem neuen Werke sich läutert, ohne jedoch die volle Kraft eines reinen historischen Stiles zu gewinnen. Sein erstes Werk, das 1825 erschien, ist eine Geschichte des Aachener Münsters und der Aachener Heiligthumsfahrt. Nachdem er im J. 1828 eine Geschichte des Schlosses Frankenberg bei Aachen, der ersten Zunft, 1306, in dem Aachen benachbarten Burtscheid und die Geschichte der Meierei Aachens über Burtscheid erzählt hat, läßt er 1829 eine historische Beschreibung Aachens erscheinen, welche ihn im Besitz der speciellsten Kenntnisse alles dessen erscheinen läßt, was Aachen in Hinsicht auf Geschichte und Topographie aufweist, und einen interessanten Excurs über die Aachener Verfassung enthält. Nicht weniger anziehend sind die in demselben Jahre erschienenen Publicationen, die königliche Capelle Ludwigs des Frommen und das Nonnenkloster auf dem Salvatorsberge bei Aachen, ferner die Pfarre zum h. Kreuz und die ehemalige Kanonie der Kreuzherren zu Aachen; vor allem aber das „Necrologium Ecclesiae beatae Mariae Virginis“, aus dem 13. und 14. Jahrhundert, ein Verzeichniß der kirchlichen Gedächtnißtage hochangesehener geschichtlicher Personen, deutscher Herrscher, Herrscherinnen, Fürsten, Stiftsherren rc. Mit dem Jahre 1830 war er in Beziehung getreten zu Joh. Friedrich Böhmer. Dieser „hat verschiedene seine Monographien über die Aachensche Geschichte mit vielem Vergnügen gelesen und erwartet von ihm einen Codex diplomaticus, den Meyer versprochen“ (vgl. den Artikel Karl Franz Meyer, Joh. Friedr. Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften durch Johannes Janssen, II, Brief 91 vom 21. September 1830, S. 188. Auch in Brief 95 vom 16. April 1831, S. 192 muntert Böhmer zur Herausgabe des Codex diplomaticus aquensis auf). Kleinere Arbeiten übergehend, erwähnen wir seine „Historisch-topographische Beschreibung Burtscheids“ vom Jahre 1832, welcher im Jahre 1834 die „Geschichte der Reichs-Abtei Burtscheid“ folgte. Im J. 1833 zum Stadtbibliothekar ernannt, ließ er 1834 einen Katalog der Stadtbibliothek drucken, ordnete auch das Archiv und legte ein Verzeichniß des Vorhandenen an. Seine Geschichte der S. Peterskirche in Aachen vom Jahre 1836 ist bedeutsam wegen der Mittheilungen über das mit sehr bedeutenden Privilegien ausgestattete Aachener Synodalgericht. Neben der Geschichte verschiedener Schlösser erschienen 1837 die besonders inhaltreichen Beiträge zu einer historisch-topographischen Beschreibung des Kreises Eupen, sowie das nicht weniger inhaltreiche Aachener Wochenblatt, Band I, 1837, Band II u. III, 1838 unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Reiches von Aachen“. Quix' bis dahin geschilderte litterarische Thätigkeit kann als eine Vorbereitung gelten zu seinem Hauptwerke „Geschichte der Stadt Aachen“, Bd. I 1840 und Bd. II 1841, die er bis zum Jahre 1350 führt; bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts reicht auch der Codex diplomaticus aquensis mit seinen 354 Urkunden. Q. sammelte ohne Unterlaß und schrieb so viel, daß er dem Speciellen nicht immer die nöthige Sorgfalt zuwenden konnte. Namentlich litt darunter die Wiedergabe der Urkunden, denen es oft an der Correctheit und diplomatischen Genauigkeit fehlt. Trotzdem bleibt Q. das Verdienst, für die Geschichte Aachens und des Aachener Reiches mehr geleistet zu haben, als irgend ein Anderer. Q. hat zuerst nach den Quellen ein richtiges Verständniß von der successiven Entwicklung der Stadt verbreitet, nämlich von der Karolingischen Pfalz zur mittlern Stadt mit den von Friedrich I. 1171 gebotenen Ringmauern und zu den mit dem Ende des 13. Jahrhunderts begonnenen äußeren Mauern, wodurch Aachen in eine innere und äußere Stadt sich sonderte, jede mit Ringmauer, Graben und Stadtthoren, die erst mit dem Ende des 18. Jahrh. zu schwinden begannen, aber noch heute nicht vollständig beseitigt sind. Joh. Fr. Böhmer sagt auf S. 308 in seinem Briefe vom

18. December 1840 an G. H. Pertz in Hannover: „Quixens Arbeit ist freilich hier und da sehr schlecht, indeß muß man dem alten kranken, wenig bemittelten Mann das, was er thut, immer noch danken, denn sonst geschähe nichts." Die letzten von Q. herausgegebenen Schriften sind: Gerard Chorus, der hervorragendste Bürger Aachens im 14. Jahrhundert, welchem man die Erbauung des gothischen Münsterchores, des Rathhauses und des äußeren Mauerringes der Stadt zuschreibt, und die Geschichte Melatens, eines Hospitals, das ursprünglich für solche, die an dem Aussatz litten, gebaut wurde. Quix' schriftlicher Nachlaß kam durch Ankauf nach Berlin an die königliche Bibliothek. Böhmer meint im Briefe 241 vom 6. December 1846 an G. H. Pertz in Berlin, derselbe enthalte nicht viel Bedeutendes. Da Q. zufrieden war, wenn er durch Subscription die Druckkosten gedeckt sah, so waren die Auflagen seiner Schriften nur klein; daher sind einzelne Werkchen kaum noch durch den Buchhändler zu beziehen. Q. starb am 14. Januar 1844.

Man vgl. Prof. Loersch, Aachener Rechtsdenkmäler, S. 10 f.

Haagen.

R.

Raabe: Gustav Ludwig Ferdinand R., sächsischer Artilleriegeneral, ward als Sohn eines sächsischen Artillerieofficiers am 3. October 1774 zu Dresden geboren, trat 1788 als Kanonier in die kursächsische Armee und erhielt eine fachwissenschaftliche Ausbildung in der Militärakademie zu Dresden, bis er dieselbe 1794 als Stückjunker verließ. Im J. 1798 erfolgte Raabe's Ernennung zum Souslieutenant, 1807 zum Oberlieutenant, 1810 zum Hauptmann im Feldartilleriecorps. Für sein vorzügliches Verhalten in der Schlacht bei Wagram im Feldzuge 1809 in Oesterreich wurde dem bewährten Officier nicht allein der Militär-Sanct-Heinrichs-Orden, sondern auch der Orden der französischen Ehrenlegion verliehen. 1811 erfolgte seine Versetzung in den Generalstab, in welchem er am Feldzuge 1812 in Rußland beim VII. französischen Armeecorps unter General Reynier theilnahm. Besondere Brauchbarkeit in diesem Dienste brachte ihm 1812 die Aufrückung zum Major und am 27. Januar 1813 zum Oberstlieutenant. Der letztgenannte Feldzug und die Umgestaltung der sächsischen Armee 1810 hatten die Reihe der alten Artillerieofficiere beträchtlich gelichtet und so kam Oberstlieutenant R. in dem verhältnißmäßig jugendlichen Alter von 39 Jahren im Mai 1813 als Commandant an die Spitze der sächsischen Artillerie, welche Stellung er nicht allein in den Feldzügen von 1813, 1814 und 1815, sondern auch in der darauffolgenden Friedensperiode bis zu seinem am 8. April 1837 in Dresden erfolgten Tode, also 24 Jahre hindurch bekleidete. Im Feldzuge 1813 focht die sächsische Armee abermals in den Reihen des VII. französischen Corps und zwar unglücklich bei Großbeeren und Dennewitz (23. August und 6. September), doch bewahrte die sächsische Artillerie an beiden Schlachttagen trotz großer Verluste unter Raabe's Führung den Ruf unerschütterlicher Ausdauer und Hingebung, besonders beim Rückzuge vom Schlachtfelde. Am 19. October 1813, dem letzten Tage der Völkerschlacht bei Leipzig, geschah es, daß das gesammte sächsische Corps die Reihen der Franzosen verließ und zu den Verbündeten überging. Obgleich im Innern schon längst von warmer Theilnahme für die deutsche Sache erfüllt, sträubte sich R. doch anfänglich, dem vom General v. Ryssel ausgehenden Ansinnen ohne vorher eingeholte Genehmigung des in Leipzig weilenden Königs beizupflichten. Zuletzt gab er nach und

führte die gesammte Artillerie zu den Verbündeten über. „Die Betrachtung, daß die allein zurückbleibende Artillerie aber der Wuth und der Rache der Franzosen ausgesetzt und bei einem unglücklichen Ausgange der Schlacht unbedingt für das Vaterland verloren sein würde, verleitete mich, alle Mittel zu ihrer Erhaltung zu ergreifen und unter zwei Uebeln das kleinste zu wählen, wenn auch selbst die innere Stimme wider die Rechtmäßigkeit dieses Unternehmens stritt." (Eigene hinterlassene Niederschrift Raabe's in der Bibliothek der sächsischen Artilleriebrigade.) Der König Friedrich August hat ihm später diese Handlungsweise vergeben, da die sächsische Artillerie fortfuhr, sich auch im nächstfolgenden Feldzuge (1814 in Flandern) hervorzuthun, sich auch 1815 an den bekannten Lütticher Unruhen bei der Theilung der Armee nicht betheiligte, namentlich auch, weil R. den ihm mehrfach angebotenen Uebertritt in fremde Dienste „selbst in den schwierigsten Momenten der Nationalexistenz" (s. o.) ausschlug und dem König die Treue bewahrte. „Nie wird es mir beikommen, meine Verfahrungsweise (bei Leipzig) ganz rechtfertigen zu wollen." Im Feldzuge 1814 ward R. durch Verleihung des russischen Stanislausordens ausgezeichnet, am 14. August 1815 zum Oberst und am 16. October 1823 zum Generalmajor befördert.

General R. war ein Officier von vorwiegend praktischem Sinne, scharfem Verstand, loyalem und ehrenwerthem Charakter, sowie von reicher Kriegserfahrung, die er für die Ausbildung der ihm anvertrauten Truppe vortheilhaft verwerthete.

G. v. Schubert.

Raabe: Josef Ludwig R., Mathematiker, geb. am 15. Mai 1801 in Brody in Galizien, † am 22. Januar 1859 in Zürich. Von unbemittelten Eltern stammend, war R. von früh an auf eigenen Erwerb hingewiesen. Privatunterricht, welchen er ertheilte, machte es ihm möglich, um 1820 nach Wien überzugehen, wo er am Polytechnikum mathematischen Studien oblag, für welche er schon in der Realschule seiner Heimath ein hervorragendes Talent an den Tag gelegt hatte. In Wien stand er insbesondere zu dem anregenden Joh. Jos. v. Littrow (s. A. D. B. XIX, 1) in näherer Beziehung, der ihn fortwährend zu mathematischen, meistens für Crelle's Journal bestimmten Arbeiten ermunterte, und durch den er 1831 mit dem Zürcher Geodäten Johannes Eschmann befreundet wurde. Im Herbst 1831 wüthete die Cholera in Wien aufs heftigste. Raabe's Privatstunden wurden unterbrochen. Er dachte an eine Uebersiedlung nach München, wo er sich an der Universität habilitiren wollte. Eschmann veranlaßte ihn statt dessen nach Zürich zu kommen, wo R. eine Heimath fand. Seit 1833 war er dort als Professor der Mathematik am oberen Gymnasium und zugleich auch an der Universität thätig. 1855 erhielt er einen Lehrstuhl am neugegründeten eidgenössischen Polytechnikum. Neben zahlreichen Abhandlungen hat R. insbesondere eine dreibändige Differential- und Integralrechnung (Zürich 1839—47) veröffentlicht und später zwei Hefte Mathematischer Mittheilungen 1857—58. Die Ergebnisse seiner Studien, soweit sie der Wissenschaft verblieben sind, gehören vorzugsweise der Lehre von den bestimmten Integralen, der Reihentheorie und der Lehre von den Bernoullischen Zahlen an.

Rud. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweizer II, 437 bis 439. — Poggendorff, Handwörterbuch d. exact. Wissensch. II, 555—557.

Cantor.

Rab: Lorenz R., s. **Corvinus**, Laurentius. Bd. IV, S. 510.

Rabanus: Magnentius Hrabanus Maurus, Abt von Fulda (822—842) und Erzbischof von Mainz (847—856). R., oder, wie er sich selbst schreibt, Hraban, d. i. der Rabe, ein Franke aus vornehmer Familie, wurde um 776 in Mainz, schon damals einer lebhaften Handelstadt, geboren

nd vielleicht ist auch der Beiname Magnentius, den er sich nur in der Zu-
ignung seines Buches vom heiligen Kreuze beilegt, als „der Mainzer" zu fassen.
Der Stiftung des heil. Bonifatius, dem Kloster Fulda, das aus einer bloßen
Stätte frommer Zurückgezogenheit schon ein Sitz der Studien zu werden begann,
wurde der zarte und schwächliche Knabe unter der Leitung des Abtes Baugolf
(780—802) zur Erziehung übergeben. Unter ihm empfing er als Benedictiner-
mönch im J. 801 die Weihe zum Diakonus, zu der ein Alter von 25 Jahren
erforderlich war. Von Baugolf's Nachfolger Ratgar (802—811) wurde er zu-
gleich mit dem ihm innig befreundeten Mönche Hatto nach dem fernen Tours
entsandt, um sich unter Alkuin, dem Altmeister der damaligen Wissenschaft,
weiter auszubilden. Da dessen Tod bereits am 19. Mai 804 erfolgte, so konnte
er seinen Umgang freilich höchstens noch ein Jahr genießen. Die innigen Be-
ziehungen, die ihn gleichwohl mit seinem Lehrer verbanden — Alkuin bezeichnet
ihn als seinen Gehilfen und nannte ihn Maurus, wie der heil. Benedict seinen
Lieblingsjünger geheißen hatte — geben freilich der unsicheren Vermuthung
Raum, daß R. vielleicht schon unter Baugolf nach Tours kam und sich länger
daselbst aufhielt. Eingeweiht in das Studium der Theologie und der sieben freien
Künste, kehrte er nach Fulda zurück, um dort alsbald eine eifrige Lehrthätigkeit
im Sinne seines Meisters zu eröffnen.

Der eigentlich wissenschaftlichen Beschäftigung war die Leitung Ratgar's
nicht günstig, der, ein Mann von überlegener Geisteskraft, aber rücksichtslos,
herrisch und gewaltsam, seiner Bauleidenschaft und Prachtliebe alles andere
nachsetzte. Klagen der Brüder über ihn am Hofe Karl's d. Gr. veranlaßten
vergebliche Vermittelungsversuche (809 und 812), doch erst als die Brüderschaft
817 zu dem verzweifelten Mittel eines gemeinsamen Auszuges griff, wurde der
verhaßte Abt durch Kaiser Ludwig endlich abgesetzt und verbannt. Auch R.
mußte unter diesen Wirren leiden, der Abt beraubte ihn sogar eine zeitlang
seiner schriftlichen Aufzeichnungen, dennoch blieb er mit einem Theile der Mönche
im Kloster zurück. Auf Ratgar folgte durch die Wahl der Brüder der mild-
gesinnte, hochbejahrte Eigil, der dem Kloster Frieden und Eintracht zurückgab,
ein Verwandter des ersten Abtes Sturmi und besonderer Gönner Raban's. Die
in seine Zeit fallende Einweihung der neuen Stiftskirche und der Michaeliskapelle
auf dem Friedhofe (819 und 822) gab R. Gelegenheit, die einzelnen Altäre
derselben durch poetische Inschriften zu feiern, wie er dies auch in der Folge
noch öfter that. Nachdem R. am 23. December 814 durch den Erzbischof Heistolf
von Mainz bereits die Priesterweihe empfangen hatte, wurde er nach dem Tode
Eigil's (15. Juni 822) einmüthig zu dessen Nachfolger erwählt. Ungern mag
er dies schwere Amt übernommen haben, welches bei den weit ausgedehnten
Besitzungen des Klosters ihm eine gewaltige Last von praktischen Geschäften auf-
erlegte, ebenso ungern sah er sich in politische Händel verflochten, denen der Abt
eines so angesehenen Stiftes nicht ganz ausweichen konnte, denn, wie sein Schüler
Rudolf berichtet, suchte er sich stets von weltlichen Sorgen freizuhalten und
wandte alle seine Zeit auf das Studium der heil. Schrift, die Erforschung der
Wahrheit, den Dienst Gottes und auf den Unterricht seiner Zöglinge.

Unter seinen Schülern, und damit zugleich unter seinen Freunden, finden
wir manche nachmals bedeutende Männer. Zu ihnen gehört der unglückliche
König Bernhard von Italien († 818), für den die Brüderschaft nach seinem
rasch scheiternden Aufstande ein Gnadengesuch an den Kaiser Ludwig richtete,
der gelehrte Baier Baturich, bald Bischof von Regensburg (817—847) und
Erzcaplan des jungen Baiernkönigs Ludwig, Lupus, ein hochbegabter West-
franke, nachmals Abt von Ferrieres (seit 842), der Mönch Rudolf, Ludwig's

des Deutschen trefflicher Geschichtschreiber († 865), Otfrid von Weißenburg, der Dichter des Evangelienbuches, der feinsinnige Walahfrid Strabo, von allen wohl der hervorragendste, Lehrer Karl's des Kahlen und später Abt von Reichenau (838, 842—49), von dem Meister durch eine Grabschrift verherrlicht, der Mönch Bruun oder Candidus († 845), der auf seine Anregung das Leben des ehrwürdigen Eigil der Nachwelt überlieferte, auch Raban's eigener Brudersohn Gundram, aus dem Kloster in die königliche Capelle berufen, befand sich unter seinen Zöglingen. Dieser großen und wohlverdienten Anhänglichkeit so vieler ausgezeichneter Schüler gegenüber mußte es ihn doppelt kränken, daß der Mönch Gotschalk, der Sohn des sächsischen Grafen Bern, der dem Kloster schon als Kind ohne sein Zuthun dargebracht war, gegen Raban's Widerspruch von der zu St. Alban bei Mainz im J. 829 versammelten Synode, vor der er als Ankläger Raban's auftrat, die Erlaubniß zum Austritt aus den verhaßten Mauern erhielt.

Neben den Schülern Raban's lernen wir aus seinen Schriften noch einige andere Männer kennen, die als seine Altersgenossen mehr zu seinen Freunden, als zu seinen Jüngern gerechnet werden müssen. Dazu zählen namentlich die Bischöfe Friedrich von Utrecht († 838), dem er Gedichte, sowie die Auslegung zum Buche Josua widmete, Frechulf v. Lisieux († 852), vielleicht von Tours her befreundet, dessen Büchermangel er durch einen umfassenden Commentar zum Pentateuch abhalf, Samuel v. Worms, Abt von Lorsch (841—856), ebenfalls durch Verse begrüßt, Haimo von Halberstadt (840—853), dem er sein Werk über das Weltall zueignete. Mit Bischof Humbert von Würzburg (832 bis 841), in dessen Sprengel das Kloster die Cellen Bischofsheim, Holzkirchen und eine andere bei Hammelburg besaß, erörterte R. in freundschaftlicher Weise Fragen der Kirchenzucht und Buße, ebenso mit den Mainzer Landbischöfen Reginbald und Reginher († 853); Thiotmar († 857), dem Nachfolger des ersteren, wurde das Buch über die geistlichen Ordnungen gewidmet. Mit diesen Männern, ebenso wie mit dem Abte Brunward von Hersfeld (843—875), der in Versen von ihm gefeiert wurde, verknüpften R. mancherlei amtliche und geschäftliche Beziehungen. Obenan standen unter diesen Beziehungen die zu seinen Vorgesetzten, den Erzbischöfen Haistolf (813—825) und Otgar von Mainz (806 bis 847), auch sie im allgemeinen freundschaftlicher Art, da er jenem schon 819 seine Anleitung für die Cleriker, ferner eine Sammlung von Predigten und einen Matthäuscommentar übersandte, diesem, den er auch bei seiner Weihe durch schwungvolle Verse begrüßte, die Auslegungen zur Weisheit Salomonis und zum Jesus Sirach. Bei dem Gegensatze, der zwischen Raban's gemäßigter, Otgar's leidenschaftlicher Haltung in politischen Dingen bestand und bei dem tiefer liegenden Widerstreite der bischöflichen und mönchischen Auffassung konnte es an Zwistigkeiten zwischen beiden bedeutenden Männern nicht ganz fehlen. Für die Gerechtsame seines Klosters mußte R. auch gegen Otgar auftreten, so kämpfte er u. a. für gewisse Zehntrechte gegen die ungerechte Bannung eines Mönches Suaring (vielleicht richtiger Snaring, † 862) durch eine Mainzer Synode.

Keineswegs vernachlässigte R. neben seinem gelehrten Wirkungskreise den ihm noch unmittelbarer obliegenden als geistlicher Vater der frommen Genossenschaft und Verwalter des klösterlichen Vermögens. Die Zahl der Mönche im Kloster, abgesehen von den auswärts lebenden, betrug nach einem Verzeichniß unter ihm 140. R. vollendete den Klosterbau seines Vorgängers, bei den auswärtigen Cellen und auf den Klostergütern ließ er neue Gotteshäuser erbauen, so daß durch ihn mehr als dreißig entstanden. Unter ihnen ragten besonders die reichverzierte Kirche zu Rasdorf (bei Geisa) hervor und die im J. 836 geweihte Capelle auf dem Petersberge bei Fulda. Bei der Grundsteinlegung der

neuen Klosterkirche zu Hersfeld 831 wirkte er mit. Unterstützt von den Mönchen Isambert († 856) und Rudolf, dem Maler und Geschichtschreiber, auch von Bruun, war der Abt eifrig für die künstlerische Ausschmückung der Kirche mit Metallarbeiten und Malereien bemüht. Unter den Reliquienschreinen befand sich eine nach dem Muster der mosaischen angefertigte vergoldete Lade, die am Palmsonntage in Procession einhergetragen wurde. Die Erwerbung von Reliquien ließ R. sich aufs eifrigste angelegen sein, denn bei der hohen Verehrung, welche die heil. Gebeine im ganzen Volke genossen, war ihr Besitz nicht blos ehrenvoll, sondern auch gewinnreich. Die Wunder, welche bei ihrer feierlichen Erhebung und Schaustellung zu geschehen pflegten, steigerten die religiöse Inbrunst und weckten damit vor allem die Opferwilligkeit der Menge für die Kirche. Da Italien und vorzüglich Rom die unerschöpfliche Fundgrube von Reliquien war, so vermittelten namentlich römische Händler des geistlichen oder Laienstandes (wie Deusdona, Sabbatinus, Felix) diesen Verkehr, der als einträgliches Geschäft von ihnen oft mit den unlautersten Mitteln betrieben wurde. Von Baturich empfing R. Reliquien des heil. Emmeram. — Die Stiftsbibliothek, welche unter Gerhoh stand, ward unter ihm erst recht begründet und sehr bereichert.

Die Vorrechte und den Besitzstand des Klosters ließ sich R. von Kaisern und Päpsten bestätigen. Von diesen nahm, wir wissen nicht aus welchen Gründen, Paschalis (817—824) sein Gesuch sehr ungnädig auf, er ließ die Ueberbringer verhaften und bedrohte R. sogar mit dem Banne. Der Besitz des rasch aufblühenden Stiftes wuchs durch zahlreiche Schenkungen von Privatleuten, von denen R. den Grafen Gundram und seine Gemahlin Odtruda wegen ihrer großartigen Freigebigkeit durch Grabschriften ehrte. Den Handelsleuten, welche die Bekleidung für die Brüderschaft herbeischafften, gewährte Kaiser Ludwig auf Raban's Bitte Zollfreiheit im ganzen Reiche, auch versprach er denselben eine Oelpflanzung in Italien, doch bleibt ihre wirkliche Gewährung zweifelhaft. In Ludwig's Auftrage nahm R. gelegentlich an der Visitation von Nonnenklöstern Theil. Kirchliche wie Reichsangelegenheiten zogen den Abt von Fulda öfter an den Hof, wo wir seine Anwesenheit bisweilen nachweisen können. So betheiligte er sich an der schon erwähnten Synode im Albanskloster 829 und an einer anderen zu Quierzy 838, welche die Ansichten Amalar's von Lyon als Irrlehren verdammte. Im J. 832 genoß er die Freude, den ehrwürdigen Kaiser in seinem Kloster selbst zu empfangen und ihm die Auslegung zu den Büchern der Könige persönlich zu überreichen, die er auf Veranlassung des vielvermögenden Abtes Hilduin von St. Denis verfaßt hatte. Die Kaiserin Judith dagegen ehrte er durch Zueignung seiner Auslegungen zu den Büchern Judith und Esther schon in der Zeit der inneren Kämpfe. Als der Kaiser durch Lothar und die anderen Söhne zweimal seiner Macht beraubt wurde, trauerte R. mit anderen seiner Verehrer über dies unerhörte Ereigniß und suchte im J. 834 jenen durch eine Schrift aufzurichten, in der er unter Anführung zahlreicher Bibelstellen die unkindlichen Söhne und die unfolgsamen Unterthanen an ihre Pflichten der Treue und des Gehorsams erinnerte, den Kaiser aber, wiewohl er die Unrechtmäßigkeit des gegen ihn beobachteten Verfahrens nachwies, doch zur Versöhnlichkeit gegen den unbotmäßigen Sohn Lothar aufforderte. Ludwig war hiervon so befriedigt, daß er ihn noch zu einer zweiten Schrift über denselben Gegenstand veranlaßte, an welche R. dann eine weitere Ausführung über die Tugenden und Laster knüpfte. Einen besonderen Beweis seines Vertrauens gab Ludwig der Fromme ihm noch dadurch, daß er 835 den abgesetzten Erzbischof Ebo von Reims, dem R. persönlich gewogen war, einen seiner schlimmsten Gegner, eine zeitlang seiner Obhut überließ. Daß der Abt von Fulda zu

dem Baiernkönige Ludwig in freundliche Beziehungen trat zu der Zeit, da derselbe als wackerer Helfer seines Vaters sich bewährte, entsprach seiner politischen Richtung. Er widmete ihm mit sehr anerkennenden Worten seine Auslegungen der Bücher der Chronica und der Maccabäer, sowie des Propheten Daniel und empfing in der Zeit, da Ludwig mit Genehmigung seines Vaters über die rechtsrheinischen Lande gebot, von ihm die Schenkung zweier Orte für sein Kloster, die der Kaiser nach Ludwig's Absetzung als eine vorher unbefugte, ihm nochmals bestätigte. Als im Frühjahre 839 der alte Kaiser gegen den Sohn zu Felde zog, finden wir R. in seinem Gefolge, der im Lahngau mit dem Bischof Noting von Verona zusammentreffend über das Wirken des abtrünnigen Mönches Gotschalk von ihm unterrichtet wurde. Die unverbrüchliche Treue Raban's für den Kaiser Ludwig hinderte nicht, daß er nach seinem Tode mit dem überwiegenden Theile der fränkischen Geistlichkeit auf die Seite Lothar's, des ältesten Sohnes, trat, der sein ursprüngliches Recht auf die gesammte Erbfolge wieder geltend machen wollte. Bald traf er selbst mit dem jungen Kaiser, der ihm Salzungen schenkte, Ende August 841 in Mainz zusammen und auch seiner Gemahlin Irmingard suchte er sich gefällig zu erweisen, indem er ihr auf ihren Wunsch seine Auslegung des Buches Esther überreichte. Die Schlacht von Fontenoy, die gegen seinen Erwählten entschieden hatte, erschien ihm daher keineswegs wie ein Gottesgericht, sondern als ein grauses und strafbares Blutvergießen. Als die Sache Lothar's dennoch hoffnungslos erschien und im Kloster selbst Spaltung eintrat, legte R. gleich anderen Parteigängern des jungen Kaisers im Frühling 842 nach fast zwanzigjähriger Amtsführung seine Würde freiwillig nieder und suchte auf dem schön gelegenen Petersberge in der von ihm gegründeten Niederlassung Muße und Zurückgezogenheit. Die Mönche aber wählten seinen alten Freund und Genossen Hatto, auch Bonosus genannt, der in seinem Geiste, doch unter Anerkennung Ludwig's des Deutschen den Abtstab übernahm.

Dem Kaiser Lothar und seinem Hause bewährte R. bis an sein Ende treue Anhänglichkeit und jener verehrte ihn so hoch, daß er ihn an Gelehrsamkeit den alten Kirchenvätern, einem Hieronymus, Augustin, Gregor und Ambrosius gleichstellen wollte, er bestellte sich daher bei ihm die Auslegungen zum Jeremias und Ezechiel, ferner Homilien über die Lectionen des Kirchenjahres und pries die einsame Stille, in der der Freund lebte. An den Welthändeln nahm dieser in der That zunächst keinen Antheil: er übersandte wohl durch 2 fuldische Mönche, Askrich und Ruodbert, im Anfange des Jahres 844 dem Papste Sergius seine lange zuvor verfaßte Dichtung zum Lobe des Kreuzes Christi, allein schwerlich mit politischen Nebenzwecken, seine Muße widmete er vielmehr ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten. Die alten freundlichen Beziehungen zu Ludwig dem Deutschen, der seit dem Vertrage von Verdun als Landesherr nicht länger bestritten werden konnte, stellten sich nun ebenfalls bald wieder her. Bei einer Begegnung auf der zu Fulda gehörigen Celle Rasdorf, die der König selbst (um 845) herbeiführte, pflogen beide eines Gespräches über die heilige Schrift und bald sandte R. auf den Wunsch seines Gebieters, der viel Verständniß für theologische Fragen hatte, ihm Auslegungen zu den bei dem Frühgottesdienste üblichen Gesängen und die schon länger verfaßte umfangreiche Schrift vom Weltall als Hilfsbuch für die Schrifterklärung. Zu dieser vollständigen Aussöhnung mögen auch Ludwig's vertraute Rathgeber, sein Kanzler Ratleik, Abt von Seligenstadt, und sein Erzcaplan Grimald, Abt von St. Gallen, das ihrige beigetragen haben, da R. beiden, zumal dem ersteren, befreundet war und ihnen vielleicht um diese Zeit sein Martyrologium zueignete. Hiernach kann es nicht überraschen, daß nach dem Tode des ebenfalls mit Ludwig ausgesöhnten Erz-

bischof's Otgar (21. April 847) R. trotz seiner schon vorgerückten Jahre zu seinem Nachfolger auf dem Mainzer Erzstuhl von Geistlichkeit und Volk einmüthig gewählt, und, von dem Könige ohne Zögern bestätigt, am Sonntag den 26. Juni widerstrebend zu seiner neuen Würde geweiht wurde. Hiermit begann der letzte und hervorragendste Abschnitt seiner öffentlichen Thätigkeit.

Auf Ludwigs Geheiß berief R. schon zum Anfang October eine Synode des ganzen ostfränkischen Reiches in das St. Albanskloster zu Mainz, deren 31 Satzungen von dem Könige ausdrücklich bestätigt wurden. Großentheils in Wiederholungen älterer Synodalschlüsse bestehend, schärfen diese u. a. mit Bezug auf die Wirren des Bürgerkrieges den Schutz der Kirche und ihrer Güter durch den König ein, sodann die Predigt in der Volkssprache über die Grundlehren des Christenthums und Sicherung der Freiheit und des Eigenthums der Armen gegen den Druck der Mächtigen. Gerade ein Jahr später fand wiederum zu Mainz eine Synode in Verbindung mit einem Reichstage statt, auf der die Angelegenheit des Mönches Gotschalk den Hauptgegenstand der Berathung bildete. Dieser, vorzüglich auf Grund einer Schrift Raban's über die Darbringung der Kinder zum Mönchsstande, in dem erzwungenen Gelübde festgehalten, und von Fulda nach Orbais im Sprengel von Soissons verpflanzt, wurde hier durch sein Studium der Schriften des heiligen Augustinus zu einem starren und schroffen Anhänger seiner Prädestinationslehre. Die Folgerichtigkeit, mit welcher er diese zu der kirchlichen Werthschätzung der guten Werke keineswegs stimmende Ansicht bekannte und vertheidigte, erweckte ihm neben einzelnen Anhängern noch heftigere Gegner, zu denen mit altem Grolle vor allen R. gehörte. Die Nachrichten, die er über eine erfolgreiche Wirksamkeit Gotschalk's in Italien empfing, bewogen ihn (840 und um 846) Sendschreiben an den Bischof Noting v. Verona und den Markgrafen Eberhard v. Friaul zu richten, durch welche er als Seelsorger nicht ganz ohne Grund auf das Schädliche des Glaubens an die unbedingt zwingende Gewalt der Vorherbestimmung hinwies und die Lehren Gotschalk's in ihren Folgerungen bekämpfte. Aus Italien verwiesen kam dieser nun im J. 848 freiwillig nach Mainz, wo er in Gegenwart des Königs von den Bischöfen als Irrlehrer verdammt und nach einer öffentlichen Geiselung in das westfränkische Reich verwiesen wurde. Auf Veranlassung Hinkmar's v. Reims, dem das Schicksal des unglücklichen sächsischen Mönches nunmehr übergeben war, betheiligte sich R. auch später noch im J. 850 an dem durch diesen veranlaßten theologischen Streit über die Prädestinationslehre, ließ aber weitere persönliche Angriffe unerwiedert. Dem in Hautvilliers eingekerkerten Gegner gegenüber hielt R. an der alten Verbitterung fest, denn er rieth, als er erkrankt war, ihm, sofern er beharre, das Abendmahl zu verweigern und ihm jede Möglichkeit eines litterarischen Verkehrs mit der Außenwelt abzuschneiden. Wiederum im October des Jahres 852 trat eine Synode unter Raban's Vorsitz in Mainz zusammen, die umfassender als die früheren fast alle deutschen Bischöfe vereinigte. Ihre Beschlüsse bezogen sich neben Wiederholung mancher früherer auf den sittlichen Wandel der Geistlichkeit wie der Laien und gewähren nach beiden Seiten hin den Einblick in eine sehr rohe Zeit. Jener wurden u. a. Jagd und Schauspiele verboten, diesen der Umgang mit einer Zuhälterin vor der Ehe gestattet. — Von der innern Verwaltung des Erzbisthums Mainz unter R. wissen wir leider, abgesehen von diesen Synoden, sehr wenig. Mehrere seiner Vassallen verschworen sich gegen ihn im J. 848 und wurden durch den König, nachdem er sie ihrer Schuld überführt, wieder mit ihm durch einen Vergleich ausgesöhnt. Eine gewaltige Hungersnoth im J. 850 gab ihm Veranlassung seine Wohlthätigkeit im glänzendsten Lichte zu zeigen: mehr als 300 Personen, soll er, der sich damals zu Winkel aufhielt, täglich gespeist haben. Auch als Erzbischof zeigte er den gleichen Eifer wie früher

als Abt für kirchliche Bauten und Weihen. So wurde durch ihn am 28. October 850 die Klosterkirche zu Hersfeld eingeweiht, am 1. September 852 eine mit der Pfalz verbundene Stiftskirche zu Frankfurt. Dem Kloster Klingenmünster im Speiergau, welches abgebrannt war, erwirkte er die Bestätigung seines Besitzes im J. 849 und stellte die Kirche wieder her. Eine sehr lebhafte Theilnahme widmete R. noch als Abt der nordischen Mission. Befreundet mit Ebo munterte er auch dessen Verwandten Gauzbert oder Simon in dem schwierigen Werke der schwedischen Bekehrung auf, seine Ermahnungen begleitete er mit Geschenken, einem Meßbuche, Psalter und Apostelgeschichte, Priesterkleidern, Altardecken und sogar Glocken. Freilich wurden die Hoffnungen, welche man auf die junge Pflanzung in Sigtuna gesetzt hatte, durch eine Erhebung der Heiden und die Verdrängung Gauzbert's rasch geknickt. Den Mainzer Erzstuhl, den R. erst in höherem Alter bestiegen hatte, sollte er nicht allzulange inne haben. Oefter durch Krankheit an das Lager gefesselt, starb er am 4. Februar 856, wahrscheinlich als ein Siebziger, und wurde in der St. Albanskirche zu Mainz beigesetzt, von wo der Erzbischof Albrecht die Gebeine nach Halle übertragen haben soll.

In der Richtung seiner litterarischen Thätigkeit wurde R. sehr stark durch Alkuin beeinflußt. Sein frühestes Werk, die in seinem 30. Lebensjahre begonnene Sammlung von Gedichten zum Lobe des heiligen Kreuzes geht auf die Anregung des Meisters zurück, wenn auch das unmittelbare Vorbild dieser unerträglichen Künsteleien Porfyrius Optatianus, der Lobredner Constantins des Großen war. Auch in seinen übrigen Dichtungen, die vielfach an einzelne Freunde gerichtet sind, oder als Inschriften für Altäre und Gräber dienen, zeigt R., daß es ihm an jeder poetischen Begabung fehlte und er eben nur nach der Sitte der Zeit seine Gewandtheit in der Beherrschung lateinischer Versmaße zeigen wollte. Er plündert seine Vorgänger wie z. B. die lateinische Anthologie, Sedulius, Fortunatus, den Schotten Columba, besonders aber gerade Alkuin, so ungescheut, daß er oft ganze Verspaare aus ihnen sich aneignet. Während diese kleineren Gedichte sich nur unvollständig erhalten haben, wurde sein Werk zum Preise des heiligen Kreuzes, wie er selbst es schon mehrfach vervielfältigt hatte, bis in das späteste Mittelalter mit seinen 28 Figuren noch oft abgeschrieben und bewundert. Den größten Umfang nehmen unter Raban's Schriften die Bibelcommentare ein, von denen der älteste, der zum Matthäusevangelium für den Erzbischof Haistolf verfaßte, den Otfrid und der Dichter des Heliand für sein großes Gedicht benutzt hat, in die Zeit vor Antritt seiner Amtswürde zurückreicht. Er erläuterte nach und nach, ohne eigentliche Kenntniß des Griechischen, den Pentateuch und alle historischen Bücher des alten Testamentes, (mit Ausnahme von Esra und Nehemia, aber mit Einschluß der Makkabäer), ferner die vier großen Propheten, die Weisheit Salomonis und Jesus Sirach, von dem neuen Testamente außer Matthäus noch Johannes und die Paulinischen Briefe. Vorwiegend huldigt R. wie seine Vorgänger der allegorischen und mystischen Auslegung, seltener der sprachlichen und historischen. Er schmückt sich niemals mit fremden Federn, sondern unterscheidet deutlich seine eigenen Erklärungen oder Zusätze von den aus den Vätern stammenden, die er oft nur im Auszuge wiedergibt. Vorurtheilsfrei genug verweist er sogar häufig auf einen jüdischen Ausleger. In den beiden Predigtsammlungen Raban's, von denen die ältere noch in seine Abtszeit fällt, sind ebenfalls manche Entlehnungen aus älteren Vorbildern wahrzunehmen, doch finden sich daneben auch selbständige Stücke, die werthvoll für Aberglauben und Sittengeschichte sind. Zu den erbaulichen Schriften Raban's gehört auch die über das Schauen Gottes, welche er seinem Nachfolger in der Abtei zueignete. Die auf Augustin und Cassiodor vornehmlich beruhende Unterweisung für Geistliche in 3 Büchern, die er neben Hai-

den Brüdern von Fulda widmete, ist unter den Prosaschriften der
die älteste, da sie bereits in das Jahr 819 fällt. Denselben Inhalt
er in besonderen Schriften theilweise noch weiter ausgeführt. In den
Bibelerklärung fällt auch eine Zusammenstellung der in der heiligen
egorisch gebrauchten Begriffe. Das sehr umfangreiche, in 22 Bücher
Werk Raban's über das Weltall, das seinen Stoff zum größten Theile
's Etymologien schöpft, doch namentlich mystische Erklärungen hinzu-
auch hauptsächlich dem Bibelstudium dienen. Das Martyrologium
eine nach dem Kalender geordnete Zusammenstellung von Märtyrer-
beruht größtentheils auf gangbaren Quellen wie Beda, Gregor dem
r von Tours ꝛc. mit wenigen Zusätzen. Unmittelbar mit Unterrichts-
ngt eine dem Mönche Marcharius zugeeignete Anweisung zur Zeit-
usammen, ferner ein Auszug aus der Grammatik Priscian's, der be-
nteresse für die Verskunst verräth, die kleine merkwürdige Schrift über
ng der Buchstaben und deutsche Glossen über die Theile des mensch-
pers, von seinem Schüler Walahfrid aufgeschrieben. Zu den auf
n bezüglichen Werken Raban's, die wir oben bereits gelegentlich er-
ählt die an Bischof Drogo von Metz gerichtete über die und zu Gunsten
schöfe, deren zur Aushilfe dienenden bischöflichen Befugnisse im west-
Reiche damals sehr heftig angefochten wurden, nicht minder das
an den Abt Eigil von Prüm gegen die Abendmalslehre Radberts.
rlichen Schriften an Otgar und an den bei Karl dem Kahlen sehr
Bischof Heribald von Auxerre (829—857) verbreitete sich R. über
Seine Erörterungen über Fragen der Kirchenzucht erwähnte ich schon
durch Humbert und Reginbald veranlaßt. Die jüngste seiner zahl-
riften ist wahrscheinlich die an den jungen König Lothar II. gesandte
eele, der der Verfasser mit Rücksicht auf die so häufigen Normannen-
en Auszug aus dem noch immer hochgeschätzten Kriegsschriftsteller
enatus angehängt hat.

scheint uns in seinen Handlungen wie in seinen Schriften als ein
starkem Rechtsgefühle und aufrichtiger Gesinnungstreue, dem ohne
ebengedanken vor allem das Wohl der Kirche in ihrem eigenen Kreise
liegt. Er ist daher kein Staatsmann, kein Kirchenpolitiker nach der
ar's. Die Ueberspannung kirchlicher Ansprüche dem Staate gegenüber,
den gefälschten Capitularien Benedict's und den Decretalen Pseudoisi-
rtritt, lag ihm gänzlich fern, und diese Fälschungen selbst scheinen
annt geblieben zu sein: an dem höheren göttlichen Ursprunge der
n Gewalt im Gegensatze zur königlichen hielt er darum doch fest, ob-
it der letzteren sich gut zu stellen wußte. An dogmatischen Streitig-
n er einen geringeren Antheil, als die gelehrten Amtsbrüder des west-
Reiches, denn seine vorwiegenden Gesichtspunkte waren die praktischen
gers und Lehrers unter einer rohen, noch stark an das Heidenthum
Bevölkerung. R. besaß unzweifelhaft große persönliche Liebenswürdig-
und Bescheidenheit, sowie ein warmes Herz für Freundschaft. Der
Groll, mit welchem er den für ihn unverständlichen Mönch Got-
lgte, — mag er auch von diesem, der die Gegner der Prädestination
abaniker nannte, reichlich erwidert worden sein — bildet den einzigen
diesem sonst so lauteren Charakter. In weiten Kreisen verehrt,
ich wie Beda und Alkuin trotz seines gebrechlichen Leibes bis zum
emzuge thätig mit der Feder als einer der fleißigsten unter den ge-
tgenossen. Den Lehrer Deutschlands hat man ihn mit vollem Rechte
nd dadurch auf die Krone seiner Leistungen hingewiesen, da seine ge-

samte litterarische Thätigkeit ohne Anspruch auf Selbständigkeit vor Allen dem Unterricht dient und es durchweg nur auf die Fortpflanzung und Mittheilung überlieferten Stoffes absieht. Durch ihn ist Fulda unter den klösterlichen Lehranstalten Deutschlands die berühmteste geworden, wenn es sich auch nur wenige Jahrzehnte auf dieser Höhe behaupten konnte. Er selbst schrieb ein im Ganzen reines und flüssiges Latein und verschmähte die heidnischen Classiker nicht, so weit sie sich den theologischen Studien dienstbar machen ließen; daß sein gesammtes Wirken der lateinisch-kirchlichen Bildung galt, bedarf keiner besonderen Bemerkung, indessen scheint er, den man wohl den ersten deutschen Gelehrten geheißen hat, doch die Bedeutung der Muttersprache nicht verkannt zu haben. Er wiederholte gleich auf seiner ersten Synode die alte Verfügung Karl's d. Gr. zu Gunsten der Predigten in der Volkssprache, er kannte die nordischen Runen und erläutert in seinen Gedichten bisweilen deutsche Namen, biblische Glossen, die wahrscheinlich, und andere, die sicher auf ihn zurückgehen, beweisen, daß er bei seinen Vorträgen sich theilweise der Muttersprache bedient haben muß, von seinen Schülern erwarb Otfrid den größten Namen in der althochdeutschen Dichtkunst, aus Fulda und aus seiner Zeit stammt die Verdeutschung der Evangelienharmonie des Tatianus und auch Walahfrid zeigte ein gewisses Verständniß für die deutsche Zunge.

Die erste Gesammtausgabe der Werke Raban's nach manchen Einzeldrucken besorgte Colvenerius zu Cöln 1626 in 6 Foliobänden. Sie ist mit einigen Ergänzungen wiederholt in Migne's Patrologia latina Bd. 107—112. Eine zweite Gesammtausgabe, welche der Prior Enhuber von St. Emmeram vorbereitete, wurde durch seinen Tod im J. 1800 unterbrochen, seine Vorarbeiten dafür befinden sich jetzt auf der Münchener Bibliothek und boten Kunstmann einigen Stoff zu Nachträgen in seinem Buche Hrabanus Magnentius Maurus, Mainz 1841. Die Gedichte, welche Christ. Brower 1617 im Anhange zum Venantius Fortunatus zuerst abdrucken ließ, sind zuletzt von mir herausgegeben worden, in den Poetae latini aevi Carolini II, 154—258, 700, Berol. 1884. Andere Ergänzungen finden sich aus den Magdeburger Centurien zusammengestellt in den Epistolae Fuldenses (Forschungen zur deutschen Geschichte V, 369—394. XXIV, 421—425). Die Fuldischen Urkunden dieser Zeit stehen sämmtlich in Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis.

Im Anschluß an die Forschungen Mabillon's und der Histoire littér. de la France V handelte am eingehendsten Kunstmann a. a. O. über Raban, aber sehr unkritisch und durch Trithemius beeinflußt. Vgl. Wattenbach's Geschichtsquellen, 5. Aufl. I, 216 ff. — Ebert, Geschichte der Litteratur des Mittelalters II, 120 ff. — Schrörs, Hinkmar von Reims, 1884. Es bleibt noch viel zu thun übrig. E. Dümmler.

Raban, Bischof von Speier 1396—1438 und Erzbischof von Trier 1430—39. Aus dem badischen Rittergeschlechte der Freiherrn v. Helmstädt, als Sohn des markgräflichen Landvogtes in Emmendingen, Wipert von Helmstädt entsprossen, wurde der reichbegabte Jüngling auf der neuen Hochschule zu Heidelberg gebildet. Er bekleidete die Würden eines Speierer und Wormser Domherrn, als im Juni 1396 der Bischof Nikolaus I. von Speier starb. Die in demselben Monat stattfindende Wahl des Domcapitels war zwiespältig: die Minderzahl wählte R. zum Bischof. Sein von der Mehrheit erwählter Gegner war Gottfried von Leiningen. Aber R. überragte ihn weitaus an Bildung und Begabung, und da er ferner in dem Pfälzer Kurfürsten Ruprecht im Sprengel sowol wie auch am römischen Hofe einen fördernden Fürsprecher besaß, durfte seine Wahl im voraus als die erfolgreichere betrachtet werden. Dieser Lage der Dinge entsprechend gestaltete sich denn auch die päpstliche Ent-

heidung der zwiespältigen Wahl: sie erfolgte zu Beginn des folgenden Jahres nd zwar zu Gunsten Raban's. Die Huldigung der Stadt Speier sowie die elehnung mit den Besitzungen des Hochstifts durch den König Wenzel fanden n demselben Jahre statt, letztere im October zu Nürnberg. Die oberhirtlichen Maßnahmen des Bischofs, unter denen besonders seine Verordnungen zu erwähnen sind, welche auf die Herbeiführung eines würdigen Wandels seiner Geistlichkeit abzielten, treten im ersten Jahrzehnt seiner Regierung zurück gegen seine Thätigkeit am Hofe und im Interesse des Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, des nachmaligen Königs. Mit demselben seit langer Zeit als treuer Berather, als kurpfälzischer Rath, vertraut, nahm er auch nach der Wahl desselben zum König eine hervorragende Stelle im Kreise seiner Getreuen ein. Unbeirrt in Glück und Unglück blieb der Bischof des Königs treuester Diener. Ruprecht erhob ihn alsbald nach seiner Krönung zum Hofkanzler. Dies Amt nahm R. derart in Anspruch, daß er fast stets im Gefolge des Königs sich befand und dem Aufenthalte in seinem Stift nur den kleineren Theil seiner Zeit zu widmen vermochte.

Als Rath und Hofkanzler des Königs nahm er an allen wichtigen Staatsverträgen und Verhandlungen nicht geringen Antheil. Als in Augsburg der unglückliche Römerzug des Königs ins Werk gesetzt wurde, war R. bei der Führung jener wichtigen, mit den florentinischen Abgesandten gepflogenen Verhandlungen betheiligt, welche dem geldbedürftigen König den abenteuerlichen Zug nach Italien ermöglichen sollten. Dorthin begleitete er seinen Herrn. Die päpstliche Bestätigung und die Erlangung der Kaiserkrone war das Endziel Ruprecht's. Aber das Fehlschlagen seiner kriegerischen Unternehmungen in Italien, der leidige Geldmangel und die ungenügende Vorbereitung und Sicherstellung der diplomatischen Beziehungen ließ seine Absichten in Ansehung auf Rom und den Papst scheitern. So sollte die Geschäftsgewandtheit des Kanzlers beim Papste die Sache des Königs und die Unterhandlungen wegen der Bestätigung führen. Aber erst 1403 führten diese Verhandlungen, unterstützt überdies und vornehmlich durch äußere Veranlassungen, zu einem wenn auch nicht durchaus gedeihlichen, so doch für den König immerhin werthvollen Abschluß, insofern die erstrebte päpstliche Anerkennung erreicht wurde. Gemeinsam mit dem gelehrten Matthäus v. Krakau leistete R. in die Hände des Papstes einen Eid, demzufolge Ruprecht nach Rom kommen, seine Kräfte zur Erhebung des Papstes aufbieten und im übrigen die gewöhnlichen kaiserlichen Versprechungen leisten werde. Dasselbe Jahr beschäftigte den Bischof auch in Deutschland: aber die Verhandlungen mit den Räthen des Königs Wenzel von Böhmen auf Ausgleich und Bündniß verliefen ergebnißlos. Als dann wenige Jahre darauf die einstigen Freunde des Königs, voran der Mainzer Erzbischof, in Erbitterung gegen den selbstständigen, eine ungehemmte Handhabung der Königsgewalt anstrebenden König eine Vereinigung von Fürsten und Städten im Marbacher Bunde zum Zusammenschluß brachten, die wenn auch nicht namentlich so doch thatsächlich gegen das Oberhaupt des Reiches gerichtet war, erwuchs dem Kanzler ein neues Feld seiner Thätigkeit. So glücklich auch diese Verhandlungen in Verhütung offener Widersetzlichkeit seitens des Bundes waren, so führten sie doch zu jenem für die Königsgewalt beklagenswerthen Vertrage von Umstedt am Ende des Jahres 1406, demzufolge den Reichsständen das freie durch keine Erlaubniß bedingte Recht zugestanden wurde, Bündnisse unter einander um des Friedens Willen einzugehen. Auch die folgenden Jahre widmete der Bischof seine gesammte Thätigkeit seinem königlichen Herrn, der ihn und das Hochstift durch mannigfache Gnadenbeweise belohnte. Als das Ende des erkrankten Königs herannahte und die Entkräftung des Kranken derart plötzlich überhand nahm, daß er nicht im Stande war, die nöthigen Regelungen seines Erbes selbst zu bestellen, beauftragte er seinen treuen Kanzler unter Hinzuziehung von sechs Schiedsrichtern, eine Ordnung unter seinen Söhnen inbetreff seiner Hinterlassenschaft aufzurichten.

Nach dem Hinscheiden des Königs konnte R. der Verwaltung seines Stifts die frei gewordenen Kräfte widmen. Hier waren es vor allem die Wirren mit der Stadt Speier, welche ihn auf eine lange Reihe von Jahren beschäftigten. Es war der alte und allgemeine Gegensatz der aufstrebenden Bürgerschaft gegen die bischöfliche Gewalt. Die Stadt will frei sein, sie will im Bischof nur ihren geistlichen Herrn anerkennen. Die Stadt hatte in Absicht dieses Zieles unter den früheren Bischöfen viel erreicht. Aber die zielbewußte Kraft Raban's gedachte nichts von den bischöflichen Rechten zu vergeben, vielmehr die durch die Schwachheit seiner Vorgänger der Bischofsgewalt verlorenen Rechte wiederzugewinnen. In diesem Sinne ist der Streit der beiden Gewalten zu begreifen. Die äußeren Vorgänge glichen wie die Beweggründe denen mancher anderen Bischofsstadt. Vom neuen König Sigismund hatte die Stadt die Bestätigung ihrer Freiheiten und Rechte erlangt, der Bischof seinerseits schwächte dieses Privileg ab durch die vom König erbetene und erhaltene Erklärung, daß jene Bestätigung den Rechten des Bischofs und der Geistlichkeit keinen Nachtheil bringen solle, daß alle der Stadt ertheilten Privilegien machtlos sein sollten, falls sie denen des Bischofs zuwiderliefen. Zahlreiche Reibungen waren vorausgegangen: die beiderseitigen Klagepunkte wurden aufgestellt und dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz als vermittelndem Schiedsrichter unterbreitet. Aber die Vermittlung war von keiner Dauer. Bischöfliche Abgabenforderungen und die Anlegung einer Zwingburg in der Nähe der Stadt führten zu neuem und erbittertem Hader, der endlich vor den König nach Constanz gebracht wurde. Zwar beauftragte der König einen Ausschuß mit der Untersuchung der Klage, auch öffentliche Verhandlungen wurden über die Streitfragen geführt: da aber bald wichtigere Verhandlungen den Reichstag in hohem Maße beschäftigten, gediehen die Speierer Angelegenheiten zu keinem Ende. Die beiderseitigen Rechtsübergriffe währten fort, die Erbitterung wuchs, ein erneuter Schied des Pfälzer Kurfürsten, eine Rachtung des Mainzer Erzbischofs, dem der Papst, von der Stadt angerufen, die Entscheidung der Angelegenheiten übertragen hatte, führten ersterer gar nicht, letzterer nur für ganz kurze Zeit zu einem friedlichen Verhältniß. Der während dieser kurzen Zeit zurückgehaltene Bürgergroll trieb die Stadt dazu, sich offen gegen die Rachtung aufzulehnen. Nachdem mehrere schriftliche Verhandlungen die Erfolglosigkeit solcher Bemühungen dargethan, beschloß R. die Stadt zu züchtigen. Die Speierer verjagten die Geistlichkeit und erwarteten kampfbereit ihren heranziehenden Bischof. Ende Juni 1422 erschien derselbe mit einem starken Heere vor den Thoren der Stadt und schloß dieselbe von allen Seiten ein. Aber die Belagerung zog sich in die Länge und mußte zum Glück für die Stadt auf Gebot des Königs aufgehoben werden, welcher die Entzweiten vor den Reichstag nach Nürnberg lud. Des Königs Spruch verwies die Parteien auf die Mainzer Rachtung von 1420 und legte der Stadt Kriegskosten und Schadenersatz auf. So endete der Kampf zwar nicht zu Gunsten der Stadt, aber die auf eine gänzliche Unterwerfung derselben gerichteten Bestrebungen Raban's waren doch für immer gescheitert.

Im J. 1430, am 22. Mai wurde R. vom Papst Martin V. zum Erzbischof von Trier ernannt. Dort war Erzbischof Otto von Ziegenhain im Februar 1430 gestorben. Ein Theil der Trierer Domherren wählte den Trierer Domscholaster Jacob v. Sirk, ein anderer den Kölner Domdechanten Ulrich v. Manderscheid. Der Papst, bei welchem die beiden Erwählten zur Geltendmachung ihrer Ansprüche persönlich sich einstellten, wies beide zurück und ernannte den Speierer Bischof zum Erzbischof von Trier. Dem alternden R. sollte diese Ernennung bis zur Behauptung der erzbischöflichen Würde viele Opfer und viele Kämpfe kosten, beides zum schweren Nachtheil der erzstiftischen Lande. Ulrich v.

Manderscheid war nicht gewillt, dem Spruche des Papstes sich zu fügen. Nachdem Jacob v. Sirk verzichtet, behauptete sich Ulrich sechs Jahre lang ohne die Weihe und die päpstliche Bestätigung erhalten zu haben. Von reichen Freunden und Anhängern unterstützt besetzte er Burgen und Städte des Landes. Es waren schwere, fehdereiche Jahre für das Land, die erst 1436 ein Ende erreichten, als R. zu allgemeiner Anerkennung gelangte. Die Zeit seiner Regierung war nur kurz. Der mühevollen und stürmischen Tage seines Lebens müde, suchte der Greis die ersehnte Ruhe in stiller Zurückgezogenheit. Nachdem er bereits 1438 den Bischof Johann von Lüttich vorbehaltlich der päpstlichen Genehmigung zu seinem Coadjutor erwählt hatte, verhandelte er 1439 mit dem Domcapitel wegen seiner Abdankung und ersah nunmehr Jacob v. Sirk, denselben der bereits nach Otto's v. Ziegenhain Tode gewählt worden war, zu seinem Nachfolger. Die geschäftlichen Abmachungen, welche R. mit diesem wie mit dem Lütticher Bischof traf, waren weder dem Lande zu Nutzen noch gereichten sie der Würde und dem Andenken des begabten Mannes zur Ehre. Auch auf das Speierer Bisthum leistete er Verzicht, welches er mit päpstlicher Genehmigung zur Unterstützung seines Aufwandes gegen den Manderscheider hatte beibehalten dürfen. Doch sollte er die Ruhe eines friedlichen Lebensabends nicht lange genießen: wenig später, am 4. November 1439 starb er zu Speier.

Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speier. — Höfler, Ruprecht von der Pfalz. — Brower und Masen, Antiquitates et annales Trevirenses.

Max Bär.

Rabatta: Rudolf Graf v. R., Freiherr zu Dorenberg und Herr zu Canal, k. k. Kämmerer, Feldmarschall, Hofkriegsrath, Generalkriegscommissar und Inhaber eines Kürassierregiments, war der Sohn des Grafen Anton v. R., kaiserlichen Statthalters zu Gradiska. Ueber Jugend und Eintritt in das kaiserliche Heer geben die Urkunden keinen Aufschluß. Mit 1. Juni 1669 erscheint er als Oberst und Inhaber eines Kürassierregiments. Im Kriege gegen Frankreich 1673 u. z. im October rückte R. mit 1000 Pferden am linken Rheinufer gegen Coblenz, ward 26. August 1674 zum Obristfeldwachtmeister ernannt, nahm 1675 im April an den Berathungen über die Kriegsoperationen zu Frankfurt theil, war im Juli mit 2 Regimentern zu Pferd an der Rench postirt, hatte mehrere kleine Gefechte geführt und wurde gegen Ende des Jahres zur Armee einberufen. Am 30. October 1681 zum Feldmarschalllieutenant ernannt war R. im Türkenkriege 1682 von Hermann v. Baden designirt, Kaschau mit einem Corps zu entsetzen. Ereignißreich für R. war das Jahr 1683, denn im April befand er sich beim rechten Flügel der Hauptarmee des Prinzen von Lothringen; am 7. Mai nahm er an den Kriegsberathungen im Hauptquartier zu Kittsee theil; am 1. Juni stand er vor Gran; zu Beginn des Juli bestand er ein Gefecht östlich von Wieselburg mit den Tataren und am 7. Juli stand er bei Regelsbrunn und Petronell: er war beim Entsatze von Wien u. z. am rechten Flügel unter dem Könige von Polen. Am 26. November 1683 zum General der Cavallerie befördert, übernahm R. im December das Commando zwischen Trentschin und Eperies. Während des Türkenkrieges 1684 erkrankte R. und trat einen Urlaub auf seine Güter in Mähren an, doch traf er schon im September wieder bei der Armee in Oberungarn ein. Im Januar 1685 in Preßburg und am 25. Januar in Leutschau stationirt, lieferte er am 16. August ein Treffen bei Gran. Die in diesem Jahre erfolgte Ernennung zum Generalkriegscommissar erscheint in den Urkunden folgendermaßen motivirt: Man fällte über ihn das Urtheil, daß er „zum Kriegscommissariat mehr Geschicklichkeit“ besessen, „als zu andern Commandi. Er verstand genau, wie der Unterhalt einer Armee zu be-

sorgen sei." Am 25. Januar 1687 zum Feldmarschall ernannt, gab R. zu Wien ein Gutachten über die Campagne 1687 ab, ward am 25. Mai zum Gouverneur von Ofen ernannt. In den Urkunden erscheint R. 1689 als gewesener Generalkriegscommissar angeführt, mithin als verstorben. K. A.

Rabe: Joh. Jacob R., geboren am 16. Januar 1710 zu Lindflußr bei Würzburg, war Diakonus, später Archidiakonus, zuletzt Generalsuperintendent zu Ansbach; † am 12. Febr. 1798. (Winer, Handb. der Theol. Lit. II, 719.)

R. gehört zu den Wenigen, welche sich im vorigen Jahrhundert um rabbinische und jüdische Litteratur bekümmerten und das Verständniß derselben auch Andern zu vermitteln strebten. — Er übersetzte die talmudischen Tractate Berachoth 1777 und Peah 1781 ins Deutsche und erläuterte dieselben durch Anmerkungen (s. die Titel bei Winer a. a. O. I, 524. 525). Sein Hauptwerk war die Uebersetzung der Mischnah ins Deutsche, welche in 6 Theilen 4° Onolzbach 1760—63 erschienen ist (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 523). Als erster Versuch der Art ist diese Arbeit ganz anerkennenswerth, jetzt aber wegen der zahlreichen Fehler und Mißverständnisse, die darin vorkommen, nicht mehr zum Gebrauch zu empfehlen. — Außerdem übersetzte R. auch den hebräisch geschriebenen Commentar Moses Mendelsohn's über den Prediger Salomo in das Deutsche (s. d. Titel bei Winer a. a. O. I, 212 f.). C. Siegfried.

Rabener: Justus Gottfried R., Großvater des Satirikers, Schulmann und Fabeldichter, wurde 1634 geboren — nicht 1665, wie nach Jöcher auch Jördens und Andere anführen — zu Sorau in der Lausitz. Nach kümmerlicher Kindheit, sie fiel, wie er erzählt, in atrocissimos belli furores, cui Soravia nostra aliquoties in praedam cesserat, kam er 16jährig auf die Fürstenschule zu Meißen. Er studirte in Wittenberg, wurde 1666 Lehrer in Grimma, 1680 Rector in Freiberg, 1691 Rector an der Landesschule zu Meißen, † am 21. Mai 1699. Von ihm lateinische Abhandlungen und „Nützliche Lehrgedichte", Dresden 1691. Neue Auflage 1699: hundert prosaische Fabeln, meist deutsch abgefaßt, welche noch Gellert in der „Nachricht von älteren deutschen Fabeln" nicht ungünstig beurtheilt. Er stellt sie über die Harsdörfer's und lobt „eine fruchtbare Erfindungskraft". Gellert's Aufforderung, man solle Rabener's Fabeln „von den Fehlern ihrer Zeit reinigen und sie auf eine geringere Anzahl setzen", befolgte zum Theil A. G. Meißner (s. A. D. B. XXI, 242). Im Deutschen Museum veröffentlichte er 1782 die „Erinnerung an Justus Gottfried Rabenern nebst einigen Proben seiner Fabeln". 25 ließ er abdrucken; die meisten Verbesserungen, so versichert er, bestehen in wenigen Abkürzungen: besonders rühmt er die wirklich gute Fabel „Die Armuth und die Gerechtigkeit". Für den Großvater hatte der Satiriker R., nach Weiße's Bericht, „eine vorzügliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus seinem Bildnisse und seinen Schriften kannte".

J. A. Müller, Gesch. der Fürsten- und Landschule (sic) zu Meißen. Leipzig 1789, II, 115. — Gellert's sämmtl. Schriften. 1867, I, 30 f. — Deutsches Museum. 1782, II, 163—171 und 530—542. — G. W. Rabener's Briefe hggb. von Ch. F. Weiße. Leipzig 1772, S. XX.

Daniel Jacoby.

Rabener: Gottlieb Wilhelm R., der bekannte Satiriker, wurde geboren am 17. September 1717 zu Wachau bei Leipzig. Sein Vater, Justus Gottlieb, 1680 geboren, war Besitzer des Rittergutes Wachau und zugleich Anwalt beim Leipziger Oberhofgerichte. Von Privatlehrern erzogen, kam der Knabe 1728 auf die Fürstenschule zu Meißen, wo einst sein Großvater das Regiment führte. Seine Freunde waren Grabener, der spätere Rector an der Schulpforte, Karl Chr. Gärtner und Gellert. Auch R. hat gewiß wie später Lessi

schon in Meißen geglaubt, „daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann“. Dem einseitigen Betriebe des Lateinischen war der Kenner des Horaz, Persius, Juvenal, wie viele seiner Satiren bezeugen, nicht hold. Doch blieben die Erinnerungen an die Schulzeit ihm lieb: Gellert's melancholisches Auge, erzählt dessen Biograph Cramer, wurde heller bei Rabener's frohem Muthwillen. Seit 1734 studirte R. in Leipzig die Rechte; bei seinem Geschick für praktische Wirksamkeit zog ihn besonders das Steuerwesen an. Dabei blieb er ein Freund der Musen; ein größeres scherzhaftes Gedicht verfaßte er 20 Jahre alt, jetzt im II. Bande der Satiren. Schon 1741 wurde er Steuerrevisor des Leipziger Kreises; das Amt nöthigte zu Reisen auch in die kleinen Städte und Dörfer Sachsens. In demselben Jahre erschienen zuerst seine Aufsätze in Schwabe's neubegründeter Monatsschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ bis 1744. Dann als Gärtner die „Bremischen Beiträge“ herausgab (s. A. D. B. VIII, 544), schrieb er fleißig für diese. Mit den meisten Mitarbeitern war R. innig befreundet. Mit Joh. And. Cramer und Giseke lebte er 1747 in einem Hause, „in der Burgstraße in Madam Radickinn Hause“ (Klopstock an Hemmerde). Zehn Jahre darauf schreibt Giseke, damals Cramer's Nachfolger in Quedlinburg, das Andenken der glücklichen Zeiten in Leipzig könne nie in ihm erlöschen. Klopstock, der später Rabener's Gesichtskreis entschwand, besang ihn 1747 in der Ode „An meine Freunde“, später „Wingolf“: „Der Thorheit Hasser, aber auch Menschenfreund, Allzeit gerechter Rabner, Dein heller Blick, Dein froh und herzenvoll Gesicht ist Freunden der Tugend und Deinen Freunden Nur liebenswürdig, aber den Thoren bist du furchtbar.“ 1750 wurde R. auch mit Weiße befreundet, mit dem er fast täglich, so lange er in Leipzig blieb, verkehrte, dessen Richard III. er auch zuerst beurtheilte. Das beschwerliche Amt ließ Rabener's satirische Ader nicht eintrocknen: „Alle meine Satiren“, schrieb er Weiße, „habe ich auf meinen Expeditionen und während solcher Geschäfte gemacht, wo ich mit den Antipoden des Witzes zu thun hatte“. Als Advocat der Bauern und Narren, wie R. scherzend entgegnete, machte Kästner das Epigramm auf ihn: Zu spotten und uns arm zu machen, Ist Rabners doppeltes Bemühn; Man sieht ihn über alle lachen, und alle seufzen über ihn. Schon die ersten beiden Theile seiner Satiren machten R. bekannt. „Grüßen Sie“, schreibt Gleim im Februar dieses Jahres Adolf Schlegel, „das Schrecken der Narren, den frommen Rabener.“ Die Herausgabe der „Satirischen Briefe“ (III. Theil 1752) verbreitete seinen Ruhm in weite Kreise. „Alles was hier (in Pforte) lesen kann, liest und bewundert Sie“. (Adolf Schlegel an R. Juli 1752.) Hagedorn's Beifall, den er „unsern Vater“ nennt — seit 1747 schrieb er an ihn — erfreute ihn ganz besonders; schon am 22. Mai 1752 versichert ihm R., er werde mit dem vierten Theile „den Lauf seiner Autorschaft vollenden“.

Die Uebersiedelung nach Dresden, wohin er als Obersteuersecretär berufen wurde, war seiner Satire nicht günstig. „In 14 Tagen“, schreibt er Hagedorn am 25. Mai 1753, „muß ich von meinem lieben Leipzig weg und nach Dresden. Was für eine neue Lebensart wartet auf mich! Wie demüthig werde ich künftig unter meinen Originalen antichambriren, mit denen ich bisher auf meiner Stube gefrevelt habe“. Und im November aus Dresden an den damals noch in Quedlinburg lebenden Cramer, der bald darauf nach Kopenhagen ging, er sei aufgeräumt, so gut er es bei seinem Amte und in einer so weiten Entfernung von seinen alten und besten Freunden sein könne. Aber Verdrießlichkeiten hafteten nicht lange in seinem Gemüthe; das Lob wahrer Freunde stärkte ihn: So wies Hagedorn in der Einleitung zu den „Lehrgedichten“ (Werke 1800, I, 41) auf eine Stelle der „Satirischen Briefe“ seines „sinnreichen Freundes“ hin, „den

ich nicht zu sehr hochschätzen kann". Im J. 1755 erschien der IV. und letzte Theil seiner Satiren. R. blieb fest bei dem Vorsatz, nichts mehr bei seinem Leben drucken zu lassen. Doch arbeitete er an mehreren Satiren, die nach seinem Tode das Licht der Welt erblicken sollten; auch an einem Lustspiel „Der Freigeist", dessen Entwurf Weiße mittheilt. Im Beginn des Jahres 1756 schreibt er launige und neckende Briefe an Gellert, den er zum Genuß des Lebens ermuntert: Erfreue ihn übrigens der Beifall seiner Landsleute und der Fremden, so verlasse er sich doch auf ihn so wenig, wie ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit. Bei allem Groll gegen die Zustände in Sachsen blieb R. in der Heimath und machte nicht einmal größere Reisen. „Ihren Rabener", schreibt der Epigrammendichter Ewald, mit dem R. das Jahr vorher bekannt geworden, am 7. Januar 1757 an Gleim, „habe ich nur zweimal in Dresden gesehen. Hofprediger Cramer sucht ihn . . nach Kopenhagen zu locken . . R. will aber sein liebes Dresden nicht verlassen." Die Noth Sachsens bei Ausbruch des Krieges empfand er tief. Am 29. Januar 1757 klagt er Gisele das Unglück seines „unschuldigen Vaterlandes" seit dem 29. August (1756). Er nennt sich niedergeschlagen und mürrisch 24. Februar 1758 an Ad. Schlegel: in Dresden hätte man doch noch den vernünftigen Generalmajor v. Finck, aber das arme Leipzig! Einen ganzen Band Satiren wolle er auf die Feinde schreiben, sobald der Friede komme, „aber zween Bände auf uns Sachsen", die ihr Unglück selbst verschuldet. Wie Gellert, stand R. in hoher Achtung bei den preußischen Officieren, so daß „das Märchen" entstand, er werde in preußische Dienste treten. Der Prinz Heinrich sah ihn öfters: „Ich habe lebhaft mit ihm gestritten", schreibt er am 18. Januar 1757 an Gellert, „da er die deutsche Sprache und unsere Litteratur wenig schätzt; . . Die wichtigsten Beweise hebe ich für den König auf." Allein durch den Marquis d'Argens will er sich diesem nicht vorstellen lassen. „Muß es denn eben ein Franzose sein, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen Könige bekannt macht?" R. freut sich mit Friedrich zu reden; „viele gelehrte und witzige Brandenburger" will er ihm nennen, „die er und seine Franzosen noch nicht kennen". „Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen Könige dieser Zeit . . den deutschen Witz predigen soll". Zu einer Unterredung mit Friedrich kam es leider nicht. Gellert erfreute sich ihrer drei Jahre darauf und nannte R. und Cramer unter den guten deutschen Schriftstellern.

Auch bei der Beschießung Dresdens im Juli 1760 zeigte sich R. größer als seine Umgebung. Mit heiterer Fassung schildert er in dem bekannten Schreiben vom 12. August an Ferber in Warschau, wie sein Haus, seine Habe, alle seine Bücher von den Flammen verzehrt wurden. „Und die witzigen Manuscripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit alle, alle mitverbrannt." Daß R. bei so trauriger Schickung so schreiben konnte, zeugt von Freiheit und einer gewissen Hoheit des Gemüths und der Denkart. Seine Zeit- und Stadtgenossen freilich konnten ihm, um mit Goethe zu reden, diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen. Als Sachsen aber 106 Jahre später wieder von Preußen bedroht wurde, erinnerte eine bekannte Zeitschrift — Grenzboten 1866, II, 381 f. — an diesen Brief des „gescheiten, aufgeklärten Landsmanns", der in einer schüchternen Zeit sein festes Herz und einen männlichen Sinn sich bewahrt habe.

Als der von R. ersehnte Friede kam, wurde er Steuerrath. „Glauben Sie nur nicht", schrieb er Weiße, „daß ich deswegen einen Heiligenschein um den Kopf bekommen habe. Sie wissen, wie ich über diesen Artikel denke." Jährlich zweimal kam er mit dem Freunde in Leipzig zusammen, der ihn vergeblich mahnte,

nen Versuch zur Wiederherstellung seiner verbrannten Schriften zu machen. Nur die Briefe seiner Freunde sammelte er und ermächtigte Weiße, sie nach seinem Tode herauszugeben. Seine Gesundheit bekam einen gefährlichen Stoß durch den ersten Schlaganfall im October 1767. Kurz vorher war er in Leipzig zur Michaelismesse gewesen: wahrscheinlich hat ihn damals Goethe gesehen und vielleicht auch kennen gelernt (Goethe, Hempel 21, 271, v. Loeper). „Der erste Schritt", schreibt er Weiße am Schluß eines humoristisch-wehmüthigen Briefes, „der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will ... Hier kann ich doch nicht bleiben". Eine Kur in Karlsbad 1768 half nichts; nach einem härteren Anfall am 7. März 1769 verloren sich Munterkeit und Kräfte. Gotter fand ihn, nach einem Briefe an Boie (Boie von Weinhold 1868, S. 22), in diesem Jahre kränklich, einsam, verdrießlich und theilnahmlos gegen die neuere Litteratur. Er lebe nur noch 20 Jahre zurück und spreche mit Begeisterung von seinen damaligen Freundschaften und Verbindungen. In der Ostermesse 1770 sah er die Freunde in Leipzig zum letztenmal. Am 22. März 1771 nahm ihn ein schmerzloser Tod hinweg.

Das schöne Bildniß Rabener's von Graff wurde oft gestochen, z. B. von Bause und D. Berger; ein hübscher Stich von H. Pfenninger in Leonhard Meister's „Charakteristik teutscher Dichter". II, 141 f. Die zahlreichen Auflagen der Schriften bezeugen, wie viele Leser R. einst in Deutschland hatte. Die zweite erschien 1755, die dritte 1757, die achte 1764, die zehnte 1771 ebenfalls in vier Theilen, in kleinem Druck mit Vignetten von Geyser (s. d.) nach Mechau (s. d.), sechs Jahre darauf eine in sechs Theilen — der vierte in zwei Hälften — mit dem Leben Rabener's von Weiße und den Briefen an Cramer, Schlegel, Hagedorn, Giseke, Gellert, Weiße, Ferber. Alle diese Ausgaben sind bei Dyck in Leipzig erschienen. Nachgedruckt wurden die Satiren, zum Aerger Rabener's — vgl. Vorbericht zur 6. Auflage 1761 — häufig in der Schweiz, auch in Wien 1776; auch Weiße's Schrift „Rabener's Briefe nebst Nachricht von seinem Leben" schon im Jahr des Erscheinens 1772, Frankfurt und Leipzig auf dem Titelblatt. Sehr bald wurden die Satiren auch in fremde Sprachen übersetzt. Schon 1757 am 25. November schreibt Lessing an Nicolai, die satirischen Briefe Rabener's sind ins Englische übersetzt worden. Die Anzeige dieser Uebersetzung in Nicolai's „Bibliothek" 1758 rührt, fast sicher, von Lessing selbst her. Trotz ihren Mängeln, meint er, wird die Uebersetzung doch ihr Glück machen. „An einem R. muß man sehr viel verderben, wenn er gar nicht mehr gefallen soll" (Lessing's Werke Hempel XII, 649; vgl. Briefe Lachm. Maltz. XII, 123). In unserem Jahrhundert gab Ernst Ortlepp (s. A. D. B. XXIV, 447) Rabener's „sämmtliche Werke" mit dem Briefwechsel heraus in 4 Bänden, Stuttgart 1839. „Nennt mir doch einmal einen jetzigen Satiriker, der R. gleich stünde!" rief er im Vorwort aus.

Rabener's Andenken schadete besonders der Angriff von Gervinus. Durch die Vergleichung mit Liscow drückte er R. herunter. Schon Schubart hat über R. abfällig geurtheilt, der „nie Leute züchtigte, die ihm trutzen oder schaden konnten" (Schnorr's Archiv VI, 362). Die Vergleichung mit Liscow war schon bei Lebzeiten Rabener's gemacht worden. Liscow wurde Goethe und seinen Freunden als „vorzüglicher Satiriker" gepriesen: sie konnten aber weiter nichts in seinen Schriften erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe. Und Wieland äußerte 1753 im Gespräch: „Liscow sollte jetzt noch einmal schreiben und sich einen seiner Satire würdigeren Gegenstand wählen als den jedermann lächerlichen Professor Philippi. R. weiß das Ding besser zu treffen." Außer Hettner, der Liscow jedoch zu tief stellte, richtete sich gegen Gervinus auch

Henneberger 1847 in Herrig's Archiv. In der That verdient Liscow weder als Märtyrer gepriesen, noch R. ohne weiteres vorgezogen zu werden. Andererseits ist auch eine Ueberschätzung Rabener's zu vermeiden, wie sie neuerdings hervorgetreten ist. Goethe hat seine Grenzen betont, aber doch gesagt, „daß sich niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen. Auch in R. ist ein bestimmtes Ideal lebendig, von welchem aus er die Wirklichkeit bekämpft. Aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt sein sollte, so hat Goethe schon gesagt, entspringt Rabener's Satire. Auch hat er ein klares Bewußtsein der Niedrigkeit, Kleinlichkeit, Enge seiner Umgebung. Im Sinne Schiller's muß man ihm den Beruf eines satirischen Malers seiner Zeit zugestehen, denn R. war nicht ihr Geschöpf. Weil er sich über das, was die Zeitgenossen hoch hielten, erheben konnte, eignete ihm jener Humor, der uns seine Persönlichkeit achtungswerth und lieb macht. Er wendet sich durchaus nicht bloß, wie Gervinus meint, gegen die kleinlichen Uebel der Gesellschaft, die zu jeder Zeit sich finden. Er straft die Mißachtung der deutschen Sprache, des deutschen Wesens durch die Franzosen, durch die Vornehmen, durch die Pedanten. Deutsch, sagt er im „Beitrag zum deutschen Wörterbuch", ist ein Schimpfwort. Er kennt und geißelt die unwürdige Abhängigkeit des Bürgerstandes von einem rohen und frivolen Adel. Er ereifert sich, ohne das positive Christenthum anzugreifen, gegen die Beschränktheit und andererseits auch die Heuchelei der Geistlichen. Ihn erfüllen die Zustände in seinem engeren Vaterlande mit Widerwillen. Aber Rabener's Satire ist doch zahm; denn er fühlte sich von allen Seiten eingeengt. Der Satiriker galt als böser Mensch: nicht bloß die Unwissenden, die Frömmler, die satten Tugendhelden — die feisten Bürger nennt sie R. —, auch die Juristen, auch die Dichter, auch die Gelehrten schrieen über Verleumdung. Auch diese, heißt es in dem 1755 geschriebenen Vorbericht zum IV. Theil, sind die ersten, welche die Satire verdammen; es müßte denn eine Satire aus dem Horaz sein, welcher sie unmöglich gemeint haben kann. Und schon 1751 berichtet er, wie er wegen des Spottes über den Leichtsinn bei der Eidesleistung von dem Geistlichen und dem Gerichtsverwalter eines Dorfes im Voigtland als Feind der Religion mit schnöden Ausdrücken verhetzt wurde. „Die Bauern haben mit Vergnügen darin gelesen, und das ist ein Verbrechen . . . Hätte man wohl eine grimmigere Untersuchung wider Faustens Höllenzwang anstellen können?" „Es ist ein Glück für mich, daß wir in Sachsen kein Auto da Fe haben." R. empfand tiefer als es scheint die mangelnde Freiheit in Deutschland und ganz besonders in Sachsen unter dem Willkürregiment des unehrlichen, habsüchtigen Brühl. Das böse Gewissen der Machthaber fürchtete jedes offene Wort. R. weist auf Paris hin im Vorbericht zum IV. Theil, wo die Satire Boileau's und Molière's auch dem Könige lieb war. „Deutschland ist das Land nicht, in welchem eine billige und bessernde Satire es wagen darf, ihr Haupt . . zu erheben". Wie alle Freigesinnten damals in Deutschland blickt er auf England, „wo auch nicht einmal der größte Mißbrauch die Billigkeit der Satire verdächtig macht". „In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören und schweigen oder sich bessern muß." So war R. in seinen Satiren viel zahmer als in seinen brieflichen Aeußerungen. In seinen Schriften schlägt er häufig auf den Sack und meint den Esel. Es erinnert beinahe an jene viel später geschriebenen, bekannten Worte des Herrn v. Rochow, wenn R., und hier nicht ironisch, die „Unzufriedenen" angreift, die sich einbilden „von ihrem finsteren Winkel" schärfer als die Obrigkeit das Beste des Staates zu erkennen. Aber diese und ähnliche Anfälle von — Behutsamkeit sind doch selten. Und oft genug theilt er doch Hiebe aus auf die geschützten Stände. Wenn er „die Schleif-

ege zum geistlichen Schafstall“ in seinen „satirischen Briefen“ aufzeigt, wenn r die Blutsauger der Bauern, die Rentmeister, wenn er die bestechlichen Richter, ie unehrlichen Bankeruttirer, die Landjunker, denen „Saufen“ und Jagen das Höchste ist, wenn er die sich „ehrwürdig“ dünkenden „Männer im schwarzen Rocke“ striegelt, so ist seine eigentliche Herzensmeinung nicht zu verkennen: Wie viel ist faul in diesem Lande! Die Kriecherei derjenigen verhöhnend, welche unwissenden Großen ihre Werke widmen, läßt R. seinen Anton Pansa von Mancha dem Kiel des großen Sancho Pansa die „Abhandlung von Sprichwörtern“ widmen. Wie glücklich ist er vor anderen Lobrednern. „Die Verfasser quälen sich“, heißt es deutlich genug gegen die Brandschatzer des unglücklichen Sachsen, „die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wucherer ein großmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, daß er gerecht sei, da doch das halbe Land unter seinen Räubereien entkräftet seufzet.“ Nach seiner Uebersiedelung nach Dresden trat er dem Treiben des sächsischen Hofes in Dresden noch näher: es forderte den Griffel der Satire heraus. Erklärlich ist es, warum er nach dem vierten Theile nichts mehr veröffentlichen wollte. „Mit den Kathederthoren“, schreibt er Weiße, „und den Narren aus den drei Fakultäten konnte ich fertig werden, . . aber die Thoren aus den Palästen und den Antichambren sind mir zu gefährlich und — im Vertrauen! — es sind nicht die kleinsten.“ Charakteristisch ist die Aeußerung an Cramer vom 18. November 1753 in der ursprünglichen Gestalt, Weiße hat einiges weggestrichen: „Neuigkeiten wollen Sie? . . Fünf Castraten aus Venedig sind vorige Woche ganz verhungert angekommen, und werden auf die Fasten satt wieder zurückkehren, um daselbst zu verdauen und in der Charwoche dem heiligen Antonio zu danken, der für sein Vieh so väterlich sorgt. Die Jagd ist vorbei . . . Des Königs Majestät waren sehr ungnädig.“ Die Stadt Oederan sei niedergebrannt; helfen könne man „den albernen Leuten“ nicht. „Die gegenwärtigen Cassen-Umstände leiden es nicht, ihnen und ihren Fabriken mit Gelde unter die Arme zu greifen.“ Laut zu reden wagte R. nicht. „Ich muß die besten Themata fahren lassen. Ein Märtyrer der Wahrheit mag ich nicht werden.“ Aber R. ist auch nie ein Schmeichler der Machthaber, noch ein Beschöniger des Unrechts gewesen. Die Gluth und Kraft der Leidenschaft und des Hasses, die den großen für ein hohes Ziel begeisterten Satirikern zu allen Zeiten eigen war, ist R. fremd. In dieser Hinsicht steht er weit zurück gegen den kühnen Swift, den Sohn des freien Englands, und in Deutschland gegen den herben, männlichen Haller. R. blieb die scherzhafte Satire. Vorwiegend, aber durchaus nicht ausschließlich, wie wir gesehen, bezieht sie sich freilich auf den Mittelstand. Narren aller Art giebt er dem Gelächter preis: die Büchernarren, die Pergamentverehrer; die dunklen Modephilosophen; die Magister mit ihrer Citaten- und Notenweisheit, mit welchen noch Lessing im „jungen Gelehrten“ zu thun hat; die Glückwunsch- und Zueignungsschreiber; die demüthigen Stellensucher, „ehrfurchtsvolle Pinsel“; die „lateinischen Zeloten“, die das Deutsche verachten, weil ihr Schuster deutsch spricht, die „schwarzen Ritter aus dem Königreich Latium“, wie er sie ein andermal nennt; die Landjunker, die auf einen Jagdhund mehr wenden wollen, als auf einen guten Lehrer; endlich die adelstollen Bürgermädchen, die Betschwestern u. s. w. Auf jene Philologen, „die, ohne selbst zu denken, die Gedanken der Alten erklären“ (Hinkmars von Repkow Noten ohne Text), ist er wie sein Landsmann, der Leipziger Thomasius, nicht gut zu sprechen. Den „kritischen Panduren“ Burmann, den Haller einen „hitzigen Schulfuchs“ nannte, Holberg durchhechelte, nimmt er öfters vor, z. B. im „Märtyrer der Wahrheit“ und im „Schreiben des Gratulanten an den Autor“.

Die Art, sagt Goethe, wie R. seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches. Dieser Tadel ist meines Erachtens gerechtfertigt. Die directe Ironie, deren R. sich zu oft bedient, ermüdet in der That um so mehr, als R. trotz seinem Angriff gegen die „weitläufige Schreibart“, von dem verspotteten Fehler selbst nicht frei ist: darin ist er ein Sohn der „weitschweifigen Periode“. Selbst in seinen durch sorgsamere Charakterzeichnung wie durch Laune hervorragenden „satirischen Briefen“ stört es den Leser, daß er zu oft das Wort nimmt und ernsthaft jedes Laster, seine Entstehung, seine Folgen, die Moral der Geschichte bespricht, so daß man öfters an Schiller's Spott über die alte Prosa erinnert wird, die alles so ehrlich heraussagt, was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt. Und doch wußte R. sehr gut, es beleidige die Leser, wenn man ihnen nicht zutraut, sie könnten die „lachende Sprache der Ironie ohne sein Erinnern“ nicht erkennen. Seine Sprache aber zeigt doch gegen die seiner Vorgänger einen großen Fortschritt in ihrer Reinheit und Schmeidigkeit; R. ist breit, aber nie ganz ohne Geist und Witz, wenn dieser auch nicht tief und andrerseits auch nicht scharf zugespitzt ist. An nicht wenigen Stellen seiner „Chronik von Querlequitsch“, der „satirischen Briefe“, „Pansa's Abhandlung von Sprüchwörtern“ erscheint R. wie ein Vorläufer und ein Geistesverwandter Wieland's. R. ist heute so gut wie vergessen: der Satiriker hat in Deutschland fast nie für ein Jahrhundert die Gunst der Leser zu behaupten vermocht. Aber auch R. gehört zu den Vorkämpfern einer freieren und menschlichen Bildung, und Goethe, den Gervinus hier gröblich mißversteht, hat mit Recht gesagt, R. verdiene von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Auf Rabener's Vorbilder hat Wilhelm Scherer schon hingewiesen. R. knüpft nicht bloß an die alten deutschen Satiriker an, er hat auch von Lucian, Cervantes, Holberg, viel von dem Zittauer Chr. Weise gelernt, ferner von Swift und den englischen Wochenschriften, die in Zürich und Hamburg so viel nachgeahmt wurden. Die Namen verrathen schon die Anlehnung. So war ihm Holberg, der den Bürger- und Bauernstand besonders vor Augen hat, durch die 1741 lateinisch und deutsch erschienene Satire „Nicolai Klims Unterirdische Reise“ bekannt geworden. Zwei Jahre darauf ließ R. in den „Belustigungen“ „Eine Totenliste von Nicolaus Klim“ drucken: B. Abelinsohn findet unter dem Büchervorrath seines Vaters den Aufsatz des berühmten Klim, des einstigen Kaisers in Quama. Und in der „Chronik des Dörfchens Querlequitsch“ — — R. erklärt selbst querelarum quies — kommt Weise's „Bäurischer Macchiavellus“ in Erinnerung, der im „weitberühmten Marktflecken Querlequitsch“ spielt. Den Namen des Schulfuchses Martin Scribler finden wir bei Swift öfter, z. B. in der Satire „des hochgelehrten Martinus Scriblerus Schrift über das Bathos“.

Daß R. nicht phantasielos war, zeigt die Mannigfaltigkeit seiner Formen. „Er ist“, sagt Scherer, mit dessen Worten ich schließen will, „unerschöpflich in neuen Einkleidungen: bald giebt er ironische Lobschriften, wie sie die Humanisten liebten; bald erzählt er ein Märchen, bald einen Traum; bald theilt er ein Stück Chronik, bald eine Totenliste, bald ein Testament mit; bald wählt er gelehrte, litterarische Formen, wie die der Abhandlung oder des Wörterbuchs; bald bedient er sich der Parodie, bald der mimischen Satire in Briefform, wie einst die Verfasser der Dunkelmännerbriefe.“

Cramer, Leben Gellerts, 1774, S. 15. — Weiße s. oben. — Weiße von Minor, 1880, S. 15, 25 vgl. 209. — Archiv f. Litteraturgesch., viele der angeführten Stellen, die bei Weiße sich nicht finden: IV, 12, 277; IX, 455, 465 f.; XII, 231; siehe außerdem XIII, 490; XIV, 277. — Gellert's

Schriften, 1867, IX, 18 f. — Hagedorn's Werke, 1800, V, 222 f. — Gervinus, Geschichte d. d. Dicht. IV[4], 81 f. — Wilhelm Scherer, Gesch. d. d. Litt., 405 f. — Erich Schmidt, Anz. der Zeitschrift f. d. Alt. u. d. Litt. V, 156. — Henneberger in Herrig's Archiv 1847, II, 131 f. — P. Richter, Rabener und Liscow. Dresden. Progr. 1884. Nr. 487. — Auf „die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs" hat Karl Jacoby hingewiesen. (Programm Nr. 687. 1888.) Daniel Jacoby.

Rabenhaupt: Karl Freiherr R. v. Suche oder Sucha, am 6. Jan. 1602 in Böhmen geboren, in der Lehre der Hussiten erzogen und ein eifriger Bekenner des evangelischen Glaubens, verließ um der Religion willen im Jahre 1620 sein Vaterland und diente zuerst unter dem Markgrafen von Jägerndorf in der Lausitz, wo er im Herbst dieses Jahres an der Vertheidigung von Bautzen gegen Kurfürst Johann Georg von Sachsen theilnahm, welchem die Stadt, nachdem Oberst Lagerspee sie seit dem 13. September wacker behauptet hatte, sich am 3. October ergeben mußte. Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen kam er in die Niederlande, bildete sich unter den oranischen Fürsten in der Kriegskunst weiter und studirte mit Eifer die militärischen Wissenschaften; zu arm, um Bücher zu kaufen, lieh er dieselben. 1626 zeichnete er sich unter Graf Ernst Kasimir bei der Belagerung von Grol aus und ward zum Lieutenant befördert. Bei der Belagerung von Rheinberg lernte Fürst Radziwill ihn kennen und wollte ihn mit nach Polen nehmen; R. entschied sich aber für den Dienst des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, welcher ihm gleichfalls Anerbietungen gemacht hatte, und erscheint hier zuerst Ende 1633 als Oberstlieutenant und Commandeur des früher von Schaarkopf'schen Reiterregiments. Sein erstes Auftreten in dem neuen und größeren Wirkungskreise war vom Glücke nicht begünstigt. Als Commandant der Stadt Rheine in Westfalen war er mit einem Theile der Besatzung ausgezogen, um einige andere Städte zurückzuerobern, hatte Vreden und Bocholt genommen und war mit der Belagerung von Ottenstein beschäftigt, als er die Nachricht erhielt, daß seine in Rheine zurückgelassenen Untergebenen in der Nacht zum 15./25. Januar 1634 von den Kaiserlichen überfallen und daß der Ort von den Letzteren eingenommen sei. Sein Plan, denselben wieder zu nehmen, scheiterte, weil derselbe dem Feinde verrathen ward. R. erhielt nun den Oberbefehl in Steinfurt; er wird hier als Oberst bezeichnet. Im folgenden Jahre stand er in Hessen im Felde. Dann verlautet nichts von ihm bis zum Jahre 1644, wo wir ihn mit den hessischen Truppen am Niederrhein, den Kaiserlichen gegenüber, finden. Aber wiederum war er nicht glücklich. Mit 600 Reitern, 300 Dragonern und 400 Musketieren hatte er im April das Hauptquartier des Herzogs von Lothringen zu Merode unweit Eschweiler überfallen, hatte vier Regimenter in die Flucht geschlagen, mehrere hundert Lothringer theils niedergehauen, theils gefangen genommen und das ganze Lager erbeutet, verweilte dann aber unnöthigerweise auf der Walstatt, ließ im übermüthigen Siegestaumel, trotz der Warnung eines gefangenen Obersten, Victoria schießen, wurde auf dem Wege nach Neuß vom Grafen Christian von Nassau-Siegen mit den wieder gesammelten Lothringern und dem Regiment Mandelsloh ereilt und nach einem heftigen Gefechte, in welchem auf jeder Seite 500 Reiter getödtet wurden, geschlagen und selbst gefangen genommen. Er muß jedoch bald wieder befreit sein, denn im nämlichen Jahre nahm er die Stadt Xanten ein, welche seine jetzige Kriegsherrin, die Landgräfin Amalie, als dieselbe sich kurz nachher durch Vermittelung der Generalstaaten mit dem Kurfürsten von Brandenburg einigte, zurückgab. Bessere Erfolge hatte er im Jahre 1645, wo er von Neuß aus mit Glück den kleinen Krieg führte. Nach einem siegreichen Treffen an der Erft, zwischen Blatzheim und Bergershausen, brandschatzte er die

Umgegend von Köln und Bonn, streifte südlich in das Oberstift, nahm das Städt-chen Meckenheim nebst dem festen Hause Wachendorf, unweit Remagen, und setzte sich in Euskirchen fest. 1646 vertrieb er den kaiserlichen Oberst Sparr von der bei Köln belegenen Feste Hammersbach, brachte ihm auf dem Wege nach Zons eine Niederlage bei und belagerte im Herbst letztere Stadt, ward aber, als die Besatzung schon wegen der Uebergabe unterhandelte, durch das Nahen des kaiserlichen General Melander von Holzapfel zum Abzuge genöthigt. Als auf Grund eines zwischen der Krone Schweden und der Landgräfin Amalie getroffenen Abkommens, 1647 Königsmark zur Eroberung des Landes zwischen Weser, Ems und Lippe auszog, war R. mit zwei Brigaden Fußvolk zu 800 Mann und mit 500 Reitern ihm beigegeben. Sie nahmen am 21. Mai nach heftigem Widerstande die münstersche Feste Vechta durch Vertrag, eroberten Warendorf, besetzten, um den Bischof von Osnabrück zur Neutralität zu zwingen, Fürstenau, machten sich zu Herren von Wiedenbrück und waren im Herbst dabei, Paderborn zu belagern, als die Aenderung in der allgemeinen Kriegslage sie nach Ostfriesland rief, wo Lamboi den hessischen Besitzstand gefährdete. Hier war es, wo R. am 8. November die Jemgumer Hauptschanze nahm und am nämlichen Tage dem hessischen Oberstlieutenant Weiler, welcher dieselbe ohne Noth vor einigen Monaten dem Feinde übergeben hatte, trotz des von seinem Obersten, dem Herzog Friedrich von Würtemberg, eingelegten Fürwortes, laut Kriegsrechtspruch den Kopf abschlagen ließ. In den letzten Wochen des Jahres erschien er dann in Hessen, um auch hier den letzten Rest der Kaiserlichen austreiben zu helfen. Er trug dazu das Seine bei, ohne besondere Thaten zu verrichten. Es nahte der letzte Feldzug des großen deutschen, des dreißigjährigen Krieges. Die Landgräfin Amalie bedurfte dazu eines erfahrenen Feldherrn, welcher ihre Truppen befehligen könnte. Unter Andern hatte R. sich große Hoffnung gemacht, mit dem Oberbefehle betraut zu werden. Schon einmal war er in dieser Erwartung getäuscht worden, damals nämlich, als zu Anfang des Jahres 1647 Mortaigne das Commando erhalten hatte. „Er sei tollkühn und halsstarrig", hatte es damals geheißen, „und allzu geneigt, den sengenden und plündernden Soldaten nachzugeben."

Als jetzt Geyso ihm vorgezogen und er zum zweiten Male übergangen wurde, zog er sich als Generalwachtmeister und als reicher Mann nach den Niederlanden zurück, wo er bedeutenden Grundbesitz erworben hatte; er wird Erbherr von Lichtenberg und Fremenich und Herr von Grumbach genannt. Es heißt, er habe dort eine Reihe von Jahren den Wissenschaften und dem Gottesdienste gelebt. Als Bernhard von Galen, der Bischof von Münster, sich mit Frankreich verbündet hatte und im Verein mit den Kölnern im Jahre 1672 die Niederlande mit Krieg überzog, war R. ein alter Mann geworden. Dennoch zögerte er keinen Augenblick dem an ihn ergangenen Ruf zur Uebernahme des Befehls über die Truppen der Stadt und der Provinz Groningen Folge zu leisten. Es war eine schwierige Aufgabe, welche er damit auf sich nahm, denn seine Auftraggeber waren zwar reich, aber ihr Heerwesen lag im Argen und nur 2000 Mann regulärer Truppen — 24 Fahnen Fußvolk, 4 Standarten Reiter, 8 Fahnen Dragoner — standen zu seiner Verfügung und voreilig hatte man die alte und die neue Schanze, welche den Angreifern den Zugang zur Stadt hätten erschweren können, vor Rabenhaupt's Ankunft aufgegeben. Es gelang ihm nicht das Versehen gut zu machen, dafür fand er aber in der Opferfreudigkeit und der Hingebung der Bevölkerung eine wirksame Hülfe. 9—10 000 bewaffnete Bürger und eine Menge in die Stadt geflüchteter Bauern halfen bei der Vertheidigung. Dazu waren die Wälle mit 200 Geschützen besetzt, worunter sich mehrere 48pfünder befanden. Herzog Bernhard von Holstein-Ploen befehligte das Fußvolk, Stolzenburg, ebenfalls *ein Deutscher*, die Reiterei. Und zum Glück waren es nicht eben Ken-

truppen, welche, von Münster und von Köln gesandt, unter Führung von Galen und Wilhelm von Fürstenberg in einer Stärke von 22000 Mann am 20. Juli jenes Jahres vor der Stadt Groningen erschienen. Ende des Monats begann die Beschießung: glühende Kugeln und Stinktöpfe flogen über die Wälle; in vierzehn Tagen warfen die Belagerer 5000 Bomben in die Stadt, welche bedeutende Verwüstungen anrichteten; das Feuer ihrer Geschütze war aber dem städtischen nicht gewachsen und dazu machten die Belagerten kräftige Ausfälle. Statt daß den Angreifern eine französisch-englische Flotte Beistand geleistet hätte, vereitelte de Ruyter den Landungsversuch derselben, wogegen R. mehrfach Sendungen der Generalstaaten an Truppen, Geld und Vorräthen erhielt. Das zähe Aushalten und der energische Widerstand der Besatzung machten die Kraft der Bedränger Groningens erlahmen, das Feuer wurde schwächer, dann verstummte es ganz, und am 28. August fanden die Belagerten die Laufgräben vom Feinde verlassen. Als die Bischöflichen abgezogen waren, bemühte sich R. ihnen ihre Eroberungen wieder zu nehmen. Eine der wichtigsten darunter war die Feste Koevorden (spr. Kuhwerden); die im Sommer erfolgte Einnahme derselben war der bedeutendste Gewinn des Feldzuges für sie gewesen. R. wußte, daß die Besatzung sorglos war und überhaupt wenig taugte; er war von den Verhältnissen in der Stadt genau unterrichtet und auf diese Kenntniß baute er seinen Plan. Am 27. December mit 968 Mann — Soldaten, Adeligen, Bürgern und Studenten — von Groningen aufgebrochen, erschien er am 30. December mit Tagesgrauen vor der Stadt; ein dichter Nebel erleichterte ihm das Ueberschreiten der breiten Gräben und Wälle; den innern Graben wollte man mit Hülfe von Binsenbrücken überschreiten; wo diese nicht reichten, mußte geschwommen werden; im Innern der Stadt entspann sich der Kampf, aber bald streckte die überraschte Besatzung das Gewehr. Zum Dank wurde R. zum Drost von Drenthe und zum Gouverneur von Koevorden ernannt. Dann aber verabsäumte er Ommerschanz zu nehmen, was nicht schwer gewesen wäre und seinen Ruhm erheblich vermehrt haben würde. Im nächsten Jahre versuchte Galen, ihm seine Eroberungen wieder zu nehmen: er dämmte die Vechte ab und gedachte Koevorden in den aufgestauten Gewässern zu ersäufen, aber am 1. October verursachte der Sturmwind einen Dammbruch und die Stadt war gerettet; 1674 fiel R. in das Bentheimische ein und bedrohte das Münsterland; er nahm Nordhorn am 1. und nach ziemlich heftigem Kampfe am 7. April Neuenhaus, mußte sich dann aber vor den anrückenden bischöflichen Truppen unter Nagel nach Koevorden zurückziehen, als zu Köln am 27. April mit Münster, am 11. Mai mit Köln Friede geschlossen wurde. Als Gouverneur von Koevorden starb er am 12. August 1675.

A. J. van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden, 16. deel, Harlem 1874. — Ch. v. Rommel, Geschichte von Hessen, 8. Band, Cassel 1843. — G. B. Depping, Geschichte des Krieges der Münsterer und Cölner im Bündnisse mit Frankreich gegen Holland in den Jahren 1672, 1673 und 1674, Münster 1840. B. Poten.

Rabenhorst: Bernhard v. R., kgl. sächsischer General, bürgerlicher Herkunft, wurde am 29. Mai 1801 zu Leipzig geboren. Nach erfolgter militärwissenschaftlicher Erziehung in der Militärakademie zu Dresden von 1816—23 rückte der junge Mann im letztgenannten Jahre erst zum Stückjunker (Fähnrich), später zum Lieutenant im sächsischen Fußartillerieregimente auf. Erst 1840 erfolgte die Ernennung zum Hauptmann und nur dem Rufe vorzüglicher wissenschaftlicher Bildung hatte es R. zu danken, daß ihm im Jahre 1846 unter gleichzeitiger Ernennung zum Major der Weg in höhere Verhältnisse durch die Berufung als sächsischer Militärbevollmächtigter an den Bundestag zu Frankfurt a. M. eröffnet wurde. Begünstigt durch die Zeitverhältnisse fand er hier bald Gelegenheit,

sich hervorzuthun. Namentlich geschah dies gelegentlich seiner Sendung als C
missar des Reichskriegsministeriums 1848 in die thüringischen Herzogthümer
denen revolutionäre Bewegungen das Ansehen der Regierungen vollständig u
graben hatten. Mit seltener Umsicht und richtiger Beurtheilung der Verhält
was von nicht gewöhnlichem staatsmännischen Blicke zeugte, gelang es
Bundescommissar, dem Umsichgreifen jener Bewegung ohne Blutvergießen
zubeugen. Die Thatkraft, mit der dann die erschütterte Autorität der Regieru
wiederhergestellt wurde, war es, was die Aufmerksamkeit des Königs Fri
August II. auf den Major R. lenkte, da im Königreich Sachsen die p
tischen Verhältnisse fast ebenso bedrohlich aussahen, wie in Thüringen.
December 1848 erfolgte zunächst die Ernennung Rabenhorst's zum Oberstli
nant und königl. Flügeladjutanten, der im Februar 1849 diejenige zum O
und Kriegsminister folgte. Zu diesem Zeitpunkte war die politische Gähr
in Sachsen auf den Höhepunkt gestiegen, das Ziel der demokratischen Pa
der Sturz der Monarchie, immer deutlicher hervorgetreten, der Austrag der Ge
sätze durch die Gewalt der Waffen unvermeidlich geworden. Er erfolgte we
Wochen darauf in dem bekannten Maiaufstand in Dresden. Dem damal
Oberst R. gebührt das unbestrittene Verdienst, der niedergebeugten s
sischen Armee das systematisch untergrabene Selbstvertrauen wieder gegeben,
durch seine energischen Maßregeln auch das Beste gethan zu haben, den
drohlichen Aufstand der Hauptstadt mit Kraft niederzuschlagen, wobei er vor
Herbeiziehung fremdländischer Hülfe nicht zurückscheute. Die Dämpfung d
Aufstandes war die mannhafte That, welche den deutschen Regierun
das Gefühl ihrer Kraft und ihres Rechts zurückgab und der demokratischen
wegung in Deutschland den Todesstoß versetzte. Noch im selben Jahre w
Minister R. zum Generalmajor ernannt und entwickelte nun, nach
Eintritt in ruhigere Verhältnisse, ein ungeahntes Organisationstalent.
kleine sächsische Armee war in vielen Dingen auf dem Standpunkte von 18
stehen geblieben und krankte an überlebten Zuständen und Einrichtungen in
zug auf Wehrpflicht, Bewaffnung, Bekleidung, Ausrüstung, Verpflegung, Ju
und Erziehungswesen, wie auf Organisation und innern Dienst. Auf allen di
Gebieten ward von dem jugendlich frischen Kriegsminister mit seltener Umsi
Thatkraft und Schnelligkeit Neues und Zeitgemäßes geschaffen oder doch an
bahnt. Man kann sagen, daß mit dem Ministerium Rabenhorst ein neuer Z
abschnitt in der Geschichte der sächsischen Armee begann und daß ihr von i
neues Leben eingehaucht ward, zumal durch Rabenhorst's Einfluß auch den höh
Stellen frische und junge Kräfte zugeführt wurden. Die wohlthätigen Fol
dieser Umgestaltung machten sich nicht allein bei den schnellen Mobilmachun
1850, 1859 und 1866 geltend, sondern wirkten auch nach in der Haltung
dem Geiste der sächsischen Truppen im österreichischen Feldzuge 1866. Daß
selbe zwar ruhmvoll aber unglücklich für Sachsen ablief, kann das Verdienst
Ministers R. um die Armee nicht schmälern. Wie sein verdienstliches Wi
schon durch König Friedrich August II. in der Ernennung zum Generallieuten
(im December 1850) allerhöchste Anerkennung gefunden hatte, so geschah
auch später vielfach durch König Johann, der seinem Kriegsminister u. A.
Mai 1856 den erblichen Adel verlieh. Weniger weitsichtig als sein militäri
Wirken erscheint Rabenhorst's politisches Verhalten. Die beengenden Einfl
seiner Herkunft und seines Aufwachsens in kleinen Armeeverhältnissen hatten
ihm bei seinem raschen Emporsteigen nicht allein ein sehr gesteigertes Selbstge
sondern auch eine Ueberschätzung der ihn umgebenden kleinstaatlichen Machtv
hältnisse erzeugt. Minister R. war, wie sein Genosse Minister v. Beust, ein
bedingter Gegner der preußischen Hegemonie in Deutschland und glaubte in

Anlehnung an Oesterreich die Gewähr für die Bedeutung der Mittelstaaten und insbesondere das Heil Sachsens zu finden. Mag diese Auffassung aber auch, wie die Geschichte bewiesen hat, eine irrige gewesen sein, so muß dem Ministerium Beust-Rabenhorst doch zugestanden werden, daß es seine politischen Grundsätze bis zur letzten Consequenz festhielt und dadurch Sachsen vor den Schwankungen behütet hat, welche andere Mittelstaaten um ihren Fortbestand gebracht haben. Für die starre Persönlichkeit des Ministers R. war nach dem Ausgange des Krieges 1866 eine Ueberführung der sächsischen Armee in die neuen Verhältnisse unmöglich. Er trat im October desselben Jahres freiwillig von seinem Posten zurück und begrub sich in ländliche Einsamkeit, in der ihn am 14. April 1873 in Hoflößnitz bei Dresden ein sanfter Tod von schweren körperlichen Leiden befreite. Noch im Jahre vorher hatte ihm König Johann durch Verleihung des Charakters eines Generals der Infanterie ein letztes Zeichen dauernder Huld gegeben. Seine Mußestunden waren mathematischen und technischen Studien gewidmet, die stets seine Lieblingsbeschäftigung gewesen waren. Dieser Neigung verdankte auch die sächsische Artillerie die hohe Sorgfalt, die ihrer wissenschaftlichen Entwicklung seitens des Ministers gewidmet ward. Seinem rastlos thätigen Arbeitsdrange entsprang, um in dieser Beziehung nur die Hauptsachen aufzuführen, die Vervollkommnung des Shrapnelgeschosses sowol inbezug auf Construction wie Gebrauch, ferner die Einführung der schmiedeeisernen Laffeten, sowie der 12pfündigen Granatkanone, die das Problem des Einheitsgeschützes der Feldartillerie zwar löste, sehr bald aber durch die preußische Erfindung der gezogenen Feldgeschütze überholt wurde.

P.

Rabenhorst: Gottlob Ludwig R., Botaniker, geb. zu Treuenbrietzen in d. Provinz Brandenburg am 22. März 1806, † zu Meißen im Königreich Sachsen am 24. April 1881, erhielt seine Jugendbildung durch Privatunterricht. Die schon dem Knaben innewohnende Lust zur Beschäftigung mit der Pflanzenwelt bestimmte R., Pharmaceut zu werden. 1822 trat er als Lehrling in die Apotheke seines Schwagers Leidoldt in Belzig ein, erhielt 1830, nachdem er die übliche Conditionszeit, sowie seine Universitätsstudien in Berlin absolvirt hatte, seine Approbation als Apotheker erster Classe und übernahm ein Jahr darauf käuflich die Apotheke zu Luckau in der Niederlausitz. Während dieser Zeit trieb R. in seinen Mußestunden eifrig botanische Studien, welche sich namentlich auf die floristische Erforschung seines Wohngebietes bezogen und schon damals vorwiegend die Kryptogamen zum Gegenstand hatten. Die werthvollste Frucht dieser Thätigkeit war die 1839—40 erschienene zweibändige „Flora lusatica". Um jedoch seine Arbeitskraft ausschließlich der Botanik widmen zu können, verkaufte R. seine Apotheke und siedelte 1840 nach Dresden über, woselbst er unter Entfaltung einer ungemein fruchtbaren litterarischen Thätigkeit bis 1875 verblieb. In diesem Jahre bezog er seine bei Meißen gelegene Besitzung Villa Luisa, in der Hoffnung, durch ländlichen Aufenthalt seine bereits ins Wanken gerathenen körperlichen Kräfte zu heben. Diese Hoffnung täuschte ihn jedoch. Sein Leiden, ein Herzübel mit seinen Folgen, verschlimmerte sich stetig, bis es den rastlosen Mann im 76. Jahre seines Lebens dahinraffte.

Rabenhorst's Bedeutung für die Botanik liegt in dem Ausbau und der Förderung der systematischen Kryptogamenkunde. Vorläufer zu seiner ersten größeren Publication, der oben angegebenen Flora lusatica, bilden einige im neunten und zehnten Bande der Zeitschrift Linnaea veröffentlichte Aufsätze, Nachträge gab er 1846 in dem in diesem Jahre von ihm herausgegebenen botanischen Centralblatt. Die Flora selbst, welche in ihrem ersten Bande die Phanerogamen, im zweiten die Kryptogamen behandelt, füllte zur Zeit ihres Erscheinens eine bemerkenswerthe Lücke aus und darf, wenigstens soweit sie die damals botanisch

noch wenig bekannte Niederlausitz betrifft, als grundlegende Arbeit gelten. Unter den nach Rabenhorst's Uebersiedlung nach Dresden veröffentlichten Arbeiten ist als die erste umfangreichere ein für die Zwecke des Unterrichts bestimmtes Buch zu nennen, das 1843 erschien unter dem Titel: „Populär-praktische Botanik", und welches in seinen 3 Abtheilungen den Anfänger zunächst mit den allgemeinen botanischen Vorkenntnissen über den äußeren und inneren Bau der Pflanze vertraut zu machen sucht, um ihm dann durch eine Anzahl von ohne bestimmte Ordnung ausgewählten Pflanzenbeschreibungen Musterbilder für dergleichen Arbeiten zu liefern und schließlich durch eine Darstellung des Linné'schen und Reichenbach'schen Systems in die Systematik einzuführen. Weitere Verbreitung hat das Buch nicht gefunden. Es ist in der That, namentlich in den anatomischen Darlegungen, nicht frei von Irrthümern, und beweist, was auch noch in einigen Artikeln in botanischen Zeitschriften hervortritt, daß des Verfassers Begabung weniger nach der Seite selbstständiger Untersuchungen hinneigte. So blieb denn auch das reiche Pflanzenmaterial, welches R. auf einer vom Februar bis zum Herbste 1847 ausgeführten Reise nach Italien sammelte, wobei er trotz einer infolge der politischen Unruhen unfreiwilligen Verkürzung seiner Tour, bis tief in die Abbruzzen kam, ganz unverwerthet und selbst der in der Zeitschrift Flora von 1849 und 50 theilweise veröffentlichte, interessant geschriebene, vorläufige Bericht über die Reise und ihre Ergebnisse blieb unvollendet. Es war ein Glück für die Wissenschaft, daß R., in richtiger Erkenntniß seiner Naturanlage, die Grenzen seiner Thätigkeit enger steckte und sein eigentliches Arbeitsfeld im Compiliren und Sammeln fand. Seine Befähigung dafür lag auf litterarischem Gebiete theils darin, daß er es verstand, mit Leichtigkeit einen vollständigen Ueberblick über das zu bearbeitende Material sich zu verschaffen, theils darin, daß er die Energie besaß, ein einmal ins Auge gefaßtes Ziel auch zu erreichen, unbeirrt durch Bedenken, die etwaige unklare Punkte hätten hervorrufen können und die vielleicht so zu sagen subtilere Forscher von ihren Wegen abgelenkt haben würden. So vermochte denn seine rastlose Thätigkeit während der 35 Jahre seines Dresdner Aufenthaltes eine Fülle von Arbeiten zu schaffen, welche für das Studium der Systematik der Kryptogamen unentbehrlich geworden sind. Dahin gehört zunächst ein zweibändiges Werk: „Deutschlands Kryptogamenflora, oder Handbuch zur Bestimmung der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, des Lombardisch-Venetianischen Königreiches und Istriens", dessen erster Band, 1844 erschienen, die Pilze, dessen zweiter in seiner ersten Abtheilung vom Jahre 1845 die Flechten und in der zweiten Abtheilung 1847 die Algen behandelt. Es fehlte in Deutschland seiner Zeit an einer zusammenfassenden Darstellung der einheimischen Kryptogamenflora. Das Rabenhorst'sche Buch, überhaupt das erste deutsch geschriebene Werk über diesen Gegenstand, füllte somit eine wesentliche Lücke aus und gab, unter Benutzung der vorhandenen Litteratur, eine im Allgemeinen gute und erschöpfende Zusammenstellung der zur Zeit bekannten Pflanzenformen aus den behandelten Abtheilungen des Gewächsreiches, wenngleich in der Disposition des Ganzen, sowie auch in gewissen Einzelheiten der Beschreibung, Synonymik und der Angabe der Fundörter noch manche Mängel hervortraten, die indessen wol mit der damals überhaupt noch unfertigen Kenntniß der besprochenen Pflanzenformen entschuldigt werden können. Auch die 1859 veröffentlichte „Flora des Königreichs Sachsen", welche die Phanerogamen und kryptogamen Gefäßpflanzen umfaßte, blieb wegen mannigfacher Ungenauigkeiten, wozu auch noch viele Druckfehler kamen, von der Kritik nicht unbemängelt. Nur ungern hatte sich R. zur Herausgabe des Buches entschlossen, gedrängt durch die Thatsache, daß die bis dahin erschienenen Floren von Sachsen vergriffen waren und namentlich ein für den Schulgebrauch geeignetes Werk dieser Ar-

ganz fehlte. Für letzteren Zweck war denn auch die Einrichtung des Buches in erster Linie getroffen. Weit besser war das als Ergänzung zu jener Flora dienende, aber unter höheren Gesichtspunkten durchaus wissenschaftlich verfaßte Werk: „Kryptogamenflora von Sachsen, der Oberlausitz, Thüringen und Nordböhmen, mit Berücksichtigung der benachbarten Länder", dessen erste Abtheilung: die Algen, Laub- und Lebermose, 1863 herauskam, während die zweite Abtheilung mit den Flechten 1870 erschien. Hier offenbarte sich nicht nur das gereiftere Urtheil des Verfassers, auch das Material war weit besser vorbereitet. Durch fortgesetztes Studium auf dem Gebiete der Kryptogamenkunde, durch die Herausgabe zahlreicher Sammlungen kryptogamer Gewächse, sowie durch eine infolge dieser Arbeiten mit der Zeit mächtig ausgedehnte Correspondenz mit den bedeutendsten Botanikern, hatte sich R. zu einer Autorität seines Specialfaches herangebildet. Was dem Buche einen besonderen Werth verleiht, sind die zahlreichen, dem Texte beigefügten, sauber und fast durchgängig naturgetreu ausgeführten Holzschnitte, so daß es dem Anfänger einen empfehlenswerthen Führer, wie dem geübten Kryptogamenforscher ein nützliches Handbuch bildet. Unter den speciellen Studien Rabenhorst's haben diejenigen über die Algen und Pilze stets einen hervorragenden Platz eingenommen. Davon zeugen nicht nur die zahlreichen kleineren Abhandlungen, welche in den Bänden der „Botan. Zeitung", der „Flora", der „Allg. Deutschen Naturhistor. Zeitung", der „Hedwigia" und „Isis" aus den Jahren 1840—70 zerstreut sind, auch größere Specialarbeiten behandeln mit gutem Erfolge jene Pflanzengruppen. In dieser Beziehung sind vor allem zwei zu nennen: Zuerst eine 1853 publicirte Abhandlung: „Die Süßwasser-Diatomaceen (Bacillarien), für Freunde der Mikroskopie bearbeitet". In dieser hat es der Verfasser unternommen, auf Grund eines aus den verschiedensten Gegenden gesammelten Materials, die sämmtlichen hierhergehörigen Süßwasserformen monographisch zu bearbeiten, wobei er zu Resultaten gelangte, die von denen seiner Vorgänger mannigfach abweichen. Dem systematischen Theil vorausgeschickt ist eine Charakteristik der Diatomaceen und ihrer Kieselpanzer, ihrer Fortpflanzung und ihrer Bewegung, woran sich eine Darstellung ihres Vorkommens und der besten Methoden, sie zu sammeln und zu präpariren, anschließt. Der speciellen Beschreibung voran geht eine vollständige Uebersicht der Familien und Gattungen und folgt auf zehn lithographirten Tafeln eine naturgetreue Darstellung sämmtlicher Formen, unter denen eine große Anzahl neuer Arten sich befindet. Das zweite der erwähnten Specialwerke ist die umfangreiche „Flora europaea Algarum aquae dulcis et submarinae", 1864—68, ein von der Pariser Akademie 1870 mit dem Desmazière'schen Preise für die beste Leistung auf dem Gebiete der Kryptogamenkunde gekröntes Werk und unstreitig Rabenhorst's bedeutendste Arbeit. Es enthält das Werk sämmtliche Algen Europa's in systematischer Anordnung. Den Charakteristiken der größeren Abtheilungen, der Ordnungen und Familien folgen genaue Diagnosen der Gattungen und Arten, unter Angabe der Fundörter, Varietäten, Synonyme und Citate. Jede Gattung ist überdies noch durch einen oder mehrere Holzschnitte, um den Gattungstypus ersichtlich zu machen, illustrirt. Die außereuropäischen Formen sind nach jeder Gattung mit Namen, Fundort und Citaten zusammengestellt. Eine verdienstliche Arbeit, welche viel Mühe und Umsicht erfordert, zumal es um zum großen Theile noch unzulänglich erforschte Pflanzenformen sich handelt, sichert sie allein schon Rabenhorst's Namen eine bedeutende Stelle unter den deutschen Algologen. An diese selbständig bearbeiteten Werke schließt sich eine Reihe anderer, bei welchen R. als Mitherausgeber oder Redacteur betheiligt war. Da sind zu nennen: „Beiträge zur näheren Kenntniß und Verbreitung der Algen, von R. herausgegeben" (1863—65), eine Sammlung von Aufsätzen verschiedener Autoren über

die im Titel verzeichneten Pflanzen, welche, als Sammelpunkt für die stetig angewachsene algologische Litteratur dem Specialforscher von großem Vortheil, es leider nur auf die beschränkte Zahl von 2 Heften gebracht hat. Ferner gehört dahin der in Verbindung mit Helmert 1862 herausgegebene „Elementarcursus der Kryptogamenkunde“ und die zusammen mit Gonnermann 1869—72 publicirte, aber nicht vollendete „Mycologia europaea“, 9 Hefte, Text und Abbildungen aller in Europa bekannten Pilze enthaltend. Im Jahre 1852 begründete R. die Zeitschrift „Hedwigia“, ein Notizblatt für kryptogamische Studien, deren Redaction er, durch andauernde Kränklichkeit gezwungen, 1879 auf Dr. Georg Winter übertrug, nach dessen Tode Dr. K. Prantl 1887 die Leitung übernahm, der sie mit großem Geschick noch gegenwärtig in Händen hat. Ein von R. 1846 gegründetes „Botan. Centralblatt für Deutschland“ hat dagegen nur einen Jahrgang erlebt.

Außer durch diese litterarischen Leistungen hat R. aber noch auf die Entwicklung der Kryptogamenkunde in hohem Maße fördernd eingewirkt durch die von ihm edirten Sammlungen getrockneter Pflanzen. Die Herausgabe derselben begann er 1843 mit der Uebernahme des von Klotzsch ins Leben gerufenen „Herbarium vivum mycologicum“, von welchem er in jenem Jahre die vierte Centurie erscheinen ließ. Im Laufe der Jahre dehnte R. diese Sammlungen über sämmtliche Abtheilungen der Kryptogamen aus, wobei er sich der Mithülfe der bedeutendsten Sammler und Autoren zu erfreuen hatte. So entstanden bis zum Jahre 1878 Collectionen von bedeutendem Umfange, über deren Brauchbarkeit und anregenden Einfluß unter allen auf dem betreffenden Gebiete wissenschaftlich arbeitenden Botanikern nur eine Stimme der Anerkennung herrschte. Die Aufgabe, welche sich R. dabei gestellt hatte, war, geordnetes Material für Belehrung und Untersuchung in möglichster Reichhaltigkeit in periodisch erscheinenden Dekaden oder Centurien zu liefern. Seine eigene Thätigkeit bestand im wesentlichen im Zusammentragen und Sichten des Materials, eigene kritische Durcharbeitung schloß er principiell aus, überließ vielmehr den Bearbeitern die Verantwortlichkeit für ihre Beiträge. Daß er indessen die geeigneten Mitarbeiter für diese Riesenarbeit zu gewinnen wußte, ist kein kleines Verdienst und zum größten Theile den liebenswürdigen Eigenschaften seines Charakters und seiner Uneigennützigkeit zu verdanken. Für seinen humanen Sinn zeugt auch die von ihm 1861 in die Hand genommene Anregung zur Gründung eines Unterstützungsfonds für die Hinterbliebenen mittellos verstorbener Naturforscher. Auch änderte sich nichts an seinem anspruchslosen Auftreten, als mit der Zeit eine Reihe wohlverdienter Auszeichnungen ihm zu Theil wurde. Die philosophische Doctorwürde erwarb er sich 1841 in Jena. Aeußere Anerkennungen erhielt er wiederholt durch die Huld des sächsischen Königshauses, zu dem er als Lehrer des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Albert von Sachsen, in Beziehungen stand. Eine große Reihe von wissenschaftlichen, botanischen oder pharmaceutischen Vereinen und gelehrten Gesellschaften zählte ihn zu ihren Mitgliedern; sein Name aber ist für die wissenschaftliche Benennung kryptogamer Pflanzen wiederholt verwendet worden. Mit Recht sagt der Botaniker de Bary in einem in der „Botan. Zeitung“ von 1881 erschienenen Nachrufe von ihm: „Rabenhorst hat in eigenartiger Weise Hervorragendes geleistet, weil er seinem innern Berufe unbeirrt folgte, das Arbeitsfeld, für welches er geschaffen war, nach redlichem Suchen zu finden, sich dann auf dasselbe streng zu beschränken und die Zeitgenossen zur Mitarbeit sich zu verbinden wußte.“

Botan. Zeitung 1881. — Hedwigia 1881.

E. Wunschmann.

Rabenstein: Johannes v. R., zum Unterschiede von seinem gleichnamigen älteren Bruder „der Jüngere“ genannt, geboren um 1425 aus altem aber wenig begütertem Rittergeschlecht Böhmens. Sowie sein nächst älterer Bruder Procop dem diplomatischen, wandte sich Johannes d. J. deshalb und nach seiner Neigung dem kirchlichen Dienste zu. Von Procop, der in der Kanzlei Kaiser Friedrich's und später König Ladislaw's von Böhmen und Ungarn sich bald eines bedeutenden Einflusses erfreute, bei jeder Gelegenheit kräftig gefördert, war J. bereits 1454 Canonicus des Collegialcapitels auf dem Wyschehrad bei Prag. Denn nur so vermag man es wol zu erklären, wenn er 1454 als Burggraf vom Wyschehrad erscheint, da eine Verwechslung mit seinem älteren weltlichen Bruder auszuschließen ist. Und eben wieder Procop war es, der J., als er etwa 1455 behufs weiterer Studien nach Italien zog, dem Cardinal Piccolomini (Enea Silvio), dem Procop von den Tagen gemeinsamer Thätigkeit in der kaiserlichen Kanzlei her warm befreundet war, empfahl und ihm so für jetzt und die Zukunft dessen mächtige Förderung sicherte. Denn aufs Beste nahm sich der Cardinal des jungen Böhmen an; zeitlebens blieb er J. gewogen. 1457 als Doctor und Jünger humanistischer Weisheit und Schulung heimgekehrt, erlangte R. von König Ladislaw die Propstei am Wyschehrad, womit die Prälatur und das (Titular-)Oberstkanzleramt von Böhmen verbunden war. Der Cardinal Piccolomini ernannte ihn nach seiner Erhebung auf den Stuhl Petri (als Pius II.) Aug. 1458 zum päpstlichen Protonotarius. Wol war am 23. Nov. 1457 Johannes' Gönner, König Ladislaw, zu früh gestorben. Aber als nun der Utraquist Georg von Kunstatt und Podiebrad unter schweren Verpflichtungen gegen seine katholischen Stände Böhmens und die Kirche König geworden war und die Anerkennung Roms gefunden hatte, wer war für so manche heikle Sendung nach Rom, ja für den gesammten diplomatischen Verkehr des Königs mit der Curie geeigneter als die Brüder Rabenstein, und besonders Johannes, der Liebling des Papstes, mit dem reinen patriotischen Sinn, der ihn zeitlebens auszeichnete? Er hat denn auch am 9. März 1459 in Siena im Namen seines Königs dem Papste die Obedienz geleistet, — persönlich mit Gunstbezeugungen in alter Weise geehrt, mußte er den Gehorsam im Geheimen leisten, damit des Königs Verhältniß zur Curie nicht vorzeitig offenbar werde, — er steht mit Bischof Jost von Breslau treu an der Seite des Königs, so lange sich dieser von aufrichtigem Willen erfüllt zeigt, seine Rom gegebene Zusage zu erfüllen (1458 bis 1462), er ist es, der, als jene Zusagen nicht gehalten werden und der Sturm loszubrechen droht, zu Beginn 1463 selbst nach Rom eilt, um dem hl. Vater, dem Gönner und Freunde, Bericht zu erstatten und seinem Heimathlande den Frieden zu erhalten. Leider vergeblich! Hierhin geleitet durch die Liebe zum Vaterlande, dorthin durch die Mahnung des Gewissens und geistlichen Gehorsams zieht sich R. von den öffentlichen Dingen nach 1463 gänzlich zurück; ja er begibt sich zum zweitenmale nach Italien und Rom, wo er längere Zeit, jedenfalls noch bis in den Pontificat Paul II. hinein gelebt hat. Er kehrte erst heim, als der Kampf zwischen König Georg und den von der Kirche dirigirten Vollstreckern der päpstlichen Censuren den Höhepunkt erreicht hatte, — nicht in Prag, sondern in dem ferngelegenen Prachatitz im Böhmerwalde, das zu den Besitzungen des Wyschehrader Capitels zählte, nahm er seinen Wohnsitz (nachweisbar ist er erst am 5. Juni 1469 da). Hier gedachte er bessere Zeiten zu erwarten, als die päpstlichen Befehle nach dem Grundsatze „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich“, jeden mit Bann und Inderdict bedrohten, der sich nicht mit dem Ungarkönige und dem katholischen Herrenbunde zur Bekämpfung „des wiedereingefallenen Ketzers“ verbinde. Umsonst erhob dagegen R. (wie der Secretär Jobst v. Einsiedel, die Schlicke, die v. Eger u. A.) seine Stimme, umsonst suchte er in seinem

„Dialogus“, einer fingirten Unterredung von Männern der verschiedenen katholischen Richtungen im Lande, darzuthun, daß sich der Ketzerkrieg nicht „befehlen“ lasse, daß seine Neutralität gerechtfertigt sei: schon im Jahre 1469 finden wir R. thatsächlich an der Seite des Ungarkönigs, und zu dessen Anhängern und Förderern hat er auch bis an das Ende seiner Tage gezählt. Auf einer Reise aus Schlesien, wo er im Auftrage des Königs Mathias umsonst versucht hatte, eine größere Energie und Einmüthigkeit in der Bekämpfung der hussitischen Streifschaaren herbeizuführen, nach Ungarn im Sommer 1473 wurde R. in Mähren gefangen und in harte Haft gebracht. Seine Befreiung, die erst nach Monaten erfolgte, hat er nur kurze Zeit überlebt. Am 18. November 1473 wurde er in Ofen bestattet. Rabenstein's „Dialogus“, vor Bohuslaus Lobkowitz's Thätigkeit das wichtigste Zeugniß humanistischer Bildung aus Böhmen, ist auch sonst interessant genug. Auch in ihm, gleichwie in seiner politischen Thätigkeit, erscheint R. als ein ehrenwerther wahrheitsliebender Mann, dem der Humanismus nicht bloß zu Zierde gereichte, sondern zum Ausdrucke wahren eigenen Edelsinnes seine Gaben lieh.

Palacky, Geschichte von Böhmen IV, 1. u. 2. Abth. — H. Markgraf, König Georg von Böhmen und Papst Pius II. 1458—1462 (Prog. d. Friedrichsgymnasiums in Breslau 1867) u. 1462—1464 (Forschungen z. d. Geschichte IX). — Bachmann, Johannis Rabensteinensis dialogus, Arch. f. österr. Gesch. LIV. Band 1876. — Bachmann, Bemerkungen zu „Joh. Rabensteinensis dialogus“. (Prog. des Prag-Altstädter deutschen Obergymnasiums 1877.)

Bachmann.

Rabenstein: Procop v. R., Bruder des Vorigen, geb. um 1420. Nach gelehrten Studien trat er, ohne aber einen akademischen Grad erlangt zu haben, in die Laufbahn des Diplomaten ein, und zwar finden wir ihn Anfang der vierziger Jahre in der von Kaspar Schlick von Weißkirchen geleiteten römischen Kanzlei König Friedrich IV., in die er vielleicht noch in den Tagen König Albrecht II. neben seinem anderen Landsmann, Wenzel von Buchau, gelangt war. Sowie ein zweiter Genosse in der Kanzlei, Enea Silvio de' Piccolomini, dem er sich zu inniger Freundschaft verband und gewiß vielfache humanistische Anregung verdankte, schuf sich auch R. vielfache Verbindungen in dieser Stellung. Fleißig und tüchtig, wenn auch dem Piccolomini weitaus nicht gleich, überhaupt kein glänzendes Talent, dafür aber rechtlich, wolwollend und charakterfest, fand auch Procop sein Fortkommen. In der großen Gesandtschaft, die zu Beginn 1447 zu Rom die Aussöhnung der deutschen Nation mit Eugen IV. im wesentlichen zum Abschlusse brachte, befand sich auch Procop R.; bei der während ihres Aufenthaltes in Rom erfolgten Krönung Nicolaus V. führte er, wol damit auch ein Vertreter der czechischen Nation functioniere, des Papstes Pferd im Krönungszuge. Nach der Auslieferung des Albrechtiners Ladislaus Postumus an die Stände von Oesterreich, Ungarn und Böhmen übernahm Procop die Leitung der neu eingerichteten böhmischen Reichskanzlei als „cancellarius regni Bohemiae“, die er über seines jungen Herrn Tod hinaus factisch bis 1465 und nominell bis 1468 führte, während dieser Zeit an allen wichtigen Vorkommnissen in Böhmen und so mancher der Nachbarländer betheiligt und zu zahlreichen diplomatischen Missionen verwendet. R. war einer der Zeugen, als König Georg der katholischen Kirche die Aufhebung der Compactaten zuschwur (1458), er steht im Vordergrunde bei der Bewerbung des Königs um die deutsche Krone 1459 bis 1461, ihm ist bei der so wichtigen Gesandtschaft, die, März 1462, in Rom die Bestätigung der Compactaten erbitten soll, statt deren Aufhebung zu überbringen, die Rolle des Geschäftsleiters und zugleich des Vermittlers — Pius II. ist ja *sein alter* Freund Enea Silvio — zugemessen. Er fand aber für seine fruchtlosen

Bemühungen schlimmen Dank. Heimgekehrt wurde er der Lässigkeit in der Vermittlung beschuldigt; so wie seine strengkatholische Gesinnung auch auf dem Augusthoftage 1462 hervortrat, wurde seine Haltung in Rom, sein Verkehr mit dem Papste zum Anlaß, daß ihm der König in ungerechtem und unklugem Zorne sein Amt und die Freiheit nahm. Wiewol rasch wieder begnadigt und seiner Thätigkeit zurückgegeben, hat doch der feinfühlige Mann die erlittene unverdiente Kränkung nie vergessen. So gewissenhaft er auch sein Amt fernerhin versehen mochte: die Spannung zwischen R. und dem Könige blieb bestehen. Sie wuchs bei des Königs steigender Zwietracht mit der Mehrheit der Katholiken im Lande und dem päpstlichen Stuhle. Weit mehr als R. finden wir andere Männer, namentlich Benedict (Benesch) v. Weitmühl und die beiden Herrn Kostka v. Postupitz in diplomatischen Missionen verwendet, und die Staatsschriften, die 1465—1466, dann seit 1467 die Gesinnung und Haltung des Böhmenkönigs rechtfertigen sollten, sind von dem „geliehenen“ Landshuter Kanzler Martin Mair, dann von Georg Heimburg gearbeitet. Hierauf freilich mochte Rabenstein's unzulängliche Einsicht und Gewandtheit in solchen Dingen wesentlichen Einfluß haben. Aber noch 1467, gelegentlich der feierlichen Protestation des Königs gegen den Bannfluch Papst Paul II., und 1468, in diplomatischer Mission an König Mathias von Ungarn gesandt, heißt R. „Kanzler“. Sein Nachfolger war 1468, wenigstens vorläufig, der Propst Paul von Zderaz in Prag, später Stibor Towatschowsky von Zinnenburg (Cimburg). R. war neben seinen beiden Brüdern Johann d. Aelteren und Johann d. Jüngeren ein Sohn Johann's II. von Rabenstein und der Juliane von Waldau. Aus seiner Ehe mit Katharina von Wartemberg stammte ein Sohn, Wenzel. Procop starb am 11. April 1472.

Palacky, Geschichte von Böhmen IV, 1. u. 2. Abth. — Palacky, Archiv česky II. — Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte unter Friedrich III. und Max I., Leipzig 1884, I. Bd.

Bachmann.

Rabus: Johann Jakob R., katholischer Polemiker, geb. zu Straßburg um 1545 als der Sohn des lutherischen Predigers Ludwig R. (s. u.), erhielt seine erste Bildung in seiner Vaterstadt unter dem gelehrten Schulrector Johann Sturm; als sein Vater nach Ulm als Prediger berufen worden war, studirte hier R. mehrere Jahre weiter, daher er häufig auch Rabus Ulmensis sich nannte. Von Ulm wurde R. nach Wittenberg gesendet, um hier dem Studium der Theologie zu obliegen. Daselbst rief die Lesung der Schriften Eck's, des Convertiten Staphylus, des Petrus Canisius einen solchen Eindruck auf R. hervor, daß er damals schon der katholischen Kirche sich zuzuwenden beschloß. Von Wittenberg ging R. nach Tübingen, wo er zum Dr. der Theologie promovirt wurde. Einige Zeit darauf verließ er jedoch gänzlich den Protestantismus und begab sich nach Augsburg, um hier mit P. Canisius sich zu besprechen, der aber indessen nach Rom abgegangen war; deshalb wendete sich R. an die Jesuiten in Dillingen, wo er nach einer eingehenden Prüfung, besonders durch einen gewissen P. Pürker geleitet, am 30. November 1565 in die katholische Kirche aufgenommen wurde. Daß sein Schritt wirklich aufrichtig war, geht u. a. daraus hervor, daß er die im Protestantismus ihm sich darbietende gesicherte Zukunft ausschlug. R. studirte nun bei den Jesuiten in Rom im Collegium Germanicum, in Köln, Mainz und auch in Dillingen durch Unterstützung Herzog Albrecht's von Baiern; auch P. Canisius sowie Martin Eisengrein waren seine Gönner. Bald darauf diente er dem Fürstbischofe von Trient, Ludwig Madruzzi, der ihn zu seinem Rathe ernannte. Im Herbste 1569 und Anfangs 1570 war er wieder in Köln, 1571 wurde er zum Priester geweiht, von Herzog Albrecht zu dessen Hofprediger und Theologen ernannt und erhielt zugleich ein Kanonikat am Collegiatstifte zu

Moosburg. Im J. 1573 treffen wir R. inscribirt an der Universität Ingolstadt (vgl. Mederer, Annales Ingolstad. II, 9). Im J. 1579 kam R. nach Straubing als Stadtprediger und wurde, nachdem er inzwischen den Titel eines Protonotarius Apostolicus erhalten, im October 1581 Stadtpfarrer und Kanonikus an dem nach St. Jakob zu Straubing übertragenen Collegiatstifte; 1583 resignirte R. seine Stelle als Stadtpfarrer, blieb aber noch Stadtprediger zu Straubing. Er scheint zwischen 1584 und 1587 gestorben zu sein. Die Nachricht bei Jöcher-Adelung, Zedler's Universal-Lexikon u. a., R. sei 1583 von Herzog Ferdinand von Baiern in den Truchseß'schen Feldzug gegen Köln und dort betrunken von den Soldaten erschlagen worden, entbehrt urkundlicher Nachweisung. Die Schriften dieses gelehrten und beredten Mannes, der nicht selten mit dem polnischen Bibelübersetzer Rabus verwechselt wird, haben meist den Charakter von Controversschriften gegen verschiedene damalige lutherische Prediger, wie Nigrinus, Marbach u. a. und besitzen manche Aehnlichkeit mit den Werken des Convertiten Kaspar Franck, mit dem R. ohnehin sehr befreundet war. Die Schriften Rabus' sind gründlich und überzeugend, hie und da im Tone jener Zeit etwas derb; doch verfuhren auch die Gegner sehr sarkastisch gegen R., wie z. B. Fischart in dem gegen R. herausgegebenen: Nycticorax, Nacht-Rab oder Nebelkräh von Retznem wider Geckel Rab. Die meisten Schriften Rabus' sind selbständige Arbeiten, einige sind Uebersetzungen früherer Schriftsteller. Folgende sind die bekannteren:

„M. Jacobi Rabi, Ulmensis, Neophyti Professio catholica“, datirt aus dem Collegium German. zu Rom, 14. September 1566, dem Herzog Albrecht gewidmet, 1567 zu Ingolstadt gedruckt. — „Dubitantius. Drey Schöner Catholischer Gesprech zwischen einem zweiffelhafftigen vnd standthafftigen Christen Dubitantio vnd Constantio von dem rechten Weg zu der ewigen Seligkeit. Erstmaln durch den Hochwürdigen in Gott Herren Wilh. Lindanum, Bischouen zu Ruremund in Latein. sprach geschrieben vnd Jetzunder aus bit viler gutherzigen in die Teutsche Sprach trewlich verdolmetschet.“ Cöllen 1568, gewidmet dem Ulrich Ehinger v. Baltzheim, Statthalter zu Ulm. — „Kurtze vnd wolgegründte Antwort auff dise Frag: Ob ein Catholischer Christ auch mit gutem Gewissen offt zum Hochw. Sakrament des Altars gehen könne und solle, durch J. Rabus von Ulm, Ludo. F. C. C.“, Cöllen 1568, gewidmet der Herzogin Jacoba von Baiern. Diese Schrift beruht vorzüglich auf Christoph Madridius: De frequenti comunione, 1568 Coloniae. — „Athleteticum (richtiger Aletheuticus) pro veritatis (et) anatomiae Luthericae defensione adversus Porcos recentes Albimontios“, Colon. 1569. R. scheint eine Schrift unter dem Titel: Anatomia Lutherica verfaßt zu haben. — „Jo. Jac. Rabus etc. ad Ludovicum patrem v. clariss. etc. pro fide catholica ac suo ad eam accessu epistola apologetica.“ Colon. 1570. Der alte R. war über den Schritt seines Sohnes sehr erzürnt und ließ trotz dieser rührenden Schrift sich nicht mehr versöhnen. — „Christliche und treuherzige Vermanung an seine lieben Landsleute, alle katholische Ulmer, daß sie sich von der Heiligen, Allgemeinen, Apostolischen und Päpstlichen Kirche nicht abwendig machen laßen ꝛc.“ Köln 1570. — „Christliche und bescheidene Ablehnung der vermeinten Bischofspredigt, so jüngst . . den 26. Jenner dieses laufenden 1569. Jahrs im Münster zu Straßburg gehalten ꝛc.“ Köln 1570, gerichtet gegen Joh. Marbach, der gegen die Wahl des Straßburger Bischofs Johann IV. in einer Predigt heftig geeifert hatte. — Wider das Buch Marbach's: De miraculis veris et falsis dijudicandis ex verbo Dei (gegen P. Canisius, Eisengrein) schrieb R.: „Christl. und wohlbegründeter Gegenbericht von Mirakeln und Wunderzeichen, wie man dieselbigen aus Gottes Wort urtheilen solle.“ Dillingen 1573. Auf diese weitläufige Schrift verfaßte der Ingolstädter Professor der Poesie Engerd ein Gedicht. — Aus Anlaß der vorhergehenden Schrift des R. wurden

Straßburg Theses gegen die Verehrung der Heiligen u. dgl. öffentlich vertheidigt. gen diese schrieb nun R.: „Jacobi Rabi .. adversus theses a⁰. 1574 publice putatas contra sacrarum reliquiarum miracula velitatio succincta." Argentinae 74, Monachii 1575. — „Kurtzer, doch christl. Unterricht, Wo die rechten ostaten und Mameluken . . zu finden", 1574; gegen die Schmähschrift, lche Georg Nigrinus, Prädicant zu Gießen gegen Kaspar Franck erlassen hatte. „J. Rabi ad Joannis Sturmii Antipappos amica σοζήτησις. In Formulam ncordiae", Ingolstadt 1580. Rector Sturm in Straßburg wurde im Kampfe gen die Verfechter der Concordienformel Pappus und Marbach seines Amtes lassen; R. sucht ihn durch die obige Schrift für die kathol. Kirche zu ge-innen. — „Kurtzer Bericht von dem hh. Sacrament zu Deckendorff," München 84. — „Christl. Instruktion vnd Vnderweysung, weß sich Vatter, Mutter, iester vnd Geuatter bey der heyligen Tauff, ihres Ampts vnd Beruffs halben gentlich verhalten sollen. Vor 80 Jahren in der Churfürstl. Stadt Leyptzig edigsweiß gehalten durch den Ehrw. H. Andream Proles, Vicarien deß dens der Einsidlern S. Augustini vnd jetzo zu gemeinem trost widerumb rsehen durch J. J. Rabus", Straubing 1584 und 1585. — „Christlich's anual oder Handtbüchlein. Von Rechtem Nucz vnd frucht deß Walfartens. nd Mit was Christlicher Andacht, Weiß vnd Maß fromme Kirchfahrter Die edechtnussen vnd Gottsheuser der gebenedeyten Mutter Gottes Maria vnd nderer Heyliger besuchen sollen. Eines thaills auß dem Italienischen ins Teutsch, nders thails aber, mit vilen andern nothwendigen Puncten gemehrt vnd ver-ssert". Straubing 1585. — In der kgl. bair. Hof- und Staatsbibliothek zu München befindet sich die Handschrift 1280 (Cod. german.): Beschreibung der eise J. J. R. nach Rom zum Jubiläum a⁰. 1576. —

Vgl. Agricola, Historia provinciae S. J. Germaniae super. Decad. III. Nr. 146. — Mayer, Thesaurus novus juris ecclesiastici, Ratisbonae 1793. tom. III. p. 392. 394. 447. 453. — Kobolt, Bayrisches Gelehrten-Lexikon S. 533—534. — A. Räß, die Convertiten seit der Reformation I, 494 bis 577. — Sammelblätter zur Geschichte der Stadt Straubing. IV, 472 ff. — Hurter, Nomenclator I, 32, wo aber die Notiz: natus Memmingae 1525 auf den Vater unseres R., nicht aber auf letzteren zu beziehen ist.

Otto Schmid.

Rabus: Ludwig R., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geboren 24 zu Memmingen in Schwaben, † am 22. Juli 1592 in Ulm. — Sohn es Memminger Bürgers, Namens Jakob Rab, Rabe, auch Günzer genannt, n er als armer Schüler nach Straßburg, wo er in dem gastlichen Hause des digers Matthias Zell und unter der Pflege von dessen Hausfrau Katharina ll mehrere Jahre verlebte. 1538 studirte er in Tübingen, dann in Wittenberg, er zwei Jahre blieb und 1543 Magister wurde. Nachdem er von da nach use zurückgekehrt, erhielt er 1544, obwohl erst 20 Jahre alt, einen Ruf nach raßburg, als Hilfsprediger des Münsterpredigers Zell. Er fand durch seine vorragenden Predigergaben und sein angenehmes Organ großen Beifall beim lk, besonders bei den Frauen, die ihn „als einen Abgott hielten". 1548 starb ll; R. wurde sein Nachfolger, verlor aber seine Stelle bald wieder wegen des terims, dessen Annahme er verweigerte. Er blieb aber in Straßburg, wo er andern Kirchen predigte. Als mit dem Jahre 1552 wieder günstigere Zeiten die Protestanten kamen, wurde R. Pfarrer und Vorsteher des Collegium Wilhel-anum, auch Lehrer der Theologie am Straßburger Gymnasium. 1553 reiste er nach bingen, wo er am 19. April zugleich mit Jakob Andreä die theologische ctorwürde erhielt. Nach dem Tode Caspar Hedio's († am 17. Oct. 1553)

wäre er gern Präses des Straßburger Kirchenconvents geworden. Als ihm aber der Rath seinen schwäbischen Landsmann Johann Marbach aus Isny vorzog, fühlte sich R. beleidigt und verließ Straßburg, wo er auch aus andern Gründen sich unbehaglich fühlte, „hinterrucks“ und ohne Abschied, um einem Ruf als Pfarrer und Superintendent nach Ulm zu folgen. Vom Straßburger Rath deshalb zur Rede gestellt, daß er ohne Urlaub und Abschied die Stadt verlassen, entschuldigte er sich damit, daß die Einführung des Interims, das eingerissene Sectenwesen, auch die ungesunde Luft und die schwache Gesundheit seiner Frau ihn zu diesem Schritt bewogen haben. Später wurde sein Verhältniß zum Straßburger Rath wieder ein freundlicheres: als R. sein „Märtyrerbuch“ herausgab, widmete er den zweiten Theil dieses Werkes dem Magistrat der Stadt Straßburg und erhielt dafür ein Geschenk von 100 Rthl. Um so rücksichtsloser und undankbarer aber war sein Benehmen gegen seine frühere Wohlthäterin und Pflegemutter, Frau Katharina Zell. Als diese es wagte, ihren ehemaligen Hausfreund, den schlesischen Edelmann und Theosophen Caspar Schwenkfeld gegen die Angriffe lutherischer Eiferer zu vertheidigen, gab R. in Ulm am 30. Dec. 1557 eine Gegenschrift gegen sie heraus, worin er die 80jährige edle Frau auf's schonungsloseste angriff. Selbst seine intimsten Freunde mißbilligten sein heftiges Auftreten; Katharina Zell vertheidigte sich und das Andenken ihres Mannes in einer neuen Schrift, die sie der Straßburger Bürgerschaft widmete. In Ulm, wo R. am 22. November 1556 sein Amt angetreten, war er aufs eifrigste bemüht, die letzten Ueberreste des katholischen Kirchenwesens, des Zwinglianismus, Wiedertäuferthums, Schwenkfeldianismus, die er in Stadt und Land noch vorfand, mit Hilfe des Raths vollends auszurotten, dagegen das orthodoxe Lutherthum in Kirche und Schule fest zu begründen. Die einzige katholische Kirche in der Stadt, in der nur noch wenige Anhänger des alten Glaubens sich versammelten, wurde geschlossen; die Schriften Zwingli's wie die der Sectirer verboten, anrüchige Prediger entfernt, wiederholte Kirchenvisitationen in Stadt und Land abgehalten (1558, 60, 66, 73, 79, 84), das Kirchen- und Schulwesen geordnet, 1560 die Einführung von Kirchenbüchern (Verzeichnisse der Getauften, Verstorbenen, Proclamirten und Copulirten) angeordnet; 1570 ff. suchte R. die concordistischen Bestrebungen seines Freundes Jakob Andreä nach Kräften zu fördern, unterzeichnete 1571 mit seinen Collegen den sog. Zerbst'schen Abschied, 1577 die Concordienformel mit 58 unter seiner Inspection stehenden Predigern. 1584 wurde das sog. Brautexamen eingeführt d. h. eine Prüfung der Nupturienten über die Katechismuswahrheiten durch ihren Beichtvater, 1586 wurde die Privatbeichte, die seit 1531 außer Uebung gekommen, wieder hergestellt, 1590 ein Verbot erlassen gegen die Haltung von Hochzeiten an Sonn- und Festtagen 2c. Besondere Verdienste erwarb er sich auch um das Schulwesen: die Stadtschule, an der bisher nur 2 oder 3 Lehrer angestellt waren, wurde von R. in Gemeinschaft mit dem damaligen Rector Peter Agricola 1558—61 neu organisirt, die Schüler in 5 Classen getheilt, regelmäßige Schulvisitationen und Prüfungen angeordnet, zum Gebrauch der Schüler in Stadt und Land ein neuer Katechismus d. h. eine Erklärung des lutherischen Katechismus herausgegeben (1559—61) u. s. w. Nachdem er so 34 Jahre lang mit unermüdetem Eifer dem Kirchen- und Schulwesen vorgestanden, und eine Reihe von wohlthätigen Einrichtungen getroffen, durch die er im dankbaren Andenken der Nachkommen fortlebte, trat R. 1590 in den wohlverdienten Ruhestand, in welchem er noch die zwei letzten Jahre seines Lebens verbrachte bis zu seinem am 22. Februar 1592 erfolgten Tod. In seiner Familie erlebte er Glück und Unglück; er hatte 5 Söhne und 9 Töchter; einer seiner Söhne, Johann Jakob R. (s. d.), bereitete ihm schweres Herzeleid

adurch daß er nach einem liederlichen Lebenswandel zur römischen Kirche bertrat.

Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind (außer verschiedenen gedruckten Predigten und erbaulichen Schriften z. B. Katechismuspredigten 1560, Predigt wider die 9 fürnemsten Hauptlaster 1561, christliches Betbüchlein 1563, speculum poenitentiae 1577 u. a.) besonders zu nennen seine Arbeiten zur Märtyrergeschichte, nämlich 1) sein zu Straßburg erschienener „Liber de Dei confessoribus et martyribus veteris ecclesiae", und 2) sein großes Märtyrerbuch u. d. T. „Historie der Märtyrer". 8 Theile. Straßburg 1554. 4; 11 Theile Straßburg 1571. Fol. (freilich besonders in den älteren Zeiten ziemlich unkritisch, aber doch von Werth durch Mittheilung vieler merkwürdiger Documente). Handschriftliche Predigten von ihm befinden sich auf der Ulmer Stadtbibliothek; 25 Briefe von ihm stehen in Fecht's Sammlung der Marbach'schen Briefe.

Preisenstein, Leichenpredigt 1592. — Rabus' Leben in deutschen Reimen beschrieben von M. Samuel Neuhauser 1592. — Adam, Vitae theol. germ. 462. — Fecht, Hist. ecc. s. XVI Supplementum epistolis ad Marbachios consistens. 1684 S. 80. — Jöcher III, 1853. — Rotermund VI, 1188. — Weyermann, Nachr. von Gelehrten aus Ulm 1798. S. 428 ff. — Röhrich, Mittheilungen aus der Gesch. der ev. Kirche des Elsaßes. Straßburg 1855. III, S. 152, 172 ff. — Keim, Reformation der Reichsstadt Ulm. 1851, S. 353, 415. — Riederers Abhg. aus der Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeschichte II. III. — Füßlin, Beiträge zur Reformationsgeschichte V, 191 ff.

Wagenmann.

Rachel: Joachim R., der Satiriker, stammt aus einer ursprünglich in Mecklenburg ansässigen und später in Ditmarschen weit verbreiteten Beamtenfamilie. Sein Vater Mauritius R., Sohn eines Senators in Malchow, war durch Verwendung des damaligen schleswiger Dompropsten, des Rostockers Sledanus, im J. 1614 Cantor an der gelehrten Schule zu Husum geworden und zwei Jahre darauf als Diakonus nach Lunden in Norderditmarschen berufen, wo er später Hauptpastor wurde. Er nahm thätigen Antheil an den damaligen litterarischen Bestrebungen, war strenger Anhänger der Opitzischen Schule und stand als gekrönter Dichter bis an seinen Tod mit Rist in freundschaftlichen Beziehungen. In Lunden vermählte er sich mit Margaretha Tetens aus Husum, und hier ward sein ältester Sohn Joachim am 28. Februar 1618 geboren. In dem einsam gelegenen Lunden, wo die Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit des ditmarsischen Freistaats noch besonders rege war und nur niederdeutsche Laute ertönten, verlebte der Knabe seine Jugendzeit; er lernte die alten Lieder von den Siegen und Kämpfen der Ditmarsen und nahm mit der ländlichen Jugend theil an den Reigen und Tänzen des Volkes. Noch in seinem späteren Leben erinnert er sich gern seiner frohverlebten Knabenzeit, der schönen Eiermilch, die er getrunken, der Klüttchen, die er gegessen, und all der lustigen und fröhlichen Hochzeiten und Kindtaufen, wohin sein Vater ihn mitgenommen habe; aber ebenso unvergeßlich ist ihm die Angst und Noth geblieben, die über seine engere Heimath hereinbrach, als die Schaaren Waldsteins die Schutzwehren Ditmarschens erstürmt hatten.

Mit guten Vorkenntnissen ausgerüstet, bezog der vierzehnjährige Knabe die neugeordnete Landesschule zu Husum, wo sein Vater als Cantor gewirkt, versuchte sich auch damals schon unter der Leitung des Rectors Becker in hochdeutschen Versen, um dann das akademische Gymnasium in Hamburg zu beziehen, welches damals J. A. Tasse, J. Junge und H. Vagetius unter seinen Professoren zählte. Am 11. November 1635 ward sein Name in die akademische Matrikel

eingetragen. Kaum hatte er hier zwei Jahre den Studien obgelegen, als sein Vater starb (1637); von der Mutter und seinen Vatersbrüdern, die in Ditmarschen gleichfalls als Geistliche eine Stellung gefunden hatten, nach Kräften ausgerüstet, bezog er dann die Universität Rostock, wo er im October 1637 unter die akademischen Bürger aufgenommen ward. Im Verein mit seinen Landsleuten, die damals zahlreich in Rostock studirten, kostete er mit Behagen „die naße akademische Freundschaft und Bruderschaft", wovon er später in seiner Satire „der Freundt" eine drastische Schilderung gibt, trieb daneben das Studium der alten Sprachen, Philosophie und Litteratur, las mit Vorliebe Juvenal und Persius und versuchte sich vielfach in hochdeutschen und lateinischen Versen nach der Sitte der Zeit, wofür ihm der Sinn durch seinen verstorbenen Vater und seine Husumer Lehrer schon früh geweckt worden war. Ein lateinisches Epigramm auf den Tod eines seiner Freunde, des Flensburger Brandes, erwarb ihm auch die besondere Gunst seines vortrefflichen Lehrers, Peter Lauremberg's, des Professors der Poesie. Nach etwa dreijährigem Studium in Rostock wurde er dann durch Familienverhältnisse und kriegerische Unruhen bewogen nach Dorpat zu ziehen, wo er in dem Hause eines befreundeten Landsmanns, des Professors Laurentius Luden, eine Reihe von Jahren Aufnahme fand, um später die Erziehung der Söhne eines livländischen Edelmanns, Leonard Titinghofs, zu übernehmen. In dieser behaglichen Stellung fand er reiche Muße sein poetisches Talent zu üben; er dichtete eine Anzahl lateinischer Epigramme (centuria epigrammatum), die er zweien hochgestellten Beamten der Stadt Reval, Phil. Crusius und Bernhard Rosenbach, widmete, verfaßte „epigrammata evangelica latino-germanica" (1648), die später wiederholt gedruckt wurden, studirte daneben mit Vorliebe Sitten, Gebräuche und Eigenheiten des livischen Volkes, wovon er später eine bezeichnende Schilderung gibt. Erst im Frühling des Jahres 1652 schied er aus seiner Stellung, um dem Wunsche der Mutter gemäß in die Heimath zurückzukehren. Der Seeweg führte ihn über Kopenhagen, wo er die Sommermonate verweilte und Verbindungen anknüpfte, die für seine spätere Dichterlaufbahn bedeutungsvoll werden sollten. Unter der Regierung des Königs Friedrich III. war Kopenhagen fast eine deutsche Stadt; R. fand hier manchen Landsmann und Freund von Rostock wieder, manche Verwandte und Bekannte seiner rostockschen Gönner, die durch die Königin Sophia, eine mecklenburgische Prinzessin, herbeigezogen waren, in hoher und einflußreicher Stellung, dieselben Interessen und dieselben litterarischen Bestrebungen, da die Opitzische Richtung in der Poesie selbst an den Nationaldänen gelehrige Schüler gefunden hatte. Der Dichter Zacharias Lundt aus dem schleswigschen Nübel war Secretär des Königs; Paul Tscherning, ein Verwandter des berühmten Rostocker Dichters Andreas Tscherning, hatte als Generalauditeur und Kriegsrath am Hofe eine einflußreiche Stellung inne. Die Professoren der Akademie Thomas Bartholinus und Christian Ostenfeldt, die dänischen Dichter Vitus Biering und der jugendliche Andreas Bording, der Begründer der dänischen Lyrik, sahen in R. einen der ihrigen: Opitzische Grundsätze vereinten sie alle zu gemeinsamem Streben und vertrauter Freundschaft. Um so auffälliger muß der Einfluß erscheinen, den die eben erschienenen vier berühmten Scherzgedichte Joh. Willmsen Laurembergs, des Professors an der Soröer Ritterakademie, und Bruders seines Rostocker Lehrers, mit ihren energischen Angriffen auf die neue hochdeutsche Kunstrichtung auf R. machten. Während seines Rectorats in Heide in Ditmarschen, das er gleich nach seiner Rückkehr in die Heimath übernommen hatte, in angenehmer Häuslichkeit, die er sich durch Vermählung mit der Ditmarserin Dorothea Twachtmanns gegründet, finden wir ihn, den Spuren Laurembergs folgend, mit niederdeutscher Litteratur, mit Reineke Vos und ditmarsischen Volksliedern beschäftigt. In diese Zeit fällt jenes berühmte (von Sach p. 46 u. ff.

mitgetheilte und kritisch behandelte) Lied „Nu, min dochter, segg van harten", das wenig umgedichtet noch heute im Volksmunde lebt und sich ganz dem Tone der alten sächsischen Hochzeitslieder anschließt. Wenn R. nun auch später den Einfluß, den das Studium der niederdeutschen Litteratur auf ihn ausgeübt, in seinen Satiren nicht ganz verleugnet, so hat er doch bald die alten Bahnen wieder eingeschlagen und die strengen Grundsätze der schlesischen Schule wieder aufgenommen. Fast ausschließlich wandte er sich der Ausbildung der kunstmäßigen hochdeutschen Satire zu, die bis dahin in der Opitzischen Schule nur wenig Vertreter gefunden hatte. Die bezeichnenden Züge der neuen Satire, die in Juvenal und Persius ihre Vorbilder sah, aber statt zu individualisiren sich in bloßen Allgemeinheiten erging und allem, was die Mächtigen und Großen hätte verletzen können, ängstlich aus dem Wege ging, treten auch in den ersten hochdeutschen Versuchen Rachel's in auffälligem Gegensatze zu seinem niederdeutschen Gedichte hervor. Auch darin folgte er, wie in dem letzteren, dem Zuge der Zeit, wo die verschiedensten Formen der Poesie zu Gelegenheitsgedichten benutzt wurden, daß er seine Satiren anfangs in die Form von Hochzeitsgedichten kleidete, wie er selbst von den drei ersten bekennt. In der ersten, die um 1659 entstand und uns in einer etwas umgearbeiteten Form vorliegt, „das poetische Frauenzimmer" oder „die böse Sieben", werden die Schwächen und Gebrechen des weiblichen Geschlechts mit wenig Witz und viel Behagen in breiten Alexandrinern ausgeführt. Wie steif und farblos nun auch im ganzen die Darstellung, wie wenig von dichterischer Wärme auch in dem Gedichte zu spüren ist, so wurde es doch von seinen Freunden in Kopenhagen mit großem Beifall aufgenommen. In der ersten Begeisterung für das „neuerstandene Genie" machte Paul Tscherning Friedrich III. auf das Hochzeitsgedicht aufmerksam und konnte bald dem Dichter melden, mit wie großem Wohlgefallen der König dasselbe aufgenommen habe. Trotz aller Gunstbezeugungen aus so hohem Munde ward der Dichter indeß nicht im Lande festgehalten. Im J. 1660 gab er sein Rectorat in Heide auf, um einem Rufe an die Ulrichsschule im ostfriesischen Norden zu folgen. Unter mancherlei Mühen und Sorgen suchte er hier Trost in angestrengter dichterischer Thätigkeit und konnte nach einigen Jahren seinem Freund und Gönner Tscherning „eine recht poetische d. h. armselige Gabe", fünf neue hochdeutsche Satiren zu Füßen legen. Derselbe übernahm bereitwillig auch die Druckkosten seiner „sechs poetischen Kinder". In der vom 3. Januar 1664 datirten Widmung an Tscherning spricht R. sich über seine Stellung zu den Schlesiern und über die Grundsätze, die ihn bei der Abfassung geleitet, ausführlich aus. In der opitzischen Schule sieht er die höchste Vollendung der „teutschen Tichterkunst"; ihre Vorschriften und Gesetze gelten ihm maßgebend für alle Zeiten. Wenn er zuerst von allen Deutschen mit hochdeutschen satirischen Gedichten vor das Publicum tritt, so hält er den „genausichtigen Aristarchen" gegenüber ein Wort der Entschuldigung für nöthig; offen will er auf scharfen Tadel bestimmter Persönlichkeiten verzichten und nur allerhand im Schwange gehende Laster, jedoch ohne Verletzung eines Menschen Ehren, guten Namen und Leumund durchziehen und mit lachendem Mund die dürre Wahrheit sagen. Er hebt wiederholt seine gute Absicht hervor und hält seine Satire für ein Werk der allerbesten und getreuesten Liebe. Gemäß der ganzen Richtung der Poesie seiner Zeit, die vorwiegend didaktisch war, ist auch für ihn zu belehren und zu bessern der eigentliche Zweck seiner Satire. In dem „vortheiligen Mangel" und der „gewünschten Hausmutter" führt er das schon früher behandelte Thema in hausbackenem Sinne wieder aus; die drei folgenden sind nach seiner eigenen Angabe Bearbeitungen römischer Muster. Der „Kinderzucht" liegt die 14. Satire Juvenals zu Grunde, die fünfte (Vom Gebet) hat die Motive der 2. Satire des Persius, die sechste (Gut und böse)

der 10. Satire des Juvenal in sehr freier Weise entlehnt. Die letztere ist gegen die herrschenden Unsitten seiner Zeit gerichtet. Es sind gute, der Beherzigung werthe Gedanken, die den verständigen, hin und wieder etwas pedantischen R. erfüllen; ein ernster und würdiger Geist leuchtet uns aus ihnen entgegen. Diese Gedichte sind es denn auch, die seinen Namen über ganz Deutschland getragen haben und ihn in den Augen seiner Zeitgenossen als den Begründer einer neuen Kunstrichtung erscheinen ließen; er war seitdem in der kunstmäßig versificirten Satire der berühmteste Dichter seines Jahrhunderts. Groß war die Anerkennung, die er bei seinen Freunden in Kopenhagen fand. Paul Tscherning sandte ihm 30 gedruckte Exemplare seiner Satiren nebst einem großen silbernen Pokal zum Geschenke, meldete ihm auch die Absicht des Königs, ihn an seinen Hof zu ziehen und mit einem Jahresgehalt auszuzeichnen. Um so eifriger war der Dichter bemüht, die hohen Erwartungen seiner Gönner durch neue Schöpfungen seiner Muse zu befriedigen. Die beiden letzten Satiren, die gleichfalls auf Tschernings Kosten gesondert in Kopenhagen 1666 gedruckt sind, zeigen ihn auf der Höhe seiner Dichterlaufbahn. Während er in der ersten (der Freundt) die Gefahren der Freundschaft und der Liebe an Beispielen erläutert, legt er in der andern (der Poet) seinen Standpunkt zu den verschiedenartigsten poetischen Bestrebungen seiner Zeit klar und bündig dar. Als ein eifriger Schüler Opitzens, für den Poesie ohne Gelehrsamkeit nicht denkbar ist, polemisirt er gegen die ungelehrten Dichter und ihre elenden Reimereien, gegen die Feilheit der Lohn- und Bettelpoeten und den argen Unfug, der mit der Gelegenheitspoesie getrieben wurde. Ebenso scharf wendet er sich gegen die Puristen und Sprachverderber; er ist ebenso ein Feind der puristischen Worterfindungen wie des maßlosen Einmischens fremder Wörter in die deutsche „Haupt- und Heldensprache". Selbst das Eindringen niederdeutscher Wörter erscheint ihm von Uebel, wie sehr seine eigenen Dichtungen auch seine niederdeutsche Herkunft und ein Studium Lauremberg's verrathen. Merkwürdig ist es, wie R. auch in Norden das Volksleben und die Sprache der Friesen und Holländer, die ihm anfangs böotisch klang, mit Interesse verfolgt, sich selbst in holländischen Versen versucht (Sach p. 27) und über die Aehnlichkeit der niederdeutschen Wörter mit dem Griechischen Vergleiche anstellt.

Mit seiner litterarischen Thätigkeit ging seine pädagogische Wirksamkeit in Norden Hand in Hand; ein nach dem Lateinischen des Hugo Grotius entworfener neuer Leitfaden für den Religionsunterricht, der in diese Zeit fällt, brachte ihm freilich mancherlei Widerwärtigkeiten mit dem Consistorium. Zu allem Streit kam noch seine üble pecuniäre Lage, die ihn nach einer besseren Stellung suchen ließ. Vergeblich bemühte sich jedoch sein als Staatsrechtslehrer berühmter Bruder Samuel ihn zu überreden, an der Kieler Universität, deren Eröffnungsfeier er durch zwei Gedichte verherrlicht hatte, eine gering dotirte Professur der Poesie und Eloquenz anzunehmen; ebensowenig war er geneigt, das ihm angebotene, wenig einträgliche Rectorat der Schleswiger Domschule anzutreten. Noch ein Jahr weilte er im Norden, als eine Pest ihn mit den Seinen aus dem Lande zu seinen Verwandten nach Holstein trieb. Seinem Freunde Tscherning schüttete er sein Herz aus und schilderte ihm lebhaft in einem (bei Sach p. 29 mitgetheilten) Gedichte die Gefahren, denen er durch Flucht entronnen war. Von neuem begannen mit ihm Unterhandlungen wegen Uebernahme des Schleswiger Rectorats, die indes an der Gehaltfrage scheiterten. So kehrte er im Frühling des Jahres 1667 in das verödete Norden zurück. Damit begann die trübste Zeit seines Lebens. Hab und Gut war aufgezehrt, sein hülfreicher Gönner Tscherning 1666 gestorben. Vergeblich war er bemüht, durch litterarische Thätigkeit sich und den Seinen Unterhalt zu verschaffen; seine lateinischen Epigramme, die er während des letzten Jahres verfaßt hatte, konnte er nicht unter-

das gelehrte Publicum bringen, da ihn ein Buchhändler unter höhnenden Worten abwies, als er von Honorar zu sprechen wagte. Unterdeß ruhte sein Bruder Samuel nicht, ihn in die Heimath zu ziehen. Er hatte den Gedanken gefaßt die gelehrten Schulen des Landes zu reorganisiren und dabei sollte ihm sein Bruder zur Seite stehen. Endlich willfahrte der am Hofe des Gottorper Herzogs einflußreiche Präsident Kielmann v. Kielmannsegge seinen Wünschen. Am 8. October 1667 langte Joachim R. in Schleswig an, um in der Hauptstadt der Gottorper mit 500 Thaler Gehalt die Leitung der gänzlich verkommenen Domschule zu übernehmen. Ueber seine Thätigkeit als Schulmann, von der aus seinen früheren Stellungen wenig bekannt ist, geben die Acten der Domschule ein bezeichnendes Bild. Insbesondere gibt ein von ihm verfaßtes Programm über seine reorganisirende Thätigkeit an derselben genauen Aufschluß. Vor allem will er die Winkelschulen beseitigen, die zeitraubenden Leichenaufzüge einschränken, den Sängerchor neu organisiren, von dem nach seiner Meinung der Ruf und die Frequenz einer Domschule abhänge; dann alle halbjährigen Examina abschaffen, nur jährlich Prüfungen und Versetzungen vornehmen. Der Lectionsplan, den er entwirft, zeigt ihn als einen energischen Reformator. Wir finden zum erstenmale eigene Stunden für Geschichte, Geographie und deutsche Poetik angesetzt, worin bis dahin hier wie anderswo nur Privatunterricht ertheilt war. Universalgeschichte und Chronologie wurde in wöchentlich 2, deutsche Poetik in 1 Stunde vorgetragen, politische und mathematische Geographie in den beiden oberen Classen einstündig behandelt. R. ist daneben auch der erste Rector der Domschule, der mit dem öffentlichen Examen auch einen sogenannten Redeactus verband. Seine neue Thätigkeit ließ ihm wenig Zeit seiner dichterischen Neigung nachzugehen, wie sehr auch seine Freunde am Gottorper Hofe, Kielmann, der Historienmaler Ovens, Olearius u. a. ihn mahnen mochten. Der erstere erbot sich auch seine lateinischen Epigramme (Panegiris Menippea), die in Norden entstanden waren, drucken zu lassen; dieselben erschienen erst kurz vor seinem Tode. Doch konnte ihm alles nicht hinweghelfen über die widerwärtigen Streitigkeiten, worin er wegen seiner Neuerungen an der Schule mit dem Dompropsten und Inspector scholae Martini und dem Publicum verwickelt wurde. Sein Programm, welches er nach der Sitte der Zeit an die Thür des Domes hatte heften lassen, wurde auf Befehl des Propsten wieder entfernt. Bei dem öffentlichen Examen kam es zu einem förmlichen Tumult in der Schule. Aus Aerger über alle Anfeindungen erkrankte R. und starb schon am 3. Mai 1669. Er hinterließ vier Söhne und eine Tochter, eine zweite ward erst nach seinem Tode geboren.

Wie seine Schulbücher sein Andenken in den gelehrten Schulen noch lange erhielten, so zeigen die vielen Auflagen, die seine Satiren erlebten und zwei gefälschte Gedichte, „die Jungfern-Anatomie“ und „das Jungfern-Lob“, die, wie es scheint, schon bei seinen Lebzeiten unter seinem Namen verbreitet wurden (vgl. Sach, Joach. Rachel, p. 62), wie viel sie gelesen und wie hoch sie von seinen Zeitgenossen und der nächsten Nachwelt geschätzt wurden. Man sah in seinen zahmen Sittenschilderungen juvenalische Satire, nannte ihn den „londinischen teutschen Juvenal“, den neuen Opitz Deutschlands. Und doch erscheint er uns, wenn wir die Litteratur des 17. Jahrhunderts überblicken und die Erfolge seiner Bestrebungen nach dem heutigen Maßstabe messen, nur als ein unscheinbares Glied in der langen Reihe der Männer, die in den Bahnen, die Opitz eingeschlagen hatte, fast ohne jegliche Selbständigkeit fortschritten.

J. Melch. Krafft, 200jähriges Jubelgedächtniß. Hamburg 1723. Dasselbe enthält die Genealogie der Rachelschen Familie. — Moller, Cimbria literata s. v. — H. Schröder, J. Rachels deutsche satyrische Gedichte. Neue

verbesserte und mit dem Leben des Dichters vermehrte Ausgabe. Altona 1828. — Nasser, Vorlesungen 2, 339 ff. — Ant. Viethens ditmarsische Landesbeschreibung. Hamburg 1733. — P. Mohr, Zur Verfassung Ditmarschens. Altona 1820. — Sach, Joachim Rachel, ein Dichter und Schulmann des 17. Jahrhunderts. Schleswig 1869. Der Anhang enthält das niederdeutsche Lied Rachel's, kritisch behandelt, sowie ein genaues Verzeichniß von Rachel's Schriften. Am Schluß stehen wenig bekannte Notizen zum Leben des Dichters Lauremberg. — Ueber ein zweites niederdeutsches Gedicht, das R. zugeschrieben wird, vgl. Sach p. 49 und Lappenberg's Ausgabe der Laurembergschen Scherzgedichte. August Sach.

Rachel: Samuel R., Rechtsgelehrter und Staatsmann. Er war geboren am 6. April 1628 in Lunden in Ditmarschen (Schleswig-Holstein), als von sieben Kindern das sechste und der jüngste Sohn des Pastors Mauritius R. († am 5. Januar 1637) und Bruder des bekannten Satirendichters Joachim R. (s. d.) Bei dem Tode des Vaters erst 9 Jahre alt, kam er auf die Gelehrtenschule in Husum, an der der Vater einst als Lehrer gestanden, aber zwei Jahre später erhielt er durch Herzog Friedrich einen Freiplatz auf dem Gymnasium in Bordesholm, das ein Internat war. Durch den Schwedenkrieg ward dieser Aufenthalt unterbrochen, während dessen er in Hamburg sich aufhielt, darnach er aber wieder nach Bordesholm zurückkehrte. 1648 bezog er die Universität Rostock, wo er, gleichfalls vom Herzog unterstützt, drei Jahre verweilte. Er studierte zuerst Philosophie und Theologie, widmete sich aber nachher dem Studium der Geschichte und Jurisprudenz. Von 1651 an setzte er diese Studien auf den Universitäten in Leipzig und Jena fort. Nachdem er darauf ein Jahr bei der Mutter sich aufgehalten, ward er zum vierten Lehrer an dem Gymnasium in Bordesholm berufen. Es gefiel ihm indeß dort nicht sonderlich und er nahm daher die Stelle als Hofmeister zweier junger adeliger Herren von Streithorst an, mit denen er auf die Universität Helmstädt ging, wo er zwei Jahre verweilte. Hier hörte er die Vorlesungen des Professors Conring über Staatsrecht und ward mit seinem Landsmann Professor G. Calixt näher bekannt. 1658 ward er vom Herzog von Braunschweig zum Professor der Moralphilosophie an dieser Universität ernannt. Bei Errichtung der Kieler Universität ward vom herzogl. Minister v. Kielmannsegge sein Rath gewünscht und er siedelte nun 1665 nach Schleswig über, war bei der Einrichtung der neuen Universität sehr thätig und wurde darauf zum Professor des Natur- und Völkerrechts an derselben ernannt. Als der Herzog Christian Albrecht, wegen der Sequestration seines Landes, nach Hamburg flüchten mußte, berief er R. dorthin zu sich als herzogl. Rath. Dieser gab nun seine Kieler Professur auf, lebte fortan als Staatsmann und wurde vielfach zu Gesandtschaften verwandt, z. B. 1678 nach Nimwegen. 1680 ward er zum Staller von Eiderstedt ernannt. 1684 mußte er dem vom König eingesetzten Staller weichen, übernahm inzwischen Gesandtschaftsreisen nach Dresden, Regensburg, Nürnberg ꝛc. Nach dem Altonaer Vergleich konnte er 1689 wieder sein Amt als Staller antreten, in dem er dann bis an seinen Tod, am 13. December 1691 zu Friedrichsstadt, verblieb. — R. war Dr. jur. und hatte den Charakter eines Etatsraths, auch königl. schwedischen Hofraths. Zu Regensburg war ihm die Stelle eines Reichshofraths angetragen, die er jedoch ablehnte. Als Professor ist er vielfach schriftstellerisch thätig gewesen. Außer einer Reihe akademischer Disputationen erschienen von ihm Lehrbücher: „Introductio in jus Germanum“ Amsterdam 1680 und 1685. „Institutionum jurisprudentiae libri IV“, Kiel 1681. Auch edirte er Aristotelis Ethicorum ad Nicomachium libri X. Helmstedt 1660, Ciceronis de officiis cum comm. philosophico- juridico, Helmstedt 1661. Neue *Aufl. 1668 und 1686*. In Veranlassung der Streitigkeiten des Herzogs Christian

Albrecht mit dem König von Dänemark verfaßte er mehrere Staatsschriften. Davon sind gedruckt: „Wahrhafter Bericht desjenigen, was zwischen ihrer königl. Majestät zu Dennemark und des mitregierenden Herzogs zu Gottorf hochfürstlicher Durchlauchtigkeit a. 1675 zu Rendsburg und nachgehens vorgekommen“, 1677 und „Apologia causae et scriptorum Gottorfiensium“, 1679. —

R. hat eine ausführliche Autobiographie in Manuscript hinterlassen: Curriculum vitae ab ipso conscriptum. 40 Bogen. Eine Abschrift von O. H. Moller findet sich auf der Kieler Universitätsbibliothek. S.H. 170 (Ratjen, Handschriftenverzeichn. I, 283). Davon hat J. Ratjen einen Auszug geliefert im Archiv für St. u. K. Geschichte Schleswigholsteins I, 338 und III, 101. — G. H. Elend, vitae juriscons., qui in Chr. Alb. floruerunt Kiel 1734. — Moller, Cimbr. litt. I, 508. — Jöcher, Gelehrtenlex. III. — Krafft, husum. Kirchenhistorie 359. — Fehse, Norderdithm. Predigergesch. 465. — Hegewisch, Gesch. Schl.-Holst. 395. S. H. Prov. Ber. 1790, 1, 36. — Biernatzki's Volksbuch 1848, 66. — Kiel. Universitätschronik 1857, 7. — Feddersen, Eiderstadt 1854. Carstens.

Rack: R. (Rhagius), s. **Aesticampius**, Bd. I, S. 133.

Racknitz: Joseph Friedrich Freiherr v. R., geboren zu Dresden am 3. November 1744, erhielt eine vortreffliche Erziehung. Sein Vater war Hofmarschall beim Kurprinzen Friedrich Christian, seine Mutter eine geborne v. Flemming. Schon frühzeitig zeichnete er sich als Clavierspieler aus und studirte auch Composition. Siebzehn Jahre alt, trat er in sächsische Militärdienste und machte die Feldzüge von 1761 und 1762 mit, 1769 nahm er seinen Abschied, um sich ganz den Musen zu widmen; 1774 ward er Kammerherr und 1790 Hofmarschall, womit ihm als Directeur des plaisirs auch die Leitung der Capelle und des Theaters übertragen wurde. Er übte in dieser Stellung viel Einfluß auf die Musik- und Kunstkreise Dresdens aus. 1806 wurde er Oberküchenmeister, 1809 erster Hofmarschall. Als während der Kriegsereignisse König Friedrich August am 7. October 1813 Dresden verließ, wurde R. noch einmal während der Abwesenheit des Hofmarschalls Vitzthum v. Eckstädt die Direction bei dem Theater und der musikalischen Capelle übertragen, welche Verordnung auch das russische Gouvernement durch Rescript vom 14. December 1813 bestätigte und nur ihm und dem Capellmeister Morlacchi hatte man es zu verdanken, daß damals nicht nur keines der Institute aufgelöst wurde, sondern daß dieselben auch im Personalbestande keine erheblichen Veränderungen erlitten. Beide Ehrenmänner scheuten keine Mühen und Opfer, die Auflösung zu verhüten, ja R. schickte Morlacchi, als die Sachen am bedrohlichsten standen, selbst zu Kaiser Alexander nach Frankfurt, um diesem Befehl entgegen zu wirken. Bei der gänzlichen Erschöpfung der Kassen und der Nothwendigkeit, überall Ersparnisse eintreten zu lassen, konnte es nicht fehlen, daß das Generalgouvernement auch den Blick auf das Theater und die Capelle richtete und daß deren gänzliche Auflösung in Frage kam. R. sah die Mitglieder derselben als ihm anvertraute Menschen an und das Wohl ihrer Familien lag ihm am Herzen. Er mußte suchen, den Fürsten Repnin zu ihren Gunsten zu gewinnen und legte deshalb auch dessen Vergnügungen durch Schauspiele und Concerte keine Hindernisse in den Weg, denn Repnin war allerdings kein nordischer Barbar, sondern liebte Musik, wie überhaupt alle Künste. Auf diese Weise gelang es denn auch, die Capelle sowohl als das Theater, obschon man den Mitgliedern der erstern einige Wochen lang die Besoldung vorenthielt, gegen Abzüge oder andere Verluste der Art zu schützen. Die Ersparnisse sollten nun auf eine andere Weise erlangt werden und R. erhielt den Auftrag, Gutachten abzugeben, ob es nicht vor-

theilhafter sei, wenn der Staat die Administration der Theater übernehme und ein Intendant hierzu bestellt würde. Nach Ablauf mehrerer Monate wurde das erwähnte Gutachten abgegeben und durch Rescript vom 28. April 1814 eine Commission zur Erörterung der hierbei sowie zur Verbesserung der Capelle in Frage kommenden Gegenstände niedergesetzt, bei welcher R. das Präsidium erhielt. Diese Commission bestand außer ihm aus dem Generalmajor v. Vieth und dem Appellationsrath v. Körner. Später trat noch der Kammerherr v. Miltitz hinzu. Bei den Verhandlungen hatte die Commission über einzelne Gegenstände nach Befinden das Dafürhalten sachverständiger Personen, als des Geh. Secretär Winkler und des Capellmeister Morlacchi zu vernehmen. Ersterer führte auch die Protocolle. Am 8. Mai 1814 begannen die Sitzungen dieser Commission und dauerten bis zum 24. Mai 1815, wo sie durch Verordnung des preußischen Gouvernements, an das mittlerweile am 8. November 1814 durch Fürst Repnin das Generalgouvernement Sachsens abgegeben worden war, und zwar von dem preußischen Staatsminister von der Reck und dem Generalmajor v. Gaudi, aufgelöst wurde. Die Ergebnisse ihrer Verhandlungen in Bezug auf das Theater sind bekannt, nämlich daß das deutsche Schauspiel und die italienische Oper zur verbundenen Staatsanstalt erhoben und zum Intendanten der Geh. Secretär Winkler (Th. Hell) ernannt wurde. Der König genehmigte nach seiner Rückkehr am 7. Juni 1815 auf Bericht von R. sämmtliche neue Einrichtungen und Anstellungen, worauf der verdiente Mann seine Entlassung nahm. Er starb am 10. April 1818 in Dresden. Man kennt von ihm folgende litterarische Werke: „Briefe über das Karlsbad und die Naturprodukte der Gegend“. Dresden 1788. — „Ueber Kempelen's Schachmaschine“. Ebendas. 1789. — „Schreiben an einen Freund über den Basalt.“ Ebendas. 1790. — „Briefe über die Kunst an eine Freundin“. Mit Kupf. Dresden 1792. — „Darstellung der Geschichte des Geschmackes der vorzüglichsten Völker“. Leipzig 1796. — „Skizze einer Geschichte der Künste.“ Dresden 1812.

An Compositionen von ihm erschienen: „3 Sonaten für das Clavier“ Dresden 1790. — „12 deutsche und französische Tänze für Clavier“. Ebendas. 1790. — „12 Entreacte, arrangirt für das Clavier“. Ebendas. 1795.

Fürstenau.

Raczynski: Athanasius Graf R., einem vornehmen Adelsgeschlechte angehörig, ist als zweiter Sohn des polnischen Generalmajors Grafen Philipp R. und dessen Nichte Michalina Raczynska am 2. Mai 1788 in Posen geboren. In früher Kindheit durch den Tod der Mutter beraubt, wurde er mit seinem älteren Bruder Eduard, der sich später namhafte litterarische Verdienste erwarb, der Sorge naher Verwandten in Chobienice an der schlesischen Grenze überwiesen. Darnach leitete der Vater im Schlosse Rogalin die Erziehung und schickte die Söhne 1804 auf die Universität nach Frankfurt a/O. und im folgenden Jahre zur Fortsetzung der Studien nach Berlin. Während eines Aufenthaltes in Dresden 1806 wurde ihr Interesse für die Kunst geweckt. Nach der Schlacht bei Jena flüchteten sie nach Krakau. Als Freiwilliger betheiligte sich Graf Athanasius R. 1807 an der Belagerung von Danzig unter dem General v. Sokolnicki, trat im Frühjahr 1809 in das Ulanenregiment Tyskiewicz und wurde am 17. April d. J. zum Secondelieutenant im Regiment Laczynski befördert. Zwei Jahre später widmete er sich der diplomatischen Laufbahn. Zum königlich sächsischen Kammerherrn und Legationsrath ernannt, war er von 1813 bis 1815 Mitglied der Gesandtschaft in Kopenhagen und Paris. — Nach Polen heimgekehrt vermählte sich der Graf am 3. November 1816 mit Prinzessin Anna Radziwill, Tochter des Fürsten Dominik Radziwill. Dieser Ehe entstammen drei Kinder: Karl Eduard Nalecz Graf R., Majoratsherr auf Obrzitzko in Posen,

Gräfin Wanda Festetits und Gräfin Therese Erdödy. Die ersten Jahre nach seiner Vermählung verbrachte Graf R. auf Reisen im In- und Auslande und pflegte zugleich seine intimen Beziehungen zu den Vertretern hoher Aristokratie. Später trat er in preußische Staatsdienste und fungirte von 1830—34 als Geschäftsträger in Kopenhagen. Seit geraumer Zeit im Verkehr mit hervorragenden Künstlern und Gelehrten, unterzog er sich, durch Autopsie mit den Hauptwerken der lebenden Kunst vertraut, mit Eifer und Opferwilligkeit der schwierigen Aufgabe, die Entwicklung der deutschen Kunst in der neueren Zeit durch ein Gesammtbild zu verdeutlichen. Das für jene Zeit schätzenswerthe Werk: „Histoire de l'art moderne en Allemagne par Le Comte Athanase Raczynski.“ t. I—III. A Paris. Chez Jules Renouard, libraire. 1836—1841. Avec atlas in folio erschien gleichzeitig in deutscher Ausgabe unter dem Titel: „Geschichte der neueren deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von Friedr. Heinr. von der Hagen.“ 3 Bde. Berlin. Auf Kosten des Verfassers. 1836—1841. Der dem Gesammtwerke beigefügte Atlas enthält 38 Blatt Stiche und Lithographieen nach den wichtigsten Meisterwerken. Von Mai 1842—1848 lebte Graf R. als Gesandter in Lissabon. Neben seiner amtlichen Thätigkeit war er auch hier mit kunsthistorischen Forschungen beschäftigt, die er in den Werken „Les arts en Portugal. Lettres adressées à la société artistique et scientifique de Berlin, et accompagnées de Documents par le Comte A. Raczynski.“ Paris. Renouard. 1846, und im „Dictionnaire historico-artistique du Portugal pour faire suite à l'ouvrage ayant pour titre: Les arts en Portugal. Par Le Comte A. Raczynski.“ Paris. Renouard 1847 verwerthete. — Vom 26. April 1848 bis 26. August 1852 vertrat der Graf die Gesandtschaft in Madrid und bewährte sich in dieser diplomatischen Stellung durch Umsicht, Gewandtheit und Energie. Die auf seine Mission in Spanien bezüglichen Briefe und Depeschen sowie seine Correspondenz mit dem Marquis von Valdegamas Donoso Cortès sind vom Grafen Adhémar d'Antioche veröffentlicht. — Durch hohe Ehren ausgezeichnet zog sich Athanasius Graf R. im J. 1852 aus dem Staatsdienste in das Privatleben zurück und widmete sich vornehmlich wissenschaftlichen Arbeiten und der Verwaltung seiner umfangreichen Güter. — Zur Aufstellung seiner seit 1820 mit sachkundigem Blick gesammelten Gemäldegalerie alter und neuerer Meister hatte er bereits im J. 1844 ein Palais am Königsplatze vor dem Brandenburger Thor zu Berlin erbauen lassen, welches 1884 zu Gunsten des Reichstagsgebäudes niedergelegt ist. Die Sammlung hat seitdem ihre Aufbewahrungsstätte in der königl. National-Galerie gefunden. — In seiner politischen Gesinnung streng conservativ hielt Graf R. die Kräftigung des religiösen Bewußtseins im Volke, ferner die Pflege des Handels, der Industrie und Landwirthschaft für die geeignetsten Mittel zur Hebung allgemeiner Wohlfahrt und Beseitigung socialer Gefahren. Als Aristokrat im besten Sinne erwarb er sich im Leben durch Einfachheit seines Wesens, Offenherzigkeit und Wohlthätigkeitssinn zahlreiche Freunde, eingedenk des Wahlspruches des gräflichen Hauses: Vitam impendere vero. — Athanasius Graf R. starb hochbetagt infolge einer Lungenlähmung am 21. August 1874 zu Berlin und wurde auf dem St. Hedwigsfriedhofe daselbst beigesetzt.

Deux Diplomates. Le Comte Raczynski et Donoso Cortès, marquis de Valdegamas. Dépêches et correspondance politique 1848—1853 publiées et mises en ordre par Le Comte Adhémar d'Antioche. Paris 1880, p. III—XXVIII. — Verzeichniß der Gräflich Raczynski'schen Kunstsammlungen in der Königlichen National-Galerie. Berlin 1886. S. VIII—XVI.

v. Donop.

Radagais: Führer germanischer Schaaren, richtiger Ansicht nach nicht König, jedesfalls nicht König der sämmtlichen, von ihm befehligten, sehr verschiedenen Völkerschaften angehörigen Kriegerhaufen, weder König noch Herzog (= gekorener Oberfeldherr) eines einzelnen wandernden Volkes sondern abenteuerndes Haupt abenteuernder Haufen aus manchfaltigen Völkern, vielleicht oder sogar wahrscheinlich Herr einer Gefolgschaft, welcher aber — bei der geringen Zahl aller Gefolgen — der Menge nach — für die (auch nach Abzug aller Ueberschreitungen) offenbar sehr starken Massen, welche sich ihm angeschlossen hatten, verschwindend geringe Bedeutung zukam. Er war Heide und, wie sein Name bezeugt, Germane, vielleicht einer gothischen Völkerschaft angehörig: Gothen bildeten einen erheblichen Bestandtheil seiner Schaaren, welche auf 200,000 bis 400,000 Köpfe geschätzt werden, unter den 400,000 sollen 200,000 Gothen gewesen sein: die Zahl der zuletzt mit R. Eingeschlossenen wird auf 100,000—200,000 angegeben. Da wir nicht genau wissen, welche Völker, abgesehen von dem allgemeinen Ausdruck „Hunnen", „Gothen" und „Alanen", bei jenem Zuge betheiligt waren, ist es müßig, nach besonderen Gründen für diese besondere Bewegung zu suchen, neben den allgemeinen, welche um jene Zeit die Ausbreitungen der germanischen Stämme, ihr Drängen und Gedrängtwerden, verursachten. Zweifelhaft bleibt die Mitwirkung des R. bei dem Zug Alarich's von 401. Im J. 405 geschah der (allein fest stehende) Einbruch des R. in Oberitalien; seine Massen waren in drei Heere getheilt: Stilicho erschien plötzlich im Rücken von Radagais und machte zwei der Heere durch Gefechte oder Verhandlungen unschädlich: das dritte, unter R. selbst, ward bei Fiesole von Stilicho unter erheblicher Mitwirkung alanischer und hunnischer Hilfsvölker geschlagen, zwischen dem Arno und den Bergen eingeschlossen und durch Aushungerung zur Ergebung gezwungen. R. ward mit seinen Söhnen in der Gefangenschaft getödtet.

Quellen und Literatur bei Dahn, die Könige der Germanen II. 1861 S. 96 V. 1870 S. 37; daselbst auch über die angebliche Verbindung des R. mit Alarich's Einbruch von 400/401.

Dahn.

Radbertus: (Paschasius) R., Abt von Corbie. R. wurde, wir wissen nicht in welchem Jahre, etwa gegen Ende des 8. Jahrhunderts geboren. Unbekannt ist auch der Ort seiner Geburt, die seiner Mutter das Leben kostete. Von den Benedictinerinnen bei der Kirche der hl. Maria zu Soissons, wo wir also vielleicht seine Heimath zu suchen haben, wurde der verwaiste Knabe aufgezogen und dem Mönchsstande früh geweiht. In das Kloster Corbie unter dem Abte Adalhard, dem Vetter Karl's des Großen, trat er ein und erwarb unter diesem, einem Freunde Alkuin's als seinem Lehrer eine sehr ausgedehnte classische Bildung. Mit Cicero, Horaz, Terenz, Vergil und den christlichen Dichtern wurde er wohlvertraut, aber die edle Einfalt der Alten blieb ihm fremd, wenn er auch viel Werth auf die Form legte, er liebte einen dunkeln, weitschweifigen und überladenen Stil. Als Adalhard, der zuerst die Ungnade Ludwig's des Frommen auf sich gezogen, nach langer Verbannung 822 in sein Kloster zurückgekehrt war und sich in diesem Jahre nach Sachsen begab, um die neue Corbeja (Korvei) fester zu begründen, begleitete ihn auch R. und besuchte mit ihm das anmutige Thal an der Weser, in welchem bald der Grund zu der neuen Stiftung gelegt wurde. R. wirkte übrigens als Klosterlehrer, zu seinen Schülern zählten der jüngere Adalhard, Anskar, die späteren Bischöfe Hildemann und Odo von Beauvais und Warin, Abt von Korvei. Das Vertrauen der Brüder wie des Kaisers beauftragte ihn öfters mit wichtigen Sendungen und nach dem Tode des Abtes Isaak wurde er (nach 842) selbst zum Abte von Corbie gewählt, indem er jedoch nur, wie einst Alkuin, die Weihe zum Diakonus empfangen

hatte. Als Abt nahm er an Synoden der Jahre 847 und 849 theil, legte aber sein Amt, dessen praktische Geschäfte ihn ausschließlich in Anspruch nahmen, nach kaum zehnjähriger Führung freiwillig nieder, da die Strenge, mit welcher er die Ordensregel durchsetzen wollte, Unzufriedenheit und Spaltung hervorrief. Der Rest seines Lebens war litterarischen Arbeiten gewidmet, sein Todesjahr wird nicht überliefert, doch scheint es nach 856 gefallen zu sein, er starb am 26. April. In Folge der Wunder, die an seinem Grabe geschehen sein sollen, wurden seine Reste 1070 feierlich beigesetzt und er selbst unter die Heiligen erhoben. R. legt sich in seinen Schriften auch den Namen Paschasius bei, wahrscheinlich im Anschluß an die von Alkuin herrührende Sitte der beliebig gewählten Beinamen, nach welcher z. B. Adalhard Antonius genannt wurde. Radbert's Vorliebe für dieselbe ergibt sich auch daraus, daß er seinen Schüler Warin Placidius nennt. Von den Werken Radbert's sind für die Nachwelt die geschichtlichen am wichtigsten und anziehendsten. Außer der schwülstigen Leidensgeschichte der Märtyrer Rufinus und Valerius, die im J. 287 im Gau von Soissons hingerichtet wurden, gehört hieher namentlich das Leben des Abtes Adalhard von Corbie († 826), welches R. nach dem Muster des hl. Ambrosius in den ersten Monaten des Jahres 826, kurz nach dem Tode jenes verfaßte. Die politische Thätigkeit Adalhard's tritt in dieser durchaus lobrednerisch gehaltenen Biographie, die vor allem die Tugenden des Mönches verherrlichen will, mehr als billig zurück. An das Leben Adalhard's schließt sich eine Todtenklage als Ergänzung an, nach dem Muster der fünften Ekloge Vergil's verfaßt, in welcher Fillis und Galatea als Vertreterinnen der alten und neuen Corbeja im Wechselgesange ihrem Schmerze Ausdruck geben.

Viel inhaltreicher und wichtiger als das Leben Adalhard's ist das von R. verfaßte Leben seines jüngern im J. 836 verstorbenen Bruders und Nachfolgers Wala oder, wie er ihn nennt, Arsenius, für welches er sich nach dem Vorbilde des hl. Hieronymus richtete. Das Werk zerfällt in zwei zu verschiedenen Zeiten verfaßte Bücher, die nicht aus einer fortlaufenden Erzählung bestehen, sondern nach dem Vorgange Cicero's die Form eines Gespräches zwischen R. und einigen Klosterbrüdern von Corbie haben. Wala, ursprünglich Krieger dann Mönch und Abt, eines der Häupter, ja vielleicht das geistig hervorragendste Haupt der Partei, welche im Anschluß an die Thronfolgeordnung von 817 unter der Leitung Lothar's die Einheit des Reiches erhalten wollte, wird in allen seinen Handlungen von R. als seinem treuen Verehrer und Begleiter gerechtfertigt und verherrlicht, die Gegenpartei, also namentlich die Kaiserin Judith und Graf Bernhard geschmäht und herabgesetzt. Aus Vorsicht wegen etwaiger übler Folgen nennt R. keine seiner Personen mit ihrem wirklichen, sondern alle mit erdichteten Namen, er gefällt sich in vielfachen Abschweifungen, weitläufigen Betrachtungen über die Leiden seiner Zeit, die er als Wirkung der früheren Ereignisse auffaßt. Seiner Glaubwürdigkeit steht im Wege, daß er in den Wirren des Reiches durch und durch Parteimann war und daß er, wenn auch sehr wohl unterrichtet und oft Augenzeuge, der tieferen politischen Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten öfter entbehrte, wie er denn stets eine erbauliche Absicht verfolgte. Dennoch verdanken wir ihm eine Fülle der werthvollsten Belehrungen und Einblicke in die bewegenden Ideen der Zeit.

Aelter ihrer Entstehung nach als diese historischen Arbeiten Radbert's sind die ersten 4 Bücher seines Commentars zum Evangelium des Mathäus, die er noch als Mönch dem Mönche Guntland von St. Riquier widmet, das fünfte bis zwölfte dagegen fallen (nach 856) in die Zeit nach Niederlegung der Abtswürde. Wie Raban gibt er großentheils eine Blumenlese aus den Vätern, denen er aber auch vieles Eigene, namentlich Anspielungen auf

die Leiden und Drangsale seiner Zeit beimischt. Die Erklärung ist mehr eine sachliche und praktische als allegorische. Noch als Abt und zwar kurz nach der normannischen Plünderung von Paris im J. 845 schrieb er für den Greis Odilmann seine Auslegung zu den Klageliedern Jeremiä in 5 Büchern, die ihm gleichfalls Gelegenheit zu manchen Herzensergießungen bot. In diesem Werke ebenso wie in dem ausführlichen Commentare zum 44. Psalm, den er der Aebtissin Imma von Soissons zueignete, herrschte wieder mehr die Allegorie. In die Zeit der Verbannung Wala's, d. h. zwischen 831 und 833, fällt die auf Wunsch des Abtes Warin von Korvei entstandene, dogmatisch sehr wichtige Schrift über das Fleisch und Blut des Herrn, die als die erste zusammenfassende Abhandlung über diesen Gegenstand den ersten Streit über das Abendmahl veranlassen sollte. Die Verwandlungslehre, die in der katholischen Kirche immer mehr die Herrschaft gewann, wird von ihm umfassender als ein unsichtbares Wunder begründet und mit Vorstellungen Augustin's verbunden, die davon grundverschieden waren. Zu den dogmatischen Gegnern dieser Auffassung gehörte Ratramnus, selbst ein Mönch von Corbie. Nachdem das Werk Radbert's schon eine größere Verbreitung gefunden, überreichte er es, wahrscheinlich zu Weihnachten 844, dem Könige Karl dem Kahlen auf dessen Wunsch, da dieser an allen theologischen Fragen einen lebhaften Antheil nahm. Eine Ergänzung zu der eben erwähnten Schrift bildet das Schreiben Radbert's an den Mönch Frudegard, in dem er Zweifel an seiner Lehre zu widerlegen sucht. In diesen Kreis gehört auch die Schrift über die übernatürliche Geburt Christi.

Ebenfalls bevor R. Abt wurde, schrieb er auf Aufforderung Warin's die drei Bücher über den Glauben, die Hoffnung und die Liebe, die man vorzugsweise als eine Verarbeitung Augustinischer Lehrsätze bezeichnen kann. In seinen theologischen Arbeiten zeigte R. durchweg eine sehr anerkennenswerte Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Patristik, wie ihm denn selbst Tertullian bekannt ist und seine, wenn auch wesentlich auf älteren Gewährsmännern beruhenden Schriften haben speculativ anregend und befruchtend gewirkt. Als Dichter ist R. unbedeutend, außer der Ekloge verfaßte er nur einige poetische Widmungen, wie sie damals gebräuchlich waren. In einem schwungvollen Gedichte pries sein Freund Engelmodus, der spätere Bischof von Soissons (862—864), die Beredtsamkeit, die Hilfsbereitschaft, den hohen Sinn Radbert's. Werthlos ist eine kurze Biographie desselben, die dem Kloster Corbie und dem 12. Jahrhundert angehört (M. G. SS. XV, 452—454). Die Werke Radbert's gab, jedoch nicht vollständig, Sirmond heraus, Paris 1618, wiederholt bei Migne, Patrol. 120, die Gedichte neuerdings Traube (Poetae latini aevi Carolini III, 38—53) mit beachtenswerther Einleitung. „Die Vita Walae als historische Quelle" behandelte in seiner Dissertation Rodenberg, Göttingen 1877, doch wird damit wol noch nicht das letzte Wort gesprochen worden sein.

Vgl. ferner Sardemann, der theologische Lehrgehalt der Schriften des Pasch. Radb., Marburg 1877; den Artikel Radbertus in Herzog's Real-Encyklopädie XII, 474—483. — Ebert, in der Geschichte der Litteratur des Mittelalters II, 230—244. — Wattenbach, in den Geschichtsquellen Deutschlands I, 236.

Ernst Dümmler.

Radbod: s. Ratbod.

Radbod, Bischof von Utrecht (899—917). R., der Sprößling einer vornehmen fränkischen Familie, empfing seinen Namen von dem alten heidnischen Friesenherzog Radbod († 719), der der Ahnherr seiner Mutter gewesen war. Als ein begabter Knabe wurde er frühzeitig seinem mütterlichen Oheim, dem Erzbischofe Gunther von Köln (850—864), zur Erziehung übergeben, der als ein

Freund und Gönner der Studien gefeiert wird, bis seine Beihilfe zur Scheidung Lothar's II. ihn ins Verderben stürzte. Gleich anderen Söhnen edler Geschlechter begab sich R. zu seiner weiteren Ausbildung an den Hof Karl's des Kahlen, des westfränkischen Herrschers, wo er an Manno, dem damaligen Leiter der Hofschule (später Propst von St. Claude) einen sehr gelehrten Lehrer und an Stephan und Mancio, den nachmaligen Bischöfen von Lüttich und Chalon, ausgezeichnete Mitschüler fand. Nach dem Tode Karl's († 877) kehrte R. zu seinen Verwandten in den Lommagau (um Namur) zurück, in welchem wir, wie es scheint, seine Heimat zu suchen haben, auch lebte er zeitweise in der Umgebung des berühmten Abtes Hugo von Tours († 886), der zwar auch in der Dialektik und Rhetorik gerühmt wurde, vornehmlich aber unter den Enkeln Karl's des Kahlen und unter Karl III. als die Seele des westfränkischen Staates sich die größten Verdienste erwarb. R., über dessen nächste Schicksale Dunkelheit verbreitet ist, wurde nach dem Tode des Bischofs Odilbald im J. 899 auf den Stuhl von Utrecht erwählt und von Arnolf bestätigt. Der Sitz des Bisthums befand sich jedoch damals nicht an der altgeweihten Stätte, welche durch die Normanneneinfälle völlig verödet war, sondern in Deventer. R. ließ sich als Bischof alle geistlichen Tugenden, namentlich auch die Mildthätigkeit auf das strengste angelegen sein, er übte die größte Enthaltsamkeit in den Speisen und trank nur Wasser, dagegen hielt er sich von dem Hofe fern und suchte weltliche Geschäfte als mit seinem priesterlichen Berufe unvereinbar, soviel wie möglich, zu vermeiden. Man schrieb ihm unter andern Gaben vorzüglich die der Weissagung zu: so soll er vorher gesagt haben, wie es durch Otto den Großen geschah, daß die westfränkischen Könige sich unter das deutsche Kaiserthum beugen würden, doch nicht für immer. Sein eigenes Ende sah er drei und ein halbes Jahr sicher voraus und wiederholt bezeichnete er den Jüngling Baldrich, den Sohn des Grafen Ricfrid, der öfter bei ihm verkehrte, in prophetischem Geiste als den, der dazu berufen sein würde, das Bisthum und den Bischofssitz aus dem Verfalle wiederherzustellen und durch viele Schenkungen zu schmücken und zu bereichern. Wenn wir uns erinnern, daß Baldrich der Lehrer Bruno's, des Bruders Otto's des Großen, wurde und daß dieser mit Recht als einer der wesentlichsten Erneuerer der Studien in Deutschland gepriesen wird, so leuchtet ein, daß durch diese Verzweigung das Licht, welches von der Hofschule Karl's des Kahlen ausging, seine wohlthätigen Wirkungen weit über unser Vaterland erstreckte. R. starb, schon längere Zeit kränkelnd und hochbejahrt, am 29. Nov. 917 zu Ootmarsum in Overyssel, einem seiner Lieblingsorte, und wurde unter sehr lebhafter Theilnahme der Bevölkerung in Deventer beigesetzt.

Das Andenken Radbod's wurde der Nachwelt nicht nur durch einen Biographen erhalten, der etwa ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode uns schätzbare Nachrichten über ihn überlieferte (M. G., SS. XV, 568—571), sondern auch durch eigene Schriften. Wie er ein großer Verehrer der Heiligen, ein Dichter und Musiker war, so hat er vorzüglich zu Ehren jener theils Predigten in Prosa theils Verse und Gesänge verfaßt. So verherrlichte er Swidbert, den Apostel des bergischen Landes, den angelsächsischen Glaubensboten Liafwin (Lebuin), den hl. Servatius und Amalberga, sowie ein Wunder des hl. Martin, durch welches im J. 903 die Stadt Tours vor den stürmenden Dänen errettet worden sein soll. Ansprechender und gemüthvoller als die Verse zum Preise der Heiligen, die jedoch ein fleißiges Studium des Vergil und eine gute metrische Bildung verrathen, ist sein in dieser Zeit ganz vereinzelt stehendes Gedicht auf die Schwalbe. Auch über die Ereignisse des Jahres 900 hinterließ er eine kurze Aufzeichnung. Sein früherer Mitschüler Stephan zeichnete sich ebenfalls als lateinischer Dichter aus.

Ueber Radbod handeln: Wattenbach in den Geschichtsquellen Deutschlands 5. Aufl. I, 349 und Ebert in der Geschichte der Literatur des Mittelalters III, 184—188.

Ernst Dümmler.

Radbröck: Heinrich R. war der letzte Abt, seit 1521, des großen Cistercienser-Feldklosters de rivo St. Mariae oder de domo St. Mariae zu Scharnebeck bei Lüneburg, der sich mit seinem ganzen Convente der lutherischen Lehre zuwandte, so daß aus diesem eine größere Anzahl evangelischer Prediger und Küster hervorging. Am 29. Juni 1529 übergab er sein Kloster mit allen, freilich schon 1524 und 1526 durch den Herzog und auffallender Weise durch den eifrig katholischen Erzbischof Christoph von Bremen (im „Alten Lande") geschmälerten Besitzungen und Einkünften gegen Sicherstellung „ziemlichen" Unterhalts, auch Zusicherung der bisherigen Leistungen an die „Pröbener", freiwillig Herzog Ernst dem Bekenner. Er selbst zog sich auf den ihm überwiesenen Scharnebecker Klosterhof in Lüneburg zurück, der in alter Verbindung mit der Pfarrkirche St. Nicolai stand, die zuerst dem Lutherthum geöffnet wurde. Hier „beflißt er sich der Predigt des Evangelii"; von 1530 an muß er beim allmählichen Siege der Evangelischen, ob vom Rathe ernannt oder in Folge seiner angesehenen Stellung, als Superintendent über die Prädicanten gewaltet haben. 1531 ist er sicher schon Superintendent, denn Urbanus Rhegius nennt ihn selber so. Den letzteren hatte der Rath zur endgültigen Reformation der Kirchen sich vom Herzoge erbeten, doch erhielt er ihn im Sommer 1531 nur auf ganz kurze Zeit; unfraglich nahm Urbanus damals, wie bei seiner zweiten Anwesenheit 1532, R. gegenüber die Stellung eines Generalsuperintendenten ein. R., der inzwischen als erster Kleriker in Lüneburg sich verheirathet hatte, war als Stadtsuperintendent zugleich Hauptpastor zu St. Johannis, wo schon vorher Hartwich Eckeberg sich der Reformation zugewandt hatte. R. zog die geistlichen Lehen im Weichbilde der Stadt, mit Ausnahme einer Anzahl von auswärtigen Patronen abhängiger Vicarien, ein und vereinigte sie zu einem „Kirchenkasten" für Kirchen, Schulen und fromme Zwecke, dessen Bestätigung Urbanus durchsetzte. 1535 nahm R. als Vertreter der Lüneburger Geistlichkeit an dem bekannten Hamburger Convente über Ordnung des Gottesdienstes und Maßnahmen gegen die Wiedertäufer theil und unterschrieb die Beschlüsse. 1536 starb er und wurde zu St. Johann begraben. Sein Nachfolger als Superintendent wurde Pfingsten 1537 Paul Rhoda oder Roda, der später Gerneralsuperintendent in Stettin wurde.

Pfeffinger 1, 256. — Archiv des Vereins f. Gesch. 2c. zu Stade 3, S. 329 ff. — Bertram, Reform.- u. Kirchengesch. v. Lüneburg. — Wallis, Abr. der Reform. Gesch. d. Stadt Lüneb. — Westphalen, III. S. 1100. — Schlöpken Chron. v. Bardewich S. 360 f. — Das gleichzeitige Chron. manuscr. Schomakers. — Lucas Lossius, Lunaeburga Saxoniae (1566) S. 76. — Havemann, Gesch. Braunschw.-Lüneb. II. S. 118—122.

Krause.

Radegg: Rudolf v. R., Scholasticus von Einsiedeln. Die Ruinen der Burg Radegg liegen im Kanton Zürich am steilen Abhang des Irchel, wo derselbe sich in den Rhein senkt. Doch gab es auch eine Burg Radeck auf der andern Seite des Rheins im Wangenthal bei Neunkirch, deren Besitzer Bürger zu Schaffhausen waren. Es läßt sich nicht mehr festsetzen, von welchem dieser beiden Orte unser Rudolf herstammte. Er nennt sich einen Zögling von Rheinau. In Einsiedeln erscheint er zuerst am 6. April 1311 als betheiligt bei einem Streite auf dem Brühl zwischen den Conventherren des Klosters und zwei Landleuten von Schwyz, wobei die Letztern verwundet wurden. Kopp erklärt übrigens dieses Geschichtchen als Tschudi's eigene Erfindung. Zum Kloster Ein-

iedeln, dem damals Abt Johannes von Schwanden 1298—1326 vorstand, gehörten nur sieben Mönche, zu denen Rudolf nicht zählte, wie oft irrthümlich angegeben wird. Er war nur Schulmeister und nicht Priester, sondern einfacher Kleriker; über seine Lehrthätigkeit ist aber Nichts bekannt. Das Kloster war seit vielen Jahren mit den Nachbarn von Schwyz wegen der beiderseitigen Grenzverhältnisse in Streit verwickelt, welcher in der letzten Zeit vielfach zu Thätlichkeiten geführt hatte. Es kam so weit, daß in der Nacht von Epiphanie, 6. auf den 7. Januar 1314 die Schwyzer unter Anführung des Landammans Werner Stauffacher das Kloster überfielen, plünderten und vielerlei Rohheit verübten. Der Abt war in Pfäffikon abwesend. Die anwesenden Mönche wurden gefangen und sammt dem Pfarrer und Schulmeister in Schwyz eingekerkert. Graf Rudolf von Habsburg, Herr zu Rapperswil, verwandte sich bei den Schwyzern um die Freilassung der Gefangenen, „aber sunderlich umb Meister Rudolf den Schulmeister, der uns von Eigenschafft anhöret". Nach elfwöchentlicher Gefangenschaft wurden dieselben gegen Urfehde frei gelassen. Rudolf schildert diese Begebenheiten in einem lateinischen Gedichte „Capella Heremitana" von mehr als 1700 Versen. Es zerfällt in eine Vorrede und vier Bücher, wovon das erste das Lob des Gotteshauses, das zweite das Lob des Abtes, das dritte in scholastischer Manier das Lob der Siebenzahl mit Beziehung auf die sieben damaligen Capitularen, das vierte den oben erwähnten Ueberfall besingt. Das Gedicht ist werthvoll als ausführliche Geschichtsquelle aus der Zeit der Entstehung des Schweizerbundes, aber auch, trotz den gewöhnlichen Gebrechen der damaligen lateinischen Schulpoesie, als litterarisches Denkmal, das nicht ganz ohne poetischen Gehalt ist und öfters humoristische Züge aufweist, die neben dem tragischen Inhalte um so stärker hervortreten. Man hat R. wol der Parteilichkeit gegen die Schwyzer verdächtigt, wogegen er seine Aufrichtigkeit rühmt (IV, 748 seqq.):

„Hic nihil est fictum, quare velamine nullo
Indiget hoc carmen, pallia nulla ferens.
Ut res est gesta, sic scripsi, sicque legatur,
Sic recolatur, sic permaneatque simul."

Die einzige Handschrift, im J. 1444 geschrieben, befindet sich im Klosterarchiv von Einsiedeln. Ihr ist ein Commentar beigegeben, welcher auf Verwendung des Gedichts beim Unterricht in der Rhetorik und Poetik schließen läßt. Nachdem Hemmerlin in seiner Schrift gegen die Schwyzer, Hartmann in seinen Klosterannalen und Kopp das Gedicht benutzt hatten, wurde dasselbe nach Ueberwindung vieler Bedenken — früher wäre die Veröffentlichung als Staatsverbrechen angesehen worden — von P. Gall Morel im 10. Bande des Geschichtsfreund herausgegeben und mit allen wünschbaren Erläuterungen versehen. Vom dritten Buche sind übrigens nur die 30 letzten Verse, die allein geschichtlich von Interesse sind, abgedruckt. Eine deutsche Uebersetzung des wichtigsten vierten Buches gab mit unwesentlichen Auslassungen Götzinger im Neuen Schweizerischen Museum. Sonst ist von Radegg's Schriften nur noch der Anfang einer lateinischen Sequenz auf den heiligen Meinrad erhalten. Er war nach 1327 Scholasticus in Einsiedeln und vermachte sein Haus in Rheinau dem dortigen Kloster.

P. Gallus Morel, Johannes von Schwanden und seine Zeit, besungen von Meister Rudolph v. Radegg. D. Geschichtsfreund. Einsiedeln 1854. Bd. 10, S. 170—231. — Götzinger, Capella Heremitana. Neues Schweizerisches Museum, Bern 1863, Bd. 3, S. 282—306. — P. G. Morel, Geschichtliches über die Schule in Einsiedeln. Progr. das. 1855. S. 14, 15. — Ders., Regesten von Einsiedeln. — Rueger, Chronik der Stadt und Land-

schaft Schaffhausen. Buch V, C. 8. Buch VII, C. 16. — Stumpf, Chronik, 2. Aufl. Th. II, Buch V, Bl. 452. — Tschudi, Chronicon I, 257 ff. — Hohenbaum van der Meer, Kurze Gesch. d. Gotteshauses Rheinau, 101, 103. — Faßbind, Gesch. d. Kant. Schwyz, I, 168 ff. — Kopp, Gesch. d. eidgen. Bünde 4, 1, 247; 2, 18—23. — Ders., Urkunden II, 65—78. — v. Mülinen, Prodomus einer schweiz. Historiographie 89. — O. Lorenz, Deutschl. Geschichtsq. I, 3. Aufl., 79. — Cod. Einsidl. 114, p. 189.

P. Gabriel Meier.

Radegunde von Thüringen († 587). R., die erste Christin deutschen Stammes, über deren Gemüthsleben wir genauer unterrichtet sind, war die Tochter des Thüringerkönigs Berthachar, der der Sage nach durch seinen älteren ehrgeizigen Bruder Irminfrid des Lebens und der Herrschaft beraubt wurde, denn ihr Großvater Basin oder Bessin hatte (um 500) das Reich einst unter seine drei Söhne Baderich, Irminfrid (Hermanfrid) und Berthachar getheilt. Von der Macht dieser Fürsten ist in dem heutigen Thüringen nur der Kern übrig geblieben, sie erstreckte sich einst im Norden bis zum Harze, im Süden bis über das Mainland. Irminfrid's unersättliche Gier, die mit fränkischer Hülfe auch Baderich beseitigte, verwickelte ihn alsbald im J. 531 in einen Krieg mit seinem vorherigen Verbündeten, dem Frankenkönige Theoderich, der durch den Besitz Hessens ein Nachbar Thüringens war. Theoderich und als sein Bundesgenosse sein Bruder Chlotachar II. überzogen Thüringen mit Krieg und bereiteten durch zwei oder drei Schlachten, von denen die letzte an der Unstrut bei Burgscheidungen geschlagen wurde, der Selbständigkeit des thüringischen Reiches den Untergang. Zerstört wurde die Königsburg, die wir wahrscheinlich in Scheidungen zu suchen haben, und die königliche Familie auseinander gerissen. Während Irminfrid als Gefangener in Zülpich bald darauf ein gewaltsames Ende fand, floh seine ostgothische Gemahlin Amalaberga mit ihren Kindern nach Italien, wo gerade ihr Bruder Theodahad regierte, die Kinder Berthachar's dagegen, die am Hofe Irminfrid's bisher aufgewachsen waren, Radegunde nebst einem Bruder gehörten zur Kriegsbeute und fielen, nachdem die Könige über sie in heftigen Zwist gerathen waren, auf das Loos Chlotachar's. Dieser führte Radegunde auf das Krongut Athies an der Somme und ließ sie, die mit ihrem Volke bisher heidnisch gewesen zu sein scheint, im Christenthum erziehen. Sie ergriff nicht bloß mit Inbrunst die christliche Lehre, sondern sie eignete sich auch die lateinische Sprache und Bildung an. Zur lieblichen Jungfrau erblüht, mußte sie zu Soissons Chlotachar ihre Hand reichen, der ebenso grausam und zügellos war wie die meisten Merowinger und thatsächlich in Vielweiberei lebte. Nur gezwungen schloß sie diese Ehe, die ihr keine Befriedigung gewähren konnte und bald bemerkte Chlotachar, daß er keine Königin, sondern eine Nonne zur Frau habe. Werke der christlichen Mildthätigkeit, mit der größten Hingebung ausgeübt, füllten ihre Stunden. Allem fürstlichen Aufwande, allem Schmucke völlig abgeneigt, lebte sie, soweit sie es verstohlen thun konnte, wie eine entsagende Büßerin und wurde schon am Hofe fast wie eine Heilige verehrt. Nach einigen Jahren zerriß das Band dieser freudlosen Ehe, als Chlotachar Radegunde's einzigen Bruder, der als Jüngling sein Glück in Constantinopel hatte versuchen wollen, auf ihre Bitte jedoch bei ihr geblieben war, meuchlings ermorden ließ. Die Königin floh den Gatten, dem nichts heilig war, und indem sie sich an den heiligen Bischof Medardus zu Noyon wendete, bat sie diesen inständig, sie zur Nonne zu weihen. Trotz seines Widerstrebens, trotz der Drohungen ihres Gefolges wußte sie es durchzusetzen, und es gelang ihr später durch Vermittelung des Bischofs Germanus von Paris, ihren Gatten zu erweichen und Befreiung von ihm zu erlangen, wie auch Förderung

ür ihre Stiftungen. Hierauf begann sie nach längerem Aufenthalte an verschiedenen heiligen Stätten vor den Thoren von Poitiers den Bau eines stattlichen, von Mauern und Thürmen umgebenen Frauenklosters, dem sie den größeren Theil ihrer reichen Besitzungen zuwendete. Andere dienten zur Errichtung eines Mönchsklosters in Tours und auch eine Kirche der Jungfrau als Grabstätte der Nonnen wurde in Poitiers erbaut. Nach der Regel der Cäsaria von Arles wurde die neue Genossenschaft geordnet, deren Leitung als Aebtissin jedoch nicht Radegunde übernahm, so sehr sie die Seele derselben blieb, sondern ein von ihr in ihrem Sinne erzogenes junges Mädchen Namens Agnes. Von dem Tage ihrer Verschleierung an führte Radegunde ein Leben von übermäßiger und kaum erträglicher Kasteiung, so daß selbst Cäsaria sie vor Uebertreibung warnte: sie lebte fast nur von Pflanzenkost und genoß als Getränk nur Wasser mit etwas Honig vermischt oder Birnenmost, sie schlief auf einer groben Haardecke, die über eine Streu von Asche gebreitet war, ja in der Fastenzeit, in welcher sie die Entsagung zu steigern pflegte, fügte sie sich sogar körperliche Martern zu. Im Beten, im Psalmengesange, auch bei Nacht, und im Lesen heiliger Schriften übertraf sie alle Schwestern weit an unermüdlicher Ausdauer. Sie bediente übrigens alle andern und übernahm mit Vorliebe die niedrigsten Verrichtungen der Mägde. Neben den Almosen übte sie unter den Liebeswerken besonders die Pflege der Kranken und kein noch so ekelhaftes Leiden vermochte sie von körperlicher Berührung abzuschrecken. Das Kloster füllte sich mit den Töchtern des fränkischen Adels, deren Zahl bei ihrem Tode etwa 200 betrug, ein wilder und trotziger Geist zog vielfach mit ihnen in die frommen Mauern ein, der nach dem Ende der Stifterin manches Aergernis hervorrufen sollte. Aufs eifrigste widmete sich Radegunde, die ja selbst eine feinere Bildung besaß, ihrer Belehrung. Der Verkehr mit der Außenwelt war ihr keineswegs ganz versagt und würdige Gäste wurden an der Klostertafel gern gesehen. Zu den Freunden der Stiftung, die in ein dauerndes Verhältniß zu ihr traten, gehörte namentlich der italienische Priester und Dichter Venantius Fortunatus, der, aus der Gegend von Treviso gebürtig, durch eine von ihm gelobte Wallfahrt zum Grabe des h. Martin im J. 565 nach Tours gezogen worden war. Er besuchte auf dieser Reise als willkommner Gast die fränkischen Pfalzen und Bischofssitze, die genossene Gastfreundschaft durch zierliche Verse erwiedernd und kam endlich auch nach Poitiers, das er zu seiner zweiten Heimath wählte. Hier trat er zu Radegunde und Agnes, die er mit den Namen einer Mutter und Schwester ehrt, in ein geistliches und tadelloses Freundschaftsverhältniß inniger Art. Er besorgte Geschäfte, welche die äußere Stellung des Klosters mit sich brachte, und verfaßte Briefe oder Gedichte im Auftrage der Freundinnen. Er besang sowohl den Untergang des thüringischen Reiches, dessen letzter Königssproß Amalafrid im byzantinischen Dienste endete, als auch das freudevolle Ereigniß, daß auf Radegunde's Bitte das byzantinische Kaiserpaar Justin II. und Sophia nebst einem prachtvollen Evangelienbuche ihr ein Stückchen von dem vermeintlich echten Kreuze Christi, der kostbarsten aller Reliquien, im J. 569 übersandten. Nach dieser wurde Radegundens Stiftung fortan das Kloster zum heil. Kreuze benannt. Die treue Anhänglichkeit Fortunat's, der später zu der Würde eines Bischofs von Poitiers erhoben ward, wurde von Seiten der Freundinnen durch mancherlei Gaben, namentlich auch Erzeugnisse ihrer Kochkunst, erwiedert, für welche er sich durch schmeichlerische Verse zu bedanken pflegte. Jedenfalls zeigt uns dieser Verkehr mit einem der hervorragendsten Schriftsteller dieser trüben Zeit, daß R. neben ihren übertriebenen Bußübungen für geistige Anregung ebenso empfänglich war, als sie dieselbe andern mitzutheilen verstand.

Am 13. August 587 starb die Königin im Nonnenkleide, durch die Kraft ihrer Liebe schon bei ihren Lebzeiten und weit darüber hinaus, ja bis auf den heutigen Tag herab als eine Wunderthäterin verehrt. In ihrer Aufopferung und Hingabe erscheint sie uns gleichsam wie eine Vorgängerin der heil. Elisabeth von Thüringen, ihr Wirken war jedoch bei weitem fruchtbringender und ausgedehnter, weil es einer zahlreichen Genossenschaft ein unnachahmliches Beispiel gab. Fortunatus hat der Freundin nicht bloß in seinen an sie gerichteten oder in ihrem Namen verfaßten Gedichten ein litterarisches Denkmal gesetzt (Venanti Fortunati opp. ed. Leo p. 179, 193, 258, 271), sondern auch durch eine Biographie, zu welcher die Nonne Baudonivia auf den Wunsch der Schwestern aus eigener genauer Kunde (nach 600) ein zweites Buch als Ergänzung hinzugefügt hat (herausgeg. von Krusch SS. rerum Merovingicar. II, 358—395). Außerdem verdanken wir dem Bischofe Gregor von Tours, dem Freunde Fortunat's, werthvolle Nachrichten über R., deren Klosterleben ebenso klar vor uns steht, als ihre Jugend in Dunkel gehüllt ist.

Vgl. über sie meinen Aufsatz im Neuen Reich II, 641—656 (1871) und die Einleitung von Krusch.

Dümmler.

Rademacher: Johann Gottfried R., Arzt, ist am 4. August 1772 zu Hamm in der Grafschaft Mark geboren. Sein Vater bekleidete die Stelle eines Gerichtsdirectors, seine Mutter war eine Tochter von H. Chr. Brande, der bei Lebzeiten Apotheker des Königs von England gewesen war und auch in der Heilkunde ein nicht gewöhnliches Maß von Kenntnissen besessen hatte. Seine erste Ausbildung erhielt R., der in der Jugend oft kränkelte und eine überaus zarte und schwächliche Constitution besaß, in seiner Vaterstadt; später kam er in die lateinische Schule nach Schwelm. Im Alter von 18 Jahren bezog er die Universität Jena zum Studium der Medicin. Die Erzählungen der Mutter über den frühverstorbenen Großvater, dessen Studien, Reisen und Lebenserfahrungen, sowie gewisse Rücksichten auf seinen Gesundheitszustand mögen bei R. wohl die Neigung zum Studium gerade der Heilkunde angeregt haben. Er hörte bei Loder, Gruner, Stark, Bretschneider und besonders bei dem von Weimar eben nach Jena berufenen Hufeland. 1794 promovirte er mit einer Dissertation über den Unterschied zwischen dem Rheumatismus und der Gicht, ging in demselben Jahre nach Berlin, wo er ein Jahr lang zu seiner weiteren Ausbildung zubrachte und das Staatsexamen absolvirte. Nachdem er dann kürzere Zeit in Cleve als Arzt prakticirt hatte, ließ er sich 1797 in Goch, einem Städtchen am Niederrhein unweit der holländischen Grenze, nieder, übernahm das Stadtphysicat und die Armenpraxis und war hier 53 Jahre lang bis zu seinem Lebensende ununterbrochen und ausschließlich in seinem Berufe (darunter 40 Jahre lang als einziger Arzt der Stadt und näheren Umgebung) als vielbeschäftigter und besonders auch wegen seines fleckenlosen Charakters hochangesehener und beliebter Arzt in segensreicher Weise thätig. 1798 hatte er sich mit der Wittwe seines Bruders, einer geborenen v. Manger aus Ringenberg bei Wesel, einer ebenso gebildeten wie gutmüthigen und namentlich durch großen Wohlthätigkeitssinn ausgezeichneten Dame vermählt, mit der er eine glückliche Ehe 39 Jahre lang bis zu ihrem 1837 erfolgten Tode führte. Zur Zeit der französischen Occupation war R. mit der Stelle eines Districtsarzts für den Clevesschen Bezirk betraut worden; er legte aber 1809 dieses Amt nieder, weil ihm die französische Regierung für seine vielfachen Bemühungen kaum die Reisekosten vergütigte. Das ihm bei der Wiederbesetzung des Clevesschen Landes durch Preußen angetragene Kreisphysicat in Cleve schlug er aus. 1844 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum und wurde bei dieser Gelegenheit durch vielfache

Ehrenbezeugungen ausgezeichnet, 1846 legte er seine Stellung als städtischer Armenarzt, die er fast 50 Jahre lang verwaltet hatte, und 1848 die als Arzt des Waisenhauses zu Goch nieder. Im letztgenannten Jahre begann er zu kränkeln, sodaß er seit 1849 seine Praxis nicht mehr ausüben konnte und starb am 9. Februar 1850. — R. hat im 4. u. 5. Decennium dieses Jahrhunderts als Schöpfer seiner berühmten „Erfahrungsheillehre" ein unverdientes Ansehen genossen. Diese Lehre, die ihrem Ursprung und Wesen nach nichts als eine Ausgeburt der Arcanengrübelei der Paracelsisten, eine Erneuerung der Lehre von den sogenannten Signaturen war, fußte hauptsächlich auf folgenden Grundsätzen: Es läßt sich, sagt R., nie mit Sicherheit aus Symptomen auf das Wesen der Krankheit ein Schluß ziehen, da die Krankheitserscheinungen nicht immer in den primär erkrankten Organen, sondern oft nur durch sogenannte consensuelle Zustände in anderen Partieen des Körpers sich offenbaren. Während z. B. eine Krankheit des Gesammtorganismus sich durch fixen Schmerz an einer bestimmten Stelle kundgibt und dadurch eine Organkrankheit vortäuscht, tritt umgekehrt oft genug der Fall ein, daß eine Krankheit eines einzelnen Organs sich durch Fieber oder allgemeine Schwäche manifestirt und keine sonstigen Symptome vorhanden sind, welche für die Afficirung einer einzelnen Körperpartie sprechen. Da ferner alle mikroscopischen und chemischen Wahrnehmungen nur Krankheitsproducte zeigen, so sei auch hieraus nichts für das Wesen der Krankheit Charakteristisches zu entnehmen. Sichere Kenntniß vom eigentlichen Wesen der Krankheit gewinne der Arzt nur aus dem Verhältniß derselben zu den Heilmitteln, zur Heilwirkung der Arznei. Dieses sei etwas sinnlich Erkennbares und geeignet, über die eigentliche Natur der Krankheit aufzuklären. Demgemäß unterscheidet R. Universalmittel, welche die meisten Krankheitsformen zu beseitigen vermögen, wie Kupfer, Eisen, Würfelsalpeter und bezeichnet die betreffenden Krankheiten als Kupfer-, Eisen- und Salpeterkrankheiten, sowie Organmittel, welche nur auf ein einzelnes Organ einwirken. In der letzten Abtheilung müsse man wieder besondere Unterarten unterscheiden, je nach dem entsprechenden wirksamen Heilmittel; so gibt es z. B. nach R. in der Leber eine Schöllkraut-, Frauendistel-, Terpentin- nnd Quassiakrankheit u. s. w. Die Auffindung der richtigen Mittel für jede einzelne Krankheit könne nur empirisch durch Versuch und Probiren geschehen. Die Rademacher'sche Methode ist also ein „Naturforschen" im strengsten Sinne, freilich unter Verleugnung aller rationellen, aus der Kenntniß der Anatomie, Physiologie u. s. w. hergeleiteten Grundsätze, die vollständig von diesem System ignorirt werden. Publicirt hat R. diese Lehre, welche übrigens eine große Zahl von Anhängern unter Aerzten der verschiedensten Kategorie zählte, zuerst in der Schrift: „Rechtfertigung der von den Gelehrten mißkannten, verstandesrechten Erfahrungsheillehre der alten scheidekünstigen Geheimärzte und treue Mittheilung des Ergebnisses einer 25jährigen Erprobung dieser Lehre am Krankenbette" (2 Bände, Berlin 1842, 1846, 1847, 1849). Daß diese Lehre nur eine ephemere Geltung in der Medicin haben könne, ist von den einsichtsvolleren Zeit- und Berufsgenossen Rademacher's vorausgesehen worden. In der That ist die Geschichte über dies System zur Tagesordnung übergegangen. Kaum dürfte es wohl noch heutzutage irgendwo Jemanden unter den Aerzten geben, der demselben huldigte. „Man darf", sagt Haeser in einem Referat über die Bergrath'sche Lebensbeschreibung Rademacher's (Canstatt's Jahresbericht de 1850, II, p. 7), „mit Bestimmtheit behaupten, daß die große Abgeschlossenheit Rademacher's, gesteigert durch die geschilderte entschiedene Schroffheit der Gemüthsart nicht geringen Antheil an der Entstehung einer Lehre hatte, welche einen von ihrem Urheber selbst wohl am wenigsten erwarteten Beifall gefunden hat."

Vgl. Biographisches Lexicon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch, Bd. IV, S. 657.

Pagel.

Rader: Matthäus R., gelehrter Jesuit, geb. 1561 (oder 1564) zu Innichen in Tirol, † am 22. December 1634 zu München, studirte zuerst zu Innsbruck, ging dann zwanzigjährig in den Orden, machte gründliche Studien in der griechischen und lateinischen Sprache und errang sich die Achtung berühmter Philologen und anderer gelehrter Männer seiner Zeit, unter denen Justus Lipsius, Martin Delrio und Marcus Welser besonders genannt werden. Er wurde durch 22 Jahre als Lehrer der Rhetorik an verschiedenen Collegien des Ordens verwendet und ob seines immensen Fleißes, seiner Gedächtnißfrische und seines liebenswürdigen Charakters gerühmt. R. hinterließ eine ansehnliche Reihe von Werken, von denen einige als erste Ausgaben besonderen Werth haben, anderen dagegen eine etwas schärfere historische Kritik zu wünschen wäre. Zunächst seinen classischen Studien entsprangen die Schriften: „M. Valerii Martialis epigrammaton ll. XII, xeniorum l. I, apophoretorum l. I.“ Ingolstad. 1599 und öfter. — „Q. Curtius Rufus synopsibus et argumentis illustratus“ Monach. 1615. 12°, oftmals aufgelegt. — „Ad Valerii Martialis epigrammaton libros omnes pleni commentarii.“ Ingolst. 1602, 1611, Mogunt. 1627. Fol. — „Q. Curtii Rufi historia de Alexandro M. cum prolusionibus, capitum argg. et commentariis.“ Colon. 1628. Fol. — „Ad L. Senecæ Medeam commentarii.“ Monach. 1631. 12°. Einen poetischen „Applausus J. Othonis de Gemmingen recens electi episcopi Augustani honoribus collegii nomine scriptus“ hatte er schon 1591 erscheinen lassen.

Der patristischen Litteratur gehören an: „Petri Siculi historia ex ms. cod. bibl. Vatic. græce cum lat. versione.“ Ingolst. 1604. 4°. — „J. Climaci liber ad religiosum pastorem“. Gr. et lat. Aug. Vind. 1608. Monach. 1614. — „S. P. N. Joannis Scholastici, abb. montis Sina, qui vulgo Climacus appellatur, opera omnia.“ Gr. et lat. Paris. 1603. Fol. Zu den übrigen theolog. Fächern besonders zur Kirchen- und Heiligengeschichte zählen: „Syntagma de statu morientium ex mss. codd. . . . latine factum.“ Augustae Vind. 1604, 1607. Monach. 1614. — „Viridarium Sanctorum ex Menæis Græcorum lectis translatum et . . . illustratum.“ Partes III in 8°. Aug. Vind. 1604 bis 1612. Monach. 1614. Lugd. 1627. — „Acta ss. et oecum. concilii VIII., Constantinopolitani IV., nunc primum ex ms. cod. . . . græce cum lat. interpret. edita notisque passim illustrata.“ Ingolst. 1604. 4°. — „Συγχαριστικόν.“ Aug. Vind. 1604. — „Aula sancta, Theodosii jun., S. Pulcheriæ sororis et Eudoxiæ uxoris, Augg. res gestas complectens.“ Aug. Vind. 1608. Monach. 1614. — „De vita Petri Canisii de S. J. . . . ll. III“. Monach. 1614, 1623. Antverp. 1615. — „Chronicon Alexandrinum.“ Gr. et lat. Monach. 1615, Colon. 1618, Aug. Vind. 1624 (lat. tant.), 4°. — „Bavaria sancta cum figg. Raph. Sadeler.“ Monach. 1615—27. Fol. Neu aufgelegt Diling. et Aug. Vind. 1704. Auch deutsch Aug. Vind. 1704. — „Bavaria pia cum figg. Raph. Sadeler.“ Monach. 1628. Fol., Dil. et Aug. Vind. 1704. — „De christianis apud Japonios triumphis ll. V auct. Nic. Trigantio S. J. cum Raderi auctario et iconibus Sadelerianis.“ Monachii 1623. 4°. — „Quatuor novissima versu dimetro“ . . . Monach. 1629. 32°. — Außerdem lieferte R. „Additiones“ zu M. Velseri rerum Boicarum ll. VI und übersetzte zuletzt die Menäen der Griechen ins Lateinische, worüber ihn der Tod ereilte.

Backer, Bibliothèque des écrivains de la comp. de Jesus. Liège 1853. I. p. 599 und Hurter, Nomenclator literarius. Oenip. 1873. I. p. 662.

P. Anton Weis.

Raeder. Eine Schauspielerfamilie, deren Begründer Christian R. am 29. October 1742 zu Wismar geboren wurde. 1764 schloß er sich der Wandertruppe des kleinen Harlekin Leppert an und blieb bei ihr, bis sie sich 1770 in Straßburg i. E. auflöste. Dann folgte er der Seyler-Ekhof'schen Gesellschaft und übernahm 1782 zu Prag in dem vom Grafen Nostiz daselbst neuerrichteten Theater die Regie der Oper. Von 1784—91 wirkte er am deutschen Theater in Petersburg. Nach kürzeren Aufenthalten in Berlin, Neustrelitz, Hannover war er von 1802—15 in Breslau thätig. Er starb am 8. December 1817 zu Würzburg. Man weiß von ihm, daß er in Prag „große Bediente, Bauern und dumme Rollen" gespielt hat; es wurde ihm eine lispelnde, schnarrende Sprache, Mangel an Munterkeit und ein allzu nachlässiges Spiel vorgeworfen. Dagegen wußte man seine verständige Kunst zu rühmen, die manchen Naturfehler ausgleiche, und knüpfte (Gothaisches Theater-Journ. 1783—84) daran das für einen Schauspieler zweideutige Lob, daß er ein guter Theoretiker sei. Sehr anerkannt wird jedoch von anderer Seite sein maßvolles Spiel. Er war zweimal verheirathet. Seine erste Frau

Katharina Johanna Juliana R. geb. Lucius, eine Verwandte Leppert's, war 1744 zu Dresden geboren. 1764 ließ sie sich zu Kassel in die Gesellschaft ihres Vetters aufnehmen, wo sie ihren Gatten kennen lernte, mit dem sie von der Vermählung ab bis zum Tode zusammenwirkte. Sie spielte jugendliche Rollen ernster und heiterer Art. In Wetzlar entzückte sie Gotter und Goethe. Gotter feierte sie in gutgemeinten Jamben als Voltaire's Zayre und pries vor allem „ihrer Stimme Zauberklang" und ihren tragischen Schritt. Als die Seyler'sche Gesellschaft im October 1771 zu 2½jährigem Aufenthalt an den Hof von Weimar kam und ruhigere Tage erleben sollte, waren Madame Raeder's Tage gezählt. Sie starb in Weimar am 22. Juni 1772. Man betrauerte ihren frühen Tod lebhaft und lange. Schmidt aus Gießen nannte sie eine Actrice fürs Herz. Angesichts eines Bildes ihrer Pamela rühmt Reichard die holde Sanftmuth in Blick und Zügen, und als vier Jahre später Charlotte Ackermann starb, denkt ein Nekrolog noch vergleichend an die „Asche der Räder". Ihr Wittwer ging 1774 eine zweite Ehe ein:

Amalie R. geb. Niebuhr, eine Nichte der Madame Seyler-Hensel, erwarb sich in den ersten Jahren ihrer Ehe besonders in Dresden und Leipzig, wo die Seyler'sche Gesellschaft, der sie schon 1769 angehörte, am festesten Fuß gefaßt hatte, durch ihre muntere Soubrettenlaune zahlreiche Verehrer. Auch in Prag fand sie mehr Beifall als ihr Gatte. Man lobte ihr Feuer, ihre Lebhaftigkeit, ihr munteres und natürliches Spiel, das jedem Theater willkommen sei, ermahnte sie aber zum bessern Lernen ihrer Rollen und warnte sie vor Liebhaberinnen und vor dem Tragischen, „denn dann ist sie Soubrette im Reifrock, und will sie sich zeigen, so wird sie steif! Aber Soubrette, che gusto!" Ihr und ihres Mannes erstes Auftreten in Prag fand 1782 in dem damaligen Zugstück „Nicht mehr als sechs Schüsseln" statt. Ihren Mann begleitete sie nach Petersburg, und auf der Durchreise traten sie am Berliner Nationaltheater in Lessing's „Minna von Barnhelm" als Just und Franciska auf. Später ging sie in das Fach der komischen Alten über und starb 1832 in Posen an der Cholera. Aus dieser Ehe stammt

Karl Friedrich Balthasar R., geb. zu Leipzig am 15. Mai 1781. Schon als Kind trat er in Petersburg und Neustrelitz neben den Eltern auf die Bühne. Seine Tenorstimme, welcher Anmuth und Ausdauer nachgerühmt wird, führte ihn zur Oper und er fand vor allem in Breslau und Hamburg ein dankbares Publicum. Dort kam er mit K. M. v. Weber und Ludwig Devrient, hier mit F. L. Schröder in nähere Berührung. Seine Glanzpartien waren Tamino,

Octavio, der Freischütz, die er mit edlem, „nicht zu gekünsteltem" Vortrag gesungen haben soll. Etwa 50 Jahre alt, zog er sich von der Bühne zurück, erblindete später und starb zu Dresden am 17. August 1861. 1809 hatte er sich, von L. Devrient zum Altar geführt, in Breslau mit der Schauspielerin Florentine Gildner (geboren 1790) verheirathet, welche gleichzeitig mit ihrem Gatten der Kunst entsagte und am 23. November 1865 zu Wiesbaden starb. Dieser Ehe entsproß der hervorragendste Bühnenkünstler seines Namens.

Gustav R. wurde am 22. April 1810 zu Breslau geboren. Er begann als Naturbursch in Oper und Schauspiel. Sein erstes Auftreten fand Mitte der zwanziger Jahre zu Altenburg als Masetto im „Don Juan" statt. Damals bereiste der Kammerherr v. Lichtenstein die kleinen thüringischen Residenzen mit einem Thespiskarren, zu dem gerade vier Räder gehörten: Großmutter, Eltern und Sohn. Der altenburgische Kunstgönner Freiherr v. Seckendorff erinnerte sich noch 1868 der greisen Amalie als trefflicher komischer Alten, des Vaters Karl als eines schon „passirten" Tenors, der Mutter Florentine als einer sehr braven Heldenliebhaberin; und dem jugendlichen Gustav rühmte er eine völlig ungekünstelte vis comica nach. Ins eigentliche Komikerfach aber gelangte dieser erst in Stralsund unter Leitung des Grafen Karl Hahn. Gleich seinen Vorfahren führte er anfangs ein wechselndes Wanderdasein. Auch im Königstädtischen Theater zu Berlin hielt er neben Schmelka und Spitzeder nur zwei Jahre (1831—33) aus. Dann kam er zum alten Lebrun nach Hamburg, wo er sich mit der Tochter des Bassisten Wolterect vermählte, und am 16. Juli 1838 hielt er am Hoftheater zu Dresden als Mengler in Albini's Lustspiel „Endlich hat er's doch gut gemacht" sein erstes Probegastspiel ab. Sowol in dieser Rolle wie auch als Valentin (Raimund's Verschwender) und als Bartolo (Rossini's Barbier von Sevilla) gefiel er den Dresdnern ungemein. L. Tieck befürwortete sein Engagement; und so trat er am 1. April 1839 für Lebenszeit eine Stellung an, mit welcher er freilich oft genug unzufrieden war, in der er Kabalen ertrug und wol auch stiftete, die ihn aber doch ein Menschenalter hindurch zum erklärten Liebling einer großen Residenzstadt machte. Auch Rob. Proelß, der ihm mit kritischer Kühle gegenüber steht, muß seine ganz außergewöhnliche Kraft anerkennen. R. hat diese nach drei Richtungen hin verwerthet: als Sänger, als Schauspieler und als Bühnenschriftsteller. Als Sänger stimmte sein Naturell am besten zu den eben aufgekommenen Spielopern Lortzing's. Seine Glanzleistung war der klug' und weise Bürgermeister in „Czar und Zimmermann"; aber auch als Schulmeister im „Wildschütz", als „Waffenschmied" bewährte sich sein Baß. Sehr gelegen kam ihm in späterer Zeit das Gedeihen Offenbach's, für den er im Dresdener Hoftheater einen so breiten Spielraum durchsetzte, daß die Anhänger würdevollerer Richtungen, z. B. die Vorkämpfer Richard Wagner's, ungehalten wurden und den bedeutenden Einfluß des Komikers auf das Repertoire als unheilvoll anfochten. Die Gegner, die er sich dadurch in der Presse und unter den Kunstgenossen schuf, befehdeten dann auch den Schauspieler in ihm. R. Proelß klagt über die Aeußerlichkeit und bloße Körperlichkeit seiner Komik und hebt seinen zunehmenden Hang zum Uebertreiben hervor. Er bezweifelt zwar nicht seine Fähigkeit, wol aber seine Neigung zur tieferen Auffassung und durchgeführten Entwicklung eines Charakters. Günstiger stellten sich zu ihm producirende Bühnenautoren. Es war die Zeit, wo Gutzkow und Laube ihre Litteraturstücke abfaßten. Gutzkow, der damalige Dramaturg des Dresdener Theaters, soll den Sergeanten Mack (Königslieutenant) und den Krämer Mathieu (Urbild des Tartüffe) auf Raeder's Eigenart hin gemünzt haben; und Laube hat in der Vorrede zu „Gottsched und Gellert" sein Wohlgefallen an dem Diener Schladitz Raeder's ausgesprochen, den er mit Gern

leichstellte. Für einen großen Theil seiner Leibrollen sorgte R. mit eigener Feder. Schon 1847 erschienen unter dem Titel „Komus" zwei Possen, von denen die eine „Der Weltumsegler wider Willen" frei bearbeitet ist nach dem „Monsieur Jovial" von Théauton und Decourcy, die andere „Der artesische Brunnen" sich als eine originale Zauberposse darstellt. R. knüpfte an die Wiener Richtung der Bäuerle und Raimund an, ohne freilich, wie diese, aus dem kindischen Spiel einen tiefern Sinn hervorleuchten zu lassen. Auch bei ihm mischt sich in menschliche Schicksale eine Welt der Berggeister und Erdmännchen ein, die bald foppt, bald straft, bald zum Heile führt. Dazu kommt ein starker parodistischer Zug, welcher hauptsächlich von der zeitgenössischen Opernproduction ausgeht. Schon Raeder's wirksamste und dauerhafteste Posse „Robert und Bertram oder die lustigen Vagabunden" weist dem Titel nach auf Meyerbeer's „Robert der Teufel" hin. In einem andern Stück parodirt ein Schlittschuhläufertanz die bekannten Scenen aus dem „Propheten", welcher auch zur Posse „Ein Prophet oder Johannes Leiden und Freuden" die Veranlassung gegeben hat. Freilich beschränkt sich das Parodistische nur auf Aeußerlichkeiten. Es treten drei geheimnißvolle Gestalten unter dem Namen Knipper, Doll, Ling auf und der Held, ein Schneider, geräth in den Verdacht, ein Betrüger zu sein. Die eigentliche Handlung aber weicht völlig von der Oper ab und ist eine Posse für sich, mit einer sehr lustigen Verwicklung; der Berggeist erfüllt dem Schneider drei Wünsche: alle Weiber verlieben sich in ihn, er wird ein Nabob und er soll 300 Jahre leben. Das bringt ihn aber in die bösesten Umstände und er ist schließlich froh, den Fluch dieser eitlen Wünsche los zu sein. R. fürchtet sich nicht vor drastischen Situationen, ohne aber frivol und zweideutig zu werden. Auch politische und andere Tendenzen liegen ihm fern. Sein liebstes Motiv hat er sich aus Nestroy's „Lumpaci Vagabundus" geholt. Ein paar durchtriebene Taugenichtse schlagen sich wohl oder übel mit weitem Gewissen, leerem oder stibitztem Beutel, aber stets guter Laune singend und zechend durch die Welt. Bald sind sie in einem Einacter die Stubenkameraden „Luchs und Fuchs", welche der Wirthin die Miethe schuldig bleiben, bald heißen sie im Anschluß an das Taglioni'sche Ballet „Flick und Flock", bald „Robert und Bertram". Auf künstlerische Gestaltung hielt R. nicht viel, er wollte ein dankbares, leicht zum Lachen aufgelegtes Publicum belustigen, und das ist ihm gelungen. Von 1841 bis 1862 gingen von ihm, meist zum Fasching, über das Dresdener Hoftheater 21 Possen, unter denen fünf einen großen, anhaltenden Erfolg hatten. Außer den schon erwähnten waren es „Aladin oder die Wunderlampe", ein aus Tausend und eine Nacht geschöpftes Zaubermärchen, und „Purzel in Spanien". Die Figur Purzel's, welche auch im „Weltumsegler" vorkommt, erinnert an den Wiener Staberl. Von anderen Stücken seien noch erwähnt „Graf Bukskin", „Signor Pescatore", „Drei Schwestern oder der verwunschene Freier", „Die verwunschene Prinzessin", „Don Quixote", „Ella", „Jupiter's Reiseabenteuer". Die meisten wurden auch auf andern norddeutschen Bühnen heimisch, und wenn Räder's Ruhm auch vergänglich ist, so wäre es doch nicht unerfreulich, wenn ein Menschenalter nach seinem Tode die deutsche Posse in Bezug auf Geschlossenheit der Handlung nur auf seinem Niveau stände.

Seine jüngere Tochter Marie R., geb. am 27. März 1844 in Dresden, ging 1861 als Soubrette zur Bühne, war in Hannover, Kassel, Wiesbaden, Petersburg, seit 1871 im Leipziger Stadttheater engagirt und starb am 1. November 1885, nachdem sie schon vorher der Kunst entsagt hatte.

E. Kneschke, Das deutsche Lustspiel. Leipzig 1861, S. 433 ff. — R. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. [3] IV, S. 130. — Rob. Proelß, Geschichte des Dresdener Hoftheaters. S. 473 und

602. — Blum-Herloßsohn-Marggraff, Allg. Theaterlexikon. — Deutsche Schaubühne, herausgegeb. von Wehl und Perels 1868, Heft 9. — Mittheilungen aus der Familie.

Paul Schlenther.

Raeder: Johann Friedrich R., geb. am 4. Mai 1815 zu Elberfeld und † ebenda am 4. März 1872, ist der Dichter des kirchlichen Volksliedes „Harre, meine Seele, harre des Herrn, alles ihm befehle, hilft er doch so gern". Da dieses Lied eine große Verbreitung gefunden hat und auf kirchlichen Volksfesten und sonst in evangelischen Kreisen jetzt allgemein gesungen wird, ja selbst schon in Gemeindegesangbücher aufgenommen ist, so durfte R. hier nicht übergangen werden. Das Lied wird mitunter irrthümlich Cäsar Malan in Genf († am 8. Mai 1864) zugeschrieben, doch ist von diesem nur die sehr schöne Melodie des Liedes. R. war Kaufmann und hatte zuletzt Vertrauensstellungen als Cassirer und Correspondent in größeren Fabrikgeschäften in Elberfeld inne. Er hat das Lied schon im J. 1845 in einer schlaflosen Nacht, als schwerer Kummer über einen ihm drohenden Geschäftsverlust ihn darniederbeugte, gedichtet. Gedruckt ist es, so viel wir wissen, zuerst im 4. Heft der „Männerlieder, alte und neue, für Freunde des mehrstimmigen Männergesanges", herausgegeben von Wilhelm Greef, Essen bei Bädeker; die erste Auflage dieses 4. Heftes ist nicht vor dem Jahre 1847, wahrscheinlich 1847 oder 1848 erschienen (4. Aufl. 1857, 8. Aufl. 1874, 9. Aufl. 1878); es erschien hier (unter Nr. 17) sogleich mit der Malan'schen Melodie und unter Angabe Raeder's als des Dichters. Ob R. auch andere Lieder gedichtet hat, ist nicht bekannt; dagegen hat er als feiner und gediegener Musikkenner eine Anzahl Lieder für ein- und mehrstimmigen Gesang in Musik gesetzt; von diesen Compositionen sind einige gedruckt, so z. B. „Des Kriegers Abschied" im November 1848, „Der todte Kamerad" von Julius Sturm 1866; andere sind nur handschriftlich verbreitet. R. leitete während vieler Jahre in Elberfeld einen Handwerkergesangverein, mit welchem er häufig zum besten der Armen Concerte veranstaltete; zum Zweck der Unterweisung der Mitglieder dieses Vereines ließ er im J. 1849 seine „Anfangsgründe zum Singenlernen" drucken, die er gratis vertheilte. Schon früher hatte er auch ein „Melodienbuch zum bergischen Gesangbuch" (Elberfeld 1846) erscheinen lassen. Eine Tochter Raeder's ist an den Professor der Theologie Nösgen in Rostock verheirathet, ein Sohn lebt in kaufmännischer Stellung in Elberfeld.

Meistens nach handschriftlichen Mittheilungen.

Bertheau.

Radetzky: Josef, Graf R. entstammte einer alten, edlen, aus Oberungarn nach Böhmen eingewanderten Familie, die wir im 13. Jahrh. daselbst antreffen, die 1684 freiherrlich und 1764, zwei Jahre vor Josef Radetzky's Tod, gräflich geworden. R. war am 2. November 1764 zu Trzebnitz unweit der Stadt Beraun geboren, verlor bei seiner Geburt die Mutter und als 6jähriger Knabe den Vater, kam sodann in das Haus seines Großvaters (Reichsgraf Wenzel Leopold, † am 16. Oct. 1781), genoß den ersten Unterricht in der Piaristenschule zu Prag und trat nach dem Tode seines Großvaters in das aus der Teufenbach'schen Stiftung errichtete Collegium nobilium in Brünn ein und als diese Anstalt schon ein Jahr später mit dem Theresianum in Wien vereinigt wurde, kam er als Stiftling in die Theresianische Akademie. In seinen Aufzeichnungen tadelt R. den „pedantischen Schlendrian und die Oberflächlichkeit in den Studien" und meint, ohne eigenes Studium und gewissenhafte „Repetitionen" hätte er nie etwas Gründliches erlernt. Er hatte eben das erste Jahr der Rechtsstudien absolvirt, als die Theresianische Akademie aufgelöst wurde. Elternlos und ohne

ath, voll Neigung zum Soldatenstande, in allen körperlichen Uebungen ge-
t, eleganter und kühner Reiter, tüchtig im Turnen, Tanzen, Fechten und
immen, tritt er, noch nicht 20jährig, als Cadett in das 2. Cürassier-Regi-
Caramelli und bezieht die Garnison in Gyöngyös. Am 3. Februar 1786
lieutenant, anderthalb Jahre später Oberlieutenant in seinem Regiment,
er als Ordonnanzofficier Lacy's in den Türkenkrieg. Oesterreich und Ruß-
standen damals zugleich gegen die Türkei im Felde, nach den Abmachungen
r Joseph II. mit der Kaiserin Katharina, aber die Operationen hatten
n Zusammenhang und die kaiserl. Armee hatte in Lacy einen Führer, der
Kraft durch Theilung in 6 Corps zersplitterte, durch eine Aufstellung an
150 m langen Grenze vom Dniestr bis zum adriatischen Meere hin zu
großen Schlage unfähig machte, durch unausgesetztes Verschieben, Zickzack-
gungen, gekünstelte Operationen sie in Nachtheil brachte und im Lager und
Märschen einen großen Theil der Streitkräfte zu Grunde gehen ließ. Der
Officier hatte ein scharfes Auge für all diese Fehler, er tadelte Lacy's
em der Defensive um jeden Preis und war sehr befriedigt, als er an der
Laudon's, welchen der todeskranke Kaiser dem unglücklichen Lacy zum Nach-
r gegeben, die Türken über die Grenze jagt und Belgrad mit Sturm er-
. Bis zum Ausbruche der Coalitionskriege lebte R. als Reiterofficier in
ischen Garnisonsorten, eifrig den Studien hingegeben; er hatte einsehen ge-
, daß der Krieg Kunst und Wissenschaft zugleich sei; durch Selbststudium
e nachgeholt werden, was die Schule an ihm versäumt, der Mangel einer
ichen Ausbildung für den höheren Kriegsdienst ihn hatte entbehren lassen.
graphie, Kriegsgeschichte und Fortification sind die Gegenstände, die R. jetzt
Eifer und Fleiß studirte.

Als ständiger Ordonnanzofficier Beaulieu's zeigte er sich in den Nieder-
n (1794) als kühnen Reiterofficier, voll Muth und ritterlicher Tapferkeit,
i eifrig und findig bei der Erledigung wichtiger Aufträge. Im Gefechte bei
n (16. und 17. April), wo Beaulieu zum Rückzuge gezwungen war, hatte
elegenheit, sich hervorzuthun; er erhält die Mission in das große Haupt-
tier nach Catillon, um Beaulieu's Lage zu schildern und seinen Rückzug zu
fertigen. Am 25. Juni 1794 schwamm er, von 6 Reitern begleitet, in
rer Nacht über die Sambre und kam auf demselben Wege zurück; er hatte
Prinzen Josias von Coburg gemeldet, daß Charleroi besetzt sei. Am fol-
en Tage wurde er durch zwei Hiebe auf den Kopf verwundet. Zum zweiten
meister befördert kämpft er 1795 unter Clerfayt am Rhein und wird beim
me auf die Mainzer Schanzen am linken Schenkel verwundet. Der Baseler
e macht dem Coalitionskriege gegen Frankreich vorläufig ein Ende. Aber
rreich nimmt den Kampf allein auf, trotzdem Frankreich drei Armeen auf-
, die concentrisch gegen Osten rücken sollen. Dank dem Siege des Erz-
gs Karl scheitert das Unternehmen der Franzosen in Deutschland, geschlagen
n sie über den Rhein zurück, aber die kleine französische Armee in Italien
chtet die Siegesarbeit allein, denn ihr Führer ist Bonaparte! In diesem
zuge von 1796 war R. Beaulieu's Adjutant. Als solcher beklagt er den
gel an Kenntniß des Terrains auf Seite seines Oberfeldherrn; er tadelt die
ositionen des Obersten Zach, dessen Princip Alles zu decken, die arithmetische
uigkeit der Vertheilung der Kräfte, die Art der Flußvertheidigung und noch
60 Jahren illustrirt er vor seinen Officieren die Cordon-Aufstellung jener
als abschreckendes Beispiel einer fehlerhaften und überlebten Taktik. R.
te als Reiterofficier in der Führung einer Angriffscolonne, sein Name wurde
efen durch die kühne That von Valeggio, als er, den daselbst kranken Beau-
zu retten, mit seinen Husaren, unterstützt von einer Cavallerie-Batterie, die

10fache Uebermacht des Feindes aufhielt, sie zum Weichen brachte, den Mincio durchschwamm und glücklich zu den Seinen kam. Melas führt den Rest der von Bonaparte geschlagenen Armee nach Südtirol, das feste Mantua widersteht, Wurmser wird darin belagert und es beginnt eine Reihe von Entsatzversuchen Seitens der Kaiserlichen. Major Radetzky commandirt einige Verschanzungen bei S. Giorgio und besetzt es mit seinen Pionieren. Seinen Anstalten dankte man, daß die Cavallerie ohne allzuschwere Verluste in die Festung zurückgezogen werden konnte. R. weilt dann in Mantua und als endlich nach mißlungenen Entsatzversuchen die Festung fiel, der Sieger gestattet hatte, daß von der Festungsbesatzung 500 Mann abziehen, war es R. mit seinen Pionieren, dem diese Kriegsehren zu Theil wurden.

Während Napoleon in Egypten weilt, ist die Coalition siegreich. Melas und Suwaroff rücken siegreich in Italien vor. Der Erstere hat sich den Oberstlieutenant R. als Generaladjutanten beim Hofkriegsrath erbeten, da R. „wegen seines Characters und seiner militärischen Kenntnisse längst wohlbekannt“ sei. In der dreitägigen Schlacht an der Trebbia sollte sich Radetzky's Talent erproben. Vergebens versuchte Suwaroff, den Fluß zu forciren, da führte R. einige Grenadierbataillone und ein Chevauxlegersregiment in den Rücken des Feindes und diese Bewegung trug wesentlich zum Siege bei. Die amtliche Relation sagt: R. habe unausgesetzt Beweise seiner Bravour und militärischen Talente gegeben, sei schon mehrmals angerühmt und der allerhöchsten Gnade anempfohlen. Nun habe er auf dem Schlachtfelde durch Geistesgegenwart, Eifer und rasches Eingreifen die wesentlichsten Dienste geleistet und zu dem erfochtenen Siege wesentlich beigetragen. Bei Novi erklärte R. dem Obergeneral, er halte die Bewegung gegen das Centrum für unglücklich, empfahl den Angriff in Joubert's Flanke und Rücken und bekam die Bewilligung, mit 2 Brigaden die Operation durchzuführen, welche glänzenden Erfolg hatte. Jetzt brach der Antagonismus zwischen R. und dem Theoretiker Zach aus, der Kampf zwischen Adjutantur und Generalstab, eine Rivalität, die zu Scenen im Kriegsrathe führte. Zach empfahl die Fortsetzung der Operationen im Winter. Gegen ihn trat Oberst R. auf. Es bildeten sich Parteien. Da glaubte Zach durch eine Depesche des Ministers Thugut seinem Vorschlage Nachdruck geben zu müssen, man setzt unwillig und mit halben Maßregeln die Operationen fort, bis Kaiser Franz für den Aufschub der Kriegsthätigkeit entscheidet. Im Doppelfeldzug von 1800 ist R. wieder auf italienischem Schauplatze beschäftigt. Er hatte Theil an der Schlacht bei Marengo, er drang ins Dorf ein, verlor ein Pferd unter dem Leibe, sein Rock ward von 5 Kugeln durchlöchert. Aber bei Weitem wichtiger ist die Thatsache, daß er am Spätabend vor der entscheidungsschweren Schlacht, als er die Dispositionen erfuhr, sie für fehlerhaft erklärte, den Frontalangriff als blutig und zwecklos bezeichnete und Melas einen neuen Bormidaübergang vorschlug. Der erschöpfte Zach schlief fest. Man weckte ihn und R. demonstrirte ihm, daß die Voraussetzung, der französische Gegner stehe bei Sale, irrig sein müsse, vielmehr müsse er bei Marengo stehen. Zach trat dem Vorschlage Radetzky's bei. Aber zu spät. Der Pontonnierhauptmann erklärte, schon breche der Tag an, für einen Brückenschlag sei es zu spät. Trotzdem war die Schlacht anfangs siegreich, bis Desaix die Schlacht noch einmal aufnahm und Kellermann's Reiterangriff entschied. Melas giebt ganz Italien auf. Es ist für Oesterreich verloren! Am 18. August 1801 ward R. einstimmig das Ritterkreuz des Theresienordens zuerkannt. Wir finden dann Oberst R. als Commandeur des 3. Cürassierregiments tapfer in blutigen Attaquen bei Hohenlinden kämpfen, dann nach dem Waffenstillstande von Steyr, in Garnison in Oedenburg von 1801—05 und hier bildete er das Regiment zu einem Musterregimente

für die Armee. Dorthin entsandte Erzherzog Karl die Officiere der verschiedensten Regimenter zur Ausbildung bei dem „Lehrregiment der Armee", in welchem so viele neue taktischen Uebungen im Gebrauch waren. R. hatte im Sinne, die von ihm beantragten Exercitien praktisch zu zeigen. Um jene Zeit entstanden seine „Grundzüge zu den Vorschlägen für das Manövriren in größeren Körpern", mit welchen er dreißig Jahre später so viel Erfolg hatte. Er war es, der zuerst ein Lesecabinet für Officiere einrichtete und denselben Studium und Lectüre dringend empfahl.

Im Jahre 1805 brach der Krieg von Neuem aus. Das Glück Radetzky's ließ ihn an der Katastrophe von Ulm nicht Theil haben. Auf dem Wege nach Ulm traf ihn die Beförderung zum Generalmajor und die Bestimmung — nach Italien. Auch in diesem italienischen Feldzuge als General zeigt er Züge persönlicher Bravour, wenn er bei Masi die reißende Etsch durchschwimmt und einen französischen Posten gefangen nimmt. Welches Beispiel für seine Truppen, deren Thatenlust und Ehrgeiz er befeuert. Seinen Truppen scheint in der That jeglicher Erfolg möglich. Welche Marschleistung! In 5 kurzen Novembertagen ritt er mit seiner Brigade vom Tagliamento bis nach Marburg a. d. Drau — 270 Kilometer! —

Die Franzosen siegten und besetzten Wien. Seit 300 Jahren, seit den Tagen des Mathias Corvinus hatte kein Feind die Hauptstadt des Reiches, den Sitz des deutschen Kaisers erobert. Das Unglück von Ulm und Austerlitz hatte den Preßburger Frieden zur Folge, in welchem Oesterreich Dalmatien und Venedig verlor, vom Meere abgedrängt wurde, Tirol, seine natürliche Festung, und seine politische Weltstellung einbüßte. Es kommen vier Friedensjahre, zu wenig zur Erstarkung des Reiches. Die Jahre 1805—09 sind von R. dem eifrigsten Studium der Militärwissenschaften gewidmet worden und zum Theile liegen die Resultate seines Nachdenkens in den „Denkschriften" vor uns. Im Feldzuge von 1809 steht R. an der Spitze einer Brigade leichter Cavallerie an der bairischen Grenze, deckt den Rückgang hinter den Inn, sichert Hiller's Marsch gegen die Traun; fechtend weicht er bis Lambach. Wie er dort einer zehnfach überlegenen Feindesmacht Stand hielt, diesen von der gefährdeten Division Schustekh ablenkte und so diese Division rettete, ist in der Kriegsgeschichte rühmlich bekannt. Für diese That ward ihm (1810) das Commandeurkreuz des Theresienordens zu Theil. Er hält die Wacht an der Donau, sichert der kaiserlichen Armee die Brücke bei Mautern, bis die Kaiserlichen den Uebergang vollendet haben. An den zwei Kampfestagen von Aspern hat er keinen Antheil genommen, aber sechs Wochen später bei Wagram commandirt R. (jetzt Feldmarschalllieutenant und Divisionär beim 4. Corps Rosenberg) die Avantgarde des linken Flügels, später die Nachhut und wurde von Erzherzog Karl „wegen der rühmlichsten Beweise von Eifer und Befähigung" belobt und zum zweiten Inhaber des 4. Cürassierregiments ernannt, vertauschte aber im September dieses Regiment mit der ersten Inhaberschaft des 5. Husarenregiments, das heute noch den Namen Radetzkyhusaren (und für immerwährende Zeiten) führt. Anerkannt ist sein Ausharren bei Wolfpassing und Pyrawarth, sein Widerstand, wie geschickt er Davoust zu täuschen verstand und den Rückzug der Armee zu erleichtern wußte. Nach dem Frieden wurde R. zum Hofkriegsrath und Generalstabschef ernannt. Von 1809—12 trat er für Aenderung der Wehrverfassung ein (vgl. Denkschriften, Cotta 1858), aber der Widerstand des Finanzministers Grafen Wallis, der Bankerott der Staatsfinanzen vereitelte seine Pläne. Als Generalstabschef fehlte ihm jegliche Selbständigkeit, bald verlangte er seine Entlassung, nur des Kaisers Befehl vermochte ihn auf seinem Posten zu bleiben. In den Sitzungen des Hofkriegsrathes zeigte sich die Einflußlosigkeit seines Amtes, die Unfruchtbarkeit seiner

Thätigkeit, dennoch förderte er die Ausbildung des Generalstabes in der „Landesbeschreibung" (vgl. seine Instructionen in den Denkschriften). Er hatte nur einen Wunsch, zur Truppe zurückzukehren und nach langem Bitten kam er als Divisionär zum böhmischen Observationscorps.

Im März 1813 erhielt Schwarzenberg eine diplomatische Sendung nach Paris. Vor der Abreise theilte er R. mit, er werde sich ihn für den Kriegsfall als Chef des Generalstabes erbitten, R. möge sich für seine Aufgabe vorbereiten. Am 8. Mai ward Schwarzenberg zum Commandanten, zumeist auf Metternich's Vorschlag, ernannt und als Leiter der Operationen ihm R. zur Seite gegeben. R. ist der Urheber der Operationen, der Stratege, Schwarzenberg's Bedeutung liegt in der Persönlichkeit, die einzig geeignet war, 14 Alliirte zusammenzuhalten, in seiner Kenntniß der Personen, der fremden Länder, in seinem gewinnenden Wesen, seinem Wohlwollen und seiner Selbstverleugnung, mit welchen Eigenschaften er einzig und allein im Stande war, so viele fremdartige Elemente zu vereinigen, mit den anwesenden Monarchen, den Diplomaten aller Länder und Völker, die im Lager selbst anwesend waren, zu verhandeln, ihre ungebetene Einmischung unschädlich zu machen und Napoleon's Verhandlungen, die alle doch nur den Zweck hatten, die militärischen Operationen zum Stillstand zu bringen, von einzelnen Alliirten aber ernst genommen werden wollten, zu durchkreuzen. So wie Metternich's Politik nur eine dilatorische war, um Zeit zu gewinnen, zu rüsten, alle Verhandlungen nur zum Scheine mit Napoleon geführt wurden, in Wahrheit aber Oesterreichs Beitritt (darüber lassen Metternich's Papiere, die Oncken'schen Publicationen, keinen Zweifel mehr) längst in Wien beschlossen war, so ist auch die Schwarzenberg'sche Kriegführung nur von einem Ziele geleitet, Napoleon zu Falle zu bringen. Dabei hatten Radetzky-Schwarzenberg unausgesetzt 1813—14 mit der Einmischung vielfacher divergirender strategischer Ansichten (Jomini, Moreau, Barclay, Toll, Diebitsch, Wittgenstein, Knesebeck, der Prinzregent von England, Gneisenau, Blücher) zu kämpfen und der „Obercommandant" und der Generalstabschef hatten keinerlei Machtvollkommenheit. Aber selbst zwischen Schwarzenberg und Radetzky gab es vielfache Differenzen, die aus dem Unterschied ihrer Naturanlagen hervorgehen, Radetzky ist das energische, impulsive Naturell, Schwarzenberg die Ruhe selbst, ein umgekehrtes Verhältniß wie zwischen Blücher und Gneisenau. In Prag versammeln sich die Leiter der großen Bewegung, Kaiser Franz und Kaiser Alexander von Rußland, König Friedrich Wilhelm III., Schwarzenberg und R. Am 10. Mai 1813 legt R. den Plan für die große Entscheidung vor. Drei Pläne lagen vor, der dritte, von R. entworfen, mit Langenau im Detail ausgearbeitet, dessen Autorschaft sich R. in seinen Schriften wahrt, kam zur Annahme. Die Grundidee, Napoleon von seinen Stützpunkten an der Elbe abzudrängen, ihn zu umstellen, jede theilweise Niederlage zu vermeiden, ihn in einer Entscheidungsschlacht zu vernichten, ist Radetzky's Gedanke. Napoleon handelte ganz nach dem Wunsche seiner Gegner und faßte den unseligen Entschluß, mit drei getrennten Armeen auf drei Schauplätzen aufzutreten. Vor der Schlacht bei Leipzig hatte der Sieg bei Culm den Ruf Radetzky's befestigt. Die amtliche Relation sagt: „Der Chef des Generalstabes hat durch seinen bekannten Heldenmuth und seine mit dem richtigsten coup d'oeil verbundene Thätigkeit besonders in den entscheidendsten Momenten die wichtigsten Dienste geleistet und sich neue Ansprüche auf die Achtung der Armee erworben. Bei Leipzig konnte sich sein Talent besonders erproben. Seine Dispositionen verrathen den überlegenen Geist und die amtliche Relation rühmt sein „einsichtsvolles Benehmen, seine unermüdliche Thätigkeit, ausgezeichnete Tapferkeit, womit er sich neue Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes erworben habe". Er erhält das Großkreuz des kais. österr. Leopolds-Ordens und des russischen

Georgs-Ordens „wegen der ausnehmenden Verdienste in der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leipzig". Schwarzenberg, der das Großkreuz des Theresienordens erhielt, gab das Commandeurkreuz, das vor ihm Laudon getragen, an R. als den Würdigsten. Vor der Leipziger Schlacht hatte R. eine Denkschrift an Schwarzenberg gerichtet, die ihres Freimuths wegen sehr bemerkenswerth ist. Darin wird von der „Verantwortung vor dem Monarchen, der Nation, der Geschichte" mit großer Feierlichkeit gesprochen und daraus gefolgert, wie tüchtig die Ausnützung der Kräfte sein müsse. Sie spiegelt Radetzky's Charakter getreu wieder. Man hat nicht mit Unrecht getadelt, weshalb nach der Schlacht keine strategische Verfolgung eingeleitet wurde? Napoleon gewann ja 1½ Tage! R. sah den Fehler ein in einem Briefe an Langenau: „Wir sitzen hier im Käfig und wissen nicht, was der Feind thut". Aber in der Umgebung der Monarchen waren die Bedenken zu suchen und dort ist die Ursache der Verzögerung des Aufbruches nach dem Rhein zu finden. Man wollte, um den Sieg über die Revolution vollständig zu illustriren, zunächst in Frankfurt a. M. einziehen. Dort erst begannen die Berathungen über die Fortsetzung des Feldzugs. R. gehörte dem ständigen Comité an (Wolkonsky, Wolzogen, Stein, Gneisenau, R.). Mit Gneisenau verbindet ihn die innigste Uebereinstimmung, desto mehr Reibungen gab es mit den Russen. Radetzky's gemüthvolle und geistreiche Natur, seine frische Ursprünglichkeit machten ihn beliebt und angesehen, während sein Mitarbeiter Langenau unbeliebt war. R. und Langenau ergänzten sich aber sehr glücklich. Radetzky's Talent, rasche Auffassung waren größer als seine Ausdauer, und Langenau's Arbeiten der Details ergänzten Radetzky's stets nur im Großen gegebenen Dispositionen sehr glücklich. Radetzky's Denkschrift vom 19. November 1813 sprach sich für den Krieg in Frankreich aus. Aber England und Rußland eiferten dagegen. In der Conferenz der Monarchen und Feldherren tritt R. als Berichterstatter auf, mit Geist und Gründlichkeit, die Friedenspartei erlag und die Offensive begann! Der Operationsplan für den Winterfeldzug 1814 ist von Clausewitz mit Recht scharf kritisirt worden. Der ganze Krieg ist schwunglos, die Kriegführung nur zu verstehen und zu rechtfertigen mit Heranziehung der diplomatischen Geschichte, aus welcher die fortgesetzten diplomatischen Einmischungen, Streitigkeiten, die napoleonischen Winkelzüge und ihre Erfolge erst die Erklärung für den Gang des Krieges zu geben im Stande sind. Es fehlt an einer urkundlichen Darstellung des Krieges, daher die vorherrschende Meinung über den Krieg und seine Führung. Es läßt heute z. B. keinen Zweifel mehr zu, daß Blücher's Ungeduld und stürmisches Naturell manches Unheil anrichteten, das nur langsam und schwer gut gemacht werden konnte. Daß Schwarzenberg und R. keineswegs Gegner des Marsches nach Paris waren, geht aus den Aufzeichnungen Castlereagh's, aus der Schwarzenberg'schen Denkschrift von Langres hervor, die heute im Original im Petersburger Generalstabe liegt, woraus zu ersehen, daß die österreichische Heerführung den Marsch auf Paris als einziges Ziel aufgefaßt hat (vgl. Oncken's Abhdlg. im Histor. Taschenbuch 1885). R. hatte wesentlichen Antheil am Siege von Brienne (Kaiser Alexander umarmt ihn auf dem Schlachtfelde), an der Schlacht bei Arcis und die amtliche Relation rühmt die Beweise seines „richtigen Umblicks und militärischen Genies". In St. Cloud arbeitet R. einen Plan aus für den Fall, daß sich der Vicekönig nicht unterwerfen sollte. Der Wiener Congreß vereinigt die Monarchen und Feldherren, als Napoleons Flucht von Elba von Neuem (1815) zu den Waffen rief. Am 15. März 1815 fand bei Schwarzenberg eine Besprechung statt, an welcher Kaiser Alexander, Friedr. Wilhelm, Wellington, Wolkonsky, Knesebeck, Wrede, Langenau und Radetzky theilnahmen. Dieser arbeitete den Entwurf für den Rheinübergang und die Einschließung Straßburgs aus. Am 24. April

überreicht er die 2. Denkschrift für den Krieg gegen Frankreich und Murat. Am 4. Mai reist er nach Italien und arbeitet dort einen Operationsplan aus, tritt dann zurück zu Schwarzenberg ins Hauptquartier und arbeitet mit Wellington, Barclay in Heilbronn einen neuen Feldzugsplan aus. Allein die kaiserliche Armee kam nicht zum Schlagen. Die Schlacht bei Waterloo hatte den zweiten Pariser Frieden im Gefolge.

R. kam wieder an die Spitze des „Generalquartiermeisterstabes“ (Generalstabes), aber das tiefe Ruhebedürfniß nach 25jähriger Kriegszeit, die Verehrung aller alten Einrichtungen, die der Restaurationsepoche eigenthümlich war, ließen Radetzky's Reformgedanken gar nicht laut werden. Er erbat und erhielt nach einigen Monaten seine Entlassung. In den Jahren 1816—18 lebte R. als Divisionär in Oedenburg und Pesth unbehaglich, aber in fruchtbarer Concentration des Geistes, mit wahrer Leidenschaft den Studien hingegeben, die sich über alle Fächer der Militärwissenschaften, politische Oekonomie und Geschichte verbreiteten, unausgesetzt excerpirend und eifrigst Alles sammelnd, was sich auf Terrainkarten, historische Geographie und Kartographie bezog. So legte er den Grund zu der überaus reichen, wissenschaftlich höchst werthvollen kartographischen Sammlung, die in den Tagen des Mailänder Aufstandes ein Raub der Flammen wurde. 20 Jahre lang war R. Feldmarschalllieutenant gewesen, 1829 wurde er zum General der Cavallerie befördert. Seine zahlreichen Neider und Feinde, die Gegner seiner militärischen und politischen Ansichten verschrieen ihn als Feind des „Systems“, neuerungssüchtig, Schuldenmacher und ihre Verleumdungen suchten bei Kaiser Franz zu bewirken, daß R. in Ruhestand versetzt werde. Der Kaiser widerstand und ernannte ihn zum Gouverneur der Festung Olmütz, auf den Posten eines Invaliden! Aber schon wenige Monate später änderten sich die Verhältnisse und die Blicke wandten sich ängstlich den fähigen Männern der That zu. Die Julirevolution von 1830 brachte eine neue politische Lage, Frankreich und England schlossen sich an einander an; sie begünstigten die nationale Bewegung in Italien. General Frimont erbat sich R. als Gehilfen im Oberbefehl über die kaiserliche Armee in Italien, und als bald darauf Frimont als Präsident des Hofkriegsrathes die Leitung des Kriegsministeriums übernahm, folgte ihm R. als Commandant der Truppen in Oberitalien, und er blieb in dieser Stellung durch 26 Jahre, von 1831—57 (seit 1836 Feldmarschall). Schon in Pest-Ofen hatte er drei seiner inhaltreichsten Denkschriften niedergeschrieben: „Organisatorische Gedanken“ (1827); „Gedanken über Festungen“ und „Gedanken über die militärische Lage Oesterreichs“. In der ersten beklagt er den Mangel einer Geschichte der Armee und damit der Erkenntniß ihrer historischen Entwicklung; dann den Mangel des vergleichenden Studiums des fremden Heerwesens, die Vernachlässigung des Studiums der Kriegsgeschichte der jüngsten Zeit, immer den Gedanken wiederholend, dem Soldaten sei das Studium Pflicht. Er stellt die Forderung einer bleibenden ordre de bataille in Friedenszeit, dann daß die Armee auch im Frieden in Corps getheilt werde, zur Erhaltung der Manövrirfähigkeit. Einige dieser Forderungen sind 1857 berücksichtigt, 30 Jahre später ist die taktische Gliederung in Oesterreich eingeführt worden. Entgegen dem Metternichschen Dogma von der Integrität der Türkei, nennt R. die Türkei vor 60 Jahren einen „absterbenden Staat“, im Jahre 1828 tritt R. in seinen und sachlichen Ausführungen für die allgemeine Wehrpflicht und für Landwehren ein, wie er im Zeitalter des patriarchalischen Absolutismus das Princip des Verfassungsstaates für „weise und groß“ erklärt. Auch in der deutschen Frage dachte er voraussehend; auch er wünschte Oesterreichs Hegemonie oder Suprematie in Deutschland, aber (vgl. seinen Brief an Dr. Egger in der Paulskirche) den *unlöslichen* Conflict zwischen der Constituirung eines Gesammtösterreichs auf

ner Grundlage und einem Aufgehen Oesterreichs in Deutschland scharf er-
, thut er den Ausspruch: „Oesterreich wird sich eher von Deutschland
n Oesterreich trennen!“ Metternich hatte sich gewöhnt, Preußen mit vor-
r Geringschätzung zu behandeln, als eine abhängige politische Domäne.
s R. Er erkannte den innern Drang Preußens, sich abzurunden und be-
Preußens Bestreben als das, sich alles deutsche Land bis zum Main ein-
iben, ja R. hielt das für „das einzige Mittel der Haltbarkeit Preußens“.
nich und seine Nachfolger in der Staatskanzlei hielten diese Ansicht für
t, Oesterreichs Stellung in Deutschland für unerschütterlich. Aber auch
Italien dachte Metternich anders als R. Aus des Staatskanzlers Briefen
epeschen ging immer wieder der Schlußsatz hervor: „Ein einiges Italien
geographischer Brief“, eine politische Utopie, eine bare Unmöglichkeit.
y's Berichte wurden ablehnend aufgenommen und schließlich beschränkte er
seine militärische Aufgabe, als er sah, daß auch des Vicekönigs, Erzherzogs
, Mahnungen und Bitten nicht gehört wurden. R. brachte in den Jahren
48 seine militärischen Ideen zur Ausführung; er arbeitete eine Manövrir-
tion für die Bewegung größerer Heereskörper aus, eine solche für die
i, eine Felddienstinstruction für das Fußvolk (Plänkeln, Patrouillen-Vor-
ienst) im Angriff und Vertheidigung, ließ sich die Durchführung einer ein-
en Infanterie angelegen sein, richtete Lagerübungen, Manöver auf Basis
scher Ideen ein, übte im Winter an plastischen Modellen, im Sommer
n Terrain seine Truppen, aller Opposition zu Trotze, und schuf so eine
deren Manöver die Kenner aller Länder als Muster besuchten und die in
d und Preußen jener Zeit Schule machten.

ie kleine Armee war also trefflich ausgebildet, aber sie war schwach an
für einen Krieg mit einem auswärtigen Feinde nicht gerüstet. An einen
wollte Metternich nicht glauben, 14 Tage vor Ausbruch des Krieges mit
t (Sardinien) antwortete man R. auf sein Bitten und Drängen, Geld
en, er habe blos eine defensive, keine aggressive Aufgabe und die erstere
r hoffentlich (!) mit den dermal zu Gebote stehenden Mitteln zu lösen
en. In solcher Ironie wagte die „Hofkammer“ (Finanzministerium) sich
rechen. Wie oft hatte er in früheren Jahren gedrängt, Verona zu be-
! Man versagte ihm die Mittel dazu. Hätte man sie ihm bewilligt,
tige Kampf bei Santa Lucia wäre erspart geblieben! Der Feldmarschall
uf weiter nichts zu hoffen, ließ die Finanzverwaltung ihm bedeuten. So
Katastrophe von 1848 heran.

ewiß, Italien hatte, mit Ausnahme seiner altrömischen Vergangenheit,
poche seiner Einheit, Jahrhunderte lang war es in Kleinstaaterei zerfallen,
ritalien herrschte Spanien und sein Erbe Oesterreich, in Unteritalien
n und dann die Bourbonenlinie. Italien schien die „Fremdherrschaft“
i empfinden. Oesterreich übernahm nach dem Sturze Napoleon's die Herr-
und seine Verwaltung brachte den Italienern manchen Vortheil. Die
r Pächter war gemildert, die deutsche Rechtspflege eingeführt, der Straßen-
er den Splügen und über das Stilfser-Joch unternommen, Mailand er-
Venedig, als Ruine aus Frankreichs Händen übernommen, wurde Frei-
die herrliche Lagunenbrücke verband es mit dem Festlande, die Eisenbahn-
ung brachte es in lebensvolle Verbindung mit den Hinterländern. Die
r hatten eine um sechs Jahre kürzere Dienstpflicht als die anderen Pro-
des Kaiserstaates, die Centralcongregationen bildeten doch eine Art von
vertretung, während alle anderen Ständeversammlungen nicht berufen
waren, in Oberitalien war selbst später die Baargeldvaluta herrschend,

als in ganz Oesterreich schon das Papiergeld Zwangscours hatte, die großen kaiserlichen Besatzungen brachten viel Geld unter die Leute, die Akademie der schönen Künste in Venedig entstand, die Universitäten von Pavia und Padua hoben sich auf das Niveau deutscher hoher Schulen — all' das konnte den öffentlichen Geist nicht mit Oesterreich versöhnen und dieser war gegen die „Fremdherrschaft" gerichtet. Er sprach sich in der Litteratur (Gioberti, Massimo d'Azeglio, Cesare Balbo, Gino Capponi) und in der Geheimbündelei aus (Mazzini), in der Emigration des Adels, der sich der Conscription und dem Kriegsdienste entzog und vom Adel und Patriciat ging die Bewegung nach unten. Sie äußerte sich in Demonstrationen im Theater, auf dem Corso, im Café, in der socialen Kluft zwischen Kaiserlichen und Patrioten, in einer Art Vehme und Terrorismus, ging zu Beleidigungen der Soldaten über, was zu Repressionen führte, die als „Tyrannei" verschrieen wurden. Als mit Pio Nono, der der nationalen Stimmung Worte lieh, die revolutionäre Bewegung ihre Weihe erhielt, schloß sich ihr auch die Geistlichkeit allenthalben an. Die Jugend der Universitäten erzeugte Aufstände. So kam die Februarrevolution in Paris und wie an einem elektrischen Faden erhob sich die Revolution in allen Hauptstädten Europas. Der Ausbruch der Märzbewegung in Wien, der Sturz Metternich's und die Auflösung aller Regierung in Wien gab den Italienern Muth. In Rom und Toscana hatte die Einheitspartei gesiegt, ebenso in Modena und Parma, da brach am 18. März 1848 in Mailand der Aufstand aus, an dem Tage, an welchem der Kaiser für das lombardisch-venetianische Königreich eine Constitution gegeben. Ein 5tägiger Straßenkampf in Mailand war der Beginn der großen Ereignisse, in deren Verlauf R. die Sonnenhöhe seines Ruhmes ersteigen sollte. Der 82jährige Marschall befand sich in einem kleinen Zimmer des Castells, als der Aufstand losbrach. Hier brachte er sechs Tage und sechs Nächte zu, mit karger Nahrung versehen, ohne die Kleider zu wechseln, kaum daß er eine Stunde Schlafes genossen hätte. Nach dem Straßenkampfe von fünf Tagen zieht er seine Truppen heraus, um sie im Raume des Festungsvierecks zu bergen und von dort aus seine Operationen zu beginnen. Er hatte 55 000 Mann in Allem, ein Land von vier Millionen im Aufstande zu bändigen. Alle Städte waren gleichzeitig im Aufstande, Verrath lauerte überall, die Heerstraßen waren verlegt, seine italienischen Regimenter desertirten, die Brücken und Communicationen mit der Heimath waren zerstört, die österreichische Flotte verlor durch Desertion der italienischen Mannschaft ihre Equipage, die Dampfschiffe des Gardasees waren in die Hände der Aufständischen gekommen, die Wälschtiroler erhoben sich, in Wien und Ungarn herrschte Revolution, die Cassen waren leer. Aus allen Theilen Italiens kamen der Revolution die Freischärler zu Tausenden zu Hülfe, Toscana, Neapel schlossen sich dem König von Sardinien, Carlo Alberto, an, welcher den Mittelpunkt der nationalen Bewegung bildete. Ihm war es wohl gelungen, Oesterreich zu überraschen. An demselben Tage, wo Mailand geräumt wurde, empfing der kaiserliche Gesandte in Turin die Versicherung der Bundestreue. Oesterreich hatte einst nach dem Wiener Congreß Sardinien wiederhergestellt, wiederholt Aufstände gegen das Königshaus niedergeworfen, mit Karl Albert schon 1837 ein Offensiv- und Defensivbündniß geschlossen, in der Folge durch Doppelheirath diesen König an sein Interesse zu fesseln gesucht. Allein Karl Albert zog die Emigration an sich heran, unterstützte die Bewegung, und stellte endlich sein wohlgeschultes Heer in den Kampf. Radetzky's Rückzug auf Verona ist anfangs getadelt worden, aber er geschah in richtigem strategischem Calcül: das Festungsviereck bot ihm den einzigen sicheren Boden. Dort schafft er nun die Mittel zum Kriege, setzt die Armee auf Kriegsfuß, versorgt sich mit Proviant, und da ihm Carlo Alberto Frist läßt, seinen Feldzugsplan vorzubereiten, sucht er erst Verstärkung durch das Corps Nugent

am Isonzo zu erlangen, läßt durch Erzherzog Johann die Tiroler (wie 1809) eine Landesvertheidigung organisiren, Welden treibt die Freischärler auseinander, vereinigt seine im Gebirge zerstreuten Truppen zwischen Trient und Roveredo, deckte die rechte Flanke Radetzky's. Am 6. Mai rückten die Kaiserlichen mit 16000 Mann gegen den dreimal stärkeren Feind und schlagen diesen in der blutigen Defensivschlacht von Santa Lucia. Einfach und geschickt ist die Anordnung des Feldherrn, er zeigt die größte Sparsamkeit in der Verwendung der Kräfte, die heroische Tapferkeit der Truppen im Kampfe von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends ist von Erfolg gekrönt. Die österreichische Armee ist aus der Bedrängniß befreit, Verona gesichert, das Selbstvertrauen gewonnen. Der Fall von Peschiera, der Sieg der Piemontesen bei Goito konnte den Muth Radetzky's nicht erschüttern. Die Schlacht bei Vicenza am 10. Juni 1848 hatte das Festland Venetien befreit. Mit 19000 Mann Verstärkungen, die Graf Thurn brachte, war R. entschlossen, Italien zu behaupten. Alle kleinmüthigen Mahnungen, Italien bis zur Etsch abzutreten, die an den Hof in Innsbruck gelangten, hat er zurückzuweisen. Zur Offensive übergehend behauptete er in blutigen Gefechten die Höhen bei Sona und Sommacampagna und errang an letzterem Orte und vollends bei Custozza einen glänzenden Sieg. (Für den letzteren erhielt er die höchste militärische Auszeichnung: das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens und die erste Classe des militärischen russischen St. Georgs-Ordens.) Sofort wurde der Feind verfolgt und nach einem blutigen Nachtgefechte bei Volta der Marsch auf Mailand fortgesetzt. R. hatte beim Auszuge aus Mailand in seiner Proclamation gesagt: „Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich 65 Jahre lang mit Ehre auf so manchem Schlachtfelde geführt". Jetzt zog er nach wenigen Monaten durch die Porta orientale an der Spitze seiner siegreichen Armee, die in zerrissenen Mänteln und Schuhen einherschritt, in Mailand ein — Karl Albert war vom Undank des Mailänder, plündernden und den König belagernden Pöbels, mehr als durch das Unglück des Krieges gebeugt, Piemontesen mußten ihn befreien, da die Mailänder ihn als „Verräther" tödten wollten! Radetzky's Bericht sagt: „Die Stadt Mailand ist unser! Die piemontesische Armee hat die Stadt heute verlassen, bis morgen Abend wird sie über den Ticino gegangen sein. Die kaiserliche Armee hat vor zwei Wochen von Verona aus ihre Offensive ergriffen. Sie hat während dieser Zeit bei Somma Campagna, Custozza, Volta, Cremona, Pizzighetone und zwei Tage vor Mailand siegreiche Schlachten und Gefechte geliefert und ist am 14. Tage Herr der lombardischen Hauptstadt. Kein Feind steht mehr auf lombardischem Boden". Frankreich und England vermittelten diplomatisch, aber Oesterreich lehnte diese Vermittelung zu Gunsten Sardiniens ab; dieses hätte sich mit der Annexion von Parma und Modena begnügt, aber Oesterreich erklärte, seine Bundesgenossen nicht preisgeben zu können. Mit Sardinien war ein Waffenstillstand geschlossen worden, während seiner Dauer knüpfte Karl Albert mit der italienischen Revolutionspartei, auch mit der ungarischen Insurrection Verbindungen an und beschloß, das Glück neuerdings bei den Waffen zu suchen. Am 12. März 1849 kündigte er den Waffenstillstand. „Er soll erfahren", antwortet das Manifest Radetzky's (aus der Feder Schönhals'), „daß sechs Monate nichts ändern an Eurer Treue und Liebe. Den Frieden wollen wir in des Feindes Hauptstadt erzwingen". Am 18. März 1849 hat R. Mailand verlassen, am 20. März überschreitet die Armee bei Pavia den Po und rückt über Mortara nach Novara zum „Gottesgericht". In vier Tagen, ein veni, vidi, vici. Bei Mortara, am 21. März 1849, war der Sieg vollständig, bei Novara, am 23., wurde die italienische Armee, trotz größter Tapferkeit, bis zur Vernichtung geschlagen. Sechs Tage hatte der Feldzug im Ganzen gedauert, während dieser Zeit wurden zwei blutige Schlachten und

mehrere Einzelgefechte geliefert. 10 Tage war R. von Mailand abwesend. Am 29. März 1849 hielt er auf seinem Schimmel seinen Einzug durch die Porta Vercellina. Die Mailänder glaubten, er ziehe ab, schwer konnten sie sich dem Glauben hingeben, es sei kein Traum. In allen italienischen Staaten wurde mit einem Schlage die alte Ordnung der Dinge wiederhergestellt. Carlo Alberto stand bei Novara im dichtesten Kugelregen, er suchte den Tod, aber dieser verschmähte das Opfer. Noch auf dem Schlachtfelde dankte er ab und bezeichnete seinen Sohn Victor Emanuel der Umgebung als König von Sardinien. In der Nacht bei strömendem Regen fuhr er als Oberst Barge bei Feldmarschalllieutenant Graf Thurn vor und bat um freie Passage nach Nizza. Karl Albert ging nach Oporto und starb dort nach wiederholten Schlaganfällen (am 26. Juli 1849). Der neue König verhandelte nach der unglücklichen Schlacht mit R. und Heß (dem Chef des Generalstabes) bei Vignale den Waffenstillstand auf Grund vollständiger Unterwerfung. — Welch' ein Anfang der Regierung Victor Emanuel's! Welch' ein wechselvolles Geschick, bis zur Beisetzung im Pantheon 1878! — Venedig widerstand noch. Nach regelrechter Belagerung des Forts von Malghera und Eroberung desselben, zog R. am 30. Aug. 1849 im Dome von S. Marco ein. Radetzky's Thaten erfüllten die Welt mit Bewunderung. Man pries ihn in allen Ländern, die Monarchen sahen, nach der damaligen Anschauung, in ihm den siegreichen Bezwinger der Revolution, den mächtigen Paladin der Legitimität. Der Kaiser Franz Joseph sandte ihm das goldene Vließ, Czar Nikolaus erhob ihn zum russischen Feldmarschall, König Friedrich Wilhelm IV. sandte ihm den schwarzen Adlerorden in Brillanten, das preußische Gardecorps eine Huldigungsadresse, an deren Spitze Prinz Wilhelm von Preußen (spätere Kaiser Wilhelm) genannt ist. R. beantwortete diese Adresse mit einer Zuschrift an den Prinzen Wilhelm, die mit einer Erinnerung an ihre Waffenbrüderschaft im Befreiungskriege beginnt und den Wunsch ausspricht, Oesterreich und Preußen nur Schulter an Schulter kämpfen zu sehen. König Ludwig von Baiern stellte Radetzky's Büste in der Walhalla auf. Der Wiener Gemeinderath nahm ihn als ersten Ehrenbürger auf, ließ durch Grillparzer das Diplom ausarbeiten und ihm den Beschluß durch eine Deputation in Novara mittheilen. Am 13. September 1849 erschien er auf Einladung des Kaisers in Wien, wo dem greisen Feldherrn ein jubelvoller Empfang zu Theil wurde, bei der Truppenschau am 22. September, wo der zum Weltruf gekommene, seither wie eine Marseillaise empfundene „Radetzkymarsch" von Strauß-Vater ertönte, im Opernhause, wo der 19jährige Monarch an der Seite des 83jährigen siegreichen Feldherrn erscheint.

Im October verließ R. Wien und ging nach Italien auf seinen Posten als Civil- und Militärgouverneur. Auf die Civilverwaltung hat R. absolut keinerlei Einfluß geübt, sie wurde einem Adlatus überlassen, bald darauf ganz und gar wieder vom Militärcommando getrennt. Mazzini's Proclamationen beunruhigten das Land nach wie vor, die Emigranten der Lombardei, in Piemont begütert, setzten die Agitation fort, der Canton Tessin erwies sich als ein unseliger Nachbar für die österreichische Herrschaft in der Lombardei. Ein Volk, das jener Zeit fast nur vom Schmuggel lebte, erwies sich als ein trefflicher Gastfreund für politische Schmuggler, Geheimbündler und Verschwörer. In England arbeitete wie in Paris, unter dem Schutze Louis Napoleon's, die Agitation rastlos gegen die österreichische Herrschaft. Alle Versuche Oesterreichs, in London eine Fremdenbill durchzusetzen, waren vergeblich. Der Krimkrieg setzte die Dinge mächtig in Bewegung. Cavour's geniale Politik brachte die Allianz Sardiniens mit Frankreich und England zu Wege, so gelangte die italienische Frage auf die Tagesordnung des Pariser Congresses. 1854 war der 88jährige Marschall zur Vermählung seines Kaisers (24. April) noch einmal in Wien gewesen. Maßloser Jubel

empfing den Greis, den die Last der Jahre und des Weltruhmes zu erdrücken schien. Drei Jahre später (1857) erschien Kaiser Franz Joseph mit seiner Gemahlin Elisabeth in Oberitalien und R., der 91jährige Marschall, erbat sich bei dieser Gelegenheit den Ruhestand. In den denkbar schmeichelhaftesten Formen ward ihm die Bitte gewährt, „um das so theure, ruhmvolle Leben in ungetheiltem Wohlsein zu erhalten". Nach 72 Dienstjahren! In seinem Abschiedsbefehl sagt R., er nehme keinen Abschied von den Soldaten, er bleibe unter ihnen. Der Glanz, welcher sich wie die Abendröthe eines schönen Tages über sein Leben verbreite, sei das Werk der Tapferkeit seiner Soldaten. Er hatte seine Uebersiedlung von Verona nach Mailand angeordnet — für den 21. Mai. Da traf ihn ein Unfall. Als er die Gräfin Wallmoden, artig wie immer, begleiten wollte, stolperte der Greis, der sich diesmal des Stockes nicht bediente, fiel und erlitt einen Beinbruch am Oberschenkel. Die Kräfte verfielen während des Krankenlagers, aber die Wunde heilte, doch blieb das Bein geschient, indes sich der allgemeine Zustand des „Vaters R." besserte, sodaß er Spazierfahrten machen und Ausrückungen der Truppen beiwohnen konnte. Im December, in den Weihnachtstagen 1857, trat eine bösartige Erkältung auf, das Neujahr zeigte den Zustand als gefahrvoll und am 5. Januar 1858 gab er seinen Geist auf. Die Leichenfeier in den italienischen und deutschen Garnisonsstädten war allenthalben pomphaft, die Leiche wurde nach Wien gebracht und in Wetzdorf, auf der Besitzung Pargfrieder's, eines Freundes Radetzky's, beigesetzt.

Ein gütiges Geschick hatte allzeit über diesem Leben gewaltet und so hat ihn das Schicksal im Augenblicke aus der Reihe der Lebenden geholt, als sich die Ereignisse erst vorbereiteten, die seine ruhmreichste Arbeit vernichten sollten. Neun Tage nach Radetzky's Tode erfolgte das Attentat Orsini's (14. Januar 1858) auf Napoleon III., dieser schreckliche Aufruf zur That der „Befreiung" zu schreiten. Orsini ward wie ein Heiliger, Märtyrer gefeiert, Napoleon und Cavour beschlossen in Plombières den Bund und weihten ihn durch die Heirath des Prinzen Napoleon mit der Königstochter Sardiniens. Die Franzosen rückten mit gewaltiger Heeresmacht nach Oberitalien. — R. schrieb 1847 an Hardegg: „Den Verlust Italiens würde ich nicht überleben. Ich stehe am Ziele. Kann mir das Schicksal ein beneidenswertheres Loos bereiten, als auf dem Boden zu liegen, um den wir so lange blutig gerungen? Wir Beide sind durch eine große Vergangenheit gewandert. Gott verhüte, daß sich unsere Namen am Ende unserer Tage an neue Unfälle der Monarchie knüpfen sollten!" Die Vorsehung beschied ihm damals den Sieg und noch mehr, sie verhütete wirklich, daß er die Tage von Magenta und Solferino erlebte; am Vorabende dieser für Oesterreich unseligen Tage schied er aus der Reihe der Lebenden. Die abgöttische Liebe seiner Soldaten verherrlichte ihm die Tage seines Daseins, nach seinem Tode zeigte sich sein Name als die dauerndste Tradition in der österreichischen Geschichte.

Schon nach Radetzky's Tode, 1858, sprach man von einer Radetzkylitteratur. Die Biographie, die anonym im Cotta'schen Verlag 1858 erschien, nennt sich „Skizze", enthält aber 440 Seiten. Der Autor nimmt für sie die größte Authenticität in Anspruch, insofern R. einen Theil dem Autor (General Heller) in die Feder dictirt, das Manuscript zum Theil durchgesehen haben soll, jedenfalls seine Correspondenz zur Benutzung gegeben hat. Von Wichtigkeit ist „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" (anonym, von Schönhals, Radetzky's Generaladjutanten, Vorstand seiner Canzlei) (Cotta 1852), in vier Jahren sieben Auflagen. — Willisen (preuß. General), „Der Feldzug 1848", R. die Feldzüge „nach österreichischen Feldacten", officielle Generalstabsarbeit (1849); R., „Handschriftlicher Nachlaß" (Cotta 1858), Denkschriften; „Erinnerungen aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Radetzky" in Mittheilungen des Kriegs-

archivs (Wien 1887), vom Feldzeugmeister Graf Thun, dem einstigen Vertrauten Radetzky's, der historischen Abtheilung des österreichischen Generalstabes zum Drucke überlassene Papiere, die zumeist scharfe kritische Bemerkungen über österreichische Heerführer und Führung enthalten, sonst die Lebensgeschichte nicht berühren. Für die ältere Periode wichtig die Litteratur der deutschen Befreiungskriege, darunter Pertz' Stein und die Gneisenaubiographien u. s. w. Die ältere gedruckte Litteratur verarbeitet Schneidawind, Fr. Jos., „Feldmarschall Graf Jos. R." (600 S.), Augsburg 1851. — Strack, Die Generale d. österr. Armee (Wien 1850). — Das Persönliche in Hackländer „Bilder aus dem Soldatenleben" (Stuttgart 1849, Krabbe, dann neueste Aufl. 1887). Dazu das große lithographische Prachtwerk „Erinnerungen aus dem Feldzuge der österreichischen Armee in Italien 1848", in Handzeichnungen nach der Natur lithographirt und herausgegeben von den Brüdern Adam, mit Text von Fr. Hackländer. R. ist in zahllosen Gedichten gefeiert. Zedlitz (Soldatenbüchlein), Anastasius Grün, Deinhardstein, Tschabuschnigg, Vogel, Zingerle, Castelli und (am wirksamsten) Grillparzer haben ihn verherrlicht. Radetzkylieder (Aschaffenburg 1851), Lieder im Volkston, Nachahmung alter historischer Lieder ꝛc.

H. M. Richter.

Radevicus s. Rahewin.

Radewitz: Jakob R. (auch Radevitz, Rodewitz, Rodewicz, Rodenwicz in den Handschriften), Kanonist, war nach dem sich häufig findenden Zusatze geboren in Jena, wohl zwischen 1360 und 1370, da er bereits im Mai 1397 zu Prag die artistischen Studien beendigte und in den ersten Tagen des Jahres 1401 magister artium wurde. Gleichzeitig studirte er daselbst seit 1397 die Rechte. Im J. 1405 tritt er zuerst als Mitglied der Commission für das examen magistrandorum in Erfurt auf, las 1407 über die Decretalen, war im Sommer 1410 Rector und wird genannt „mag. artium et bacc. in decretis". Jedenfalls hatte er diese erste kanonistische Würde schon 1405 erlangt, weil er andernfalls nicht zum Examinator gemacht worden wäre. Im J. 1411 ging er an die zwei Jahre vorher gegründete Universität Leipzig, wo er im Sommer 1411 inscribirt wurde als „mag.", 1412 im Sommer bereits Rector war und „decretorum licentiatus" bezeichnet wird. Als Rector im Winter 1419 wird er in den Acten „decretorum doctor" benannt. Diese Würde hat er nach der Erzählung Wimpina's in Padua gleichzeitig mit dem berühmten Nicolaus de Tudeschis (Panormitanus) durch den Cardinal Zabarella erlangt. Da Zabarella vom October 1414 an auf dem Concil zu Konstanz war, wo er am 6. Novbr. 1417 starb, muß die Promotion zweifelsohne in die Zeit vom Winter 1412 (Anfang 1413) bis Ende Sommers 1414 fallen. Zabarella bezeichnet bei dem Acte R. und Nicolaus als Lichter, die er den beiden großen Nationen anzünde. Obwohl er in den Acten als Ordinarius nicht erwähnt wird, darf er als solcher, und zwar als der zweite, bezeichnet werden. Zum letztenmale erwähnen die Acten ihn 1429 als abwesenden Doctor. Das Jahr 1436 wird als das seines Todes angeführt. Außer einer hervorragenden akademischen Thätigkeit hat er auch eine staatsmännische Wirksamkeit geübt; namentlich soll er dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen zu der Erlangung der Kurwürde und des Kurlandes Sachsen (1424) und der Behauptung derselben gegen die Ansprüche des Herzogs Erich von Sachsen-Lauenburg durch seinen Rath geholfen haben. Wir besitzen von ihm nur die handschriftlich (in der Marienbibliothek zu Danzig und der Universitätsbibliothek zu Königsberg) erhaltene „Lectura in Decretales Gregorii IX.", wie er sie 1407 in Erfurt gehalten hat, ein ausführlicher Commentar zum vierten Buche (Eherecht), der als einer der ersten auf *einer* deutschen Universität gehaltenen und erhaltenen Vorlesungen Werth hat.

außerdem noch in einer Handschrift der Leipziger Universitätsbibliothek (Nr. 922) kleinere praktische Sachen. Nach dem Berichte Wimpina's hat er „consiliorum grande volumen" und anderes an Vorlesungen und Gutachten hinterlassen.

Wimpina, Scriptor. insignium qui in universitate Lipsiensi cet. floruerunt Centuria Nr. XVII. ed. Merzdorf, p. 31 sq. — Zarncke, Statutenbücher. — Gerber, Die Ordinarien der Juristenfac. zu Leipzig (1869), II. — Friedberg, Das Collegium juridicum. Leipzig 1882, S. 91. — Liber decanorum Prag. Prag 1830, p. 321, 359. — Album fac. jur. Prag. Das. 1834, p. 97. — Muther in Zeitschr. f. Rechtsgesch. III, 57. IV, 387 (auch in Zur Gesch. d. Rechtswiss. S. 75 fg., 213). — Ders., Jo. Urbach Proc. judiciar. p. V sq. — Steffenhagen, Catalogus cod. ms. bibl. r. et univ. Regiomont. p. 61 und in Zeitschr. f. Rechtsgesch. X, 304. — v. Schulte, Gesch. II, 376. v. Schulte.

Radewyn s. Florentinus, Bd. VII, S. 130.

Radicke: F. W. Gustav R., geboren am 18. Januar 1810 in Berlin, † am 18. April 1883 in Bonn. R. lebte bis zum Jahre 1840 privatisirend in Berlin, woselbst er 1839 promovirte („Diss. de phaenomenis quibusdam quae prismata Nicoliana offerunt, de subsidiisque quibus quam optime construantur commentatio"). Von 1840—1847 war er Privatdocent, dann bis zu seinem Tode außerordentlicher Professor in Bonn. Er hielt mathematische und theoretisch-physikalische Vorlesungen. Schwere körperliche Leiden thaten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit Abbruch, so daß er nach 1843 kaum noch eine Arbeit geliefert hat, während aus der ersten Zeit recht tüchtige Leistungen vorliegen. Unter diesen ist besonders die erste Schrift die hervorragendste: das „Handbuch der Optik, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Forschungen der Wissenschaft." 2 Bände 8°. Berlin 1839. Gleichzeitig erschien von R. in Dove's Repertorium, Band 3, die Bearbeitung des Abschnittes: theoretische Optik. Diese Arbeiten mögen die Unterrichtsverwaltung in Berlin zu der irrigen Annahme veranlaßt haben, R. werde geeignet sein, statt Plücker (s. A. D. B. XXVI, 321) die Professur der Physik zu übernehmen. R. besaß indessen weder Lehrgabe, noch hat er in erheblicher Weise sich als Experimentalphysiker gezeigt. Außer einigen kleinen theoretisch-optischen Abhandlungen in Poggendorff's Annalen und in Crelle's Journal hat R. noch ein „Lehrbuch der Arithmetik und niedern Analysis", Coblenz 1847, veröffentlicht.

Poggendorff, Biogr.-liter. Handw. II, 558. — Leopoldina 1883, Heft XIX, 110. Karsten.

Radius: Justus Wilhelm Martin R., Arzt, ist am 14. November 1797 zu Leipzig geboren. Er besuchte die St. Thomasschule daselbst, bezog 1816 die Universität seiner Vaterstadt zum Studium der Heilkunde, wurde 1820 Magister und promovirte 1821. Nachdem er hierauf einen kurzen Aufenthalt in Wien und Berlin genommen hatte, besuchte er zwecks weiterer Ausbildung noch ein Jahr lang London und Paris und erstattete im Auftrage des preußischen Kriegsministeriums aus letztgenannter Stadt einen Bericht über den Zustand und die Behandlung der ägyptischen Augenentzündung, wofür er 1823 vom Könige mit einer goldenen Dose beschenkt wurde. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich 1822 als Privatdocent an der medicinischen Facultät der Leipziger Hochschule, an welcher er ununterbrochen bis zu seinem Lebensende als sehr beliebter und angesehener Lehrer gewirkt hat. Zugleich entfaltete er eine außerordentlich rege und vielseitige, sowohl praktische wie schriftstellerische Thätigkeit. 1825 wurde er zum Prof. e. o. ernannt und erlangte bald eine sehr bedeutende ärztliche, resp. augenärztliche Praxis in der Stadt Leipzig, wurde 1829

zum Director der neubegründeten Medicinischen Gesellschaft ernannt, an deren Spitze er bis 1861 stand, fungirte auch von 1832 ab (bis 1853) als Arzt am Georgenspital, wurde 1840 ordentlicher Professor der Pathologie, las anfangs über Augenheilkunde, sowie über verschiedene Zweige der allgemeinen Pathologie und Therapie und gab am Georgenspital klinische Demonstrationen in der Psychiatrie, wandte aber später sich ausschließlich der Hygiene und Pharmakologie zu, feierte 1861 sein 50jähriges Doctorjubiläum, bei welcher Gelegenheit seine Schüler eine „Radius-Stiftung" zur Unterstützung nothleidender Aerzte und deren Hinterbliebenen begründeten, deren Capital bei der Feier des 60jährigen Doctorjubiläums von R. 1871 ansehnlich vergrößert wurde, erhielt 1875 den Vorsitz in der Prüfungscommission und starb am 7. März 1884. R. war ein außerordentlich fleißiger und gelehrter Arzt, dessen Kenntnisse sich auf die verschiedensten Gebiete der Medicin erstreckten. Seine zahlreichen Schriften, von denen das med. Schriftstellerlexicon von Callisen (Bd. XV S. 299 und Bd. XXXI S. 336) ein ausführliches bis zum Jahre 1845 reichendes Verzeichniß bringt, beziehen sich gleichfalls auf verschiedene Specialdisciplinen der Medicin, sind übrigens alle in Leipzig erschienen. Am bekanntesten ist die 1831 und 1832 von ihm herausgegebene „Cholera-Zeitung", deren Fortsetzung als „Wöchentliche Beiträge zur medicinischen und chirurgischen Klinik" (1833) erschien. Erwähnenswerth sind ferner die mit Joh. Christ. A. Clarus gearbeiteten: „Beiträge zur practischen Heilkunde mit vorzüglicher Berücksichtigung der medicinischen Geographie, Topographie und Epidemiologie" (Leipzig 1834—36), dann ein im Verein mit Wilh. Walther und M. Jäger verfaßtes „Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde" und schließlich seine als Theil der „Opera scriptorum classicorum" (1827—34) veranstaltete Ausgabe der Werke von Morgagni und Ramazzini, sowie eine Ausgabe der „Scriptores ophthalmici minores" (Vol. I—III).

Biographisches Lexicon hervorragender Aerzte &c., hrsg. von A. Hirsch, IV, 658. **Pagel.**

Radl: Anton R., geboren am 16. April 1774 zu Wien, † am 4. Mai 1852 zu Frankfurt a. M. Er zeigte frühzeitig Liebe zur Kunst, mußte aber schon als Knabe, nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Zimmermalers, durch Malen Geld verdienen, und erhielt nur eine mangelhafte Vorbildung auf der Wiener Zeichenakademie. 1790 verließ er Wien und zog nach Brüssel zum Maler Kormer, aber schon nach einem Jahre wanderte er nach Aachen, dann nach Köln und endlich nach Frankfurt, wo er am 1. Januar 1794 anlangte. Er fand hier bald Beschäftigung bei dem sehr thätigen Kunstverleger J. G. Prestel als Kupferstecher. Daneben bildete er sich als Landschaftsmaler aus. Er malte in Guache, Aquarell und Oel. Radl's Zeichnungen zu dem von dem Buchhändler Wilmans in Frankfurt herausgegebenen Werke: „Ansichten der vier freien Städte", welche er seit 1818 anfertigte, 75 Blätter, sind von verschiedenen Künstlern gestochen, von Fr. Stöber, Rosmäsler jun., W. Jury, Schleich, C. Rahl, Haldenwang, Leop. Beyer, F. Geißler, J. P. Veith, C. Frosch, Schnell, Schwerdgeburth, J. B. Hössel, Seyffer, Eßlinger &c. und zeichnen sich durch die poetische Behandlung der meist norddeutschen Landschaft aus. Von seinen Oelgemälden, welche Landschaften aus der Umgegend von Frankfurt und aus Oesterreich darstellen, sind manche im Städel'schen Kunstinstitut und der Städtischen Gemäldesammlung in Frankfurt und in der großherzoglichen Galerie zu Darmstadt.

Frankfurter Conversationsblatt 27. und 28. Decbr. 1843. — Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt, S. 444. — Goethe, aus e. Reise am Rhein, Main u. Neckar (Ausg. d. Werke in 6 Bdn., 1860, IV, 583). **W. Stricker.**

Radlof: Johann Gottlieb R., ein Sprachforscher, dessen Verdienste Jacob Grimm anerkannte, wurde geboren in Lauchstädt bei Merseburg am 27. März 1775. Seit 1802 veröffentlichte er Aufsätze über unsere Sprache in verschiedenen Zeitschriften, u. a. in Wieland's Neuem teutschen Merkur 1804 über Adelung's Schutzrede gegen die Beurtheilung seines Wörterbuchs durch Voß. Durch J. H. Campe's Freund Wolke wurde R. Ostern 1804 veranlaßt, nach Braunschweig zu gehen. In der Vorrede zu seinem Wörterbuch erzählt Campe, daß R., der besonders aus den „Minnesingern" und Hans Sachs gesammelt, dem die Ausarbeitung ausschließlich übernehmenden Th. Bernd (s. A. D. B. II, 411) mit seinem Rathe zur Hand gehen, jedes von Bernd ausgearbeitete Heft prüfen und ihm seine Beiträge mittheilen sollte. Nach einem Jahre, nach Vollendung des Buchstabens A, gab R. die Mitarbeit auf; seine Beiträge verblieben Campe. Der erste Theil des Wörterbuchs (A—E) erschien zu Braunschweig erst 1807; A reicht bis S. 356. Eine Beurtheilung des Campe'schen Werkes von R. erschien 1809 in den Heidelb. Jahrb. der Litteratur.

Seit 1806 lebte R. in Leipzig, Heidelberg, dann ein Jahr in Erlangen als Privatgelehrter. Nach München kam er im Frühling 1809; hier faßte er festen Fuß. 1811 wurde er Diurnist bei der Bibliothek. In der Zeit der Fremdherrschaft hatte er eine „Allgemeine Provinzen Grammatik" angekündigt, allein unter den damaligen Verhältnissen kam das Werk nicht zustande. Seine erste größere Schrift „Trefflichkeiten der südteütschen (sic) Mund Arten zur Verschönerung und Bereicherung der Schrift Sprache" erschien 1811 (München und Burghausen). Sie machte R. einen Namen. Er wies auf den Wortreichthum und den Wohllaut der süddeutschen Mundart hin; wie sie das a und o den verschwächenden Umlauten vorzieht und dadurch bestimmt unterschiedene Ableitungen herbeiführt, welche anderen Mundarten fehlen. Er erkannte vor Grimm die Erscheinungen des Vocalwandels in unserer Sprache; „Umlaut", heißt es S. 26, „nennt man gewöhnlich die Wandelung eines Stimmlautes in seinen Verwandten, gemeinlich die Wandelung eines der tieferen a, o, u, und au in die höheren ä oder e, ö, ü, aü und des e in i". Er redet vom „Umlaut der subjectiven und objectiven Verbe". Neben Rask erhob sich vor Grimm auch R., so bemerkt Wilhelm Scherer, zu der Einsicht der höheren Wichtigkeit der starken Conjugation. Die Gründe aber des Umlautes sah er nicht, noch erkannte er, daß ganz verschiedene Erscheinungen vorlagen. Erst Jacob Grimm zeigte, daß die Wirkung des i auf vorangehende Vocale im Gothischen noch nicht vorhanden war; auf sie schränkte er die Bezeichnung des Umlautes ein. Die Beziehung des a der Endung zu vorhergehendem e und o faßte er als eine Brechung von i und u auf: den uralten Vocalwechsel aber in der Conjugation hieß er Ablaut.

Die für Erforschung der deutschen Sprache eifrig bemühte Münchener Akademie war auf R. aufmerksam geworden. Ein Preis für eine deutsche Grammatik war von ihr ausgeschrieben: Radlof's Beurtheilung und Abhandlung wurden von der Akademie vergütet. Den ausgesetzten Jahrgehalt aber genehmigte der Minister Montgelas (s. A. D. B. XXII, 193) nicht. Darauf begab sich R. 1816 nach Frankfurt a/M. In diesem Jahre ließ er eine Sammlung über deutsche Mundarten drucken: zwei Bibelstellen wurden in möglichst viele Volksidiome übersetzt. Das „Teutschlands Hohen Amphiktyonen" „geweihete" Buch erschien 1817 unter dem Titel „Die Sprachen der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten dargestellt und erläutert durch die Gleichniss Reden vom Säemanne und dem verlorenen Sohne, samt einer kurzen Geschichte des Namens der Teütschen". Jacob Grimm, der mit R. seit 1810 in Verbindung stand, lobte in einem Schreiben an Bang aus Cassel vom 12. Juni 1816 das ungemein

nützliche Unternehmen. Er selbst hatte Beiträge geliefert, diese mit Grimm's Anmerkungen finden sich in Radlof's Buch S. 399—403 und 409—415 (Schluß). Auch Wilhelm Grimm, in einem Schreiben vom 7. Januar 1817, rühmt das Unternehmen, da man die Eigenthümlichkeiten und Bildungen der Sprache verfolgen kann, z. B. den Uebergang in den Vocalen. Ueber R. urtheilt Wilhelm Grimm sehr treffend: „Er ist auf der einen Seite gelehrt, scharfsinnig und fleißig, auf der andern klebt ihm eine gewisse hölzerne steifstellige Vorstellung an, wie man die gegenwärtige Sprache verbessern und reinigen müsse, die jedem lebendigen Menschen zuwider ist und leicht zu einem ungerechten Urtheil über ihn verleitet.“ Im J. 1817 besuchte Jacob Grimm R. in Frankfurt. „Unsern bekannten R.“, schreibt er aus Kassel an Docen am 2. Juni 1817, „habe ich zu Frankfurt in einem Dachstübchen, auf das man mir bei hellem Tage leuchten mußte, gesprochen . . Seine Gleichnißreden in Mundarten sind mir nicht correct genug, mit überflüssigen Ausschweifungen versehen und in der ältesten Sprache, besonders der Grammatik, zeigt er sich häufig unwissend.“ Es war ein Unglück für R., daß er keinen Widerspruch ertragen konnte. Jacob Grimm hatte seine Verdienste 1813 in den „Altdeutschen Wäldern“ gerühmt; so seinen Nachweis, daß, wo in der Wurzel ein reiner einfacher Laut liege, sie sich leicht in eine Menge Ableitungen entfalte, während das Wort, worein der Diphtong gerathen ist, bald zu stocken anfange und wenig weiter bildsam bleibe. So hob Grimm auch hervor, „daß die besten neueren Forscher die Fähigkeit unserer edlen Sprache umzulauten“ — 1813 schied Jacob Grimm noch nicht Umlaut und Ablaut — „erkannt haben: Seidenstücker, Radlof“. Aber seine Sprachmeisterei und Pedanterei hatte er bekämpft. „Puristen und Besserer“ wollen mit Gewalt eindringen, wo keine Gewalt gilt und ohne Schaden selbst die leiseste nicht. Wolke thue es höchst geschmacklos und beschränkt, R. „neben dem ersten nur mit Unrecht zu nennen, aber auch befangen in dem offenen Irrthum, daß ein einzelner das gemeine Gut ehrenwerther Sitte meistern und stürzen könne, welches höchstens im einzelnen der entzückte Dichter vermag.“ R. solle „zu seinem rechten Punkt zurückkehren, welcher ist, daß er tüchtige gründliche Werke über Provincialgrammatik und Wörterbücher liefere und sie unter sich mit Altdeutschem und Nebensprachen vergleiche.“ . . . „Eine solche historische Grammatik wird zugleich ein Licht der Geschichte der Poesie werden und sie überall begleiten.“ „Alles nüchterne Bilden nach Analogie, ohne Autorität, ist Sünde, weil es Lüge ist.“ Mit welchem Groll R. diese Kritik hinnahm, zeigte sein nächstes Buch, die 1820 erschienene „Ausführliche Schreibungslehre der teütschen Sprache, für Denkende, vornehmlich für Schriftsteller, Lehrer und Beamte.“ In der 1818 geschriebenen Vorrede, in der er sich beklagt, daß ein großer Theil seiner durch vieljährige Untersuchungen gefundenen Resultate von jedermann, gewöhnlich ohne Nennung des Urhebers, benutzt werden, nennt er Grimm unter seinen Freunden, in einer Anmerkung jedoch äußert er hochmüthig, „die kraft- und kenntnißlosen Anstreitungen des Herrn Jacob Grimm in den altd. Wäldern berichtigte ich nicht öffentlich, sondern nur brieflich und mündlich, um den Muth des neuen Freundes und aufstrebenden Mitarbeiters nicht darnieder zu drücken“. Noch stärker aber ist die Sprache in der 1820 geschriebenen „Nachschrift“, da inzwischen Grimm's „Deutsche Grammatik. Erster Theil“ 1819 erschienen war. Weit entfernt, die Bedeutung des Werkes anzuerkennen, welches Jean Paul, den eine Zeitlang von Radlof's Sprachmeistereien Angesteckten, zu den überschwenglichsten Lobsprüchen hinriß, konnte er schreiben: Jacob Grimm trete plötzlich wie aus einem Hinterhalte mit einer sogenannten deutschen Grammatik hervor, „worinn er jedoch nichts giebt als eine gemein *erfahrungsmäßige* Zusammenstellung unserer Deklinationen und Conjugationen“. Die

Stelle in Grimm's Vorrede konnte R. freilich auf sich beziehen: „Gegen die Puristen, wie sie heutigestags unter uns aufgetreten sind, wird sich jeder erklären, der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache gethan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Zaser aus ihr gestoßen wissen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohllautender, kräftiger und reicher machen." Aber die Ausfälle Radlof's waren durch nichts gerechtfertigt, und ein Satz wie der folgende muthet uns heute sonderbar an: „Basedow's Zuckerbuchstaben, Hrn. Grimm's Kindermärchen und Sagen . . werden schwerlich je . . ein ernstlich gelehrtes oder wissenschaftliches Werk über Geschichte und Sprache entbehrlich machen." Auf diese „Schutz- und Trutzworte" Radlof's erließ Jacob Grimm eine kräftige Entgegnung in der „Allgemeinen Litteraturzeitung" 1820, in welcher er sich schärfer als früher über Radlof's Schriften äußerte. Der Schluß lautet: „Ob ich auf dem betretenen Wege vorrücke, werden Kenner aus der nunmehr erscheinenden II. Auflage meines Werkes beurtheilen; über einzelne Punkte mit solchen zu streiten, die nicht einmal Waffen, deren ich mich bedienen müßte, zu führen vermögen, und erzeigte Gefälligkeit durch Gemeinheit zu vergelten pflegen, scheint mir theils unnöthig, theils verächtlich."

Die Schreiblust Radlof's ließ nicht nach. Seit 1818 Professor in Bonn, ließ er daselbst in 2 Bändchen 1821 und 1822 erscheinen: „Mustersaal aller teütschen Mund-arten, enthaltend Gedichte, prosaische Aufsätze und kleine Lustspiele." Das erste Wilhelm v. Humboldt gewidmete Bändchen enthält deutsche Mundarten in Italien (Vorarbeiter waren Fulda und Adelung; Schmeller's sogen. Cimbrisches Wörterbuch 1855 gibt zum ersten Mal eine wissenschaftliche Darstellung der deutschen Sprachinseln in den venetianischen Alpen); ferner tyrolische, salzburgische, bairische, österreichische, mitteldeutsche. Das zweite enthält schwäbische, schweizerische, ober- und mittelrheinische, niederdeutsche zwischen Rhein und Elbe, friesische, niedersächsische, dann die der östlichen Landschaften in Pommern, Rügen. Darauf folgen Mundarten in Holstein und Schleswig, zuletzt „verderbte Mundarten". Ebenfalls in Bonn 1821 erschien das Schriftchen: „Die irregulären Verbe und Deponente des Lateins, neu untersucht und zum Schulgebrauche verzeichnet und erklärt." Ein Jahr darauf: „Neue Untersuchungen des Keltenthums zur Aufhellung der Urgeschichte der Teütschen." Dieses dem Freiherrn v. Stein und Graf Solms-Laubach gewidmete Buch enthält weniges Richtige und viel Falsches. R. untersucht unter anderem das Keltenland vor Cäsar, spricht über Pytheas, Eratosthenes, Polybius, die Wanderzüge der Kelten, den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen, zuletzt gibt er ein „Verzeichniß altkeltischer Wörter". Kein Wunder, daß die Ableitungen viel Unrichtiges und heute Werthloses enthalten, da erst Zeuß die Lautverhältnisse der keltischen Sprache 1853 durch seine keltische Grammatik dargelegt hat. Auf dem Titelblatt der folgenden Schrift nennt sich R. nicht mehr Professor zu Bonn, sondern nur Professor, Mitglied der Akademie zu München, der teutschen Gesellschaft zu Berlin, auch der kameralistischen Societät zu Erlangen. In dem 120 Seiten enthaltenden Büchlein „Zertrümmerung der großen Planeten Hesperus und Phaëthon, und die darauf folgenden Zerstörungen und Ueberflutungen auf der Erde; nebst neuen Aufschlüssen über die Mythensprache der alten Völker", dessen Vorrede aus Berlin 1822 datirt ist, will er eine Entscheidung über die Streitfragen in Betreff der Umgestaltung unserer Erde herbeiführen, damit den Grund zu einer wahrhaften Urgeschichte der Teütschen legen. Diese seltsame Schrift ist den berühmten Aerzten K. F. Gräfe (s. A. D. B. IX, 557) und E. L. Heim (s. A. D. B. XI, 319) gewidmet. Das letzte Werk Radlof's „Teütschkundliche Forschungen und Erheiterungen für Gebildete" in 3 Bänden

erschien zu Berlin 1825—27. In der Vorrede des ersten Bandes (Berlin im August, an Goethe's Geburtstage 1824) berichtet er in seiner eigenthümlichen Sprache und mit seinen willkürlichen „Sinn- und Lesezeichen", daß Fr. Schlegel, F. H. Jacobi, auch Hegel und besonders Kaspar Stephan zu Amberg ihn zur Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze aufgefordert hätten, welche in der Zeit der Fremdherrschaft „viele andere Schriftner zu ähnlichen Untersuchungen veranlaßt". „Allum erstunden die Geister unter den Stürmen zur Rettung und Pflege des germanischen Wunderbaumes, dessen Herzwurzeln in Indiens und Persiens Boden grunden." Nur in „leiser Ueberarbeitung" legt er die Aufsätze vor, „bald größere Ausführungen, bald nur flüchtige Darrisse und kürzere Bemerkungen". Im ersten Bande u. a. Fränkisches und „Rheinpfälzisches Wörterbüchlein"; im zweiten „Sprachbemerkungen zu Fr. Schlegel's Vorlesungen über die neuere Geschichte", Wien 1811. Der dritte Band — die Vorrede datirt aus Halle 1826 — enthält u. a. Bemerkungen über die Sprachweise Joh. v. Müller's, die Eigennamen der Teütschen, zuletzt Epigramme in Prosa unter dem Titel „Schlußgedanken". Die „Belohnung hienieden" zeigt Radlof's Verbitterung. Sein Todesjahr ist nicht bekannt: ein Zeichen, wie wenig zuletzt seiner geachtet wurde. So viel Arbeit um ein Leichentuch! möchte man mit Platen ausrufen. Doch im „Aachener Idiotikon" von Müller und Weitz 1836 (vielleicht Schüler Radlof's aus der Bonner Zeit) fand ich als Motto Radlof's Wort: „Die Mundarten sind die ewigen Lebensquellen unserer Büchersprache." Und noch Th. Mundt (s. A. D. B. XXIII, 10), in seinem 1837 erschienenen Buch „Die Kunst der deutschen Prosa" (2. Aufl. 1843) weist mehrmals auf R. hin.

Daß R. für eine gute Sache begeistert war und trotz Mißgriffen und Verkehrtheiten auch Gutes geleistet hat, ist selbst von Jacob Grimm anerkannt worden, dessen Auffassung der sprachlichen Erscheinungen so grundverschieden war von der Radlof's. Diesen nennt F. J. Stalder in seiner „Schweizer. Dialektologie" (Aarau 1819, S. 96), die J. Grimm unter den Quellen anführt (D. Grammatik 1², XX), einen „tiefsinnigen" Forscher. Und Joh. Chr. Schmid in seinem Schwäbischen Wörterbuch (2. Aufl. 1831) urtheilt über ihn: „Wenige Sprachweisen sind R. an Scharfsinn und folgerechter Darstellung gleich oder auch nur nahe gekommen." Aber auch er tadelt ihn, daß er die Speculation in das Leben der Sprache gewaltsam übertrage. „Ein Grammatiker, der über die Gründe des Gegebenen zu urtheilen hat, soll nicht den Schein des Gesetzgebers annehmen."

Wilhelm Scherer, J. Grimm, 1885², S. 172, 200, 203. — Stengel, Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, 1886, I, 29—30. II, 153. — J. Grimm, Kleine Schr. VII, 596. — Grimm's Brief an Docen veröffentl. von Strauch 1888 im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterth. 14, 151. — Meusel, Das gelehrte Teutschland, 1811, XV, 90 und XIX, 227—228 führt Radlof's Aufsätze bis 1822 an. — Nachrichten über sein Leben in den Vorreden zu seinen Schriften. Eine habe ich nicht gesehen. Sie ist der königl. Bibliothek zu Berlin abhanden gekommen: „Frankreichs Sprach und Geistes Tyranney über Europa, seit dem Rastadter Frieden". München 1814. — H. Hoffmann (Die d. Philologie 1836) und R. v. Raumer (Gesch. d. germ. Philologie) kennen nicht alle Schriften Radlof's. Vgl. Raumer a. a. O. 566 und Register.

Daniel Jacoby.

Radolphus von Beringhen, † in Löwen 1459, war Dr. decretorum und mag. artium, 1441 Professor des kanonischen Rechts in Löwen, hier auch Domherr bei St. Peter, Rector der Pfarrkirche von Erps. Schriften: „Con-

ssionale ad caput Omnis utriusque sexus de poen. et remiss."; „Lectura ad ementinas", handschriftlich erhalten bei St. Martin in Löwen.

Foppens, Bibl. II, 1052. v. Schulte.

Radoux: Leopold R., Bildhauer und Maler, hat in der zweiten Hälfte s 18. Jahrh. lange Zeit in Bonn am Hofe der drei letzten Kurfürsten von Köln Dienst gestanden; ihn nennen die Hofkalender von 1759—1794 als Hof- ldhauer. Er war auch in der Malerei erfahren und in diesem Fache verdankt an ihm das interessante Bildniß des kurfürstlichen Capellmeisters Ludwig n Beethoven († 1773), des Großvaters des größten aller Musikcomponisten. er berühmte Enkel hat sich dasselbe später nach Wien kommen lassen und bis seinem Tode hat es ihm Freude gemacht. Es ist in jüngerer Zeit vielfach rch Xylographie und Photographie vervielfältigt worden; das Original ging den Besitz der Frau Wittwe Karl van Beethoven in Wien über. Irrig wird gemeiniglich als Hofmaler bezeichnet; nur ganz nebensächlich vertauschte er n Meißel mit dem Pinsel. J. J. Merlo.

Radowitz: Joseph Maria Ernst Christian Wilhelm v. R. ward am Februar 1797 zu Blankenburg am Harz geboren. Er stammt aus einer rsprünglich in Ungarn ansässigen, katholischen Adelsfamilie, welche vielleicht in üheren Jahrhunderten aus Serbien dorthin eingewandert war. Der Name ommt noch jetzt in Serbien und Montenegro vor, ebenso in Rumänien, in ngarn nicht mehr. In Ungarn reicht die Kenntniß von der Existenz der amilie bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. 1460 wird Mathias Libak de adovvicz, Castellan von Orozlanko, als ungarischer Vertreter auf dem Congreß u Brünn aufgeführt. 1569 erhielt Franciscus Radovicz eine landesherrliche Donation für die Besitzung Zöresök. 1588 wird Petrus Radovitius als General- icar des Bischofs von Neitra in einem Decret des Königs Rudolph genannt, 608 ist ein Radovicz Bischof von Waitzen und Mitglied der von Erzherzog Mathias eingesetzten Commission zur Verwaltung von Ungarn. Thomas und Andreas de Radovicz sind Ende des 17. Jahrhunderts angesessen im Eisenburger Comitat. Von denselben stammt der Großvater Radowitz's ab, Demetrius (geb. 1717), welcher in österreichischen Militärdienst trat und bei Lowositz 1757 n preußische Kriegsgefangenschaft gerieth. Der Aufenthalt in Deutschland er- weckte in ihm die Neigung, sich später ganz dort anzusiedeln, er verkaufte, nach dem Hubertsburger Frieden, seinen Besitz in Ungarn und zog nach Sachsen. Er starb 1772 auf einer Reise in Helmstedt, seine Frau, Maria Karoline, über- lebte ihn bis 1786. Dessen Sohn, Joseph Maria, noch in Ungarn geboren 1746, studirte die Rechte in Göttingen, nahm aber keine Dienste, sondern lebte von seinem ererbten Vermögen und ließ sich zu Blankenburg am Harz nieder, wo ihm der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig 1796 den Rathstitel verlieh. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Friderike Therese, zweiter Tochter des Sachsen-Coburg'schen Oberstlieutenants Freiherrn v. Könitz, zu jener Zeit Commandant von Saalfeld. Sie war in erster Ehe vermählt gewesen mit Curt v. Einsiedel aus dem Hause Wolfftitz. Einige Zeit nach der Heirath nahm Joseph v. R. seinen Wohnsitz in Altenburg; er starb am 25. December 1819 in Kassel. Sein Vermögen hatte er vorher zum größten Theile durch Theilnahme an Speculationen mit Ungarweinen eingebüßt, in welchen schon sein Vater Demetrius, bei der Uebersiedelung aus Ungarn, seine Capitalien angelegt gehabt hatte. — Der junge R. war das einzige Kind seiner Eltern. Er erhielt seinen ersten Unterricht in Altenburg und wurde bis zum 13. Jahre, unter der Leitung der Mutter, protestantisch, dann aber, nach dem Willen seines Vaters, in der Religion seiner Familie erzogen. Als Kind schon

fiel er durch eine ganz ungewöhnliche geistige wie körperliche Frühreife und einen unersättlichen Wissensdrang auf. Der Vater bestimmte ihn zum französisch-westfälischen Militärdienst und sendete ihn zunächst 1808 nach Mainz, von da nach Straßburg und Paris, wo er bis 1811 in französischen Kriegsschulen, namentlich der polytechnischen Schule in Paris, glänzende Studien machte. Am 1. Januar 1812 trat er als Eleve-Unterlieutenant in die westfälische Artillerie- und Ingenieurschule in Kassel, Ende des Jahres als Lieutenant in das 1. Artillerieregiment, mit welchem er zur französischen Armee in Sachsen stieß. Bei Bautzen wurde er zum ersten Male durch einen Schuß in die Brust verwundet und erhielt für besondere, persönliche Tapferkeit den Orden der Ehrenlegion. Während der Gefechte im September und in der Schlacht bei Leipzig führte R. eine Batterie, wurde wiederum verwundet und Gefangener der verbündeten Truppen. Nach seiner Wiederherstellung nach Kassel entlassen, trat R. nunmehr in das neu errichtete, hessische Corps und machte als Premierlieutenant den Feldzug von 1814 mit, die Blokirung von Metz, Thionville und Luxemburg, sowie 1815 die Belagerungen der Festungen an der niederländischen Grenze. Nach dem Feldzuge wurde der 18jährige Jüngling als erster Lehrer der mathematischen und militärischen Wissenschaften bei der Kadettenschule in Kassel angestellt und blieb in dieser Eigenschaft (seit 1817 als Hauptmann) bis 1823. Umfassende Studien und Arbeiten auf allen Gebieten des Wissens und Beschäftigung mit Musik legten in diesen Jahren den Grund zu der universalen Bildung, die, getragen durch ein merkwürdiges Gedächtniß, der Persönlichkeit v. R. ihren besonderen Stempel aufdrückte. 1821 führte eine Dienstreise R. zum ersten Male nach Berlin. Weiterhin wurde er in die Familienhändel des kurfürstlichen Hofes verwickelt, indem Wilhelm II. (seit 1821 Kurfürst) durch das Verhältniß mit der Gräfin Reichenbach (Emilie Ortlepp) und die scandalöse Behandlung seiner Gemahlin, Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, R. zur Parteinahme für die Kurfürstin und den Kurprinzen veranlaßte. Im Juni 1823 wurde R. als Gefangener nach der Festung Ziegenhayn geschickt, der Kurprinz nach Marburg verwiesen. R. erhielt kurz darauf seine Entlassung und Ausweisung aus Kurhessen mit einer Pension, die er nicht annahm. König Friedrich Wilhelm III. bot ihm Zuflucht in Preußen an, im December 1823 trat er als Hauptmann in den großen Generalstab in Berlin. Er wurde gleichzeitig militärischer Lehrer des Prinzen Albrecht von Preußen und trat damit in engere Beziehung zum Hofe; die nähere Bekanntschaft mit dem Kronprinzen, so entscheidend für Radowitz's ganzes, ferneres Leben, erfolgte 1824. Auch mit den Kreisen des Ministers Bernstorff, der Radziwills, des General v. Canitz und der Gerlachs trat er gleich in den ersten Jahren des Berliner Aufenthalts in intime Berührung. Militärisch ging R. schnell vorwärts, seit 1826 wurde er Mitglied fast aller Militär-Studienbehörden, auf die er immer mehr einen bestimmenden Einfluß ausübte, speciell auf die damalige „allgemeine Kriegsschule“, deren Directorium er von 1826 bis 1836 angehörte. 1828 zum Major befördert, wurde R. 1830 Chef des Generalstabs der Artillerie und erwarb sich das Vertrauen des Prinzen August von Preußen, der seinem Einfluß auf die Neugestaltung des Artilleriewesens vollsten Spielraum ließ. In die Jahre 1826 bis 1829 fällt noch eine besondere Stellung, die R. bei dem Kurprinzen von Hessen angewiesen war, welcher nach dem Zerwürfnisse mit seinem Vater sich unter den Schutz des Königs in Berlin stellte. R. verhandelte zwei Jahre lang für den Prinzen, begleitete ihn auf Reisen nach England und Holland, trennte sich aber definitiv und im Unfrieden von ihm, als er 1829 in Bonn die bekannte Verbindung mit der Frau des Lieutenant Lehmann einging. 1828 hatte R. sich mit der Tochter des preußischen Gesandten in Neapel, Gräfin Maria v. Voß,

verheirathet und war damit in die hohe Aristokratie des Landes eingetreten. Seine Gattin war eine Urenkelin der berühmten Oberhofmeisterin Gräfin Voß und von mütterlicher Seite eine directe Nachkomme des Cabinetsministers Friedrichs des Großen, Grafen Podewils. Die Heirath mit dem im Lande fremden, katholischen Officier machte großes Aufsehen, befestigte aber endgiltig die hervorragende Stellung, die er bereits durch seine Persönlichkeit gewonnen hatte. Das Jahr 1830 fand R. auf Reisen mit Prinz August, und als unfreiwilligen Zeugen der Revolution in Brüssel. Unter dem Eindruck der Pariser Ereignisse gründete er 1831 mit einem Kreise Gleichgesinnter (Jarcke, Phillips, dem alten Haller, G. W. v. Raumer, Leo, W. v. Gerlach, Graf C. Voß u. a.) das „Berliner politische Wochenblatt“, um „die falsche Freiheit der Revolution zu bekämpfen durch die wahre Freiheit des Rechts, nie aber durch Absolutismus, in welche Gestalt er sich auch kleide“. R. war bis 1835 eifriger Mitarbeiter, namentlich für die auswärtige Politik. 1827 hatte er schon mathematische und militärische Schriften veröffentlicht. — Der wachsende Einfluß von R. auf die militärischen Dinge, in denen er vielfach als Reformator auftrat, schuf ihm im Kriegsministerium und in den Kreisen der Altpreußen von 1813 (Gneisenau, Grolmann, besonders Witzleben und der Sohn Scharnhorst) Widersacher, wie nicht minder seine zunehmende Vertraulichkeit mit dem Kronprinzen Bedenken erregte. Es wurde daher seine Entfernung von Berlin herbeigeführt, jedoch dem gerechten Sinne Friedrich Wilhelm's III. entsprechend, in Form der ungewöhnlich glänzenden Beförderung zum Militärbevollmächtigten am Deutschen Bunde, eine Stellung, die vor ihm ein General der Infanterie innegehabt hatte. 1836 im Mai kam R. nach Frankfurt und widmete sich fortan dem Studium der Bundesverhältnisse, deren große Schwächen auf politischem, wie militärischem Gebiete bald in ihm einen scharfen Kritiker fanden. Sein Hauptinteresse wendete er der Verbesserung der Bundeskriegsverfassung zu, im besonderen wirkte er für Herstellung der Bundesfestungen Rastadt und Ulm. Der Kölner Kirchenstreit 1839 brachte R. in einen schweren Gewissensconflict mit seinem scharf ausgesprochenen katholischen Bewußtsein. Es gelang ihm aber, die offene Parteinahme zu vermeiden und seine Person ganz aus dem Streite heraus zu halten. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. wurde R. Ende October 1840 nach Berlin berufen, wo der König zunächst seinen Rath über die Beilegung des Kirchenconflicts, sowie über die Möglichkeit einer Bundesreform verlangte. R. lehnte die ihm zugedachte Mission nach Rom zur Verhandlung über die Kölner Wirren ab und schlug dem Könige dazu den Grafen Brühl vor. Schwer beklagte es R., daß nicht in der Zeit zwischen August und October 1840 in Berlin der Entschluß gefaßt worden, den durch Frankreichs herausfordernde Haltung am Rhein angebotenen Streit aufzunehmen, Oesterreich und den Bund mit sich fortzureißen und, unter Ausnutzung der europäischen Isolirung Frankreichs, mit England und Rußland vereint einen in seinem Ausgange nicht zweifelhaften Feldzug zu führen. R. sah davon unberechenbare Folgen für die Weltstellung des deutschen Bundes und das Ansehen der preußischen Krone voraus. Er fand aber, bei seiner Ankunft in Berlin, den Augenblick zur Action schon verloren. Niemand unter den Räthen des Königs hatte den Muth zu so weittragenden Plänen gefunden, man war nur bedacht gewesen, ebenso wie in Wien, für den Augenblick zu sorgen und dem Conflict auszuweichen. Kurz darauf fiel das Ministerium Thiers, Louis Philipp lenkte in andere Bahnen ein. R. wurde mit General Grolmann nach Wien gesendet, um die Vertheidigung der Bundesgrenze und die Verbesserung des Heerwesens im Vereine mit Oesterreich zu ordnen. Gleichzeitig erhielt er den Auftrag, Fürst Metternich auf die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Bundesreform hinzuweisen. Auch in kirchlichen Fragen hatte R.

vertraulich zu verhandeln und es ging daraus die Designirung des Bischofs Diepenbrock für Breslau hervor. Demnächst bereiste R. alle anderen deutschen Höfe, um die gemeinsame Grundlage der Mobilisirung festzustellen und kehrte Neujahr 1841 nach Berlin zurück, wo er die (österreichischerseits durch General v. Heß geführte) Verhandlung über die weitere militärische Haltung gegenüber Frankreich leitete. Alle diese Unterhandlungen hatten ein für die preußischen Wünsche befriedigendes Ergebniß, ebenso die, im Lauf des Jahres 1841 theils in Frankfurt, theils auf Specialmissionen in Hannover und Kassel, von R. geführten, welche das Princip der allgemeinen Bundesinspectionen festsetzten. Ende 1841 wurde R. abermals nach Wien gesendet, dann nach München, Stuttgart und Karlsruhe, zur Beilegung des Streites über die Erbauung der Bundesfestungen Ulm und Rastadt, was nach schwierigen Erörterungen vollständig gelang und ihm große Anerkennung von allen Betheiligten eintrug. Auch im März 1842 wurde R. nach Berlin berufen, um zur Beilegung des hannover'schen Verfassungsstreites mitzuwirken, und kurz darauf zum preußischen Gesandten an den Höfen von Baden, Darmstadt und Nassau ernannt, unter Beibehaltung der Functionen als erster Militärbevollmächtigter am Bunde. Fortan lebte R. in Karlsruhe, von dort aus durch Berufungen nach Berlin, Reisen und Correspondenz, in stetem Verkehr mit Friedrich Wilhelm IV. bemüht, den Plänen desselben für deutsche Politik, wie für eine mögliche Gestaltung der von ihm erstrebten ständischen Organisation Preußens festere Formen, seinem Willen zur Durchführung des als richtig Erkannten bestimmteren Ausdruck zu geben. R. suchte vor allem Preußen und den König zum Träger des deutschen Gedankens zu machen, die Verbindung mit dem nationalen Geiste in Deutschland vorzubereiten, die Presse dazu heranzuziehen, das Verlangen der Veröffentlichung der Bundesverhandlungen durchzusetzen. Schon 1842 legte er dem Könige den Entwurf eines neuen Preßgesetzes vor, demzufolge die Censur fast ganz aufgehoben, der Mißbrauch an die gewöhnlichen Gerichte verwiesen, die Zeitungen auf Concessionen gegründet und die Redactionen allein verantwortlich gemacht werden sollten. Alle diese Anläufe begegneten dem Widerstand des preußischen Ministeriums und der Umgebung des Königs, Einflüssen, denen Friedrich Wilhelm IV., meist gegen seine eigene Ueberzeugung, nachgab, und was von den Radowitz'schen Anregungen übrig blieb, scheiterte an dem üblen Willen in Wien. R. hat in der Broschüre „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." diesen Kampf, freilich mit vieler Schonung für die Berliner Kreise, gekennzeichnet. Er wurde immer mehr entmuthigt, seit 1843 auch körperlich schwer leidend und 1846 auf das schmerzlichste heimgesucht durch den Tod seiner einzigen, 16jährigen Tochter. 1845 wurde R. zum Generalmajor ernannt, 1846 schrieb er seine berühmten „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche", die wie in einem Spiegelbilde, in vollendeter Form, die Parteiungen der Zeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens schilderten, sein eigenes Wollen und Hoffen für Preußen und Deutschland darlegten und mit prophetischem Blicke die Ereignisse der nächsten, verhängnißvollen Zeit andeuteten. Erst mit 1847 traten größere Aufgaben wieder an ihn heran. Zunächst nahm der Großherzog von Baden bei dem beginnenden Verfassungsconflicte seinen vertraulichen Rath in Anspruch, der ihm im Sinne der Herstellung der monarchischen Autorität durch Verständigung mit den Cabinetten von Wien und Berlin, Recurs an den Bund, Zurückführung des Mißbrauchs der constitutionellen Befugnisse auf das bundesverfassungsgemäße System, Bildung einer neuen Kammer, entsprechende Personalveränderungen, ertheilt wurde. Dies Programm wurde nur stückweise zur Ausführung gebracht und konnte Baden nicht vor der schweren Katastrophe der folgenden Jahre bewahren. An dem preußischen Verfassungspatent vom 3. Februar 1847 hat R. (wie vielfach irrig angenommen wurde)

keinerlei persönlichen Antheil. Er war nicht zur Mitarbeit dazu herangezogen worden, hielt zwar den Grundgedanken (der auch als der seinige aus den „Gesprächen" sich ergiebt) für richtig, aber den Moment für verfehlt, das Patent in der Abfassung nicht tadelfrei und die Durchführung unter den damaligen Verhältnissen nicht für möglich. Was darin, nach Radowitz's Ansicht, verspätet und ungenügend vorbereitet, geboten wurde, hatte er schon dem Könige gleich bei seinem Regierungsantritte zu geben gerathen und, da Friedrich Wilhelm damals noch davor zurückscheute, ihm wiederholt dargelegt, daß später dieser Versuch der Aufrichtung altfürstlicher, ständischer Monarchie nur Erfolg haben könne, wenn im Volke selbst dafür die Empfänglichkeit durch freiere Entwicklung der Presse, Decentralisation, Beseitigung der kirchlichen Wirren, vor allem durch wirksame Belebung des nationalen Gedankens und eine glanzvolle Aufrichtung des Deutschen Bundes geweckt worden sei. Nach dem von R. vorhergesehenen Fehlschlage des mit dem Patente vor dem vereinigten Landtage angestellten Versuches, drang er um so mehr in den König, seine Stellung durch kräftiges Erfassen des deutsch-nationalen Gedankens wieder zu heben, nachdrückliche Verhandlungen mit Wien darüber zu eröffnen. Am 20. November 1847 legte er dem Könige die berühmt gewordene (in „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." zuerst veröffentlichte) Denkschrift vor, welche mit vernichtender Kritik der unhaltbaren Zustände des Bundes, einen klaren Plan für vollständige Reform entwarf und zum ersten Male die Forderung aufstellte: wenn Oesterreich auf diesem Wege nicht mitgehen wolle, solle Preußen ihn allein betreten und sich mit dem besseren Geiste der Nation verbünden. Diese Denkschrift wird der wichtigste Nachweis bleiben dafür, daß R. schon damals in völliger Klarheit die Ziele bezeichnete, welche erst einer so viel späteren, glücklicheren Zukunft auszuführen vorbehalten blieb. Es war immer Radowitz's feste Ueberzeugung, daß bei damaliger sofortiger und energischer Aufnahme dieses Programms Berlin die Märzrevolution nicht erlebt haben würde. Der König genehmigte den ganzen Inhalt der Denkschrift, aber keiner der einflußreichen Minister, nicht Thile, noch Bodelschwingh, noch Canitz folgten ihm darin, sondern wiesen die Anregung als viel zu weit gehend zurück. Außerdem wurde dagegen geltend gemacht, daß im gegenwärtigen Momente unmöglich bei Oesterreich Entgegenkommen für die deutsche Reform zu suchen sei, so lange die acut gewordenen Schweizer Wirren andauerten. Der König ging darauf zunächst mit dem Gedanken um, R. an Stelle von Canitz ins Ministerium zu berufen. R. mußte es in der Erwägung ablehnen, daß er nicht mehr im Stande sein würde, mit den übrigen Ministern gemeinsam zu handeln und daher erst ein totaler, von dem Könige aber nicht zu erlangender Wechsel des Cabinets erforderlich wäre. Statt dessen wurde ihm die Verhandlung mit Oesterreich über die Schweizer Angelegenheit übertragen, eine Mission, deren Ziel schon, als er sie antrat, verloren war. R. hatte längst, als Gesandter in Karlsruhe, Anlaß gehabt, auf die drohende Verwicklung hinzuweisen und Einschreiten der europäischen Mächte angeregt, um der Eidgenossenschaft Frieden und Neutralität aufzuzwingen, bis eine Conferenz der Großmächte den Streit geregelt haben würde. Dieser Vorschlag scheiterte an der Sonderstellung Englands, dem es erwünscht schien, für die spanischen Heirathen sich an Frankreich durch die Verlegenheiten in der Schweiz zu rächen. Der Kampf brach aus und der Sieg des Radicalismus war entschieden, als R. nach Wien, von dort (December 1847) zu den Conferenzen nach Paris reiste, deren Ergebniß: gemeinsames Einschreiten der drei Mächte gegen die Eidgenossenschaft, durch die Ereignisse der Februar-Revolution 1848 überholt wurde. R. kehrte kurz vor dem Ausbruche von Paris nach Berlin zurück. Die von den

demokratischen Zeitungen ihm damals zugeschriebene und hartnäckig aufrecht-erhaltene Aeußerung, er habe den Thron Louis Philipp's noch im Januar 1848 als „fest wie Eisen" bezeichnet, ist längst als eine thörichte Erfindung erwiesen worden. Nunmehr wurde die deutsche Sache in Berlin mit neuem Eifer, selbst von dem Ministerium, aufgenommen, R. mit unumschränkter Vollmacht abermals nach Wien gesendet, um auf Grundlage seiner Denkschrift vom 20. November zu verhandeln. Er kam am 5. März dort an, fand günstige Aufnahme, schnelle Verständigung über die militärischen Verhältnisse und einen in Dresden einzuberufenden Congreß für die weitere Entwickelung der Bundesreform, über die in allen Hauptpunkten die Einigkeit erzielt schien. Da brach der Aufstand in Wien los, es folgte der 18. März in Berlin, das Werk war zunächst gescheitert. R. kehrte am 26. März nach Berlin zurück, nahm sofort seinen Abschied aus dem preußischen Staatsdienste, in der Ueberzeugung, daß sein Verhältniß zum König in der neu eingeschlagenen Richtung der Krone nur Verlegenheiten bereiten müsse, zog sich nach Mecklenburg auf das Land, zu den Verwandten seiner Frau zurück und schrieb, noch im April, zur Rechtfertigung der deutschen Politik des Königs, die Broschüre „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." Ohne sein Zuthun erwählte ihn der Kreis Arnsberg (Rüthen) in Westfalen im Mai 1848 zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament, dem er bis April 1849 angehörte. R. zeigte sich bald als einer der bedeutendsten Redner der Paulskirche, obgleich er selten und nur in großen Fragen das Wort ergriff. Er trat an die Spitze der sog. äußersten Rechten, zur Fraction des „steinernen Hauses", später „Café Milani", zusammen mit Vincke, Schwerin, Detmold u. a. Ueber seine gesammte Thätigkeit als Abgeordneter hat er durch die, im 3. Theile der „gesammelten Schriften" abgedruckten Berichte an seine Wähler Rechenschaft abgelegt und damit einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des Frankfurter Parlaments geliefert, dem er, aller Irrungen ungeachtet, seine große Bedeutung für die Sache der deutschen Einigung nie absprechen lassen wollte. Seine eigene Persönlichkeit war eine der markantesten der Versammlung, imponirend für Freund und Feind, bewundert von den Einen, verfolgt von dem äußersten Hasse der Anderen. Zahlreiche Schriften aus dieser Zeit bezeugen den Eindruck, den er nach beiden Richtungen hervorrief. Die Bezeichnung „der kriegerische Mönch" hatte Alfred Meißner zuerst damals auf ihn angewendet und sie ist seitdem am meisten mit seiner Person verknüpft geblieben. Radowitz's bedeutendsten Reden waren die in den Marine- und Militärfragen, wo seine Autorität die allgemeine Anerkennung fand, in auswärtigen Fragen und über seine Stellung zur Schaffung der provisorischen Centralgewalt (alle Reden abgedruckt im 2. Theile der „gesammelten Schriften"). Wegen der letzten Frage trennte sich R. mit einem Theile seiner Freunde von der Fraction, indem er sich dem Majoritätsvotum nicht widersetzen wollte und sich auf die Erklärung beschränkte, daß er die Zustimmung der deutschen Regierungen für nothwendig halte. Auch bei der schließlichen Entscheidung über die Kaiserwahl gab R. zwar seine Stimme für Friedrich Wilhelm IV. ab, erklärte aber, daß er die Rechtsbeständigkeit der Wahl als nur von der freien Zustimmung der deutschen Regierungen abhängig auffaßte. Bis zum Sieg des Centralisationssystems in Oesterreich durch die Verfassung vom 4. März 1849 war R. für das Verbleiben der österreichischen Monarchie im Bunde eingetreten, dann erklärte er sich entschieden für den Bundesstaat ohne Oesterreich, aber unter gleichzeitiger Herstellung des Staatenbundes mit Oesterreich [der engere und weitere Bund], fortan sein durch alle weiteren Phasen festgehaltenes Programm. R. kannte zu genau die Strömungen am Berliner Hofe, um nicht den Bruch der Nationalversammlung mit Preußen vorherzusehen, vor dem er noch, in seiner *letzten, ergreifenden* Rede in Frankfurt, am 17. März 1849 eindringlich warnte

Schon hatte er Anstalt getroffen, sich in einer kleinen deutschen Stadt ganz zurückzuziehen und nur noch seinen Studien zu leben, als er, am 23. April 1849, vom Könige nach Berlin berufen wurde, um seine Vorschläge für den neuen, in Frankfurt mißlungenen Versuch zur Gestaltung einer bundesstaatlichen Verfassung zu machen. Den ihm angebotenen Eintritt in das Ministerium Brandenburg-Manteuffel-Strotha glaubte er auch jetzt im Interesse der Aufgabe ablehnen zu müssen, während er zum Generallieutenant befördert und ihm die fernere Leitung der Verhandlungen über die deutsche Frage allein übertragen wurde, eine Ausnahmestellung, die nur möglich blieb, solange R. auf das volle Vertrauen des Königs und des Ministeriums rechnen konnte. Sein Programm wurde von dem Cabinet durchweg gebilligt. R. formulirte es zunächst folgendermaßen: für das Provisorium: Errichtung eines Bündnisses mit den nächstbetheiligten deutschen Regierungen. Für das Definitivum: Vereinbarung einer bundesstaatlichen Verfassung. Diese sollte nach außen vollkommene Einheit wahren, nach innen Selbständigkeit der Einzelstaaten, wo deren Mittel genügen, Centralisation, wo sie nicht ausreichen oder mehrere collidiren. Bildung einer Centralgewalt mit Legislative durch ein Fürsten-Collegium nach Curien, Executive allein an Preußen als Reichsvorstand. Als Form die Frankfurter Verfassung vom 28. März 1849 zu Grunde gelegt, aber im obigen Sinne revidirt. Es folgten die Einladung zu Besprechungen an sämmtliche deutsche Höfe, die Proclamation des Königs über seine deutsche Politik vom 15. Mai 1849, die ersten Verhandlungen in Berlin, die gleich zum Zurücktreten von Oesterreich, später auch von Baiern führten und, nach schwierigem Kampfe gegen die Sonderinteressen von Sachsen und Hannover, das Drei-Königs-Bündniß vom 26. Mai 1849, der Verfassungsentwurf vom 28. Mai und das Wahlgesetz, Arbeiten, von denen R. den wesentlichsten Theil persönlich geleistet hat. Der abermalige Versuch zur Verständigung mit Oesterreich (Mission Canitz; s. A. D. B. III, 759) mißlang; Separatverhandlungen mit Baiern über Bildung einer provisorischen Centralgewalt waren ohne Erfolg, die Zustimmung einiger der kleineren Regierungen, auch nach Beitritt der größeren Mehrzahl der übrigen, blieb aus. R. hielt trotzdem unentwegt an dem Programm fest, seine Hoffnung blieb, innerhalb desselben den Kern des engeren Staatenbundes, wenigstens für Norddeutschland, unter Preußens Führung für die zukünftige Weiterentwicklung zu retten. Noch einmal faßte er den Gang der Dinge, die Ziele Preußens, die ganze Kraft und Bedeutung des nationalen Gedankens zusammen in der berühmten Rede in der zweiten preußischen Kammer vom 25. August 1849, seine größte oratorische Leistung, durch welche, wenn auch nur auf kurze Zeit, überall die Hoffnung auf das Gelingen des Werks neu belebt erschien. Die Dinge nahmen aber in Wirklichkeit einen anderen Lauf. Es kam jetzt zur Separatverständigung mit Oesterreich vom 30. September 1849 über die Bildung der provisorischen Centralgewalt, — hervorgerufen durch österreichische Initiative, ein unverkennbarer Schachzug gegen das ganze preußische Werk der „Union“, vom König Friedrich Wilhelm trotzdem mit Lebhaftigkeit aufgegriffen. R. wurde erster preußischer Commissar bei dem „Interim“ in Frankfurt a/M., in dessen Hände der Reichsverweser sein Amt niederlegte. Die feindliche Haltung der Königreiche offenbarte sich in dem thatsächlichen Abfall von Sachsen und Hannover von der Union, seit Oct. 1849, den geheimen Verhandlungen in München. R., der von Frankfurt aus diese Lage und namentlich den anwachsenden Einfluß der reactionären Partei in Berlin, mit der er seit der Aufstellung der parlamentarischen Verfassung vom 28. Mai persönlich völlig zerfallen war, mit steigender Besorgniß verfolgte, richtete, bei seiner Rückkehr nach Berlin, März 1850, in bestimmter Form an den König und das Ministerium die Frage, ob er ferner an den politischen

Geschäften noch Theil nehmen könne und solle, erhielt aber die eben so bestimmte Antwort, daß er bleiben müsse. Er wurde nun Vorsitzender des Verwaltungsraths und hatte die preußische Regierung bei dem Parlamente, März bis Ende April 1850, in Erfurt zu vertreten, wo er schon vorher sich mit seiner Familie, durch Ankauf eines Hauses, ganz niedergelassen hatte. Unter verstimmenden Mißverhältnissen zwischen den Commissarien der preußischen Regierung und der zur Union haltenden Majorität, im Kampfe gegen die preußischen Ultra-Conservativen, die mit dem Entschlusse nach Erfurt gegangen waren, das Verfassungswerk überhaupt zu vereiteln, kam dennoch die Revision des Entwurfes vom 28. Mai 1849 zu Stande, welche alle Bürgschaften für einen möglichen und dem nationalen Bedürfnisse entsprechenden Ausbau des Bundesstaates unter preußischer Leitung enthielt. Es war zu spät, das Vertrauen in die wirkliche Entschlossenheit der preußischen Regierung, an der Union festzuhalten, war leider auch bei den Freunden schon erschüttert. Der Fürstencongreß in Berlin, Mai 1850, stellte nur noch mehr heraus, daß man schwerlich über die Worte hinaus zu Thaten kommen werde, daß, was König Friedrich Wilhelm in der Theorie für die, in seiner Umgebung fast nur noch von R. festgehaltene Union empfand, nicht in seinem innersten Wesen wurzelte, wo immer die Neigung zur Verständigung mit Oesterreich, die Scheu vor Rußland, der Widerwillen gegen eine parlamentarische Verfassungsausgestaltung überwogen. Die erschwerendsten Umstände traten durch die verschärfte persönliche Einwirkung gegen das Unions- und Verfassungsproject von Seiten des Kaisers Nicolaus ein, der in der Berliner Hofpartei eine in dem Maße in der preußischen Geschichte unerhörte Unterstützung und Ermuthigung fand, in dem energischen Vorwärtsgehen des seiner ungarischen Bedrängniß entledigten Wiener Cabinets unter Schwarzenberg, dessen Scharfblick die in der Union ruhende Gefahr der völligen Hegemonie Preußens in Deutschland bald erkannt hatte, und in dem verhängnißvollen Wechsel der Leitung des preußischen Kriegsministeriums, wo der tüchtige Strotha durch den ganz den Zwecken der reactionären Partei ergebenen Stockhausen ersetzt worden, dem es nicht mehr um Beschleunigung der militärischen Vorbereitungen zu thun war, auf welche sich die weitere Geltendmachung der deutschen Politik Preußens hätte stützen müssen. Alle diese Factoren richteten sich mit Erbitterung gegen R., den der König gleichwohl persönlich festhielt und ihm, auf seine wiederholten Bitten, sich zurückziehen zu dürfen, es geradezu zur Freundespflicht machte auszuharren. R. litt um so mehr unter diesen Verhältnissen, als ihn zu derselben Zeit wieder die schwerste Heimsuchung in seinem Familienleben, der Tod einer 1848 geborenen Tochter traf, der größte Schmerz seines ganzen Lebens, wie er selbst es genannt hat. Dazu heftiges, körperliches Leiden, von dem er sich in einem Urlaube, im Mai und Juni 1850, nur unvollkommen erholte. — Inzwischen hatte die von Oesterreich, unbekümmert um Preußen, in Frankfurt erklärte einfache Wiederherstellung des alten Bundes mit ausschließlicher Präsidialstellung für Oesterreich, den König Friedrich Wilhelm, der wenigstens für alle Fälle die Theilung des Präsidiums zwischen Oesterreich und Preußen erlangt wissen wollte, empfindlich verletzt und seine persönliche Entrüstung wuchs, als dem flüchtigen Kurfürsten von Hessen von dem sog. Bundestage ohne Weiteres Schutz und Execution durch bairische Truppen zugesagt wurde. Schwarzenberg's Entschluß, Preußen vor die Wahl zwischen Nachgeben oder Krieg zu drängen, lag klar vor Augen. Der König berief R. zum auswärtigen Minister, am 26. September. Es schien noch einmal, als ob das Blatt sich wenden, von Preußen mit aller Kraft und Energie die übernommene Mission durchgeführt werden solle. Die Illusion dauerte nicht lange. Dem letzten und stärksten Anprall aller entgegenwirkenden Kräfte, von außen und im Innern, war des Königs Entschlußfähigkeit nicht mehr gewachsen.

r gewichtigste Schlag kam von Rußland. Kaiser Nicolaus stand längst auf
erreichischer Seite, er trat in dem Maße jetzt noch schärfer gegen Preußen und
von R. geleitete Politik auf, als diese auch in der schleswig-holsteinischen
iche sich mit Oesterreich in Widerspruch setzte, indem sie die Herzogthümer
nigstens gegen eine zwangsweise Unterwerfung unter Dänemark durch die
tlichen Mächte zu decken suchte. Schon im Mai 1850 hatte der Prinz von
eußen, stets in vollem Einvernehmen mit R. handelnd, bei einer Begegnung
t Kaiser Nicolaus in Warschau die preußische Sache diesem gegenüber zu
hren gesucht. Graf Brandenburg ging im October abermals mit der-
ben Mission nach Warschau, woselbst sich auch der Kaiser von Oesterreich
d Fürst Schwarzenberg einfanden. Es kam dort, unter dem Druck des Zaren,
hrend die Lage in Deutschland sich in Folge des bairischen Vorrückens gegen
ssen ernst und kriegerisch zusammenzog, zu einer „vorläufigen Uebereinkunft“
n 28. October, in welcher Graf Brandenburg thatsächlich die Union aufgeben,
Eintritt Gesammt-Oesterreichs in den Bund und die Execution in Hessen
räumen mußte. Die holstein'sche Sache blieb in suspenso. Kaiser Nicolaus
lärte aber, daß er weiteres Vorgehen von Preußen zu Gunsten der Herzog-
ümer nicht dulden könne. Zugegeben hatte Oesterreich nur, worauf der König
erdings persönlich immer den größten Werth legte, daß die weitere Regelung
deutschen Sache nicht durch den sog. Bundestag, sondern mittelst freier
nferenzen aller deutschen Regierungen erfolgen solle. In den darauf folgenden
inisterberathungen erhob sich R. energisch gegen diese Zugeständnisse, verlangte
genblickliche Mobilmachung der ganzen Armee, Einrücken in Hessen, Zurück-
sen der Baiern, Manifest an die Nation, Einberufung der Kammern. Die
obilmachung hielt R. noch nicht für gleichbedeutend mit dem Kriege, aber für
orderlich, um die Verhandlungen inzwischen mit größerem Nachdruck fortzu-
hren. An die kriegerische Parteinahme von Rußland gegen Preußen glaubte
noch nicht, eventuell, daß diese durch Gegenwirkungen anderer europäischer
oßmächte zu hindern oder zu compensiren sein werde. — Auf Seite von R.
llte sich in den wesentlichsten Punkten, namentlich betreffend die sofortige
bilmachung, der König, indem er jedoch gleichzeitig erklärte, er werde sich
dem Ministerium, wenn es in seiner Majorität anders beschließen sollte,
ht trennen. Ebenso erklärte der Prinz von Preußen, es sei unmöglich, die
ionsverfassung auf österreichisches Geheiß jetzt aufzugeben und sich damit dem
ener Cabinet unterzuordnen. Auch er verlangte sofortige Mobilmachung.
Politik der Verständigung auf Grundlage der Warschauer Verhandlung ver-
t dagegen Graf Brandenburg, dem es nicht rathsam schien, die Eventualität
Kampfes der noch damit zu erreichenden Ziele wegen aufzunehmen.
nteuffel stimmte dem bei, indem er namentlich auf die Gefahr der Entfesselung
olutionärer Elemente hinwies, auf deren Unterstützung Preußen bei einem Kriege
ewiesen sein werde. Er nannte dies die „Demüthigung vor der Revolution“,
er mehr fürchte, als wie die Demüthigung vor Rußland. Außerdem bestritt
nteuffel jetzt offen das Recht Preußens zur Einmischung in Kurhessen und
umte ein, daß Oesterreich die völlige Aufhebung der Unionsverfassung ver-
gen könne. Der Kriegsminister Stockhausen erklärte, seiner Meinung nach
rde ein Krieg mit Oesterreich auch den gegen Rußland nach sich ziehen und
ser doppelten Eventualität sei Preußen nicht gewachsen. Mit R. stimmten
h v. Ladenberg und von der Heydt. Die Entscheidung fiel in dem Conseil
m 2. November, R. reichte seine Entlassung ein. Der König richtete an ihn
bekannten, oft citirten Brief voll überströmenden Dankes und gerührter
erkennung seiner Politik, die er als „musterhafte und geistreiche Ausführung“
ner Gedanken und seines Willens bezeichnete. — Nur die genaueste Kenntniß

der inneren Hergänge, seit 1849, die zu diesem Abschlusse führten, könnte es ermöglichen, Radowitz's Haltung dabei ganz zu beurtheilen. Diese Aufklärung ist noch nicht vollständig gegeben, trotz werthvoller Beiträge, die neuerdings namentlich durch F. Fischer, Sybel, Herzog Ernst von Coburg, die Memoiren von Bunsen, Metternich, Prokesch, Beust, dazu geliefert worden und trotz der eigenen, leider viel zu viel verschweigenden Mittheilungen von R. selbst (in dem 2. Theil der gesammelten Schriften und in den „Neuen Gesprächen"). Es bedürfte noch der Veröffentlichung aller von R. hinterlassenen, handschriftlichen Aufzeichnungen (von welchen nur ein Theil zu diesen Notizen hat benutzt werden können), namentlich über seinen persönlichen Verkehr und Briefwechsel mit König Friedrich Wilhelm IV., um die Lücke auszufüllen. Es müßte auch noch bestimmter untersucht werden, wie die militärischen Verhältnisse Preußens in den Novembertagen 1850 thatsächlich gewesen sind, respective welcher Grad von Verantwortung den Kriegsminister trifft, der offen beschuldigt wurde, aus Parteirücksichten die Schlagfertigkeit des Heeres gemindert zu haben, als man deren am dringendsten bedurfte. Die Anklagen, welche in den Broschüren „Vier Monate auswärtiger Politik" und „Der Kriegsminister in der letzten Krisis" damals in dieser Hinsicht erhoben wurden, sind niemals entkräftet worden. Mit Bitterkeit hatte vor allen der Ausgang der Krisis den Prinzen von Preußen erfüllt, der am festesten zur Politik von R. gestanden war und die militärischen Kräfte jedenfalls nicht für zu gering gehalten haben muß. „Der König ist schmählich von seinem Ministerium im Stich gelassen worden" — schrieb er am 22. November 1850 an Herzog Ernst von Coburg-Gotha und er beklagte tief die von Graf Brandenburg gemachten Concessionen. Er hoffte noch auf die, bekanntlich nach Radowitz's Austritt doch angeordnete Mobilmachung, „in Kurzem sind wir gerüstet, dann können wir auch eine festere Sprache führen". Es kamen aber die Tage von Olmütz und damit für jene Epoche der Abschluß der preußischen Führung für den deutschen Einheitskampf. — Der König sendete R., der gleich nach seinem Rücktritt nach Erfurt zurückgekehrt war, in besonderer Mission nach London. Er sollte dort eine Allianz suchen, als Gegengewicht gegen das, seit Warschau in seiner ganzen Schwere empfundene russische Uebergewicht und die Gefahren des russisch-französischen Einverständnisses. Persönlich mit größter Auszeichnung am Hofe und in allen Kreisen der Londoner Gesellschaft aufgenommen, konnte R. politisch dort nichts mehr ausrichten, nachdem das Resultat von Olmütz bekannt wurde. R. blieb noch bis Februar 1851 in London. Als er, bei der Rückkehr nach Berlin, dort den König wiedersah, mußte er aus seinem Munde hören, daß er die Olmützer Resultate als einen Sieg über die Feinde Preußens betrachte! R. zog sich nach Erfurt zurück und blieb fortan dem politischen Leben ganz fern, nur seiner schriftstellerischen Thätigkeit lebend, trotz wiederholter Anträge des Königs, der im Sommer 1851 ihn durch Verleihung der Kette des neuerrichteten Hohenzollern'schen Hausordens besonders auszeichnete und ihn als Präsidenten des Staatsraths wieder nach Berlin zu berufen wünschte. 1851 gab R. die „Neuen Gespräche aus der Gegenwart" heraus, 1852 folgten die „Gesammelten Schriften" 1—5, frühere kleinere, historische und kunsthistorische Aufsätze enthaltend, zu denen 2 Theile „Fragmente" über Politik, Religion und Kunst hinzutraten, sowie die bereits erwähnte Darstellung der deutschen Politik von 1848 bis Sommer 1850 und die Reden. In diesen Schriften ist, soweit R. es selbst thun zu können glaubte, Rechenschaft über sein politisches Verhalten seit 1848 und die aufrichtige Darlegung seines Entwicklungsganges zur Erkenntniß von der Nothwendigkeit der monarchisch-constitutionellen Regierungsform für Preußen, gleichzeitig sein durch das Mißlingen in Frankfurt und Erfurt unerschüttertes Vertrauen in die Herstellung der deutschen,

nationalen Einheit niedergelegt. Sein gläubiger katholischer Standpunkt findet durchweg prägnanten Ausdruck, aber überall im Sinne seines kirchlichen Wahlspruchs: „christianus mihi nomen, catholicus cognomen“. — Im August 1852 erfolgte Radowitz's militärische Reactivirung als Generalinspecteur der Militär-Bildungs- und Erziehungs-Anstalten und die Rückkehr nach Berlin, die bei der herrschenden Partei großes Mißfallen hervorrief. R. widmete sich jedoch auch dann nur noch den Aufgaben seiner militärischen Stellung, erkrankte im Sommer 1853 und starb, nach schweren Leiden, am 25. December 1853 in Berlin. Der König, mit welchem er bis zu seinem Ende im regsten Verkehr geblieben, umgeben von allen Prinzen des königlichen Hauses, wohnte in tiefer Ergriffenheit der Trauerfeier in der Berliner Garnisonkirche bei, die Leiche wurde im Familiengrabe zu Erfurt, mit den höchsten militärischen Ehren, am 5. Januar 1854 beigesetzt. Dort errichtete Friedrich Wilhelm IV. dem Freunde ein würdiges, einfaches Denkmal. R. hinterließ seine Wittwe und vier Söhne, von welchen der eine gegenwärtig als Generallieutenant der Armee noch angehört, ein anderer als Botschafter des deutschen Reiches in Constantinopel fungirt.

Die Urtheile der Zeitgenossen, welche zu Radowitz's Lebzeiten, nach den Parteianschauungen gefärbt, oft mit schonungsloser Gehässigkeit sich gegen ihn gewendet, waren zum Theil seit seinem Rücktritt vom Ministerium milder und verständnißvoller geworden und äußerten sich nach dem Tode vielfach auch von Seiten früherer Gegner sympathisch. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ schrieb am 10. Januar 1854: „Radowitz war als Gatte und Vater eine Erscheinung seltener Vollkommenheit, als Mensch überhaupt so achtungswerth als irgend einer, als Christ und Katholik von abgeschlossenem Ausbau, als Staatsmann voll großer Ziele und edler Wünsche ....“ Die „Spener'sche Zeitung“ vom 17. Januar 1854: „Dem tiefblickenden, verstorbenen Denker gebührt das Verdienst, den Standpunkt, welchen die beiden Großmächte, Oesterreich und Preußen, Deutschland gegenüber einnehmen können, scharfsinnig ermittelt zu haben ... seine Ideen werden, weil sie auf die tiefste historische und politische Auffassung des deutschen, europäischen Volkslebens gegründet sind, fortleben und Gelegenheit zur Verwirklichung suchen, ... diese Ideen werden nach und nach Gemeingut werden und sich einst verwirklichen.“ Ein warmer Nachruf wurde ihm durch das „Gedenkblatt“ (von dem Abgeordneten Blömer), welches Alexander v. Humboldt's einige Tage nach Radowitz's Tode geschriebene Worte mittheilt: „Es ist ein Stolz und Lichtpunkt meines Lebens ihm so nahe gestanden zu sein, mich seines liebevollen Wohlwollens haben erfreuen zu können, ihn begriffen zu haben, zu bewundern, wie so viel Stärke und Hoheit des Willens mit so kindlicher Milde des Gemüths verschwistert gewesen ist“. In späterer Zeit hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche Radowitz's Verdienste um den deutschen Entwickelungsproceß, sowie seine persönliche und schriftstellerische Bedeutung anzuerkennen wußten. So namentlich Blömer und Fischer in den unten angeführten Schriften. Herzog Ernst von Coburg („Aus meinem Leben“) bezeichnet sein Verdienst um die Entwickelung Deutschlands als ein gleichsam prophetisches: „er sei vom Geschick berufen gewesen, den Gedanken der heutigen Gestaltung von Deutschland schon zu einer Zeit (vor 1848) zu modelliren, wo noch keine entfernte Möglichkeit der Ausführung vorhanden“. R. selbst schloß sein Dasein mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß er nicht umsonst einer glücklicheren Zukunft vorgearbeitet habe. Eine der letzten bisher nicht bekannt gewordenen Aufzeichnungen von seiner Hand, geschrieben im Anfange der Todeskrankheit, trägt die Ueberschrift „1900“ und gibt das Bild wieder, das R. sich von dem Zustande Europas nach 50 Jahren machte. „Ich sehe“, sagt er darin, „ein hergestelltes deutsches Kaiserthum mit preußischer Spitze, Frankreich, nach

verlorenem Elsaß, auf seine wirklichen natürlichen Grenzen gebracht und ungefährlicher geworden".

Ein Verzeichniß von Radowitz's Schriften, da es sonst nicht vorhanden ist, sei hier angeführt: „Ueber Theorie der Zuverlässigkeit der Beobachtungen und Versuche rc." 1827. — „Handbuch für Anwendung der reinen Mathematik". 1827. — „Nachrichten über den Schauplatz des Krieges zwischen Rußland und der Türkei". 1829. — „Ikonographie der Heiligen". 1834. — „Die Theorie des Ricoschetts". 1835. — „Die Capelle im Saalhof zu Frankfurt a/M." 1837. — „Die spanische Successionsfrage". 1839. — „Einleitung zu Hefner's Trachten des christlichen Mittelalters". 1840. — „Die Autographensammlungen". 1842. — „Fragmente über Musik". 1844. — „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche". 1846 (4. Aufl. 1851). — „Wer erbt in Schleswig?" 1846. — „Reden, welche im Ständesaal zu Berlin nicht gehalten worden". 1847. — „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." 1848. (1.—3. Aufl.) — „Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters". 1850. — „Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche". 1851. (1.—2. Aufl.) — „Gesammelte Schriften". Berlin 1852—1853, I—V.

Vgl. E. Frensdorff, Joseph v. Radowitz. 1850. — Joseph v. Radowitz, wie ihn seine Freunde kennen. (Von dem russischen Dichter Joukowsky.) 1850. — Joseph v. Radowitz, ein Gedenkblatt den Freunden. 1854 (von Blömer). — Radowitz, seine politischen Anschauungen und der Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV. (Von F. Fischer, Histor. Taschenbuch, 1874.) — F. Blömer, Zur Geschichte der Bestrebungen der preußischen Regierung für eine politische Reform Deutschlands, vom Mai 1849 bis November 1850. — F. Fischer, Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1876. — H. v. Sybel, Graf Brandenburg in Warschau (Histor. Zeitschrift, 1887) — Herzog Ernst von Coburg, Aus meinem Leben. I. 1887.

R. v. Liliencron. (Nach Mittheilungen der Familie.)

Radulf, Herzog von Thüringen seit 633, Sohn des Chamar: ob Thüringer oder Franke von Geburt, ob Christ oder Heide, ist nicht zu entscheiden. Fast genau hundert Jahre, nachdem die Söhne Chlodwig's das altthüringische Reich unterworfen hatten (530), beschloß ihr Nachkomme Dagobert I., seit 628 Beherrscher des fränkischen Gesammtstaates, zur besseren Wahrung der Ostgrenze desselben nicht nur die erneute Abtrennung Austrasiens unter eigenem Königthum und Majordomat, sondern auch die Einsetzung eines thüringischen Herzogs in der Person Radulf's. Es galt, die Einfälle der Wenden abzuwehren, die, unter dem Franken Samo seit 624 zu einem starken Slavenstaate geeinigt, von der oberen Elbe her sich in häufigen Verheerungszügen über das ganze Ostreich und in erster Linie über Thüringen ergossen hatten. R. entsprach seiner Aufgabe, indem er zu wiederholten Malen die Wenden schlug und so die germanische Welt gegen das vordringende Slaventhum schützte. Bald jedoch zeigten sich die unglücklichen Wirkungen der damaligen fränkischen Verfassungszustände. Es widerstrebte dem siegreichen R., den arnulfingischen Majordomus Ansegisel, der im Namen des unmündigen Merowingers Sigibert Austrasien regierte, als seinen Gebieter anzuerkennen; allmählich entzweite er sich auch mit dem Könige selbst. Als vollends 639 Dagobert I. und 640 Pippin der Aeltere gestorben waren und Sohn und Schwiegersohn des Letzteren, Grimoald und Ansegisel, in der Behauptung der Majordomuswürde auf den Widerstand einer Gegenpartei am Hofe stießen, glaubte R. die Zeit gekommen, sich vom Frankenreiche völlig loszureißen. Er verband sich zu diesem Zwecke mit dem Agilolfinger Farus, dessen Vater Chrodoald einst auf König Dagobert's Veranlassung in Trier getödtet worden war; dem

austrasischen Staate drohte die Auflösung, dem Germanenthum von neuem die Gefahr slavischer Uebermacht. Soweit sollte es jedoch nicht kommen. König Sigibert rüstete in seinem ganzen Reiche, jenseits wie diesseits des Rheins. Sein erster Ansturm galt Farus; dieser fällt, sein Heer wird theils getödtet, theils gefangen genommen. Sodann drangen die Franken in Thüringen ein, wo R. sich in einem hochgelegenen Castell an der Unstrut, dessen Reste man bei Kloster Memleben gefunden zu haben glaubt, verschanzt hielt. Im Heere der Belagerer herrscht Planlosigkeit, zum Theil auch Untreue. Während Grimoald und Ansegisel die Person des Königs hüten, werfen zwei andre Führer sich gegen das Thor des Lagers, aus dem nun R. mit den Seinen hervorbricht. Ein blutiger Kampf beginnt, in welchem mehrere Tausende umgekommen sein sollen; R. kehrt als Sieger in sein Castell zurück, König Sigibert reitet weinend von dem leichenbedeckten Schlachtfeld nach den nahen Zelten, wo er mit seinem Heere übernachtet. Am andern Morgen gibt er den Kampf auf; er unterhandelt mit R. über friedlichen Abzug und begiebt sich in sein Land zurück. R. behauptet fortan eine wahrhaft königliche Stellung in Thüringen; er tritt zu den Wenden und anderen Nachbarvölkern in ein befreundetes Verhältniß; die Verbindung mit Austrasien aber ist zwar thatsächlich, doch wenigstens nicht dem Namen nach gelöst. So viel meldet über R. unsere einzige Quelle, die Fredegarische Chronik. Von weiteren Thaten und Erlebnissen, sowie von seinem Ende erfahren wir nichts. Noch vier Herzoge Thüringens, wahrscheinlich seine Nachkommen, Hedan I., ein Ungenannter, Gozbert und Hedan II., lassen sich bis 716 verfolgen; in den Tagen des Bonifaz ist jede Spur des Herzogthums erloschen.

Oelsner.

Radulph v. Tongern, liturgischer Schriftsteller, eigentlich Radulph de Rivo, geboren zu Breda in Brabant, widmete sich dem geistlichen Stande und bildete sich vorzüglich im Kirchenrechte sowie in der Liturgik aus; er hörte auch in Rom den berühmten Simon von Constantinopel, Erzbischof v. Theben, der daselbst die griechische Sprache lehrte. Nicht lange nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er Decan des Collegiatstiftes zu Tongern. Als solcher begab er sich zur Zeit des durch die streitigen Papstwahlen am Ende des 14. Jahrh. entstandenen großen Schismas wieder nach Rom, wo er eifrig alte liturgische Handschriften sammelte. Hier wurde er mitten in seiner Thätigkeit vom Tode überrascht, am 3. November 1403. — Von seinen Werken sind folgende zwei gedruckt: 1) das bekannteste derselben, betitelt: „De canonum observantia“, eine canonistisch-liturgische Schrift, gewidmet dem Prior der kurz vorher entstandenen Windesheimer Congregation, worin er besonders gegen den Orden der Franciscaner die alte römische Praxis, das Brevier zu beten, vertheidigt. Diese in 23 Propositionen eingetheilte Arbeit ist für die Geschichte des Breviers nicht unwichtig und wurde deshalb öfters gedruckt, so zuerst zu Cöln 1568, zu Rom 1590, von Hittorp seiner Collectio de divinis catholicae ecclesiae officiis einverleibt, ebenso in die Väterausgaben zu Paris von 1575 u. 1589, in die Cölner von 1624, sowie in die Lyoner von 1677 ff. Band 26, S. 289—320 aufgenommen; 2) „Gesta episcoporum Leodiensium, Engelberti a Marka, Johannis de Arkel et Arnoldi de Horn ab 1347—86“, eine Geschichte der drei zu seiner Zeit lebenden Bischöfe von Lüttich, gedruckt bei Joh. Chapeauville, Gesta pontificum Tungrensium, Trajectensium et Leodiensium, 1612—16, tom. 3, p. 1—58. Handschriftlich hinterließ R.: 3) „De Psalterio observando“, 4) „Catalogus librorum mss. per Belgium“ und 5) „Martyrologium in versibus“. Die ihm noch zugeschriebene Schrift: „Calendarium ecclesiasticum“ ist vielleicht nur ein anderer Titel der oben genannten Schrift: „De canon. observantia“.

Valer. Andr., Bibl. Belg., edit. 1643, p. 785. 786. — Foppens, Bibl. Belg. II, 1052. — Fabricius, Bibl. medii aevi VI, 99—100. — Thalhofer, Handbuch der kathol. Liturgie, Freiburg 1883, I, 78.

Otto Schmid.

Radziwill: Anton Heinrich Fürst v. R., zwölfter Ordinat von Nieswicz und seit 1813 elfter von Olyka, geboren am 13. Juni 1775, gestorben am 7. April 1833 zu Berlin. Durch seine Verheirathung mit der Prinzessin Louise von Preußen, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen 1796 (s. u.), wurde er mit dem preußischen Königshause verwandt. Seit 1815 bekleidete er den Statthalterposten im Großherzogthum Posen und war Mitglied des preußischen Staatsrathes. Neben seiner Fachbildung betrieb er mit Vorliebe Mathematik und Musik. In Letzterer zeichnete er sich soweit aus, daß man ihn unter die Künstler rechnen durfte. Er besaß eine vortreffliche Tenorstimme, spielte das Violoncell in meisterhafter Weise und schuf Compositionen, die sich neben diejenigen unserer Meister stellen konnten. Sein bedeutendstes Werk ist die Musik zu Goethe's Faust, theils für Solo, Chor und Orchester, theils als melodramatische Begleitung des Textes. Ueber ihre Entstehung finden sich Mittheilungen in Zelter's Briefwechsel mit Goethe, die auch mit Rücksicht auf den Dichter von Interesse sind. Am 18. November 1810 schreibt Goethe an Zelter, es stehe in Weimar „ein seltsames Unternehmen“ bevor, nämlich eine Aufführung des Faust; er bittet um Musik dazu, namentlich zum Ostergesang und dem Einschläferungslied. Erst am 16. Februar 1811 erwidert Zelter, er habe zwar gleich damit angefangen, es sei aber nichts geworden; Goethe müsse sich an einen andern wenden. Der Dichter ließ den Plan fallen. Möglich indessen, daß jene Goethe'sche Anregung den Fürsten R., in dessen Hause Zelter ein gerne gesehener Gast war, wie denn der Fürst auch Mitglied der Zelter'schen Liedertafel ward, zum ersten Versuch seiner Faustcomposition angeregt hat. Der Osterchor scheint in der That schon 1810 in der Singakademie gesungen zu sein. Der Fürst trat dann auch mit Goethe in Verbindung, der ihm die neuen Zusätze zum Faust handschriftlich mittheilte. Am 18. Februar 1816 meldet Zelter: die königlichen Prinzen hätten beschlossen, den Faust mit der Musik des Fürsten unter sich aufzuführen; den Mephisto werde Prinz Karl von Mecklenburg spielen, den Faust der Hofschauspieler Lemm, das Gretchen Madame Stich. Die Proben begannen auch sofort im Familienkreise des Fürsten; Zelter, der das Musikalische leitete, schreibt von den bis dahin fertigen Musikstücken (Christ ist erstanden, Spaziergänger vor dem Thor, Der Schäfer putzte sich zum Tanz, Drinnen gefangen ist Einer, Schwindet ihr dunkeln, Du hast sie zerstört) im ganzen mit höchster Anerkennung; was verfehlt sei, bestehe darin, daß der Fürst, wie alle angehenden Artisten, in Nebendingen hauptsächlich sei. Die Sache rückte doch aber recht langsam vorwärts. Am 2. Juli 1819 konnte Zelter erst von der versuchsweisen Aufführung zweier Scenen melden. Nun folgten weitere Proben mit neuen Theilen der Musik, darunter die Scene in Gretchen's Stube; die Decorationen ordnete Schinkel an. So erfolgte denn endlich die erste Aufführung am Geburtstage der Fürstin den 24. Mai 1820 in Gegenwart des ganzen Hofes und am 7. Juni fand eine Wiederholung im Schloß Monbijou statt. Erst 1830 hatte der Fürst drei neue Scenen fertig: den Spaziergang mit Wagner, die Gartenscene und die Kirchenscene. So ward das Lebenswerk des Dichters auch dem Componisten zur Lebensarbeit. „Der edle Componist“, schreibt Zelter am 11. März 1832, „hat sich Jahre hindurch so in das Werk seines Dichters versponnen, wie ein Seidenwurm; jeder Faden hält ihn fest.“ Später erschien das ganze Werk in Partitur und Clavierauszug bei Trautwein in Berlin. Die Singakademie in Berlin führte es bis weit in die fünfziger Jahre fast alle Jahr

auf. Auch außerhalb Berlins ist es vielfach zur Aufführung gebracht worden trotz der nicht unerheblichen Schwierigkeiten. Die Leipziger Allgemeine Musikzeitung widmet ihm im Jahrgange 1836 S. 601 eine sehr ausführliche und lobende Besprechung. Das Werk ist im edlen Stile gehalten, zeigt nichts von dilettantenhafter Halbheit und erhält sich trotz seines großen Umfanges auf gleicher Höhe. Von Radziwill's übrigen Compositionen sind nur 3 Romanzen in Leipzig bei Kühnel 1802 und Duettinen für 2 Singstimmen mit Pianoforte in Oranienburg bei Werkmeister 1804 gedruckt. Alle übrigen Werke sind Manuscript geblieben. R. genoß durch sein leutseliges Wesen und seine stets bereite Hilfe, besonders aufstrebenden Talenten gegenüber die allgemeinste Liebe und Verehrung und sein Tod wurde aufrichtig betrauert und in Berlin in der solennesten Weise gefeiert.

Schilling's Musik-Lexikon und v. Ledebur's Berlin. Tonkünstler-Lexikon.

Rob. Eitner.

Radziwill: Fürst Boguslaw R., brandenburgischer Generallieutenant, am 1. Mai 1620 zu Danzig geboren, entstammte einer Ehe, durch deren Eingehung das Geschlecht der R. zum ersten Male in verwandtschaftliche Beziehung zu dem Hause der Hohenzollern trat, der des Fürsten Januß I. R., Kastellan von Wilna, und seiner zweiten Gemahlin, einer Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. Die R., eine der reichsten und mächtigsten unter den polnischen Adelsfamilien, waren damals eifrige Anhänger des evangelischen Glaubensbekenntnisses, ein Verhältniß, welches bereits den Vater des Fürsten Boguslaw in vielfache Streitigkeiten mit den an der Spitze der Adelsrepublik stehenden Königen verwickelt hatte, und diesen selbst endlich veranlaßte, in die Dienste Brandenburgs zu treten, wo zu jener Zeit Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, auf dem Throne saß. Es geschah im Jahre 1656; Fürst Boguslaw wurde zum Generallieutenant ernannt und erhielt ein Regiment zu Fuß. Im Juli jenes Jahres entsandte der Kurfürst ihn und Douglas mit einigen Regimentern an den oberen Narew, wo Tykoczyn, eine Radziwill'sche Besitzung, vom Adel Masowiens und Podlachiens hart bedrängt war; am 17. September gerieth er hier, gelegentlich eines unglücklichen Gefechtes, welches der zu ihrer Unterstützung gesandte General Graf Georg Friedrich von Waldeck bei Lyck dem lithauischen Unterschatzmeister Gonsiewsky lieferte, in Gefangenschaft. Schon war man übereingekommen, daß R. gegen Zahlung eines Lösegeldes von 60 000 Thaler in Freiheit gesetzt werden solle, als ihm letztere durch einen Sieg wiedergegeben wurde, welchen Waldeck am 22. October bei Philippowo erfocht. Der Kurfürst ernannte ihn nun am 16. October 1657 zum Statthalter in Preußen; R. nahm sich seines Amtes mit Eifer und Verständniß an, starb aber schon am 31. Dec. 1669 auf einer Reise zwischen Königsberg und Brandenburg. Die im Jahre 1680 erfolgte Vermählung seiner einzigen Tochter Charlotte Louise mit einem von des Kurfürsten nachgeborenen Söhnen, dem Prinzen Ludwig, nach dessen Tode sie dem Pfalzgrafen Karl Friedrich von Neuburg die Hand reichte, war die zweite Verbindung der R. mit den Hohenzollern.

B. Poten.

Radziwill: Friederike Luise Dorothea Philippine, Prinzessin von Preußen, Tochter des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrichs des Großen, geboren und getauft am 24. Mai 1770, vermählte sich am 17. März 1796 mit dem Fürsten Anton Radziwill, dem berühmten Musiker und Componisten, mit dem sie 36 Jahre lang in der glücklichsten, auf der herzlichsten gegenseitigen Neigung beruhenden Ehe lebte. Wie ihr jüngerer Bruder Prinz Louis Ferdinand, der ihr in inniger geschwistlicher Liebe zugethan war, zeichnete sich die Prinzessin aus durch einen edlen und hochstrebenden Charakter, bedeutende Fähigkeiten des

Geistes und des Herzens, und durch die lebhafte Theilnahme an dem Schicksale ihres preußischen Vaterlandes, von dessen Unglück auch sie so schwer betroffen wurde. In Königsberg, wohin sie sich nach den Niederlagen von 1806 mit dem Hofe geflüchtet hatte, bildete sie mit Königin Luise und Prinzessin Wilhelm jenen Kreis edler Frauen, die den Arbeiten an dem großen Werke der Wiederaufrichtung Preußens stärkend und helfend zur Seite standen. Besonders befreundet war sie mit Niebuhr, Wilhelm v. Humboldt, Gneisenau, Clausewitz, und mit Stein, für dessen Zurückberufung sie mit thätig war und dessen Rücktritt sie lebhaft beklagte. Stein seinerseits erkennt an, daß die Prinzessin sich ihm stets als die treueste Freundin bewiesen habe; er rühmt ihren regen und gebildeten Geist, der sie zur liebenswürdigsten Gesellschafterin mache, ihre Begabung für Musik und Malerei, und ihr schönes Verhältniß zu ihrem Gemahle und ihren Kindern. Die Hoffnung der Prinzessin, aus den Befreiungskriegen auch Polen wieder als selbständigen Staat hervorgehen zu sehen, erfüllte sich nicht; doch wurde ihr Gemahl Fürst Anton zum Statthalter des Großherzogthums Posen ernannt. In der Stadt Posen, wo sie seit 1816 ihren regelmäßigen Aufenthalt nahm, erwarb sie sich allgemeine Achtung und Liebe durch ihre menschenfreundliche, wohlthätige Wirksamkeit; sie stiftete Armen-Speiseanstalten und gründete das Institut der Elisabethanerinnen, für welches sie bedeutende Geldopfer brachte. Im J. 1828 hatte sie die Freude, in Schlesien, in dem schönen Schmiedeberger Thale, noch einmal mit ihrem alten Freunde Stein zusammenzutreffen. Sie starb in Berlin am 7. December 1836, nachdem ihr Gemahl ihr bereits 1833 im Tod vorangegangen war.

Bailleu.

Radziwill: Fürst Friedrich Wilhelm Paul R., preußischer General der Infanterie, der älteste Sohn des Fürsten Anton R. (s. d.), wurde am 19. März 1797 zu Berlin geboren, wohnte seit Anfang September 1813, als Officier von der Armee und dem Hauptquartier des General v. Bülow zugetheilt, den Befreiungskriegen bei, wurde mit dem Eisernen Kreuze geschmückt und trat nach Friedensschluß als Stabscapitän beim 2. Garderegiment zu Fuß in den ausübenden Dienst, dessen er sich mit Eifer annahm. Sinn für wissenschaftliches Streben führte ihn als Hörer der Allgemeinen Kriegsschule zu; 20 Jahre später nahm er an der Wiederbelebung der von Scharnhorst gegründeten Militärischen Gesellschaft lebhaften Antheil. Im J. 1823 wurde er als Major zu dem in Posen garnisonirenden 19. Infanterieregiment versetzt; sein dortiges Haus bildete, namentlich nach seiner Verheirathung mit einer Prinzessin R., welcher 1832 eine zweite Ehe mit einer Prinzessin Clary folgte, den Mittelpunkt einer glänzenden und edelen Geselligkeit. 1833 wurde er als Commandeur des 11. Infanterieregiments nach Breslau versetzt, trat aber, nachdem er 1833 seinem Vater im Besitz großer Familiengüter gefolgt war, zu den Officieren von der Armee über und schied damit vorläufig aus einer unmittelbaren dienstlichen Verwendung. 1839 übernahm er, zum Generalmajor aufgerückt, von neuem einen militärischen Wirkungskreis, indem er zum Commandeur einer Landwehrbrigade mit dem Stabsquartier Berlin ernannt wurde, und im März 1848 war er soeben zum Divisionscommandeur aufgerückt, als ihm das Commando der zur Theilnahme am Kriege gegen Dänemark nach Schleswig-Holstein marschirenden preußischen Truppen, unter dem Oberbefehl des General v. Wrangel, übertragen wurde. Nach Beendigung des Feldzuges, dessen Hauptereignisse die Schlacht bei Schleswig am 23. April und ein Treffen bei Düppel am 5. Juni waren, bekleidete er verschiedene Stellungen, bis er 1852 commandirender General des 4. Armeecorps in Magdeburg wurde, ein Posten, aus welchem er 1858 in das nämliche Verhältniß beim 3. Armeecorps in Berlin übertrat. Aber schon am 1. Juli

1860 vertauschte er denselben mit der Stellung als Generalinspecteur des Ingenieurcorps und der Festungen. Es war gelegentlich der Neubildung des Heeres. Bei diesem Anlaß sollte auch die technische Waffe, welcher R. vorgesetzt wurde, eine bedeutende Vermehrung erfahren und zugleich sollte sie in anderen Beziehungen Umwandlungen unterzogen werden, deren Ausführung mehr einen allgemein gebildeten höheren Officier, als einen Fachmann im engeren Sinne für ihre Oberleitung verlangte. Zugleich sollte sie in ihrer äußeren Stellung und in den Augen der Welt dadurch gehoben werden, daß ein möglichst vornehmer Mann an ihre Spitze trat. Fürst R. hat die ihm gestellte Aufgabe, welche mancherlei Schwierigkeiten bot, mit Geschick gelöst. Indem er sich für die technische Seite derselben bewährten Rathes bediente, richtete er sein Hauptaugenmerk auf die bisher zu sehr in den Hintergrund gedrängte soldatische Ausbildung und Thätigkeit der Truppe, wurde aber seit dem Jahre 1864 durch Schlaganfälle, welche nach und nach eine Lähmung der einen Körperseite veranlaßten, in seiner Wirksamkeit immer mehr gehindert und endlich gezwungen, bei Ausbruch des Krieges von 1866 gegen Oesterreich den Dienst ganz zu verlassen. Er starb am 5. August 1870 zu Berlin.

B. Poten.

Raedt: Pierre oder Pierkin de R., ein niederländischer Componist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Van der Straeten theilt in seinen „Maitres de chant et Organistes de St.-Donatien et de St.-Sauveur a Bruges“ (Bruges 1870) p. 27 ein Actenstück mit, in welchem Petrus de Raedt auf kurze Zeit im Jahre 1541 als Succentor, d. h. zweiter Cantor oder zweiter Sänger, der nächste nach dem Sangmeister, an der Kirche St. Donatien in Brügge angestellt ist. Da dies die einzige schriftliche Nachricht bisher über ihn ist, so müssen wir dahin gestellt sein lassen, ob dies derselbe Pierkin de Raedt ist, von dem sich in Cambrai in einem Manuscript der dortigen Bibliothek eine Messe zu 4 Stimmen befindet, die zum Motiv das Motett „Quem dicunt homines“ hat und aus der de Coussemaker in seinem Werke „Notice sur les collections musicales de la biblioth. de Cambrai“ (Paris 1843) p. 21 der Musikbeilagen, das „Sanctus“ mittheilt. Zu bemerken ist noch, daß Coussemaker dem Tenor einen falschen Schlüssel vorgesetzt hat, indem derselbe statt auf der 4. Linie, auf der 2. Linie steht. Straeten glaubt, daß dieser Pierkin de Raedt derselbe wie Consilium sei (vgl. La musique aux Pays-Bas, Bruxelles 1867, tome I, p. 125), doch bleibt hierüber noch Näheres zu erwarten.

Rob. Eitner.

Raey: Johannes de R. (oder Raei), dessen Geburtsjahr unbekannt ist, studirte in Utrecht, wo er im J. 1641 mittelst einer Dissertation „Theses Cartesianae“ als Doctor der Philosophie und der Medicin promovirte; hierauf siedelte er nach Leyden über, wo er 1651 die Erlaubniß erhielt, über Aristoteles zu lesen, und 1652 als Professor der Philosophie angestellt wurde, außerdem auch seit 1658 Vorlesungen über Medicin halten durfte. Gegen Ende des Jahres 1668 ging er nach Amsterdam, wo er im Januar 1669 die Professur mit einer „Oratio de sapientia veterum“ antrat. Er starb am 30. November 1702. In seiner Schrift „Clavis philosophiae naturalis seu introductio ad naturae contemplationem Aristotelico-Cartesianam“ (1654, 2. Aufl. 1677) suchte er die aristotelische Philosophie, deren unbedingte Herrschaft er verwarf, durch die Lehre des Descartes zu verbessern und zu ergänzen; so äußerte er sich bezüglich der Erkenntnißlehre völlig aristotelisch, bekämpfte aber die Annahme der Ewigkeit der Welt oder der göttlichen Natur der Gestirne; hauptsächlich handelt er über das Wesen der Materie und über den Ursprung der Bewegung, wobei er sich durchaus auf cartesianischem Boden bewegt. Als anderweitige Schriften werden (bei Jöcher)

angeführt: „Disputatio philosophica de loco“ (1667), „Cogitatio de natura humani sermonis“ (1692) und „Dictionarium geographicum“ (1680).

Van der Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden. XVI, 43.

Prantl.

Raff: Georg Christian R., bedeutender Schulmann und Jugendschriftsteller, geboren am 30. September 1748 zu Stuttgart, † am 5. Juni 1788. Derselbe besuchte das Gymnasium zu Ulm, bezog hierauf die Universität Göttingen, wo er sich vorzugsweise pädagogischen Studien zuwandte und dann dem Lehrerberufe sich widmete; er starb als Director des dortigen städtischen Lyceums. Seine Persönlichkeit ist für die Entwickelung der Methodik des Unterrichts in den Realien und hier besonders der Naturgeschichte von Bedeutung. Raff's Bestreben war auf die Begründung einer dem jugendlichen Anschauungs- und Fassungsvermögen angepaßten leichten und vornehmlich die Lernlust anregenden Belehrungsart gerichtet. Als das förderlichste Mittel hierfür erschien ihm, den Unterrichtsstoff der Realien in ausschließlich in dialogischer anregender Form geschriebenen Lehr- und Lesebüchern der Jugend vorzuführen. Zu diesem Zwecke verfaßte R. mehrere in dieser Art behandelte Jugendschriften, die beifällige Aufnahme fanden und besonders beim Privatunterricht ziemlich lange im Gebrauch blieben; von diesen sind hauptsächlich hier zu erwähnen seine „Geographie für Kinder“, die 1778 erschien und später von André verbessert und fortgesetzt wurde, 1790—92, 3 Bde., dann kommt ganz besonders in Betracht die „Naturgeschichte für Kinder“, die er gleichfalls 1778 veröffentlichte und die vielfache Auflagen selbst noch in neuerer Zeit erfuhr. Von der in letzterem Buch angewandten Form der Mittheilung schreibt R. in der Vorrede desselben folgende dieselbe charakterisirende Darlegung: „Ich habe den dialogischen Ton gewählt. Bald rede ich mit den Kindern, bald reden sie mit mir. Jetzt redet ein Kind mit einem Thier, oder ich rede mit einem; jetzt lassen wir das Thier seine Geschichte selbst hersagen. Nun gehen wir spazieren und suchen Pflanzen, Thiere und Steine auf. — Kurz ich habe alles gethan und versucht, was meinen lieben kleinen Herzensfreunden gefallen könnte. Und gefällt es diesen, so deucht mich, wäre meine Methode glücklich entschieden.“ Der Verfasser hat das Buch als Lesebuch geschrieben, wobei der Lehrer gelegentlich weitere naturgeschichtliche Belehrung anknüpfen möge. Der wirkliche Werth dieses Buches hinsichtlich der Fortbildung der Methode liegt aber nicht in der Anwendung jener dialogischen, hin und wieder sogar gezwungenen und erkünstelten Form der Darstellung, als vielmehr vornehmlich darin, daß hier wohl zuerst der naturgeschichtliche Inhalt, vorgeführt an charakteristischen Thiertypen, in drei sich stets mehr erweiternden und vertiefenden Kreisen entwickelt und so für drei aufsteigende Unterrichtsstufen berechnet erscheint; dann erst wird zum Abschluß auf der letzten Stufe das System selbst, soweit es dem vorliegenden Zwecke des Unterrichts entspricht, aufgebaut und zusammengestellt. Mit diesem Verfahren wurde der bisher übliche Weg, die Voranstellung des fertigen und abgeschlossenen Systems, verlassen und der analytische Gang als der naturgemäßere angebahnt, der die Beobachtung und das Urtheil des Schülers an dem einzelnen Naturgegenstand selbst übt und von der Betrachtung des Einzelnen zur Bildung des Systems hinführt. Die sonstige Anordnung des Materials blieb in Raff's Buch im ganzen die bisher gebräuchliche; nach der Eintheilung in drei Naturreiche folgt die Besprechung der Familien und Arten der Gewächse, Thiere und des Mineralreiches, wobei die Zoologie den größten Raum einnimmt. — R. war bei diesen seinen Bestrebungen von philanthropischen Ideen geleitet, wie dies die Eigenart seines Werkes, das starke Hervorheben des Nützlichen, die Betonung der Anschaulichkeit, sowie besonders sein Bemühen, das Lernen den Kindern leicht, ja zum Vergnügen zu

[spr]chen, unschwer erkennen läßt. Bei dieser philanthropischen Richtung seiner [P]ädagogik hatte R., wie jene Ideen überhaupt, seine Gegner; so fühlte sich [A]. G. Kästner, der bekannte Mathematiker und Satiriker, durch die in Raff's [N]aturgeschichte auftretenden sprechenden Thiere zum Spott und zu der Aeußerung [ve]ranlaßt: „Hier sind die Thiere sprechend angekommen, allein den Esel ausge[no]mmen; die Rolle hat der Autor übernommen!"

Vgl. Kehr, Geschichte der Methodik. Bd. I, S. 224 u. 225.

Binder.

Raff: Joseph Joachim R. wurde geboren am 27. Mai 1822 zu Lachen, [im] Kanton Schwyz, wohin seine Eltern (sein Vater war der Lehrer und Organist [F]ranz Joseph R.) kurz zuvor aus dem württembergischen Städtchen Wiesenstetten [im] Oberamt Horb (Schwarzwald) übergesiedelt waren (R. wurde später Bürger [von] Wiesenstetten). Hervorragende natürliche Anlagen und große Lernbegierde [le]gten seine Bestimmung zu einer wissenschaftlichen Laufbahn nahe, soll sich doch [sch]on der 7jährige Knabe mit Homer beschäftigt haben. Mit größtem Eifer [un]d bestem Erfolg besuchte er württembergische Lehranstalten und schließlich das [Je]suitenlyceum in Schwyz, wo er durch gründliche philologische, mathematische [un]d philosophische Studien das Fundament zu einem universellen Wissen legte, [we]lches später seiner Individualität einen so eigenartigen Stempel aufdrückte. [Le]ider ermöglichten es dem strebsamen jungen Manne seine beschränkten Ver[m]ögensverhältnisse nicht, seine Studien auf einer Universität fortzusetzen. Nach[de]m er daher mit glänzenden Zeugnissen das Lyceum, dem er übrigens zeitlebens [gr]oße Anhänglichkeit und dankbare Gesinnung bewahrte, absolvirt, weilte er [ku]rze Zeit in St. Gallen als Dolmetscher der lateinischen Sprache und nahm [da]nn, kaum 20 Jahre alt, eine Lehrerstelle in Rapperswyl an.

Inzwischen entwickelte sich seine früh schon zu Tage getretene musikalische [B]egabung zu intensiverer Neigung zur eingehenden Beschäftigung mit der Kunst [un]d bald zur ausgesprochenen Absicht, sich ganz der Kunst zu widmen. Zwar [oh]ne gründlichen Unterricht, aber mit desto mehr Eifer, wie der junge Mann [a]lles zu erfassen pflegte, hatte er sich praktische Fertigkeit im Clavier-, Orgel- [un]d Violinspiel erworben und daneben auch Compositionsversuche gemacht. Nach[de]m Proben der Letzteren von Mendelssohn, dem stets bereitwilligen, liebens[w]ürdigen Förderer junger Talente, günstig beurtheilt und sogar auf dessen [Em]pfehlung bei Breitkopf & Härtel verlegt wurden (1843), war der Entschluß, [sic]h der Kunst ganz hinzugeben, ein fester geworden, trotz des Widerspruchs seiner [El]tern. Der Anfang seiner musikalischen Laufbahn sollte ihm schwer genug [fal]len, aber sein eiserner Fleiß rang sich durch. Er entwickelte eine große pro[du]ctive Thätigkeit. In den Jahren 1844—47 entstanden Salonstücke für Clavier [(b]is op. 40), welche „zwar melodische Erfindung, aber den entschiedensten Mangel [an] künstlerischer (poetischer) Form und individuellem Style" (Raff's eigene [K]ritik!) verriethen; „sie zeigen Kenntniß der verschiedenen Meister und ein ge[w]isses natürliches Geschick, dieselben äußerlich zu copiren, nirgends aber ein Ein[dr]ingen in das Wesen der Kunstform, und da dieses den Styl bedingt, auch [ke]in Streben nach einer besonderen Schreibart". (Die op. 2—12 und 14, sowie [op]. 17, Album lyrique, welches gute Stücke enthält, wurden von R. später sorg[fä]ltig umgearbeitet, so daß sie zu dem Anderen aus Raff's Feder passen).

Die Bekanntschaft mit Liszt (1845) sollte für R. von weittragendster Be[de]utung werden. Der berühmte Künstler nahm sich des jungen Mannes in [g]roßherzigster Weise an und veranlaßte ihn, ihm auf seiner Weiterreise als Be[g]leiter zu folgen. Eine künstlerische Errungenschaft dieser für sein Leben so ent[sc]heidenden und eine spätere wichtige Phase desselben begründenden Freundschaft [wa]r das genauere Vertrautwerden mit dem Liszt'schen Claviersatze, den sich R.

alsbald aneignete, freilich, wie er selbst gesteht, nur in seinen Aeußerlichkeiten, ein Fehler, auf den ihn Mendelssohn aufmerksam machte, als er dessen Bekanntschaft im Jahre 1846 auch persönlich machte. Es war das in Köln, wohin R. mit Liszt gekommen war und wo er sich eine Stellung zu gründen suchte. Dieses Zusammentreffen war auch die Anregung zu dem Entschluß einer gründlichen Umkehr in seiner Productionsweise, welche durch systematische Studien bewerkstelligt werden sollte. Mendelssohn bot ihm dazu selbst seine Anleitung an. Leider vereitelte der Tod des Meisters (Nov. 1847) diesen Plan. Während seines Aufenthalts in Köln beschäftigte sich R. vorwiegend mit litterarisch-musikalischen Arbeiten (z. B. Aufsätze in Dehn's „Cäcilia"), lauter Proben eines tiefen, weitumfassenden Wissens. Der Plan, in einer großen Stadt ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Feld der Thätigkeit zu suchen, ließ ihn die Blicke nach Wien lenken, wo ihm ein Empfehlungsschreiben Liszt's an den Musikverleger Mechetti den Weg bahnen sollte, er scheiterte aber daran, daß Letzterer starb, als R. eben auf dem Wege nach Wien war. R. blieb daher in Stuttgart, um hier den festen Entschluß auszuführen, durch gänzliche Zurückziehung von der Oeffentlichkeit und mit eisernem Fleiß betriebene Studien der gesammten Compositionslehre seinen Kenntnissen eine tadellos sichere Basis zu verleihen und auf Grund dieser seine ganze compositorische Thätigkeit total zu reformiren. Er versuchte sich in der Folge in den meisten Formen des instrumentalen Kammerstyls und machte sich an die Composition seiner ersten Oper „König Alfred" (Text von G. Logau). Die von Hofcapellmeister Reissiger zugesagte Aufführung wurde durch die Ereignisse von 1849 vereitelt. Auch sonst konnte R. kein größeres Werk zur Aufführung bringen, da der damals in Stuttgart herrschende Geschmack Werken von so aparter Richtung, wie sie R. einschlug, nicht günstig war. Der schönste Gewinn seines Stuttgarter Aufenthalts neben den geistigen und technischen Errungenschaften war für R. jedenfalls die intime Freundschaft mit Hans von Bülow, die fürs Leben anhalten sollte. Letzterer führte R. in origineller Weise beim Stuttgarter Publicum ein, indem er ein eben erst vollendetes Werk desselben 2 Tage darauf auswendig spielte. Inzwischen war bei R. die Sehnsucht nach Veränderung lebhaft geworden, da Stuttgart die Erreichung seiner Ziele nicht fördern konnte. Abermals wandte er sich an Liszt, traf mit diesem in Hamburg zusammen, folgte ihm nach Bad Eilsen und endlich nach Weimar, wo sich Liszt dauernd niederließ.

Hier endlich eröffnete sich R. ein seiner würdiger Wirkungskreis. In dem geistig regsamen Kreise, der sich namentlich um Liszt schaarte, und welcher eigentlich das Hauptquartier der in jener Zeit mit Einsetzung wahrhaft jugendlicher Kraft geförderten fortschrittlichen Richtung in der Musik war und als solcher energisch Front machte gegen den Conservatismus, der am Rhein und in Süddeutschland seine Hochburgen hatte, fanden auch Raff's Bestrebungen die gebührende Anerkennung, wie sich auch seine vielseitig angeregte und anregende, wissenschaftliche Thätigkeit in lebhafter Weise entfalten konnte und wohlthuendem Verständniß begegnete. Neben Liszt, Bülow, vorübergehend auch Berlioz (den R. gelegentlich eines Festmahls mit einer lateinischen Anrede begrüßte) u. A. war es namentlich auch Dehn und A. B. Marx, zu denen er in nächste und für seine Bestrebungen förderndste Beziehungen treten konnte. Auch seine Oper „König Alfred" brachte er zur Aufführung und zwar erstmals am 3. März 1851. Später unterzog R. das Werk einer Ueberarbeitung, in welcher Gestalt es 1853 wieder und zwar mit lebhaftestem Beifall erschien. 1854 transscribirte Liszt 2 Stücke daraus für Clavier. Im August 1856 kam das Werk unter großem Beifall in Wiesbaden zur Aufführung. Eine in Dresden geplante Aufführung unterblieb aus nicht *aufgeklärten* Gründen, wie überhaupt das Werk seither von der Bühne ver-

schwunden ist. Mittlerweile hatte sich in Raff's schöpferischer Thätigkeit ein Umschwung vollzogen, wie er in dieser scharf ausgeprägten Weise und so mit vollem Bewußtsein unternommen wol kaum bei einem zweiten Künstler zu bemerken sein wird. Ein Geleitsbrief, den er der Ausgabe seines op. 55 „Frühlingsboten“ für Clavier mitgab (Sept. 1853) und der zur Orientirung einiger Musikreferenten dienen sollte, zeigt, mit welcher geistigen Klarheit er, mit seiner musikalischen Vergangenheit brechend, ein neues Ziel erfaßte, auf dessen Erreichung er die ganze Macht seiner Individualität, welche damit im wahrsten Sinne des Wortes geschaffen und vollendet war, richtete. In der unbeschränkten Beherrschung der Technik zum Meister herangereift, gab es für ihn von nun ab nur eine Lebensaufgabe: auf Grund des von ihm in scharfer historischer, wie aesthetischer Kritik für recht und kunstgemäß Erkannten sein künstlerisches Ideal zu verfolgen. Ebenso klar wie über sein Ziel, war er sich über die Mittel, die er sich in vollem Umfang zu eigen gemacht hatte, und es ist sehr interessant, zu sehen, wie er die Erkenntniß derselben in ebenso klaren wie werthvollen Auseinandersetzungen kund zu geben weiß, wie der erwähnte Geleitsbrief, sowie ein zweiter zu op. 57 („Aus der Schweiz“, phantast. Ekloge für Violine und Clavier), ferner gelegentliche Stellen in seinen Aufsätzen in der „Neuen Zeitschrift für Musik“, dem Organ der fortschrittlichen Richtung, dessen Mitarbeiter R. 1853 wurde, und in seiner Schrift „die Wagnerfrage praktisch beleuchtet“ (1853) deutlich zeigen. Neben dem bewußten Eintritt in eine neue Schaffensperiode war er sich inzwischen auch über seine Stellung im Dienste der sogenannten „neuen Richtung“ vollkommen klar geworden, und er stand nicht an, dies in schärfster Tonart namentlich da zu präcisiren, wo er Widerspruch und besonders, wo er übelwollende Beurtheilung fand. Dies entsprach ganz seiner Individualität. Mit einer tiefen und wissenschaftlichen Bildung ausgerüstet, in Litteratur, Geschichte, Aesthetik, Philosophie durchaus belesen und durchgebildet, dabei von seinem speciellen Fache und dessen Wissenschaft mit einer Gründlichkeit durchdrungen, wie sie, abgesehen von glühender Hingabe, nur aus einem den ganzen Gegenstand mit vollendeter geistiger Durchdringung erfassenden Studium erstehen kann: sah er sich mitten in die Arena des damals hochwogenden Parteikampfes des Fortschritts gegen den von Reactionsgelüsten nicht frei zu sprechenden Conservatismus hineingestellt — und es fällt dabei manch' grelles Schlaglicht von gegnerischer Seite, das der Sache galt, auf ihn —: diesen Platz füllt er aus mit der ganzen Energie, dem ganzen heiligen Ernste, der Begeisterung und dem Muthe, deren ein Vertreter und Vorkämpfer einer sieghaft sich emporringenden Neugestaltung der Dinge nur immer fähig sein kann. Er ist dabei eben so wenig blinder Fanatiker für Richard Wagner, wie er dessen Bedeutung, Ziele, Intentionen und individuelle Eigenart nicht im Mindesten verkennt, sie aber immer von einem höheren Gesichtspunkt aus beurtheilt und theilweise verurtheilt. „Das Unendliche in der Erscheinung Richard Wagner's vom Endlichen zu sondern und der Geschichte eigen zu machen“, dies ist der Endzweck seiner kritischen Thätigkeit Wagner gegenüber. Er stellt Theorie gegen Theorie, die aus allgemein wissenschaftlicher Beleuchtung des Gegenstandes gewonnene gegen die an die Individualität Wagner's und seine naturgemäßen Schranken gebundene. Leider ist er der Welt den 2. Theil seiner Kritik, welcher speciell den Speculationen Wagner's über das „Kunstwerk der Zukunft“ gelten sollte, schuldig geblieben; vermuthlich wäre derselbe gefolgt, wenn er Wagner überlebt hätte. Der erwähnte 1. Theil (1853) ist in hohem Grade inhaltsreich und bedeutungsvoll durch allgemeine Gedankentiefe wie insbesondere durch geistvolle Excurse geschichtlichen, theoretischen und ästhetischen Inhalts. Seiner musikalisch productiven Thätigkeit seit dem Erscheinen der

„Frühlingsboten" (op. 55) ist der Stempel der Individualität und des Styls in einer Weise aufgeprägt, welcher objective Mustergiltigkeit zuzusprechen ist. Vorbereitet erscheint dieser Styl schon in den 7 Heften Lieder op. 47—53 und in mannigfaltigster Weise auf nahezu allen Gebieten musikalischen Schaffens bezeugt er sich in fast allen seinen folgenden Werken. In seine Weimarer Zeit fallen davon u. a. Salonstücke, Operntransscriptionen für Clavier und Violine und Clavier, dann seit 1853 Kammermusikwerke, seine Violinsonate op. 73, sein 1. Trio, Quartett (op. 77), Ouvertüren, die Orchestersuite in E, der 121. Psalm für Soli, Chöre und Orchester, die Ballade „der Traumkönig und sein Lieb", Concertstück „die Liebesfee" für Violine und Orchester, die Musik zu Genast's Schauspiel „Bernhard von Weimar", wovon die Ouvertüre (über „ein feste Burg") später den Weg in fast alle Concertsäle fand.

In Weimar verlobte sich R. mit der geistvollen und liebenswürdigen Schauspielerin Doris Genast, der Enkelin des von Goethe hochgeschätzten Charakterdarstellers. Als diese 1856 ein Engagement in Wiesbaden annahm, siedelte auch R. zuerst zu vorübergehendem, dann im gleichen Jahre noch zu bleibendem Aufenthalte dahin über. Im August dieses Jahres wurde sein „König Alfred" allda mit großem Beifall aufgeführt. Im Jahre 1859 erfolgte seine Verehelichung. Seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich von jetzt ab sehr einfach, freilich namentlich anfangs auch nicht sehr glänzend; vielmehr mußte er sich des lieben Brotes halber redlich plagen. Bis zum Jahre 1870 hatte er wöchentlich gegen 50 Unterrichtsstunden zu ertheilen. Weniger Erfolg als seine Lehrthätigkeit hatten seine Compositionen, obgleich er seine karg bemessenen Mußestunden unermüdlich zum Vollenden angefangener und Skizziren neuer Werke verwendete. Von seinen Zielen ließ er sich dadurch freilich nicht abbringen. Unbekümmert um seine Gegner schlug er die Anfechtungen derselben mit einem Werke nach dem andern zu Boden und ging ruhig den Weg, den ihm seine begabte Natur vorschrieb. So blieben denn neben der „Anerkennnng der Besten" auch äußere Anerkennungen, die er sich namentlich durch Aufführungen seiner Werke errang, nicht aus. Mit seiner 1863 von der k. k. österr. Gesellschaft der Musikfreunde in Wien preisgekrönten Symphonie „an das Vaterland" drang sein Name mit einem Mal lauter in die Oeffentlichkeit im In- und Auslande. Seit 1864 reihten sich auch fürstliche Auszeichnungen und andere Ehrungen in großer Zahl, seine Verdienste zu würdigen, an. 1864 erschien seine erste Orchestersuite in C, in Karlsruhe zuerst aufgeführt. Die Symphonie „Im Walde" (sein populärstes Werk) verbreitete seinen Ruhm allerorten. Immer weiter steckte er sich seine Ziele; alle Compositionsgattungen ergriff er, viele bereicherte er mit Meisterwerken ersten Ranges und bleibenden Werthes. Als er endlich Anfangs der 70er Jahre in die glückliche Lage versetzt war, daß er die Verleger nicht mehr zu suchen brauchte, diese vielmehr von allen Seiten die Hände nach seinen Manuscripten ausstreckten, da stürzte er sich mit Wonne in ein wahres Meer von Arbeit. Die Freude am Schaffen, vielleicht auch das Entgegenkommen, resp. Drängen der Verleger gaben den Opfern, die er der Muse brachte, da oft fast hekatombenartigen Charakter, wo denn freilich die fabelhafte Beherrschung alles Technischen, eine unglaubliche Routine oft ersetzen mußten, was nicht durch die unmittelbare Eingebung wahrer und ächter Begeisterung bestritten werden konnte. Bis 1877 lebte R. ausschließlich der Composition. Als in diesem Jahre der Ruf zur Uebernahme der Directorstelle des neu gegründeten Dr. Hoch'schen Conservatoriums für Musik in Frankfurt a. M. an ihn erging, leistete er demselben Folge. Mit gewohntem Pflichteifer und geradezu unerschöpflicher Arbeitsfreude und -kraft widmete er sich diesem Amte, war Secretär, Bibliothekar, Lehrer, Director, fesselte die hervorragendsten Lehrkräfte, wie Klara Schumann, Stock-

hausen, Coßmann ꝛc. zu gemeinsamer fruchtbringender Thätigkeit an die Anstalt, wirkte lehrend und anregend nach allen seinen hervorragenden Kräften und beschäftigte sich daneben mit der Ausarbeitung seiner musikalischen Pläne, die nach wie vor die größten Ziele erstrebten, ja wie ein Blick in den Katalog seiner Werke lehrt, sich in der letzten Zeit nur noch im größten Rahmen bewegten. Eine seiner letzten großen Arbeiten war die Composition seines Oratoriums „Weltende, Gericht, neue Welt". Mitten in der Vollkraft seiner Thätigkeit starb er an einem Herzschlag in der Nacht vom 24. zum 25. Juni 1882. — „Arbeit war der Inhalt seines Lebens, gleichzeitig schied er von beiden" sagt ein Nachruf. — — —

Als R. mit seiner Vergangenheit als ausschließlicher Saloncomponist abschloß, war es der Clavierstyl, in dem seine Umgestaltung zu der ihm eigenen Individualität zunächst zum Ausdruck kam. Der Grundgedanke seines Claviersatzes lag, wie er selbst sagt, „in der negativen Beschränkung desselben": „nichts für Clavier zu erfinden oder als erfunden anzusehen, was seiner Natur nach vocal oder anderweitig instrumental ist". Sein Satz ist demnach ganz specifisch „claviermäßig", und er erreichte darin auch eine Vollkommenheit, Reinheit und Spielbarkeit, wie sie nur bei wenig neueren Componisten so principiell durchgeführt erscheint. Damit geht Hand in Hand eine staunenswerthe Sicherheit im Effect, oft eine Poesie des Inhalts, die überhaupt einen Grundzug seines Schaffens bildet, und eine eminente Fruchtbarkeit in der Form. Nicht nur füllte er alte Formen mit neuem Inhalt und Geiste (wie in seinen Suiten), sondern er erweiterte diese auch innerhalb ihres Rahmens den modernen Bedürfnissen entsprechend (man vergleiche seine op. 69, 71, 72 mit den späteren z. B. op. 162). — In seinen Tanzcapricen, die für ihn typisch sind, finden sich die modernen Tanzformen idealisirt, selbst Polka und Galopp, ähnlich wie Walzer und Mazurka bei Chopin (cf. op. 54, 79, 83, 95, 104 ꝛc.). — Die Form der Transscription diente ihm oft zu ganz specifischen, formal originalen Zwecken; es sind selbstständige aus dem Geist absoluter Claviermäßigkeit herausgearbeitete Stücke, dabei vollendet individuelle Reproductionen des fremden Gedankens („Oper im Salon" und viele andere, manche in Etudenform). — Nicht minder wohldurchdacht ist auch seine Schreibart für Streichinstrumente, welche von seinen ersten Veröffentlichungen an (op. 57 vom Jahre 1853) in zielbewußter Weise die technische, wie überhaupt individuelle Eigenart des Streichinstruments in erster Linie berücksichtigend, dieser den vollsten Spielraum läßt und damit der Wirkung von Haus aus sicher ist. Seine Salon- und Phantasiestücke basiren oft auf mehr sinnlicher Wirkung des Technischen, welcher er indessen (s. Geleitsbrief zu op. 57) die vollste Berechtigung vindicirt, „wie jeder sinnlichen Wirkung überhaupt in einer Kunst, die sich eben durch den Gehörsinn ans Gemüth wendet". Im Clavier- wie Violinsatz trat er durchaus das Erbe Liszt's und Paganini's an, wenn sich auch seine Ausdrucksweise mehr Schumann nähert. — Was R. an Kammermusik geschrieben, gehört zum Theil zum Besten der ganzen neueren Litteratur. Sein Grundsatz, wonach „nur das als Kunstproduct vorhanden ist, was seinen Durchgangspunkt durch den Geist gewonnen hat und aus geistiger producirender Thätigkeit gewonnen wird" (Hegel), läßt zwar der Reflexion oft mehr Spielraum, als für die volle Wirkung von Vortheil ist. Sein festes Beharren in der Bahn der eigenen Individualität, die er sich in ernster Arbeit und Selbstkritik eröffnet, der Verzicht auf den Beifall der Menge und auf wohlfeile Salonerfolge, machten ihn der Kritik — vielfach zu seinem Schaden — ziemlich unzugänglich; daß ihm so manch genialer Wurf gelang, bestärkte ihn wol in der stricten Einhaltung des eigenen Weges: darin liegt im Hinblick auf seine außerordentliche Productivität seine Stärke wie seine Schwäche.

Daß er auch die größten Formen und das mit den größten Mitteln mit absoluter Meisterschaft beherrschte, liegt in seiner Durchbildung begründet. Seine ganze Richtung und Anschauungsweise vom Wesen seiner Kunst geht darauf hinaus, daß er in der Symphonik, d. h. dem polyphonen Styl des Symphonisten den Gipfelpunkt erblickt, in dem „das Gesammtmaterial der Musik endlich zu seiner eigensten Verwendung, seiner völligen Befreiung gelangte". — Nebenbei gesagt ist dies auch die Wegscheide, wo sich Raff's Kunstideal von dem R. Wagner's trennt. — Daß der Zeitgenosse und begeisterte Verehrer Berlioz' die Form, in der dieses Ideal zum Ausdruck kommt, den Orchestersatz, virtuos beherrschte, ist selbstverständlich. Was als Grundzug neben der technisch formalen, dabei aber immer durchgeistigten Vollendung durch diesen Schaffenszweig Raff's geht, ist lediglich wieder ein potenzirter Ausdruck dessen, was seiner Production überhaupt ureigen ist: feines poetisches Schaffen auf der Basis eines großen Kunstverstandes. Ein Blick auf seine Ouvertüren, Suiten, namentlich aber seine 12 Symphonien und ihre Titel bestätigen dies („An das Vaterland" op. 96, „Im Walde" op. 153, „Leonore" op. 177, „Gelebt, gestrebt — gelitten, gestritten — gestorben, umworben" op. 189, „In den Alpen" op. 201, „Frühlingsklänge" op. 205, „Im Sommer" op. 208, „Zur Herbstzeit" op. 213, „Der Winter" op. 214; auch sein Streichquartett „Die schöne Müllerin" op. 192, II gehört hierher). Ueberall finden wir den geistvollen Tonsetzer, der selbst, wenn er Conventionelles zu sagen hat, dies in irgend einer originellen Form vorbringt. Weniger Anklang als seine instrumentalen Werke fanden bis jetzt seine vocalen Schöpfungen. Bei den Liedern mit Clavier werden die durchaus selbstständigen und oft recht intricaten Begleitungen nicht eben zu ihrer Popularität beitragen. Trotzdem giebt das ideelle Erfassen der Texte und Situationen, die phantasiereiche, poetische Auffassung, die mit tiefer Innerlichkeit in den Gegenstand sich versenkt und aus den daraus entnommenen Stimmungen heraus seiner Individualität gemäß arbeitet, vielen seiner Lieder und Gesänge hervorragend vornehmes Gepräge. Geräth der Tonsetzer dabei auf manches Absonderliche und vermeidet nicht subjective Schroffheiten, so trifft er doch öfter auch in schlichter, inniger und sinniger Ausdrucksweise (siehe z. B. op. 114) dem edlen Volkston nah verwandte Töne. Auch hier schrieb R. in allen möglichen Formen mit unterschiedlichem Erfolge und auch ebensolcher Bedeutung. — Seine Thätigkeit als Operncomponist ist merkwürdiger Weise mit Ausnahme der vereinzelten Aufführungen des „König Alfred" 1851, 1853, 1856 und einer einzigen der „Dame Kobold" (Weimar 1870) gänzlich unbekannt geblieben, und doch liegen 6 Opern aller Gattungen vor, nämlich (außer den erwähnten) „Samson" 1852—56, „Die Parole", komische Oper, 1867—68, „Benedetto Marcello" 1877—78, „Die Eifersüchtigen", komische Oper, 1880—81 (sämmtliche vier nach eigenen Texten). Ob ein warmer Appell neuesten Datums von Seite A. Schäfers (in der deutschen Musikerzeitung) zur Aufführung dieser Werke Erfolg haben wird, wird sich erst zeigen müssen. Der schriftstellerischen Thätigkeit wurde gedacht. Hier ist noch anzufügen, daß sein Styl fesselnd, der Inhalt tief greifend, die Form prägnant, scharf die Beweisführung ist; beißender Sarkasmus schärft sich oft zu vernichtendem Spott. Ueberall aber, wo er negirt, setzt er auch Positives an Stelle des Getadelten. — Eine Herausgabe der litterarischen Arbeiten Raff's liegt in der Absicht seiner in München lebenden Wittwe. Eine Selbstbiographie, die R. immer schreiben wollte, unterblieb leider, sehr zum Nachtheil des Einblicks in seine Thätigkeit. Desgleichen gedieh die Abfassung einer „Musiklehre", die er öfter als eigentliche Mission seines Lebens bezeichnen mochte, nicht über den Anfang hinaus.

Als Mensch bleibt R. denen unvergeßlich, die das Glück seines geist- und gemüthvollen Umgangs genießen, die seine ausgezeichneten Charaktereigenschaften, unter denen ein hoher Grad von Bescheidenheit nicht die geringste war, bewundern und schätzen lernen durften. Eine Biographie Raff's, gestützt auf das denkbar ausgedehnteste Quellenmaterial aus der Feder Albert Schäfers ist im Erscheinen begriffen.
Weber.

Raglovich: Clemens v. R., geb. am 29. Juni 1766 zu Dillingen als Sohn eines Majors, zählt mit zu den tüchtigsten Generalen des baierischen Heeres in der Napoleonischen Kriegszeit. Zuerst Officier im Reichscontingent des schwäbischen Kreises nahm er als solcher an den Kriegen gegen Frankreich 1793 bis 1796 am Rhein und 1799 in Italien unter österreichischer Führung theil und wurde bei Novi schwer verwundet. Als infolge des Friedens von Luneville Dillingen an Baiern kam, wurde R. als Oberst in baierische Dienste übernommen und zeichnete sich wiederholt in den Feldzügen 1805, 1806—7 und 1809 aus, in letzterem Jahre als Generalstabschef der 1. Division. Im J. 1812 befand er sich mit bei der großen Armee, entging aber dem Schicksal der Vielen, die in Rußland ihren Tod fanden, da er gleich zu Anfang des Feldzuges bei Polozk verwundet wurde und in die Heimath zurückgebracht werden konnte. Im Kriege 1813 befehligte er die für Frankreich neu aufgestellte baierische Division in Preußen und bewährte sich insbesondere in den Schlachten von Bautzen und Dennewitz als hervorragender Truppenführer. Im folgenden Jahre leitete R. die Bildung der baierischen Reserve-Armee, im J. 1815 commandirte er die 1. Division. Seine vielseitigen Kenntnisse und seine reichen Erfahrungen als Generalstabsofficier ließen R. vor allen Anderen dazu berufen erscheinen, in den nun folgenden Friedensjahren für die Pflege des wissenschaftlichen Geistes im Heere Sorge zu tragen. Seit 1817 Director des topographischen Bureaus verwandelte er dasselbe in eine militärische Anstalt um und veranlaßte die Gründung des Hauptconservatoriums als Bibliothek für die Armee. 1820 zum Chef des Generalstabes ernannt gab er demselben eine erweiterte zeitgemäße Organisation. Er starb am 3. Januar 1836 als General der Infanterie zu München.

Poten, Handwörterbuch der Militärwissenschaften. VIII, Leipzig 1880. — Schrettinger, der bayerische Militär-Max-Joseph-Orden und seine Mitglieder, München 1882.
Landmann.

Ragkhnitz: Gallus Freiherr v. R., auch Racknitz, Rägkhnitz, Rzgknitz und anders geschrieben, wurde am 12. Mai (Goedeke sagt 12. März) 1590 zu St. Ulrich in Oesterreich (aber in welchem der mehreren Orte dieses Namens in Ober- und Niederösterreich?) geboren. Sein Vater hieß Franz; seine Mutter war Barbara, geb. Freifrau v. Sarau; die Familie stammte aus Steiermark. Er besuchte die Schule in Meißen, studirte darauf in Leipzig und unternahm sodann, erst 16 Jahre alt, eine längere Reise nach Frankreich, der Schweiz, England und den Niederlanden, von welcher er im J. 1610 nach Hause zurückkehrte. Am 19. November 1614 heirathete er in Grätz Anna Katharina Freiin zu Kimberg. Er begleitete sodann im J. 1619 Ferdinand II. zur Kaiserwahl nach Frankfurt und ward bei diesem Anlaß Rath und Kammerherr. Im J. 1623 war er Mitglied einer Commission, welche die steiersche Landschaft an den Kaiser nach Wien sandte. Infolge des kaiserlichen Religions-Reformations-Mandates vom J. 1629 mußte auch er wegen seines evangelischen Glaubens seine Heimath verlassen; er ging mit seiner Frau und drei Kindern zunächst nach Regensburg, von wo er seinen Wohnsitz bald nach Nürnberg verlegte. Hier starb er am 25. März 1658. R. ist als Dichter geistlicher Lieder in weiteren Kreisen bekannt geworden; 45 solcher Lieder gab er unter dem Titel

„Herz- und Seelen-Musik“ heraus; das kleine Büchlein erschien ohne Jahr und Ort und ist recht selten geworden.

Dominicus Beer, Abriß eines rechtschaffenen Christen. Nürnberg 1658. — Jöcher III, Sp. 1875. — Zedler XXX, S. 636. — Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 321 ff. — Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexicon III, S. 260 f. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. III, S. 173, Nr. 88.

l. u.

Ragor: Johann Ulrich (Huldrich) R., evangelischer Theolog, in Aarau verbürgert und in Windisch bei Brugg als Sohn des dortigen Pfarrers und Decans Heinrich R. am 12. October 1534 geboren, bildete sich in Zürich für den geistlichen Stand und erhielt am 17. März 1557 eine erste Anstellung an der oberen Lateinschule in Zofingen (Aargau). Allem Anschein nach bekleidete er dann seit 1560 das Pfarramt in Gränichen bei Aarau, kehrte aber 1568 als ernannter zweiter Pfarrer nach Zofingen zurück. Vier Jahre später fand hier im Gasthofe zum Raben ein Streithandel statt, bei welchem der Wirth, ein Mitglied des Kleinen Rathes (Stadtrathes), ums Leben kam. Als der Magistrat den Thäter zwar freisprach, ihn aber zu den Proceßkosten verurtheilte und aus der Stadt verwies, sandte die Berner Regierung zwei ihrer Mitglieder zur Untersuchung nach Zofingen. Infolge derselben hob sie die beiden Zusätze zum Urtheil auf, während sie die Freisprechung bestätigte. Zugleich ertheilte sie der städtischen Behörde einen Verweis, lud auch den Pfarrer R., der sich unberufener Weise in diesen Handel gemischt haben sollte, zur Verantwortung nach Bern und versetzte ihn zur Strafe nach Herzogenbuchsee. Während der Jahre 1572 bis 1587, da er hier wirkte, veröffentlichte er die von ihm mit einem Schlußworte versehene, bis 1803 in zahlreichen Auflagen wiederholte „Reiß zum heiligen Grab“ (Basel 1575. 4°) seines Schwagers, des Apothekers und Palästinafahrers Daniel Egli von Aarau (s. A. D. B. V, 677 f.), sowie auch die eigene Schrift: „Von den Erdbidem Ein Grundlicher bericht, was dieselbigen seyen, auß was vrsach sie enstanden, vnd auff was end hin sie beschehen“ (Basel 1578. 4°). Seit 1587 Pfarrer in Kirchberg bei Burgdorf, betheiligte er sich am 15. April 1588 auf dem Berner Rathhause als Abgeordneter an der Disputation des Abraham Musculus (Müslin) gegen Samuel Huber, damals Pfarrer in Burgdorf, über einige vom reformierten Glauben abweichende und nachher zur Amtsentsetzung führende Ansichten des Letzteren, namentlich in der Lehre von der Gnadenwahl, und beantwortete drei Jahre später mit den Theologen von Basel, Bern, Schaffhausen und Zürich ein schmähsüchtiges Libell Huber's in der gemeinsamen Gegenschrift: „Wahrhaffter vnd grundtlicher Gegenbericht, auff Samuel Huber's neüwlich außgangnen vnwahrhafften Bericht, mit wellichem er nicht allein die Theologen Eydtgnossischer Euangelischer Stetten, sonders auch jhre lehr auff das schmählichest antastet, vnnd fälschlich verleümdet“ (Zürich 1591. 4°). Seine letzten Lebensjahre verbrachte R. seit 1596 als Pfarrer in Muri bei Bern, wo er, 70 Jahre alt, 1604 gestorben ist. Aus seiner Ehe mit Egli's Schwester Christina ging ein Sohn, Daniel R. († 1648), hervor, welcher, zuletzt Schaffner des Interlakenhauses in Bern, sich durch einen mehrfach gedruckten „Pflantzgart“ (zuerst: Bern 1639. kl. 8°) um die Hebung des schweizerischen Land- und Gartenbaues sehr verdient gemacht hat.

Quellen und Bibliographie s. in meinen „Aargauischen Schriftstellern“ 1. Lief. Aarau 1887. S. 15—17.

Schumann.

Rahewin: Geschichtschreiber, Propst von St. Veit in Freising, starb gegen das Jahr 1177. Der Name wird in Handschriften und Urkunden verschieden geschrieben, Ragewin, Radewin u. s. w., aber die früher durch die erste Ausgabe

üblich gewordene Schreibart Radewicus scheint nur auf einem Lesefehler zu beruhen. Er bezeichnet einmal Freising als seine Heimath, doch ist es nicht ganz sicher, ob er auch von dort gebürtig war. Da er den Bischof Otto von Freising seinen nutritor nennt, so muß er frühzeitig in Verbindung mit diesem gekommen sein, vielleicht schon in Paris, denn die ausgezeichnete philosophische Ausbildung Rahewin's läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß auch er, wie das damals bei strebsamen Clerikern üblich war, in Paris seine Studien vollendet habe. In künstlich gereimten Hexametern bearbeitete er die Sage von Theophilus; ein anderes Werk über verschiedene Gegenstände aus der biblischen Geschichte ist theils in demselben Maaße, theils rhythmisch verfaßt, und dem Propst Ha. gewidmet, den wir nicht kennen. Am Schlusse klagt er bitterlich über die Bedrängnisse und Belästigungen des Hofdienstes, und verspricht bessere Dichtungen, wenn ihm Muße gewährt werde. Aber diese wurde ihm nicht zu Theil; wir finden ihn 1144 als Archivar (cartularius) der Freisinger Kirche, und von 1147 an als Capellan und Notar des Bischofs Otto, welchen er fortwährend begleitete, und dessen Geschichte Friedrichs I. er nach dessen Dictat aufschrieb, vielleicht auch zu bearbeiten behülflich war. Er geleitete ihn auch 1158 nach Morimund, wo er starb, und erhielt von ihm den Auftrag, sein Geschichtswerk fortzusetzen; zunächst begab er sich darauf wieder an des Kaisers Hof und verweilte dort längere Zeit. Der Kanzler Ulrich und der Protonotar Heinrich theilten ihm Nachrichten und Actenstücke mit; andere erhielt er von befreundeten Bischöfen. So war es ihm möglich, weitere zwei Bücher (1158—1160) hinzuzufügen, in welchen neben den kriegerischen Ereignissen der immer heftiger ausbrechende Kirchenstreit in den Vordergrund tritt. Vorsichtig vermeidet R. es, eine eigene Meinung auszusprechen, er legt lieber die von beiden Seiten ausgegangenen Actenstücke vor und überläßt dem Leser die Entscheidung. Seine Darstellung ist klar und einfach, ohne die philosophischen Betrachtungen, welche Otto liebte, und wir verdanken ihm einen sehr werthvollen Bericht über diese inhaltvollen Jahre; nur durch ihn sind uns genaue Nachrichten über den Reichstag von Roncalia 1158 zugekommen. Es wird auch die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten nicht dadurch beeinträchtigt, daß R. in merkwürdiger Weise die lateinische Bearbeitung des Josephus und andere Autoren für seine Darstellung ausgebeutet, und umfangreiche Stellen entlehnt hat, indem er doch die nöthigen Aenderungen nie versäumte. Die Handschriften bieten an manchen Stellen erhebliche Verschiedenheiten; er selbst scheint eine neue Bearbeitung unternommen, manche Actenstücke erst nachträglich eingefügt zu haben, doch sind auch Aenderungen von fremder Hand zu erkennen. Mit vier Büchern, nach der Vierzahl der Evangelien, sollte das Werk abgeschlossen sein, doch findet sich eine ganz kurze Uebersicht der Jahre 1160—1170, welche vielleicht noch von ihm herrührt, aber zur Ausarbeitung ist er nicht mehr gekommen. In den Jahren 1168 und 1170 wird er als Propst von St. Veit in Freising erwähnt, aber 1177 findet sich ein anderer Name.

Wilh. Meyer, Radewins Gedicht über Theophilus, Sitz. Ber. d. Münch. Akad. d. W. 1873. — Ottonis et Rahewini Gesta Frid. I. rec. G. Waitz. 1884. Uebers. v. Horst Kohl, Leipzig 1886. — Wattenbach, Geschichtsqu. (5. Aufl.) II, 241—254.

Wattenbach.

Rahl: Karl R., Historienmaler, wurde laut Taufschein zu Wien am 13. August 1812 geboren. Sein Vater war der berühmte Wiener Kupferstecher Karl Heinrich R., welchen das Bewußtsein, stets künstlerisch zu wirken, auch bei dem unbedeutendsten Blättchen, das er stach, nie verließ; seine Mutter stammte aus der alten Wiener Bürgerfamilie Lorenz. Die Erziehung, welche R. im Vaterhause genoß, war eine treffliche. Von Jugend an von einer Welt des

Schönen umgeben, durch den universell gebildeten Vater mit der Dichtung und der Geschichte des classischen Alterthums bekannt gemacht, entzückte der Knabe schon durch seine lebhaften Schilderungen der griechischen Heldenkämpfe seine Schulgenossen. In der dämmernden Seele des Jünglings ging eine Welt der Ideale auf, welche immer mehr feste Gestalt gewannen und die Richtung seines Lebens bestimmten. Als der Vater den Sohn nach absolvirter Realschule dem Kaufmannsstande zu widmen gesonnen war, da machte sich die Gewalt des von innen hervorquellenden Dranges und die Begeisterung für die Kunst zum ersten Male bemerkbar. Hatte der Knabe schon früher durch, wenn auch der Form nach unvollendete, dem Concepte nach aber gedankenreiche Zeichnungen sein Talent bewiesen, so bestürmte er den Vater im Momente der Entscheidung, welche seinen künftigen Beruf bestimmte, mit Bitten und der Versicherung „lieber ein armer Künstler, als ein reicher Kaufmann werden zu wollen", ihn die Künstlerlaufbahn wählen zu lassen.

Der Vater selbst wurde Rahl's erster Lehrer im Zeichenunterrichte, welcher mit Vorlagen aus Michelangelo's Anatomie begann, denen dann Zeichnungen nach der Antike und der Natur folgten. Während Mengs seinen Sohn zum Zeichnen zwang, ertrug R., beglückt durch die Erfüllung des ersehnten Wunsches, Maler werden zu dürfen, gern und willig alle Pedanterie und eine oft übermäßige Strenge seines Lehrers. Erst nachdem sich der Vater die Gewißheit verschafft hatte, daß sein Sohn eine correcte Zeichnung zu liefern im Stande sei, gab er die Erlaubniß, daß der Jüngling sich mit der Technik der Malerei vertraut machen dürfe. Die nächsten Lehrer waren Joseph Bayer und Mantschko, unter dessen Leitung das erste Bild „Streit des Achill und Agamemnon" entstand. Im Jahre 1827 trat R. unter den Professoren Anton Petter und Karl Gsellhofer in die Malerschule der Wiener Akademie ein. Schon im nächsten Jahre hatte er über Auftrag des Propsten des Stiftes Reichersberg dessen Porträt, im Jahre 1829 eine „thronende Madonna mit dem Christuskinde" und 1830 einen „Sturz der Engel" (Hochaltarblatt für die Stiftskirche in Reichersberg) vollendet. Diese Bilder zeigen, wenn auch noch nicht geklärt, die Kunstrichtung Rahl's: klare Gruppirung, üppige Gestalten und kräftiges Colorit. Im Jahre 1831 gewann R. mit dem Gemälde „David in der Höhle Adullam" den „Reichel'schen" Preis und damit den Anspruch auf ein Reisestipendium nach Italien, welches ihm aber zufolge engherziger Auslegung der akademischen Bestimmungen mit der Motivirung verweigert wurde, daß er zum Bezuge dieses Stipendiums, weil er das zwanzigste Lebensjahr noch nicht zurückgelegt habe, noch zu jung sei. Dies war für R. die erste Zurücksetzung, deren er in seinem Vaterlande so viele zu erdulden hatte. Nur einem so großen Charakter und begeisterten Kunstjünger, wie R., war es möglich das Probestück abzulegen „daß er durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte". War ihm auch vorderhand der Besuch Italiens nicht gegönnt, so begründete das Concurrenzbild seinen Ruf als Maler. Den Erlös, welchen er aus seinem „Fischer" und dem Altarblatte „Vermählung Mariens" erzielte, verwendete er zu einer Reise nach München. Dort hatte der kunstsinnige König Ludwig I. einer auserlesenen Künstlerschaar reiche Gelegenheit zu monumentalen Schöpfungen gegeben. Wenngleich in technischer Hinsicht vielfach und besonders im Gebiete der Frescomalerei an Erfahrungen reicher geworden, konnte sich R. mit der Auffassung der historischen Stoffe, wie er sie in München fand, nicht befreunden. Er verließ München und besuchte Stuttgart, wo er in Eberhard Wächter, dessen Compositionen „Hiob mit seinen Freunden", „Belisar" und die „Horen" ihm schon durch seines Vaters treffliche Kupferstiche bekannt waren, einen Förderer und

Rathgeber für seine Kunst fand. Aus dieser Zeit stammt das gegenwärtig im deutschen Hochstifte zu Frankfurt a. M. befindliche Porträt Wächter's, welches R. in Stuttgart und jenes des Dichters Lenau, welches er in Kerner's Hause gemalt hat. In der zweiten Hälfte des Jahres 1834 finden wir R. wieder in Wien mit der Vollendung des großen Altarblattes „die heilige Anna" für die Kirche in Debreczin beschäftigt. Im nächsten Jahre entstand das Bild „Chrimhilde erklärt an der Leiche Siegfried's Hagen als dessen Mörder" (Belvedere-Galerie in Wien). Die Begabung, welche R. durch edle Auffassung und Technik in diesem Bilde bewies, bestimmten seinen Vater, ihn zur weiteren Ausbildung nach Italien zu senden. Im Jahre 1836 betrat er das gelobte Land der Kunst. Welches Gefühl, als er in Venedig in der von Palladio erbauten Carità, welches Gebäude Goethe zur Bewunderung für den genialen Architekten hinriß, die Werke eines Tizian, Bellini, Veronese erblickte. Dort copirte er Tizian's „Himmelfahrt", nachdem er vorher in kleineren Skizzen die Tüchtigkeit der Technik und den Zauber des Colorits des großen Meisters nachzuempfinden versuchte. Von Venedig ging er nach Rom, nicht ohne früher in den Galerien zu Bologna und Florenz emsige Studien gemacht zu haben. Der Eindruck Rom's mit all seinen Kunstschätzen war wol ein großartiger, dennoch zeigen die Copien und Zeichnungen, welche R. von dort mitbrachte, ein vollkommen zielbewußtes Studium, durch welches er die Vervollkommnung seiner Kunst anstrebte. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß er auch in Rom in den Farbenskizzen und Copien hauptsächlich der Technik und dem Colorit der Venezianer, in den Zeichnungen der genialen Gruppirung eines Rafael und Michelangelo nahezukommen suchte. Während Mengs durch das Studium der großen Italiener zum Eklektiker, wenn auch in des Wortes bestem Sinne, wurde, wußte sich R. aus den Meisterwerken Tizian's, Veronese's, Rafael's und Michelangelo's einen Canon, sowohl der Technik, wie dem Concepte nach abzuleiten, welcher aber seine Eigenthümlichkeit nie beeinträchtigte. Wir haben schon früher bemerkt, daß Rahl's Figuren, auch aus seiner ersten Zeit, eine gewisse Ueppigkeit bekunden. Seine Studien an den Venezianern bestärkten ihn noch mehr dieser Formgebung treu zu bleiben. Alle Zeichnungen, Skizzen und Gemälde, selbst ein großer Theil der Porträts nicht ausgenommen, welche R. seit jener Zeit fertigte, zeigen besonders in den weiblichen Figuren eine manchmal fast ans Derbe grenzende Gedrungenheit, als hätte den Meister eine Welt von Hünen und Titanen umgeben. Den Umschwung in der Technik, welcher sich bei R. infolge der Studien an der Malweise eines Tizian, Bonifazio und Paolo Veronese vollzog, hat der Künstler selbst seinem Freunde Fr. Hottner mit folgenden Worten erklärt: „Ich selbst habe früher mit dunklem Grau untermalt, dann das Bild mit Deckfarbe, aber so leicht übergangen, daß das Grau durch die Deckfarbe durchschimmerte, und ich die Modellirung der Untermalung benützen konnte; erst zuletzt beim Fertigmachen habe ich bloß Lasuren gebraucht. Das eigene Porträt Tizian's im Museum zu Berlin schien mir auf diese Art gemalt. Später habe ich es vorgezogen, die Untermalung beinahe weiß zu machen, und die Kraft und Rundung besonders in den Fleischtönen durch Lasuren zu erzeugen".

Noch unter dem Ausdrucke der ersten Begeisterung entstanden die Bilder „Hagen und Volker vor der Thüre der Chrimhilde", „Der Schweizerbund auf dem Rüttli 1307" (vom Vater Rahl's in Kupfer gestochen und 1842 vollendet) und das große Historienbild „Manfred's Leiche von Karl von Anjou auf dem Schlachtfelde von Benevent aufgefunden". Dieses letztere Bild ist, seit es im Jahre 1838 in Wien ausgestellt und dann für die Belvedere-Galerie angekauft wurde, im Depot der genannten Galerie seines großen Umfanges halber gerollt

aufbewahrt. Außerdem vollendete er das Gemälde „Die Christenverfolgung“, kehrte für kurze Zeit nach Wien zurück, fertigte hier mehrere Porträts und die Historienbilder „König Enzio“ und „Tod König Heinrich VII.“. Im December des Jahres 1839 traf R. zum zweiten Male in Rom ein, wo er im Kreise der ihm befreundeten Künstler Riepenhausen, Koch, Wagner und Thorwaldsen stets neue Anregung und Belehrung fand. Der Aufenthalt in der ewigen Stadt währte bis zum Jahre 1847, während welcher Zeit er dieselbe nur für wenige Wochen im Jahre 1843, als der Tod seines Vaters ihn nach Wien zurückzukehren zwang, und im Jahre 1845, als er eine größere Reise über Belgien, Holland, Deutschland und nach Paris unternahm, verließ. In Rom führte er bedeutende Gemälde aus. So entstand sein „Josef Calasanz“ für die Piaristenkirche in Wien, ein Bild von colossalen Dimensionen, trefflich in der Gruppirung und im Aufbau. Mit diesem Bilde erwies er sich als vorzüglich auch im Gebiete der religiösen Historienmalerei, indem er es bei aller humanistischen Auffassung dennoch verstand, der kirchlichen Legende treu zu bleiben. Diesem Gemälde folgte sein „Odysseus“ und das gegenwärtig im Besitze der Belvedere-Galerie zu Wien befindliche Historienbild „Manfred's Einzug in Luceria“; ferner die „Wahrsagerin“, mehrere römische Genrebilder, und eine große Anzahl von Porträts, welche er während seines Aufenthaltes in Berlin, Hamburg und Paris malte. Im Jahre 1848 finden wir R. neben Kupelwieser, Heinrich Schwemminger, und Gsellhofer als Corrector an der Wiener Akademie, und als die politischen Wirren und das geräuschvolle Leben die Sperrung der Zeichensäle veranlaßte, als Abgesandten im Studentenparlamente zu Eisenach. Dann ging er nach München und verblieb daselbst bis zum Jahre 1851. Dort vollendete er die Gemälde „Leopold der Tugendhafte auf den Mauern von Ptolomais“ und „Arion“. In der Heimath hatte sich mittlerweile ein gewaltiger Umschwung im Kunstleben bemerkbar gemacht. Die große Bewegung im Sturm- und Drangjahre verdrängte Dank den wackeren Bemühungen des damals ins Leben getretenen Ingenieurvereins die bureaukratisirende Art der Vergebung von Bauten zu Gunsten einer freien Concurrenz. Der jugendliche Kaiser Franz Josef I. hatte der österreichischen Kunst neue Bahnen zu weisen und die Künste zu erhöhtem Leben emporzubringen verstanden. Der Bau und die Ausschmückung der Altlerchenfelderkirche in Wien eröffnete auch den Schwesterkünsten ein neues Feld für ihr Wirken. Da meinte auch R., der mittlerweile provisorisch mit Dobiaschofsky und Hans Gasser zur Professur an der Wiener Akademie berufen worden war, sein langersehnter Wunsch nach Aufgaben einer monumentalen Malerei sollte in Erfüllung gehen. Doch, wie man sich ausdrückte, paßte der Heide, dessen Religion die Kunst, dessen Bibel die Geschichte war, nicht in die Kirche. Und wiewohl er Proben seiner Fähigkeit in den Gemälden der Piaristenkirche abgelegt hatte und trotz der Ueberzeugung, daß er unter den damaligen Wiener Künstlern der tüchtigste und genialste Historienmaler war, wurde er nicht nur von der Theilnahme an dieser Arbeit ausgeschlossen, sondern ihm auch die Stelle als Lehrer an der Akademie unleidlich gemacht. Schon nach einem Semester verließ er die Professur und gründete in der Theresianumgasse mit fünfundzwanzig Schülern eine Privatmalerschule. Aus dieser Schule gingen Bitterlich, Eisenmenger, Gaul, Griepenkerl, Hoffmann, Lotz, George Mayer, Otto, Than, Mantler, Romako und Pirchan hervor, Künstler, deren Namen in der Kunstwelt von gutem Klange sind.

Noch einmal bot sich Gelegenheit, Rahl's eminentes Können zu verwerthen. Das von Hansen erbaute Waffenmuseum im Arsenale sollte mit Darstellungen aus der Kriegsgeschichte Oesterreichs geschmückt werden, und R. war dazu ausersehen, die Malereien auszuführen. Mit wahrhaftem Seherblick wußte der

nstler dem Locale die Bedingung, unter welcher sich succedirende Zeiterscheinungen,
matisch bewegte Handlungen bei Wahrung voller Einheitlichkeit geben ließen,
nsehen. Rahl's Entwürfe zur symbolisch-allegorischen Darstellung der Kriegs-
hichte Oesterreichs zeigen, ganz abgesehen von rein künstlerischen Momenten,
gedankentiefe, logisch scharfe und zugleich historisch richtige Eintheilung der
schmückenden Räume. Doch auch hier wurde R. zurückgedrängt, weil man
seiner Art der Behandlung der Geschichte Oesterreichs nicht einverstanden
r. Kleinliche Gesinnungen im Kreise einiger Fachgenossen machten es un-
glich, daß er seine Ideale verwirklicht sehen konnte. Kräften, die einer solchen
fassenden Aufgabe nicht gewachsen waren, wurde die Decoration jener Räume
rlassen, die nun statt einer zusammenhängenden Geschichte, wie sie der geniale
im Lichte der Dichtung verklären wollte, einzelne unzusammenhängende, jedes
eren Connexes entbehrende Darstellungen bieten. Schon nach der Zurück-
ung, welche R. erfuhr, da man ihn von der Theilnahme an der inneren
sschmückung der Altlerchenfelder Kirche aus ganz niedrigen Motiven ausschloß,
rieb der tief gekränkte Künstler an seinen Freund Genelli: „Es ist wahr, ich
stire bis jetzt in pecuniärer Hinsicht besser wie in München; aber ist das eine
istenz zu nennen, wenn man ganz auf sich beschränkt ist und ohne alle Zu-
nft so trüb und matt in die Welt hineinlebt wie ein lebendig Todter?"
ennoch wurde dieser starke Geist auch durch das neueste Ungemach nicht ge-
ochen. Er blieb seinen Idealen treu, fest entschlossen, lieber als Tüchtiger zu
llen, denn als Servilist zu gefallen. Die Ideenfülle, welche Rahl's dichterischem
opfe entquoll, setzt in Erstaunen, besonders seit dem Künstler in Baron Sina
nd Todesco Mäcene wurden, welche seiner Schaffenskraft würdige Probleme
llten. Nachdem R. im Jahre 1860 die Entwürfe für die malerische Decorirung
s Festsaales im großherzoglichen Schlosse in Oldenburg und in Verein mit
isenmenger und Lotz die zwölf allegorischen Figuren an der Façade des
einrichshofes in Wien vollendet hatte, schritt er im Jahre 1862 an die Aus-
hrung der vier großen Staffeleibilder, die „Befreiung der Andromeda", die
Rettung der Iphigenie", die „Entführung der Helena" und der „Raub des
ldenen Vließes" für Baron Sina. Mit diesen Gemälden hat R. sich den
sten Coloristen würdig an die Seite gestellt. Während dieser Arbeiten com-
nirte er den Entwurf des athenischen Frieses, dessen bildnerischer Schmuck
nfang, Blüthe und Verfall des griechischen Geisteslebens in einer Anordnung
r Anschauung bringt, die ähnliche Compositionen seiner Vorgänger, wie jene
afael's, Kaulbach's, De la Roche's weit übertrifft. Leider wurden die genialen
ntwürfe, deren vollständige Zeichnung zuerst im Jahre 1864 in Wien ausge-
llt war, durch politische Ereignisse und den frühen Tod des Künstlers nicht
r Ausführung gebracht. Im Jahre 1862 schmückte der Künstler acht Ge-
ächer des Todesco'schen Palastes mit Darstellungen aus der Paris-Mythe, mit
lchen Fresken er sich das Verdienst erwarb, diese Mythe als der Erste in einer
clischen Composition ihrem ganzen Umfange nach erschöpft zu haben. Eben-
harmonisch in der Farbe, wie geistvoll im Concepte und formvollendet im
ufbau, wie in der vorangeführten Darstellung, erscheint R. in seinem Fresko-
mälde „Das Mädchen aus der Fremde", welches er in der Villa Wisgrill in
munden gemalt hat. Plan und Anlage der A. D. Biographie verbieten leider, den
brigen Werken Rahl's auch nur mit einigen charakterisirenden Worten gerecht
u werden, und wir müssen uns beschränken, anzuführen, daß der rastlos arbeitende
Künstler außer einer großen Anzahl von meisterhaften Porträts und anderen
Staffeleibildern auch noch zwanzig Zeichnungen für einen Cyclus aus dem
Argonautenzuge, die acht allegorischen Figuren al fresco in der Ruhmeshalle
es Arsenales in Wien, eine ideale Landschaft, ferner die Zeichnungen und

Farbenskizzen für den Vorhang, den Plafond und das Proscenium des Wiener Hofoperntheaters, die Zeichnung und den Carton zur Cimbernschlacht (im Auftrage des Baron Schack) vollendete, bei welch letzterer Arbeit der Tod den Künstler in der vollen Manneskraft hinwegraffte. Am 9. Juli des Jahres 1865 verschied R. sanft und ruhig, umgeben von mehreren seiner dankbaren Schüler; am 12. Juli um 6 Uhr Abends senkte man ihn in das Grab, das ein einfacher Denkstein mit einem Gemälde „Der Meister wird vom Todesengel ins Schattenreich geführt" ziert, welches Rahl's Lieblingsschüler Bitterlich gemalt hat. Mit wehmuthsvollem Stolze kann Oesterreich ihn als den seinen, die ganze große Kunst trotz dem Torso seiner besten Entwürfe als ihren Pfadfinder in der monumentalen Geschichtsmalerei nennen. Oesterreich hat in ihm einen Künstler besessen, den ein Eberhard Wächter hochschätzte, an dessen kraftgenialischen Schöpfungen sich ein Cornelius und Kaulbach erwärmten. Als Charakter groß, begeistert für Kunst und Wissenschaft, gedankentief und von echt Wienerischer herzgewinnender Gutmüthigkeit verstand er es, durch seine geistvolle zündende Sprache ebenso, wie durch seine genialen Werke zu entzücken. Was uns in den Werken eines Carstens, Wächter, Koch, Cornelius und Genelli mit Bewunderung erfüllt, die begeisterte Hingabe an das classische Alterthum, die Formvollendung in der Zeichnung, die Schönheit in der Anordnung, die Durchdachtheit der Composition, das besaß auch R. Aber er übertraf jene durch den Linienfluß der bewegten Figuren und durch die Kraft und Gewalt eines Colorits, welches an die Farbengluth eines Tizian erinnert.

Vergl. Rheinisches Taschenbuch 1852. — Fr. Hottner: „Karl Rahl" in den Recensionen und Mittheilungen 1862 und 1863. — Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. I, II, III und IV. — Fr. Pecht, in der Zeitschrift „Der Botschafter" 1864 Nr. 65. — L. Speidel in der Neuen freien Presse 1865 Nr. 329, 384, 391 und 423. — Wurzbach, biographisches Lexikon XXIV, 230 f. — Cyriak Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens, S. XL u. S. 155 u. f.

C. Bodenstein.

Rahm: Meinrad R., Erfinder eines Stenographiesystems, wurde geboren zu Unterhallau im Kanton Schaffhausen, am 6. Juli 1819. Seine geistige Bildung erwarb R. als Autodidakt, gegen den Willen der in bäuerlichen Verhältnissen lebenden Eltern. Das zeitraubende und mühevolle, meist nächtlicher Weile vorgenommene Excerpiren aus geliehenen wissenschaftlichen Werken brachte ihn auf die Idee, sich der Stenographie als eines trefflichen Mittels zu diesem Zwecke zu bedienen. — Während auf deutschem Boden in den dreißiger und vierziger Jahren die Verbreitung der Geschwindschreibekunst über den engen Kreis des parlamentarischen Dienstes hinaus sich erst ankündigte, hatte diese in Frankreich schon 1787 die Aufmerksamkeit der Akademie auf sich gezogen und war zur Zeit der ersten Revolution, dann aber namentlich seit dem dritten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts zu einer verhältnißmäßig hohen Blüthe gediehen, von welcher die reiche, theilweise über das rein didaktische hinausgehende Fachlitteratur des Zeitraumes von 1820—1850 und die den Bestrebungen auf Popularisirung dieser Kunst von oben herab gewährte Unterstützung Zeugniß ablegen. Daß eines dieser Systeme, und zwar die von Fayet 1832 zu Paris veröffentlichte, von einer Gelehrtencommission günstig begutachtete Nouvelle écriture et sténographie in Rahm's Hände gelangte, und daß er sie auf die deutsche Sprache übertrug, macht die innere Uebereinstimmung wahrscheinlich. Ein Zwist mit dem Vater wurde Ursache, daß R. das elterliche Haus und bald darauf sein Vaterland verließ. Im J. 1844 treffen wir ihn in Berlin. Hier stenographirte er die bei Anlaß der Einführung des ersten Pfarrers der deutsch-

katholischen Gemeinde gehaltenen Reden und Predigten, deren Drucklegung die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf seine noch unveröffentlichte „Polygraphie“ zu lenken geeignet war. Eine unerquickliche Zeitungsfehde mit den Anhängern des seit 1841 in Berlin eingesessenen Stolze'schen Systems begleitete sein Auftreten als Lehrer. Kränkungen und Enttäuschungen mögen ihn, der aller pecuniären und wirksamer persönlicher Mittel entbehrte, welche den Gegnern zu Gebote standen, veranlaßt haben, sich nach Dresden zu begeben, wo er sich unter der Leitung Wigard's, des Vorstehers des königl. sächsischen stenographischen Instituts, mit dem Studium des Gabelsberger'schen Systems beschäftigte. Der Tod entriß ihn diesem Streben. Ein Nervenleiden begann ihn zu verzehren. In einem Anfall von Geistesverwirrung endete er am 14. September 1847 durch einen Sturz aus dem Fenster. Rahm's Lehrgebäude wurde unter dem Titel „Anleitung zur Rahm'schen Stenographie oder deutschen Redezeichenkunst“, Berlin 1849, von G. Rahn veröffentlicht, ein kurzgefaßtes Unterrichtsmittel für den Gebrauch in Lehrcursen erschien von H. Neukomen, Bern 1851, und in modificirter Form gab A. Wießner eine Uebersicht des Systems (Lübeck 1851). Der Letztgenannte (später populär-philosophischer Schriftsteller) war wohl der einzige praktische Stenograph nach R., er arbeitete als solcher während mehrerer Jahre im preußischen Herrenhause und beim Erfurter Parlament. Ebensowenig scheint die Verbreitung des Systems durch Unterricht je größere Dimensionen angenommen zu haben; dasselbe kann längst als vollständig erloschen gelten.

Spielt sonach R. in der äußeren Geschichte der deutschen Stenographie keine wesentliche Rolle, so ist hingegen sein Einfluß auf deren innere Entwicklung nicht unbedeutend. Das Gabelsberger'sche System scheint er in seinen Grundzügen gekannt zu haben, bevor er ihm in Dresden näher trat; darauf deutet wenigstens sein Grundsatz, die stenographischen Buchstaben aus den Zügen der deutschen Currentschrift zu bilden und jedes Zeichen auf die Schreiblinie zurückzuleiten. An Stolze erinnert die zuerst von Gabelsberger ausgesprochene Regel, daß die Weglassung von Buchstaben nicht dem Belieben des Schreibenden unterstellt ist, sondern nach im Voraus festgesetzten Normen zu geschehen hat. R. theilt ferner mit Stolze den Gebrauch von Neben- und Hilfszeichen, die ausgedehnte Anwendung des Drucks als eines Unterscheidungsmittels und die Vorliebe für die Bildung zahlreicher dem Gedächtniß einzuprägender Abbreviaturen (sog. Sigel). Das Hauptprincip des Systems aber: zur Bildung der Consonantzeichen den niedersteigenden (Grund)strich, zur Bildung der Vocale den Bindestrich zu verwerthen und den Vocal mit dem Consonanten zu verschmelzen, geht auf Fayet zurück, von dem auch einzelne Zeichen direct herübergenommen sind. Dadurch aber bildet R. die Brücke von Fayet zu dem bis heute eine ziemliche Wirksamkeit entfaltenden System von Arends (zuerst 1850). Auch der allgemeine Charakter beider Schriften stimmt überein: der Eindruck ist ein angenehmer, doch ist die graphische Ausführung an peinliche Unterscheidungen gebunden, welche die Aufmerksamkeit des Schreibenden in bedeutendem Maße absorbiren.

Vgl. Anders, Entwurf einer allgemeinen Geschichte und Litteratur der Stenographie (1855) S. 72—74.

Socin.

Rahn: Johann Heinrich R., Historiker, in Zürich geb. am 29. März 1646, † am 29. September 1708 — war der Sohn des im Jahre 1676 verstorbenen gleichnamigen zürcherischen Sekelmeisters J. H. R., eines guten Mathematikers (s. u.), bildete sich in Heidelberg, Steinfurt, den Niederlanden und Frankreich durch gründliche Studien im juristischen und historischen Fache aus und trat nach seiner Heimkehr in die Verwaltungslaufbahn in seiner Vaterstadt. 1666 als Bibliothekar beschäftigt, 1669 Mitglied des Großen Rathes, ging er 1676

in die Kanzlei der Stadt über und durchlief in derselben, nach damaliger Sitte, die verschiedenen Amtsstufen bis zur höchsten, des Stadtschreibers, die ihm 1687 übertragen wurde. 1689 zum Mitgliede des täglichen oder kleinen Rathes, der Regierung, berufen, stieg er in derselben 1696 zur Würde eines Sekelmeisters und zugleich zu derjenigen eines Mitgliedes der obersten Kirchen- und Schulbehörde, des Collegiums der Examinatoren, auf, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Während seines Kanzleidienstes und später, bis 1701, schrieb er eine sehr einläßliche „Eidgenößische Chronik", mit Benutzung älterer Werke und der ihm zugänglichen amtlichen Actenstücke. Die beiden ersten Theile seiner Arbeit, die bis 1677 reichen, schenkte der Rath, welchem R. dieselbe gewidmet hatte, 1679 an die Stadtbibliothek; später setzte R. die Arbeit bis zum Jahr 1701 fort. Einen Auszug aus diesem Werke gab R. 1690 im Drucke heraus unter dem Titel: „Eidgenößische Geschichtschreibung, d. h. kurzer Begriff u. s. w." Dieses Buch, welches R. den schweizerischen reformirten Städten widmete, fand allgemeinen Beifall und ein Rathsbeschluß verordnete auch dessen Gebrauch in der Stadtkanzlei. Es enthält einen einfachen, ganz objectiv gehaltenen chronologischen Abriß der eidgenössischen Geschichte, in Annalenform, ohne alle Betrachtung oder pragmatische Verknüpfung der Ereignisse. Zu jedem Abschnitte werden die Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte, im Allgemeinen angegeben, wobei er freilich auch die Fabeln der Chroniken des 15. Jahrhunderts über die uralten Anfänge deutscher und schweizerischer Städte nicht übergeht.

Vgl. Haller, Bibliothek d. Schweizergesch. Bd. IV. S. 236. — Zürcher geneal. Tabellen von Dürsteler.

G. v. Wyß.

Rahn: Johann Heinrich R., Mathematiker, geb. am 10. März 1622 in Töß (bei Winterthur), † am 27. Mai 1676 in Zürich. Die Familie R. gehörte zu den angesehensten von Zürich und gab dieser Stadt wiederholt ihre Bürgermeister. Diese Stellung hatte Joh. Rudolf R., dann dessen Sohn gleichen Vornamens, dann ein anderer Sohn Johann Heinrich inne, der vorher Amtmann in Töß gewesen war, und dem dort seine Frau Ursula Escher einen Sohn geboren hatte, eben unseren Johann Heinrich. Erst 20 Jahre alt wurde er 1642 in den großen Rath gewählt und verheirathete sich im gleichen Jahre mit der Tochter eines anderen Patriciergeschlechtes, der erst 16jährigen Elisabeth Holzhalb. Der glücklichen Ehe entstammten nicht weniger als 15 Kinder. Joh. Heinrich R. hat die verschiedensten Stellungen im städtischen Dienste eingenommen. Er wurde 1651 zum Censor, dann zum Zeugherr, 1657 zum Landvogt auf Kyburg, 1664 zum Examinator der Kirchen- und Schuldiener, 1669 zum Mitgliede des kleinen Raths, 1670 zum Obervogt von Küßnacht, 1672 zum Oberzeugherr, 1674 zum Seckelmeister ernannt, auch wiederholt bei auswärtigen Geschäften in Anspruch genommen. Beispielsweise vermittelte er 1653 den Ankauf der sog. Benfelder Artillerie, d. h. einer Anzahl von 26 schweren Geschützen mit zugehöriger Munition, welche die Schweden, als sie das Städtchen Benfelden im Elsaß räumten, um den geringen Preis von noch nicht 16000 Reichsthaler abließen. Durch Amtspflichten fortwährend in Anspruch genommen konnte R. nur nebenbei mit der Wissenschaft sich beschäftigen, die ihm die liebste war, und für welche er eine entschiedene Begabung besaß. In Kyburg fand er Zeit eine Algebra zu schreiben, welche er 1659 in Druck herausgab, und welche den Titel führt: „Teutsche Algebra oder Algebraische Rechenkunst, zusammt ihrem Gebrauch". Eine zweite, sehr vermehrte Ausgabe von 1667 in lateinischer Sprache war nicht für den Druck bestimmt und befindet sich noch handschriftlich auf der Stadtbibliothek in Zürich. Sie führt den Titel: „Algebra speciosa". In der Vorrede zur gedruckten Algebra erklärt R., daß die Anweisung bei Auflösung von

Gleichungen jeder Operation in Abkürzung beizufügen, worin sie bestehe, damit man bei wiederholter Durchrechnung sich leichter zurechtfinde, hier erstmalig erscheine „die ich von einer hohen und sehr gelehrten Person erstmals erlehrnet hab, deren ich auch schuldiger massen, und zwaren zur bezeugung unterthänigen respects, gar gern gedenken, so sie es hette zulassen wollen". Diese Persönlichkeit war der Engländer John Pell, der 1654—1658 als Resident Cromwell's in der Schweiz lebte. Ebenderselbe veranlaßte 1668 die Herausgabe einer englischen Bearbeitung von Rahn's Algebra durch Thomas Brancker. Rahn's Name blieb auf dem Titelblatte weg und kam nur in der Vorrede in der Form Rhonius vor. In den Zusätzen, mit welchen Pell die englische Ausgabe bereicherte, erscheint auch die Behandlung der von Fermat gestellten Aufgabe ganzzahliger Auflösung der Gleichung $ax^2 + 1 = y^2$, wo a eine nichtquadratische positive ganze Zahl bedeutet, die sehr mit Unrecht davon den Namen der Pell'schen Aufgabe erhalten hat.

Vgl. Rud. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz IV, 55—66. — Poggendorff, Handwörterbuch zur Gesch. d. exact. Wissensch. II, 560 unter Rahn, 391 unter Pell.

Cantor.

Rahn: Chorherr Johann Heinrich R., M. D. von Zürich, ward daselbst als Sohn des Johann Rudolph R., Archidiakonus am Großen Münster, am 13. October 1749 geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, an welchem Johann Gesner den Unterricht in der Mathematik und Physik ertheilte, und entschloß sich dann zum Studium der Medicin. Hiefür bestand damals in Zürich noch keine Lehranstalt, aber an dem Spitalchirurgen Burckard hatte R. einen vorzüglichen Lehrer der Anatomie und Archiater J. C. Hirzel unterwies ihn in Physiologie und Pathologie und führte ihn ans Krankenbett. Im J. 1769 bezog er die Universität Göttingen und blieb zwei Jahre daselbst, genoß hauptsächlich die Zuneigung Schröder's und promovirte am Ende seines Aufenthaltes mit großer Auszeichnung. Nachdem er noch Wien, die damals berühmteste ärztliche Schule besucht hatte, kehrte er im Herbst 1771 in seine Vaterstadt zurück. Hier entbehrte er anfangs aller Protection und Aemter; nichts desto weniger erwarb er sich bald in ungewöhnlichem Maaße das Zutrauen seiner Kranken und gründete 1782 mit geringer staatlicher Beihülfe hauptsächlich aus freiwilligen Beiträgen das medicinische Institut, eine Lehranstalt, die in zweijährigem Cursus den Bemittelten eine gute Grundlage für spätere Universitätsstudien, Aermern eine leidliche ärztliche Ausbildung gewährte. Das Lehramt wurde freiwillig von Zürcher Aerzten versehen und die Anstalt blieb in ihrer bescheidenen aber segensreichen Thätigkeit, bis Ostern 1833 die medicinische Facultät der neugegründeten Hochschule an ihre Stelle trat. — Im J. 1783 gründete er zur Bildung von Landhebammen und um Aermeren den Unterricht des medicinischen Institutes zugänglich zu machen, in einem zu diesem Zwecke abgetretnen Hause ein Seminarium, wobei er selbst die Aufsicht über die Studien der Schüler führte und mit letztern das Gelernte täglich wiederholte. Zum Unterrichte dienten auch im Hause unentgeltlich aufgenommene Kranke. Wenige Jahre später half er die schweizerische Gesellschaft zu Beförderung des Guten und die Zürcherische zur Aufnahme (d. h. Beförderung) sittlicher und häuslicher Glückseligkeit gründen. 1773 gründete er eine medicinisch-chirurgische Gesellschaft von Zürcher Aerzten, die sich jeden Sonntag Abend in seinem Hause versammelte. Ferner stiftete er 1788 die helvetische Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte, die sich zehn Jahre später infolge der Staatsumwälzung auflöste. Endlich stiftete er die medicinisch-chirurgische Gesellschaft des Cantons Zürich (1810), die zur Zeit noch fortbesteht. — Im J. 1782 erhielt er schon einen

Ruf als Professor der Medicin an die Universität Göttingen; doch lehnte er ab. Im J. 1784 übernahm er den Lehrstuhl (Canonicat) der Naturlehre und Mathematik am Gymnasium, den er bis zu seinem Tode inne behielt, ausgenommen die Jahre 1798—1800, während deren er als helvetischer Senator von Zürich abwesend war. Auch schriftstellerisch machte er sich vielfach um die Bildung der Aerzte und Verbreitung von Aufklärung und Wissen im Gebiet der Gesundheitspflege verdient. Aber am hervorragendsten war er als Arzt und Lehrer der Arzneikunst. Im J. 1792 ernannte ihn der damalige Reichsverweser Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz zum Pfalzgrafen, hauptsächlich damit er Männern, die sich um die Wissenschaft hervorragende Verdienste erworben hätten, von sich aus die Doctorwürde ertheilen könne. R. machte von dieser Befugniß für einige verdiente Landärzte, dann auch für den gefeierten Philosophen J. G. Fichte Gebrauch. Nach kürzerer Krankheit starb er am 3. August 1812.

P. Usteri, Denkrede auf Joh. Heinr. Rahn. Zürich Orell Füßli & Co. 1812. — (Med. Dr. C. Lavater:) An die lernbegierige Zürcherische Jugend auf das Neujahr 1836. Von der Gesellschaft der ehemaligen Chorherrenstube (vollständige Aufzählung der Schriften Rahn's).

Rahn.

Raiffeisen: Friedrich Wilhelm R., Anwalt der ländlichen Darlehenskassenvereine und Bürgermeister a. D., † zu Heddersdorf am 11. März 1888. Als der Sohn des Bürgermeisters Gottfried R. in Hamm a. d. Sieg am 30. März 1818 geboren, verweilte er bis zum 17. Lebensjahre im elterlichen Hause, um daselbst durch den ihm seitens des Amtsgeistlichen ertheilten Privatunterricht einen gewissen Ersatz für den Besuch höherer Schulen zu gewinnen. Dabei hatte er sich ein solches Maß von Schulkenntnissen angeeignet, daß er in jenem Alter schon bei der Festungsartillerie in Köln als Officiersaspirant Aufnahme finden konnte. Vermöge seiner ausgezeichneten Fähigkeiten errang er bald den Grad eines Oberfeuerwerkers und wurde als solcher auch der königl. Geschützgießerei zu Sayn zugetheilt. Nach wenigen Jahren sah er sich jedoch durch ein Augenleiden gezwungen, seine militärische Laufbahn zu verlassen; er meldete sich daher zur Verwendung im Verwaltungsdienste und konnte auch bald als Supernumerar bei der königl. Regierung in Koblenz eintreten. Mit großem Eifer wandte er sich den neuen Aufgaben zu und wußte sich binnen kurzer Zeit die nöthige Orientirung für die verschiedenen Zweige der Verwaltung anzueignen. Durch seinen unermüdlichen Diensteifer erwarb er sich bald die Anerkennung und das Vertrauen der Regierung und wurde 1843 zum Kreissecretär für den Kreis Mayen ernannt. Nachdem er auch in dieser Stellung sich bewährt hatte, übertrug ihm die königl. Regierung 1845 die Verwaltung der Bürgermeisterei von Weyerbusch und nach drei Jahren noch diejenige von Flammersfeld, womit ihm ein über 58 Ortschaften ausgebreiteter Wirkungskreis angewiesen war. Mit ganzer Kraft widmete er sich nun der Sorge für das Wohl der ihm anvertrauten Gemeinden, suchte deren Erwerbsfähigkeit zu heben und durch Verbesserung des Communicationswesens den Verkehr zu beleben. So setzte er dort den Bau der sogenannten Rheinstraße, einer der schönsten Chausseen der Rheinprovinz, ins Werk und befaßte sich persönlich mit der Leitung dieses Straßenbaues, wobei ihm die während seiner Militärzeit erworbenen mathematischen und technischen Kenntnisse sehr zu statten kamen. Im J. 1852 als Bürgermeister nach Heddersdorf versetzt, wandte er sich auch hier mit Uneigennützigkeit und voller Hingebung den Berufspflichten zu, drang mit Consequenz auf Abstellung volkswirthschaftlicher Mißstände und führte mit großer Energie durch, was er für unerläßlich zur Hebung des Wohlstandes erkannt hatte. Hier und in Weyerbusch gründete er auch die ersten nach ihm benannten ländlichen

Darlehnskassenvereine, um mittels derselben gegen die in den Kreisen der Ortseingesessenen herrschende wirthschaftliche Noth ankämpfen zu können. Die Idee dazu war ihm schon in den ersten Jahren seiner Functionirung im Bürgermeisteramte gekommen, als er die Ursachen jener Nothlage in der Creditlosigkeit der bäuerlichen Kleinwirthe und in deren Ausbeutung durch wucherisch betriebene Leihgeschäfte erkannt hatte. Bei der Aussichtslosigkeit aller anderweitigen Maßregeln gewann er die Ueberzeugung, daß nur durch genossenschaftliche Vereinigung, welche sich zugleich auf werkthätige Nächstenliebe und humanitäre Principien stützen könne, eine Abhülfe für die Dauer zu erzielen sei. Und diese von wirthschaftlichem Scharfblick, wie von echt christlicher Tendenz getragenen Voraussetzungen haben ihn nicht getäuscht, denn wenn auch die Statuten der Darlehnskassenvereine in einzelnen Punkten mit den Voraussetzungen des Realcredits in Widerspruch zu stehen schienen, so wurde ihnen wiederum durch die Wahrung der humanitären Tendenz, sowie durch die Ausübung einer strengen Controle seitens der Vereinsorgane, jeder precäre Charakter benommen. Auch die Resultate der betreffenden genossenschaftlichen Vereinigungen lieferten bald den besten Beweis, daß die mehrfach angefochtenen Grundsätze sich dennoch bewähren sollten, da mit der Einführung solcher genossenschaftlichen Verbände in den erwähnten und vielen anderen Ortschaften Rheinpreußens eine festere Grundlage für den wirthschaftlichen Aufschwung und den Wohlstand der ländlichen Bevölkerung gewonnen war.

Bei der großen Inanspruchnahme durch seine amtlichen Aufgaben in der Verwaltung der Bürgermeisterei, sowie durch seine organisatorische resp. dirigirende Thätigkeit bei der Gründung und Leitung verschiedener Darlehnskassenvereine fielen ihm solche Anstrengungen zu, daß er von einem nervösen Kopfleiden heimgesucht wurde. Ohne sich dadurch von der Verfolgung seiner Aufgaben abhalten zu lassen, wurde er jedoch bei Gelegenheit des Ausbruchs einer Typhusepidemie innerhalb seines Amtsbezirks infolge seiner aufopfernden Thätigkeit für die Sanirung des inficirten Ortes selbst von dieser heimtückischen Krankheit befallen und so hart mitgenommen, daß er sich genöthigt sah, seine Versetzung in den Ruhestand zu beantragen. Konnte er nun unter ehrenvoller Anerkennung seiner schon damals belangreich gewordenen Verdienste vom Amte zurücktreten und war ihm bereits die Genugthuung geworden, daß sein genossenschaftliches System in vielen Gauen des westlichen, südlichen und centralen Deutschlands, wie in benachbarten Districten Oesterreichs Anwendung gefunden hatte, so ließ er gleichwol nicht von der Mitwirkung bei der Pflege der öffentlichen Interessen ab. Seinen energischen und erfolgreichen Bemühungen verdankte die Provinz bald den Bau der rechtsrheinischen Eisenbahn, seine unausgesetzte Fürsorge blieb auch dem Prosperiren der von ihm selbst oder nach seinen Normen gegründeten genossenschaftlichen Verbände gewidmet. Schon 1862 hatte er eine Schrift über die Darlehnskassenvereine herausgegeben, in welcher die Statuten nebst den Principien erläutert und die verschiedenen Aufgaben wie die Anwendungsformen seiner Schöpfung erörtert wurden, unverdrossen arbeitete er an dem weiteren Ausbau dieser genossenschaftlichen Organisation und war unablässig darauf bedacht, die bessernde Hand an die statutarische Grundlage derselben anzulegen, wo dies zur Förderung der Entfaltung einer gedeihlichen Vereinsthätigkeit nach Maßgabe neuerer Erfahrungen geboten erschien. So entwickelte sich unter seiner einsichtsvollen Leitung aus dem ursprünglich einfachen und unscheinbaren genossenschaftlichen Localverbande eine Reihe weiterer Institutionen, welche demselben Hauptzwecke in großartigem Umfange dienen sollten. Dahin gehören 1) die Zusammenfassung der localen Darlehnskassen-

vereine in großen Provinzialverbänden, 2) die Organisation der mit letzteren verbundenen und nach Art der Bodencreditinstitute eingerichteten Centraldarlehnskassen, 3) die weitere Organisation zur Herstellung eines Anwaltschaftsverbandes, welcher sich über ganz Deutschland erstrecken sollte. Durch eine so vervollständigte Organisation hat R. den nach ihm benannten Darlehnskassenvereinen eine hohe Bedeutung zu verleihen gewußt, welche weit über den Interessenkreis der zunächst betheiligten Mitglieder hinausgreifen muß. Von solchem Bewußtsein gehoben und von edlen Gesinnungen beseelt, vermochte R., ungeachtet der ihm durch jahrelanges Siechthum und besonders durch eine fast bis zur Erblindung führende Augenkrankheit bereiteten Leiden, die größte Arbeitsfreudigkeit bis zu seinem Lebensende zu bewahren, jene schweren Prüfungen ertrug er mit stiller Ergebung in Gottes Willen und wußte sich durch Gebet und große Willensenergie immer wieder aufzurichten, bis endlich auf dem Sterbelager seine Kräfte erlahmten. Wie ein Vater für die Seinigen hat er für die Hebung des materiellen Wohles und der moralischen Kraft in den Kreisen der betheiligten rheinpreußischen Verbände gesorgt, sein Andenken wird auch ein gesegnetes bleiben, so lange der Fortbestand der Raiffeisen'schen Darlehnskassenvereine durch die Gestaltung der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse bei der ländlichen Bevölkerung gesichert erscheint.

Vgl. Landwirthschaftliches Genossenschaftsblatt (Organ für Darlehnskassenvereine rc.) redigirt von Th. Cremer, Nr. 4, Neuwied.

Leisewitz.

Raimann: Johann Nepomuk Ritter v. R., Arzt, ist am 20. Mai 1780 zu Freiwaldau in Oesterreich-Schlesien geboren. Er studirte in Prag und Wien, erlangte an letztgenannter Universität 1804 den Grad eines Doctors der Medicin, wurde 1805 provisorisch zum Lehrer der allgemeinen Pathologie und Therapie zu Krakau ernannt und erhielt dieses Lehramt definitiv als ordentlicher Professor der genannten Fächer, sowie der Arzneimittellehre 1807. Nach der Abtretung Westgaliziens wurde er 1810 als Professor der allg. Pathol. und Arzneimittellehre an die med.-chir. Josephs-Akademie zu Wien versetzt, zugleich mit dem Titel und Range eines k. k. Raths und Feldstabsarztes, und 1814 mit der Stellung als Professor und Director der inneren Klinik für die niedere Kategorie der Wundärzte an der Universität betraut. Während dieser Zeit beschäftigte er sich auch vielfach schriftstellerisch. Er gab eine Anleitung zum klinischen Unterricht (Wien 1815) und ein Handbuch der speciellen medicinischen Pathologie und Therapie (Ebend. 1816 in 2 Bänden) heraus, welches mehrere Auflagen erlebte, auch ins Lateinische und Italienische übersetzt wurde. Als Nachfolger des 1818 verstorbenen Valentin v. Hildenbrand übernahm er provisorisch dessen Lehramt, sowie die Direction des allgemeinen Kranken- und Findelhauses in Wien, deren Leitung ihm 1820 definitiv übertragen wurde, zugleich mit der Ernennung zum niederösterreichischen wirklichen Regierungsrath. 1821 wurde ihm auf seinen Wunsch wegen Ueberlastung mit amtlichen Geschäften ein Vicedirector an die Seite gestellt. 1826 wurde er in den Adelstand erhoben, 1829 nach Niederlegung des Directorats des allgem. Krankenhauses zum Leibarzt des Kaisers mit einem Gehalt von 6000 Gulden, 1833 zum Rector der Universität, 1835 von Kaiser Ferdinand zum Wirklichen Hofrath, 1836 zu dessen Leibarzt, 1837 als Nachfolger seines Schwiegervaters, des Leibarztes und Freiherrn Andreas Joseph v. Stifft, zum ersten Director und Präses der med. Facultät zu Wien ernannt. Letztere Würde bekleidete er bis zu seinem freiwilligen Rücktritt 1847, nachdem er 1844 noch das med. Referat bei der Studien-Hofcommission übernommen hatte. Sein Tod erfolgte am 8. März 1847. R. war ein gewissenhafter Lehrer, pflichttreuer Beamter und von biederem Charakter. Um die

Verwaltung der ihm unterstellten Anstalt hat er sich hoch verdient gemacht. Auf seinen Antrag wurde ein neues Bad im Krankenhause erbaut, dessen Kosten sich auf 60 000 Gulden beliefen. Ferner wurden unter seiner Direction die Vermögensverhältnisse der 3 vereinigten Anstalten, nämlich des eigentlichen Krankenhauses, des Gebärinstituts und der Irrenabtheilung geordnet, ihre Eigenthumsrechte festgestellt und die ihnen zukommenden Localitäten bestimmt, die Temperatur der Krankenzimmer nach dem Thermometer geregelt, die Gehälter der Aerzte erhöht und andere wichtige innerliche und äußerliche Verbesserungen und Neuerungen eingeführt. Als Arzt verdient R. durch seine strenge Befolgung der exspectativen Heilmethode, wonach er sich ebensosehr von einer vielgeschäftigen Polypharmacie wie von den thörichten Speculationen der Homöopathen fern hielt, durch sein reges Interesse für die Fortschritte der Wissenschaft volle Anerkennung. Besondere Erfolge erzielte R. in der Behandlung des Typhus, gegen den er schon kalte Waschungen empfahl und anwandte. Auf seine Veranlassung stellten die Anstaltsärzte Versuche mit einzelnen Arzneistoffen, wie z. B. mit Viola odorata, welches damals als Brechmittel sehr gepriesen wurde, sowie mit Crotonöl (auf Empfehlung des britischen Oberwundarztes Conwell) an. In schriftstellerischer Beziehung ist Raimann's Antheil an der 1820 zu Stande gekommenen Pharmacopoea Austriaca, sowie die von ihm bis 1841 geführte Hauptredaction der 1811 gegründeten „Med. Jahrbücher des Oesterr. Kaiserstaates" zu erwähnen.

Vgl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte ꝛc., herausgegeben von A. Hirsch Bd. IV S. 662. — Th. Puschmann, die Medicin in Wien während der letzten hundert Jahre, Wien 1884 S. 140—143.

J. L. Pagel.

Raimarus Ursus: Nicolaus R., Mathematiker und Astronom, lebte am Ende des 16. Jahrhunderts. In der ältesten Druckschrift, die wir von ihm kennen, Geodaesia Ranzoviana, Landrechnen und Feldmessen u. s. w. 1583 (Kästner, Gesch. der Mathematik I, 669—670) nennt er sich Nicolaus Reimers, Landmesser zu Hattstede in Dithmarschen. Der Beiname Ursus soll ihn wol als ungeleckten nordischen Bären kennzeichnen, der dem Raube seiner Jungen sich widersetzt. Wir begegnen ihm in der Ueberschrift dreier Bücher: „Nicolai Raymari Ursi Dithmari Fundamentum astronomicum" 1588 (Kästner l. c. I, 631—634), „Nicolai Raimari Ursi Dithmarsi de astronomicis hypothesibus" 1597 (Kästner l. c. III, 469—484) und „Nicolai Raimari Ursi Dithmarsi Arithmetica analytica vulgo Cosa oder Algebra" 1601 (Kästner l. c. II, 716—720). R. war in seiner Jugend bis zum 18. Jahre Schweinehirt und erlernte von sich selbst mancherlei Sprachen und die Mathematik. Er fand einen Gönner an Heinrich Ranzow, dem Freunde des dänischen Astronomen Tycho Brahe. Wol durch ihn empfohlen besuchte R. den Brahe auf seiner Insel Hven 1584. Zwei Jahre später 1586 war er am Hofe Landgraf Wilhelm IV. in Kassel; wieder zwei Jahre später 1588 scheint er in Straßburg gelehrt zu haben, von wo er einem Rufe als kaiserlicher Mathematiker nach Prag folgte. Von da sei er, heißt es, 1598 entflohen, um einer Verleumdungsklage Brahe's zu entgehen. Er sei dann 1599 unbekannt wo gestorben. Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 595 gibt (ohne jede Quellenangabe) Prag, 15. August 1600 als Todesort und Zeit. Die mathematischen Schriften zeugen für Raimarus' Begabung, ohne wesentlich Neues zu enthalten; die Junge'sche Methode der Gleichungsauflösung (s. A. D. B. XIV, 705) hat er in seiner nachgelassenen Algebra gelehrt und verbessert. Am bekanntesten wurde R. durch seine Streitigkeiten mit Brahe. R. will nämlich am 1. October 1585 in

Pommern ein Weltsystem erdacht haben, nach welchem Erde, Mond und Sonne sich um die feste Erdaxe, Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn sich um die Sonne bewegen; dieses System will er am 1. Mai 1586 in Kassel mitgetheilt haben, und durch Rothmann habe es dann Brahe kennen gelernt, der es als von ihm selbst erdacht veröffentlicht habe. Brahe natürlich stellte den Gang der Entdeckung in umgekehrter Reihenfolge dar, und daraus ergaben sich Gehässigkeiten, bei denen zu verweilen um so weniger geboten ist, als das ob Brahe'sche ob Raimarus'sche System gar bald allgemein verworfen wurde.

Kästner und Poggendorff an den im Texte angegebenen Orten. — Rud. Wolf, Geschichte der Astronomie S. 244—245. — C. J. Gerhardt, Geschichte der Mathematik in Deutschland S. 83—86.

Cantor.

Raimund: P. R. Bruns, geb. am 3. Januar 1706 zu Hannover, trat nach beendigter Vorbildung in Hildesheim und bei den Benedictinern in Osnabrück mit 17 Jahren zu Halberstadt in den Dominicanerorden. Das Noviciat vollendete er in Trier, die philosophischen Studien in Dortmund, die theologischen in Münster, wo er am 24. Februar 1729 die Priesterweihe empfing. Aus der ersten Stelle als Seelsorger und Prediger an der Halberstädter Ordenskirche wurde er im Februar 1731 als apostolischer Missionscaplan nach Potsdam versetzt und am 13. December jenes Jahres durch königliches Decret zum ersten römisch-katholischen Prediger daselbst ernannt. Zehn Jahre wirkte er hier mit großer Klugheit und Rührigkeit, ruhte, um nur dies anzuführen, nicht eher, bis er den Neubau der katholischen Kirche in Potsdam durchgesetzt hatte. Besonders die Seelsorge der großen Leibgarde, die zur Hälfte, oder bis zu 2000 Mann, aus Katholiken aller Länder und Sprachen zusammengeworben war, lag ihm sehr am Herzen. König Friedrich Wilhelm I., der sein Wissen, seine schlagfertige Offenheit und große Treue schnell erprobte, schenkte ihm seine besondere Zuneigung und sprach mit Niemand so oft und vertraulich über seine religiösen Anschauungen, als mit P. Bruns, der manche interessante Einzelheit darüber aufbewahrt hat. Zunächst zum Gebrauch der Missionsgemeinden bestimmt ward ein „Catholisches Unterrichtungs-Gebett- und Gesangbuch", welches R. zu Ende des Jahres 1738 bei Kunst in Berlin erscheinen ließ. Der erste Theil namentlich, welcher die Richtigkeit des katholischen Glaubensbekenntnisses nur aus der Schrift und Vernunft in Frage und Antwort kurz nachweist, erregte wegen seiner logischen Strenge bei populärer und versöhnlicher Sprache Aufsehen; auch der Umstand, daß es das erste katholische Buch war, welches seit der Reformation in der Mark Brandenburg und dazu noch in der Residenz, obendrein gar mit Erlaubniß des protestantischen Consistoriums (gez.: 8. November 1738, D. Jablonski) gedruckt war, trug dazu bei. 1742 gab R. ebenfalls in Berlin die zweite, unveränderte Auflage heraus, 1743 erschien in der Propaganda zu Rom eine lateinische Uebersetzung. In Kürze folgten nun deutsche, theilweise veränderte Ausgaben zu Augsburg, Breslau, Liegnitz, Köln, Münster, Paderborn, in Oesterreich, in Elsaß u. a., wie auch Uebersetzungen in fremde Sprachen. P. R. selbst besorgte 1765 das wahre und von Rom approbirte Werk in achter Auflage zu Halberstadt. Bald nach dem ersten Erscheinen hatte R. auch einen „Kleineren Catechismus für die Jugend" bearbeitet (Berlin 1739), den er 1752 zu Halberstadt französisch herausgab. Böswillige Denunciationen, deren Urheber nie mit Beweisen hervorgetreten sind, reichten hin, daß Friedrich II. am 4. October 1742 P. R. unerwartet ins Gefängniß warf. Als die Soldaten sehr ungestüm beim Könige seine Freilassung nachsuchten, ließ er ihn vier Tage später in aller Frühe in die Festung Spandau bringen, wo der Gefangene „in Ketten bei Wasser und Brod den Karren führen mußte". Ein Verhör oder Urtheil wurde sowol jetzt, als auch später ver-

geblich erwartet. Papst Benedict XIV. hörte alsbald von dem Vorfall und ließ dem Könige durch die katholischen würtembergischen Fürsten, die im preußischen Dienste standen, versöhnliche Vorstellungen machen. Doch dieser antwortete: „Ich weiß, daß der Pater nichts gemacht hat, denn hätte er irgend etwas Unrechtes begangen, so würde ich ihn aufgehängt haben. Ich will aber den Pfaffen und Mönchen zeigen, daß ich auch sie zwingen kann . . . Er soll zu seiner Zeit herauskommen, aber jetzt gefällt es mir noch nicht." Auf die abermalige Verwendung der Kaiserin Maria Theresia erlangte R. nach beinahe elfmonatlicher Haft am 27. August 1743 die Freiheit wieder, mußte aber zuvor noch einen körperlichen Eid de non vindicando ablegen. Sein Vater war aus Schmerz über diese Behandlung seines Sohnes kurz vorher gestorben. P. R. zog es vor, trotz der Bemühungen von Seite des Hofes, ihn in der früheren Stellung zu halten, als Mönch in seinen Mutterconvent zu Halberstadt zurückzukehren. Von Neuem widmete er sich hier besonders dem Predigtamte, gab ein öfter aufgelegtes Andachtsbüchlein über die fünfzehn Rosenkranz-Dienstage und, auf Bitten der Missionäre in der Mark, ein ABC-Buch in lateinischer, deutscher und französischer Sprache (1752) heraus. Um die in seinem Unterrichtsbuch „kurz angeführten Glaubenslehren in ein helleres Licht zu setzen und allen, die sich an dem tridentinischen Glaubensbekenntniß etwa stoßen möchten, die annoch vorkommenden Anstöße zu heben und die gefaßten Vorurtheile zu benehmen", schrieb er jetzt eine „Erklärung der catholischen Glaubens-Bekenntnüß, aus der heiligen Schrift und der Vernunft, nach den Grundsätzen des Heiligen Evangelii Unseres Herrn Jesu Christi und seiner Heiligen Kirchen, Allen, so darinn, und daraußen seynd, zur Prüfung vorgestellet von P. Raymundo Bruns, ordinis Praedicatorum S. T. magistro". Dieses musterhafte Religionshandbuch, das namentlich die Controverslehren gegen den Protestantismus in 50 Grundsätzen ausführlich behandelt, erschien nach vielen dem Druck gelegten Hindernissen zu Arnsberg bei J. E. Herken 1768 und 1769, in Frankfurt 1770 u. s. f. Noch im Jahre 1843 ließ L. Weller dasselbe bei Simion (Berlin) abdrucken, und die Aschendorff'sche Buchhandlung in Münster gab es 1846 wieder heraus. Raymund's Manuscripte, wie Annales Conventus (Halberstadiensis) von 1216 bis auf seine Zeit, die Chronik der Stationen Potsdam, Berlin, Spandau, Stettin, Magdeburg, sein Missionarius castrensis, d. i. Soldatenpredigten, sowie elf Bändchen Marienpredigten sind leider seit der Säcularisation verschollen. Das Generalcapitel des Dominicanerordens ernannte R. 1748 zum magister theologiae; das Capitel zu Cöln wählte ihn 1749 zum Definitor; das Provinzialat lehnte er aus Demuth ab; in Halberstadt bekleidete er seit 1745 wiederholt das Amt des Priors. Er starb als Vorsteher des Klosters adeliger Dominicanerinnen Paradies vor den Thoren von Soest in Westfalen im Mai 1780.

Vgl. sein lateinisch geschriebenes Tagebuch, deutsch mitgetheilt im „Berliner Bonifacius-Kalender" (von E. Müller) für 1869, S. 53—104 (auch abgedruckt in „Germania" 1874, n. 295—1875, n. 9), sowie den Vorbericht des Verfassers zur Erklärung des Glaubens-Bekenntnisses. Liesen.

Raimund: Ferdinand R., s. die Nachträge dieses Bandes.

Rain: Konrad R. (oder Rein), ein Componist aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dessen Werke sich nur in deutschen Sammelwerken von 1538—1549 erhalten haben und in Messentheilen, Motetten und Psalmen zu 2 und 4 Stimmen bestehen (siehe Eitner's Bibliographie der Musik-Sammelwerke, Berlin 1877, S. 798). Rob. Eitner.

Rainer, Erzherzog von Oesterreich, wurde zu Pisa am 30. September 1783 als das vierzehnte von sechszehn Kindern und als zehnter von zwölf

Söhnen, welche der Ehe des Großherzogs von Toscana und späteren Kaisers Leopold II. mit der Infantin Maria Ludovica, einer Tochter des Königs Karl III. von Spanien entsprossen, geboren. Er verbrachte seine ersten Lebensjahre abwechselnd in Pisa, Florenz und den großherzoglichen Lustschlössern zu Imbrogiana, Castello, Poggio Imperiale und Petraja und folgte mit der übrigen Familie im Mai 1790 seinem Vater, dem nunmehrigen Könige Leopold II. nach Wien, welcher bereits am 2. März Florenz verlassen hatte, nachdem die Trauerkunde vom Tode des Kaisers Joseph II. in den großherzoglichen Palast gelangt war. Beide Eltern starben schon im Frühjahre 1792. Rainer's ältester Bruder, Kaiser Franz vertrat Vaterstelle an dem frühverwaisten und überwachte sorgfältig dessen Erziehung. Der Erzherzog wurde vorzugsweise in den staatswissenschaftlichen und militärischen Fächern unterrichtet. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften war die Botanik das Lieblingsstudium des jungen Erzherzogs, welcher diese Vorliebe auch in späteren Jahren bethätigte, wenn er die pflanzenreichen österreichischen Lande forschend und sammelnd, seine reichen Herbarien ergänzend durchwanderte. Er bekleidete in der österreichischen Armee der Reihe nach die militärischen Grade bis zum Generalfeldzeugmeister. Die politische und finanzielle Staatsverwaltung war jedoch dasjenige Gebiet, auf welchem der Erzherzog seinem milden, friedliebenden Sinne entsprechend eine bedeutende Thätigkeit entfalten sollte. Auf kaiserliche Anordnung wurden schon im J. 1805 alle bei dem Staatsrathe einlangenden Acten, noch ehe sie dem Kaiser vorgelegt wurden, dem Erzherzoge R. mitgetheilt, um diesen so in den Stand zu setzen, sich gründliche Kenntnisse von den inländischen Staatsgeschäften zu erwerben. Gegen das Ende des J. 1805 und im Januar des J. 1806 finden wir ihn mit anderen Mitgliedern der kaiserlichen Familie in Teschen, welches damals vorübergehend der Sitz der Regierungsbehörden wurde. Als der Kaiser im Frühjahre 1807 sich zum ungarischen Landtage nach Ofen begab, ertheilte er für die Dauer seiner Abwesenheit von Wien dem Erzherzoge R. die Weisung und Vollmacht, die vor den Staatsrath gelangenden Sachen in gewissen Fällen mit der Unterzeichnung, daß es auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl geschehe, zu erledigen, in anderen Fällen eine Berathung mit Staatsrathsmitgliedern zu halten oder die Acten dem Kaiser zur Schlußfassung einzuschicken. Der Erzherzog erledigte fleißig und pünktlich die in Folge dieses kaiserlichen Auftrages ihm zugekommenen Angelegenheiten und begleitete Bittgesuche und wichtigere Acten, die er dem Kaiser zur Entscheidung unterbreitete, wol auch mit eigenhändigen Briefen, deren Inhalt in gleicher Weise von seinem gewissenhaften Studium der betreffenden Verhältnisse, als von dem warmen Gefühle, das den Erzherzog für die Interessen der österreichischen Industrie beseelte, Zeugniß geben. Er nahm auch wichtigen Antheil an den Plänen und Entwürfen zur Verbesserung der österreichischen Staatsfinanzen, welche damals zahlreich auftauchten. Er legte dem Kaiser im J. 1807 ein Finanzproject vor, dem zufolge 190 Millionen neuer Bankobligationen zu geringen Procenten und 160 Millionen Circulationsscheine zur völligen Auswechslung und Vernichtung der Masse der circulirenden in runder Zahl auf 500 Millionen berechneten Bancozettel dienen sollten. R. begutachtete in folgenden Jahre durch den Erzherzog Karl mitgetheilte Vorschläge zur Herstellung der Finanzen und versuchte die Frage zu beantworten, ob die dem Kaiser vorgelegten Anträge zur Verbesserung der Finanzen auch dann ausgeführt werden könnten, wenn unvorhergesehene Unglücksfälle oder selbst ein Krieg die Monarchie träfe und welche anderen Mittel allenfalls zu ergreifen wären, um die Ausgaben im Falle eines Krieges zu decken. Die Frage: ob ein Krieg zu wagen, ob der Frieden um jeden Preis zu erhalten sei, spaltete Hof und Regierung in zwei Parteien, welche in lebhafter Fehde je ihre Meinung

geltend zu machen suchten. Erzherzog R. vertheidigte eine friedliche Politik. Die Kriegspartei, zu welcher die Erzherzoge Karl und Johann und die Minister Stadion, O'Donnel und Metternich gehörten, obsiegte. — Angesichts der französischen Invasion entschloß sich Kaiser Franz Wien zu verlassen und zur Armee abzugehen. Er ernannte am 30. März 1809 wieder den Erzherzog R. zu seinem Stellvertreter, gab ihm eine delegirte Commission zur Seite, übertrug ihm den Vorsitz und die Leitung derselben und räumte ihm entsprechende ausgedehnte Vollmachten ein. Alle von den Ministerien und den Vorständen der Hofstellen sonst an den Kaiser zu erstattenden Vorträge gelangten nun an den Erzherzog R., der mit gewissenhaftem Fleiße auch Rückstände aufzuarbeiten suchte, so viel es die häufigen von allen Seiten zusammenfließenden currenten Geschäfte erlaubten. Die guten Nachrichten, welche von der Armee des Erzherzogs Johann einliefen, vereint mit der muthigen begeisterten Stimmung des Volkes und der allgemeinen Bereitwilligkeit zu patriotischen Opfern erfüllten ihn mit froher Zuversicht auf den Sieg der gerechten Sache. Er ließ sich aber durch diese Hoffnungen und den glänzenden Anfang des Feldzuges keineswegs abhalten, alle möglichen Vertheidigungsmaßregeln theils selbst zu ergreifen, theils dem Kaiser vorzuschlagen. Als in den letzten Tagen des Monats April vom deutschen Kriegsschauplatze die Kunde vom Vordringen Napoleons nach Wien gelangte, beeilte sich R. geeignete Vorkehrungen in möglichst unauffichtiger Weise zu treffen und versuchte auf die öffentliche Stimmung einzuwirken, um den Curswerth der Staatspapiere vor zu tiefem Sturze, das Volk vor Entmuthigung zu bewahren. Er bat den Kaiser dringend, die erledigte Stelle des niederösterreichischen Landmarschalls möglichst bald zu besetzen, welche gerade in solchen unglücklichen Zeitpunkten nothwendiger als je sei, damit die Stände doch einen angesehenen Vereinigungspunkt haben. Da Kaiser Franz strengstens befahl: Alles zu thun, um Oesterreich zu vertheidigen und Wien zu schützen, setzte sich R. sogleich mit seinem Vetter, dem Erzherzoge Max in das Einvernehmen und die Landwehr wurde schleunigst bei Wels zusammengezogen. Indessen kamen Nachrichten von dem Rückzuge des Feldmarschallieutenants Hiller über die Donau bei Linz, und von dem Hereinbrechen der ganzen feindlichen Macht. Erzherzog R. theilte dem Kaiser manches Anerbieten mit, welches den hohen Patriotismus der Wiener Bürgerschaft bezeigte und erörterte gleichzeitig mit vielem Freimuthe die Frage, ob Wien gegen den heran dringenden Feind vertheidigt werden könne und solle. Die Festungswerke, welche im 17. Jahrhunderte noch siegreich gegen den Halbmond vertheidigt worden waren, erschienen wol nicht mehr geeignet der modernen Kriegsführung, der Belagerungstechnik des 19. Jahrhunderts mit Erfolg Widerstand zu leisten. Der warme Eifer, mit welchem er dafür eintrat, die kostbaren Gebäude, Bibliotheken, wissenschaftlichen Sammlungen, Lehr- und Erziehungsanstalten und alle anderen schönen, öffentlichen Institute Wiens nach Möglichkeit vor der Schädigung oder gar Vernichtung zu retten, welche sie bedrohte, wenn die Hauptstadt belagert und eingenommen würde, entsprang dem idealen für die Interessen von Kunst und Wissenschaft empfänglichen Sinne des Erzherzogs. Er verlegte den Sitz der Behörden nach Ofen und wies die in Wien zurückbleibenden Beamten an, dem vom Kaiser zum Hofcommissär für die vom Feinde occupirten Reichstheile ernannten Grafen Chotek auf dessen jeweilige Aufforderung bereitwilligst an die Hand zu gehen. Er selbst begab sich den Weisungen seines kaiserlichen Bruders folgend nach Ofen, wo ihn die Kunde von der Einnahme Wiens ereilte. Da weitere Nachrichten ihn ein Vordringen des Feindes nach Ungarn besorgen ließen, war er vor allem darauf bedacht, die Schätze des kaiserlichen Hof- und Staatsarchives und was sonst Rettenswerthes und unter den obwaltenden Verhältnissen vorläufig Entbehrliches Hudelist (s. A. D. B. XIII, 278) nach Ofen gebracht

hatte, sobald als möglich nach Peterwardein und von dort nach Temeswar in sichere Verwahrung bringen zu lassen. Am 13. Juni erschienen vor ihm der Vicepräsident Graf Pergen und der Graf Hardegg, welche als Deputirte von Oesterreich nach Ofen gekommen waren. Sie erbaten sich eine Audienz beim Kaiser in der Angelegenheit der von französischer Seite verlangten Stellung von Geiseln, und schilderten den Zustand Oesterreichs, welches verheert und verwüstet unter der Zügellosigkeit der feindlichen Truppen litt. Der Erzherzog vernahm, daß das anfänglich harte und rauhe Benehmen Napoleons und seiner Vertrauten milder und höflicher zu werden beginne, daß Berthier selbst in einer Unterredung mit Hardegg vom Frieden gesprochen habe. Er glaubte jetzt den richtigen Zeitpunkt zum Friedensschlusse gekommen. Nun, da Kaiser Franz noch im Besitze des größeren Theiles der Monarchie sei, mit einem Heere, das vor Kurzem erst die Welt belehrt hatte, daß der Sieg nicht untrennbar an die Fahnen Napoleon's geknüpft sei, könnten noch vortheilhafte Bedingungen erreicht und auf die Integrität der Monarchie gedrungen werden. Diese Friedenshoffnungen sollten sich noch nicht erfüllen. Es kam zur unglücklichen Schlacht bei Wagram. Große finanzielle Schwierigkeiten erhoben sich wieder. Der Erzherzog präsidirte am 26. Juli einer Berathung über die Frage: ob und wie Oesterreich die übergroßen Ansprüche Napoleon's befriedigen und die verlangte Kriegscontribution leisten könne. O'Donnel, Pergen, Stahl, Barbier nahmen an der Berathung theil, und konnten sich nicht einigen. R. forderte sie auf schriftliche Gutachten abzugeben und legte diese dem Kaiser mit einem Berichte vor, in welchem er sich der Ansicht zuneigte, daß, wenn der Gedanke die Noten auf den Paricurs zu heben, völlig aufgegeben, Staatsgüter verkauft, inländische Silbergeräthe eingezogen und Ungarn zu angemessener Beitragsleistung herangezogen würde, allenfalls 200 Millionen Francs aufgebracht werden könnten, ohne in Bankerott zu fallen. Er wiederholte noch im October die Mahnung, daß fernerer Widerstand nutzlos sei und betonte abermals die Nothwendigkeit, den Frieden möglichst bald zu schließen. Im October 1809 plädirte er für völlige Befreiung des ungarischen Handels von allen Hindernissen und hoffte von der Förderung des Handelsgeistes die finanzielle Wiederherstellung der Monarchie. Er verband damit den Plan, durch Aufhebung der Zölle den ungarischen Adel zur Beitragsleistung zu den öffentlichen Lasten zu vermögen. Er unterbreitete auch nach dem Friedensschluße dem Kaiser Vorschläge wegen Einsetzung einer Creditcommission, welche unabhängig von der Hofkammer das gesammte Creditwesen leiten sollte. Die scharfe Kritik welche er an den in der Leitung des Finanzwesens maßgebenden Persönlichkeiten übte, schuf ihm manchen Gegner und vermehrte die Zahl und den Eifer jener, welche die Erzherzoge aus dem Vertrauen ihres kaiserlichen Bruders und aus den von ihnen bekleideten activen Posten verdrängen wollten. — Als Kaiser Franz im J. 1815 sich zur Armee begab, übertrug er am 23. Mai seine Vertretung abermals dem Erzherzoge R. und betraute ihn mit der Aufgabe, den Kronprinzen in geeigneter systematischer Weise mit dem Geschäftsgange der obersten Regierungsbehörde vertraut zu machen. In demselben Jahre erhielt R. auch den kaiserlichen Auftrag, die finanziellen Zustände des Herzogthums Parma zu studiren, um seine Nichte, die Kaiserin Marie Luise in diesem für das Land und dessen Regentin so überaus wichtigen Gegenstande mit gutem Rathe unterstützen zu können. Im J. 1816 bereiste Erzherzog R. im kaiserlichen Auftrage die Provinzen des lombardisch-venetianischen Königreiches, um die Verhältnisse und Bedürfnisse seiner Bevölkerung genau kennen zu lernen. Indem er in den einzelnen Delegationen die administrativen Behörden visitirte, in ihre Arbeiten und Geschäftsgebahrung Einsicht nahm, die Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten, bedeutenderen Fabriken besuchte, mit den vorzüglicheren

Beamten und Lehrern sprach, war ihm kein Weg zu beschwerlich, kein Gebirgsthal zu entlegen, wo etwas wichtiges, bedeutendes für ihn zu sehen war. Einen Aufenthalt in Parma im October 1816 benützte er zum Studium der Administration des Herzogthums, und gewann die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer völligen Reorganisirung der Administration in allen Zweigen, der Entfernung einer Anzahl höherer Beamten und deren Ersetzung durch geeignete Persönlichkeiten. Eine Reise nach Modena und Toscana unterbrach diese Studien. Er begab sich von Florenz nach Bologna, wo er, sowie überhaupt in den Legationen noch viele Anhänglichkeit an Oesterreich fand, und nahm über Reggio wieder seinen Weg nach Parma. Hier kam er dem Auftrage seines Bruders, des Kaisers Franz und den Bitten seiner Nichte, der Kaiserin Maria Luise nach, indem er einen Plan zur Reorganisirung der Administration der Herzogthümer Parma und Piacenza ausarbeitete. Sein Hauptaugenmerk war, wie er selbst in einem Briefe schrieb, darauf gerichtet, Einfachheit und Evidenz in die Verwaltung der Herzogthümer zu bringen, die Administration schneller und thätiger zu machen und eine bündige Controlle bei derselben einzuführen. Nach seinen von Kaiserin Maria Luise unbedenklich genehmigten Vorschlägen traten an die Stelle des ganz selbständig vorgehenden, jeder Controlle sich entziehenden Ministeriums zwei von einander gegenseitig unabhängige Behörden; die Presidenz des Innern und die der Finanzen, welche von ihrem Thun und Lassen der Regentin allmonatlich Rechenschaft abzulegen hatten. Der Erzherzog knüpfte daran weitere Vorschläge zur allgemeinen Organisirung der Unterbehörden und arbeitete die Grundsätze aus, nach welchen in Zukunft die Staatsverwaltung in Parma geleitet werden sollte. Unverweilt wurde zur Ausführung des Planes geschritten. Mehrere der höheren Staatsbeamten wurden ihrer Stellen enthoben und die wichtigsten Posten mit Männern besetzt, welche vermöge ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters dazu geeignet schienen und auch „die öffentliche Meinung ganz für sich hatten“. Die Regierungsmaschine fing am Neujahrstage 1817 nach der neuen Organisation zu arbeiten an. Der Erzherzog freute sich, daß nicht nur Alles mit der neuen Anordnung zufrieden schien, sondern auch der Uebergang vom Alten zum Neuen ohne die mindeste Unterbrechung und Stockung vor sich ging. Er wäre gerne noch einige Monate dort geblieben um den Gang der von ihm reorganisirten Administration zu beobachten und rathend und bessernd einzugreifen, aber es rief ihn die wichtigere Pflicht, die unterbrochene Bereisung Lombardo-Veneziens wieder aufzunehmen und zu beendigen. Seine Berichte an den Kaiser sollten Zeugniß ablegen, daß er dem Auftrage, sich genaue Kenntniß von den Zuständen und Bedürfnissen des lombardisch-venezianischen Königreiches zu verschaffen, getreulich nachgekommen sei. Er verlebte den Rest des J. 1816 und das folgende Jahr in und bei Wien angestrengt thätig, staatsräthliche Rückstände aufarbeitend, Vorschläge zur Verminderung der Geschäfte beim Staatsrathe prüfend und seinen jüngeren Bruder, den Erzherzog Ludwig in die Behandlungsweise der Geschäfte und den Geist der innern Staatsverwaltung praktisch einführend, und stand während der Reise des Kaisers abermals den Regierungsgeschäften vor. Der Kaiser wollte ihm nach seiner Rückkehr einen öffentlichen Beweis seiner Zufriedenheit geben, indem er ihm am 2. December 1817 das Großkreuz des St. Stephans-Ordens verlieh und ihn am 23. December 1817 in Anbetracht der gründlichen Geschäftskenntnisse, welche der Erzherzog durch rastlose Thätigkeit sich erworben hatte, in Rücksicht seiner Talente und infolge des persönlichen besonderen Vertrauens, welches er in ihn setzte, zum Vicekönig des lombardisch-venezianischen Königreiches ernannte. Der Erzherzog begab sich über München und Innsbruck im Mai 1818 nach Mailand. Er fand im Mailändischen geordnetere *Verhältnisse* vor als im Venezianischen. Die noch

unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia trefflich organisirte politische Administration der Lombardei war selbst von den Franzosen im Wesentlichen aufrecht erhalten worden. Im Venezianischen aber hatte die auf Willkür und Spionage begründete Regierung der Republik in gewissem Maße demoralisirend eingewirkt. Die darauf folgenden Bedrückungen durch die Franzosen, welche überdies vieles anfingen und nichts beendeten, hatten viele Unordnung in die Administration gebracht. Der schon zur Zeit der Franzosenherrschaft in Italien aufgetauchte Gedanke der Unabhängigkeit und Einheit Italiens war mit dem Sturze Napoleon's nicht erloschen und durch die darauf erfolgte politische Gestaltung Italiens unbefriedigt geblieben. Die italienischen Einheitsbestrebungen, von den Städten als Centren ausgehend, verzweigten sich in immer breitere Schichten der Bevölkerung auch Lombardo-Veneziens. Sie fanden namentlich Förderung durch Sardinien, welches bald die führende Rolle übernahm. Schon im J. 1816 war dem Erzherzoge das bei mancher Gelegenheit sich äußernde unfreundliche Benehmen des Hofes von Turin aufgefallen. Er allein machte bei den Verhandlungen des Monte noch Schwierigkeiten und hielt so dieses wichtige, sonst schon ganz vollendete Geschäft auf. Seine Behörden zeigten sich auch im grenznachbarlichen Verkehre nicht sehr willfährig. Der König selbst trug zur Beunruhigung der Gemüther bei, indem Aeußerungen verbreitet wurden, er werde bald Herr der ganzen Lombardei sein, und König von Italien werden. Schwärme von Engländern, größtentheils der Oppositionspartei angehörig, durchstrichen die Lombardei nach allen Seiten. Sie gaben sich überall als unbegrenzte Bewunderer und Verehrer Napoleon's, predigten fleißig die Unabhängigkeit Italiens und erhitzten die Köpfe der Italiener. Die Schweiz bot den Exilirten ein Asyl und bildete ihren Sammelpunkt, von wo aus sie Proselyten warben. Die Carbonari, Sanfedisten, Guelfen gruben ihre Minen. Aus diesen wenigen Andeutungen erhellt schon zur Genüge die Schwierigkeit der Position des österreichischen Erzherzogs-Vicekönigs. Die offen und geheim gehegten Bestrebungen, welche schließlich doch auf Lostrennung österreichischer Provinzen abzielten, ruhig gewähren und wachsen zu lassen, konnte wol von keiner österreichischen Regierung billiger Weise verlangt werden. Die ganze Unpopularität der auf Eindämmung der nationalen Bewegung gerichteten Maßregeln lastete auf dem Vicekönige, dessen Bemühungen um die Verbesserung der Administration und Hebung der materiellen Wohlfahrt des ihm untergebenen Königreiches, so weit es ihm die allerdings enge gezogenen Grenzen der ihm ertheilten Vollmachten gestatteten, zu geringe Anerkennung fanden. Er hatte während seiner frühern Bereisung Lombardo-Veneziens nicht nur bemerkt, daß die Bevölkerung des Königreiches die baldige Ankunft eines Vicekönigs, aber nur eines mit großen Vollmachten ausgerüsteten wünschte. Er hatte sich auch mit anderen Erwartungen und Wünschen der Bewohner des lombardisch-venezianischen Königreichs vertraut gemacht, welche die Aufhebung des Provisoriums, Einrichtung stabiler Behörden für das Justiz- und Cameralwesen, Organisirung der unteren Civilstellen und Ertheilung ordentlicher Instructionen an die Central- und Provinzialcongregationen verlangten und Regulirung des Vermögensstandes der Städte und Gemeinden, welche derselben dringend bedurften, Einführung eines ordentlichen allgemeinen Systems für den öffentlichen Unterricht, Regulirung der gerichtlichen Angelegenheiten und Steuerung der Nothlage und der außerordentlichen Brodtheuerung anstrebten. Der Erzherzog-Vicekönig suchte die Administration in ruhigem gleichmäßigem Gange zu erhalten und war auch auf Verbesserungen bedacht. Er residirte abwechselnd in Mailand und Venedig und bereiste wiederholt alle Provinzen des Königreiches, um sie und die [illegible] genauer kennen zu lernen. Er konnte bald berichten, daß Städte [illegible] fingen ihre Schulden zu

zahlen und aufzublühen. Sorgfältig überwachte er die Finanzadministration, die Errichtung des neuen Monte, Tilgung der Staatsschulden, Einführung des neuen Münzsystems. Er übersah keineswegs, daß der Handel in Folge der vielfachen Neckereien der Zollverfassung, namentlich für den einst so blühenden Transitohandel stockte, wozu auch das Fortdauern der Zollinie am Mincio und der Grenze gegen die übrigen österreichischen Erbländer beitrug und betonte schon im J. 1821 die dringende Nothwendigkeit einer radicalen Abhülfe. Die Industrie aller Art nahm aber trotz der Handelsstockungen zu und die Einkünfte des Staates stiegen. R. sorgte für Vervollkommnung des Sanitätswesens und der Unterrichtsanstalten; Normalschulen, Lyceen u. s. w. wurden in den Städten und größeren Orten eingeführt. R. betrieb die raschere Herstellung der Flußdämme und sorgte für systematische Förderung dieses vorhin vernachlässigten und doch gerade für Oberitalien so wichtigen Gegenstandes. Straßen wurden gebaut, die sich den kühnsten Werken dieser Art in Europa würdig anreihten. Von den großen Straßen über die Alpen ward jene über den Splügen schon im J. 1821 ganz vollendet. R. eröffnete Verhandlungen mit den Graubündnern wegen Fortsetzung der Straße, so daß deren Zweck, den Transitohandel durch lombardisches Gebiet zu leiten, erreicht wurde. Mit dem schwierigen Baue der Straße durch den Valtelin über das Stilfser Joch in das Innere von Tirol, ferner der Straße von Roveredo nach Vicenza und endlich jener von Belluno nach Toblach in Tirol, Strecken, welche die Bewunderung der Reisenden erregten, schuf R. ein dauerndes Denkmal der österreichischen Herrschaft. Er wandte seine Aufmerksamkeit aber auch den ihm nicht unmittelbar untergeordneten Zweigen der Staatsverwaltung, wie Justiz- und Militärwesen, zu und theilte seine Beobachtungen darüber dem Wiener Hofe mit. Er und seine Gemahlin wirkten segensreich durch Errichtung und Förderung von gemeinnützigen und wohlthätigen Einrichtungen, Lyceen, Waisen-, Armen- und Krankenanstalten. Die bekannten Ereignisse des Jahres 1848 machten der Wirksamkeit des Vicekönigs ein Ende. Der niederösterreichische Landmarschall Graf Montecuculi, der vermöge der Stellung, welche er früher in Mailand bekleidet hatte, die dortigen Verhältnisse und Geschäfte kannte, wurde am 1. März zum Staatsminister ernannt, mit der Bestimmung dem Erzherzoge R., der sich mit seiner Kanzlei und seinem Hofstaate nach Verona verfügen sollte, beigegeben zu werden. Als die Kunde von den Ereignissen der Wiener Märztage nach Mailand gelangte, brach der lange vorbereitete Aufstand offen aus. R. verließ in der Nacht des 17. März 1848 Mailand, um nie mehr dahin zurückzukehren. Er verlebte den Rest seines Lebens von allen Staatsgeschäften zurückgezogen in Bozen und starb dort nach dreitägiger Krankheit am 16. Januar 1852. Er war seit 28. Mai 1820 mit Maria Elisabeth, Prinzessin von Savoyen-Carignan, geb. am 23. April 1800, einer Tochter des Prinzen Karl von Carignan und Schwester des Königs Karl Albert von Sardinien vermählt, welche am 25. Januar 1853 starb. Acht Kinder entsprossen dieser Ehe. Die ältere der beiden Töchter, die am 6. Februar 1821 geborene Erzherzogin Maria starb unvermählt am 23. Januar 1844. Die am 3. Juli 1822 geborene Erzherzogin Adelheid vermählte sich am 12. April 1842 mit Victor Emanuel, Prinzen von Piemont, späterem Könige von Sardinien und seit 1861 Könige von Italien. Sie starb am 20. Januar 1855. Von den sechs Söhnen des Erzherzogs R. überlebten ihn fünf. Erzherzog Leopold, geb. am 6. Juni 1823, war General-Geniedirector, und bekleidet gleich seinem nächsten Bruder, dem am 8. August 1824 geborenen Erzherzoge Ernst den Rang eines Generals der Cavallerie. Erzherzog Sigismund, geb. am 7. Januar 1826, ist Feldmarschalllieutenant. Der vierte Sohn, Erzherzog Rainer, am 11. Januar 1827 geboren, ist seit 21. Februar 1852 mit der Erzherzogin Maria Karoline,

der am 10. September 1825 geborenen zweiten Tochter des Erzherzogs Karl vermählt, wurde im J. 1852 Oberst, später Generalmajor und am 2. Februar 1857 zum Präsidenten des ständigen Reichsrathes und 1860 des verstärkten Reichsrathes, am 4. Februar 1861 zum Ministerpräsidenten ernannt. Er blieb in dieser Stellung, am 9. März 1861 zum Feldmarschalllieutenant befördert, bis zum 22. Juli 1865. Von größeren Reisen nach Frankreich, England, Italien zurückgekehrt, organisirte er seit 1868 die Landwehr. Er war 1873 Präsident der Wiener Weltausstellungscommission, gehört der österreichischen Armee als Generalfeldzeugmeister und Landwehr-Obercommandant an, und ist Curator der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und Protector des Museums für Kunst und Industrie. — Der fünfte Sohn, Erzherzog Heinrich, geb. am 9. Mai 1828, Feldmarschalllieutenant, residirt zu Bozen in Tirol. — Der sechste Sohn, der am 16. Januar 1830 geborene Erzherzog Maximilian, ist schon am 16. März 1839 gestorben.

Nach Originalacten und Correspondenzen mit theilweiser Benutzung der einschlägigen Literatur; namentlich: Wurzbach, Biogr. Lex. 7. Theil. (Wien 1861) Seite 125—127. — Adolf Beer, die Finanzen Oesterreichs im 19. Jahrhundert (Prag 1877). — F. Ritter v. Krones, Zur Geschichte Oesterreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration (Gotha 1886).

Felgel.

Raiser: Johann Nepomuck Franz Anton v. R., tüchtiger Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren aus einem alten schwäbischen Geschlechte, am 25. September 1768 zu Freiburg i. B., woselbst er an der dortigen Hochschule Rechtswissenschaft studierte und doctorirte, † am 14. Mai 1853 in Augsburg, im Jahre 1795 k. k. Oberamtsrath von Stockach in der damaligen vorderösterreichischen Landgrafschaft Nellenburg, in gleicher Eigenschaft 1802, 1804—1805 zugleich Appellationsrath, zu Günzburg, 1797—1799 durch Ernennung des Erzherzogs Karl Sperrcommissär gegen die Schweiz, 1806 bei der Einverleibung eines Theiles von Vorderösterreich in die Krone Baiern in deren Staatsdienst als Oberjustizrath für die Provinzen Schwaben und Tirol übergetreten und in demselben Jahre noch Rath der staatsrechtlichen Deputation der bairischen Landesdirection in Ulm, 1808 Kreiskanzleidirector daselbst, 1810 nach dem Uebergange Ulms an Württemberg in gleicher Stellung zu Eichstädt, 1817 Regierungsdirector in Augsburg, woselbst er auch acht Jahre als stellvertretender Generalcommissär und Regierungspräsident der Provinz Schwaben und Neuburg fungirte und wo er sich im Jahre 1838 nach vieljährigem Wirken in ehrenvollster Weise zur Ruhe setzen ließ. R. war nicht blos ein trefflicher, geschäftsgewandter und gewissenhafter Staatsbeamter, sondern auch ein Geschichtsforscher von bleibendem Ruf. Bei seiner Geburt stand das hl. römische Reich deutscher Nation wenigstens äußerlich noch vollständig da; zu dessen zerstückeltsten Kreisen zählte neben seiner vorderösterreichischen Heimath wohl der schwäbische. In den überaus verwickelten Territorialverhältnissen jener österreichischen Vorlande, bei den beständigen Reibungen und Verhandlungen mit den zahlreichen mehr oder weniger kleinen Nachbarn, sowie bei den unaufhörlichen Besitzveränderungen, welche Schwaben vom Ablaufe des 18. Jahrhunderts an bewegten, bedurfte Oesterreich Beamte, welche in alle Details jener Verhältnisse Einsicht hatten — eine Einsicht, welche sich nur durch die ausgedehntesten, mühevollsten und sorgfältigsten urkundlichen Studien erwerben ließ. Hier war nun ein Mann wie R. ganz und gar an seinem Platze; zur eindringlichsten gründlichsten kritischen Einzelforschung trieb und reizte ihn seine Natur; bei den so verwickelten Streitigkeiten mit den Nachbarn mußte immer und immer wieder auf die urkundlichen Belege zurückgegangen werden. So führte ihn sein amtlicher Beruf

on selbst zur historischen Forschung, welche ihn dann, je mehr er in dieselbe
ndrang, immer tiefer in ihren Bann zog. Nicht aber, daß etwa sein Amt
nter diesen wissenschaftlichen Studien Noth gelitten hätte; vielmehr kam das,
as er mit Talent und Ernst und mit unermüdlich geduldiger Arbeitsamkeit,
nter äußerster Ausnutzung der Zeit erforschte, seiner Amtsthätigkeit, seinem
ande und weiten Kreisen zum Nutzen, und ergänzten und förderten sich sein
erufliches Wirken und seine wissenschaftliche Neigung gegenseitig in der wohl-
uendsten Weise. Ein solcher in allen und jeden Localverhältnissen so wohl-
ewanderter, unermüdlicher kritischer Forscher und Sammler von Urkunden,
rbarien, allen möglichen Codices, von Stammbäumen, Geschlechternachrichten,
ent- und Zehntbüchern, kurz von historisch-topographisch-publicistischem Material
ller Art wie R., in der That selbst ein „wahres Lagerbuch", war selbstredend
on höchstem Werth und beinahe unersetzlich, zumal er sich darauf verstand,
ine überreiche, gelehrte Rüstkammer fortwährend weiterzuführen und, sowohl
um Schutz als Angriff, im besten Stand zu erhalten. Zu diesem Behufe stand
t. allezeit in lebhafter Verbindung mit anderen Gelehrten, Historikern, Archi-
aren, so frühzeitig schon mit dem bekannten Polyhistor Jos. Freiherrn v. Hor-
ayr, dem Baron v. Daiser-Sillbach, dem Staatsrath v. Fertig, dem Regierungs-
ath Jos. Innoc. v. Steinherr, dem Präsidenten v. Stichaner, dem Archivdirector
Rone, dem württembergischen Oberfinanzrath Memminger, dem Rottenburger
omherrn v. Vanotti und vielen Anderen. Die Früchte all dieser Forschungen
amen nun, als durch den Preßburger Frieden ein Theil jenes Vorderösterreichs,
essen Verhältnissen R. so unendlich viele mühselige Studien gewidmet hatte,
n Baiern fiel und R. trotz eines von Oesterreich (und auch von Württemberg)
n ihn ergangenen ehrenvollen Rufes zum Verbleiben in dessen Diensten, seiner
lemannisch-schwäbischen Heimath mit ihrem Kernvolke treu bleibend, in bairische
Staatsdienste trat, Baiern, aber auch den Nachbarstaaten Württemberg, zu dessen
eschreibung der oberschwäbischen Oberämter Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Ried-
ngen, Wangen, Waldsee, Tettnang ꝛc. R. u. A. reiche werthvolle Beiträge lieferte,
nd Baden zu Gute. In seinem neuen Wirkungskreise zu Augsburg, der alten
ugusta Vindelicorum, wo schon Dr. Peutinger und M. Welser die vielen
ömischen Denkmäler ins Auge gefaßt hatten (welche Stadt ihm fortan zur
weiten Heimath wurde), nahm er seine geschichtlichen Studien eifrig wieder auf
nd es erschien daselbst alsbald nach und nach eine ganze in Hormayr's „Taschen-
uch für vaterländische Geschichte", (29. Jahrgang, 1840, S. 238—241) ver-
ichnete Reihe seiner gelehrten Arbeiten im Druck, welche alle von einem ernsten,
uf Quellenkunde gegründeten Betriebe der Geschichtswissenschaft zeugen und
elche er namentlich auch auf die Römerzeit ausdehnte und unter welchen wir
ine „Guntia" (1823, 4°), „Das römische Antiquarium zu Augsburg", „Der
berdonaukreis des Königreichs Baiern unter den Römern", 3 Abtheilungen
Augsburg 1830—1832, 4°) hervorgehoben haben möchten. Ebendaselbst
S. 241—282) findet sich auch eine Uebersicht über Raiser's zahlreiche hand-
chriftliche, noch in Augsburg aufbewahrte Sammlungen aus Staats-, Kloster-
nd Privatarchiven Südschwabens, der Nordschweiz, des gesammten ehemaligen
Vorderösterreich ꝛc., eine wahre Riesenmasse von Collectaneen mit allerhand ge-
lehrtem Apparat für ihr Verständniß, ihre Erklärung und Anwendung, welche,
wenn sie auch infolge der inzwischen mächtig fortgeschrittenen historischen Forschung
in manchem überholt sein mögen, immer noch eine Fundgrube für die schwäbische
Localgeschichte, insbesondere zur Geschichte des Hauses Habsburg in Schwaben,
der Markgrafschaft Burgau, der Landschaft Nellenburg, des Breisgaus und Vor-
arlbergs und der gesammten österreichischen Vorlande bilden. Auch hatte sich
R., welcher als Numismatiker ebenfalls seinen Mann stellte, eine ansehnliche

Münzsammlung angelegt. So wurde R., der für das bairische Schwaben ungefähr das war, was Memminger (s. A. d. B. XXI, 309) für Würtemberg, in gewissem Sinne der Vorläufer der von den 1830er Jahren an nach und nach zahlreich in Süddeutschland entstandenen Geschichts- und Alterthumsvereine, auf deren Entstehung und Entwicklung er jedenfalls mächtig anregend eingewirkt hat. Dieselben beeiferten sich denn auch, ihren Vormann und Veteranen in sich aufzunehmen, wie (1821) die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu Frankfurt a. M., die Akademie der Wissenschaften von München (1823), die Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde in Freiburg i. B. (1826), das archäologische Institut zu Rom. Der rühmlichst bekannte, im Jahre 1834 gegründete historische Verein im Oberdonaukreise, bezw. im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg ist hauptsächlich sein Werk, sofern R., durch dessen Bemühungen auch schon frühzeitig bei der Kreisregierung von Augsburg ein eigenes „Historisches und Alterthums-Büreau" eingerichtet worden war, gleich daselbst im Jahre 1817 u. a. mit dem Philologen Beyschlag, Hofrath Dr. v. Ahorner, dem Historiker Placid. Braun ꝛc. eine antiquarische Gesellschaft gebildet hatte, aus welcher dann später genannter Verein hervorging. Diesem stand er als Mitvorstand von der Gründung bis zu seinem Lebensende mit unermüdeter Thätigkeit zur Seite; nicht nur redigirte er selbst die sämmtlichen Jahresberichte bis zum Jahre 1848 einschließlich, sondern er stattete dieselben auch noch nach dieser Zeit mit vielen gehaltvollen Aufsätzen aus. Die Fülle sonstiger ihm von Regierungen und Regenten zu Theil gewordener Auszeichnungen, vor Allem seine Nobilitirung im Jahre 1821 durch König Max Joseph, geben den Beweis, daß er auch als Geschäftsmann in erster Reihe stand. Dabei war R. ein Biedermann von echtem Schrot und Korn, ein „guter alter Deutscher", welchen die historische Forschung und sein Amt nicht etwa zum Sonderling oder Griesgram gemacht, welchem vielmehr das Herz stets auf dem rechten Fleck geblieben und welcher mit warmem Herzen an allem Menschlichen regsten Antheil nahm. In seinen freilich spärlich bemessenen Mußestunden pflegte er auch die edle Musica; noch erinnert man sich in Augsburg, wie er mehrere Jahre hindurch an der Kirchenmusik zu St. Moritz als Violincellist activ theilnahm. In der wissenschaftlichen Welt aber ist ihm als Einzelforscher für deutsche Geschichte ein Ehrenplatz gesichert.

Außer den bereits genannten Quellen: Allg. Zeitung, Beil. zu Nr. 183 vom 2. Juli 1853, S. 2921 und handschriftliche Mittheilungen. — Nekrolog, von dem Augsburger Domherrn Franz Baader verfaßt, im 19. Jahresbericht des hist. Vereins von Schwaben und Neuburg für das Jahr 1853, p. I—XXIV. Ein lithogr. Bildniß von R. soll existiren, hat sich aber bis jetzt nicht feststellen lassen. P. Beck.

Raith: Balthasar R., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geb. zu Schorndorf im Herzogthum Würtemberg am 8. October 1616, † am 5. December 1683 in Tübingen. Er besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt, studirte mitten unter den Schrecken und Bedrängnissen des dreißigjährigen Krieges, von denen er selbst wie seine Familie und seine Vaterstadt aufs schwerste betroffen wurde, in der Klosterschule zu Bebenhausen und im Tübinger Stift Theologie und orientalische Sprache, in denen Wilhelm Schickard sein Lehrer war, wurde Magister, Repetent, Diakonus in Tübingen, 1646 Pfarrer und Specialsuperintendent in Derendingen, 1656 außerordentlicher Professor der Theologie und Superattendent des fürstlichen Stipendiums in Tübingen, Dr. theol., 1660 ordentlicher Professor und Stadtpfarrer, 1662 Decan und Obersuperattendent des Stipendium illustre. Er las vorzugsweise über hebräische Sprache und Exegese des Alten Testaments, hielt Disputationen und Predigtübungen und machte sich

besonders verdient um die praktische Ausbildung der jungen Theologen. Nachdem er seine verschiedenen Aemter 18 Jahre lang mit unermüdetem Eifer verwaltet, auch sechsmal das Rectorat der Universität begleitet, trat er 1680 wegen zunehmender Altersschwäche in den Ruhestand, und starb, nachdem er zuletzt das Gedächtniß, Sehkraft und Sprache verloren, an einem wiederholten Schlaganfall im Alter von 67 Jahren. Die Zeitgenossen rühmen seine philologische und theologische Gelehrsamkeit, seine praktische Geschäftsgewandtheit, vor Allem aber seinen trefflichen Charakter, seine aufrichtige Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Er stand in nahen freundschaftlichen Beziehungen zu verschiedenen der Männer, die damals nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges die Erneuerung des christlichen Volks- und Gemeindelebens sich zur Aufgabe machten, insbesondere zu Ph. J. Spener, dem er sein bedeutendstes theologisches Werk, seine Vertheidigung der lutherischen Bibelübersetzung dedicirt hat „Vindiciae versionis s. bibliorum Germanicae D. Lutheri etc.“ (Tübingen 1676). Seine übrigen schriftstellerischen Arbeiten (Rotermund zählt deren im Ganzen 38 Nummern) sind besonders biblisch-theologischen, polemischen und praktisch-erbaulichen Inhalts z. B. protheoria biblica; de bonis eucharisticis; de magistratu politico; über die Verpflegung von Kirchen, Schulen und Armen ꝛc.; aber auch Streitschriften gegen Katholiken, Reformirte, Remonstranten; Predigten und Reden z. B. eine Rede beim Tübinger Universitätsjubiläum 1677, Einweihungsrede bei Aufrichtung der kabbalistischen Lehrtafel der Prinzessin Antonia 1673 u. a.

Pipping, Memoria Theologorum p. 1145. — Fischlin, Memoria theol. Wirtemb. II, 266. — Witte, Diarium biogr. a. a. 1683. — Jöcher III, 1883. — Rotermund VI, 1273. — Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen 145 f. — Römer, Würtemb. Kirchengeschichte S. 350 ff. Wagenmann.

Rall: Johann Gottlieb R., landgräflich hessen-kasselscher Oberst, war ein Soldatenkind; die Dienstpapiere nennen als seine „Heimath“ das Regiment des Generalmajors A. M. v. Donop. Vermuthlich war ein Capitän Joachim Rall, aus Stralsund gebürtig, welcher am 1. Mai 1717 in dasselbe eingetreten war, sein Vater. Der Sohn R., dessen Geburtsjahr nicht angegeben wird, ward am 1. März 1740 Cadett, am 25. Juli 1741 Fähnrich, am 28. August 1745 Lieutenant und am 10. Mai 1753 Capitän bei dem nämlichen Regiment, welches damals Oberst Prinz Casimir von Isenburg-Birstein hieß, wurde in demselben, welches jetzt den Namen des Generalmajors J. A. v. Bischhausen führte, am 7. Mai 1760 zum Major befördert und im Januar 1763 in das Garnisonregiment des Generalmajors J. L. F. v. Stein versetzt, in welchem er zum Oberstlieutenant aufrückte. Am 22. April 1771 wurde er aus diesem, welches jetzt der Oberst H. H. Heldring befehligte, als übercompleter Oberst zum Grenadierregiment des Oberst W. v. Mansbach versetzt und im Januar 1772 zum Chef des Regiments ernannt. Er hatte in dieser Zeit während des österreichischen Erbfolgekrieges an Feldzügen in Bayern und am Rhein, in den Niederlanden und in Schottland theilgenommen, hatte 1756 die hessische Entsendung nach England und hinterher den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht und hatte nach Ausweis seiner Stammrolle 1744 bei der Ersteigung der Kron-Weißenburger Schanzen, 1746 bei Rocourt, 1747 bei Laffeld, 1757 bei Hastenbeck, 1758 bei Sandershausen und bei Lutternberge, 1759 bei Bergen, Minden und Fulda, 1760 bei Zierenberg, 1761 vor Kassel und bei Villinghausen, 1762 bei Grebenstein, Wilhelmsthal und Speele gefochten, war vom September 1771 bis August 1772 nach Rußland beurlaubt gewesen, um am Kriege gegen die Türken theilzunehmen und hatte hier namentlich unter Orlow auf der Flotte gedient. Im Jahre 1776 gehörte das Grenadierregiment R. zu den 12500 Mann, welche Landgraf Friedrich II. infolge des am 15. Januar mit Großbritannien abge-

schlossenen Vertrages in englischem Solde nach Nordamerika sandte. Das Regiment zählte, wie die hessischen Truppentheile überhaupt eine geringe Stärke hatten, nur etwa 500 Mann und wird daher häufig als Bataillon bezeichnet; es gehörte zur 1. Division, welche der General v. Heister (s. d.) befehligte. Am 6. März aus der Heimath abmarschirt, kam es erst am 17. August im Hafen von Sandy-Hook an der nordamerikanischen Küste an. Hier gab es sofort blutige Arbeit; der englische Oberbefehlshaber, Lord William Howe, hatte mit Sehnsucht auf die Ankunft der deutschen Waffengefährten gewartet, um angriffsweise gegen den Feind vorzugehen. Schon am 26. August nahm R. an dem siegreichen Gefechte bei Flatbush theil; sein Regiment hatte das Glück eine Fahne zu erbeuten; der leichte Erfolg legte in seiner Seele den Grund zu der Mißachtung seiner Gegner, welche ihm verhängnißvoll werden sollte. Die nächste Gelegenheit zur Auszeichnung bot sich ihm am 28. October, wo Howe Washington angriff, dessen Heer in den White Plains stand. R. befehligte hier die Brigade Mirbach, besetzte gleich zu Anfang des Gefechtes aus eigenem Antriebe einen von den Amerikanern unbeachtet gelassenen wichtigen Hügel, behauptete diesen gegen die feindlichen Versuche ihn zu nehmen und trug später durch einen ungestümen Angriff gegen den rechten feindlichen Flügel wesentlich zur Entscheidung des Tages bei; der englische General Lord Cornwallis bezeugte, daß Rall's Benehmen die Bewunderung des ganzen Heeres gefunden habe. Bei der Einnahme des später Fort Knyphausen (vgl. A. D. B. XVI, 243) genannten Fort Washington am 16. November führte R. die eine der beiden Angriffscolonnen, welche den Sturm ausführten. Howe's Tagesbefehl, welcher den Truppen für ihre Leistungen dankt, nennt auch Rall's Namen.

Im Laufe der nächsten Wochen brachten die Amerikaner den Delaware zwischen sich und ihre Gegner, worauf die Letzteren Winterquartiere bezogen. R. und seiner aus den Regimentern R., Knyphausen und Loßberg bestehenden Brigade, zu welcher noch 50 hessische Jäger und 20 englische leichte Dragoner stießen, waren dieselben in den am Flusse liegenden Städtchen Trenton angewiesen. Er hatte sich diesen äußersten Posten von Lord Howe, der ihn wegen seiner mehrfach bewiesenen Tapferkeit sehr schätzte und auszeichnete, selbst ausgebeten. Die Vorsichtsmaßregeln, welche er in seiner sehr gefährdeten Stellung traf, waren durchaus ungenügend. Für seine eigene Person erwies er sich höchst sorglos und die Lässigkeit, welche er im Sicherheits- und Aufklärungsdienste zeigte, ging bald auch auf die Mannschaften über. Die Kenntniß, welche er von umlaufenden Gerüchten inbetreff eines von den Amerikanern beabsichtigten Ueberfalls erhielt, bewog ihn ebensowenig Gegenmaßregeln gegen einen solchen zu treffen, wie die Vorstellungen seiner Officiere dies vermochten. Auch die Gefährdung seiner Verbindung mit den nächstbenachbarten befreundeten Truppen durch den Feind und dessen mehrfaches Ueberschreiten des Delaware erschütterten nicht seinen Glauben, daß die Amerikaner keinen Angriff wagen würden. Trotzdem erfolgte dieser in der Morgendämmerung des 26. December. Washington selbst machte ihn mit 2400 Mann und 18 Geschützen, die er in einer bitterkalten Nacht, unter Regen und Schneegestöber, herangeführt hatte. Er gelang vollständig. Die Hessen setzten sich freilich zu heftiger Gegenwehr, aber Rall's Anordnungen zu derselben waren wenig zweckmäßig; er selbst ward nach kurzer Zeit tödlich verwundet und in zwei Stunden war der ganze Kampf beendet. Die Hessen hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen 933 Mann eingebüßt; 398 Mann und außerdem die Jäger und Dragoner entkamen; die 6 Regimentsgeschütze fielen ebenfalls in die Hände der Sieger. R. erlag am Abend des nämlichen Tages seinen Wunden. „Er starb gern“, sagt das Tagebuch eines Mitkämpfers, „so vergnügt, daß er nicht genöthigt war seine Ehre zu überleben“. Die angestellte

Untersuchung läßt Rall's Schuld noch größer erscheinen, als sie nach dem Vorstehenden gewesen wäre, indem sie darthut, daß er am Abend vorher der Flasche, die er neben der Musik sehr liebte, stark zugesprochen hatte und annehmen läßt, daß er am anderen Morgen, wo sein Adjutant ihn nur schwer ermuntern konnte, noch unter dem Einfluße des zu reichlich genossenen Getränkes gestanden hat. Bei aller Tapferkeit fehlten ihm überhaupt Geistesgegenwart und Festigkeit des Entschlusses.

M. v. Eelking, die deutschen Hülfstruppen im Nordamerikanischen Befreiungskriege 1776—1783, 1. Theil, Hannover 1863, schildert den Ueberfall von Trenton im Laufe der Erzählung, als wenn derselbe am 25. stattgefunden hätte, während er S. 372 den Hergang auf den 26. verlegt, welcher letztere Tag allgemein als Rall's Todestag bezeichnet wird. — The Hessians and the other German auxiliaries of Great Britain in the revolutionary war by Edward J. Lowell, New York 1884. — Die Nachrichten über Rall's Verhältnisse vor dem Jahre 1776 beruhen auf gefälliger Mittheilung des Staatsarchivs zu Marburg. B. Poten.

Ram: Adam R., lateinischer Dramatiker um 1600. Als Sohn eines Stettiner Rathsherrn besuchte er die Schule seiner Vaterstadt, studierte seit Juli 1596 in Frankfurt a. O. und veröffentlichte drei lateinische Schauspiele, unter denen jedoch nur eins auf uns gekommen zu sein scheint: „Rhaconicarton comoedia, desumpta ex Aeliano historiographo", Frankfurt a. O. 1602. 8°. Es stellt, einer Anekdote Aelians (Varia hist. 1,34) folgend, ein Muster strenger Kindererziehung dar: der Perser Rhakon bricht den Trotz seines ungerathenen Sohnes Carton, indem er ihn schließlich vor die Richter führt und hier wie vor dem König Artaxerxes seine Hinrichtung beantragt. Der Stoff ist also dem Thema des verlorenen Sohnes verwandt, doch bildet die Gerichtsverhandlung den eigentlichen Mittelpunkt des Stückes. Einzelne Situationen sind geschickt nach älteren Vorbildern dargestellt; die Häufung von gelehrten Beispielen, Assonanzen, Wortspielen erinnert an den talentvolleren Jakob Rosefeld (s. d.), die Komik des amtseifrigen Gerichtsdieners und der zechlustigen Trabanten läßt eine Vergleichung mit G. Pondo (s. A. D. B. XXVI, 407) zu; im Ganzen aber mangelt die einheitliche Charakterzeichnung. Im Prolog gedenkt R. einer schon früher herausgegebenen Comoedia sacra, die also von der bei M. F. Seidel erwähnten ‚Ruth, Comœdia in honorem nuptiarum Jacobi ab Arnimb et Annae Mariae à Winterfeldt. Sedini Ao. 1607' verschieden sein muß.

Die Notiz aus der Frankfurter Matrikel steht in der von E. Friedländer (Publicationen aus den Preußischen Staatsarchiven Bd. 32. 1887) besorgten Ausgabe derselben 1, 404: ‚Adam Rham Sedinensis Pomeranus'. — Seidels Bibliotheca Marchico-Brandenburgica von 1669 liegt auf der königlichen Bibliothek zu Berlin als Mscr. boruss. fol. 190, S. 6. J. Bolte.

Ram: Johann R. (Tack) siehe **Ramus**.

Rambach: August Jakob R., der jüngste unter den bekannteren Trägern dieses Namens, Urgroßenkel des Tischlers Leonhard R. in Arnstadt, von welchem die ganze Reihe der bekannten Träger dieses Namens stammt, war der zweite Sohn zweiter Ehe von Johann Jakob R. II (vgl. unten S. 201) und wurde diesem am 28. Mai 1777 in Quedlinburg geboren. Als im J. 1780 sein Vater nach Hamburg zog, wurde ihm dieses zur eigentlichen Heimath. Er besuchte hier vom 7. Jahre an das Johanneum und ging von diesem im Mai 1794 auf das akademische Gymnasium über. Auf der Schule und dem Gymnasium hatte er sich besonders mit dem Griechischen und Lateinischen beschäftigt und

namentlich in der lateinischen Sprache es zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß er bis in sein hohes Alter hinein leicht und gewandt lateinisch schrieb und sprach. Von Ostern 1796 an besuchte er drei Jahre lang zum Studium der Theologie die Universität Halle. Unter den dortigen Professoren soll besonders Johann August Nösselt (s. A. D. B. XXIV, 25 ff.) auf ihn bleibenden Einfluß gewonnen haben; der milden theologischen Richtung, die damals in der Facultät herrschte, — Knapp und Niemeyer sind besonders noch zu nennen, — blieb R. sein Leben lang zugethan, und die Frage, ob er mehr den Rationalisten oder den Orthodoxen zuzurechnen sei, hat, wie schon aus ihrer Aufstellung zu schließen ist, niemals eine abschließende Antwort erhalten. Von der Universität nach Hamburg zurückgekehrt machte er am 15. November 1799 das Candidatenexamen. Das Ansehen seines Vaters und seine eigne gewinnende Weise und auch wohl seine nicht geringe Beredsamkeit bewirkten, daß er schon als Candidat, so oft er predigte, sehr gefüllte Kirchen hatte. Und schon am 2. Mai 1802 wurde er, obschon noch nicht 25 Jahre alt, als Nachfolger des zum Hauptpastor erwählten Bernhard Klefeker zum Diakonus an der Jakobikirche erwählt und am 18. Juni in dies Amt eingeführt. In diesem Amte verblieb er sechzehn Jahre. Als sein Vater im J. 1809 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, begrüßte R. ihn mit einer Abhandlung: De summa ecclesiae doctorum laude ad Paulinum illud ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ (Hamburg 1809, 4°); und dieses „rechtschaffen sein in der Liebe“ (vgl. Epheser 4, 15) ist die Regel gewesen, nach welcher er selbst sein Verhalten richtete. Am 18. November 1810 verheirathete er sich mit Louise Friederike Wilhelmine Boysen aus Quedlinburg, der Tochter des Bruders seiner Mutter; die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tode seines Vaters ward er am 20. December 1818 als dessen Nachfolger zum Hauptpastor an St. Michaelis erwählt; in dieser Stellung, die er am 16. März 1819 antrat, hat er sich um das Kirchen- und Schulwesen in Hamburg große Verdienste erworben. Am 21. Februar 1834 ward er Senior des Ministeriums. Schon vorher war er bei der 300jährigen Jubelfeier der Universität Marburg am 12. November 1827 honoris causa zum Doctor der Theologie ernannt. Als er die Mitte der sechziger Jahre überschritten hatte, stellten sich bei dem vorher ungewöhnlich rüstigen Manne die Beschwerden des Alters ein und nahmen allmählich so zu, daß er im Anfang des Jahres 1851 vom Hauptpastorat zurücktrat. Er zog sich nach Ottensen, wo er schon früher im Sommer gewohnt hatte, zurück und starb hier am 7. September 1851, noch nicht 75 Jahre alt. — R. hat sich besonders als Hymnologe ausgezeichnet und seine Verdienste auf diesem Gebiete sind auch heute noch nicht veraltet. Daß gerade die Erinnerung an seinen berühmten Verwandten Johann Jakob R. 1 (siehe unten S. 196), den Sohn des Vetters seines Urgroßvaters, — doch wußte unser R. selbst die Art dieser Verwandtschaft nicht genau anzugeben, — ihn zu diesem Studium bewogen habe, wie wol gesagt ist, wird sich kaum nachweisen lassen; sicher ist, daß er schon gleich nach dem Antritt seines ersten Amtes eine Vorliebe für die Beschäftigung mit dem geistlichen Liede und Gesange zeigte und diesen Arbeiten bis in sein hohes Alter den größten Theil seiner Muße zugewandt hat. Schon von früh an sammelte er eine hymnologische Bibliothek, die nach und nach einen außerordentlichen Umfang gewann und nach seinem Tode von der Witwe der hamburgischen Stadtbibliothek geschenkt ist. Die erste Frucht dieser Arbeiten war seine Schrift: „Ueber Dr. Martin Luthers Verdienste um den Kirchengesang,“ Hamburg 1813; durch sie wurde er alsbald bei den wenigen, welche damals solche Studien trieben, vortheilhaft eingeführt, und es wurde ihm fortan leicht, in persönliche oder briefliche Verbindung mit ihnen zu treten. Er beabsichtigte um die Zeit mit dem Superintendenten Fürchtegott

Christian Fulda in Halle († 1854) eine hymnologische Zeitschrift zu gründen, doch fand dieser Plan nicht genügende Unterstützung, so daß die Sache unterblieb. R. unternahm darauf die Herausgabe einer „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche"; das Werk erschien in sechs Bänden, Altona und Leipzig 1817—1833, und hat nicht nur zur Zeit seines Erscheinens eine gute Aufnahme gefunden und in die Geschichte des deutschen geistlichen Liedes, die damals noch wenig bekannt war, eingeführt, sondern ist auch jetzt noch, nachdem diese Studien eben auch auf Grund der Rambach'schen Anthologie einen viel größern Umfang gewonnen haben und mit ganz andern Hülfsmitteln getrieben werden, für den Forscher von bleibendem Werth; namentlich ist die ungemeine Zuverlässigkeit aller positiven Angaben rühmlich hervorzuheben. R. war gerade dabei, dieses Werk abzuschließen, als er zu einer Arbeit berufen wurde, in welcher er die durch die Ausarbeitung derselben gewonnenen Kenntnisse aufs schönste verwerthen konnte. Er selbst hatte im J. 1832 den Antrag gestellt, daß für die lutherische Kirche Hamburgs statt des seit dem Jahre 1788 in Gebrauch befindlichen, zu den schlechtesten seiner Zeit gehörigen Gesangbuches ein neues eingeführt werden möge. Der Antrag ward von den betreffenden Collegien der Geistlichkeit und des Kirchenregimentes (dem Ministerium, dem Senate und den Sechzigern) angenommen, und R. ward nun zum Vorsitzenden der Commission berufen, welche mit der Ausarbeitung eines neuen Gesangbuches beauftragt ward. Der Commission gehörten außer R. an Evers (Nic. Joachim Guilliam, Pastor zu St. Jacobi, † 1837), Freudentheil (s. A. D. B. VII, 356 f.), Geffcken (s. A. D. B. VIII, 494 f.), John (s. A. D. B. XIV, 489 ff.) und Strauch (Ludwig Christian Gottlieb, Hauptpastor zu St. Nicolai, † 1855); sie versammelte sich wöchentlich Freitags zu einer dreistündigen Sitzung und hat sich des ihr gewordenen Auftrages mit der größten Gewissenhaftigkeit entledigt. Die Grundsätze, welche sie befolgte, namentlich hinsichtlich der Textredaction der Lieder, sind im wesentlichen diejenigen, welche seitdem ganz allgemein als die richtigen anerkannt worden sind; damals waren sie neu und fanden noch vielfachen Widerspruch, weshalb nicht zu verwundern ist, daß ihre Anwendung nicht selten eine noch etwas zaghafte zu sein scheint, so vor allem in Betreff des Rückganges zu den ursprünglichen Texten und der Ausscheidung völlig unpoetischer und eines wirklich christlichen Inhaltes entbehrender Lieder. Für die damalige Zeit war die Leistung eine bedeutende, durch welche den neuern, noch bessern Gesangbüchern Bahn gebrochen ward. Das Gesangbuch ward am 1. Januar 1843 in den hamburgischen Kirchen eingeführt und ist in ihnen noch heute in Gebrauch. Rambach's alleinige Arbeit ist das Register zum Gesangbuch, in welchem für jedes Lied außer dem Namen des Dichters das Jahr seiner Entstehung oder doch des ersten Druckes desselben angegeben wird; er ließ dann auch noch eine „Kurzgefaßte Nachricht von den Verfassern der Lieder im hamburgischen Gesangbuche", Hamburg 1843, drucken.

Chr. Petersen, Memoria Augusti Jacobi Rambach, Hamburgi 1856, 4°. — Lexikon der hamb. Schriftsteller bis zur Gegenwart, Band 6, S. 147 ff. — Geffcken, die Hamburgischen Niedersächsischen Gesangbücher, Hamburg 1857, in der Einleitung S. XXVII ff. — Hansen, die Familie Rambach, Gotha 1875, S. 237 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd 7, S. 70 f. — Herzog und Plitt, theologische Realencyklopädie, 2. Aufl., Bd. 12, S. 495. Bertheau.

Rambach: Friedrich Eberhard R. II, erster Sohn von Johann Jakob R. II (s. unten S. 201) aus dessen erster Ehe, wurde am 14. Juli 1767 zu Quedlinburg geboren. Er war ein schwaches Kind und hatte wiederholt

schwere Krankheiten zu bestehen; und eine gewisse Kränklichkeit und Schwäche scheint ihm geblieben zu sein. Als sein Vater 1780 nach Hamburg versetzt wurde, mag er wol auf das dortige Johanneum gekommen sein. Er studirte dann Theologie, wandte aber seine Neigung besonders der classischen Philologie und der Litteratur zu. Doch hat er noch (wahrscheinlich in Magdeburg) sein Candidatenexamen gemacht und auch als Candidat gepredigt. Im J. 1791 ward er Lehrer am Friedrichwerder'schen Gymnasium in Berlin, später, wie es scheint an derselben Anstalt, Prorector. Hier in Berlin ward er ein fruchtbarer Schriftsteller; er verfaßte Romane und Erzählungen, welche er zum Theil unter dem Pseudonym Ottokar Sturm, einen Band auch unter dem Namen H. Lenz herausgab, und Dramen verschiedener Art, namentlich Lustspiele und historische Schauspiele; doch ließ er auch pädagogische Abhandlungen, Gedanken über die Alterthumskunde und eine deutsche Sprachlehre drucken und veröffentlichte eine griechische Anthologie und eine Sammlung deutscher Gedichte, „Odeum“ genannt. Außerdem war er mit Friedrich Ludwig Wilhelm Mayer (s. A. D. B. XXI, 573) und Ignaz Aurelius Feßler (s. A. D. B. VI, 724) Herausgeber des „Berliner Archivs der Zeit“, und sodann allein während vier Jahre Herausgeber der „Jahrbücher der preußischen Monarchie“. Im J. 1803 ward er als Professor der altclassischen Sprachen nach Dorpat berufen; hernach ward er dort zum Professor der Cameral-, Finanz- und Handelswissenschaften ernannt; mehrfach war er Decan seiner Facultät und auch Rector der Universität, und dabei war er auch in verschiedenen Commissionen u. s. f. thätig. Zu schriftstellerischer Thätigkeit scheinen ihm seine Aemter in Rußland nicht viel Zeit gelassen zu haben; vielleicht hinderte ihn auch seine Kränklichkeit. Jedenfalls nahm er eine geachtete Stellung ein, wie er denn auch 1816 zum Collegienrath und 1822 zum Staatsrath ernannt ward. Er war zweimal verheirathet und hinterließ eine Reihe von Kindern und hat von diesen eine zahlreiche Nachkommenschaft. Als er im J. 1826 nach Reval mit seiner Frau und einigen Kindern reiste, um sich zu erholen, traf ihn im warmen Bade ein Schlagfluß, in Folge dessen er am 30. Juni st. vet. 1826 starb.

(Es fällt schwer, über ihn sichere Daten zu erhalten; auch die oben angegebenen sind vielleicht nicht ohne Fehler.) Vgl. Goedeke, Grundriß, 1. Aufl., III, S. 1067 f. — Hansen, die Familie Rambach, S. 227 ff. — Raßmann's Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller, herausgegeben von Lindner, S. 107 u. 177. L. u.

Rambach: Johann Jakob R. (I) wurde am 24. Februar 1693 zu Halle a. d. S. geboren; sein Vater war der aus Arnstadt nach Halle übergesiedelte Tischlermeister Hans Jakob R. (geb. am 28. Juli 1659); seine Mutter Dorothea, geb. Lauterborn, stammte aus Eisleben. Schon der Großvater seines Vaters, Leonhard R., war in Arnstadt Tischler gewesen. Ein Vetter seines Vaters, Georg Heinrich R., ist der Vater von Friedrich Eberhard R. I, † 1775. Unsern R. wollten seine Eltern studieren lassen und sandten ihn deshalb auf das Stadtgymnasium in Halle. Doch behagte dem Knaben das Lernen nicht, und überzeugt, daß er es zu nichts besonderm bringen werde, verließ er das Gymnasium und entschloß sich, bei seinem Vater in die Lehre zu treten. Ein Unfall, der ihn zeitweilig ans Bett und längere Zeit ans Haus fesselte, ließ ihn die verlassenen Schulbücher wieder zur Hand nehmen, und unter der Beschäftigung mit ihnen reifte der Entschluß, wieder zu den Studien zurückzukehren. Im Anfange des Jahres 1788 übergaben ihn seine Eltern der lateinischen Schule in den Franckischen Stiftungen. Im Herbst 1712 begann er auf der Universität zu Halle das medicinische Studium, welches er jedoch bald mit dem der Theologie vertauschte. Neben A. H. Francke waren Joachim

Lange, Paul Anton und Joach. Gust. Breithaupt seine Lehrer; vor allem trieb er unter der Leitung von Johann Heinr. Michaelis und dessen Neffen Chr. Benedict Michaelis gründliche hebräische Studien; bei dem letztgenannten soll er die sämmtlichen Bücher des A. T. gehört haben. Als Joh. Heinr. Michaelis sich während des Sommers 1715 zur Stärkung seiner Gesundheit zum Baron von Canstein nach Dalwitz bei Berlin begab, nahm er sich außer Johann Ludwig Lindhammer (vgl. Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1877) unsern R. mit, damit beide ihm bei seiner Arbeit an der hebräischen Bibel, mit deren Herausgabe er beschäftigt war, hilfreich zur Seite stünden. R. wurde dort gefährlich krank; er hatte sich noch kaum erholt, als er um Michaelis 1715 mit Michaelis nach Halle zurückkehrte und nun, um seine Arbeit an dem Bibelwerke ungestört fortsetzen zu können, dessen Hausgenosse wurde. Eine besondere Frucht dieser Arbeiten sind Rambach's lateinische Erklärungen zu den Büchern Ruth, 2. Chronik, Nehemia, Esther und Prediger Salomo, welche dann später als Theile eines größeren Werkes erschienen, das unter dem Titel „Uberiores annotationes in hagiographa“ (in drei Bänden 4°) in demselben Jahre und gleichem Verlage mit der hebr. Bibel von Michaelis, nämlich Halle 1720, herauskam. Unter dieser seine Zeit und Kraft neben seinen übrigen Studien während mehrerer Jahre mehr als ihm zuträglich war, in Anspruch nehmenden Arbeit hatte er seine Gesundheit wieder zugesetzt, und so war es ihm sehr willkommen, daß ihn der Graf Erdmann Heinrich Henckel v. Donnersmark einlud, ihn auf seinem Schlosse Pöltzig im Voigtlande zu besuchen; hier lebte R. im Sommer 1719 mehrere Monate ausschließlich seiner Erholung. Im August dieses Jahres ging er zum Besuche einiger Freunde nach Jena; dort gefiel es ihm so gut, daß er sich von einigen Studenten überreden ließ, sich dort zu habilitiren; im October 1719 siedelte er zu diesem Zwecke dorthin von Halle über. Er hörte dort noch die theologischen Vorlesungen von Joseph Franciscus Buddeus (s. A. D. B. III, 500) und die philosophischen von Joh. Jacobus Syrbius (Jöcher IV, Sp. 972), scheint aber zugleich auch selbst schon unter Buddeus' Aufsicht exegetische und hermeneutische Uebungen von Studenten geleitet zu haben. Im J. 1720 ward er zunächst am 4. März Magister und erwarb sich sodann am 11. Mai und 19. October durch die üblichen Disputationen in der philosophischen und in der theologischen Facultät das Recht, Vorlesungen zu halten. Als Docent fand er alsbald großen Beifall; es hatte das wohl vor allem seinen Grund in der von ihm angewandten Methode; bei umfassendem und gründlichem Wissen lag ihm daran, die theologische Gelehrsamkeit so mitzutheilen, daß auf die Verwerthung derselben für den praktischen Kirchendienst und namentlich für die Erbauung der Gemeinde hingewiesen ward. Auch durch pädagogische und erbauliche Vorlesungen, sowie durch Predigten suchte er dabei auf die Studenten noch persönlich einzuwirken. In diesen Jahren gab R. auch zwei Sammlungen eigner christlicher Lieder heraus, vgl. unten. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften erschienen während seines Aufenthaltes in Jena abgesehen von den schon genannten alttestamentlichen Commentaren nur einige Dissertationen; doch fing er schon in Jena an, einzelne Schriften Luther's mit Vorreden herauszugeben. Als der Professor der Theologie Johann Daniel Herrnschmidt (s. A. D. B. XII, 221) am 5. Februar 1723 in Halle gestorben war, erhielt R. einen Ruf dorthin als Adjunct der theologischen Facultät; im August 1723 siedelte er nach Halle über und fand hier auch einen ganz außerordentlichen Beifall. Er las meistens öffentlich und hatte dann wohl vier- bis fünfhundert Zuhörer. Um sich eingehend vorbereiten zu können, las er nur zwei Collegia täglich; Gründlichkeit und Deutlichkeit rühmten die Zuhörer besonders an ihm; dazu kam aber seine schon erwähnte auf das Praktische und Erbauliche gerichtete Art, die bei ihm *in bewußtem* Gegensatz zu andern durchaus gesund

und nüchtern ist und uns in ihm einen der edelsten und tüchtigsten Vertreter eines berechtigten Pietismus zeigt. Auch schriftstellerisch ward er nun weiter thätig; abgesehen von Programmen, Predigten und Gelegenheitsschriften erwuchsen seine gedruckten Werke aus seinen Vorlesungen und waren für diese bestimmt; so namentlich seine berühmt gewordenen „Institutiones hermeneuticae sacrae", zuerst 1724 und dann mehrfach in neuen Auflagen erschienen. Am 9. Mai 1724 heirathete er eine Tochter seines Collegen Joachim Lange (s. A. D. B. XVII, 634), und als diese nach noch nicht sechsjähriger Ehe gestorben war, am 24. October 1730 die Tochter des Predigers Joh. Georg Büttner in Frankfurt; aus beiden Ehen hatte er Kinder. Im Mai 1726 ward R. außerordentlicher und nach August Hermann Francke's Tode im Juni 1727 ordentlicher Professor der Theologie; aber mit seiner wachsenden Beliebtheit und seinem zunehmenden Ansehen auch über Halle hinaus ward seine Stellung zu seinen Collegen schwieriger; namentlich der jüngere Francke (August Gotthilf, s. A. D. B. VII, 231) und dessen Schwager Freylinghausen (s. A. D. B. VII, 320) machten ihm und seinem Schwiegervater Lange das Leben sauer. Der Zwist kam zum Ausbruch, als im J. 1729 in Halle ein Formular für die Abgangszeugnisse der Theologen eingeführt werden sollte, nach welchem auch über das „rechtschaffene Christenthum" des Abgehenden, seine Bußerfahrungen u. s. f. Auskunft gegeben werden sollte. Gegen solchen Methodismus erhoben sich R., Lange und anfänglich auch J. H. Michaelis, der nachher andern Sinnes ward, und es kam zu unangenehmen Verhandlungen (vgl. über diese Streitigkeiten in Halle vor allem: Tholuck, Geschichte des Rationalismus, 1. Abtheilung, Berlin 1865, S. 26 ff.). Unsern R., dem jeder Streit gründlich zuwider war, wurde jetzt das sonst so geliebte Halle verleidet. Als im J. 1731 fast gleichzeitig zwei Berufungen an ihn ergingen, die eine in die Stelle eines deutschen Hofpredigers und ordentlichen Professors der Theologie nach Kopenhagen und die andere als erster ordentlicher Professor der Theologie und Superintendent nach Gießen, nahm er diese zweite, bei welcher er die Kennzeichen einer göttlichen Vocation zu erkennen glaubte, an und siedelte im Juli 1731 nach Gießen über. Vorher nahm er noch am 28. Juni in Halle den Grad eines Doctors der Theologie an. Auch in Gießen hatte er in seinen Collegien einen großen Zulauf, aber es stellten sich hier für ihn einem rechten erfolgreichen Wirken allerlei Hindernisse entgegen, die seine Kraft lähmten; das Treiben der Studenten war ein zuchtloseres und das ganze Leben ein für lebendiges Christenthum weniger empfängliches, als er es in Halle gewohnt war. Dabei war ihm lästig, daß er Zeit und Kraft nicht auf die theologische Professur concentriren konnte; seit August 1732 hatte er vielmehr zu seinen übrigen Aemtern auch noch das eines Directors des Pädagogiums erhalten. So kam ihm eine Anfrage, die im J. 1734 an ihn erging, ob er geneigt sei, einem Rufe an die neu zu gründende Universität in Göttingen in die erste Professur der Theologie zu folgen, nicht unerwünscht; aber der Landgraf wollte ihn nicht entlassen und wußte die Berufung abzuwenden. Doch seines Wirkens in Gießen sollte nicht mehr lange sein; nach ungefähr achttägiger Krankheit starb er schon am 19. April 1735, wenig über 42 Jahre alt. In Gießen hat R. selbst außer Gelegenheitsschriften und den gleich zu nennenden Gesangbüchern fast nur Predigten herausgegeben; aber nach seinem Tode gaben Neubauer, Griesbach, Hecht, Nebel und andere aus seinem Nachlasse eine erstaunliche Menge von Schriften über Gegenstände der wissenschaftlichen Theologie und der Pädagogie, wie auch erbaulicher Art heraus; sie zeigen uns auf der einen Seite den großen Fleiß Rambach's, der alle diese Arbeiten in doch verhältnißmäßig kurzer Zeit verfaßt hat, andererseits weisen sie uns auf das große Ansehen, in welchem er wie bei seinen Zeitgenossen, so auch noch lange über seinen Tod hinaus stand, da diese

Werke doch sicher nicht gedruckt wären, wenn man nicht auf willige Abnahme hätte rechnen können. In unsern Tagen wird R. hauptsächlich als Dichter geistlicher Lieder noch viel genannt. Außer eigentlichen geistlichen Liedern (Kirchenliedern) verfaßte er aber auch geistliche Dichtungen anderer Art, Elegien, Madrigale, Cantaten, Sonnette u. s. f. Eine größere Anzahl solcher Dichtungen erschien zuerst in der von Menantes (Hunold, A. D. B. XIII, 419) vom Jahre 1718—1721 herausgegebenen Sammlung „Auserlesene und (theils) noch nie gedruckte Gedichte unterschiedener berühmter und geschickter Männer“. R. hat dann selbst zwei Sammlungen von eignen geistlichen Dichtungen herausgegeben, die „Geistlichen Poesien“, Halle 1720, und die „Poetischen Festgedanken“, Jena und Leipzig 1723; während von der ersteren dieser Sammlungen erst 1735 kurz vor Rambach's Tode in Gießen eine zweite Auflage mit geringen Veränderungen und Zusätzen erschien, sind die Festgedanken mehrfach in verbesserter und vermehrter Auflage gedruckt worden, 1727 in 2., 1729 in 3. und wahrscheinlich (nach Bode, vgl. unten) hernach noch einmal in 4. Auflage; die Dichtungen beider Sammlungen erschienen dann nach Rambach's Tode unter dem Titel: „Gesammelte geistliche Gedichte“, Jena 1740. Andere Dichtungen Rambach's finden sich in seinem „Erbaulichen Handbuch für Kinder“, Gießen 1734, dessen 3. Theil ein Gesangbüchlein enthielt; hier erschien zuerst sein bekanntes Lied: „Ich bin getauft auf deinen Namen“. Auch in sein „Geistreiches Hausgesangbuch“, dessen Erscheinen er nicht mehr erlebte (Frankfurt und Leipzig 1735), hat er 112 eigne Lieder aufgenommen, von denen etwa die Hälfte hier zum ersten Male erschienen. Vor diesem für die häusliche Andacht bestimmten Gesangbuche hatte R. in Gießen „auf hochfürstlichen gnädigsten Befehl“ ein anderes, für den öffentlichen Gebrauch im Gottesdienste bestimmtes Gesangbuch unter dem Titel: „Neu eingerichtetes hessen-darmstädtisches Kirchengesangbuch“, Darmstadt 1733, herausgegeben; in dieses hatte er keine eignen Lieder aufgenommen, wie er denn auch nicht an den aufgenommenen Liedern etwas veränderte, „dieweil man, wie es heißt, die eigenmächtige Veränderung öffentlich eingeführter Lieder für eine unerlaubte Sache hält“. Nach Rambach's Tode gab sein Schwiegersohn Nebel (s. A. D. B. XXIII, 348) aus seinem Nachlaß noch eine Sammlung bisher ungedruckter Lieder heraus: „Wunder der bis zum Tode des Kreuzes erniedrigten Liebe“, Gießen 1750. In den genannten Sammlungen befinden sich etwa 360 geistliche Dichtungen, von denen etwas über die Hälfte eigentliche geistliche Lieder sind. Ohne Frage hatte R. für die geistliche Dichtung eine gute Begabung, seine Sprache ist edel und seine Gedanken sind tief und klar. In seinen Liedern ist viel Lehrhaftes; aber er vermeidet dabei den trocknen, moralisirenden Ton vieler späterer Dichtlinge; auch in seinen Lehrgedichten ist ein lyrischer Schwung und eine schöne Begeisterung. Mehrere seiner Lieder werden aus unsern Gemeindegesangbüchern nicht wieder verschwinden; wir nennen vor allem außer dem schon erwähnten Taufliede noch die Lieder: „Mein Schöpfer steh mir bei“, „Unumschränkte Liebe“, „König, dem kein König gleichet“, „Mein Jesu, der du vor dem Scheiden“ und „Mein treuer Gott, dein gutes Werk“. Rambach'sche Lieder liegen mehrfach den spätern Producten der Liederverbesserer zu Grunde, so z. B. Liedern von Diterich, und haben in dieser Gestalt eine zeitlang eine weitere Verbreitung gefunden. R. hinterließ aus erster Ehe zwei Töchter und aus zweiter Ehe eine Tochter und einen Sohn. Von den Töchtern erster Ehe heirathete Johanna Dorothea den Pastor Conrad Caspar Griesbach, den Vater des bekannten Textkritikers des N. T. Johann Jakob Griesbach (s. A. D. B. IX, 660, wo auch über Rambach's Tochter weiteres nachzusehen); die andere, Charlotte Elisabeth, heirathete Heinrich Christoph Nebel (s. A. D. B. XXIII, 347 f.). Die Tochter zweiter Ehe heirathete einen Lehrer und späteren Prediger

und außerordentlichen Professor zu Gießen Johann Christian Dietz. Sein einziger Sohn Jakob Theodor Franz R., geb. am 6. März 1733 zu Gießen, war seit 1775 Conrector am Gymnasium in Frankfurt a/M. und starb ohne Nachkommen zu hinterlassen am 11. oder 12. Juni 1808.

Daniel Büttner, Lebenslauf des Johann Jacob Rambach, 3. Aufl., Leipzig 1737. (Die ersten Auflagen erschienen anonym; die erste Frankf. u. Leipz. 1735, die zweite Leipz. 1736.) — Jos. Philipp Fresenius, die wohlbelohnte Treue .... als der ... Herr Joh. Jac. Rambach ... geschieden, Gießen 1736, 4°. (Leichenpredigt mit Lebenslauf von Ernst Friedrich Neubauer.) — Jöcher III, Sp. 1885. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1285 ff.; hier unter 115 Nummern ein Verzeichniß von R.'s gedruckten Werken. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 521 ff. — Herzog und Plitt, Realencyklopädie für protest. Theol. und Kirche, 2. Aufl., XII, S. 492 ff. — Theodor Hansen, die Familie Rambach, Gotha 1875 (etwa zwei Drittel dieses Buches sind unserm R. gewidmet). — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 3. Band, S. 305. — Ganz besonders sind jetzt zu vergleichen die Artikel Bode's in den Blättern für Hymnologie, 1. Jahrgang, 1883, S. 113 ff., 129 ff., 145 ff., 163 ff. und 186 ff.; und hiezu die Nachträge von Krause im 2. Jahrgang, 1884, S. 20 ff., und von Bachmann im 3. Jahrgang, 1885, S. 13 f. — Ueber die Bedeutung R.'s als Prediger vgl. Richard Rothe, Geschichte der Predigt, herausgegeben von Trümpelmann, Bremen 1881, S. 408 ff. — Eine Auswahl seiner geistlichen Lieder gab Jul. Leop. Pasig, Leipzig 1844, heraus. — Ueber R.'s Sohn Jakob Theodor Franz vgl. Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1284 f., u. Hansen a. a. O. S. 60 ff.

Bertheau.

Rambach: Joh. Jac. R. (jun.), Arzt. Er war des hamburgischen Hauptpastors und Seniors gleichen Namens zweiter Sohn, des späteren Hauptpastors und Seniors August Jakob (s. o. S. 193) Bruder, geb. am 30. August 1772 zu Quedlinburg, wo der Vater damals Oberprediger war, bevor er 1780 nach Hamburg berufen wurde. — Nachdem der talentvolle Sohn die Gelehrtenschule daselbst besucht hatte, studirte er die medicinischen Wissenschaften zu Halle, woselbst er am 4. December 1792 Dr. med. und chir. wurde. Nach Hamburg zurückgekehrt, begann er daselbst mit günstigstem Erfolge seine ärztliche Praxis, die ihm bald das Vertrauen des Publicums wie der Verwaltungsbehörden erwarb. — Schon im J. 1800 hatte sein in einer Zeitschrift veröffentlichter Aufsatz über Hamburgs Bevölkerung und Sterblichkeit, nicht nur in hiesigen, sondern auch in auswärtigen competenten Kreisen Aufsehen erregt. Ein noch viel größeres und allgemeineres Interesse wurde seinem 1801 erschienenen, von Scharfsinn und gründlichster Kenntniß zeugenden Werk: „Versuch einer physischen und medicinischen Beschreibung von Hamburg" zu Theil, welches um so mehr überall Beifall fand, als es ein in seiner Art bisher noch fast unbebaut gebliebenes Gebiet berührte und als mustergültig betrachtet wurde. — Im J. 1802 wurde er auch Vorsteher der von der patriotischen Gesellschaft gegründeten Rettungsanstalt für Ertrunkene, deren Einrichtungen und Geschäftsgang er wesentlich verbesserte. Einen Bericht über dies für Hamburgs Lage an der Elbe und Alster und deren vielen Canälen sehr wohlthätige Institut veröffentlichte er 1802. In Anerkennung seiner vielseitigen Thätigkeit und ausgezeichneten Tüchtigkeit erwählte ihn der Senat im J. 1804 zum Physikus, zunächst für das Landgebiet. In diesem höchst beschwerlichen, verantwortungsvollen Amte fand er Gelegenheit, durch seine Kenntnisse, seine Pflichttreue und opferwillige Menschenfreundlichkeit in weiten Kreisen nützlich zu sein. Man schätzte den geistreichen, genialen Kopf, den edeln, ehrenwerthen Character des geschickten jungen Arztes, welcher auch in politischer Hinsicht sich

auszeichnete, indem er, ein feuriger Republikaner, dem Despotismus Napoleon's I. bei jeder Gelegenheit offen entgegentrat, und z. B. bei einer zu Ehren des Kaisers von der französischen Behörde gebotenen allgemeinen Illumination (1811), es kühnlich wagte, sein Haus mitten unter den hellerleuchteten Gebäuden seiner Nachbarn völlig dunkel zu lassen. Desto allgemeiner war die Theilnahme über seinen frühen Tod am 2. Februar 1812, am hitzigen Nervenfieber, das ihn als Opfer seiner Berufstreue in den von Typhuskranken überfüllten Lazarethen, im 40. Lebensjahre dahinraffte. — Ein kurzer aber warmer Nachruf in einer Hamb. Zeitung beklagt das frühe Ableben eines der geachtetsten und verdienstvollsten Bürger Hamburgs, und hebt die ihm eigene seltene Vereinigung bedeutender Eigenschaften hervor: Thatkraft, hellen wissenschaftlichen Geist, vielseitige reiche Kenntnisse, reges Streben nach höherer Einsicht und Vervollkommnung, Festigkeit und Sicherheit des Urtheils; — läßt auch nicht unerwähnt seine selbstlose Bescheidenheit, Uneigennützigkeit, seinen unbestechlichen Sinn für Wahrheit und Recht. Der Nachruf schließt: Alle die ihn kannten, werden sein Andenken treu bewahren und es immer beklagen, daß ein so seltener Mann nicht länger der Welt erhalten bleiben durfte.

Hamb. Schriftsteller-Lexikon VI, 156—157. — Hamb. Correspondent 1812, Nr. 20 v. 4. Febr. Beneke.

Rambach: Johann Jakob R. II., lutherischer Schulmann und Geistlicher, Sohn von Friedrich Eberhard R. I († 1775 als Oberconsistorialrath zu Breslau), wurde am 28. (nach andern am 27.) März 1737 zu Teupitz in der Mittelmark geboren, wo sein Vater damals Pastor war. Seine Vornamen erhielt er nach seinem zwei Jahre vor seiner Geburt verstorbenen berühmten Verwandten (s. o. S. 196). Nach kurzem Aufenthalt in Halle a./S. kam sein Vater im J. 1745 nach Magdeburg, und hier besuchte unser R. seit 1749 das Pädagogium U. L. Frauen, bis er im J. 1754, erst 17 Jahre alt, die Universität Halle zum Studium der Theologie bezog. Dort schloß er sich namentlich Siegmund Jakob Baumgarten (s. A. D. B. II, 161) an; außer diesem waren besonders Christian Benedict Michaelis (s. A. D. B. XXI, 676 f.) und Johann Salomo Semler († 1791) seine Lehrer. Im J. 1759 ward er Lehrer am Pädagogium U. L. Frauen zu Magdeburg, 1760 ebenda Rector, 1765 Rector des Gymnasiums in Quedlinburg, 1774 (? 1773) Oberprediger zu St. Nicolai daselbst und am 21 Mai 1780 ward er zum Hauptpastor zu St. Michaelis in Hamburg erwählt, als Nachfolger von Georg Ludwig Herrnschmid (s. A. D. B. XII, 222), in welcher Stellung er bis zu seinem Tode im J. 1818 verblieb. Mehrere andere Berufungen, wie z. B. die in die Stelle eines Generalsuperintendenten und Professors der Theologie nach Königsberg, hat er abgelehnt. R. hat sich sowohl im Schulamt als im Pfarramt als ein Mann von ausnehmender Tüchtigkeit und Festigkeit bewährt. Namentlich als Rector in Quedlinburg, welche Stellung er als 28jähriger erhielt, hat er sich große Verdienste erworben; es gelang ihm, eine völlig verfallene Schule in Hinsicht auf Disciplin und Leistungen schnell umzuwandeln, wobei der Erfolg ausdrücklich dem Zauber seiner Persönlichkeit zugeschrieben wird. Auch als Prediger hatte er großen Ruf; nur diesem hatte er, der in Hamburg völlig unbekannt war, die Berufung in die dortige Stellung, die damals als besonders ehrenvoll galt, zu verdanken; das Zeugniß, das ihm von Quedlinburg aus auf Anfrage aus Hamburg ertheilt wurde, rühmt neben äußeren Gaben für die Kanzel vorzüglich seine Rechtschaffenheit und Lauterkeit. R. war aber außerdem ein gründlicher Gelehrter; sowohl in der Theologie als auf den Gebieten der Philosophie, Geschichte und Litteraturgeschichte besaß er ungewöhnliche Kenntnisse. Seine kirchliche Stellung war in allem Wesentlichen und soweit es zu seiner Zeit möglich war, die der lutherischen orthodoxen Lehre, so daß er sich

in bewußtem Gegensatze zu den meisten seiner Zeitgenossen befand. In seinem hohen Alter bereitete es ihm eine ganz rührende Freude, als er einmal wieder einen Candidaten (es war Joh. Wilh. Rautenberg, vgl. unten den Artikel) sprach, der sich aus voller, freudiger Seele zum Glauben an Jesum Christum bekannte. — Am 10. April 1801 ward R. Senior des hamburgischen Ministerii und in Folge davon ernannte ihn am 21. Mai desselben Jahres die theologische Facultät in Halle zum Doctor der Theologie. In den folgenden Kriegsjahren, namentlich während der Belagerung Hamburgs, hatte auch er viel zu leiden; nach der zweiten Besetzung Hamburgs durch die Franzosen im J. 1813 ließ er sich von seinen Freunden sehr gegen seinen Willen dazu bewegen, um sich den Verfolgungen zu entziehen, denen er als ein hervorragender Patriot ausgesetzt war, die Stadt zu verlassen; doch kehrte er schon nach wenigen Tagen wieder zurück. Im J. 1814 konnte er das Fest der Befreiung Hamburgs feiern; er hat dann noch an der weitern Entwicklung der Dinge Antheil genommen, aber nur mit schon gebrochenen Kräften. Auch sein Landaufenthalt in Ottensen brachte ihm nur auf kurze Zeit Erholung; doch hatte er noch die Freude, am 18. October 1817 in seiner Kirche die neuen Fahnen für das hamburger Bürgermilitär einweihen zu können. Er starb zu Ottensen am 6. August 1818. — R. war zweimal verheirathet gewesen; seine zweite Frau, welche die Schwester der ersten war (sie waren Töchter des Oberhofpredigers Boysen in Quedlinburg), soll die Verfasserin der anonym erschienenen Schrift „Betrachtungen über Erziehung der Söhne und Töchter“, Halle 1779, Gebauer, sein. Aus beiden Ehen hatte R. Kinder; vgl. oben Friedrich Eberhard R. II und August Jakob R.

August Jakob Rambach, Johann Jakob Rambach . . . . nach seinem Leben, Charakter und Verdienst geschildert. Hamburg 1818. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1293 ff. — Lexikon der hamb. Schriftsteller VI. S. 151 ff. (Rotermund und das Lexikon führen R.'s gedruckte Schriften an.) — Hansen, die Familie Rambach, Gotha 1875, S. 206 ff. — Geffcken, die große St. Michaeliskirche in Hamburg, 2. Aufl., Hamburg 1862, S. 92 ff. — Ueber die schriftstellerische Thätigkeit seiner Frau vgl.: Hamburg und Altona, eine Zeitschrift u. s. f., 2. Jahrgang, 3. Band, Hamburg 1803, S. 374 f.
Bertheau.

Rambeck: Aegid R. (auch Ranbeck geschrieben), geb. am 25. Januar 1608 zu München als Sohn des herzogl. Raths und Geheimsecretärs Balthasar R., † zu Scheiern am 11. October 1692. Er trat nach Beendigung seiner Vorstudien im J. 1626 in das Stift der Benedictiner zu Scheiern ein, legte am 12. December 1627 das Ordensgelübde ab, begab sich dann behufs der höheren Studien nach Ingolstadt, bei dem Anrücken der Schweden nach Oesterreich, wurde in Passau 1633 zum Priester geweiht, kehrte in sein Kloster zurück und wurde mit der Pfarrseelsorge betraut. Bereits im J. 1635 wurde er an der Universität zu Salzburg Professor der Poetik, am 14. September 1643 daselbst Dr. jur. can. und Professor des Kirchenrechts, später wirklicher Consistorialrath und zum Generalvicar des Bischofs von Chiemsee (Franz Vigil Graf v. Spaur) ernannt. Im J. 1751 kehrte er in sein Kloster zurück und lebte seinen litterarischen Arbeiten, wiederholte Anträge einer Professur in Salzburg ablehnend. — Schriften: „Tabulae testamentariae ex utroque jure noviter excisae.“ Augsb. 1644. „Juris universi duae tabulae bimembres.“ Salisb. 1646. „Bivium fori contentiosi ex jure tam caesareo quam canonico litigantibus apertum.“ 1647. „Tertia fori content. via tam ex jure caes. quam can. laesis in judicio reclusa.“ 1648. „Disp. de solutionibus.“ 1648. „Epitome possessionum ac remediorum pro eisdem competentium.“ 1648. „Stylus beneficiorum feudalium.“ eod. „Pentecolon successionis ab intestato.“ 1649. „Asylum fori ecclesiastici.“

Augsburg 1651. „Ternio quartarum legitimae, Trebell. et Falcid. cet.“ eod. „Panoplia immunitatis ac libertatis ecclesiasticae, qua se clerici aliaeque missae in sortem domini personae defendendae sint, contra quotidianos laicorum incursus ac violentias.“ 1666, eine der extremsten Vertheidigungen der geistlichen Immunität für den größtmöglichen Umfang. „Calendarium Benedict. seu vitae SS. Ord. S. Ben.“ 4 Bde. 1775. Dazu noch mehrere Casus für die Zuhörer aus dem röm. u. can. Rechte. Alle sind im Geschmacke der Zeit, für die Praxis nicht ohne Brauchbarkeit, wissenschaftlich ohne tiefere Bedeutung. Dazu treten noch handschriftliche und Erbauungsschriften: „Didascalia s. manuductio ad amorem divinum“; „Parasceve mortalitatis s. praeparatio ad mortem“.

Egger, Hier. ord. Ben. III. p. 3 d. 2. — Ziegelbauer, Hist. liter. I. 389, 554. II. 241. Hist. univ. Salisb. 285. — (Zauner), Biogr. Nachr. — Bibl. gén. des Ben. II. 448. — Kobolt, Gel.-Lex. S. 539, Nachtr. S. 257, 393. — Hallische Beitr. III. 69 f. — v. Schulte, Gesch. III. 1, 144.

v. Schulte.

Ramberg: Georg Arthur Freiherr v. R., Historien- und Genremaler, wurde als der Sohn des k. k. Feldmarschallieutenants Georg Heinrich Freiherrn v. R. am 2. September 1819 zu Wien geboren, erhielt, insbesondere durch seine Mutter, eine geborene Baronin v. Seydewitz, eine vorzügliche Erziehung und Bildung, um seinen Eintritt, ebenso bei der militärischen oder diplomatischen Laufbahn vorzubereiten. Auch wurde von Jugend auf fleißig gezeichnet, wozu ein vorübergehender Aufenthalt bei dem Großonkel Johann Heinrich R. in Hannover vielerlei anregende und nachwirkende Gelegenheit bot. Ebenso belebend durch fremdartige Eindrücke wirkte der häufige Garnisonswechsel des Vaters in Ungarn, Siebenbürgen und Böhmen, woselbst der junge R. schließlich die Universität Prag bezog, um Philosophie zu studiren und nebenbei an der Akademie unter Franz Kadlik und Anderen zu zeichnen. Das kunterbunte Durcheinander noch zu vermehren, sendeten die Eltern den in ganz aristokratischen Allüren schwimmenden Jüngling ein Jahr lang auf Reisen, wodurch seine Sehweite und Beobachtungsgabe ebenso wie seine chevalereske Tournure weitere Nahrung fand. Schließlich siegte über die übrigen noblen Passionen doch der Entschluß sich ganz der Malerei zu widmen und R. ging zu Hübner nach Dresden (1844). Hier entspann sich ein ebenso interessanter wie intimer Verkehr mit Semper und Rietschel, Hähnel, Schnorr, Bendemann, Alfred Rethel, Ludwig Richter, den Musikern Richard Wagner, Robert Schumann, Hiller, mit den als Mimen gefeierten beiden Devrients, mit den Dichtern B. Auerbach, G. Freytag, Gutzkow, Julius Hammer und unzähligen Anderen. Am wichtigsten wurde für R. die Hinweisung auf den damals noch weniger bekannten Moritz v. Schwind, welche R. seinem Freunde Hähnel verdankte. Sein Vorbild zeigte sich in Ramberg's erstem Bilde, dem „Hochzeitslied“ (nach Goethe) mit dem höchst humoristisch erfundenen Zwergen-Gewimmel. Das Sturmjahr 1848 und 1849 brauste über Dresden und den dortigen Freundeskreis in bekannter Weise und bot für R. Stoff zu zahlreichen Caricaturen. Doch fand der junge, in jeder Saison als Dandy glänzende Künstler noch Zeit und Muße zu ernsterem Schaffen, insbesondere zu einem historischen Bilde „Rückkehr Kaiser Heinrichs I. aus der Ungarn-Schlacht bei Merseburg“ (für Graf Hohenthal in Püchau), dessen Vollendung übrigens durch einen unfreiwilligen, infolge eines Pistolenduells mit Uffo Horn eingetretenen halbjährigen Festungsarrest auf dem Königstein verzögert wurde. Im J. 1850 übersiedelte R. mit seiner jungen Frau, einer Tochter des Buchhändlers Fleischer aus Leipzig, nach München. Hier näherte sich R. insbesondere mit dem „Ständchen“ (1852, lithogr. von Becker) und einem „Elfenleben“ (1858) der Richtung von Moritz v. Schwind. *In ersterem* Bilde kauert ein Zwerg neben seiner

Laterne in der Felsenecke und singt zur Laute; Nixen und Elfen schweben zwischen Baumwipfeln über einer Quelle im bläulichen Mondlicht, welches einen wirksamen kalten Gegensatz zum unteren röthlich-gelben Lichtschimmer bildet. Alsbald verband unseren Künstler eine innige Freundschaft mit den jungen, gleichstrebenden Karl Piloty, Theodor Horschelt und Franz Adam, welche einen von den übrigen Kunstgenossen sehr abstechenden chevaleresken Ton liebten und eine kleine, fast aristokratische Körperschaft bildeten, was sie jedoch nicht hinderte, Wildschützen, holde Sennerinnen und dralle Bäuerinnen, kurz echte Dorfgeschichten zu malen und zwar in einem der Düsseldorfer-Süßigkeit widersprechenden gesunderen Realismus, welcher natürlich ebenso viele Gegner wie zuvorkommende Bewunderer fand. Die anfänglich inhaltlich ganz unbedeutenden Stoffe, wie Ramberg's „Dachauerinnen am Sonntag" (1853), „Morgenandacht" (1855, in der neuen Pinakothek zu München), „Landleben", „Liebes-Erklärung" und „Brunnenscene" (1855), konnten nur durch ihre entschiedene Charakteristik und frische Technik interessiren; dazu gehörte auch der alsbald durch Geyer's Stich vielverbreitete „Spaziergang mit dem Hofmeister", welcher 1856 um den (heutzutage unbegreiflichen) Preis von 400 Gulden vom Kunstvereine angekauft wurde! Viel glücklicher und das ächte Volksleben warm erfassend, sind die Holzschnittzeichnungen Ramberg's zu Auerbach's und Nieritz' Kalendern und die Titelblätter zur „Bavaria", die freilich ohne dessen Fähigkeit zu erreichen, aber mit glätterer Form an Ludwig Richter's Vorbild gemahnen. Sie bezeichnen den Uebergang zu Ramberg's nachmaliger Thätigkeit als Illustrator unserer deutschen Classiker, womit der Künstler erst den vollen Ruf und Ruhm seines Namens begründete. Nach fünfjähriger Ehe verlor R. seine Gattin und schloß dann 1857 eine zweite mit Emma v. Schanzenbach; drei Jahre darauf erfolgte seine Berufung an die damals neuorganisirte Kunstschule in Weimar. Daselbst malte er im Auftrage König Max II. das große historische Bild „Kaiser Friedrich II. Hofhalt in Palermo" — in Composition und Farbe eine gleich vorzügliche Schöpfung, welches der Weltgeschicht-Galerie im Münchener Maximilianeum einverleibt wurde. Aber der große historische Styl war nicht nach Ramberg's Geschmack; es zog ihn zu dem stilleren Genre, das sich sogar mit der Reparatur eines „Zerbrochenen Kinderschlittens" begnügte. Am besten gelangen ihm kleine Scenen humoristischen Charakters mit schalkhafter Grazie. So die „Liebeserklärung", das „Verstecken", „Nach dem Maskenball" (1858), die „Gratulation" und jene Idyllen, wie die berühmte „Begegnung auf dem See", „Einladung zur Fahrt" und die „Rose am See", die man gemalte „Lieder ohne Worte" nennen könnte. Hierher gehören auch die Illustrationen, welche R. zur Cotta'schen Jubiläums-Ausgabe der Gedichte Schiller's lieferte. Diese sind höchst reizend, eigenartig und poetisch congenial, wenn R. beispielsweise im „Punschlied" mit einer lustigen Gesellschaft von je zwei Damen und Herren die vier Bestandtheile des Punsches charakterisirt und in einem der Männer Schiller selbst als den „Geist", in dem anderen, einem leeren Schwätzer, den „sprudelnden Wasserschwall" personificirt, während eine junge, weiche, schmelzend süße Blondine den „Zucker" so unübertrefflich darstellt, wie eine ältere pikante Brünette die Citrone.

Von gleicher Feinheit der Empfindung zeigen Ramberg's Oelbilder, darunter die „Vorlesung aus Wieland" (gestochen von Deininger), das Concert „Nach Tisch" (Neue Pinakothek), insbesondere aber die grau in grau für die photographische Reproduction ausgeführten Bildercyclen zu Goethe's „Hermann und Dorothea" und zur „Louise" von Voß. Hier gelang es dem Maler mit dem behaglichen Wirth, dem wortweisen Pfarrherrn, insbesondere aber dem ihr Stiergespann leitenden, hochgemutheten edlen Mädchen, wahre Typen aufzustellen, welche lange nicht überboten werden dürften. Gleichzeitig b[illegible] er mit seinem Freunde

Fr. Pecht die Herausgabe einer „Schiller-“ und „Goethe-Gallerie“ (gestochen von Gonzenbach, Nordorf, Neumann, Schultheiß, Jacquemont, Geyer u. A.), welche meist in einzelnen Halbfiguren die Hauptpersonen dieser classischen Dichtergestalten vorführen.

In München, wohin R. schon 1866 als Professor an die Akademie berufen worden war, sammelte der Künstler eine Reihe von Schülern, welche insgesammt und obwol jeder von ihnen in der Folge seine eigenen Wege ging, doch ihrem Meister zur Ehre gereichten, darunter z. B. Leibl, Keller, Rasch, Spangenberg, Hirth, Herpfer, Shirlaw, Watter u. A. Mitten in diesem vollen, fröhlichen Schaffen erlag R. am 5. Februar 1875, nach kaum dreitägigem Krankenlager, einer mit ungewöhnlicher Wuth ausgebrochenen Diphteritis, wozu sich noch ein heftiges Scharlachfieber gesellte. Sein seltener Formen- und Schönheitssinn, verbunden mit dem gründlichen Studium und einer höchst vollendeten, virtuosen Technik des Vortrags — alle diese Vorzüge reihen unseren Künstler zu den geschmackvollsten und gediegensten Genremalern aller Zeiten. Seine Freunde errichteten ihm auf dem südlichen Friedhof ein Grabdenkmal mit einer Porträtbüste von Julius Zumbusch (Guß von Hörner). Sein im Kunstantiquarfach, namentlich an Stoffen, Kleidern und Waffen überaus reiche Seltsamkeiten bietender Nachlaß wurde in einer sehr animirten Auction versteigert.

Vgl. Wurzbach 1872, 24 S. 305 ff. — Reber 1876, S. 639 ff. — Fr. Pecht in Beil. 43 Allg. Ztg. 1875 und in Ueber Land und Meer 1875, S. 474 ff.
Hyac. Holland.

Ramberg: Georg Heinrich Freiherr von R., Feldmarschalllieutenant, Commandeur des Leopoldordens, Ritter des Militär-Maria-Theresienordens, 2. Inhaber des Infanterieregiments Kaiser Franz Josef I. Zu Hannover 1786 geboren, trat R. im 19. Lebensjahre in preußische Dienste. Zum Officier im reitenden Jägercorps befördert, machte er 1806 und 1807 die Campagne gegen Frankreich mit und erwarb sich, dem General Scharnhorst zugetheilt, jene militärische Bildung, welche ihn in der Folge so sehr auszeichnete. Als 1807 der Tilsiter Friede den Kämpfen gegen Napoleon I. ein Ende machte, verließ R. die preußischen Dienste und kehrte in seine Heimath (Hannover) zurück. Aber schon im folgenden Jahre bewarb er sich um die Aufnahme in den Verband des österreichischen Heeres, in welchem er als Kadet im Regiment Schwarzenberg-Ulanen assentirt und 1809 zum Unterlieutenant befördert wurde. Bald darauf erfolgte seine Zutheilung zum Generalquartiermeisterstabe; er machte im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die Campagne in Baiern mit und ward für seine Leistung in der Schlacht bei Regensburg zum Oberlieutenant im Generalstabe ernannt. Dem Armeecorps des Feldzeugmeisters Prinzen Hohenzollern zugetheilt, nahm er an den Kämpfen bei Aspern, Wagram und Znaim mit Auszeichnung Theil. Namentlich bei Aspern rettete er ein von französischer Cavallerie geworfenes Bataillon dadurch, daß er auf eigene Verantwortung Cavallerie zur Unterstützung herbeiholte; bei Wagram war es seinem rechtzeitigen Einwirken zu danken, daß die feindlichen Sturmcolonnen über den Rußbach zurückgeworfen wurden. Als R. nach erfolgtem Waffenstillstande (12. Juli 1809) bei den Verschanzungen der Position von Acs bei Comorn thätigen Antheil nahm, ahnte er nicht, daß er vierzig Jahre später dort einem anderen Feinde gegenübertreten sollte. Den Winter desselben Jahres war R. dem Generalcommando in Brünn, dann 1810—1812 der Landesbeschreibung zugetheilt. In der russischen Campagne 1812, erst im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg, dann als Chef des Generalstabes der Division Trauttenberg, nahm R. an den meisten Affairen in diesem Feldzuge Theil; vor der Schlacht von Poddubie stellte er ohne höheren Befehl die vom Feinde zerstörte Brücke bei Koziebrod im heftigsten Kartätschenfeuer wieder her

und trug dadurch wesentlich zur Gewinnung dieses Ueberganges bei. Während der Feldzüge 1813 und 1814 finden wir R. überall, wo der Kampf am heftigsten wüthete, und in der Schlacht bei Leipzig that er sich namentlich bei Einnahme des Dorfes Dölitz hervor; sechsmal wurde der Ort genommen, sechsmal wieder verloren. Als das verbündete Heer gegen die französische Grenze vorrückte, ward R. in das Hauptquartier Schwarzenberg's berufen und machte in des Feldherrn Suite die Schlacht von Brienne und andere Gefechte, dann, der Division Moritz Lichtenstein zugetheilt, die Kämpfe von Troyes und Virey mit. Während des Congresses arbeitete R. im Bureau des Generals Grafen Radetzky und des Generals Baron Langenau. Beim Ausbruche der Campagne 1815 war er wieder Chef des Generalstabes der Division Stutterheim, mit welcher er die Gefechte bei Bourglibre und den Marsch an die Loire mitmachte, dann aber als österreichischer Commissär Wellington zugetheilt wurde, in welcher Eigenschaft er bis zum Aachener Congresse (1818) blieb. Im J. 1819 arbeitete R. im statistischen Bureau in Wien und 1820 abermals bei der Landesbeschreibung in Ungarn, wurde aber 1821 zum Major im Generalquartiermeisterstabe mit der Bestimmung nach Mailand befördert. Kaum dort angelangt, brachen die Unruhen in Piemont aus und R. nahm an den Gefechten bei Novara und Borgo Vercelli als Generalstabsofficier der Avantgarde Theil. Mit geheimen Depeschen an den piemontesischen General Latour gesendet, blieb R. als österreichischer Commissär bis zum Monate September bei dem damaligen Vicekönig Generallieutenant Grafen Revel in Turin; als 1821 die schon unter Napoleon I. begonnene Triangulirung in den Savoyer Alpen wieder aufgenommen wurde, war es R., welcher mit den Astronomen Carlini und Plana durch zwei Sommer diese schwierige und gefährliche Arbeit leitete. Im J. 1827 zur Landesbeschreibung als Director nach Siebenbürgen beordert, wurde er 1831 zum Oberstlieutenant im Generalstabe befördert und 1833 in gleicher Eigenschaft nach Graz versetzt. Aus dem Generalstabe trat R. 1835 und zwar als zweiter Oberst des 25. Infanterieregiments, er übernahm dann das Commando des 36. Infanterieregiments in Prag, wurde 1843 zum Generalmajor und Brigadier, 1848 zum Feldmarschalllieutenant ernannt und sollte eine Division in Lemberg übernehmen. Die Nachricht von den Octoberereignissen zu Wien traf R. noch in Budweis und er erbat sich von Windisch-Graetz die Erlaubniß, seine ehemalige Brigade über Linz nach Wien führen zu dürfen, woselbst er thatsächlich, durch einige Truppen während des Marsches verstärkt, am 21. October eintraf und die Avenuen der Nußdorfer Linie besetzte. Am 24. setzte er mit einem Theile seiner Truppen über den Donaucanal und führte bis zum 26. erfolgreiche Gefechte gegen die Rebellen. Bei dem allgemeinen Angriffe auf die Leopoldstadt hatte R. fünf Brigaden zu führen. Ungeachtet des Befehles, sich in keinen zu ernsten Straßenkampf einzulassen, da zwei Brigaden für den eventuellen Fall einer Vorrückung der Ungarn zur Verfügung bleiben mußten, nahm R. nach achtstündigem blutigem Straßenkampfe die ganze Leopoldstadt bis zum Donaucanal und entsendete noch in der Nacht, d. h. rechtzeitig, die beiden Brigaden nach Schwechat. Der Kaiser lohnte diese That mit dem Commandeurkreuze des Leopoldordens und das Capitel vom Jahre 1850 erkannte R. für sein Wirken vor Wien das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens zu. Als die Armee von Wien nach Ungarn aufbrach, befehligte R. eine Division des II. Armeecorps und leitete das Gefecht am 26. December auf der „kleinen Schütt". Wenige Tage später ward ihm das Commando über das Observationscorps vor Comorn anvertraut; im Februar 1849 ward er beordert, die Görgey'sche Armee in Oberungarn mit zwei Brigaden zu verfolgen, was auch über Kaschau bis an die Theiß geschah. Im April zu Badkert an einer Gehirnentzündung erkrankt, mußte R. die Armee verlassen, aber kaum her-

stellt, bat er um seine Wiederanstellung bei der operirenden Armee; er erhielt
nter Haynau das Commando des III. Armeecorps. Bei der allgemeinen Vor-
ückung über die Theiß führte R. dasselbe über Theresiopel nach Klein-Kanizsa, er-
wang hier am 5. August im heftigsten Feuer den Uebergang über die Theiß,
rfolgte am 6. und 8. den Feind, engagirte die Schlacht bei Temesvar,
ldete während derselben mit der russischen Division Panutine das Centrum
nd drang bis auf das Glacis der Festung vor; von dort ward sein Corps
it dem IV. Corps und der Cavalleriedivision zur Verfolgung des Feindes gegen
iebenbürgen verwendet. Bei Lugos bestand R. noch ein Gefecht, bis der Feind
wischen den verfolgenden kaiserlichen Truppen und dem russischen Corps Lüders
ngeengt, die Waffen streckte. Nach beendigtem Feldzuge befehligte R. das
II. Corps in Siebenbürgen und im Banat; als aber die Armee im J. 1850
Böhmen und Mähren concentrirt wurde, erhielt er das Commando in der
estung Theresienstadt. Am 1. Juni 1854 in den Ruhestand versetzt, wurde R.
i der erneuerten Rüstung 1854 für eine Verwendung bei der activen Armee
estimmt und erwartete zu Teplitz seine Eintheilung, als ihn dort am 2. Sep-
mber 1855 der Tod ereilte und seinem thatenreichen Leben vorzeitig ein
nde machte.

Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden.

R. v. R.

Ramberg: Johann Heinrich R., Maler, Zeichner und Kupferätzer,
urde am 22. Juli 1763 zu Hannover geboren; sein Vater, der Kriegssecretarius
nd nachherige kurfürstliche Hofrath R., ein Kunst-Liebhaber und -Kenner, ent-
eckte bald das früh erwachte Talent des Sohnes und suchte dasselbe durch
lätter von Le Prince, durch Zeichnungen von La Fage, Boucher und Ge-
ssen zu entwickeln und zu fördern. Ein Dutzend „Ansichten aus dem Harz“,
elche durch den hannöverschen Gesandten dem König Georg III. vorgelegt
urden, verhalfen dem siebenzehnjährigen Künstler zur Aufnahme an der Akademie
London. Hier blieb er neun Jahre zu seiner Ausbildung, malte mehrere
ilder und Porträts, lieferte Illustrationen und zeichnete Witzblätter und Cari-
turen für den damals schon gemüthskranken König, welcher meistens selbst die
ujets angab, die R. in ein paar Minuten zum großen Beifall des Monarchen,
r den man solche Unterhaltungen suchte, aufs Papier warf. Damit hängen
e ersten, sehr selten gewordenen Radirversuche Ramberg's zusammen. Mit
nterstützung seines königlichen Mäcen reiste R. 1788 nach den Niederlanden,
suchte die dortigen Galerien und wendete sich nach Deutschland. In Leipzig
alte er das Bildniß des Dichters Gleim (gestochen von Schulz) und kam 1791
Dresden mit Chr. Gottfr. Körner zusammen, dessen Urtheil über R. jedoch
icht besonders günstig lautet. Er schilderte ihn als einen wilden, übermüthigen
urschen, der sich fühlt und schwerlich weiter in der Kunst kommen werde; es
hle ihm nicht an Ideen, aber er sei einseitig und dabei ebenso dreist im Ur-
heilen, als in seinem Zeichnen; überhaupt wolle er lieber das Leben nach seiner
Weise genießen, als fortstudiren. Das paßt ganz auf R., welcher schon früher
rößere Anerkennung fand, als sein mehr improvisatorisches Talent verdiente.
Durch verschiedene Empfehlungen gefördert, reiste R. über Prag und Wien, wo
r sich überall einige Zeit aufhielt und ein Talent wie das seine ganz geeignet
war, die vornehmen Kreise zu unterhalten. Dann strebte R. nach Italien, be-
rührte Venedig — hier traf er den nachmals als Generaldirector der französischen
Museen berufenen Denon, dessen Bildniß er malte, während Denon 1791 das
Porträt Ramberg's stach — Bologna und Parma, Rom und Neapel und kehrte
endlich nach Hannover zurück, wo R. 1792 das Diplom eines Hofmalers erhielt.
Außer verschiedenen, sehr manierirten Bildern schuf R. eine große Zahl von

Zeichnungen des verschiedenartigsten Inhalts. Mehr als 20 Jahre übte dieser Künstler eine fast souveräne Herrschaft über eine Schaar von Almanachen und Taschenbüchern (wie „Orphea", „Minerva", „Penelope", Schütze's „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft", Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" u. s. w.) und begleitete von Lafontaine, Wieland, Iffland bis zu Clauren einen guten Theil unserer Dichter, Novellisten, Operncomponisten mit seinen Darstellungen, „blieb aber immerdar hinter dem Fluge reiner und edler Geister zurück, während er der Frivolität gewisser Schriftsteller vollkommen Genüge leistete". Mit vielen seiner meist cyclischen Compositionen machte er geradezu Epoche, darunter mit den uns heutzutage sogar widerwärtig erscheinenden Illustrationen zu Schiller, Shakespeare, oder zum „Reinecke Fuchs" (30 radirte Blätter, Hannover 1826) und „Till Eulenspiegel" (55 Umrisse, Hannover 1887); ebenso mißhandelte er die Ilias des Homer „seriös und comisch", d. h. in Blumauer's Manier. Auch in der Caricatur, Allegorie und Mythe, im Porträt, in landschaftlichen und anderen Darstellungen erwarb R. einen Namen, welcher alsbald ebenso übertrieben wie noch während seines Lebens wieder unterschätzt wurde. Wenn man auch der Originalität und dem großen Reichthum seiner Gedanken alle Gerechtigkeit zollt und den scharfen Beobachter des ordinären Lebens, den witzigen und launigen Kopf anerkennen muß, so bleibt einer objectiven Kritik immer zu beklagen, daß ein solches Talent so häufig in leere Oberflächlichkeit und süßliche Nachlässigkeit verfiel. Ihm fehlte durchaus „die Weihe sittlicher Schönheit". Allein das „elegante" Publicum seiner Zeit liebte diese Mängel sogar als Vorzüge. „Seine rundlichten, koketten und schalkhaft blickenden Mädchen hatten viele Verehrer, seine pathetischen, schauspielerhaften Helden schienen die ganze Welt erobern zu wollen". Eines flüchtigen Reizes wegen finden seine fast zahllosen Blätter heute noch Freunde und Sammler. Einzelne Blätter wurden von ihm selbst gestochen, die meisten von Bause, Berger, Schmutzer, Böhm, H. Schmidt, Stölzel, Eßlinger u. A. R. starb am 6. Juli 1840 zu Hannover und wurde auf dem Gartenkirchhof daselbst begraben.

Vgl. Nagler 1842, XII 275 ff. — A. Conze in den Preuß. Jahrb. 1870, XXVI, 83 ff. und die Monographie von Jacob Chr. Carl Hoffmeister, Hannover 1877, welcher die Thätigkeit Ramberg's nach 337 Nummern gruppirt, ihre künstlerische Bedeutung sehr richtig und ohne Ueberschätzung schildert, seine Fehler und Schwächen weder entschuldigt noch in Schutz nimmt, dabei aber manch' ernstes, bedeutungsvolles Wort spricht.

Hyac. Holland.

Ramboux: Johann Anton R., Maler und Zeichner, geboren 1790 zu Trier, † am 2. October 1866 zu Köln. Den ersten künstlerischen Unterricht ertheilte ihm der Zeichnenlehrer Hawich in seiner Geburtsstadt. 1807 kam er nach Paris, um in David's Schule zu treten, schlug jedoch, als er 1815 nach Deutschland zurückkehrte, einen dem Wesen der französischen Schule ganz entgegengesetzten Weg ein. Ein Jahr lang besuchte er die königliche Akademie zu München, dann begab er sich nach Rom, wo er eine Reihe von Jahren verblieb und sich dem von Cornelius und Overbeck geleiteten Künstlerkreise anschloß. Während seines zehnjährigen Aufenthalts begann er die Sammlung von Aquarellcopien nach altitalienischen Bildern. Nach einer kurzen Rückkehr in seine Vaterstadt fühlte er sich von Neuem nach Italien gezogen, wo er dann einen zweiten und noch längeren Zeitraum, nämlich bis 1842, verlebte und jene Sammlung von Aquarellen eifrigst fortsetzte, so daß sie die Zahl von 300 Blättern überstieg. Dieselbe wurde von Preußens kunstsinnigem Könige und dem rheinischen *ritterbürtigen* Adel für die Summe von 8000 Thalern erworben und der Kunst-

emie in Düsseldorf überwiesen. Sie beginnt mit Nachbildungen musivischer
werke aus dem 4. bis 14. Jahrhundert in Rom, Ravenna, Siena und
rwärts, dann folgen Werke sowohl in Fresco als Tempera und Oel aus
14., 15. und 16. Jahrhundert, wobei besondere Rücksicht auf die Charakte-
der verschiedenen Schulen genommen ist. Das Urtheil der bewährtesten
ner stimmt darin überein, daß diese Zeichnungen ebenso genial und frei wie
im Geiste der Urbilder ausgeführt sind, so daß sie in ihrem Zusammen-
ge eine vollständige Uebersicht der Entwicklung der italienischen Kunst ge-
ren und für kunsthistorische Forschung gleichwie für künstlerische Studien von
r Bedeutsamkeit sind. Von seinen Gemälden, die im Allgemeinen nicht zahl-
entstanden, sind zu nennen: „Adam und Eva", 1818 vollendet, im J.
1 vom Verein zur Erwerbung von Kunstwerken angekauft und dem Kölner
seum geschenkt, „Die Predigt im Coliseum", „Der Heiland, im Schiffe
rend des Sturmes schlafend", „Der Hungertod des Ugolino und seiner
ne", „Scene aus dem Decameron des Boccaccio", eine Gesellschaft junger
nner und Damen, welche sich vor der Pest in Florenz auf ein benachbartes
dhaus geflüchtet haben, wovon der Carton 1832 bei der Kunstausstellung in
nchen zu sehen war und jetzt dem städtischen Museum in Köln angehört.
2 sandte er zur Berliner Ausstellung einen zweiten großen Carton, in Pe-
ca und Laura den Triumph der Liebe darstellend, mit einer Einfassung von
en Vorstellungen aus dem Gedichte I trionfi. Das Städel'sche Kunstinstitut
Frankfurt a. M. besitzt eine Folge von zehn Darstellungen aus Dante's
ina Commedia in colorirten Zeichnungen von ihm. Unter den selbständig aus-
hrten Gemälden Ramboux's gehören zu den gelungensten einige Bildnisse,
man, als Geschenk des Geh. Regierungsraths D. Oppenheim, jetzt im Kölner
seum sieht: 1. die mit Holbein'scher Meisterschaft behandelten vereinigten
dnisse der Bildhauer Gebrüder Eberhard; 2. das Bildniß des Professors und
ans Simon Schmid, der mit Senefelder den Ruhm der Erfindung der Litho-
phie theilt, und 3. das Bildniß Aloys Senefelder's. Nach de Noel's Zurück-
n erging 1844 an R. der Antrag, dessen Nachfolger als Conservator des
tischen Museums in Köln zu werden. Er folgte dieser Berufung und hat
Amt mit Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit verwaltet. Recht verdienstlich
namentlich die Sorgfalt, womit er die Restauration des großen altrömischen
saikbodens geleitet hat. Sein unausgesetzter Fleiß förderte auch in Köln ein
es künstlerisches Schaffen zu Tage. Er fertigte Zeichnungen nach mittelalter-
en Wandgemälden im hiesigen Domchore und in der ehemaligen Abteikirche
Brauweiler, sowie nach verschiedenen neuausgegrabenen Mosaiken aus der
nerzeit. Er betheiligte sich an der in den wichtigeren bildlichen Theilen von
Levy-Elkan ausgeführten, vom Kölner Dombauverein 1848 an Papst Pius IX.
ndten Adresse, die Cartons zu den Wandteppichen im Domchore rühren von
her, auch ist die Ausschmückung der Kapelle am Weißen Hause sein Werk.
erdem hat er sich zahlreichen andern und ähnlichen Arbeiten unterzogen.
Italien hatte er eine große Anzahl von Durchzeichnungen einzelner Theile
Gemälden alter Zeit gesammelt, die er in Köln herausgegeben hat. Es sind
einfach behandelte Lithographien. Eine Folge von 300 Blättern führt den
l: „Umrisse zur Veranschaulichung alt-christlicher Kunst in Italien vom
re 1200—1600, Köln 1854—58". Eine andere Folge: „Beiträge zur
stgeschichte des Mittelalters. Köln 1860", besteht aus 125 Blättern, wo-
22 auf Deutschland, 8 auf Frankreich, alle übrigen auf Italien kommen.
er gab er hier ein Heft lithographirter Umrisse und Skizzen heraus, zu denen
e Entwürfe auf seiner im J. 1854 unternommenen Pilgerreise nach Jeru-

salem nach der Natur gezeichnet hatte, und 1865 folgte eine Sammlung von 30 Marienbildern nach Gemälden altitalienischer Meister des 14. bis 16. Jahrhunderts, der er den Titel gab: „Trostspiegel in den Widerwärtigkeiten des Lebens". Eine Serie von Crucifixen blieb mit 30 Blättern unvollendet. In seiner jüngeren Lebenszeit hat R. einiges selbst lithographirt: Die Verklärung Christi nach Raphael's Bild in München von gleicher Größe. Zwei Hefte, Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bei Trier, mit Text von H. Wyttenbach, 1825—26. Nach seiner Zeichnung stach F. Ruscheweyh in Kupfer: Das Abendmahl des Herrn, Wandgemälde im Refectorium von Sta. Croce zu Florenz, angeblich von Giotto. 3 Blätter. R. war nicht nur Künstler, sondern zugleich ein eifriger Sammler von Kunstsachen, Antiquitäten und Büchern, wobei ihm der Gegenstand die Hauptsache war; auf schöne Erhaltung sah er nur wenig. Diese Sachen sind nach seinem Tode öffentlich versteigert worden. Dem in zwei Bänden erschienenen Katalog ist sein von Professor Georg Osterwald mit der Feder auf Stein gezeichnetes, vollkommen gelungenes Bildniß beigegeben. Zur Hinterlassenschaft gehörten 391 Gemälde altitalienischer Meister, welche seit dem Jahre 1862 in besonderen Räumen des Museumsgebäudes ausgestellt waren; der Besitzer hatte einen selbstangefertigten Katalog darüber in Druck erscheinen lassen. Viele diese Bilder, aber keineswegs die besseren, sind für das Museum angekauft worden. Ramboux's fruchtbares und ausgezeichnetes künstlerisches Wirken gehört jener Richtung an, welche man die romantische zu nennen pflegt, und die sich mit vorwaltender Neigung den Ideen und Formen des Mittelalters zuwendet. Die Verherrlichung Gottes und der Schmuck der Kirche, das war das hohe Ziel, welches er, unbekümmert um die Anerkennung und den Beifall der Welt, in treuer Beharrlichkeit, in Einfachheit und Bescheidenheit verfolgte. Er war eine Persönlichkeit, wie man sich die liebenswürdigsten Meister der alten Zeit vorstellen würde.

Merlo, Nachr. von Köln. Künstlern. — Zeitungs-Nekrologe.

J. J. Merlo.

Ramdohr: Friedrich Wilhelm Basilius v. R., juristischer und Kunstschriftsteller, wurde auf dem Familiengute Drübber im Hoyaischen geboren, nicht 1752, wie überall angegeben wird, da er nach seiner eigenen Aussage 1787 noch nicht dreißig Jahre alt war, sondern etwa 1757, studirte in Göttingen Ostern 1775—1778 die Rechte, zugleich aber auch unter Heyne, dem er Bildung des Geschmacks in den Künsten und, wie er hinzusetzt, Bildung des Herzens dankte, die Alterthumswissenschaft. Nach vollendeter Studienzeit widmete er sich der richterlichen Laufbahn, wurde Hofgerichtsassessor in Hannover und 1788 auf Präsentation der Hoyaischen Landschaft Mitglied des Oberappellationsgerichts in Celle. Von Jugend auf übte er sich im Zeichnen, malte in Oel und Pastell und während seines ganzen Lebens ging die praktische und theoretische Beschäftigung mit der Kunst neben der juristischen Berufsarbeit her. Frühzeitig versuchte er sich in schriftstellerischer Thätigkeit. Ein Drama: „Kaiser Otto III." (Göttingen 1783) scheint völlig unbeachtet geblieben zu sein. Umsomehr ist sein litterarisches Wirken auf dem Gebiete der Kunst und namentlich der Kunstphilosophie Gegenstand der öffentlichen Kritik geworden. Mit den bedeutendern Kunstsammlungen Deutschlands, Frankreichs und Italiens machte er sich früh bekannt, verweilte 1784 ein halbes Jahr in Rom, wo er sich unter Führung eines bekannten Cicerone der Zeit, des russischen Hofraths Reifenstein umsah, und veröffentlichte dann in dem Werke: „Ueber Mahlerei und Bildhauerarbeit in Rom für Liebhaber des Schönen in der Kunst" (3 Thle., Leipzig 1787) einen nach den Aufstellungsorten geordneten Katalog. Eine 1791 unternommene Reise lieferte den Stoff zu „Studien zur Kenntniß der schönen Natur, der schönen Künste, der

tten und der Staatsverfassung auf einer Reise nach Dänemark" (1. Theil 1792,
cht mehr erschienen). Die Gemäldesammlung des Grafen Brabeck zu Söder
ei Hildesheim) erhielt 1792 ihre erste Beschreibung aus Ramdohr's Feder.
uf Erfahrungen, wie er sie auf diesen Wegen gesammelt hatte, gestützt, versuchte
sich in einem ästhetischen Werke: „Charis oder über das Schöne und die
chönheit in den nachbildenden Künsten" (2 Thle. 1793), das ihm zwar das
ob der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und 1794 die Ernennung zum aus-
ärtigen Mitgliede der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen
intrug, aber von den litterarischen Stimmführern der Nation ungünstig genug
ufgenommen wurde. Schiller nennt das Buch brauchbar, ja vortrefflich, soweit
s empirische Regeln des Geschmacks in bildenden Künsten enthalte, dagegen als
Philosophie des Schönen betrachtet den elendesten Wisch von der Welt; an einer
ndern Stelle spricht er von Ramdohr's Philosophie als einer horriblen, wahren
eichsfreiherrlichen Philosophie. Goethe geht noch weiter: er habe mit allen
natürlichen und künstlichen Organen seines Individuums das Werk vergebens zu
rfassen gesucht. Auch persönlich scheint R. keinen vortheilhaften Eindruck ge-
macht zu haben. Körner, der ihn gleich Goethe und Schiller im Herbst 1794
sah, tadelt an ihm eine gewisse alles umfassende Koketterie, die ihm schon achtzehn
Jahre früher in Göttingen angeklebt habe. Verewigt wurde das Urtheil der
Dichter in dem Xenion (119):

Charis.

Ist dies die Frau des Künstlers Vulkan? Sie spricht von dem Handwerk,
Wie es des Roturiers adliger Hälfte geziemt.

Auf dies Urtheil und namentlich auf die Farbe, die ihm gegeben ist, war
wohl nicht einflußlos geblieben, daß R. in der Berlinischen Monatsschrift 1791
XVII, 124) einen Aufsatz veröffentlicht hatte, der dem Geburtsadel ein vor-
zügliches Anrecht auf die ersten Staatsbedienungen im Interesse des Staats
elbst zu wahren rieth. Ein zweites Werk ästhetischen Inhalts: „Venus Urania,
ber die Natur der Liebe, über ihre Veredelung und Verschönerung" (3 Thle.,
eipzig 1798—99) forderte die Kritik der Romantiker heraus. Im „Litterarischen
eichsanzeiger" des Athenäums (Bd. II, 1799) werden demjenigen, der erweislich
hne irgend eine Nebenabsicht, blos um das Fortkommen der Aesthetik zu be-
rdern, die Urania des Herrn v. R. gelesen, als Prämie die ästhetischen Ver-
uche des Herrn v. Humboldt, wer sie wenigstens halb gelesen habe, zwanzig
och ungedruckte Gedichte von Matthisson versprochen. Den „Herzensergießungen
nes kunstliebenden Klosterbruders" (1797) gelten Ramdohr's Schriften als
ypus der ganzen ihm verhaßten Richtung: „wer diese liebt, mag das, was ich
schrieben habe, nur sogleich aus der Hand legen". Gegen die „Moralischen
rzählungen" von R. ist eine scharfe Recension im Athenäum Bd. III gerichtet,
e als von D. (Dorothea Schlegel) herrührend bezeichnet ist. Man darf es
s eine Art Facit dieser ganzen schriftstellerischen Thätigkeit anführen, was
akob Grimm, der im Sommer 1805 in Paris mit ihm zusammentraf,
ber ihn sagt: „den R. habe ich vor einiger Zeit zufällig kennen gelernt.
o dumm hätte ich mir ihn doch nicht gedacht. Er hat sich gegen Savigny
hr naiv dahin geäußert, daß er im Studium der Philosophie nur bis auf
arve gekommen und bei diesem stehen geblieben sei. Er sei noch von der
ten Art und verstehe die Neuern nicht. Da er nicht einmal Kant kennt,
ist es ihm nicht übel zu nehmen, daß er Schlegels und Tieck nicht mag. Er
das rechte Bild eines unterdrückten Schriftstellers". Der Mißerfolg scheint
m denn doch die ästhetische Schriftstellerei verleidet zu haben; nach 1800 hat
wohl noch Journalartikel des alten Schlages veröffentlicht, aber seine Bücher

14*

gehörten nunmehr ausschließlich seinem Berufsgebiete an. Eine Abhandlung: „Ueber die Organisation des Advocatenstandes in monarchischen Staaten“ (1801) steht in Zusammenhang mit einer damals von der Regierung geplanten Neuordnung des Advocatenwesens und redet in einem dem Gegenstande wenig entsprechenden rhetorischen Stile der corporativen Vereinigung der Advocaten zu einem Defensionsamte das Wort; die nach dem Haupttitel: „Organisationen verschiedener Stände und Gewalten in monarchischen Staaten“ zu erwartende Fortsetzung des Buches ist nie erschienen. Sein bekanntestes Werk dieses Gebietes sind seine „Juristischen Erfahrungen“ in drei Bänden (1809—1810), die ein seltsamerweise alphabetisch geordnetes Repertorium der wichtigsten Materien des Civilrechts auf Grund des gemeinen Rechts und unter steter Vergleichung mit dem Preußischen Landrecht und dem Code Napoleon enthalten. Das Buch ist besonders werthvoll durch die Aufnahme einer großen Zahl ungedruckter Entscheidungen des Celler Oberappellationsgerichts und schließt sich dadurch den Sammlungen von Pufendorf, Bülow und Hagemann u. a. an. Es ist eine Frucht der Muße, welche ihm die politische Umwälzung zu Anfang des Jahrhunderts gebracht hatte. Der litterarische Mißerfolg, welchen R. erlebt, hat ihm in der politischen Achtung seiner Landsleute nicht geschadet. Nach der Occupation Hannovers durch die Franzosen wurde R. zusammen mit dem Legationsrath v. Hinüber im Herbst 1803 an Napoleon nach Brüssel geschickt, um eine Erleichterung der schweren Kriegslast zu erwirken und erlangte von ihm die Zusage: je ne veux pas, que le peuple hanovrien soit percé, je veux que le nom français soit aimé chez vous. Aber erst nach einer zweiten Reise, die R. nach Paris unternahm, trat eine wirkliche Verringerung der Occupationsarmee gegen Ende des Jahres 1803 ein. R. war eben zum Director der Cellischen Justizkanzlei vom Könige ernannt worden, als die preußische Besitznahme des hannoverschen Landes erfolgte. Um nicht einer fremden Regierung in seinem Vaterlande dienen zu müssen, suchte er nach seiner eigenen Angabe um seine Entlassung in London nach. Er erhielt sie und ließ sich — ein Schritt, den ihm viele seiner Landsleute sehr verdacht haben — im September 1806 vom König von Preußen zum geheimen Legationsrath und Kammerherrn ernennen, wobei ihm seine Kanzleidirectorgage als Pension und Wartegeld bis dahin zugesichert wurde, daß ein Gesandtschaftsposten für ihn vacant werde. Nach der Katastrophe des preußischen Staats lebte er ohne in einem Dienstverhältniß zu stehen in Dresden und Merseburg und verbrachte erst seine letzten Lebensjahre in diplomatischer Thätigkeit, war 1815 preußischer Resident in Rom, seit 1816 wirklicher Gesandter in Neapel, wo er nach längeren Leiden am 26. Juli 1822 starb.

F. v. Bülow, das Oberappell.-Gericht in Celle, S. 185. — Koberstein, Litt.-Gesch. IV 583, 712. — Briefwechsel zw. Schiller und Körner III 142, 197, 202; zwischen Goethe und Schiller Nr. 8, 9, 11, 12, 139. — Briefwechsel der Brüder Grimm S. 63. — Das Kurfürstenthum Hannover unter den Franzosen (1806) S. 35. — Hannover wie es war, ist und werden wird. Heft 2 (1804) S. 98. — Ramdohr, Jurist. Erfahrungen I, Vorbericht. — Augsb. Allg. Ztg. 1822 Nr. 241. — Nagler, Künstlerlexikon XII 279.

F. Frensdorff.

Ramin: Friedrich Ehrenreich v. R., preußischer Generallieutenant, am 10. April 1709 auf dem väterlichen Gute zu Brüssow in der Uckermark geboren, trat 1723 bei dem in Anclam garnisonirenden Infanterieregiment Nr. 25, dessen Chef damals der Generalmajor Graf von Wylich und Lottum war, in den Dienst und ward, nachdem er anfangs nur langsam befördert, beispielsweise, obgleich er 1754 bei der Revue wegen guter Werbung den Orden pour le mérite erhalten hatte, erst im Juli 1756 Stabsofficier geworden war, schon im März

1759 Generalmajor; im darauffolgenden Jahre ward er Chef des Regiments, in welchem er seine soldatische Laufbahn begonnen hatte. Die vortreffliche Haltung, welche er auf den vielen Schlachtfeldern, wo er focht, gezeigt und die guten Dienste, welche er im Verlaufe der drei schlesischen Kriege geleistet hatte, waren die Veranlassung der Gunst des Königs und mannigfacher Auszeichnungen, deren R. sich zu erfreuen hatte. Eine Gelegenheit, bei welcher er sich ganz besonders auszeichnete, war der Augenblick, wo in der Schlacht bei Zorndorf die russische Cavallerie, nachdem der preußische linke Flügel zum Weichen gebracht worden war, auf den rechten einhauen wollte; die ruhige Haltung des von R. befehligten Regiments war es hauptsächlich, was sie zur Umkehr bewog; R. feuerte nun hinterher und Seydlitz' Reiter beuteten den Erfolg zum Siege aus; der König umarmte R. auf dem Schlachtfelde und ernannte ihn zum Obersten. Im Uebrigen wird nicht viel Lobendes von ihm berichtet. Thiébault (Frédéric le grand, Paris 1827) nennt ihn grob und dumm; selbst des Ordensrath König Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, Berlin 1790, 4. Theil, S. 260, ein Buch, welches selten etwas anderes als Lob spendet, erwähnt, daß er große militärische Kenntnisse nicht besessen habe. Im Juli 1767 ernannte der König ihn zum Gouverneur von Berlin und im September desselben Jahres verlieh er ihm den Schwarzen Adlerorden. Thiébault (IV, 299) behauptet, es sei geschehen, um R. in der öffentlichen Meinung zu heben; der König habe sich bei der Uebergabe des Lachens nicht enthalten können. Als derselbe ihm 1773 eine Pfründe zu Cammin verlieh, schrieb er, es geschähe, weil R. sich vorzüglich zum Domprobst eigne, wenn auch nicht für die Kirche, so doch für die berlinische Garnison. R. starb unvermählt am 2. December 1782 zu Berlin am Schlage; am 6. veranstaltete der König ihm ein besonders feierliches Leichenbegängniß.

Militärisch-genealogischer Kalender auf das Jahr 1791, mit Genehmhaltung der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

B. Poten.

Ramler: Karl Wilhelm R., der „deutsche Horaz“, geboren zu Kolberg am 25. Februar 1725, † zu Berlin am 11. April 1798. Sein aus dem Anspachischen eingewanderter Vater war nach mancherlei Irrfahrten Accisecontrolleur in Kolberg und Gatte einer jungen Witwe Elisabeth Fiddechow, geb. Stieg, geworden. Zu dem Sohn erster Ehe kamen in zweiter noch drei, der erste von diesen Karl Wilhelm. Auf der heimischen Stadtschule, auf dem Schinmeyerschen Waisenhaus zu Stettin (1736—1738), auf der Latina (1738 bis 1742) und der Universität zu Halle a. S. (1742—1744) erhielt er seine Bildung. Von den theologischen Studien sich abwendend, nach einem befriedigenderen Lebensberuf suchend, finden wir ihn seit Anfang 1745 in Berlin, zuerst als Mediciner, dann als Juristen, beides nur dem Namen nach. 1746 wurde er Hauslehrer in Lähme, 1747 Gouverneur de la jeunesse bei einem Herrn von Rosée in Berlin, 1748 maître de la philosophie am Corps des Cadets mit dem Titel Professor. Diese Stellung, die ihm viel freie Zeit ließ, aber die ersten 15 Jahre auch nur 12 Thaler monatlich, später 400 Thaler, seit 1787 800 Thaler jährlich brachte, versah er 42 Jahre lang. Daneben las er während des ersten Jahrzehnts noch Privatcollegien über die Wolff'sche Philosophie und über Aesthetik. Er sollte nach des Königs Bestimmung die Kadetten mit Philosophie aufklären, ging aber in der Erkenntniß der Nutzlosigkeit dieser Bemühung bald zu den schönen Wissenschaften über, auch diese freilich meist Ohren lehrend, „die nicht hören“. Doch verdankten mehrere preußische Officiere, unter denen [v.] v. Knebel der namhafteste ist, ihm ihre künstlerischen Neigungen. — Schon in den ersten Monaten seines Berliner Aufenthalts war R. mit dem sechs

Jahre älteren Gleim bekannt geworden; derselbe wurde ihm nicht nur bei der Erlangung seiner Brotstellen, sondern auch zur Erkenntniß seines litterarischen Lebensberufes mehrfach behilflich, führte ihn in die persönlichen und brieflichen Beziehungen des preußischen Dichterbundes ein und beauftragte ihn, die Correctur von Kleist's Landlust (später Frühling) zu übernehmen. R. erweiterte und veränderte das Gedicht, fand jedoch mit seiner Umarbeitung weder ein Ende noch des Verfassers Beifall. Gleim siedelte schon 1747 nach Halberstadt über, blieb aber durch Briefe und Besuche noch über ein Jahrzehnt freundschaftlich mit R. verbunden. Mehr und mehr hatten diesen inzwischen die Berliner Kreise, Mendelssohn, Nicolai u. a., in Beschlag genommen. Er befindet sich 1749 nebst Schultheß, Sulzer, Sucro, Langemack (s. d. Art.), Hempel, Krause und Bergius unter den ersten Mitgliedern des vom Hofprediger Sack beeinflußten Donnerstagsklubs, giebt mit Sulzer 1750 „Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" als Zeitschrift, mit Krause 1753 „Oden mit Melodien" heraus und dichtet 1754 im Auftrage der Prinzessin Amalia die von Graun dann componirte Cantate „Tod Jesu". In eben diesem Jahre beginnt seine Freundschaft mit Lessing. Beide ließen 1759 eine Auswahl aus Logau erscheinen, in der R. den Text nebst den metrischen und stilistischen Verbesserungen, Lessing die Anmerkungen besorgte, aus denen ersterer dann wieder mit Erlaubniß des Freundes die starken Seitenhiebe auf lebende Schriftsteller strich. Ramler's eigene Dichtung, welche sich von Anfang an vorwiegend der Ode zugewandt hatte, erreichte in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges ihren Höhepunkt. Er feierte die Kämpfe und Tugenden des Königs, den er zuerst bei seiner Rückkehr „den einzigen Monarchen" nannte, ohne daß der Besungene von ihm mehr Notiz genommen hätte als von andern deutschen Dichtern. — Die litterargeschichtliche Bedeutung Ramler's besteht in dem Ansehen, welches seine Zeitgenossen seinem kritischen Urtheil beilegten. Aus der Kritik erwuchs, was er selber dichtete: daher die Aengstlichkeit, Langsamkeit, Unselbständigkeit; der Schwerpunkt seiner Oden liegt in der bewußten Nachbildung Horazischer Gedanken und Formen; umfängliche Anmerkungen müssen die mythologischen und andere Schwierigkeiten erklären. Seiner kritischen Erinnerungen bediente sich Lessing bei seiner Minna, den Vermischten Schriften und dem Nathan und nahm seine Veränderungen des Ausdrucks meist unbesehen an. Nach seinem kritischen Bedünken ohne individualisirende Schonung corrigirte er — und dies wurde mit den Jahren seine bedenklichste, heftig befehdete Eigenthümlichkeit — die Dichtungen vieler Anderer, und gab sie so, mit und ohne deren Erlaubniß und Namen, heraus, L. H. von Nicolay, J. N. Götz, M. E. Kuh, Lichtwer u. s. w. Götz und Kuh besitzen wir infolge dessen nur in Ramler'scher Verkleidung. Die Grundsätze seiner Kritik entnahm er zum größten Theil aus Batteux, von dem er 1754 u. ff. eine deutsche Bearbeitung herausgab, die das öffentliche Urtheil in Sachen der Dichtkunst auf lange bestimmte. Auch er sieht daher die Antike nur in römischer Beleuchtung und durch französische Brille. Gleichwol kann ihm ein Verständniß für die „körperlichen Eigenschaften" classischer Gedichte nicht abgesprochen werden. — Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. (1786) wurde er Mitglied der Akademie und neben Engel Mitdirector der königl. Schauspiele. 1790 gab er seine Professur, 1796 die Theaterleitung auf. Die Steifheit und Pedanterie seines Wesens hatte mit den Jahren sich nur gesteigert. Verheirathet war er nie. Durch Testament vom 24. Februar 1795 setzte er seine Nichte Minchen, die Tochter seines zuerst in Groß-Jestin bei Kolberg, dann in Werneuchen das Pfarramt verwaltenden Bruders, welche selbst an den Prediger Ritter in Groß-Jestin verheirathet war, zur Universalerbin ein. Er starb in den Armen seines Landsmanns, des Kriegsraths Wackenroder. Von seinem an die genannte Nichte

gefallenen Nachlaß sind erst unlängst wieder über 1000 Nummern Briefe u. s. w. aufgefunden worden.

v. Göcking, Ramler's Leben (in Ramler's Poetische Werke II, 347 ff.). — Heinsius, Versuch einer biogr. Skizze Ramler's. Berl. 1798. — Jördens, Berlinischer Musenalmanach für 1791, S. 161 ff. — Ders., Lexikon d. D. IV, 262 ff. — Schlichtegroll, Nekrolog f. 1798, Bd I. — Petrich, Pommersche Lebens- und Landesbilder I, 193—236, vgl. 417 u. IIb. 339. — C. Schüddekopf, K. W. Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing (In.-Diss. Wolfenbüttel 1886; mit Benutzung des entdeckten Ramler'schen Nachlasses).

Hermann Petrich.

Ramm: Mathilde R., geb. am 1. Mai 1856 zu Stettin, Tochter eines dortigen Theaterrequisitors, betrat schon als Kind die Bühne, fand auf verschiedenen norddeutschen Provinztheatern, zuletzt in Potsdam, Beschäftigung als muntere Schauspielerin und gelangte 1875 an das Residenztheater zu Berlin. Hier heirathete sie am 25. Juli 1877 ihren Berufsgenossen, den trefflichen Lustspielkomiker Karl Beckmann († 1882); bald darauf erkrankte sie am Typhus und starb am 13. October 1877. Sie gab in den modernen französischen Sittendramen jene stets wiederkehrende Rolle des naiven jungen Mädchens, das mitten im Pfuhl gesellschaftlicher Laster keusch und ahnungslos bleibt. Ihr zartes Wesen, der staunende Kindesblick ihrer großen braunen Augen, etwas Unentwickeltes im Ton der feinen Stimme, die naive Unkenntniß aller Theaterroutine, sogar eine unbewußte Beschränktheit ihres Talents machte sie zu diesen Contrastgestalten wie geschaffen. Man glaubte an ihre jungfräuliche Reinheit und also glaubte man an die für sich oft unwahrscheinliche Figur der modernen französischen Ingénue. Die Poesie ihres Wesens aber bewährte sich auch in höhern Aufgaben. Wie von ungefähr gelang ihr Emilia Galotti, und ihr ganzer Liebreiz trat in der Perdita des Shakespeare'schen „Wintermärchens“ hervor. Ihre holde Jugend entzückte sofort und ausnahmslos alle Theaterfreunde Berlins, und als sie gestorben war, verglich man ihr Wesen wie ihr Schicksal mit Goethe's Euphrosyne.

Paul Schlenther.

Ramming: Wilhelm Freiherr R. von Riedkirchen, Feldzeugmeister, Ritter des Ordens der eisernen Krone erster Classe, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens und Leopold-Ordens, Besitzer des Militärverdienstkreuzes, Geheimer Rath, lebenslängliches Herrenhausmitglied des Reichsrathes und Inhaber des Infanterieregiments Nr. 72. R. ward als Sohn des 1822 in den Adelstand erhobenen Oberstlieutenants Wilhelm von R. zu Nemoschitz in Böhmen im J. 1815 geboren. Schon als Zögling der Wiener-Neustädter-Militär-Akademie zeigte R. so vorzügliche Eigenschaften und Talente, daß er 1834 als einer der ausgezeichneitsten zum Unterlieutenant im 7. Kürassierregimente befördert wurde. Nach fünf Jahren zum Oberlieutenant im Generalquartiermeisterstabe ernannt, erklomm er in diesem Corps alle Rangstufen bis zum General. 1848 als Hauptmann dem von Feldmarschalllieutenant Baron Welden befehligten Reservecorps zugetheilt, wohnte er der Beschießung von Palmanuova und dem Zuge gegen die Insurgenten im venetianischen Gebirge zur Eröffnung der Strada d'Allemagna bei. Diese letztere Operation leitete R. mit solcher Umsicht, daß sie mit Schnelligkeit vollbracht, der Feind auf dem Monte Mauria geschlagen und Pieve di Cadore ohne ferneren Widerstand besetzt werden konnte. Diese That lohnte der Kaiser mit dem Orden der eisernen Krone III. Classe. Bei der Einnahme von Treviso, bei der Beschießung von Ferrara und im Gefechte bei Bologna war R. thätig, und für die bei Treviso an den Tag gelegte Umsicht fand R. durch Verleihung des Militärverdienstkreuzes erneuert Anerkennung

seiner vorzüglichen Leistungen. Im Februar 1849 zum Major im Generalquartiermeisterstabe befördert, blieb R. während des Feldzuges gegen Piemont als Chef des Generalstabes beim Reservecorps (Haynau) und hatte Gelegenheit, die Erstürmung von Brescia und die Belagerung von Malghera mitzumachen. Feldmarschalllieutenant Haynau lernte bei diesen Anlässen Ramming's hervorragende Eigenschaften kennen; und als das Obercommando in Ungarn in seine Hände gelegt wurde, erbat er sich vom Kaiser R. als Generalstabschef. Beim Antritte dieses wichtigen Postens wurde R. (Juni 1849) zum Oberstlieutenant im Regimente Erzherzog Rainer befördert. Nunmehr kam Ramming's Talent erst vollends zur Geltung, denn seine Verdienste sind mit den Erfolgen des Sommerfeldzuges in Ungarn identisch. Dieser geniale Officier wußte nämlich die strategischen Manöver, die Dispositionen zu den Schlachten und deren taktische Anordnungen mit genauer Zeitberechnung auszuarbeiten und legte so den Keim zu den Erfolgen. Eines der schwierigsten Manöver, nämlich die Concentrirung der kaiserlichen Armee (bei Ungarisch-Altenburg 26. Juni), gelang nur dadurch, daß der Feind, infolge geschickt eingeleiteter Demonstration an der Waag, vollkommen getäuscht, dann plötzlich eine Macht von zwei Armeecorps über den Neuhäusler-Donau-Arm und über den Hauptstrom übergesetzt wurde, und so die ganze kaiserliche Armee in überraschend schneller Weise bei Ungarisch-Altenburg concentrirt werden konnte, um Raab anzugreifen. Bei diesem von Haynau angeordneten Manöver, für welches R. alle Dispositionen bis ins Detail ausarbeitete, hatte er hauptsächlich durch die beantragte Marschrichtung eines Theils der Brigade Benedek von Trentschin auf Freystadtl und durch das Herabziehen mehrerer Bataillone längs der Waag zur vollständigen Täuschung Görgey's beigetragen, welch' letzterer mit 30 000 Mann bei Neuhäusel stand. Dieser mußte bei den erwähnten Demonstrationen einen Uebergang der Kaiserlichen bei Freystadtl und Szered vermuthen und entdeckte daher den schwierigen Flankenmarsch und die Ueberschreitung des Stromes nicht. Bei Kenntniß der Sachlage hätte er Beides leicht wirksam zu hindern oder zu erschweren vermocht. Diese erste so völlig gelungene Operation kann mit Recht als die Grundlage für die glückliche Kriegführung in Ungarn betrachtet werden. Auch bei der Einnahme von Raab führten die von R. entworfenen Dispositionen zum Ziele. Er hatte drei Uebergangspunkte über die Raab bestimmt, von welchen zwei mit Erfolg benützt werden konnten, und wodurch die strategische Umgehung der Stellung von Raab durch das III. Armeecorps und die tactische Umgehung über Csanak durch die Brigade Schneider bewirkt wurde; der dritte, bei Raba-Patona beabsichtigte Raabübergang scheiterte an der Beschaffenheit der Flußufer, welche früher nicht untersucht werden konnten. Auf dem Schlachtfelde selbst wurde von Haynau die Disposition für das Reservecorps abgeändert und auf Ramming's Vorschlag demselben die Richtung über Lesvár gegen Raab angewiesen, dadurch ward die vom Feinde befestigte Stellung an der Abdabrücke umgangen und dem I. Armeecorps die Möglichkeit eröffnet, bei Abda über den Fluß zu gehen und in Raab einzurücken. Gleich großes Verdienst hatte R. an dem combinirten strategischen Manöver, mittelst welchem die Armee von Pest an die Theiß rückte und den Punkt Szegedin, mit diesem aber die ganze Theißlinie ohne Schwertstreich gewann. Dadurch konnte das ganze Land zwischen Donau und Theiß vom Feinde gereinigt, die Südarmee unter dem Banus von Kroatien aus ihrer schlimmen Lage befreit und mit ihr die Verbindung hergestellt werden. Bei diesem von so großem Erfolge begleiteten Manöver hatte R. die Operationen des III. Armeecorps über Kun-Szt.-Miklós auf Theresiopel und Kanizsa, dann den Uebergang des I. Armeecorps über die Theiß bei Alpár, mit dessen entscheidender Operation auf Makó, vorgeschlagen und die bezüglichen Dispositionen verfaßt. In der Schlacht von Szöreg (5. August), welche die erste ent-

scheidende des Feldzuges war, hatte R. das Dorf Szöreg als den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung erkannt und demgemäß, auf Haynau's Befehl, die Dispositionen zur Schlacht entworfen. Bei der Vorwärtsbewegung von Szegedin gegen Temesvar hatte das I. Armeecorps die Richtung auf Arad, das Reservecorps die Richtung auf Vinga, das Gros der Armee (III. Armeecorps, Cavalleriedivision Wallmoden, russische Division Panutine und Geschützreserve) directe Richtung auf Temesvar erhalten. Da R. voraussah, daß der Feind sicher zwischen Kis-Becskerek und Temesvar hinter dem Beregszóbache einen Kampf annehmen werde, um die Aufhebung der Belagerung von Temesvar zu decken und um sich seinen ferneren Rückzug nach den Gebirgsthälern zu ermöglichen, so machte dieser geniale Officier am Tage vor der Schlacht von Temesvar den Vorschlag, das Reservecorps nicht auf Vinga, sondern auf Hodony und Szent András zu dirigiren. Haynau genehmigte den Antrag und durch diese veränderte Marschrichtung war es möglich, daß das Reservecorps am 9. August an der Schlacht Theil nehmen konnte. Durch diese Marschrichtung wurde aber zugleich die feindliche Stellung unerwartet in die Flanke gefaßt, so daß das rechtzeitige Anlangen und kühne Auftreten des von Feldmarschalllieutenant Fürsten Franz Lichtenstein befehligten Reservecorps unleugbar die siegreiche Entscheidung dieser Schlacht herbeigeführt hatte. Aber nicht allein die geistigen Vorzüge waren es, welche R. zu großem Ruhme gereichen, er hatte auch in allen feindlichen Gelegenheiten, bei Szered, Raab, Komorn, Szegedin, Szöreg und Temesvar, Muth und Tapferkeit an den Tag gelegt. Für den Erfolg in der Schlacht bei Temesvar wurde R. das Ritterkreuz des Leopoldordens, für seine großen Verdienste als Chef des Generalstabes die Beförderung zum Oberst außer der Rangstour im Generalquartiermeisterstabe (October 1849) und im Capitel vom Jahre 1850 das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens zu Theil. R., als thätiger Zeuge des Feldzuges in Ungarn 1849, war wohl vor allen Anderen berufen, über diesen Krieg eine vollständige, genaue und wahrheitsgetreue Darstellung zu liefern. Das von ihm verfaßte bezügliche Werk ist ein ebenso werthvoller als belehrender Beitrag zur österreichischen Kriegsgeschichte. Am 4. Juni 1851 in den Freiherrnstand erhoben, blieb R. bis zum Jahre 1855 im Generalquartiermeisterstabe und zwar als Director des kriegsgeschichtlichen Bureaus und, nach seiner am 17. Mai 1854 erfolgten Beförderung zum Generalmajor als Generalstabschef der III. Armee in Ungarn. 1855 zum Truppenbrigadier ernannt, machte er in dieser Eigenschaft den Feldzug 1859 im III. Armeecorps mit. Für seine damaligen hervorragenden Leistungen bei Magenta, welches seine Brigade wiederholt angriff, ward ihm der Orden der eisernen Krone zweiter Klasse verliehen. Dem Armeeobercommando am 16. Juni zugetheilt, wurde R. am 28. desselben Monats zum Feldmarschalllieutenant und Souschef des Generalstabes beim Armeeobercommando ernannt. Nach dem Friedensschlusse übernahm er den Befehl über eine Division des III. Armeecorps, wurde 1860 Inhaber des 72. Infanterieregiments, kam 1861 als Stellvertreter des Chefs des Generalquartiermeisterstabes nach Wien und 1862 in Zutheilung zum Kriegsministerium. Die schon damals erschütterte Gesundheit Ramming's nöthigte denselben, in den zeitlichen Ruhestand zu treten. 1864 reactivirt, wurde er mit dem Commando des VI. Armeecorps in Pest betraut und 1865 zum Geheimen Rath ernannt. Während des Feldzuges in Böhmen führte R. das VI. Corps und bestand das blutige Treffen bei Wysokow (Nachod) (27. Juni). In der Schlacht bei Königgrätz, Benedek zur ausschließlichen Disposition gestellt, hatte R. mit seinem decimirten Corps wiederholte verlustreiche Angriffe auf die bereits in Chlum und Rosberitz eingedrungenen preußischen Garden auszuführen. Nach dem Friedensschlusse kam R. als commandirender General nach Prag, später nach Hermannstadt und endlich nach Brünn, wurde

1868 Feldzeugmeister, 1873 Mitglied des Herrenhauses und 1874, bei seinem Scheiden aus dem activen Dienst, Kapitän der ersten Arcierenleibgarde und mit dem Orden der eisernen Krone 1. Classe ausgezeichnet. In Karlsbad, wo er Heilung seiner Leiden suchte, ereilte R. plötzlich, am 1. Juli 1876, der Tod und mit ihm wurde einer der begabtesten Führer des österreichischen Heeres zu Grabe getragen.

Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden. — v. Löbell, Jahresberichte. R. v. R.

Ramminger: Melchior R., ein bedeutender Buchdrucker, der ungefähr von 1520—1540 in Augsburg seine Kunst ausübte. Ueber seinen Lebensgang ist nicht das Geringste bekannt geworden; man kennt nur seinen Namen aus seinen erhalten gebliebenen Preßerzeugnissen, von welchen ungefähr 26 Titel aufgeführt werden können. Sein erstes Druckwerk war vermuthlich das folgende: „Diß ist ein iemerliche clag vber die Todten fresser“. Dieses kleine satirische Gedicht, das wahrscheinlich im J. 1522 erschien, eine Spottschrift auf die katholische Geistlichkeit, ist von Pamphilus Gengenbach. Auf dem Titel findet sich ein Holzschnitt, und auf beiden Seiten des Textes hübsche Randleisten. Das letzte Druckwerk des R. dürfte die „Copia ains brieffs auß Andronopoli d. inhalt d. bindtnuß vnd frundschafft so d. Sophi mit dem grossen Tartero widern Türcken gemacht hat“ ꝛc. sein, die die Jahreszahl 1539 trägt; bald darauf scheint R. gestorben zu sein.

Vergl. Klemm, Katalog S. 272. — Weller, Repertorium Nr. 2083. — Weller, Annalen I, 16, 24, 29, 45, 51, 220; II, 161, 225, 226, 318, 343, 498. — Panzer, Annalen II, 309. — Goedeke, Grundriß I, 143, 154, 162, 179, 238, 239, 261, 263, 279. — Thesaurus bibliographicus S. 2, 170, 171. J. Braun.

Rampis: Pancraz R., Sohn eines Schullehrers, geb. zu Bamberg am 16. April 1813, † zu Eichstätt (Baiern) am 29. April 1870. Besuchte 1829 das Gymnasium in Bamberg, studirte Theologie und ward 1836 zum Priester geweiht. Während seiner Studienzeit betrieb er besonders Gesang und Orgelspiel unter der Leitung des Musiklehrers G. Wühr, eines Schülers von Michael Haydn. Nachdem R. zehn Jahre lang als Seelsorger gewirkt hatte, erhielt er die Chorregentenstelle in Donauwörth, welcher er während elf Jahren vorstand. In diese Zeit fällt auch sein menschenfreundliches Verhalten gegen den hochbegabten, aber moralisch verkommenen Karl Ferd. Kirms, den er in sein Haus aufnahm, moralisch und physisch wieder aufrichtete und ihm eine festere Grundlage in der Musikwissenschaft gab, so daß sich sein Talent von da ab (1852) in schönster Blüthe entfaltete. Im Juli 1857 wurde R. als Domcapellmeister nach Eichstätt berufen und hier entwickelte er eine segensreiche Wirksamkeit für die Kunst, indem er nicht nur den ihm übergebenen Chor auf eine höhere Stufe zu bringen suchte, sondern auch durch seine Compositionen im geistlichen Stile den edelsten Vorbildern nachstrebte, so daß es zum Theil seiner Thätigkeit auf diesem Felde zu danken ist, daß sich die katholische Kirchenmusik aus der Verflachung, nur dem Ohrenkitzel huldigend, nach und nach einem edleren Kirchenstile zuwendete. Die Geistlichkeit wie die ausübenden Musiker wußte er heranzubilden und sie von dem wahren Wesen echter Kirchenmusik zu überzeugen. Seine eigenen Compositionen bestehen aus kleineren und größeren geistlichen Gesängen, wie Gradualien, Offertorien, Litaneien, Messen und einem Weihnachtsoratorium, die sich meist auf den reinen Chorgesang beschränken. Wenn sie auch nicht die höchsten Ziele der Kunst erreichen, so athmen sie jene ernste, würdige und echt

kirchliche Stimmung, welche der christlichen Religion so ganz entsprechend ist. Im Drucke ist keines seiner Werke erschienen, soweit mir bekannt ist.

Kornmüller, Lexikon der kirchlichen Tonkunst. Brixen 1868. — Haberl, Cäcilienkalender 1878, S. 52.

Rob. Eitner.

Ramsauer: Johannes R., geb. zu Herisau im Canton Appenzell am 28. Mai 1790, † zu Oldenburg am 15. April 1848. Schon in seinem vierten Jahre verlor er den Vater, der eine kleine Fabrik und einen Handel von allerhand beim Spinnen und Weben gebrauchten Gegenständen hatte; die Mutter setzte das Geschäft fort, und vom sechsten Jahre an mußte der Knabe mit auf die Märkte ziehen und die Aufsicht über die ausgestellten Waaren führen. Erst im achten Jahre kam er in die Schule. Wegen des Drucks, welcher infolge der Kriege der französischen Republik und des durch sie veranlaßten Bürgerkrieges besonders schwer auf den östlichen und mittleren Cantonen der Schweiz lastete, wanderten Tausende von Kindern nach den westlichen und nördlichen Cantonen, namentlich nach Neuenburg, Basel, Bern und Zürich aus. Obgleich R. nicht zu den ganz armen Kindern gehörte, gab die Mutter seiner beständigen Bitte, auch ihm die Auswanderung zu gestatten, endlich nach. Im Februar 1800 verließ er das väterliche Haus und fand zunächst in Schleumen freundliche Aufnahme bei einer Frau v. Werth, die ihn nach dem nahen Burgdorf zu Pestalozzi in die Schule schickte. Bald nachher ging er (und zwar unentgeltlich) ganz in das von Pestalozzi im October des Jahres 1800 gegründete Institut über, dessen erste Zöglinge er und sein Freund Egger waren, und folgte demselben später auch nach München-Buchsee (1804, hier unter Fellenberg) und Iverdon (1805); fast 16 Jahre lang gehörte er dem Institut an, zuerst als Schüler, dann als „Tischdecker“ oder kleiner Hausknecht, als Unterunterlehrer, seit 1805 als besoldeter Unter- und endlich als Oberlehrer. Daneben war er auch Pestalozzi's Privatsecretär. Mehrfache Berufungen ins Ausland hatte er bereits abgelehnt; als aber 1815 Schmid ins Institut zurückkehrte und alle Versuche, Pestalozzi über ihn aufzuklären, an Pestalozzi's unerschütterlichem Vertrauen auf ihn scheiterten, entschloß sich R., seinen Abschied zu nehmen. Er ging zunächst 1816 als Lehrer einer neu errichteten Lehr- und Erziehungsanstalt nach Würzburg, bekam aber schon im Herbst desselben Jahres einen doppelten Ruf nach Stuttgart: als Lehrer der Prinzen Alexander und Peter von Oldenburg, der Söhne erster Ehe der Königin Katharina von Württemberg, und als Vorsteher und Lehrer einer bedeutenden Elementarschule für Kinder gebildeter Eltern. Am 1. März 1817 trat er diese Doppelstellung an. Infolge der Errichtung des Katharinenstifts löste die Schule sich schon im folgenden Jahre auf; R. ging mit den Lehrern und Schülerinnen in die neu gegründete Anstalt über. Als aber nach dem Tode der Königin Katharina (Januar 1819) ihre Söhne zu dem Großvater, dem Herzog Peter Friedrich Ludwig, nach Oldenburg übersiedelten (September 1820), zog R. mit ihnen. Er setzte in Oldenburg den Unterricht der Prinzen fort und errichtete bald nach seinem Eintreffen eine Schule, die vorzugsweise für Töchter aus den gebildeten Ständen bestimmt war, aber in die unteren Classen auch Knaben aufnahm. Als später (1836) durch den Prinzen Peter die nach der Großherzogin Cäcilie benannte Cäcilienschule gegründet wurde, trat R. in diese Anstalt ein und gab die eigne Schule auf. Als Lehrer und als Mensch hoch geachtet, blieb er an der neuen Anstalt bis zu seinem Tode thätig. Unter seinen zahlreichen Schülern und Schülerinnen, die mit Liebe und Verehrung an ihm hingen, bewahrt auch der Schreiber dieser Zeilen dem treuen, braven Jugendlehrer ein dankbares Andenken. — Geschrieben hat R.: „Zeichnungslehre“, 1821 (über seine Verdienste um den Zeichenunterricht vgl. Wunderlich's

Geschichte der Methodik des Freihandzeichenunterrichtes, Bernburg 1886, S. 58); „Formen-, Maß- und Körperlehre oder die Elemente der Geometrie“, 1826; „Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten“, 1838, zweite Auflage 1880; „Buch der Mütter“ (die Liebe in Erziehung und Unterricht, herausgegeben zu Pestalozzi's 100stem Geburtstag), 1846; „Memorabilia J. Ramsauer's“ als erstes (und einziges) Heft der Pestalozzi'schen Blätter von R. und Zahn. Besonders charakteristisch für den Pestalozzischen Kreis sind die hier S. 25 f. aufbewahrten absprechenden Urtheile (die Deutung der Chiffern verdanken wir der gütigen Mittheilung des Professor Hunziker) über Schmid, Krüsi, Niederer, Jüllien, Frau Krüsi („Lisabeth“), Muralt u. A.

Mutzenbecher.

Ramsay: Jakob Freiherr von R., zum Unterschiede von drei gleichnamigen Vettern, der schwarze oder der schöne R. genannt, seiner Herkunft nach ein Schotte und 1589 in Schottland geboren, hat sich durch seine mannhafte Vertheidigung der Stadt Hanau im dreißigjährigen Kriege einen Namen gemacht. Im Simplicissimus erscheint er als der Oheim des Helden und als ein tüchtiger, tapferer Soldat. Nachdem er zuvor in englischen Diensten gestanden hatte, kam er 1630 mit General Hamilton nach Deutschland, ward in schwedischen Diensten General, focht mit Auszeichnung bei Breitenfeld, führte, als unter dem Feuer der Feste Marienberg von den Truppen der Evangelischen bei Würzburg der Uebergang über den Main erzwungen wurde, eine Sturmcolonne über die nothdürftig hergestellte Brücke und erhielt bei dieser Gelegenheit eine schwere Schußwunde in den Arm. Der Lohn für seine That war ein Schenkungsbrief über drei mecklenburgische Güter. Vier Tage nach der Nördlinger Schlacht ward er durch Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar zum Gouverneur oder ersten Commandanten der Stadt Hanau ernannt; am 2. October 1634 rückte er an der Spitze von schwedischen und hessischen Truppen dort ein; Graf Philipp Moritz von Hanau, der Herr der Stadt, dessen zweifelhafte Haltung den Besitz des Platzes um so wichtiger machte, bestätigte ihn in seinem Amte; die treue und tapfere Wahrnehmung desselben hat R. für alle Zeiten einen ehrenvollen Namen in der Geschichte des großen deutschen Krieges gesichert. Diese Verhältnisse werden rechtfertigen, daß dem eigentlich in schwedischen Diensten stehenden Schotten ein Platz in der Deutschen Biographie eingeräumt ist. — R. traf sofort Vorkehrungen zu hartnäckiger Vertheidigung und schon bald nachher bethätigte er seine Willenskraft und seine Entschiedenheit, indem er den schwedischen Commandanten, welcher am 9. December Friedberg ohne Noth an den kaiserlichen General v. Bönnighausen gegen freien Abzug ohne Obergewehr übergeben hatte, als er in Hanau eingerückt war, am folgenden Morgen, dem 14. December, hinrichten ließ. Von vornherein beschränkte er sich nicht auf die einfache Abwehr des Feindes, der etwa vor den Mauern der Stadt erscheinen würde, sondern unternahm es mit Geschick und Erfolg, den kleinen Krieg gegen feindliche Abtheilungen zu führen, welche sich in erreichbarer Nähe zeigten, bis seit dem April 1635 die Rücksicht auf die allgemeine politische und kriegerische Lage, welche ihm keinen Ersatz an persönlichen und sachlichen Streitmitteln in Aussicht stellte, ihn veranlaßte, mit seinen Kräften haushälterischer zu Werke zu gehen. Bald hatte er auch mit Hunger, Krankheit und Geldmangel zu kämpfen und im Juni erschien der kaiserliche General Götz in der Gegend von Hanau. Dieser bezweckte hauptsächlich die Ernten zu zerstören, wobei R. ihm thätig entgegentrat, und zog Anfang August wieder ab, kehrte aber am 11. September zurück und wurde bald darauf durch General Lamboy verstärkt, welcher 3000 Mann heranführte, während Götz 10 schwache Reiterregimenter befehligt hatte. Letzterer wurde dann

abberufen und Lamboy erhielt das Commando, benahm sich aber dem thatkräftigen R. gegenüber sehr vorsichtig, indem er zur Sicherung seiner eigenen Truppen die Stadt in weitem Umkreise mit Verschanzungen umgab. Seine Macht betrug etwa 3000—3500 Mann zu Fuß und 1500 Mann zu Pferde; zu einem ernstlichen Angriff auf Hanau fehlten ihm jedoch die Mittel; er setzte seine Hoffnung auf die Zeit. R. machte kräftige Ausfälle, bis Schlappen, welche er dabei erlitt, namentlich ein mißglücktes Unternehmen vom 10. November, ihn veranlaßten, seine Mittel mehr zu Rathe zu halten. Lamboy's Beschießungsversuche blieben wirkungslos, weil es diesem an dem nöthigen Geschütz mangelte. Unterhandlungen Ramsay's mit dem Kaiser und mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt führten schon deshalb zu keinem Ziele, weil er selbst sie gar nicht ernst meinte und höhnisch bat er Lamboy, indem er ihm ein Schwein zum Geschenk machte, um Zeitungen, aus denen er zu erfahren wünschte, ob an dem Gerüchte, daß Hanau belagert würde, Wahres sei, aber trotzdem war seine Lage fast hoffnungslos; im Juni 1636 hatte er nur noch 400 bis 500 Soldaten und dazu bereitete ihm die Haltung von Besatzung und Bürgerschaft manche Schwierigkeiten. Lamboy's Zögern mit einem Sturmversuche rettete ihn: Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel kündigte den Kaiserlichen den Waffenstillstand; er und Leslie mit schwedischem Volke nahten zum Entsatz. Am 23. Juni 1636 erfolgte ihr Angriff, vor welchem Lamboy leicht das Feld räumte; der Landgraf zog in die Stadt ein, einige Unterführer leisteten noch Widerstand, aber am 24. war Hanau von seinen Bedrängern vollständig befreit. R. richtete zunächst sein Augenmerk darauf, seine Kräfte in jeder Richtung wieder auf einen achtunggebietenden Standpunkt zu bringen; da er aber keinen unmittelbaren Angriff zu fürchten hatte, so drängte es ihn bald, seinen Nachbarn in Darmstadt, Mainz und Frankfurt, die während der Belagerung ihm mancherlei Unbilden zugefügt hatten, mit Gleichem zu vergelten und durch weit ausgedehnte Streifzüge seine Cassen und Vorrathsräume aus ihrem Eigenthum zu füllen. Dann trug er sich mit weitgehenden Anschlägen, so erbot er sich, Karl I. von England gegenüber, für dessen Neffen, den Kurprinzen Karl Ludwig, die Pfalz zurückzuerobern, wenn man ihm 6000 Mann geben wolle. Aber trotz dieser Verbesserung seiner Lage und obgleich ihm glückte, einige andere in dieser Zeit auf den Besitz von Hanau hinzielende Anschläge zu vereiteln, war ihm dieser Besitz keineswegs sicher. Er ließ sich daher auf Verhandlungen ein, welche am 31. August 1637 zu einem in Mainz von ihm selbst und Graf Philipp Moritz mit Kurmainz, Hessen-Darmstadt und Frankfurt abgeschlossenen Vertrage führten. Auf Grund desselben sollte Hanau seinem rechtmäßigen Herrn, dem Grafen Philipp Moritz, wieder ausgeantwortet und dieser zur Theilnahme am Prager Frieden zugelassen werden; R. sollte für seine Person an baarem Gelde und in liegenden Gründen ein ganz Beträchtliches erhalten. Der Kaiser genehmigte das Abkommen am 14. September, R. aber zögerte, dasselbe in Kraft treten zu lassen, zumal die Gegenpartei keine Miene machte, die von ihr übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen und dazu auch wol gar nicht im Stande war. Philipp Moritz aber, welcher am 25. December nach Hanau zurückgekehrt war, wünschte dringend, R. zu entfernen und wieder Herr in seiner eigenen Stadt zu sein. Ein Verwandter, Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, bot ihm seinen Beistand an; ein Officier der Besatzung von Hanau, Major Winter, ward zum Verräther. Mit Hilfe des letzteren bemächtigte sich Graf Nassau am 22. Februar 1638 der Altstadt und am folgenden Tage, nachdem R. im Kampfe schwer verwundet war, auch der Neustadt und der Person des letzteren. R. ward nach Dillenburg gebracht und in unwürdiger Gefangenschaft gehalten; vergeblich bot er aus seinem fürstlichen Vermögen ein ansehnliches Lösegeld; der Kaiser untersagte darauf einzu-

gehen, weil er einen so gefährlichen Gegner nicht auf freiem Fuße wissen wollte, und R. starb infolge seiner Wunde am 29. Juni 1639 zu Dillenburg.

R. Wille, Hanau im dreißigjährigen Kriege, Hanau 1886.

B. Poten.

Ramshorn: Johann Gottlob Ludwig R., Philologe und Schulmann, 1768—1837. Er wurde als der Sohn eines Geistlichen in Reust, einem Dörfchen bei Ronneburg im Herzogthum Sachsen-Altenburg, am 19. November 1768 geboren, erhielt seinen Unterricht zuerst von seinem Vater, dann auf dem Lyceum in Ronneburg, und studirte von 1787 an Theologie in Jena. Außer seinen Fachstudien beschäftigte er sich vielfach mit Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften, fand auch besondere Förderung durch den Geh. Justizrath K. Fr. Walch, der ihn als Erzieher seiner Söhne in sein Haus aufnahm. 1790 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Orlamünde und ging von dort 1793 nach Dresden, wo ihm Dr. Hauschild die Vorbereitung seiner Söhne für die Universität übertrug. Diese Aufgabe führte ihn von der Theologie, in welcher er die Prüfung pro candidatura rühmlich bestanden hatte, immer mehr ab und der Philologie zu; Hauschild, der selbst ein tüchtiger Philologe und namentlich gelehrter Numismatiker war, förderte diesen Uebergang. Mit einer dem Oberhofprediger Reinhard gewidmeten Dissertation: „De corona civica et laureis ante domum Caesaris Augusti“ erwarb R. 1800 den philosophischen Doctorgrad, hoffte aber vergebens auf eine ihm von Reinhard in Aussicht gestellte Professur in Grimma und nahm daher 1800 nochmals eine Hauslehrerstelle an, diesmal bei dem Vicekanzler Dietze in Bautzen. Hier erschien noch in demselben Jahre seine Uebersetzung und Erklärung von Martial X, 23 „nebst einer Beschreibung der Geburtstagsfeier bei den alten Römern“. Den Plan einer erklärenden Ausgabe des Martial, mit dem er sich damals beschäftigte, gab er auf, als Böttiger ihn vor der Beschäftigung mit einem so „schmutzigen Schriftsteller“ warnte. 1801 erhielt er endlich den Ruf in das ersehnte öffentliche Amt als zweiter Professor am Gymnasium in Altenburg; zugleich mit Matthiä (s. A. D. B. XX, 627) wurde er am 30. Januar 1802 eingeführt. An der genannten Anstalt hat er eine anerkannte Wirksamkeit — seit 1814 als erster Professor — geübt, bis er im Herbste 1837, durch den Titel „Schulrath“ ausgezeichnet, in den Ruhestand trat; er starb bereits am 10. November 1837. In seine Altenburger Zeit fallen seine sorgfältigen Arbeiten zur lateinischen Grammatik, die ihm verdientermaßen einen Namen gemacht haben: 1824 erschien die große lateinische Grammatik (nochmals in zwei Bänden 1830), 1826 die lateinische Schulgrammatik, sowie ein lateinisches Elementarbuch, mit welchem er weniger Glück hatte, 1830 die Schrift: „De verbis latinis deponentibus“, 1831—33 die lateinische Synonymik, 1835 das synonymische Handwörterbuch. Außerdem hatte er gelegentlich seiner Beförderung 1814 eine Dissertation „De statuarum in Graecia multitudine“ veröffentlicht.

Nekrolog im Intelligenzblatte der Jen. Litt.-Zeitg. 1837, Nr. 36, S. 281—286 (von seinem Schwiegersohn A. J. Löbe). — Eichstädt, Memoriae F. G. Doeringii et L. Ramshornii, abgedruckt in Eichstädts Opuscula oratoria 1850, S. 673—684.

R. Hoche.

Ramuold (Ramwold), Abt des Klosters S. Emmeram zu Regensburg (975 bis 17. Juni 1000). Wir entbehren jeder Angabe über seine Abstammung, zum ersten Male finden wir ihn als Decan des Klosters S. Maximin bei Trier in einer im J. 963 zu Gunsten desselben ausgestellten Urkunde (Beyer, Mittelrhein. U.-B. 1, 271 Nr. 211). Obwol Mönch von S. Maximin, gehörte er doch auch der Capelle des Erzbischofs Heinrich von Trier (956—964)

an und schloß in derselben einen Freundschaftsbund mit dem Decan des Domcapitels Wolfgang. Als dieser, seit 972 Bischof von Regensburg, an seinem Sitze strengeres Klosterleben, wie er es in Einsiedeln und Trier kennen gelernt hatte, einführen wollte, berief er den einstigen Genossen zur Mitarbeit und bereitwillig folgte R., seines hohen Alters nicht achtend, dem Rufe des Freundes. Wie in den andern bairischen Bischofsstädten war auch in Regensburg das Hauptkloster, hier S. Emmeram, mit dem Bisthume vereinigt, Wolfgang war der erste der bairischen Bischöfe, der diese Verbindung löste, im J. 975 übernahm R. als Abt die Leitung des selbständig gemachten Klosters, nachdem er bereits ein Jahr vorher als Propst die Ablösung vorbereitet hatte. Fürs erste hinderten kriegerische Wirren eine gedeihliche Thätigkeit. In dem ersten Aufstand der bairischen Heinriche gegen Kaiser Otto II. (976) war Regensburg, die Landeshauptstadt, der Stützpunkt der Empörer. Wolfgang und R. verließen, vielleicht um den Gefahren der Belagerung zu entgehen, vielleicht auch um eine bestimmte Stellungnahme zwischen zwei mächtigen Gewalten zu vermeiden, die Stadt. R. begab sich nach Trier und kehrte von da erst nach der Eroberung Regensburgs durch den Kaiser mit einem reichen Schatze von Reliquien zurück, für die er alsbald den Bau einer Krypta begann, die nach ihrer Vollendung von Wolfgang geweiht wurde. Mit heiligem Eifer ging der greise Lothringer, als der Friede gesichert war, ans Werk. Er führte im Kloster die strenge Regel ein und ergänzte dieselbe durch besondere „Gewohnheiten", welche wahrscheinlich Wolfgang bereits in Einsiedeln erprobt hatte und die sich so brauchbar erwiesen, daß noch Wilhelm von Hirschau sie den Mönchen seines Klosters an die Hand geben konnte. Ebenfalls für den Gebrauch der Brüder hat R. eine Homiliensammlung bearbeitet. In wenigen Jahren hatte R. S. Emmeram zum Mittel- und Ausgangspunkt der bairischen Klosterreform gemacht und einen Kreis von Schülern herangebildet. Tito, der erste Abt des S. Petersklosters zu Salzburg, Gozpert, Abt von Tegernsee, Adalbert von Seeon waren Emmeramer Mönche, Gotthard von Niederaltaich unterhielt die nächsten Beziehungen zu R.

Der Klosterschule, die auch in früherer Zeit sich guten Rufs erfreut hatte, ließ er eifrige Pflege angedeihen, bedeutende Kirchenfürsten, wie die Erzbischöfe Tagino von Magdeburg, Poppo von Trier, Bischof Balderich von Lüttich haben in ihr ihre Ausbildung erhalten. Die größte Sorgfalt verwendete R. auf die Büchersammlung. Noch sind uns Bücherverzeichnisse aus seiner Zeit erhalten, wir erfahren, daß in dem auf Befehl Wolfgang's erbauten Saale über 300 Bände aufgelegt waren, zumeist allerdings Werke theologischen und liturgischen Inhalts, unter denen aber auch die Classiker nicht fehlten. Die Sorge für die Bücher, welche R. selbst sich als besonderes Verdienst anrechnete, äußerte sich nicht allein in der Erwerbung neuer, sondern auch in der Erhaltung bereits vorhandener. Auf seine Anordnung erneuerten zwei Mönche Aripo und Adalpert das für Karl den Kahlen im J. 870 angefertigte Pracht-Evangeliar und brachten bei dieser Gelegenheit das Bildniß des Abts in der Handschrift an. Vorstand der Bücherei war ein überaus gelehrter Conventuale Reginbald. Schulen und Sammlungen schufen einen lebhaften geistigen Verkehr, dessen Spuren wir in den uns überlieferten Briefen folgen können, aus denen feste Anhänglichkeit und herzliche Ehrfurcht der jüngeren Genossen sprechen. Alle ersinnliche Mühe wandte R. auf, das Loos der Armen und Bedürftigen zu mildern, neue Bauten für Aufnahme von Kranken und Fremden erhoben sich, mit Vorliebe wurden Hörige dem Kloster übertragen, R. erwarb sich den Ruf eines „Vaters der Fremden, Wittwen und Waisen".

Auch für die weltliche Seite seines Amtes war R. rastlos thätig, in zahl-

reichen Urkunden, die er in dem so werthvollen Traditionscodex sammeln ließ, erscheint er fast regelmäßig an der Vollziehung der Rechtsgeschäfte persönlich betheiligt, nur ausnahmsweise läßt er sich durch Mönche vertreten. Vortheilhafte Tauschverträge dienten ihm den Besitz des Klosters abzurunden und zu erweitern, unbequem zu erreichende Güter gegen besser gelegene abzugeben, den frommen Sinn reichbegüterter Adels- und Handelsherren wußte er zu Gunsten des h. Emmeram trefflich auszunützen; mächtige Adlige, wie der Burggraf Pabo, der Vogt Lieophart, Tagino ließen ihre Söhne in das Kloster eintreten und widmeten für den Unterhalt derselben reichliche Gabe. Aufs engste verwuchs der Convent von S. Emmeram mit der Bürgerschaft der damals so mächtig emporgediehenen Stadt. Auch mit den liudolfingischen Landesherzogen stand R. in gutem Verhältniß, ohne jedoch der kirchlichen Würde das geringste zu vergeben. Als Herzog Heinrich IV. wünschte, daß Gotthard an Stelle des mißliebig gewordenen und wider kirchliches Recht entsetzten Erchanbert die Leitung von Niederaltaich übernehme, und Gotthard sich an den Emmeramer Abt um Rath wandte, da empfahl R. dem jüngern Freunde, das Anerbieten auszuschlagen und lieber den zeitlichen Zorn weltlicher Herren zu ertragen, als sich die ewige Strafe Gottes zuzuziehen. Mit Erfolg schützte R. sein Kloster gegen ungerechte Eingriffe, die sich Wolfgang's Nachfolger Gebhard gestattete. Gebhard, gegen Wolfgang's Vorschlag und den Willen des Domcapitels von Otto III. zum Bischof ernannt, hatte bald nach seiner Erhebung (994) einen Zwist mit Herzog Heinrich II. begonnen und dann auch Ansprüche auf den Besitz S. Emmerams erhoben. Für das Kloster lag eine große Gefahr darin, daß Wolfgang, obwol seine Absicht auf die Selbständigkeit desselben gerichtet war, doch keineswegs allen Einfluß aufgegeben hatte. Sowol in Diplomen, als auch in Privaturkunden, namentlich in den eine Veränderung des Stammgutes herbeiführenden Tauschverträgen wird Wolfgang neben dem Abte als Empfänger aufgeführt. Dies unklare Verhältniß konnte, so lange Wolfgang's billiger Sinn und freundliche Gewogenheit dem Kloster nur Vortheile brachten, ohne Schaden bestehen, anders war es, als Gebhard darin eine Handhabe für seine habsüchtigen Pläne sah. Der Streit, der nun zwischen Bischof und Kloster anhub, dauerte über Ramuold's Tod hinaus. Selbst er vermochte das Kloster nicht gegen jede Gewaltthat zu schützen, ausdrücklich wird uns von Aneignung kirchlichen Gutes, darunter auch kostbarer Handschriften, durch Gebhard berichtet. Der Bischof verschmähte es nicht, durch ein hinterlistiges Ränkespiel den König so sehr gegen den Abt aufzubringen, daß es bei der Anwesenheit Otto's III. in Regensburg (Februar 996) erst der Vermittelung Heribert's, des späteren Kölner Erzbischofs bedurfte, um dem Abt die Gunst königlicher Ansprache zu verschaffen. In demüthiger Anerkennung der königlichen Majestät, aber auch mit dem sichern Bewußtsein der Schuldlosigkeit empfing R. den jugendlichen Herrscher, mit der vollen Empfänglichkeit seines Gemüthes gab dieser sich der frommen Gewalt des ehrwürdigen Mannes hin und nahm, nachdem er die Beichte abgelegt hatte, aus einem vertrauten Gespräche den tiefsten religiösen Eindruck mit sich. Gebhard hatte sein Spiel verloren, in feierlicher Versammlung vor dem Altare des h. Emmeram stehend, sprach der König Worte des Tadels gegen ihn, versicherte das Kloster seines Schutzes und erbat sich Aufnahme in das Gebet der Brüder. Der Bischof scheint sich nunmehr, solange R. lebte, des Streites begeben zu haben.

R. ließ sich weder durch Körperschwäche noch durch zeitweilige Blindheit abhalten, seinen Amtspflichten nach Kräften gerecht zu werden. Erst im J. 1000 befiel ihn eine ernste Krankheit, an der er am 17. Juni starb. Er hatte den Tod in der Kirche, umgeben von den klagenden Mönchen und seinen zum letzten Abschied herbeigeeilten Schülern erwartet. In ungewöhnlicher Feier wurde

der Leichnam des frommen Mannes bestattet, Herzog Heinrich, der alle Anordnungen getroffen hatte, stützte mit der eignen Schulter die Todtenbahre, verschloß die Grabstelle und trug den Schlüssel derselben noch als König immer mit sich. Im Kloster wurde R. neben Emmeram und Wolfgang als Schutzheiliger verehrt.

Arnoldus, De S. Emmerammo in Mon. Germ. Script. 4, 558 ff. — Othloni vita Wolfgangi capp. 15, 16 ebenda S. 532. — Vita Godehardi c. 10 Script. 11, 175. — Die Urkunden bei Pez, Thesaurus 1[c], 88 ff. Wittmann in Quellen und Erörterungen 1, 1 f. Ried, Cod. dipl. Ratisbon. 1. Bd. — Briefe bei Pez, Thesaurus 6[a], 121—164. — Bücherverzeichnisse: Script. 17, 567. Serapeum 2 (1841), 260. — Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. — Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, Bd. 1; 2. — Coelestin (Vogl), Ratisbona monastica. 4. Aufl. 1752, 1, 99 ff. — Gemeiner, Regensb. Chronik 1, 136 ff. — Riezler, Geschichte Baierns 1, 361 ff. — Janner, Bischöfe von Regensburg 1, 361 ff. — Ringholz in Mittheil. und Studien aus dem Benedictinerorden 7, 55 ff., wo auch S. 269 die oben erwähnten „Gewohnheiten" abgedruckt sind. — Sanftl, Dissertatio in aureum ac pervetustum codicem ms. S. Emmerammi 1786. — Wattenbach, Geschichtsquellen 1, 371. — Specht, Gesch. des Unterrichtswesens, S. 381. — Neues Archiv 10, 389. — Noch in neuern Werken wird R. mit dem h. Romuald, dem Stifter der Camaldolenser, verwechselt und werden Ereignisse aus dessen Leben auf ihn übertragen.

Uhlirz.

Ramus: Johann R. (Ram, eigentlich Joh. Tack mit dem Zunamen Ramus), geb. am 28. Februar 1535 zu Goes in Zeeland, legte sich anfänglich auf die Philologie, war bereits im J. 1552 in Wien Lehrer der griechischen Sprache und Beredsamkeit, mit einem Gehalt von 100 Pfund, gab aber diese Stellung auf und studirte die Rechtswissenschaft in Löwen mit solchem Erfolge, daß er am 3. October 1559 die Doctorwürde erlangte. Im nächsten Jahre zum Professor der Institutionen ernannt, nahm er 1562 einen Ruf als Professor des Civilrechts in Douai an, im J. 1565 aber einen für die Professur der Pandecten in Löwen. Sein bekanntester Schüler war Dionysius Gothofredus, der dies selbst angibt (ad fr. 1. D. de reg. jur.). Die Universität Ingolstadt suchte ihn im J. 1578 zu gewinnen; die Sache zog sich in die Länge, weil er ein Gehalt von 500 Coronati (750 fl.) verlangte, obwohl er 600 Thlr. (900 fl.) in Löwen hatte, man ihm aber nur 500 fl. bot. Er nahm wegen der politischen Verhältnisse einen ihm angetragenen Ruf nach Dôle an, starb aber sehr bald nachher am 25. November (26. December) 1578. — Er ist nicht zu verwechseln, wie es Prantl begegnet, mit dem Begründer der sog. Ramistischen Methode (Petrus Ramus, Pierre de la Ramée, geb. 1515 in der Picardie, in der Bartholomäusnacht 1571 ermordet). Schriften: „Oeconomia s. dispositio regularum utriusque juris". Lovan. 1557; „Commentarii ad tit. XI. de tutelis ex libro I. Institut." eod.; „Comment. methodici ad regulas juris", mit einem „tract. de analogia jur. et facti" herausgegeben von Valerius Andreas, ib. 1641. „Oratio apologetica pro jurisprudentia", ib. eod.

Miraeus, Elogia, S. 92. — Foppens, Bibl. II, 715. — Kink, Gesch. der Universität Wien I, 2. Abth., S. 166. — Prantl, Gesch. der Univ. M. I, 315 und 413. — Stintzing, Gesch. der deutsch. Rechtswiss. I, 343 u. ö.

v. Schulte.

Ramward, Bischof von Minden (nach 18. April 996 bis 8. October 1002). Im Herbste 997 waren die Liutizen raubend und sengend in den Bardengau

(um Lüneburg) eingefallen, dessen Schutz Otto III. den Westfalen anvertraut hatte; am 6. November kam es zur Schlacht; R. schritt todesmuthig mit dem Kreuze in der Hand den Kriegern voran gegen den Feind; die gottbegeisterte Schaar errang trotz der Minderzahl einen vollständigen Sieg über die Slaven und nahm ihnen die mitgeführte Beute ab. Am 24. Juli 1002 fand R. sich zu Merseburg ein, wo König Heinrich II. Anerkennung und Huldigung der sächsischen Großen empfing. — R. versetzte die Nonnen des von seinem Vorgänger gegründeten Klosters auf dem Wedegenberge in ein zu Ehren der h. Maria und des h. Blasius geweihtes Stift in der Stadt Minden.

Ann. Quedlinburg. in Mon. Germ. SS. 3, 73. — Thietmar, Chron. 4, c. 20; 5, c. 9 ebenda S. 776, 795. — Giesebrecht, Kaiserzeit 1, 694. — Diekamp, Supplement zum Westfäl. Urkundenbuch, Nr. 553, 567, 587. Uhlirz.

Ranconis: Adalbert oder Albert R., Theologe. Er führt in den Handschriften seiner Werke den Beinamen de Ericinio, unzweifelhaft von seiner Geburtsstadt Haid (erica = Haide) in Böhmen, wie Loserth zuerst mit Recht hervorhebt und durch den Zusatz de Heituno einer Handschrift bestätigt wird. Er ist spätestens 1325 geboren, da er im November 1355 Rector der Pariser Universität war, nach deren Statuten seit 1260 nur 30 Jahre alte Mitglieder wählen konnten, ein nicht activ wahlfähiger aber schwerlich, obwohl für den Rector kein Alter vorgeschrieben war, zum Rector gewählt wurde. Im J. 1348 wurde er in Paris magister artium, gehörte daselbst der „englischen Nation“ an, die England, Deutschland, Ungarn und Polen umfaßte, wurde auf St. Michael 1349 und wiederum 1350 zu deren procurator gewählt. In den Protokollen wird er M. (magister) Albertus Boemus oder de Bohemia genannt und „familiaris clericus serenissimi principis et DD. Caroli Romanorum regis semper Aug. et Bohemiae regis“, war also bereits 1349 Hofcaplan Karl's IV. In Oxford hat er sicher nie studiert, an der Prager Universität nie gelehrt, wie Loserth durch ein Versehen Höfler's irregeführt behauptet — die Ziffer einer Anmerkung ist nämlich statt zu Heinrich von Oyta zu Ranconis gesetzt. — Ende der sechziger Jahre treffen wir ihn in Prag, er kam 1370 mit Heinrich von Oyta in einen theologischen Streit, ging in Folge dessen wieder nach Paris, wo er 1373 verweilte. Heinrich wurde von Rom wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen freigesprochen. Im J. 1375 erscheint er in Prager Urkunden als Scholasticus des Domcapitels. Mit dem Erzbischof kam er in einen heftigen Streit, in dem sich sein durchaus unwahrer Charakter auf's neue, wie das schon in dem mit Heinrich geschehen war, zeigte. Sein Tod darf auf Grund seines Testaments vom 4. März 1388 und eines Briefs des Erzbischofs in's Jahr 1388 gesetzt werden, der Todestag, 15. August, steht fest. R. wird von den tschechischen Schriftstellern seiner Zeit und bis auf die Gegenwart als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Berühmtheit gepriesen. Die erhaltenen Schriften liefern dafür keinen Anhalt; der erste Grund dieses Ruhmes: die Bekleidung des Rectorats in Paris ist nichtig, da das Rectorat seit 1279 alle drei Monate wechselte, der Rector gar nicht einmal doctor sein durfte und sehr viele, auch literarisch namenlose „Fremde“ das Amt inne gehabt haben. Der wahre Grund dieser aufgebauschten Größe lag darin, daß er für die tschechische Sprache eintrat und sich an den nationalen Streitigkeiten gegen die Deutschen betheiligte: dazu kommt eine maßlose Selbstrühmerei und die stete Hervorhebung seiner Bedeutung. Von den zahlreichen Schriften, die er geschrieben haben soll, sind erhalten: „Epistola de frequenti communione laicorum sub una“, gerichtet an den Pfarrer von St. Martin in Prag, aus der Zeit des Erzbischofs Johannes, offenbar des zweiten, also zwischen 1365 und 1380. Sie ist erhalten in verschiedenen Handschriften in Prag u. a. Grabrede auf Karl IV. (Cod. univ.

Prag. XIV. C. 6.). Synodalpredigt des Jahres 1375. Apologia, die Schrift, welche seine Rechtfertigung im Streite mit dem Erzbischof enthält und sich insbesondere über das Fegefeuer, das Fest Mariä Heimsuchung und das Heimfallsrecht verbreitet (in Hss. zu Prag und Breslau erhalten). Eine Art Protest „De vectigalibus (clero) impositis" (Cod. 745 der Wiener Hofbibl.).

Balbin, Bohemia docta Tr. I, p. 97 sq.; II, p. 98 sq. — Du Boulay, Hist. univ. Paris. IV, p. 314, 319, 327, 332. — Palacky, Ueber Formelbücher II, 151 (ein Brief von 1372). — Meine canonist. Handschr. der Bibl. in Prag, Nr. 88, 159. — Borowy, Libri erectionum archid. Prag, I, 103, 107. — Palacky Gesch. v. Böhmen III, 1, S. 165. — Höfler, Magister Johannes Hus, S. 119 f. Andre bei J. Loserth, Beitr. zur Gesch. der Hussitischen Bewegung, II. Der Magister A. R. de C. im Archiv für österr. Gesch. Bd. 57, S. 205—276.

v. Schulte.

Randeck: Marquard v. R., Bischof von Augsburg (1348—1365) und Patriarch von Aquileja (1365—1381). M. stammte aus einer Familie, die ihren Sitz bei Kirchheim in Schwaben hatte. Er widmete sich den theologischen Studien und erwarb die Magisterwürde. Schon am Anfange des Jahres 1331 erscheint er als Chorherr oder Canonicus in Augsburg, wo damals auch ein Konrad v. R., wahrscheinlich ein naher Verwandter, die Stelle eines Custos, sein mütterlicher Oheim Eberhard von Tummenau die Würde eines Domherrn und Kellners bekleidete. Im Herbste 1335 finden wir ihn als Domherrn in Bamberg und schon im April 1337 als Propst dieser Kirche, welche Würde ihm der Papst verliehen hatte, obwohl er sich auch in hohem Grade des Vertrauens Ludwig's des Baiern erfreute. Bei den Verhandlungen, welche dieser in den Jahren 1335 und 1336 mit dem Papste Benedict XII. und 1343 und 1344 mit Clemens VI. führte, um seine Aussöhnung mit der Kirche zu erwirken, ist Marquard v. R. fast immer Mitglied der kaiserlichen Gesandtschaften, die nach Avignon geschickt wurden. Wiederholt war er der Sprecher der Gesandtschaft, und seine im Consistorium der Cardinäle gehaltenen Reden werden von verschiedenen Schriftstellern, die selbst gebildete Geistliche waren, als höchst bedeutungsvoll bezeichnet, wenn sie auch bei der Stimmung der Curie keinen Erfolg hatten. Auch an den König von Frankreich wurde Marquard im October 1341 mit Anderen gesendet, um dessen Vermittelung beim Papste durchzusetzen.

Wie er aber trotz seines Eintretens für den gebannten Kaiser sich auch die Achtung des Papstes erwarb, so ward ihm auch die Gunst des Nachfolgers Ludwig's, Karl's IV. zu theil, der ihn schon im J. 1347 mit einer Sendung an den Papst betraute und ihm im folgenden Jahre das Bisthum Augsburg verschaffte, das durch die Abdankung des Bischofs Heinrich erledigt worden war. Am 13. October 1348 urkundet er bereits als „erwählter und bestätigter" Bischof von Augsburg. Auch die zahlreichen Privilegien, die Karl IV. seiner Kirche verlieh, und die wiederholten Schenkungen, die er derselben machte, beweisen, wie sehr dieser ihm zugethan war. Er war auch unter den deutschen Bischöfen, die mit Karl IV. im Herbst 1354 nach Italien zogen, wo dieser am 5. April 1355 in Rom die Kaiserkrone empfing. Doch war Marquard hierbei nicht anwesend, da ihn Karl mit 600 Reitern als Generalcapitän von Pisa und Lucca in ersterer Stadt zurückgelassen hatte. Bei dem wüthenden Aufstande, den die Pisaner am 20. Mai gegen den Kaiser erhoben, empfing der Bischof, der sich als Führer einer Heeresabtheilung selbst mit Erfolg am Kampfe betheiligte, nicht weniger als drei, allerdings nicht gefährliche Wunden. Bei der sieben Tage später erfolgenden Abreise des Kaisers aus dieser Stadt wurde er wieder zum Reichsvicar daselbst wie in Lucca und dann am 25. Juli 1356

zum kaiserlichen Legaten und Statthalter und zum Generalcapitän in Italien überhaupt ernannt und ihm die ausgedehntesten administrativen, richterlichen und militärischen Befugnisse übertragen. Als er aber in Verbindung mit dem Markgrafen von Montferrat und den Herren von Mantua, Ferrara und Bologna gegen die Visconti auftrat, die er für Reichsrebellen erklärte, und mit dem Söldnerführer Grafen von Landau in das Mailändische einfiel, wurde er am 13. (oder 14.) November 1356 zwischen Pavia und Abbiate grasso mit Uebermacht angegriffen und mit anderen Führern gefangen. Erst im Mai des folgenden Jahres erhielt er seine Freiheit wieder, worauf er Italien verließ und nach Deutschland zurückkehrte. Auch die Reisen, welche der Kaiser im Frühjahr 1365 nach Avignon und nach Arles unternahm, wo er sich am 4. Juni die Krone des Reiches Arelat aufsetzen ließ, machte Marquard mit. Seine vielseitige Thätigkeit im Dienste des Kaisers hat Marquard nicht gehindert, auch seinem Bisthum seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Obwol hier nicht der Ort ist, im einzelnen zu schildern, was er für dasselbe gethan hat, muß doch im allgemeinen bemerkt werden, daß er viele veräußerte Besitzungen zurückgekauft und mehrere Herrschaften und Schlösser, theilweise mit bedeutenden Geldsummen, für dasselbe erworben hat.

Sein Verhältniß zum Kaiser blieb das gleiche, als er am 23. Aug. 1365 nach dem Tode des Patriarchen von Aquileja Ludwig della Torre, eines Mailänders, zu dessen Nachfolger gewählt ward. Er weigerte sich anfangs, die Wahl anzunehmen, da Ludwig durch seine übertriebenen Ansprüche einen Krieg mit Oesterreich veranlaßt und auch mit mehreren Adeligen Friauls sich verfeindet hatte. Doch gab er endlich den Bitten der Friauler nach, kam um Weihnachten 1365 in das Patriarchat und ergriff Besitz von der weltlichen Gewalt. Schon im Juni 1366 machte er sich an die Restauration des Domes, der durch das furchtbare Erdbeben des Jahres 1348 beschädigt worden war. Auch mehrere Burgen wurden wiederhergestellt oder neu erbaut. Der Krieg mit Oesterreich wurde durch einen Waffenstillstand beendet, den er am 30. Mai 1366 auf Wunsch des Kaisers schloß und dann wiederholt verlängerte. Als er sein Patriarchat beruhigt und nach allen Seiten gesichert hatte, konnte er sich im Frühjahr 1368 dem Kaiser auf seinem zweiten italienischen Zuge anschließen. Nachdem er den Feldzug gegen Cangrande della Scala als Verbündeten der Visconti mitgemacht hatte, begleitete er den Kaiser, der sich zum Papste nach Rom begab, über die Apenninen und wurde nun wieder zum Generalcapitän in Tuscien ernannt und als Statthalter in der wichtigen Stadt Pisa zurückgelassen. Doch scheint er diese Würde nicht lange bekleidet und sich überhaupt von da an von der Theilnahme an den Reichsgeschäften zurückgezogen zu haben. Dagegen schloß er am 21. Juni 1376 mit dem Könige Ludwig I. von Ungarn ein Bündniß, das deutlich genug gegen Venedig gerichtet war, und betheiligte sich auch am Kriege, den der König im Bunde mit den Genuesen und Franz von Carrara, Herrn von Padua, im J. 1378 gegen die Inselrepublik begann und der diese an den Rand des Verderbens brachte. Marquard hat das Ende des Kampfes nicht mehr erlebt. Noch vor dem Abschlusse des Friedens schied er am 3. Januar 1381 aus dem Leben.

Neben zahlreichen zerstreuten Nachrichten bei Chronisten und in Urkunden s. über ihn: Placidus Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg. 2. Bd. und De Rubeis, Monum. ecclesiae Aquilejensis (Argentinae 1740).

A. Huber.

Ranfft: Michael R., historischer Schriftsteller, geb. am 9. December 1700 zu Güldengossa bei Leipzig, † am 18. April 1774 in Großstechau, empfing seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer im Hause seines Vaters, des

Pfarrers Michael R., besuchte in den Jahren 1712—1719 die Schule zu Chemnitz und widmete sich alsdann dem Studium der Theologie in Leipzig, wo er am 4. December 1723 Baccalaureus der Philosophie, am 17. Februar 1724 Magister der freien Künste wurde und am 27. September 1725 seine Habilitationsdisputation hielt. Die kurze Zeit vom November 1725 bis Juni 1726 verbrachte er als Hofmeister bei den Söhnen des nachmaligen Appellationsgerichts-Vicepräsidenten v. Berlepsch zu Gröbitz. Dann hielt er sich, um seinen kranken Vater in der Verwaltung seines geistlichen Amtes zu unterstützen, vorübergehend in Droyßig auf, bis ihm 1727 das Diakonat in Nebra übertragen wurde. Doch kehrte er 1740 nach Droyßig zurück und wirkte hier zuerst drei Jahre lang als Substitut, dann nach seines Vaters Tode als dessen Nachfolger. Endlich kam er 1749 als Pfarrer nach Großstechau im Altenburgischen, wo er sein Leben beschloß. Schon während seines Aufenthaltes in Leipzig hatte er „Acta Lipsiensium academica oder Leipziger Universitäts-Geschichte", 16 Theile, Leipzig 1723 und 1724, herausgegeben. Ihnen folgte eine lange Reihe von zum Theil sehr umfangreichen schriftstellerischen Unternehmungen, deren Hauptinhalt genealogisch-historische und biographische Arbeiten ausmachen.

Universal-Lexicon Bd. 30, Leipzig und Halle, Zedler, 1741, Sp. 799 bis 802. — (Ranfft,) Fortgesetzte neue genealogisch-historische Nachrichten, Theil 157, Leipzig 1775, S. 3—13. — Meusel, Lexikon, Bd. 11, 1811, S. 35—39. — J. Löbe und E. Löbe, Gesch. der Kirchen und Schulen des Herzogthums Sachsen-Altenburg, Bd. 2, Altenb. 1887, S. 276.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Ranftl: Mathias Johann R., Genremaler der Alt-Wienerschule von mancherlei Verdiensten. In genannter Stadt am 21. Februar 1805 als Sohn eines Gastwirthes geboren, kam er an die Akademie der bildenden Künste, nachdem ihm aber schon von früher Jugend auf durch den Verkehr seiner Eltern mit verschiedenen Malern und Bildhauern Lust und Geschmack am Zeichnen beigebracht worden war. In dieser Hinsicht hatte schon der kleine Junge viele Proben von Begabung geliefert. Allerlei tolle Streiche und wenig Ernst beim Studium machten für ihn die seit 1817 begonnene akademische Lehrzeit wenig nutzbringend, zwei Jahre später trat er Reisen an und begann sich an die Natur als ernsteste Schule zu schließen. Aus der Schweiz und Deutschland heimgekehrt, bildete er sich wieder in Wien nach den Meisterwerken der Alten in den Galerien und trat nun alsbald mit seinen eigenen Arbeiten hervor, seit 1826. Er begann mit einigen historischen Bildern im damaligen romantischen Geschmack, z. B. Kaiser Maximilian I. und sein Hofnarr; aus dem Leben dieses Fürsten malte er eine ganze Reihe von Scenen. Es folgte eine längere Reise nach Rußland, wo er als Porträtist vielen Erfolg hatte, dann arbeitete er in Croatien, wo er sich mit religiösen Gemälden beschäftigte, 1831 kam er in die Vaterstadt zurück und entfaltete nun im Genre eine außerordentliche Thätigkeit, daneben schuf er vorzügliche Thierbilder und Caricaturen. Unglückliche Geldspeculationen stürzten ihn zuletzt in Zerrüttung, er starb in Wien am 1. November 1854, sein reicher Nachlaß eigener und fremder Bilder ging auf die Wiener Künstlergenossenschaft über. Axmann, Kaiser, Dworzak und A. haben Reproductionen seiner zahlreichen Bilder geliefert.

Jlg.

Ranger: Achaz Christian R., Jurist, geb. am 19. Februar 1648 zu Leuenstein in Ostpreußen, † am 19. Januar 1694 zu Königsberg. Er wurde hier 1676 Dr. jur. und außerordentlicher Professor der Rechte, 1679 Beisitzer des samländischen Consistoriums, 1689 Hofgerichtsrath, legte darauf die Professur nieder. Seine Schriften bestehen in Disputationen bezw. Dissertationen:

„De concursu actionum“; „De beneficiis fideiussoribus competentibus“; „De masculorum conditionibus in jure melioribus“; „De eo quod iustum est circa consilia“; „De jure thesauri“; „De differentia inter ius civ. et feud. circa successionem“; „De arrhis“; „De flagellatoribus annonae seu dardanariis“; „De repressaliis“; „De iure suspendii“; „De indulgentia“; „De oculari inspectione“; „De iure aggratiandi“; „De ingratitudine“; „De obsequio parentibus et patronis praestando“; „De patriciis“ Giss. 1684, 1740; „De iure baptismi“ Regiom. 1690.

Arnoldt, Hist. II, 267. — Jöcher III. v. Schulte.

Rango: Konrad Tiburtius R., Theologe und Naturforscher, sowie eifriger Anhänger der Orthodoxie und Gegner des Pietismus, stammte aus einer alten Colberger, im J. 1716 geadelten Patricierfamilie, welche daselbst seit 1565 im Rathe und bei der Verwaltung des Salzwerkes thätig war, und wurde am 9. August 1639, als der Sohn des dortigen Rathskämmerers Joachim R. geboren. Nachdem er, in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Martin und Lorenz R., von dem späteren Rector zu Belgard Chr. Mylius unterrichtet war, besuchte er (1652) mit jenen das Gymnasium zu Halle, und widmete sich zugleich, unter der Leitung des älteren Friedrich Hoffmann, medicinischen und botanischen Studien, welche er in der Folge auf der Universität zu Jena unter Rolfinck und Möbius, sowie in der Physik unter Posner fortsetzte. Auf den Wunsch seiner Eltern ging er jedoch von der medicinischen Facultät zur Theologie über und hörte bei Frischmuth, Tieroff, Gerhard und Chemnitz exegetische und kirchengeschichtliche Vorlesungen, erweiterte aber seine Kenntnisse auch in der Mathematik unter Erhard Weigel. Nach Ablauf eines Jahres begab er sich nach Gießen, wo er unter Christiani, Haberkorn und Misler theologische und unter Weise, Ebel und Dieterici philosophische Wissenschaften trieb, und namentlich mit Eifer des letzteren werthvolle Bibliothek benutzte, sowie eine Disputation „De paradiso“ hielt. Auf diese Art in seiner Bildung befestigt, unternahm er mit seinen Brüdern eine größere Reise durch Süddeutschland, wo er mit namhaften Theologen eine gelehrte Verbindung, u. A. mit Weinmann in Altdorf, Ursinus in Regensburg, Osiander in Tübingen, Joh. Schmid, Dannhauer und Schrid in Straßburg, anknüpfte: sodann bereiste er Holland, und lernte auch die dortigen Gelehrten kennen, ebenso, auf seiner Rückkehr durch die norddeutschen Städte, Schuppius in Hamburg und Hannekenius in Lübeck, bis er (1658) wieder in Colberg anlangte. Nachdem er hier häufig gepredigt hatte und bei dieser Anwendung seiner Kenntnisse in praktischer Thätigkeit manche Mängel seiner Erfahrung entdeckt haben mochte, entschloß er sich noch zur Verlängerung seiner Universitätslaufbahn, und begab sich zuerst nach Wittenberg, wo er bei Andr. Sennert orientalische Sprachen trieb, und nachdem ihm auf Aug. Buchner's Empfehlung (1659) die Magisterwürde verliehen war, seine ersten Vorlesungen hielt. Im J. 1661 nach Frankfurt a. O. übersiedelnd, begann er hier seine litterarische Thätigkeit, welche von seinen vielseitigen Studien Zeugniß gibt; dieselbe bezieht sich nämlich einerseits auf Exegese des alten und neuen Testaments, sowie auf die Accentuation der hebräischen Sprache, andererseits auf Profangeschichte in den Biographien von Romulus und Justinian und in der Topographie von Julius Cäsar's Schriften, endlich aber tritt seine frühere Neigung zur Medicin und Naturwissenschaft in seinen Abhandlungen „De capillamentis“, „De curculionibus“, „Nucleus institutionum physicarum Sperlingii“ und „De adamante“ hervor, während „Fasciculus diss. philologico-philosophico-historico-theologicarum“, „De usu praeceptorum logices“ und „Encyclopaedia facultatum omnium“ eine allgemeine philosophische Richtung verfolgen. Durch diese Leistungen erlangte er solchen Ruf, daß ihm der Große Kurfürst eine Professur in der

philosophischen Facultät und zugleich das Decanat in derselben anbot, welche Aemter er jedoch ablehnte, und sich nach Magdeburg begab, wo er, seiner früheren Neigung folgend, sich an des Bürgermeisters Otto v. Guericke's physikalischen Studien betheiligte. Als dann aufs Neue an ihn die Aufforderung erging, in brandenburgische Dienste zu treten, übernahm er auf den Rath seines Gönners, des Wittenbergischen Theologen Abr. Calow, im J. 1662 das Rectorat des Berliner Gymnasiums, und verheirathete sich (1666) mit Elisabeth, einer Tochter des Pastors Joh. Lorenz in Frankfurt a. O., aus welcher Ehe vier Söhne und fünf Töchter entsproßen. Bald darauf (1668) berief ihn der Kanzler der schwedischen Regierung, Heinrich Cölestin v. Sternbach († 1679 als Vicepräsident des Tribunals), als professor philosophiae an das Akademische Gymnasium zu Stettin. Hier begann er seine theologische Polemik als Vorkämpfer der Orthodoxie, indem er den Rector Andr. Gottfr. Ammon des Syncretismus beschuldigte, welchen Streit die Greifswalder Professoren, Generalsuperintendent Abr. Battus und Math. Tabbert vergeblich zu vergleichen strebten. Nach diesem fruchtlosen Versuch legte R., auf Verfügung der Regierung, sein Gymnasialamt nieder und erhielt vom Rath das Diakonat an der Jacobikirche, später aber (1680) das Nikolaipastorat. In dieser Amtsführung erlebte er (1677) die Belagerung des Großen Kurfürsten, durch welche die Jakobikirche mit ihrer Bibliothek, nebst vielen anderen Gebäuden, eine Zerstörung erlitt, und hatte somit Gelegenheit, durch geistlichen Trost und hülfreiche Seelsorge die Stettiner Bürger zu ermuthigen. Neben diesem friedlichen Walten setzte er jedoch die theologische Polemik in Wort und Schrift mit großem Eifer fort, namentlich gegen den Generalsuperintendenten Augustin Balthasar in Greifswald, und Ammon's Nachfolger, den Rector Joh. Ernst Pfuel, der (1668—78) eine philosophische Professur in Greifswald bekleidet hatte, welchen letzteren R., in Gemeinschaft mit Fabricius und Cramer, des Weigelianismus beschuldigte. Diese Streitigkeiten, welche vor der Regierung und dem Tribunal verhandelt wurden, gelangten erst durch Balthasar's Tod († 1688), und durch Pfuel's Berufung von Stettin nach Güstrow zum Abschluß. Zugleich veröffentlichte R. zahlreiche polemische Schriften, unter welchen die Geschichte des Syncretismus (1674—80) die bedeutendste ist. Die in diesen Werken enthaltenen Angriffe gegen Katholiken und Reformirte veranlaßten jedoch eine Klage des brandenburgischen Hofes, insofern sich derselbe zur reformirten Confession bekannte; R. aber genoß den Schutz des Königs Karl XI., und wurde von dem Tribunal in Wismar, bei welchem diese Angelegenheit zur Verhandlung kam, nicht zur Strafe gezogen, vielmehr berief bald darauf der Monarch, welcher, mit seiner Mutter Hedwig Eleonore v. Holstein-Gottorp, die Hochachtung vor Rango's kirchlichem Eifer theilte, denselben, nachdem er (1689) in Wittenberg die theologische Doctorwürde empfangen hatte, zum Generalsuperintendenten für Pommern und Rügen, mit welchem Amt die Greifswalder Stadtsuperintendentur und das Pastorat an der Greifswalder Nikolaikirche, die erste theologische Professur und das Präsidium des Consistoriums verbunden waren. Sein polemischer Charakter, sowie der Umstand, daß bei seiner Vocation weder die Stände, noch die Universität, resp. die theologische Facultät, noch die Stadt befragt worden waren, machte seine neue Stellung ungemein schwierig, umsomehr als seine Predigten und Universitätsvorlesungen wenig Beifall fanden; R. ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern setzte in den zahlreichen akademischen Disputationen und in den während seiner Greifswalder Lehrthätigkeit herausgegebenen Schriften, sowie auf den von ihm gehaltenen Synoden seine Angriffe gegen die anderen Confessionen und gegen die Secten mit Eifer fort, namentlich gegen Spener, Petersen, Scriver, Hoburg, Prätorius, Statius und Mart. Moller, auch wachte er strenge darüber, daß zum geistlichen

Amte und zum Studium nur orthodoxe Persönlichkeiten zugelassen wurden. Nachdem er wiederholt das Decanat und Rectorat geführt hatte, unternahm er im J. 1695 eine Reise durch Braunschweig-Lüneburg, und knüpfte mit den dortigen Theologen gelehrte Verbindungen an, welche namentlich gegen die abweichende Lehre von Calixtus in Helmstedt gerichtet waren, sodann begab er sich nach Schweden, und wurde in Stockholm zu acht Audienzen beim König Karl XI. und seiner Mutter berufen, von welchen er mehrere wichtige Verfügungen für die Geistlichkeit und Universität erlangte. Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich (1699) an der Visitation der Universität, bald darauf aber erkrankte er an einem schmerzhaften Unterleibsleiden und starb am 3. December 1700. Sein großes Epitaphium, auf welchem er in einem hohen gewölbten Saale, an einem Schreibtisch sitzend, dargestellt ist, wurde wahrscheinlich von seinem Nachfolger, Generalsuperintendent J. Fr. Mayer, in der Nikolaikirche errichtet, ein Verzeichniß seiner Schriften befindet sich in Dähnert's Katalog der Univ.-Bibl. und in Jöcher's Gel.-Lex., unter diesen ist besonders merkwürdig „Der Rangoschen Naturalien-Kammer I—IV Cabinet", in welchem Buche seine naturwissenschaftlichen Sammlungen beschrieben sind. Von seinen oben genannten Brüdern, welche beide die Rechte studirten, war Lorenz R. (geb. 1636, † 1710), brandenburgischer Legationssecretarius auf dem Reichstag zu Regensburg, dann Landsyndicus für Hinterpommern und Director des Schöffenstuhls, (1668) zum Dr. jur. promovirt und Verfasser mehrerer juristischen Schriften; Martin R. († 1688) Anwalt und Rathsherr in Colberg (s. u.).

Jak. Heinr. Balthasar, Sammlung z. Pom. Kirchenhistorie II, 1725, S. 794 ff. — Vanselow, Gelehrtes Pommern, 1728, S. 89 ff.; Adeliches Pommern, 1742, S. 95 ff. — Jöcher, Gel.-Lex. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, S. 265. — Riemann, Gesch. Colbergs, I, S. 133, II, 112. — Pyl, Pom. Geschichtsdenkmäler, V, 35 ff.; Geschichte der Greifswalder Kirchen, I, 457 ff. Pyl.

Rango: Martin v. R., eigentlich Range, älterer Bruder des Konrad Tiburtius R., war am 18. October 1634 in Colberg geboren und starb daselbst 1688 als Advocat am kurfürstlichen Hofgericht, Rathsherr und Scholarch. Seine Eltern waren der Rathskämmerer Joachim R. und Sophie Heise aus Treptow a. R. 1652 wurde er nebst seinen Brüdern auf die lateinische Schule nach Halle gebracht, deren Rector Mag. Christian Friedrich Frankenstein war. Von December 1653—55 studirte er in Jena, bezog am 25. October 1655 mit seinen Brüdern die Universität Gießen, wo er am 12. Juli 1657 durch eine Disputation „De acquirendo rerum dominio ex jure gentium" seine Studien beschloß. Schon vorher hatte er im Frühjahr d. J. mit seinen Brüdern eine Reise nach Süddeutschland und dem Elsaß unternommen; Ende Juli traten sie gemeinsam eine neue Reise an über Frankfurt nach Holland und Brabant, wo kriegerische Unruhen sie zur Umkehr nöthigten. Ueber Hamburg, Lübeck und Mecklenburg gelangte R. wieder nach Hause, wurde am 20. Februar 1659 zum Hofgerichtsadvocaten in Colberg angenommen und heirathete daselbst am 18. April 1659 Barbara Hahn, geb. ebenda am 18. October 1636. Der Ehe entstammten vier Kinder, darunter am 26. Februar 1660 ein Sohn Jacob Joachim R., † am 9. August 1679 in Stettin. — R. hat sich als Localforscher für die Geschichte seiner Vaterstadt ein Verdienst erworben; er schrieb: 1) „Colberga togata, h. e. Nomenclator theologorum, jureconsultorum, medicorum, philosophorum", Colberg 1668, 4°; ein für die Geschichte der Stadt sehr wichtiges Namensregister, dessen Fortsetzungen als „C. armata, salsa, subterranea" zwar geplant, aber nicht verwirklicht worden sind. Nur von einer „C. religiosa" haben einige Bogen handschriftlich existirt. 2) „Chronicon Colbergense", eine hand-

schriftliche Beschreibung der Stadt, wichtig besonders für das 17. Jahrh. — 3) „Colbergsches Feueralphabet“, 1675, 4°. 4) „Origines Pomeraniae“, Colberg 1684, 4°; 2. Ausgabe unter dem Titel: „Pomerania diplomatica“, Frankfurt a. O. 1707, enthält 1. des Conr. Sam. Schurzfleisch Origines Pomeraniae, 2. des Egidius van der Mylen Pomeranorum respublica, 3. als Haupttheil Rango's Diplomata quaedam vetustata Pomeraniae. — Das seinem Ursprung nach unbekannte Wappen zeigt im Schilde zwei ins Andreaskreuz gelegte Hörner mit Sternen in den vier Ecken, auf dem Helme eine Jungfrau, eine Muschel haltend.

Handschriftliche und gedruckte Nachrichten über die v. Rango im k. Staatsarchiv und in der General-Landschafts-Bibliothek in Stettin.

v. Bülow.

Ranisius: Sigismund R., ursprünglich wohl Ranisch, Componist geistlicher Musik, um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Er war 1648 Stadtsyndikus zu Cottbus, † vor 1674. Im Druck ist von ihm erschienen: „In die Musik gesetzte Sprüche, Lieder und Psalmen“ (16 Concerte). Auch Gelegenheitsgedichte von ihm sind erhalten.

Lausitzisches Magazin. Bd. 53, S. 53. Jentsch.

Ranke: Friedrich Heinrich R., Dr. theol. und phil., zuletzt Oberconsistorialrath in München, jüngerer Bruder von Leopold R., ist als das dritte von sieben Kindern dem Gerichtsdirector Gottlieb Israel R. von seiner Ehefrau Friederike, geb. Lehmicke, in dem kleinen Landstädtchen Wiehe an der Unstrut am 30. November 1798 geboren. In seinen „Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben“ (Stuttgart 1877) schildert R., wie er unter der treuen Pflege sorgsamer Eltern, im Umgang liebenswürdiger Geschwister, unter welchen Leopold schon früh sich ganz besonders auszeichnete, eine glückselige Kindheit verlebte. Den ersten Unterricht erhielt er in der Stadtschule daselbst. Auch die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen lehrte der Rector dieser Schule in Privatstunden. Im Februar 1811 folgte R. seinem Bruder Leopold auf die Landesschule Pforta. Professor Lange, Wick, John und Rector Ilgen hatten hier einen besonderen Einfluß auf ihn. Wie alle Brüder, so zeichnete auch er sich durch intensivsten Fleiß aus. Mit höchstem Entzücken las er die lateinischen und griechischen Classiker; an den griechischen Tragikern hatte er sein besonderes Wohlgefallen. Mit den trefflichsten philologischen Kenntnissen ausgestattet, bezog R. 1815 die Universität, um Theologie und Philologie zu studiren. In Jena hörte er mit Vorliebe Luden, den Historiker, und Gabler, den Theologen. Doch konnte er sich mit der Theologie, wie sie in Jena vorgetragen wurde, nicht befreunden. Der Glaube, in dem er aufgewachsen war, war aufs tiefste erschüttert. Es schien ihm unmöglich, daß er jemals Prediger werden könne. Auch an dem studentischen Leben betheiligte sich R. Daß nach der Niederwerfung Napoleon's die alte Herrlichkeit des Deutschen Reiches erstehen müsse, daß die Einigung der vielen deutschen Stämme eine dringende Nothwendigkeit sei, hatte auch die Kreise der Universitäten mächtig ergriffen. An Stelle der bisherigen Landsmannschaften, welche ein trauriges Bild der Zerrissenheit des Vaterlandes zum Ausdruck gebracht hatten, sollte unter den Studirenden nur ein Bund bestehen, ein christlich-deutscher Bund, der alle umfaßte: die deutsche Burschenschaft. Auch R. trat dieser Verbindung, welche in Jena ihren Ausgangspunkt genommen, mit Begeisterung bei. Noch dem Greise hat später das Herz höher geschlagen, wenn er dieser Zeit jugendlicher Begeisterung für alles Hohe und Edle und Herrliche eingedenk war. Sittlich reine Jünglinge hatten sie sein wollen, welche alle ihre Kräfte dem neuerstandenen Vaterlande weihen wollten.

Noch eine zweite Erinnerung ernstester Art knüpfte sich für R. an Jena. Beim Baden in der Saale gerieth R. in die allergrößeste Lebensgefahr. Schon hatte er sich für verloren gehalten, da ergriff ihn der kräftige Arm eines Commilitonen und rettete ihn. Angesichts des Todes hatte er allein der Eltern gedacht, welche er durch den Tod so sehr betrüben würde! Von weiterer Bedeutung für sein späteres Leben war es, als in Jena zwei Berliner Studenten eintrafen, welche auch die Jenenser für das Turnwesen gewinnen wollten. Es waren Dürre und Maßmann, beide Schüler von Jahn und Eiselen in Berlin. Dürre hatte sich in der trübsten Zeit in die Lützower Schaar aufnehmen lassen. Jahn's merkwürdiges Buch „Vom deutschen Volksthum", welches aus jener Zeit stammte, brachten sie mit. Aber auch des Letzteren „Deutsche Turnkunst" machte auf R. und seine Freunde den größten Eindruck. Was Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation als die einzige Aufgabe des damaligen Geschlechtes hingestellt hatte, ein besseres, tüchtigeres Geschlecht zu erziehen, das schien Jahn auf seine Weise zu verwirklichen. „Tugendsam und tüchtig, rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaft und wehrhaft sei des Turners Wandel." R. verfehlte nicht, sich alsbald in körperlichen Uebungen mit seinen Freunden zu versuchen. Eine Fußwanderung führte denselben tief ins Frankenland hinein. 1817 siedelte R. nach Halle über, um in der Nähe seines Bruders Leopold, welcher in Leipzig mit Luther's Werken beschäftigt war, weilen zu können. Der Theologie hatte er entsagt. Mit philosophischen Werken beschäftigte er sich. Vor allem begann er Kant's „Kritik der reinen Vernunft" zu studiren. Auch Fries: „Die neue Kritik der Vernunft" las er eingehend. Aber nirgend fand R., was seiner Seele Befriedigung gewähren konnte. Da wurde er durch seinen Bruder Leopold auf Fichte: „Anweisung zum seligen Leben" aufmerksam gemacht. Hatte Kant niederschlagend auf R. gewirkt, so wirkte Fichte erhebend und zu allem Guten ermuthigend.

Auch in Halle setzte er seine körperlichen Uebungen, Turnen, Schwimmen u. s. w. fort. Mit seinem Freunde Schwarzenberg unternahm R. eine längere Fußreise nach Dresden und Oesterreich. Einen tiefen Eindruck machte in dieser Zeit auf ihn Johannes Falk, Legationsrath in Weimar, dessen praktisches Christenthum ihm imponirte. Doch auch die Reformationsjubelfeier des Jahres 1817, welche R. in Halle erlebte, führte ihn nicht zur Theologie zurück. Vielmehr studirte er Thucydides, Sophokles und Euripides. Selbst an mathematischen Studien fand er seine Freude. Ein neues Leben trat dem 19jährigen im Hause des Professors Nasse entgegen, in welches R. in Vertretung eines Freundes als Hauslehrer eingetreten war. In dem Familienkreise dieses Hauses hatte der christliche Glaube Gestalt gewonnen. An Claus Harms' Predigten erbaute sich Frau Nasse. Auch die Schriften G. H. Schubert's „Altes und Neues" und „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" kamen R. hier zuerst zu Gesicht. Doch wiewohl das freundliche Familienleben des liebenswürdigen Nasse'schen Hauses ihn wohlthuend berührte, so meinte R. doch nur auf dem Wege ernsten, philosophischen Strebens, nicht auf dem Wege des Glaubens sich die Wahrheit erringen zu müssen.

Inzwischen war Leopold R. in Frankfurt a/O. als Oberlehrer des dortigen Gymnasiums angestellt worden. Dorthin folgte ihm R. Es gelang ihm, eine Anstellung an einer Privatanstalt zu erwirken, welcher die ersten Familien z. B. der Oberlandesgerichtspräsident Freiherr v. Manteuffel ihre Söhne anvertrauten. Mit wahrer Ehrfurcht machte er die persönliche Bekanntschaft des Turnvaters Jahn, welcher auf einer Reise Frankfurt berührte. R. entschloß sich schnell, denselben nach Berlin zu begleiten. Jahn selbst hatte an dem hochgewachsenen Jüngling mit den edlen Gesichtszügen ein besonderes Wohlgefallen. Die sittliche

Reinigung und leibliche Kräftigung der deutschen Jugend, der Jahn's Lebensarbeit galt, schien in R. verkörpert. In Berlin besuchte R. nicht nur den Turnplatz in der Hasenheide, sondern auch die Fechtübungen unter Eiselen's Leitung und die Schwimmschule des späteren Generals v. Pfuel. Nach seiner baldigen Rückkehr trieb R. seinen Bruder und dessen Freunde an, die Errichtung eines Turnplatzes in Frankfurt zu erwirken. Die Nachricht von der Ermordung Kotzebue's setzte allen diesen Plänen ein plötzliches Ziel. Bange Ahnungen bewegten den Freundeskreis. Bald deuteten die Zeitungen an, in der deutschen Jugend bestehe eine Verschwörung, welche auf die allgemeine Umwälzung ausgehe. Die deutsche Burschenschaft und das Turnwesen wurden mit diesen unheilvollen Dingen in Verbindung gebracht. Von größerer Bedeutung für das spätere Leben Ranke's war ein Besuch, den er von Karl v. Raumer, damals Professor der Naturwissenschaften in Breslau, erhielt. Noch eingreifender für das eigentliche Seelenleben Ranke's sollte eine Reise wirken, welche derselbe während der Sommerferien nach Rügen unternahm. Hier lernte er den Nachfolger und Schwiegersohn des bekannten Kosegarten, Pastor Baier, in Altenkirchen kennen. Zu diesem trat er alsbald in das freundschaftlichste Verhältniß. R. offenbarte diesem den schmerzlichen Zustand seines zweifelnden Gemüths. Durch die Gespräche mit diesem väterlichen Freunde wurde in R. der Glaube an den ewig lebenden und ewig liebenden Gott wieder lebendig. Die Schilderungen, welche R. in den oben genannten Jugenderinnerungen von dieser Reise und seinen Seelenerfahrungen gibt, gehören zu dem Schönsten und Edelsten, was wir in der Litteratur in dieser Beziehung besitzen. Ueberaus anmuthend berührt vor allem die keusche und fast verschämte Art, in welcher R. von dem redet, was eine Menschenseele aufs tiefste ergreift. Gegenüber den Bekehrungsgeschichten namentlich englischer und amerikanischer Schriftsteller, welche überall in tendenziöser Weise aufbauschen, berührt diese echt deutsche Weise, in welcher er die eigene Erfahrung allein zu Worte kommen läßt, auf das wohlthuendste. Auf der Rückreise berührte R. Stralsund, Rostock, vor allem Berlin. Vom Postwagen eilte er alsbald in die Dreifaltigkeitskirche, um Schleiermacher predigen zu hören. Auch de Wette lernte er diesmal kennen. Tief erschütterte ihn die Kunde von Jahn's gefänglicher Einziehung und Abführung nach Spandau. R. ließ es sich nicht nehmen, die Mutter und Gattin Jahn's aufzusuchen. In Frankfurt setzte er dann seine Studien fort. Auf Baier's Rath, mit dem er in einen sehr innigen Briefwechsel eintrat, beschäftigte er sich ganz besonders mit dem Evangelium Johannis. Gute Dienste leisteten ihm da die bezüglichen Stellen in Luther's Werken. In der Schule durfte er zu seiner Freude den Religionsunterricht übernehmen. Wiewohl die Weihnachtsferien nur wenige Tage ausmachten, so eilte R., alle Hindernisse einer Winterreise überwindend, meist zu Fuß nach Rügen zu seinem väterlichen Freunde. Auf der Hin- und Herreise hatte er in Stettin in Ludwig Giesebrecht einen Genossen seiner Freude gefunden. Kaum war er in Frankfurt wieder in seiner gewohnten Thätigkeit wirksam, da wurden zu seinem nicht geringen Entsetzen seine Papiere durch Polizeibeamte in Beschlag genommen. Wiewol sich in denselben nichts fand, was irgend eine Anklage gegen ihn hätte begründen können — nur einige Ausdrücke, in denen er sich gegen die Aufhebung der Turnplätze und über die Gefangennahme Jahn's und Ernst Moritz Arndt's mit Schmerz geäußert hatte, galten für compromittirend, so wurden doch seine Papiere in Beschlag gelegt und dem Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg zugesandt. In dieser ernsten Zeit, deren ganze Schwere R. weniger als seinen Freunden, besonders seinem Bruder Leopold zum Bewußtsein kam, trat die Aufforderung an denselben heran, in das Haus seines väterlichen Freundes Baier auf Rügen einzutreten, um theils den Unterricht der

Kinder zu übernehmen, theils dem kränkelnden Freunde in seinem Amt helfend zur Seite zu stehen. März 1820 siedelte R., nachdem er die Eltern zu ihrer silbernen Hochzeit in Wiehe aufgesucht hatte, nach Altenkirchen über. Hier in der schönen Natur, in dem trauten Umgang mit Baier, verlebte R. ein überaus glückliches Jahr. Auch der Darstellung dieses Aufenthaltes in Rügen in dem oben genannten Werk wird an Feinheit und Reinheit, an Kraft und Frische der Auffassung wie an Tiefe des Gemüthslebens wenig zur Seite gestellt werden können. Wahrhaft classisch ist z. B. die Schilderung jener Strandpredigten, welche Baier auf der Witte, auch hierin seinem Vorgänger Kosegarten folgend, gehalten hat. Doch die Eltern drängten den Sohn zur Heimkehr. Noch hatte derselbe seiner Militärdienstpflicht nicht genügt. Auch wünschten die Eltern den Sohn in einer geordneten Laufbahn zu wissen. So kehrte R. nach Frankfurt a./O. zurück. Eine Stelle an dem Gymnasium sei frei geworden; diese sei dem Bruder H. zugedacht, mit dieser freudigen Aussicht konnte Bruder Leopold den Zurückkehrenden begrüßen. Der Director des Gymnasiums, Poppo, suchte selbst beim Staatsministerium um Befreiung vom Militärdienst für R. nach. Die Antwort lautete befremdlich ablehnend: bei R. könne um so weniger an eine Befreiung vom Militärdienst gedacht werden, als er in die demagogischen Dinge verwickelt sei. Es blieb R. nichts andres übrig, als ohne Verzug in den militärischen Dienst einzutreten. Doch war dieser so leicht, daß er nicht nur acht Stunden am Gymnasium wöchentlich übernehmen, sondern außerdem sich durch Privatunterricht etwas verdienen konnte. Doch ehe er den Soldatenrock angezogen, hatte er noch Zeit gefunden, das philologische Staatsexamen in Berlin mit Auszeichnung zu bestehen. Der Director ließ die vacante Stelle am Gymnasium für R. offen und hatte die definitive Anstellung desselben nach Absolvirung seines Militärjahres beim Ministerium beantragt. Doch lautete der Bescheid des Ministeriums ablehnend: „Das königliche Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat die auf den Schulamtscandidaten Ranke in Frankfurt a/O. gefallene Wahl zum Lehrer am dortigen Gymnasium verworfen, weil er sich durch seine früheren Verbindungen verdächtig gemacht hat und weil seine Papiere von Staatspolizei wegen in Beschlag genommen worden sind."

Auch die Bitte, welche R. aussprach, als Candidat in das Wittenberger Predigerseminar aufgenommen zu werden, welche anfänglich ihm bereits gewährt war, wurde abgeschlagen, weil keiner, der von dem Verdacht der Staatsregierung betroffen wäre, auf irgend eine Weise unterstützt werden sollte. Die Aufnahme in das Seminar gälte aber als Unterstützung. Auch hatten alle Bemühungen, welche R. theils durch Freunde, theils persönlich machte — er wagte es, selbst Johannes Schulze, den vielvermögenden Geheimrath, und sogar auf dessen Zureden den Cultusminister v. Altenstein aufzusuchen —, das gegen ihn lautende Urtheil umzustimmen, keinen Erfolg.

In dieser Zeit völliger Rathlosigkeit erhielt R. die Nachricht von der schweren Erkrankung seines geliebten Freundes Baier. Alsbald machte er sich wieder auf, um nach Rügen zu eilen. Doch fand er Baier schon in Greifswald, wo dieser in dem Hause seiner Schwiegermutter krank darniederlag. Mit rührender Treue theilte er seine Zeit in die Pflege des Kranken und in den Unterricht, welchen er dessen Sohne Allwill ertheilte (späterem Professor der Philosophie in Greifswald). Am 12. September 1822 verschied Baier in Ranke's Armen. Der sterbende Freund hatte seine Kinder R. anvertraut. Nachdem R. in Magdeburg das erste theologische Examen bestanden, kehrte derselbe in das verwaiste Pfarrhaus nach Altenkirchen zurück, um dort der Erziehung der Baier'schen Kinder und den eigenen Studien zu leben.

Völlig unerwartet traf ihn hier ein Brief von Dr. Dittmar. Dieser for-

rte ihn auf nach Nürnberg überzusiedeln, um an der von ihm geleiteten Erziehungsanstalt als Lehrer einzutreten. Professor Karl v. Raumer habe seine Professur in Halle, wohin er von Breslau aus versetzt war, niedergelegt, um n dieser Anstalt seinen pädagogischen Neigungen ganz zu leben. Dieser Aufforderung folgte R. um so bereitwilliger, als Frau Baier sich entschloß, ihren Allwill mitziehen zu lassen. Die Reise ging über Berlin. Hier war es R. ergönnt, Neander persönlich näher zu treten. Auch gelang es ihm, jene Briefschaften, welche ihm in Frankfurt abgenommen waren, wieder zurück zu erhalten. Schon in Erlangen traf er mit v. Raumer zusammen. Hier lernte r Gotthilf Heinrich Schubert persönlich kennen; auch mit Pfaff, dem Physiker, und Schelling, dem Philosophen, wurde R. näher bekannt. Am 6. April 1823 zog R. in die neue Lehranstalt in Nürnberg ein. Gewissermaßen als der Geistliche der Anstalt und außerdem als Lehrer der älteren Schüler in den beiden alten Sprachen und in der alten Geschichte übernahm R. hier eine Aufgabe, welche seinen Neigungen völlig entsprach. Die Anstalt selbst stand in voller Blüthe. Nicht wenige der angesehensten Familien vertrauten ihre Söhne derselben an. Außer Dittmar, einem ursprünglich Würzburger Juristen, hatte auch v. Raumer aus Begeisterung zur Pädagogik seinen bisherigen Beruf verlassen, um an dieser Anstalt zu wirken. Pestalozzi und seine Anstalten, welche er auf einer Schweizerreise kennen gelernt, hatten dazu den Impuls gegeben. Durch v. Raumer waren nicht nur Schubert, Schelling, Döderlein (die Erlanger Freunde), sondern auch Roth, der Director des Nürnberger Gymnasiums, und dessen Bruder Friedrich, der spätere Oberconsistorialpräsident, für das Gedeihen der Anstalt interessirt. Theils allein, theils mit einer größeren Schaar von Schülern unternahm auch hier R. weitere Reisen meist zu Fuß. Führte die eine nach Stutigart, so die andere nach dem Rhein, eine dritte nach Basel und der Schweiz. Für R. war der Gewinn dieser Reisen ein doppelter. Nicht nur Deutschlands schönste Städte und Länder lernte er kennen, sondern er machte auch die Bekanntschaft vieler bedeutenden Männer, namentlich solcher, die mit ihm auf gleichem Glaubensstandpunkt stehend, in mannigfaltiger Weise dem Reiche Gottes dienten. So lernte er in Frankfurt a/M. den Senator Friedrich v. Meyer kennen, in Düsselthal den Grafen Recke-Volmerstein und Dr. v. Valenti, in Bonn, durch Professor Nasse, E. M. Arndt, in Basel Spittler, den Buchhändler, Blumhardt, damals Missionsinspector, Zeller, den Pädagogen, und Christ, den Rathsherrn. Ganz besondere Freude machte ihm der Besuch bei dem katholischen Pfarrer M. Boos, dessen Büchlein „Christus für uns und in uns“ R. wohlbekannt war. Die evangelische Gesinnung dieses Greises machte auf R. einen unauslöschlichen Eindruck. Auch in Nürnberg war R. mit all den Männern bekannt geworden, welche im Bekenntniß des evangelischen Glaubens ihre Freude und ihre Kraft suchten. Schubert hat diesen Stillen im Lande in so mancher kleinen Schrift ein Denkmal gesetzt. Mit Schubert selbst trat R. in die allernächsten Beziehungen dadurch, daß er sich die einzige Tochter desselben zur Gattin erwählte. In der Selbstbiographie G. H. v. Schubert's: Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Erlangen 1854/56, hat derselbe die Hochzeit Ranke's mit Selma Schubert, welche in Bärenwalde, dem Heimathsdorfe Schubert's, im sächsischen Erzgebirge, am 2. October 1825 stattgefunden hat, in anziehendster Weise geschildert. Nicht nur die Brüder Leopold und Ferdinand, welche Schubert aufs freundlichste charakterisirt, auch der Vater R. war aus dem nahen Thüringen herübergekommen, um dieser ersten Hochzeit eines seiner Söhne beizuwohnen. Den Schwiegersohn selbst, unsern R., schildert Schubert a. a. O. wie folgt: „Die jugendlich blühende Wohlgestalt des Jünglings war wohl eine

schöne ihm von Gott geschenkte Zierde, schöner aber noch stand ihm die Zierde der Demuth an. Wer in dieses Auge sah, dem kam daraus der Blick eines reinen guten Gewissens entgegen. Sein ganzes Wesen trug das Johanneische Gepräge." Mit seiner überaus jugendlichen Gattin kehrte R. nach Nürnberg zurück und arbeitete in dem ihm so lieben Wirkungskreis mit neuer Freudigkeit weiter. Auch seine Privatstudien setzte er mit Eifer fort, so beschäftigte er sich besonders mit Eusebius' Kirchengeschichte, welche er in der Ausgabe von Valesius studirte.

Auch der verwahrlosten Kinder, welcher sich Johannes Falk in Weimar zuerst angenommen hatte, suchte R. in Gemeinschaft mit v. Raumer sich kräftigst anzunehmen. Wie in Erlangen durch Professor Krafft's Bemühungen eine kleine Anstalt für verwahrloste Mädchen errichtet war, so konnte bereits am 24. April 1824 in Nürnberg eine ähnliche für Knaben eröffnet werden. Diese Anstalt hat sich segensreich entfaltet und besteht noch heute. Nachdem Dittmar das von ihm gegründete Institut bereits verlassen, um in der Rheinpfalz an einer öffentlichen Lehranstalt zu wirken, verlor dieselbe zu viel Schüler, um auf die Dauer sich halten zu können. R. sehnte sich auch in den eigentlichen Beruf seines Lebens, das Pfarramt, einzutreten. Auf Schubert's Rath und Wunsch hatte er bereits 1824 die zweite theologische Prüfung in Ansbach mit Auszeichnung bestanden. Jetzt zögerte er nicht, die ihm angetragene Landpfarrstelle Rückersdorf, nicht allzuweit von Erlangen, 1826 zu übernehmen. Ein idyllisches Stillleben nennt R. selbst seinen Aufenthalt in Rückersdorf. Mit ganzem Eifer trat er hier in die pastorale Wirksamkeit ein. Auch die junge Pfarrfrau, welche die Frauen des Orts um sich sammelte, stand ihm helfend zur Seite. Bunyan's „Reise in die himmlische Stadt" übersetzte R. aus dem Englischen, las die einzelnen Abschnitte an den Abenden im Kreise Geweckter aus der Gemeinde vor und gab die Uebersetzung später heraus. Der Verkehr mit Erlangen blieb ein reger. Außer Schubert kam wol auch Professor Krafft nach Rückersdorf heraus. Nachdem Schubert und Schelling nach München übergesiedelt waren, kehrte R. mit seiner Selma im elterlichen Hause am Karlsthor in München alle Jahre einmal ein. Auf Veranlassung des Oberconsistoriums mußte er 1830 seinen Aufenthalt in München verlängern, um dort die damals vacante Pfarrstelle an der protestantischen Kirche mehrere Monate hindurch provisorisch zu verwalten. Nach Rückersdorf zurückgekehrt, lebte er neben seinen Pfarrgeschäften wissenschaftlichen Studien aller Art. Um in das Verständniß des alttestamentlichen Sprachidioms tiefer einzudringen, lernte er die arabische Sprache, in welcher er den Koran studirte. Aber erst sein Bruder Leopold, welcher ihn auf seiner Rückreise aus Italien 1831 besuchte, gab seinen Studien ein bestimmtes Ziel. Als nämlich R., auf die kritischen Werke de Wette's hinweisend, dem Bruder zu erkennen gab: „Ich kann ihn widerlegen!" antwortete Leopold kurz und entschieden: „So thue es!" Außer de Wette suchte R. auch Vater, Commentar zum Pentateuch, zu widerlegen. So entstanden die „Untersuchungen über den Pentateuch", deren erster Band bei Heyder in Erlangen 1833 erschienen ist. Die kirchliche Oberbehörde berief in diesem Jahre R. zum Examinator bei den theologischen Aufnahmeprüfungen, welche in Ansbach stattfanden.

Durch Buchhändler Heyder in Erlangen war Graf v. Giech in Thurnau auf R. aufmerksam gemacht worden. Dieser berief R. zum Decan und ersten Pfarrer nach Thurnau. Dorthin siedelte R. im Frühjahr 1834 über. Anfänglich fand er hier, wo der Rationalismus bisher ungestört geherrscht hatte, lebhaften Widerstand. Und doch wußte er denselben, ohne ein Titelchen seines Glaubensbekenntnisses aufzugeben, durch die Kraft seiner Persönlichkeit zu überwinden. In Thurnau gab er zuerst eine Sammlung seiner Predigten in drei

Theilen heraus, denen später Predigten über die Evangelien und die Episteln des Kirchenjahres gefolgt sind. Auch auf der Generalsynode 1836 bewährte sich R. als ein Vertheidiger des positiven Glaubens der Kirche gegenüber den Vertretern des Rationalismus. Nachdem sich eine Berufung nach Wittenberg an das dortige Predigerseminar zerschlagen und R. einen Ruf nach Schulpforta als geistlicher Inspector abgelehnt hatte, wurde er 1840 ohne eigenes Zuthun und ohne vorherige Anfrage zum Professor der Theologie nach Erlangen für das Fach alttestamentlicher Exegese berufen. Später erfuhr er, daß er von der Facultät nur in dritter Linie vorgeschlagen, von König Ludwig I. wegen seiner Untersuchungen über den Pentateuch direct ernannt worden war. Wiewol diese Berufung den Wünschen Ranke's vollauf entsprach, so wurde sie ihm durch die geringe Besoldung erschwert, welche eine größere Familie kaum erhalten konnte. Dennoch durfte dem ausdrücklichen Befehl des Königs nicht widersprochen werden. Von den Freunden, namentlich von dem v. Raumer'schen Hause wurde Professor R. aufs herzlichste in Erlangen willkommen geheißen. Dagegen zeigte sich die theologische Facultät über seine Berufung verstimmt. Außer den Vorlesungen über das alte Testament las R. Dogmatik, Dogmengeschichte, biblische Theologie, mit gutem Succeß. — Eine Reise, welche er mit seinem Bruder Ernst nach Tirol unternahm, erfrischte den Ueberarbeiteten. Auf der Rückreise in München suchte er vom Ministerium eine persönliche Zulage zu seinem Gehalt zu erwirken, da dasselbe sich für die Familie als völlig unzureichend herausgestellt hatte. Nach Erlangen zurückgekehrt, begann er sein viertes Semester mit Vorlesungen über die Psalmen, durch die eifrige Theilnahme eines größeren Zuhörerkreises in freudigste Stimmung versetzt.

Da erhielt er wieder gegen alles Erwarten im Novbr. 1842 seine Ernennung zum Consistorialrath in Bayreuth. War mit derselben auch die gewünschte Gehaltszulage verbunden, so empfand R. das Aufgeben der eben erst begonnenen akademischen Thätigkeit, die ihn beglückte, auf das schmerzlichste. In Bayreuth war mit der R. übertragenen Consistorialstelle ein Pfarramt nicht verbunden. Nur mit Mühe konnte derselbe es erreichen, daß er in Vertretung anderer öfter die Kanzel besteigen durfte. Die Geschäfte im Consistorium selbst, in welche R. sich mit gewohntem Fleiß einarbeitete, hatten für denselben keinen besonderen Reiz. Auch hier erwarb sich R. viele Freunde. Sein College Gabler übernahm während einer schweren Krankheit, welche R. an den Rand des Grabes brachte, dessen sämmtliche Amtsgeschäfte. Auch mancherlei Freunde suchten R. in Bayreuth auf. Am meisten war er erfreut durch den Besuch des großen Kirchenhistorikers August Neander aus Berlin. Im J. 1845 erfolgte die Versetzung Ranke's als Consistorialrath und Hauptprediger nach Ansbach. In Bayreuth hatte er dem Professor Harleß Platz machen müssen, welcher sich durch seinen Protest gegen die Kniebeugungsordre dem Ministerium Abel mißliebig gemacht hatte. In Ansbach gewann R. seine frühere Freudigkeit im geistlichen Amt, welches er wieder verwalten durfte, voll und ganz wieder. Auch die Consistorialgeschäfte, mit denen die theologischen Prüfungen der Candidaten verbunden waren, entsprachen ganz seinen Wünschen. 21 Jahre hat R. diese Stellung inne gehabt; je älter, desto gesegneter in Haus und Amt. Eine große Familie von Kindern und Enkelkindern, welche sämmtlich Tüchtiges in der Welt leisteten, theils zu leisten versprachen, sahen in ihm ihr verehrtes und geliebtes Haupt. In der bairischen Landeskirche sah er je länger, je mehr treue und lebendige Zeugen erstehen, welche überall bemüht waren, christliches Leben zu wecken und zu stärken. Seiner irenischen Natur gelang es, Pfarrer Löhe in Neuendettelsau, welcher den Austritt aus der Landeskirche bereits beabsichtigt hatte, davon zurückzuhalten und so einer unheilvollen Separation vorzubeugen. 1866 wurde R. als Ober-

consistorialrath nach München berufen. Schon hatten seine Kräfte für das schwere Doppelamt in Ansbach nicht zuzureichen begonnen. Um so dankbarer folgte er in die bedeutend leichtere, wenn auch verantwortlichere Stelle nach München. Doch zunehmende körperliche Gebrechen nöthigten ihn schon 1871, auch diese Stelle aufzugeben. Nun lebte er ganz seiner Familie. Zu allen Zeiten hatte er mit besonderer Inbrunst seines evangelischen Priesteramtes als Hausvater in seinem Hause gewaltet. Eine Frucht dieser Hausgottesdienste war das bei Heyder & Zimmer in Frankfurt a/M. 1867 herausgekommene Büchlein: „Gebete über Worte der heiligen Schrift.“ Dasselbe ist seinen Kindern gewidmet. In der schlichtesten Sprache verkündet es die großen Geheimnisse unserer Religion. Am 2. October 1875 erlebte er noch die goldene Hochzeit. Am 2. September 1876 ist er dann sanft verschieden. Auch der alternde Greis trug ganz Johanneisches Gepräge. Fest gegründet in der erkannten Wahrheit war er zugleich mild und gütig, sanft und voll innigster Theilnahme für Jedermann. Ausgestattet mit den tüchtigsten theologischen und philologischen Kenntnissen wollte er nur seinem Herrn dienen, und dem die Herzen der Menschen gewinnen, für den sein Herz in seliger Liebe bis zum letzten Pulsschlag geschlagen hat. Otto v. Ranke.

Ranke: Karl Ferdinand R., Philologe und Schulmann, 1802—1876. Er war als der Sohn eines Justizcommissarius in Wiehe am 26. Mai 1802 geboren, das vierte unter sieben Kindern, der dritte unter fünf Söhnen, deren ältester Leopold R. war. Wie die zwei älteren Brüder erhielt er seine Schulbildung in Pforta, wo auch ihn ein Freund des Hauses, der geistliche Inspector John, unter seine besondere Obhut nahm. Michaelis 1814 trat er hier ein und blieb — besonders um des vornehmlich auf ihn wirkenden Prof. Neue willen — 6½ Jahre bis Ostern 1821 Alumnus, während eines ganzen Jahres als primus omnium in besonderem Ansehen unter seinen Mitschülern. Seiner Dankbarkeit gegen die Pflegestätte seiner Jugend hat er noch als Greis in einer sehr lesenswerthen Schrift „Rückerinnerungen an Schulpforta“ 1874 Ausdruck gegeben; dieselbe hat als quellenmäßiger Bericht über die damals durch die neue preußische Verwaltung vollzogene Umgestaltung der Schulpforta dauernden Werth. — Ostern 1821 bezog R. die Universität in Halle, um dort Philologie und Theologie zu studiren und schloß sich hier besonders an die ihm freundlich entgegenkommenden Professoren Aug. Seidler und Karl Reisig an. Durch diese, welche beide Schüler G. Hermann's waren, wurden Ranke's Studien fast ausschließlich auf Kritik und Grammatik gelenkt; erst später hat er auch den sachlichen Seiten der Alterthumswissenschaft sich zugewendet. Nachdem er im Juni 1824 die Lehramtsprüfung abgelegt, wurde er zunächst Lehrer an den Francke'schen Stiftungen in Halle, aber bereits im Januar 1825 als erster Collaborator an das Gymnasium in Quedlinburg berufen und hier schon im folgenden Jahre, nachdem er inzwischen das dazu erforderliche theologische Examen pro licentia concionandi vor dem Consistorium in Magdeburg bestanden hatte, zum Oberlehrer und Subrector, bald darauf zum Conrector befördert. Die Verbindung einer wenn auch nur beschränkten geistlichen Thätigkeit mit der schulmännischen war ihm während seines ganzen Lebens von besonderem Werthe, wie er überhaupt auf die religiöse Seite der Jugenderziehung immer besonderen Nachdruck legte; die Quedlinburger „Schulpredigten“ bildeten den Anfang seiner Wirksamkeit auf der Kanzel, welche erst im J. 1872 mit einer Gastpredigt in seinem Heimathstädtchen ihren Abschluß fand. — Bereits 1831 wurde R. zum königlichen Director des Quedlinburger Gymnasiums ernannt und damit vor die Aufgabe gestellt, eine „innerlich wie äußerlich mit vielen Mängeln behaftete“ Anstalt umzugestalten. Er war dazu um so mehr geeignet, als er bereits fast in allen

Fächern, sogar in Naturgeschichte, hatte unterrichten müssen, ihm auch die Zustände der Anstalt durch eigene Erfahrung sattsam bekannt waren. Mit rastlosem Eifer griff er die neue Aufgabe an; der Uebergang vom Fach- zum Classensystem wurde gemacht und die hierdurch bedingte völlige Umgestaltung des ganzen Unterrichtsbetriebes durchgeführt, schneller und hastiger vielleicht, als wünschenswerth war. Denn bei aller Anerkennung seiner hervorragenden Begabung fand man doch, daß sein „Streben zu unruhig und wechselvoll“ war, und namentlich fanden es schon damals, wie auch später, „die jungen Lehrer, denen er große Aufmerksamkeit und Theilnahme widmete, schwer, sich über seine Forderungen an sie ein festes Urtheil zu bilden, zumal er eine öftere Veränderung des Verfahrens sogar wünschte“. Neben seiner begeisterten schulmännischen Thätigkeit ging umfangreiche wissenschaftliche Arbeit her; die Abhandlungen „De Cornelii Nepotis vita et scriptis“ (1829), die „Vita Aristophanis“ in der Ausgabe dieses Dichters von B. Thiersch (1830), „De lexici Hesychiani vera origine et genuina forma“ (1831), „Pollux et Lucianus“ (1832) u. A. fanden verdiente Anerkennung und gaben den Anlaß, daß die philosophische Facultät zu Halle ihm 1834 die Doctorwürde honoris causa übertrug.

Die Erfolge seines amtlichen Wirkens waren auch in weiteren Kreisen bekannt geworden und hatten namentlich auch die Aufmerksamkeit des hannoverschen Oberschulrathes Kohlrausch erregt. Im J. 1836 veranlaßte dieser Ranke's Berufung in das Directorat des Gymnasiums in Göttingen als Nachfolger von Aug. Grotefend; Ostern 1837 trat R. das neue Amt an und übernahm damit zunächst die Vollendung der Aufgabe, aus welcher Grotefend durch seinen frühen Tod abberufen war, der Neugestaltung der sehr herabgekommenen Schule. Schon im folgenden Jahre zum Mitgliede der Prüfungscommission für Gymnasiallehrer ernannt, begründete er 1839 das noch jetzt im Anschlusse an das Gymnasium bestehende pädagogische Seminar zur praktischen Ausbildung der jungen Lehrer, und erwarb sich damit ein dauerndes Verdienst um den ganzen hannoverschen Gymnasiallehrerstand. Im J. 1841 wurde er zugleich zum ordentlichen Professor an der Göttinger Universität ernannt, doch mußte seine nur ein Jahr dauernde akademische Thätigkeit von geringem Umfange sein, da die Schulpflichten seine Kraft reichlich in Anspruch nahmen. Er blieb jedoch auch nach seinem Scheiden von Göttingen in steter Verbindung mit der Georgia Augusta, deren theologische Facultät ihn auch später bei Gelegenheit seines Amtsjubiläums zum Dr. theol. ernannte. Seine wissenschaftlichen Arbeiten aus der Göttinger Zeit beschränkten sich auf einige Abhandlungen über Hesiod („De operibus et diebus“ 1838; „Scutum Herculis“ 1840), und eine geschichtliche Arbeit: „Historische Studien“ 1840; eine von ihm übernommene Biographie Otfried Müller's kam nicht in dem geplanten Umfange zur Ausführung. — Die Göttinger Wirksamkeit Ranke's hat im Ganzen nur fünf Jahre gedauert; bereits 1842 berief ihn der preußische Minister Eichhorn nach Berlin an die Spitze des königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der mit diesem verbundenen Anstalten. Die Aufgaben, welche dieses neue Amt an ihn stellte, waren überaus große und umfangreiche; neben dem großen Gymnasium waren ihm auch die königliche Realschule, die Elisabeth-Töchterschule und eine Vorschule unterstellt. Nicht erleichtert wurde seine Aufgabe durch den Umstand, daß sein Vorgänger Spilleke ein Mann von kraftvollster Entschiedenheit gewesen war, der alle ihm entgegentretenden Schwierigkeiten durch die Macht seiner Persönlichkeit überwunden hatte, während Ranke's Natur mehr weich und versöhnlich, als zu durchgreifender Entschlossenheit geneigt war. Doch gelang es der milden Freundlichkeit seines Wesens bald, bei Lehrern und Schülern sichern Boden zu gewinnen und auch in weiteren Kreisen Berlins An-

erkennung zu finden. Die immer steigende Blüthe der vereinigten Anstalten bewies, welche treue Sorgfalt er den verschiedenen Aufgaben seines Amtes widmete; seine große Rührigkeit und Vielseitigkeit machte es ihm möglich, den oft widerstreitenden Anforderungen der einzelnen Anstalten gerecht zu werden. Die Heranbildung der jungen Lehrer blieb auch in Berlin eine seiner Hauptaufgaben; jede neue Erscheinung auf dem Gebiete der Methodik pflegte er zu beachten, oft auch praktisch zu erproben oder durch seine jüngeren Mitarbeiter erproben zu lassen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Förderung des Turnens in Berlin; die Turnplätze in der Hasenheide sind den unter ihm vereinigten Anstalten durch ihn gewonnen worden. — Zu wissenschaftlichen Arbeiten ließen die Aufgaben des Berliner Amtes kaum noch Zeit; außer einer Abhandlung über die Wolken des Aristophanes (1844) und der Begrüßungsschrift zur Berliner Philologenversammlung von 1850 („De Xenophontis vita et scriptis") hat er größere Arbeiten nicht mehr veröffentlicht. Er starb in Berlin am 29. März 1876.

G. Kießling, Gedächtnis-Rede auf Ferdinand Ranke, in der Zeitschrift für Gymnasialwesen, 1876, S. 638—656. — Die Nachrufe in den Jahresberichten der unter Ranke's Leitung vereinigten oben genannten Anstalten, namentlich der ausführliche Nekrolog im Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums von 1877, S. 42—47.

R. Hoche.

Ranke: Leopold v. R., der größte Geschichtschreiber deutscher Nation, durch Vorbild und Lehre maßgebend für die Entwicklung unserer historischen Forschung und Kunst im 19. Jahrhundert überhaupt; geboren (nach dem Kirchenbuch am 20., nach stetiger Annahme der Seinen vielmehr) am 21. December 1795 zu Wiehe, einem damals kursächsischen Landstädtchen an der Unstrut, † in Berlin am 23. Mai 1886. — Ranke's Vorfahren stammen aus der Grafschaft Mansfeld; der erste nachweisbare Ahn ist Israel R., 1671—94 Pfarrer in Bornstedt bei Eisleben. Wie dessen Bruder Andreas, Prediger zu Hettstedt, so haben auch der Sohn Israel — in Wolferode — und der Enkel Johann Heinrich Israel (1719—99), Leopolds Großvater — in Ritteburg — das geistliche Amt bekleidet. Der letztgenannte half sich aus früher Bedrängniß wacker empor und ward ein theologisch gelehrter Mann und Bücherfreund; seine Gattin brachte der Familie bescheidenen Grundbesitz, ein Haus in Wiehe nebst kleinem Landgute, zu. Ihr Sohn, Gottlob Israel R. (1761—1836), ging in Leipzig von der Theologie zum juristischen Studium über und ließ sich als Rechtsanwalt in Wiehe nieder, wo ihn die Freiherren v. Werthern mit der Verwaltung benachbarter Patrimonialgerichte betrauten. Er war eine kernhafte Natur; gläubig und schlicht, jedoch voller Hochachtung für die Bildung der Zeit; beredt und fleißig. Anfang 1795 vermählte er sich mit Friederike Lehmike, Tochter eines Rittergutsbesitzers bei Querfurt, an welcher neben den Eigenschaften einer trefflichen Hausfrau sinnvolles Wesen und ein gewisser poetischer Anflug bemerkt wurden. Ihrer vierzigjährigen Verbindung entsproß eine Reihe wohl begabter und erzogener Kinder, die ein reines und inniges Familienverhältniß als bestes Erbtheil ins Leben hinausnahmen. Dem ältesten Sohne Leopold blieb das Elternhaus, nachdem er es als elfjähriger Knabe verlassen, bis ins Mannesalter das gewöhnliche und liebste Ziel der Ferienreise; vertraute Theilnahme an dem Glücke der Geschwister hat bewirkt, daß er den eigenen Herd geraume Zeit hindurch leichter entbehrte. — Leopold R. war ein zartes Kind; schwere Krankheiten erweckten bis in sein dreizehntes Jahr zuweilen ernste Besorgniß. Allein die heilsame Bewegung in freier Luft — er ist allezeit zwar nicht Kenner, aber Freund der Natur, als Jüngling gewandter Reiter, bis ins höchste Alter aus-

dauernder Spaziergänger gewesen —, dazu einfache Sitte und regelmäßiger Wandel stählten seinen Körper wunderbar. Bei kleinem Wuchse, munterer, oft geradezu hastiger Geberde, heller Stimme, geschwindem Gespräch erschien er dann auch äußerlich überaus lebendig; während das außer Verhältniß stattliche Haupt — mächtige Stirn unter reichem dunklen, noch im greisen Schimmer dichtem Haar, starke Züge von heiterem Schwung, in großen blauen Augen Glanz und Scharfblick zugleich — eine Ahnung von der Fülle, Frische und Tiefe des inneren Lebens gewährte. Dies nun entfaltete sich in Geist und Willen merkwürdig früh und sicher. R. hat eher sprechen, als laufen gelernt; er entzog sich dem Spiele nicht, war jedoch gern allein mit seinen Gedanken. Seine Wißbegierde bedurfte keines Antriebs; er machte die schnellsten Fortschritte, erregte die entschiedensten Hoffnungen. Auch sittlich verrieth er zeitig eine bestimmte Erkenntniß des Rechten und den festen Vorsatz, davon nicht abzuweichen. Edle Geschäfte, gute Studien, freien Muth und einen Freund: mit solchen Wünschen für die Zukunft trug er sich schon als Knabe.

Das stille Thal der Heimath, wie es sich vom Kloster Memleben gegen den Kiffhäuser zu erstreckt, bot der kindlichen Einbildungskraft auch in historischer Hinsicht einige Anregung dar: neben den Erinnerungen an die große Kaiserzeit fehlte es der thüringisch redseligen Bevölkerung nicht an Rittergeschichten und dergleichen. Selbst das kleinbürgerliche Treiben in dem durch eine Garnison von Husaren belebten Städtchen war nicht ganz ohne typisch hervorstechende Züge. Einmal, im Herbst 1806, ging in der Flucht und Verfolgung von Auerstädt sogar die welthistorische Wirklichkeit jener Tage raschen Schrittes an dem aufmerksamen Auge des Knaben vorüber. Eindrücke, die haften geblieben sind: Einflüsse jedoch auf die Entwicklung Ranke's darf man in alledem nicht suchen: diese vollzog sich vielmehr zunächst durchaus auf dem herkömmlichen Wege der Schulbildung. Nachdem er bei dem Rector in Wiehe außer der Religion die Anfangsgründe des Lateins unter häuslicher Nachhülfe des Vaters erworben, brachte ihn dieser im Frühjahr 1807 in das nahe Kloster Donndorf, von wo er nach zweijährigem Aufenthalt auf eigenes Andringen, weil es dort für ihn nichts mehr zu lernen gebe, in die entferntere, geistig weiterführende Schulpforte versetzt ward. Hier verweilte er fünf Jahre statt der üblichen sechs: es war abermals das ungeduldige Verlangen nach höheren, selbständigeren Studien, womit er den Entschluß rechtfertigte, schon zu Ostern 1814 achtzehnjährig die Universität Leipzig zu beziehen. Bis dahin aber genoß er mit Einsicht und Dank die Vorzüge der damals unter Ilgens Leitung erfreulich gedeihenden Anstalt: ihre eigenthümliche, zur Bethätigung des Wissens anleitende Verfassung, wie die glückliche Verbindung streng christlichen und classisch begeisterten Sinnes. Wie dem Rector, bewahrte er auch den übrigen Lehrern ein treues Andenken; mit einem der jüngeren, dem Collaborator Wiek, später Director in Merseburg, stand er schon in Pforte selbst in dem seltenen Verhältniß vertrauter Freundschaft und gemeinsamer, über die nächstliegenden Ziele der Schule hinausstrebender philologischer Arbeit. — Denn abgesehen von der unablässigen Befestigung in der Religion, war es eben das griechisch-römische Alterthum und zwar vornehmlich in seiner formalen und ästhetischen Erscheinung, dem sich R. als ein Musterschüler der Porta mit hingebendem Eifer widmete. Von der Mathematik fühlte er sich nicht angezogen; auf die deutsche Litteratur, in welcher er von dem in Pforte örtlich verehrten Klopstock leicht zu Schiller überging, während ihm Goethe noch ziemlich fremd blieb, fiel unter solchen Umständen doch nur gleichsam ein Abglanz der antiken Poesie. In dieser dagegen fand der jugendliche Geist die vollkommenste Befriedigung. Bezeichnend für Ranke's Zu-

kunst ist besonders seine helle Freude an Homer, seine nachempfindende Vertiefung in Sophokles. Dort fesselt ihn die reine Anschauung gegenständlich geschilderter Gestalten — wie denn bereits in Donndorf gerade durch die homerischen Geschichten in Beckers populärer Wiedergabe sein eigenes Erzählertalent erweckt worden war; hier versenkt er sich in den inneren, dramatischen Bereich des Menschenlebens, ohne sich doch von dem Ebenmaß eines Ausdrucks zu entfernen, der selbst das Erschütternde stets mit Schönheit zu umkleiden weiß. Die metrische Uebersetzung der Elektra und des Philoktet, die er gegen Ende seiner Schulzeit mit beharrlicher Neigung ausführte, war keine Vorübung zu freier Dichtung, wozu er niemals ernstlich den Beruf in sich erkannte: wohl aber wies sie deutlich hin auf die milde Stimmung des Gemüths und die maßvolle Haltung des Stils, die er als historischer Darsteller bewähren sollte. — Von der Geschichte selber ward er für jetzt noch kaum ergriffen. Allerdings offenbarte sich die Lust am Thatsächlichen in dem Vergnügen, womit er von sämmtlichen Büchern der Bibel am liebsten die historischen des alten Testamentes wieder und wieder las. Unter den classischen Autoren jedoch wurden die Geschichtschreiber, zumal die griechischen, in Pforte am wenigsten getrieben. Dennoch versteht sich auch bei der übrigen antiken Litteratur, die poetische nicht ausgeschlossen, sogut wie bei der ganzen Bibel eine innerlich bildende Wirkung auf den künftigen Historiker von selbst. Nicht sowol auf die mancherlei bei dieser Gelegenheit erworbenen antiquarischen Kenntnisse kam es für einen R. an, als auf den lebendigen Anhauch des Alterthums an sich, auf die unmittelbare Berührung mit den echten Ueberbleibseln einer abgeschlossenen Vergangenheit. Und indem entlud sich auch der gewaltige geschichtliche Inhalt der Gegenwart fort und fort in ungeheuren Ereignissen. Eine allgemeine Kunde davon drang doch auch hinter die Mauern kursächsischer Klosterschulen; nur daß von einer leidenschaftlichen Theilnahme, von patriotischem Sturm und politischem Drang, wie bei der preußischen Jugend, hier keine Rede sein konnte. In den Tagen des erlösenden Umschwunges, als im Frühjahr 1813 die Verbündeten Deutschland zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft aufriefen, mußte R., in dessen Umgebung, bei Lehrern und Schülern der Porta, bisher die Bewunderung Napoleons vorgewogen, sich erst auf gelehrtem Umwege zum Verständniß des Augenblicks durcharbeiten. Eben damals mit dem Agricola des Tacitus beschäftigt, entdeckte er mit Ueberraschung die Verwandtschaft der Beweggründe zum Freiheitskriege der Barbaren wider das völkererdrückende römische Imperium. Dann freilich, im Angesicht der furchtbarsten Spannung und Entscheidung, fast am Saume der Schlachtfelder von Großgörschen und Leipzig, von den Zügen der Heere gestreift, that sich auch die klösterliche Schulpforte den Ideen der Nation und des Vaterlandes weiter auf. Immerhin hatte sich R. bereits als Knabe darin geübt, die Weltbegebenheit ruhig als solche aufzufassen. Sein geistiges Schicksal führte ihm das denkbar größte historische Erlebniß — man möchte sagen: mit ausgesuchter Berechnung — zu möglichst objectiver Betrachtung vor die Seele.

So nimmt es denn nicht wunder, daß er dadurch keinen Schritt weit aus der einmal betretenen Bahn gedrängt ward. Religion und Alterthum hatten ihn auf der Schulbank erfüllt, auf der Universität studirt er Theologie und Philologie; so jedoch, daß er sich dabei mehr und mehr von jener zu dieser herüberwendet. Sein Aufenthalt in Leipzig umfaßt die Zeit vom Frühling 1814 bis in den Sommer 1818; denn auch nach der Promotion zum Doctor der Philosophie, die am 20. Februar 1817 stattfand, verweilt er daselbst eine Zeitlang, in emsigen Privatstudien begriffen. Im theologischen Fache sprach ihn vorzüglich die Bibelerklärung an; auch hier versucht er sich an einer rhythmischen *Uebersetzung der Psalmen*, in denen er zugleich historischen Beziehungen auf die

jüdische Königszeit nachspürte. Noch größeren Eindruck hinterließen ihm die kirchengeschichtlichen Vorlesungen Tzschirner's. Dagegen vermochte er sich zur Dogmatik kein Herz zu fassen. Der noch obwaltende Rationalismus stieß ihn ab, denn er glaubte unbedingt; allein zum System entwickelt widersagte auch die Orthodoxie seinem lebensvollen, auf die unverkümmerte Wahrheit des inneren Sinnes gegründeten Christenthum: im strengen Begriffe kirchlich ist er nie gewesen. Speculative Wissenschaft entsprach wol auch sonst der Natur seines Geistes nicht. Er befaßte sich allerdings mit Kant; weit mehr jedoch ergriffen ihn die Schriften Fichte's — der wie Klopstock zu den Heroen der Pforte zählte —, auch hier indeß eigentlich nur die populären, die sich mit Religion oder Politik berühren, vor allen die Reden an die deutsche Nation; wie er denn jetzt dem öffentlichen Leben, zumal dem nationalen, mit jedem Tage hellere und wärmere Theilnahme zuwandte. Weit tiefer, als in die Theologie, war der eifrige Student inzwischen in die Philologie eingedrungen. An Christian Daniel Beck wußte er die ausgebreitete historisch-litterarische Gelehrsamkeit zu schätzen; ungleich bedeutsamer und dauerhafter aber sah er sich durch die Kritik und die Grammatik Gottfried Hermanns gefördert. Unter all seinen persönlichen Lehrern hat R. jedenfalls von diesem die beste geistige Zucht erfahren, so wenig auch an einfache Uebertragung der auf das Einzelne zielenden philologischen Methode auf die Probleme historischer Quellenkritik zu denken ist. Gleich damals aber, während er durch Hermann Pindar verstehen lernte, nahm er selbständig den Thucydides zur Hand, den er mit besonderer Rücksicht auf den politischen Gehalt aufs gründlichste durchlas und mit Ehrfurcht begrüßte. Mit ähnlicher Empfindung erfüllte ihn sodann die Lectüre der römischen Geschichte Niebuhrs, das erste deutsche historische Buch, das eine Wirkung auf ihn hervorbrachte; er gewann daraus die Ueberzeugung, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne. — Nichtsdestoweniger wäre es ein Irrthum anzunehmen, daß R. dergestalt schon in Leipzig zur Erkenntniß seines eigenen Berufs gekommen sei. Ein Vorbild erblickte er derzeit weder in Niebuhr, noch in Thucydides; der eine wie der andere diente ihm zunächst nur zur Erweiterung und Vertiefung seiner Alterthumswissenschaft. Daneben finden wir ihn, besonders nach der Promotion, von mannigfachen anderen Interessen bewegt, wobei eine Beziehung zur Historie zwar nicht ausgeschlossen ist, aber auch keineswegs im Vordergrunde steht. Jetzt kennt und bewundert er Goethe; nur daß dieser ihm doch zu modern erscheint, um etwa die eigene Sprache nach ihm zu bilden. Zu diesem Behuf ergreift er vielmehr Luther; das Jubelfest der Reformation bestimmt ihn 1817 zu dem sonderbaren Unternehmen, einen Abriß der Geschichte des Reformators möglichst in dessen eigener Zunge zu entwerfen. Von einer Fußreise, die er im nämlichen Herbst an den Rhein gemacht, bringt er dem romantischen Zuge jener Tage gemäß nachhaltige Freude an den Werken des Mittelalters heim; zumal die altdeutschen Gemälde der damals in Heidelberg befindlichen Sammlung Boisserée haben ihn, wie so manchen, wohlthuend berührt. Eine Vielseitigkeit der Anregung und des Suchens, die durchaus zum Vortheil seiner Entwicklung alsbald eine längere Unterbrechung erleiden sollte. Auch seine äußere Lage, welche nicht geradezu dürftig, aber knapp genug bemessen war, da der Nachwuchs der Brüder die durch schwere Jahre beschränkten Mittel des Vaterhauses in Anspruch nahm, mußte zu rascher Versorgung drängen. Eine solche fand sich unverhofft, indem ein Bekannter aus dem Beck'schen Seminar, Ernst Poppo, der inzwischen Director des Gymnasiums zu Frankfurt an der Oder geworden, im Sommer 1818 dem zweiundzwanzigjährigen Studiengenossen eine Oberlehrerstelle eröffnete. R., dessen Heimath durch den Frieden an Preußen gefallen war, kehrte ohne sonderliche Gemüthsbewegung oder irgend-

welchen Vorbehalt der sächsischen Erde den Rücken, um fortan für immer mit dem deutschen Großstaate zu verwachsen. Ueber Berlin, wo er die Prüfung für das höhere Schulamt bestand, begab er sich an seinen Bestimmungsort, ohne zu ahnen, wie sich dort die innere Richtung seines Daseins entscheiden werde.

Ranke's Frankfurter Periode reicht vom Herbst 1818 bis zum Frühling 1825, über den Anfang seines dreißigsten Jahres hinaus: mit dem ersten Drittel seiner langen Lebensbahn findet so die Zeit der Vorbereitung ihren Abschluß. Zunächst hat er sich in seiner dortigen Lage sehr glücklich gefühlt. Stadt und Umgegend gefielen ihm wohl. Mit tüchtigen, nur wenig älteren, insgesammt noch unvermählten Collegen verband ihn schnell das sichere Verhältniß einer im Wesentlichen einverstandenen Freundschaft. Bald nach ihm traf überdies sein eigener Bruder Heinrich ebenfalls in Frankfurt ein, um später durch den jüngeren, Ferdinand, abgelöst zu werden. Durch jenen, der seinem Herzen besonders nahe stand, einen eifrigen Anhänger Jahns, ward auch Leopold mit den turnerischen Bestrebungen bekannt gemacht, ohne sich ihnen indeß selber anzuschließen. In der unbedingten Verurtheilung Sands hat er keinen Augenblick geschwankt; auch die Demagogenverfolgung aber, die selbst in seinen Kreisen ihre Opfer forderte, war ihm widerwärtig. Die spanische Erhebung von 1820 begrüßte er wenigstens anfangs eher mit freudigem Antheil, noch entschiedener später die der Griechen. Man sieht: völlig theilt er die legitimistische Anschauung der Epoche der Restauration keineswegs; auch den Fragen der inneren Politik gegenüber bewahrt er vielmehr ohne Mühe eine annähernd unparteiische Haltung. Nur daß er schon damals im ganzen als ein Freund des Bestehenden erscheint; im Tischverkehr mit jungen Beamten erfüllt er sich mit Hochachtung für die geistig regsame Bureaukratie jener Tage, wie für die Einrichtungen und Zustände des preußischen Staates überhaupt. Auch an erfrischendem weiblichen Umgang gebrach es nicht, wobei ihm neben persönlicher Liebenswürdigkeit seine stete Theilnahme an dem Fortgang der schönen Litteratur des In- und Auslandes zu statten kam. Natürlich aber trat dies alles weit zurück hinter seinen Lehrberuf, dem er sich mit pflichttreuem Ernste hingab. Voller Befriedigung ermaß er an der dankbaren Liebe seiner Schüler die Frucht seines Thuns. Sein Unterricht war auf die oberen Classen eingeschränkt, wo er besonders Homer und Horaz mit Begeisterung lehrte. Wenn er daneben auch die Aeneide gern erklärte, so geschah es wegen ihrer universalhistorischen Bedeutung: er sah darin Orient und Occident umfaßt, ein unermeßliches Weltgeschick ergriffen. — Jetzt nämlich kam in der That ein tiefes Interesse für die Geschichte von Tag zu Tag gewaltiger bei R. zum Durchbruch. Den äußeren Anlaß boten die Aufgaben der Schule selbst. Um in der Prima die Historie der alten Litteratur durchweg aus eigener Kenntniß vortragen zu können, beeilt er sich, nunmehr auch die gesammten Geschichtschreiber des Alterthums, Griechen und Römer, der Reihe nach zu studiren. Da ihm indeß auch der eigentlich historische Unterricht zugewiesen ward, so dehnte er, an den Genuß des Echten und Ursprünglichen gewöhnt, jeder abgeleiteten Darstellung gram, dies Studium gleich darauf ebenso auf die Quellenschriftsteller der nachclassischen Zeiten der Völkerwanderung und des Mittelalters aus. Die Westermann'sche Bibliothek, von einem Professor der aufgehobenen Universität gesammelt und dem Gymnasium vermacht, diente seinem von keinem Mitbewerb beengten Eifer als reiche Fundgrube. Im Lesen gerade dieser formlosen Autoren gleitet dann sein geistiger Blick immer mehr auf den Inhalt hinüber: die Thatsachen selbst in ihrer Wirklichkeit, ihrer inneren Verkettung bilden bald den vornehmsten Gegenstand seines Nachdenkens; der ihm eingeborene Trieb nach Erkenntniß wirft sich auf die historische Wahrheit. Seine Briefe aus den Jahren 1819 bis 1822 zeigen, wie er sich so allmählich seines Lebens-

zweckes bewußt wird. Er setzt sich dabei mit seiner früheren Bestimmung zur Theologie gewissermaßen entschuldigend auseinander: „es muß auch Leute geben, deren ganze Lust ein Studium ist, das sie fassen, zu denen rechn' ich mit .... Ist es weltlich, fragst du — giebt es wohl etwas Weltliches auf der Welt, etwas Gottloses? .... In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede That zeuget von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Aeußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht, damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten. Wohlan! Wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserem Theil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer." Eine religiöse Ansicht von dem Wesen und Werth seiner Wissenschaft, an der R. sein Lebelang unerschütterlich festgehalten hat. Von selbst versteht sich ihr schlechthin universalistischer Charakter: „Das ist so gar süß, schwelgen in dem Reichthum aller Jahrhunderte, all die Helden zu sehen von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast; es ist so gar süß und so gar verführerisch!" — Diese leidenschaftliche, den Sohn des 18. Jahrhunderts verrathende Sehnsucht nach allumfassender Anschauung darf man nicht mit einem Triebe zu sogenannter Geschichtsphilosophie verwechseln, wenngleich sich R. dabei gelegentlich auf einen Ausspruch Fichte's beruft. Wie Humboldts Kosmosidee, so kehrt sich vielmehr auch Ranke's welthistorisches Ideal insofern von Haus aus der positiven Wissenschaft des 19. Jahrhunderts zu, als dabei die Erkenntniß des Ganzen durchaus auf der genauen Erkundung aller Theile beruhen, das Allgemeine im Herzen des Besonderen gesucht werden soll. Daß auch unter jener Hieroglyphe kein aus dünnen Abstractionen gesponnener Begriff der Einheit, kein formelhaftes Gesetz der Entwicklung verstanden sei, sondern die Wahrheit des geschichtlichen Lebens selber, wie es in realer Fortpflanzung, vielgestaltig und doch gleichwerthig, durch alle Zeiten ausgegossen und nur durch Nachempfindung unserem Geiste anzueignen ist: das erhellt aus einer später (1826) auf diese Jahre zurückdeutenden Stelle. „Du kennst meine alte Absicht, die Mär der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechtes, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist; alle die Thaten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edlen, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten."

Gleich hier auf der Schwelle seiner historischen Laufbahn, die R. mit dieser universalen Idee betritt, eröffnet sich uns eben aus ihr das Verständniß höchst wesentlicher Seiten seines Wirkens als Forscher, Lehrer und Darsteller der Geschichte. Von dieser Idee ist sein gesammtes Thun durchleuchtet, selbst da, wo er lediglich mit der Klarlegung des einzelnen Moments beschäftigt scheint. Die auch unausgesprochen stets vorhandene Rücksicht auf das Ganze des Menschengeschicks, die oft mit so wunderbarer Kunst hervorgehobene Wechselbeziehung des Besonderen und des Allgemeinen, vermöge deren uns fast auf keiner Seite seiner Schriften das Gefühl verläßt, uns in einer Welt zu befinden, ist das wichtigste Kennzeichen des Geistes Ranke'scher Geschichte. Auch deren vorwaltende Gemüthseigenschaft indeß, ihre Objectivität, jene Freiheit der Stimmung von jeglicher Vorliebe, jedem Vorurtheil, sei es confessioneller, politischer, nationaler oder welcher Natur auch immer, hängt aufs innigste zusammen mit der universalhistorischen Idee, mit dieser ästhetischen Begeisterung für das geschichtliche Menschendasein schlechthin, das in jedem Jahrhundert, jedem Volk, jedem Lager, jeder Einzelgestalt von historischer Bedeutung für ihn gleich anziehend

zutage tritt. Von selbst versteht sich ferner die schrankenlose Ausdehnung seines Interesses, seiner Studien und Vorlesungen, und soweit ihm Zeit und Kraft des Lebens hinreichte, selbst seiner Production auf alle möglichen Perioden des Weltlaufs. Die Wahl der Gegenstände, auf die er früher oder später die eigene Forscherarbeit richtet, ist ebendaher zumeist eine äußere Frage: die Einsicht in ein gerade vorliegendes Bedürfniß, die Aussicht auf möglichst lohnenden Ertrag an neuer Wahrheit, dann also der Befund des Materials, oft gar der Zufall der Gelegenheit hat dabei den Ausschlag gegeben. — Noch eine andere Reihe ein für allemal orientirender Durchblicke thut sich allbereits hier am Eingang vor uns auf. Im Zusammenhang der großen Geschichte glaubt der junge R. am sichersten das Göttliche anzutreffen, der Gang der Begebenheiten und Entwicklungen erscheint ihm als eigentlicher Inhalt, Mitte und Wesen der Weltgeschichte. Ganz in diesem Sinne hat er zu allen Zeiten den Verlauf der historischen Bewegung von Ereigniß zu Ereigniß, das Geschehen als solches, dessen Nerv in der handelnden Kraft des Menschen liegt, zum Hauptziel seiner Aufmerksamkeit erkoren; dem Gefüge der Einrichtungen schenkt er geringere Theilnahme, die Breite der Zustände tritt beträchtlich dagegen zurück. Es begreift sich ferner, daß ihm die unmittelbaren Träger der entscheidenden Handlung, nicht die Helden allein, sondern die Fürsten und Häupter, die Führer und Leiter jeder Art im hellsten Vordergrunde stehen, indeß die meist nur leidende Menge minder sichtbar die Tiefe seiner Bühne füllt. Sein Lebelang bleibt er so ein reiner Historiker im älteren Stil seiner Thucydides und Tacitus, während ihn von den Tendenzen jener in weiterer Bedeutung geschichtlichen Wissenschaft, die, aus verschiedenen Disciplinen zusammenwachsend, die allseitige Ergründung und Beschreibung des Volkslebens im Wechsel seiner inneren und äußeren Lage anstrebt — von diesem freilich von mancher Selbsttäuschung begleiteten Stolz des Jahrhunderts — unverkennbar ein geistiger Abstand trennt. Er selber hat dies von Anfang an deutlich empfunden. In Boeckh's „Staatshaushaltung der Athener", die er damals in Frankfurt las, erkennt er bei allem Respect ein ihm fremdes Element. Aufs lebhafteste bewundert er Otfried Müller's „Hellenische Stämme und Städte", allein er fürchtet dabei, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Selbst gegen Niebuhr, von dem er nun bei wiederholtem Studium für immer die tiefste Einwirkung erfuhr, hat er allerlei einzuwenden. Ihm imponirt die Tiefe und Vielseitigkeit der Forschung, sowie die Größe der Darstellung, wo eine solche versucht werde; aber in die Untersuchungen über die streitigen Punkte der Verfassung vermag er dem Meister nicht weit zu folgen. Schmerzlich vermißt er die Fortsetzung der „Römischen Geschichte", weil erst da das System des Autors sich erproben, sein großes Talent einen entsprechenden Gegenstand finden müsse.

Man sieht: es ist außer seiner welthistorischen Conception noch etwas anderes, wodurch sich R. von eigener Hinneigung zur Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte, von forschendem Eindringen in die Welt der Volksalterthümer überhaupt zurückgehalten fühlt. Er mißtraut der Gewißheit einer Erkenntniß, die vielfach nur durch vermuthende Ausdeutung, ahnende Verknüpfung, nicht ohne Hülfe der Construction oder Analogie den Denkmälern und Urkunden jeder Art zu entnehmen ist. Ihn lockt nicht, wie andere, das Dunkel, sondern die Helle; im Suchen enthaltsam, wünscht er das Haltbare zu finden. Aus der Ueberzeugung, daß „deutlich wiederzuerkennen doch allein derjenige Theil des Lebens sei, der in Schriften aufbewahrt worden", ergiebt sich ihm der Grundsatz, „bei dem stehen zu bleiben, was wörtlich überliefert ist, oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln läßt". Man erinnert sich dabei, daß er von der Litteratur, der Lectüre ausgegangen. In anderen Historikern haben

mehr die Dinge selbst, Eindrücke, Lagen, Erfahrungen des Lebens das Verlangen entzündet, die Kraft ihres Geistes dieser bestimmten Wissenschaft zu weihen. Ranke's Genius, der sich einst dem Homer und der Bibel gegenüber träumerisch geregt, erwacht in der näheren Berührung mit den Geschichtschreibern des Alterthums, den Chronisten der Folgezeit. Der Geschichtschreiber R. selbst ist aus dem Geschichtsleser R. entstanden und bis an sein Ende gerade der größte und beste Geschichtsleser geblieben. Die Absicht seiner Werke ist recht eigentlich Wiedergabe der nie verlorenen, nur verborgenen oder getrübten Kunde, die es lediglich hervorzuholen und zu reinigen gilt. Ihr haucht er schonend seinen Geist ein und läßt seine universalhistorische Reflexion sie leicht umschweben. Mit vollkommener Selbstbeherrschung, zartfühlender Treue schmiegt sich seine reiche Phantasie bei aller Schärfe der Kritik, aller Feinheit der Fragestellung, aller Energie der Vergegenwärtigung immerdar aufs engste an die directe historische Aussage der articulirt redenden Quellen, das unwillkürliche Geständniß der Actenstücke oder das bewußte Zeugniß der Berichte. Von dem Befund seines Materials hängt demgemäß auch der innere Ausbau seiner Darstellung ab. Wo dies ihn unmittelbar dazu anleitet, verschmäht er auch die Schilderung der Institutionen und Zustände nicht; er ist mit seinen Quellen sowohl malerisch, als diplomatisch. Kein Wunder, daß er, ungeachtet der gleichen Lust an aller Historie, für das eigene Hervorbringen doch mit solcher Ausdauer der modernen Geschichte den Vorzug gegeben hat: sie mit dem Schatz ihrer Archive, und er, ein historischer Werkmeister eben dieser Art, bedurften einander. — Von welchem Segen war es da gerade für ihn, daß ihm ein Niebuhr voraufgegangen! Ohne dessen Mit- und Nachwelt fortreißende That, die Erklärung des ewigen Krieges der Kritik gegen die Ueberlieferung, wäre aus Ranke's allempfänglicher Natur im Lesen, Aufnehmen und Wiedererzählen am Ende nur ein anderer, größerer Johannes v. Müller geworden, für dessen geistige Tugenden er ein lebhaftes Mitgefühl besaß. So jedoch verdankte er selbst Gebot und Muster der kritischen Quellenforschung, die er an dem Schweizer Vorläufer vermißt, dem männlichen Wagniß des nordischen Bahnbrechers. In dieser Hinsicht schloß er sich ihm mit freudiger Zustimmung an. Es ist ganz gerecht, zu sagen, daß die Behandlung, welche Niebuhr der Tradition der alten Geschichte angedeihen ließ, im wesentlichen von R. einfach auf das Gebiet der neueren verpflanzt worden ist. Er selbst hat dessen vorbildlichen Einfluß später unumwunden anerkannt. Nur ward er jetzt nicht etwa vom Vorsatz der Nachahmung zum eigenen Versuch in historischer Arbeit angetrieben. Sein erstes, über sein Schicksal entscheidendes Buch entsprang ihm vielmehr durchaus naiv inmitten seiner geschichtlichen Privatlectüre; das Verfahren, das er mit eigenthümlicher Genialität aus der Sache selbst entwickelte, war, obschon nicht original, so doch vollkommen selbständig.

Bei dem Studium der beiden Hauptberichterstatter über die Anfänge der neueren Geschichte, zu denen er 1822 vordrang, Guicciardini's und Giovio's, stieß er zu seinem Erstaunen auf so erhebliche Abweichungen, daß weder eine Vereinigung, noch eine Wahl zwischen beiden möglich schien. Um sich der Wahrheit zu bemächtigen, ruhte er nicht eher, als bis er, wie sie selbst, so auch die übrigen zeitgenössischen Autoren, an der Hand der bisher gedruckten Urkunden einer eindringenden, oft geradezu zersetzenden Prüfung unterworfen. Ja er faßte den Muth, auf jene Documente und die nun erst sicher erkannte echte Kunde der Erzähler gestützt, diesen selbst eine neue, eigene Darstellung abzuringen, und zwar zunächst der ersten Hälfte jener Periode, d. h. der südwesteuropäischen, um das Geschick Italiens concentrirten Begebenheiten von 1494—1514. So entstanden die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" — denn

von dem neugeschaffenen welthistorischen Begriff der Einheit dieser Nationen geht das Buch aus — mit dem Beiheft: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber". Nach ungefähr zweijähriger angestrengter Arbeit, deren Zweck er vor Jedermann geheim hielt, durch unablässige Zusendungen der Berliner Bibliothek, zuletzt verdrießlich, unterstützt, überschickte R. im Februar 1824 den fertigen Theil der Darstellung zur Censurprobe an Reimer und war betreten, als dieser das Buch ohne weiteres in Druck gab. Er hätte gewünscht, zuvor die zweite, schon vorbereitete Hälfte bis zum Jahre 1535 hinzuzufügen; denn aus der ersten, der überdies die letzte Hand fehle, lasse sich die Idee noch nicht ganz ersehen. Zum Ersatz bestimmte er jene kritische Abhandlung, deren Ausarbeitung ihn bisweilen sehr ergötzte; gerade sie hielt er dann für wichtig und besonders geeignet, ihm Freunde unter den Gelehrten zu verschaffen. Es versteht sich, daß ihm die positive Thätigkeit nicht geringeren Genuß gewährt hatte. Schon während der Zurüstung bereiten ihm die kleinen Entdeckungen menschlicher Tugenden, menschlichen Lebens und einer menschlichen Geschichte, die er täglich in diesen Berliner Folianten macht, eine Hauptfreude. Er fand die historische Wahrheit an sich nicht bloß interessanter, sondern selbst schöner, als ihre poetische Verklärung im besten Roman. An dem eben (1823) erschienenen Quentin Durward von Sir Walter Scott nahm er deshalb starken Anstoß und gelobte sich desto fester, sich immerdar jedes Erdichteten in der Historie zu entschlagen. Zu zeigen, wie es eigentlich gewesen, ist laut der Vorrede seines Buchs dessen einziger Zweck; ein Richteramt über die Vergangenheit, den Anspruch, die Gegenwart zum Nutzen der Zukunft zu belehren, weist er von sich. Ein Programm, das er in seiner gesammten Geschichtschreibung treulich eingehalten. — Nur einen Schmerz empfand er bei und nach dem Schreiben: die Formgebung fiel ihm schwer und mißlang ihm wenigstens in der Sprache. Für die Kunst der Composition gereichten ihm seine classischen Studien zum höchsten Vortheil; im Stil hingegen sah er sich durch sie behindert. Wie gern wollte er reden, wie ihm der Schnabel gewachsen sei: „so werden wir durch die Bildung unsere eigenen Gefangenen!" Außer dem antiken Satzbau behelligt den Leser häufig eine fremdartige, den Quellen abgelauschte Ausdrucksweise, die, wie der Autor selbst zu spät bemerkte, den Eindruck ungeschmückter, wahrer Natur verhindert. Scheinbare Anklänge an die Manier Johannes v. Müllers erklären sich aus den nämlichen Gewohnheiten des letzteren. Im Inneren ist das Buch desto frischer und freier, dem Thema gemäß das bunteste, das R. geschrieben, überaus reich an Einzelleben, das doch in großem Sinne geordnet und beherrscht erscheint; es wetteifert an Reiz der Erzählung und Betrachtung mit den alten Italienern der Renaissance, die es aus jahrhundertelang behauptetem Ansehen sieghaft verdrängte. — Zwischen Befriedigung und Sorge verhoffte R. von diesem Werke das Heil seines Lebens; werde man doch beim ersten Anfang keinen Tacitus und Herodot in ihm erwarten. Nach der Heirath der Freunde, dem Wegzug der Brüder war ihm Frankfurt ohnehin minder behaglich. Zum Schullehrer, der in erster Linie durch Beispiel wirke, schien er sich auf die Dauer doch nicht geeignet. „Gewiß ist, daß ich zum Studiren geboren bin und auf der Welt zu weiter gar nichts tauge; nicht so gewiß ist's freilich, daß ich zum Studium der Geschichte geboren bin; aber ich habe es einmal ergriffen und lebe darin und fühle meine Seele dabei selig zufrieden und vergnügt; also will ich es nur festhalten." Hierzu aber meint er abermals, wie einst in Donndorf oder in Pforte, eines anderen Ortes, einer anderen Lage zu bedürfen. „Das Bekannte ist bald erschöpft, schal und fördert niemand; das Wichtige ist entweder selten und kaum, oder ungedruckt und für mich gar nicht zu haben . . . . Da ich nun diese Studien nicht *lassen kann*, ohne mich selbst zu morden, und doch nicht forttreiben ohne fremde

Unterstützung, so habe ich beschlossen, mich mit diesem Buch auf Lob und Tadel hinauszuwagen." Sein einziges Verlangen ist, auch forthin von wahren Menschen, dem wahren Gott und wirklich geschehener Geschichte wahrhaften Bericht zu erstatten. — Die Hoffnung des so plötzlich aus dem Dunkel hervortretenden Genius, der an der Schwelle des Mannesalters handelnd seiner Bestimmung inne geworden, ward nicht getäuscht. Der Beifall von Männern wie Niebuhr, Schleiermacher, Friedrich v. Raumer, Varnhagen, Karl Benedict Hase, bewies, daß die Kundigen in Ranke's Erstlingswerk eine Schöpfung anerkannten, die der Sache der modernen Geschichte, wie dem Autor selbst eine glänzende Zukunft verhieß. Wichtiger noch war vor der Hand die Gunst der maßgebenden Räthe im preußischen Unterrichtsministerium, der Herren v. Kamptz und Johannes Schulze. Am 17. December 1824 hatte R. beiden die ersten Exemplare seines Buches übersandt, schon am 24. empfing er einen Brief von Kamptz, worin ihn dieser als einen Wiederhersteller der Historie begrüßte, wie ihn diese Wissenschaft bedürfe, und ihm bei erster Gelegenheit eine Professur versprach. Johannes Schulze ebnete dann mit geschicktem Eifer den Weg; zu Ostern 1825 sah sich R. als außerordentlicher Professor der Geschichte, wenn auch vorerst mit kleinem Gehalt, an die Berliner Hochschule berufen. Er gerieth in eine Stimmung, daß er sich tausendmal schwur, sein ganzes Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen. „Es ist mir, als wollten die Thore zu meinem wahren äußeren Leben sich endlich eröffnen, als sollte ich auch einmal Flügel regen dürfen!"

Ranke's erste Berliner Zeit bis zum Antritt seiner großen Studienreise im Herbst 1827 bildet einen kurzen, aber bedeutsamen Abschnitt seines Lebens. Er schlug sein Junggesellenzelt dicht bei der Bibliothek und Universität auf, hinter der katholischen Kirche, im Herzen der Stadt und doch in stiller Lage; erst zwanzig Jahr später, nach seiner Vermählung, hat er die mehr abseits, für den Frieden der Arbeit ebenfalls wohlgelegene Wohnung in der Luisenstraße bezogen, die er bis an sein Ende behielt. Daß er in jenen dritthalb Jahren schon recht warm geworden wäre in der Berliner Welt, läßt sich nicht behaupten; nicht selten hat er seines Frankfurter Idylls mit Wehmuth gedacht. Die Collegen an der Universität fand er ohne Zusammenhang, und so blieb er selbst unter ihnen ziemlich einsam. Raumer bewies ihm Wohlwollen; Heinrich Leo dagegen eröffnete bald einen heftigen litterarischen Streit mit ihm über die Auffassung Machiavelli's, was R. zwar nicht beirrte, aber doch erregte. In näheren freundlichen Verkehr trat er allein mit Savigny und besonders mit dem jungen Philosophen Heinrich Ritter. Von draußen drängte sich Varnhagen, der sogar seine Vorlesungen hörte, mit dankgewinnender Liebenswürdigkeit an den neuen Stern heran, um ihn sodann auch unter Rahels Planeten zu versetzen. Weit mehr, als von dieser, fühlte sich R. jedoch von Bettina's Wesen in ihren höchsten und wahrsten Augenblicken bezaubert. Nicht am letzten dem Umgang mit diesen Frauen von universaler Bildung hat er selbst es zugeschrieben, daß in der geistig bewegten Luft der Hauptstadt Schulstaub und Provinzialgeruch bald genug von ihm wichen. Den Männern gegenüber, die ihn zu grundsätzlicher Anerkennung der liberalen Theorien zu drängen suchten, befestigte er sich durch eigenes Quellenstudium über die große französische Revolution in der Ansicht, daß dies Ereigniß, wie gewaltig auch immer, doch nur aus einer besonderen Verschlingung historischer Umstände hervorgegangen sei und deshalb keine unbedingte Theilnahme verdiene. Zu einer wesentlichen Umwandlung seines Inneren war auch sonst kein Anlaß; seine Weltanschauung war vordem in der Stille ausgereift. Die herrschende Lehre Hegel's vermochte ihm nichts zu bieten; er bestärkte sich ihr gegenüber nur in seinem Empirismus. „Was hat mehr Wahrheit, was

führt uns näher zur Erkenntniß des wesentlichen Seins, das Verfolgen speculativer Gedanken, oder das Ergreifen der Zustände der Menschheit, aus denen doch immer die uns eingeborene Sinnesweise lebendig heraustritt? Ich bin nun für das letzte, weil es dem Irrthum minder unterworfen ist. Freilich ist zu beklagen, daß unsere Historie so lauter Bruchstück, oft dunkel, oft ganz unbekannt. Indessen vieles wissen wir doch, anderes läßt sich herstellen; das Ganze läßt sich vielleicht in voller Wahrheit fassen." — Gedämpfter durch die Besonnenheit der Abwehr erscheint hier die feurige Liebe zu seinem Ideal, die er doch unvermindert im Herzen trug. Er bezeichnet es einmal als höchst nothwendig und gewiß, daß er noch Arabisch lerne, denn für die Weltgeschichte sei dies nach der lateinischen Sprache die wichtigste; jetzt freilich sei er noch im Occident. Auch seine Collegien, welche sich daneben auf Geschichte Westeuropas, neueste Geschichte seit 1789 und — einmal öffentlich — auf moderne Litteratur erstrecken, behandelten doch hauptsächlich Universalhistorie, die er auf zwei Semester vertheilt oder gar in einem einzigen überfliegt. Die Ausarbeitung macht ihm viel Vergnügen: oft schlägt ihm das Herz in Betrachtung der menschlichen Dinge. Allein der Vortrag wollte noch wenig gelingen; zu manchen, auch nachmals die Wirkung erschwerenden Eigenheiten kam für jetzt überdies die Unkenntniß des fremden Bodens. Der Zulauf war nicht gerade gering, die Ausdauer ließ zu wünschen. Ueber den Erfolg der schon damals angestellten historischen Uebungen verlautet nichts. Zur Betrübniß aber ließ sich ein R. nicht die Muße.

Mittlerweile war er vielmehr in den wichtigsten weiteren Studien begriffen. Zur Vollendung seines Erstlingswerkes legte er Hand an die umfassende, auf der Berliner Bibliothek bewahrte Sammlung italienischer diplomatischer Handschriften, deren Hauptbestand die seitdem so berühmten Relationen heimkehrender venetianischer Gesandter, zumeist aus dem 16. und 17. Jahrhundert, bilden. Johannes v. Müller hatte sie angerührt und empfohlen; R. nahm sie in sich auf und begründete zwischen sich und dieser Gattung von Archivalien überhaupt ein Lebensverhältniß. Er war erstaunt und entzückt: eine solche Fülle unentdeckten edlen Stoffes zur Herstellung der wahren Geschichte dieser großen Periode hatte er sich nicht träumen lassen. An eine Fortsetzung seines Buchs in der früheren Anlage war von Stund an nicht zu denken; statt dessen faßte er den Plan einer historischen Schilderung der „Fürsten und Völker von Südeuropa" in den weiteren Grenzen jener Zeit und ließ 1827 einen ersten Band, „die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert" behandelnd, erscheinen. Zu einer förmlichen Geschichte boten die durchforschten Papiere R. nicht die Hand; es blieb ihm nichts übrig, als eine Generalrelation über die beiden Reiche zu verfassen, eine doppelte Entwicklungsreihe essayistischer Capitel, die ihm unübertrefflich gelang. Vieles von der speciellen Kunst der Beobachtung und Zeichnung, die er hier den klugen Diplomaten des heiligen Marcus absah, hat er bis in seine spätesten Tage beibehalten; zumal seine lebensvollen Charakterbildnisse verrathen stets mehr oder weniger die venetianische Schule. Auch die Sprache, die er in diesem Buche redet, ist ihm im ganzen nie wieder verloren gegangen; sie aber hält sich diesmal frei von dem Einfluß der Quellen. Es ist seine eigene Prosa, die er jetzt in der Berliner Gesellschaft ausgebildet, modern und individuell zugleich: Klarheit und Anmuth, vor allem eine im Deutschen seltene Lebhaftigkeit sind ihre Haupteigenschaften, die erst im Alter durch Entfärbung des Ausdrucks und zunehmenden Hang zu Fremdwörtern einige Einbuße erlitten. Die schöne Form verschaffte den „Fürsten und Völkern" in hohen, wenn auch nicht weiten Kreisen Deutschlands die beste Aufnahme, ja selbst den Beifall namhafter französischer Schriftsteller. R. selbst hatte sich be-

scheiden damit noch lange nicht genug gethan; einem Augustin Thierry dünkte er sich nicht von ferne gleich. Seine Sachen scheinen ihm durch Gelehrsamkeit einer allgemeinen Verbreitung unfähig; nur schwache Hoffnung hegt er auf ein dereinstiges Werk von wahrhafter Gemeinverständlichkeit. In der That hat nach jener Läuterung seines Stils einer ausgedehnten Popularität seiner Schriften nicht sowohl ein gelehrtes Uebermaß im Wege gestanden, als umgekehrt der eine oder der andere Mangel, den man an ihnen bemerkte. Geistige Vornehmheit ließ ihn vor jeder Wiederholung des oft Gesagten, längst Bekannten zurückschrecken, wodurch seine Darstellung an einleuchtender Vollständigkeit verlor; andererseits verbot ihm sein ästhetisches Gesetz reiner Gegenständlichkeit, die sittliche Wärme, die er im eigenen Herzen allezeit hegte — er war damals beim Studium der spanischen Staatsverwaltung geradezu empört — nach der wirksameren Art einer predigenden Historie dem Leser von außen her mitzutheilen.

Auch diese erste Berliner Periode Ranke's drängte über sich hinaus: die italienischen Archivalien erweckten heiße Sehnsucht nach den Archiven Italiens selbst; aus der Gesammtheit der venetianischen Relationen und Depeschen winkte ihm „eine noch unbekannte Geschichte von Europa". Mit Urlaub, Stipendium und Empfehlungen — namentlich von Kamptz an Metternich — versehen, trat R. im Herbst 1827 eine Reise über Wien, wo ein Theil der venetianischen Papiere lagerte, nach Italien an, die sich nach und nach bis zum Frühling 1831 verlängerte, sodaß man wohl von seinen historischen Wanderjahren sprechen kann. Jahre von centraler Bedeutung, nicht im Sinn einer künstlerischen Abklärung, wie bei Goethe's italienischer Pilgerschaft, sondern in dem einer wissenschaftlichen Bereicherung fürs Leben, wie sie Humboldt aus Amerika heimbrachte. In Wien verweilte R. ein Jahr, ging dann im October 1828 zu viermonatlicher Arbeit nach Venedig, darauf über Florenz nach Rom, das ihn — einen Ausflug nach Neapel abgerechnet — vom März 1829 bis April 1830 fesselte; ein Sommer in Florenz und ein volles Halbjahr abermals in Venedig, wo sich ihm jetzt erst das eigentliche Archiv eröffnete, machten den Beschluß. In den Vatican erlangte er sogut wie keinen Zutritt; doch entschädigten ihn vollkommen die Privatsammlungen der Nepotenfamilien. — Gerade der Wiener Aufenthalt war auch abgesehen von seinem eigentlichen Vorhaben vom höchsten Werthe für den Reisenden. Kein Geringerer als Gentz zog ihn in allwöchentlichem vertrauten Gespräch in das Verständniß der hohen europäischen Politik der Gegenwart. Außerdem aber brachte ihn das durch den griechischen Freiheitskampf erregte Interesse an der religiös-nationalen Seite der orientalischen Frage, die er schon bei seiner Schilderung der Osmanen im Auge gehabt, in den fruchtbarsten Verkehr mit den in Wien weilenden Serben. Mit genialer Keckheit ergriff er die Gelegenheit, eine historische Quelle auch einmal dicht bei ihrem Ursprung in der Wildniß aufzufangen, indem er nach den Papieren und Aussagen des Liedersammlers Wuk Stepanowitsch Karadschitsch, eines Zeitgenossen und Theilnehmers an der serbischen Revolution, unter dem dolmetschenden Beistande Kopitars die Geschichte dieser denkwürdigen und ergreifenden Volksbewegung entwarf und schrieb. „Die serbische Revolution" erschien alsbald 1829; sie machte Goethe neugierig auf den Verfasser und ward von Niebuhr als Historie das vortrefflichste genannt, was wir in unserer Litteratur besitzen — eine Stimme, durch die sich R. wider alle Afterreden gewaffnet fühlte. Das kleine Buch behauptet in seiner unmittelbaren Verbindung von Geist und Natur — ein edles Bildwerk in der Felswand, wie der Löwe von Luzern — eine einzige Stelle unter allen seinen Werken. Gleichzeitig brachten die Wiener Jahrbücher eine „kritische Abhandlung" Ranke's über Don Carlos, methodisch wie sachlich von bestem Gehalt. —

Zu solchem Hervorbringen fand sich in Italien selber keine Zeit. Land und Leute forderten dort ihr Recht. Die Kunst gewöhnte sich R. nun, wie von je die Litteratur, in ihrer historischen Entfaltung mit geistvollem Auge zu betrachten; die Politik war in dieser Epoche der Julirevolution nie und nirgend zu umgehen. Zumal in Bunsen's glänzendem römischen Salon umwogte die öffentliche Meinung in internationaler Unterhaltung den empfänglich theilnehmenden Gast. Und doch verschwindet das alles gegen die erstaunliche Thätigkeit, die R. damals beim Studiren und Abschreiben in Bibliotheken und Archiven entfaltete; eigentlich nur auf Augenblicke hält er mit dem Sammeln inne, um sich selber zu sammeln. Insbesondere von dem zweiten Besuch Venedigs 1830 zu 31 versichert er gegen Ende seines Lebens ausdrücklich: er habe niemals mehr gelernt und gedacht, niemals mehr eingeheimst. Eine vielsagende Schätzung, da er doch stets der unermüdlichste, behendeste, im Treffen und Ausheben des Prägnanten geübteste Actenbenutzer war, von welchem die Archivare zu melden wissen; wobei ihm freilich die zuvor erworbene Bekanntschaft mit der gesammten über seinen Gegenstand gedruckten Litteratur und ein überaus umfassendes, scharfes, immer treues Gedächtniß ungemein zu statten kamen. In Rom und Venedig bediente er sich übrigens der Beihülfe mehrerer Copisten. Seine äußere Emsigkeit begreift sich aus der inneren Wichtigkeit seines Treibens. Er plante zunächst nur einen zweiten italienischen Band seiner „Fürsten und Völker"; allein die Politik der Päpste, die darin die Hauptrolle spielen sollten, umspannte ja die Welt. Und ein kaum minder weiter Horizont war andererseits mit dem diplomatischen Beobachtungssystem der Venetianer an und für sich gegeben. Mit Entzücken excerpirt daher R., immer die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte als Ziel im Herzen tragend, diese Actenstücke: „es sind höchst merkwürdige Sachen, für die Geschichte der Menschheit von unschätzbarem Werth, welche Europa, wenn es nicht über sich selbst im Dunkel liegen will, schlechterdings wissen muß .... Es setzt sich mir allmählich eine Geschichte der wichtigsten Momente der neueren Zeit fast ohne mein Zuthun zusammen; sie bis zur Evidenz zu bringen und zu schreiben, wird das Geschäft meines Lebens sein. Ich bin zufrieden, daß ich weiß, wozu ich lebe .... ich schwöre täglich, es auszuführen, ohne einen Fingerbreit von der Wahrheit abzuweichen, die ich erkenne. Man macht mir oft den Einwurf, daß mein Weg doch allzu weitläufig, daß das Ziel am Ende auch kürzer zu erreichen wäre, daß ich mir schade, so lange entfernt in fremden Ländern zu leben; allein ich höre das nur und thue doch nach wie vor. Man kann sich seine Bahn nicht selber machen." Sieht er sich jetzt um, so hofft er in dem Umfange, wie heut italienische, noch einmal französische, englische, vornehmlich deutsche Studien: „doch zuerst müssen wir diesen großen Hauptweg durch die moderne Historie durchgewandelt haben." In Wahrheit haben auch die wichtigsten unter seinen späteren Schriften zur außeritalienischen Geschichte, große wie kleine, von diesem Hauptwege her starken Zuzug empfangen: überall erscheinen in ihnen neben den einheimischen die venetianischen und römischen Informationen. Nicht der Sonnenglanz Italiens, wohl aber das geheimnißvolle Licht seiner in kühlen Sälen und Gewölben bewahrten historischen Schätze wirft so Jahrzehnte lang einen freundlichen Schein auf die Pfade des Heimgekehrten.

Den Wanderjahren folgte die Meisterzeit, nur daß sie sonderbarerweise gerade im Anfang durch eine vorübergehende Abirrung in ihrer vollen Entfaltung gestört ward. Kaum hatte R. zu Ostern 1831 sein Berliner Lehramt wieder angetreten und als gelehrte Probe seines Reisefleißes eine Monographie über die „Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618" veröffentlicht — die Sitte gemeinnütziger Mittheilung von urkundlichen Analekten und sonstigen Forschungs-

erträgen behielt er seitdem zeitlebens löblich bei —: so ließ er sich bereden, das Amt eines Herausgebers und Hauptarbeiters an einer mit dem auswärtigen Ministerium in Verbindung stehenden „historisch-politischen Zeitschrift" auf sich zu nehmen. Der ursprünglich von Friedrich Perthes in großem praktischen Stil entworfene Plan war von der zaghaften Behörde auf den Maßstab einer wissenschaftlichen Vierteljahrsschrift herabgesetzt worden, von der sich die Erreichung des vorschwebenden Ziels — die seit 1830 so hoch erregten Gemüther in Deutschland durch bloße Darlegung der Thatsachen und damit zugleich der wirklichen Verdienste der preußischen Regierung für die letztere zu gewinnen — ohnehin nicht erwarten ließ. Ranke's Zusage war nicht frei von Egoismus: „Just bis dahin bin ich in meinen bisherigen Studien gekommen, wo die neuen anfangen werden. Eine bessere Gelegenheit, die Geschäfte, die Lage, die Interessen der gegenwärtigen Welt kennen zu lernen, werde ich so leicht nicht finden. Die Mittheilung der Ergebnisse der älteren Studien wird dadurch nicht ausgeschlossen." Dabei aber hegte er doch sehr entschieden die Illusion, die gestellte Aufgabe zu lösen; er gedachte, die Doctrinäre beider Parteien, nicht etwa durch eine dritte, mittlere Theorie, sondern durch das Beispiel realer Anschauung der Dinge zu bekehren. Er wollte mithin auch jetzt wieder bloß zeigen, wie es eigentlich sei, oder allenfalls, wie es eigentlich geworden, und bemerkte nicht, daß sich aus dieser objectiven Darstellung der Gegenwart ebensowenig, wie aus der der Vergangenheit, eine mehr als ästhetische Wirkung ergeben könne. — Die „historisch-politische Zeitschrift", um derentwillen R. mit Ancillon in angenehme Beziehung trat, während er an Johann Albrecht Eichhorn, dem Entwickler des Zollvereins, sogar einen vertrauten Freund gewann, brachte es von 1832—36 nur auf zwei starke Bände; denn schon von 1833 an verwandelten sich die Quartals- in Jahreshefte. Sie stand auf vornehmster geistiger Höhe, erhielt den Beifall Schleiermachers, Beirath und Beiträge von Savigny, mit dem R. derzeit neben Eichhorn am engsten verkehrte. Zwei Drittel des Ganzen, über tausend Seiten, sind von Ranke's Hand. Unter seinen die ältere Historie betreffenden Aufsätzen, die allmählich das Uebergewicht erlangen, ragt der über „die Venetianer in Morea" durch anschaulichen Glanz, der über „die großen Mächte" durch welthistorischen Wurf, der reichste und herrlichste von allen, „über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.", durch beides hervor. Die quasipolitischen Artikel Ranke's beschäftigen sich vorwiegend mit der Restauration und Julirevolution in Frankreich, sowie mit den gleichzeitigen, aber innerlich so verschiedenen deutschen Verhältnissen; wobei die Geschichte des Zollvereins die schönste Würdigung findet. Sie tragen mit tiefsinniger Beredsamkeit die conservative Lehre von der Individualität der Staaten vor und enthüllen mit nationaler Wärme die ausländische, französische Natur des gewöhnlichen Constitutionalismus jener Tage. Wahrheiten, für deren Verständniß bei uns die Stunde kommen sollte: damals riefen sie lebhafte Entrüstung hervor. Nicht als wären die Herren vom anderen Extrem mit Ranke's ruhiger Haltung einverstanden gewesen: die Rechtgläubigen der Haller'schen Schule, die Radowitz, Gerlach und Genossen, wollten an seiner Halbheit einen jacobinischen Anflug entdecken und gründeten eigens gegen seine Zeitschrift ihr „Politisches Wochenblatt". Doch ward dadurch leider nicht verhindert, daß die Liberalen, somit die Mehrzahl der bürgerlich Gebildeten, sich daran gewöhnten, ihn einfach als reactionär zu betrachten, wodurch seiner Wirkung auf die Nation für lange Zeit — nicht zu seinem, aber zu ihrem Schaden — Eintrag geschah. Leo's bissige Privatfeindseligkeit hatte seinen Namen nicht verletzt; die zürnenden Geistesblitze etlicher Hegelianer, denen seine von aller Dialektik entblößte Geschichtschreibung ein Greuel war, erwiesen sich bald als ein unschädliches *Wetterleuchten* abziehenden Gewölkes. Infolge jener

politischen Differenz aber stand es Jahrzehnte hindurch für den Philister und selbst für bessere Männer fest, daß R. auch als Historiker an Charakterlosigkeit leide. Man gerieth auf den thörichten Einfall, den altmodisch wackeren Schlosser als Haupt einer Heidelberger gegenüber der Berliner Schule gleichsam zum Gegenkönig der deutschen Historie zu küren — eine geistige Reaction aus Abscheu vor der politischen. R. selbst war frühzeitig inne geworden, daß auf dem Wege seiner Zeitschrift politisch nichts zur Entscheidung gebracht werden könne. In dem Augenblick, wo sie einging, nahm er in einer lateinischen Rede zum Antritt seiner Professur „über Verwandtschaft und Unterschied der Geschichte und Politik", worin er das praktische Wesen der letzteren besser würdigte, von der politischen Schriftstellerei gewissermaßen persönlich Abschied, um sich hinfort allein der historischen zu widmen. Als zu Anfang 1838 König Friedrich Wilhelm III. eine Verbesserung der Staatszeitung wünschte, lehnte R., dem die höhere Leitung der neuen Redaction angetragen ward, nach kurzem Schwanken ab, weil eine ganz unbedingt gebietende Stimme in seinem Inneren Nein sagte.

Hatte er doch inzwischen sicheren Schritts die höchste Stufe seiner historischen Leistung als Autor wie als Lehrer erstiegen. Bereits 1834—36 waren „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" erschienen, äußerlich noch den „Fürsten und Völkern" eingefügt, deren Rahmen indeß durch dies neue, dreibändige Buch in jeder Beziehung gesprengt ward. Seine Studien über die innere venetianische Geschichte, wie über die von Florenz — Savonarola, Strozzi und Medici — legte er bis ins höhere Alter zurück: dem wahrhaft welthistorischen Fluge der Schilderung päpstlicher Politik durften keinerlei fremde Gewichte angehängt werden. Ranke's „Päpste" sind insofern unstreitig sein größtes Werk, als sie in der Verschmelzung der höchsten und weitesten Gesammtansicht mit der mannigfachsten und schönsten Entfaltung des Einzelnen — eine auch von Macaulay daran bewunderte Erscheinung — seine eigenthümliche Genialität am vollkommensten ausdrücken: kein anderer Historiker irgendwelcher Zeit hätte das Buch in solcher Weise ausdenken und vollenden können. In der allgemeinen Litteratur der dreißiger Jahre steht es in vorderster Reihe, wie es seinem Verfasser denn auch sofort eine Weltberühmtheit einbrachte. In Deutschland selber ward es von dem gleichzeitig erschienenen Leben Jesu von Strauß an epochemachender Wirkung weit überragt; an unvergänglicher Wahrheit ist es ihm dagegen unendlich überlegen. Es befreit den Leser, nicht wie jenes durch Krieg, sondern im tiefsten Frieden: mit einem so reinen und glücklichen Gefühl überwundener Gefahr blickt es auf die gewaltigsten Kämpfe der Vergangenheit zurück, wie das selbst ein R. in späteren Welttagen wohl nicht völlig wieder vermocht hätte. Zu allen Zeiten mußte freilich gerade ihm die unparteiische Würdigung selbst der streitenden römischen Kirche leichter fallen, als anderen Protestanten. Sein vor jeder theologischen Schulform zurückscheuendes Christenthum gestattete ihm die größtmögliche Annäherung. Das Gerücht von seinem Uebertritt in Wien war natürlich nichts, als ein boshaftes Berliner Gerede. Aber soviel schreibt er einmal selbst, daß er beim ersten Eintritt in St. Stephan mit einem Schlage fromm geworden; eine Frömmigkeit allerdings, welche nur gerade so lange vorhalte, als man drin weile. In Italien durchdrang er sich mit der Meinung, daß Aberglaube die Religion nicht ausschließe: „dies tröstet mich, indem ich sehe, höre und lese, wie die Menschen sich gegen Gott geberden". Sein erster Einblick in das Wesen des verfolgenden restaurirten Papstthums entlockt ihm in einem Briefe den Ausruf: „so sehr dem Irrthum unterworfen ist der Mensch: gebrechlich, ein Thor — und in seinem Gebrechen groß; zuweilen edel noch dann, wenn er Verabscheuungswürdiges *thut.* Doch vor allen Dingen geziemt uns mild und gut zu sein: der Irrthum

ist allenthalben um uns". — Trotzalledem beschlich ihn schon bei der Arbeit an der Geschichte der Päpste das Gefühl, als sei dem protestantischen Element darin nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Und da er überdies von Anfang seiner historischen Arbeiten an mit wachsendem Bedauern empfunden hatte, daß sie mit den deutschen Dingen sich verhältnißmäßig so wenig berührten, so faßte er jetzt unverzüglich den patriotischen Gedanken, die „deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" zu erforschen und darzustellen. Dies zweite, dem ersten ebenbürtige Hauptwerk des Meisters erschien — abgesehen von dem später nachfolgenden Urkundentheil — in fünf Bänden 1839—43. Der bestimmte Entschluß dazu ward erst beim überraschenden Anblick der Fülle von deutschen Reichstagsacten gefaßt, in die sich R. im Herbst 1836 in Frankfurt am Main alsbald so vertiefte, daß er darüber den Plan einer Reise nach Paris, der ihn hergeführt, aufgab. Es reihten sich hieran in den Jahren 1837—39 ebenso eindringende Studien in den Archiven zu Berlin, Dresden, Weimar, Düsseldorf und Brüssel nebst einem ersten, lohnenden Abstecher nach Paris. Von der Ueberzeugung, die sich in ihm bei seinen „Päpsten" erst recht befestigt, daß zuletzt doch nichts weiter geschrieben werden könne, als Universalgeschichte, weil das Einzelne niemals in seinem vollen Licht erscheine, es sei denn, es werde in seinem allgemeinen Verhältniß aufgefaßt — von dieser Ueberzeugung brauchte er nicht abzugehen, als er nun eine große Periode deutscher Nationalgeschichte mit einer an Vollständigkeit grenzenden Ausführlichkeit behandelte. Denn selbst ungerechnet die universale Verflechtung der Politik Karl's V., die er mit unnachahmlicher Virtuosität diplomatisch darzulegen verstand: wo erschien jemals ein in höherem Grade welthistorischer Held, als Luther? Mit Genugthuung erfüllte R. die Wahrnehmung, daß in jener Epoche der Europa beherrschende Impuls mehr als jemals von Deutschland ausgegangen. Er durfte mit wärmster Freudigkeit die Macht und Tiefe des nationalen Geistes in ihrer Wirksamkeit beschreiben, ohne seiner allumfassenden Anschauung untreu zu werden. Auch die protestantisch-religiöse Bewegung als solche aber durfte er hier aus dem nämlichen Grunde unbesorgt um den Schein der Subjectivität mit dem Antheil des Herzens begleiten; wobei er selbst das Dogmatische, dessen Fesseln er als Jüngling entronnen, in der Freiheit bloßer Betrachtung nun doch mit dem ungewöhnlichen Verständniß eines theologisch dahergekommenen Historikers zu erfassen vermochte. Daß seine „Deutsche Geschichte" in formaler Hinsicht den „Päpsten" weit nachstehe, stellte er nie in Abrede; denn es sei unmöglich, aus Reichstagsacten und theologischen Ausführungen ein lesbares Buch zusammenzustellen: bei der Arbeit war ihm zumuthe, wie der Mutter Natur, als sie den Elephanten machte. Dessenungeachtet erreichte er nicht allein seine Absicht, über die grundlegende Begebenheit der neueren Geschichte ein grundlegendes Werk abzufassen: er gab doch dem höheren deutschen Publicum den größten nationalen Stoff eben in der besten Form, die derselbe vertrug. Gerade dies Buch, von Macaulay's berühmtem Werk so verschieden, wie Deutschland von England, nimmt dennoch in unserer Nationallitteratur ungefähr die gleiche Stelle ein. Wie die „Päpste" Ranke's europäischen Ruf begründet, so erwarb die „Deutsche Geschichte" seinem Namen dauernde Verehrung im Vaterlande.

An die Rückkehr aufs Katheder hatte R., in Erinnerung an den früheren Mißerfolg, unterwegs so ziemlich mit gleichem Grauen gedacht, wie an den Wiedereintritt in die kaltfremde Berliner Gesellschaft. Nicht sofort, aber doch recht bald sah er sich in beiden Beziehungen angenehm enttäuscht. In der Gesellschaft verschafften ihm Bedeutung, Leistung und Ruf den Platz, der ihm gebührte, wenn er ihn auch in seiner leidenschaftlichen Arbeitsamkeit nur selten ein-

zunehmen beflissen war. Immerhin galt er in seinen letzten Junggesellenjahren um 1840 für ein schwer entbehrliches Zubehör wirklich geistreicher Zusammenkünfte. Echte Freundschaft hat er in dieser Zeit außer bei Savigny und Eichhorn nicht gefunden; Heinrich Ritter's Weggang beraubte ihn schon 1833 des eigentlichen guten Kameraden. Aber seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften — Anfang 1832 — setzte ihn doch zu den Männern seines inneren Ranges in ein jederzeit neu zu belebendes Verhältniß. Seine erste akademische Abhandlung „Zur Geschichte der italienischen Poesie“ von 1835 athmet den frischesten Duft seiner litterarischen Südfrüchte; unter den späteren hat die „Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten“ von 1854 den mächtigen Anstoß zu einer am Ende übertriebenen wissenschaftlichen Bewegung gegeben. An der Universität erhielt R. Ende 1833 eine ordentliche Professur, die ihn dauernd mit ihr verknüpfte. Vorher und nachher hat er einige Rufe nach auswärts abgelehnt; der einzige allenfalls ernstlich zu erwägende nach München trug ihm 1853 eine längstverdiente namhafte Verbesserung seiner Besoldung ein. An dem corporativen Leben der Hochschule nahm er keinen hervorragenden Antheil; das Decanat hat er einmal, das Rectorat niemals bekleidet: ein Mann der öffentlichen Praxis war er nicht. — Die im Sommer 1831 wieder begonnenen Vorlesungen setzte er, nur dreimal durch einen Semesterurlaub zu Forschungsreisen unterbrochen, bis in den Sommer 1871 fort. Sie behandelten auch jetzt noch ganz überwiegend allgemeine Historie: zuerst noch ein paarmal im Gesammtumriß, dann in Mittelalter, neuere und neueste Geschichte, oder einzelne, aber immer umfassende Abschnitte der beiden ersteren Perioden zerlegt. In die abgeschiedene Welt des Alterthums flüchtete er seinen Geist nur kurze Zeit über nach dem Schrecken von 1848. Neben der allgemeinen erscheint nicht selten deutsche Geschichte, meist als Ganzes; außerdem allein die englische, jedoch erst in den Jahren um 1860, als R. mit ihrer litterarischen Behandlung beschäftigt war. Dem Vortrage wurden kritische Notizen über Quellen und Litteratur eingefügt, doch bestand er im wesentlichen stets aus der anschaulichen, bald feinen, bald großartigen Darstellung der Begebenheiten. Wohl ausgearbeitete, häufig aufs gründlichste erneuerte Hefte bildeten die Unterlage der nichtsdestoweniger freien Rede. R. sprach seltsam, in die Sache versunken; höchst ungleich im Zeitmaß: jetzt zaudernd, dann überstürzt; in den Stuhl zurückgelehnt und wieder aufzuckend; feurig ins Leere blickend, während die Rechte von der Brust her plötzlich in die Lüfte fuhr — nimmt man eine Thüringer Mundart in hoher Tonlage, mit Gurgellauten versetzt, hinzu, so begreift sich, daß der Zuhörer oft nicht leichter mit dem Verständniß zu ringen hatte, als der Meister droben mit seinen Gestalten rang. Dies erklärt, daß die Ziffern seiner Listen mit der Zahl der Anwesenden sich noch weniger als gewöhnlich deckten. Auch nach der Rückkehr war er anfangs recht entmuthigt; aber 1835 war im Privatcolleg die 50 überschritten, zwei Jahr später die 100 erreicht; das Maximum 153 fällt in die neueste Geschichte 1841/42; von da an langsames, in den funfziger Jahren rasches Sinken; in den sechziger war es betrübend, zu sehen, wie soviel immer ursprünglicher, immer lebendiger Geist um äußerer Mühe willen nur von so wenigen Getreuen dankbar genossen ward. — Der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit als Lehrer lag indeß unzweifelhaft in den historischen Uebungen, wie er sie 1833 zuerst in neuer Gestalt begründete und fast ebenso regelmäßig Semester für Semester, erst im letzten Jahrzehnt mit stark abnehmender Bedeutung fortführte. Hier hat er von den Waitz, Giesebrecht und Sybel an bis in das zweite Geschlecht hinein zahlreiche Schüler zur Befolgung seiner drei historischen Gebote — Kritik, Präcision und Penetration — vermahnt und erzogen: in heiterem Ernst, mit freundlicher Strenge, unerschöpflich mittheilend,

den Geist anregend und festhaltend, jede Eigenart in ihrer Richtung schonend. Gleich der ersten Reihe seiner Jünger stellte er die wichtige Aufgabe der „Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause“, die 1837—40 unter seiner Obhut erschienen, worin zum erstenmal das echte Metall der neuen Monumenta Germaniae historisch ausgemünzt und auf den Markt geworfen ward. Ueberhaupt wurden vornehmlich unserem Mitttelalter durch seine Uebungen die so nöthigen Arbeitskräfte zugeführt; direct und später indirect durch die Seminarien seiner Schüler, die an dem seinen ihr Vorbild hatten. Er erlebte noch, daß aus der Ranke'schen Schule schlechthin die deutsche Schule der Geschichte ward. Hier war es ihm nun doch gelungen, woran er als Gymnasiallehrer verzagte, in erster Linie durch Beispiel zu wirken. Mit unverminderter Wärme hielten dann er und diese seine geistige Familie trotz aller Scheidewege des Lebens aneinander fest. In der Theilnahme an ihrem Wesen und Thun blieb er jung und glaubte an die schöne Zukunft seiner Wissenschaft; wenn er auch sonst in späteren Jahren etwa traurig unterschied zwischen den Menschen von ehedem, die in allgemeinen Tendenzen, und den heutigen, die in Fractionsbestrebungen leben.

Eine Scheidung solcher Generationen, soweit sie überhaupt zu vollziehen ist, möchte man vielleicht wenigstens angekündigt sehen durch ein Ereigniß, welches Ranke's Leben genau in der Mitte theilt: die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Der geistvolle Prinz war dem gelehrten Altersgenossen zuerst 1828 auf der Marcusbibliothek zu Venedig mit einer überaus schmeichelhaften Aeußerung über seine „Fürsten und Völker“ persönlich entgegengetreten. Fernere Theilnahme an einander verstand sich seitdem von selbst. Der Kronprinz sah R. von Zeit zu Zeit und bewies sich als ein gnädiger Herr und Gönner; doch hat er ihn in den vertrauten Cirkel seiner Radowitz, Voß und Gerlach, mit denen R. seinerseits ohne Groll verkehrte, nicht gezogen. Als König ernannte Friedrich Wilhelm 1841 R. zum Historiographen des preußischen Staates; ja er ließ ihm durch den Generaladjutanten v. Thiele die Frage vorlegen, ob er geneigt sei, ihm in Sachen der geplanten ständischen Verfassung mit Rath an die Hand zu gehen. Bescheiden lehnte R. ab, da er die nöthige Kenntniß der provinzialen Zustände nicht zu besitzen meinte und überdies von der Vollendung seiner „deutschen Geschichte“ geistig in Anspruch genommen war. Als er diese abgeschlossen, begab er sich im Frühling 1843 auf Urlaub nach Paris, um die Studien über die große Revolution, die er vor sechzehn Jahren in Berlin an den Memoiren und dem Moniteur begonnen, aus den Acten selber zu ergänzen. Aeußere Förderung durfte er sich von der Freundschaft Thiers' versprechen, der ihm, durch „die Päpste“ gewonnen, bereits vordem in Berlin einen Besuch abgestattet hatte. In der That aufs beste bewillkommnet, auch von Mignet, dem Vorsteher des auswärtigen Archivs, zuvorkommend behandelt, gelangte R. dennoch nicht zur Ausführung der ihm vorschwebenden Idee: den specifisch französischen, keineswegs gemeingültigen Charakter des Weltereignisses von 1789 historisch darzulegen — eine Leistung, die dann vielmehr von dem begabtesten seiner Schüler in glänzender Weise vollbracht werden sollte. Was ihn selber von seinem Ziele ablenkte, war die Auffindung der diplomatischen Berichte des Marquis de Valori über die ersten Jahre Friedrichs des Großen. Von ihrem lebendigen Inhalt ergriffen, verbrachte er seine Zeit größtentheils mit der eigenhändigen Abschrift dieser Papiere, da die Hausordnung des Archivs die Anstellung eines Copisten verbot. Gegen Ende seines Urlaubs aber bereitete ihm das Glück eine noch größere Ueberraschung: an der Schwelle seines funfzigsten Jahres fand er in Miß Clarissa Graves, der Tochter eines Rechtsgelehrten in Dublin, von

Mutterseite altadeliger Herkunft, die ihn bereits aus seinen Schriften verehren gelernt — „viel jünger als ich, aber nicht zu jung“ — die ihm bestimmte Lebensgefährtin. So entsagend er von Jugend auf die Einsamkeit als sein Loos zu betrachten pflegte, diesmal fühlte er trotz aller Verspätung frischen Muth, denn er glaubte einer höheren Macht zu gehorchen: „wie konntet ihr nur früher wünschen, daß es geschehen möchte, da das Schicksal es so und nicht anders verhängt hatte!“ Er eilte nach London zur Verlobung, der alsbald die Hochzeit folgte. An der Seite der Gemahlin, welche mit vornehmer Sitte und sanfter Anmuth kirchlichen Sinn und reifes Verständniß für das Wesen des Gatten vereinte, lernte der bewegliche Mann in Freud und Leid einen ungewohnten Lebensfrieden kennen. Schweres Siechthum, das zu völliger, mit der heitersten Geduld ertragener Lähmung führte, entriß sie ihm 1871 vor der Zeit; aber wohlgerathene Kinder und aufsprossende Enkel ließen neben dem alten Trost der Arbeit das Gefühl der Verödung in dem greisen Wittwer nicht aufkommen. — Die ersten Jahre nun des befestigten Hausstandes trugen dazu bei, Ranke's Geist in jedem Sinne mehr in der Nähe zu halten: er wandte sich der preußischen Geschichte zu. Wohl möglich, daß der ihm übertragene Ehrentitel ihn mit dazu angespornt hat; allein der Hauptantrieb ging von jenem Pariser Funde aus. Er erbat und erhielt als der erste die Erlaubniß, das Berliner Staatsarchiv für die neueren Jahrhunderte zu benutzen — auch hier leider hinderlich auf die eigene Hand angewiesen — und verknüpfte mit der genaueren Erkundung der Anfänge Friedrichs II. bis 1755 die Erforschung der vorbereitenden Zeit seines Vaters. So entstanden die „Neun Bücher preußischer Geschichte“, die in drei kleinen Bänden 1847—48 das Licht erblickten. Selten hat ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Werk ein ungünstigeres Geschick erfahren. Mit den beiden großen Schöpfungen des Meisters konnte und wollte es sich nicht messen; aber es war in seiner bescheideneren Art nicht minder vollendet. Es bot nur einen Ausschnitt aus der Entwicklung der preußischen Monarchie, allein an der universalhistorisch entscheidenden Stelle: die innere und äußere Erhebung des Staates zur europäischen Großmacht bildet sein Thema. Es enthielt die erste geschichtliche Würdigung Friedrich Wilhelms I., welche seitdem das allgemeine Urtheil — am Ende bis zur Uebertreibung — bestimmt hat; es wird nicht minder dem jungen — natürlich nicht dem ganzen — Friedrich dem Großen gerecht. Es entfaltet einen, dem Stoffe einzig angemessenen schlichten, aber echten Glanz; bei durchsichtigster Anlage besitzt es sogar von allen Ranke'schen Schriften die graziöseste Leichtigkeit des Stils. Allein die Mehrzahl der Zeitgenossen verlangte etwas ganz anderes; der Autor hatte ja seine Leser an die größten Gegenstände gewöhnt. Selbst Einverstandene, wie Herr v. Thiele, hatten auf eine Art zweiten politischen Theil der Reformationsgeschichte gerechnet. Es waren die Tage unmittelbar vor der Märzrevolution. Preußens moderne Aufgabe in aller Munde. Das absolute Königthum auf seiner Höhe, seiner nationalen Zukunft noch unbewußt entgegengehend, war ein Bild, das die wenigsten im Publicum anzuschauen begehrten. War doch Friedrich Wilhelm IV. selber erst mit dem dritten Bande, der Friedrich II. in näherer Beziehung zum Reiche zeigt, recht zufrieden: nun eben werde das Buch ganz deutsch. Indem brach der Sturm des Aufruhrs gegen den schwärmerischen Erben der Krone Friedrichs los und verwehte mit den altpreußischen Erinnerungen für geraume Zeit jede Spur des Ranke'schen Werkes.

R. war tief verstimmt: wie er die Welt verwöhnt hatte, so war er selbst bisher durch immer steigenden Beifall von ihr verwöhnt worden. Dazu gesellte sich im ersten Augenblick Bestürzung und hernach Bekümmerniß über die unerwartet schwere Katastrophe des Vaterlandes. Niemand war weniger angelegt auf

offenen Kampf in wilder Zeit, als er: standhaft wies er jede Zumuthung von der Hand, sich abermals an der publicistischen Erörterung zu betheiligen; doch hat er im stillen redlich das Seine zur Wiederaufrichtung, vorzüglich des Königs selber beizutragen gesucht. Für den damaligen Flügeladjutanten Edwin Freiherrn v. Manteuffel, mit dem er seit kurzem eine immer wachsende Freundschaft, die engste seines Greisenalters, geschlossen, setzte er vom Mai 1848 bis in den Januar 1851 eine Reihe politischer Denkschriften auf, die den Zweck verfolgten, Friedrich Wilhelm IV. mit gutem Rathe zu unterstützen. R. wollte vor allem eine kräftige Politik: Restauration, nicht durchaus Reaction; eine Verfassung, gereinigt von demokratischen Gedanken; Annahme des Kaiserthums; hernach wenigstens Aufrechterhaltung der Union. Er betont aufs entschiedenste Preußens natürliches Recht gegenüber Oesterreich und den Mittelstaaten; noch von Olmütz, ja noch hinterher verhofft er die Erreichung wesentlicher Zugeständnisse. Als dann alles dennoch so ganz andere Wege ging, wußte er sich freilich ruhig darein zu schicken. Er schloß sich der herrschenden Reaction der funfziger Jahre insofern an, als auch ihm die vollständige Bewältigung der revolutionären Tendenzen die Hauptsache war. Er sah den König jetzt öfter und entzog sich nicht der bei näherem Umgang so oft berauschenden Wirkung seiner leider unzweckmäßigen Genialität. 1854 ward er zum Mitglied des erneuerten Staatsrathes ernannt und hat damals über die orientalische Frage, inbetreff deren er historisch so gut zuhause war, wie auch sonst bisweilen in Gutachten und Denkschriften das theoretische Gewicht seiner Ansicht niedergelegt. Praktisch politischen Einfluß vermochte er der Lage der Sache, seiner Stellung und Thätigkeit, vor allem seiner ganzen Natur nach auch zu jener Zeit nicht auszuüben. Das Gespräch mit dem Könige bezog sich nach wie vor mehr auf den Bereich der allgemeinen Cultur. Unter anderem las R. diesem in Abendstunden das nächste seiner großen Werke, die „Französische Geschichte“ vor. — Es entspricht durchaus den jüngsten verstörenden Erlebnissen sowohl, wie den zunehmenden Jahren Ranke's, daß sich in seiner Geschichtschreibung von 1848 an der Schwerpunkt leise von der Einheit des künstlerischen und des wissenschaftlichen Bestrebens hinweg nach der letzteren Seite herüberschiebt. Indem er dem alten, zuerst während der italienischen Sammelarbeit in ihm entsprungenen Gedanken, auch der neueren Geschichte der beiden großen westeuropäischen Nationen seine Kraft zu weihen, näher trat und in den Jahren 1850—67 den ausdauerndsten Fleiß, daheim wie auf häufigen Reisen zu den Archiven und Bibliotheken in Paris, London und dem übrigen England bis nach Dublin, in Brüssel und dem Haag, dieser Aufgabe widmete: lag ihm von vornherein die Absicht fern, die „französische“ oder die „englische Geschichte vornehmlich im 16. u. 17. Jahrhundert“ in ganzem nationalen Umfang, im Wetteifer etwa mit den einheimischen Autoren darzustellen; zumal da er diesen, ganz besonders den Franzosen, unter allen Umständen ein größeres Talent als uns Deutschen beimaß, den einzelnen Moment in seiner Fülle zu erfassen, in ihm zu leben, in ihn aufzugehen. Ihm kam es auf der einen Seite wiederum zumeist auf Hervorhebung der universalhistorischen Verhältnisse beider Völker oder Mächte an, auf der anderen — und hierin eben liegt die vorwiegend wissenschaftliche Tendenz — auf Berichtigung angenommener Vorstellungen kraft der überlegenen Weite und Schärfe seines eigenen Forscherblicks. „Ich denke“, sagt er eingedenk der undankbaren Aufnahme seiner preußischen Geschichte in der Vorrede zur französischen, „auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe entnehmen“. Uebrigens besitzt eben diese „Französische Geschichte“, die in vier Bänden 1852—56 herauskam, gefolgt von einem überaus reichhaltigen Analektenband, noch alle Vorzüge einer männlich beherrschten Kunst der Dar-

stellung. Das feine Gewebe politischer Betrachtung, welches über die gesammte Schilderung gezogen ist, läßt doch die lange Reihe wohlgeformter Gestalten in klarem Ebenmaß der Körperlichkeit, wenn auch in minder gesättigter Färbung erscheinen; ein gewisser Abstand vom Object macht sich in der diesmal mehr von außen einfallenden weltgeschichtlichen Beleuchtung dem deutschen Leser gewiß nicht unangenehm fühlbar. — Mit der englischen Geschichte, die — als das umfangreichste der fertigen Ranke'schen Werke — in sieben Bänden von 1859—68 erschien, hat es dagegen eine etwas andere, eigenthümliche Bewandtniß. Mit Macaulay, den er als Darsteller höchlichst bewunderte, auf dessen eigenstem Gebiete formell in die Schranken zu treten, fiel R. natürlich nicht im entferntesten ein. Und doch bezogen sich die Correcturen, die er durch Mittheilung unbekannter Thatsachen, wie durch neue Auffassung der bekannten vorzunehmen gedachte, nothwendigerweise gerade auf dessen nach der auswärtigen Seite unzulängliche, inbezug auf die inneren Vorgänge einseitig whiggistische Darlegung. Auch R. zielte deshalb von Anfang an, wie er Friedrich Wilhelm IV. gestand, hauptsächlich auf die Revolution von 1688: ihre äußere europäische Bedingtheit und zugleich ihren nach innen wesentlich conservativen Charakter unternahm er seiner historischen Ueberzeugung nach ans Licht zu bringen. Hierdurch bekam seine „Englische Geschichte", wie sehr er auch gerade in ihr „sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen wünschte", zum erstenmal einen verdeckten Beiklang von politischer Beweisführung, der man freilich mit Unrecht den Vorwurf der umgekehrten Einseitigkeit des Toryismus gemacht hat. Die Begebenheiten des 17. Jahrhunderts zergingen R. infolge dessen, ebenfalls zum erstenmal, wider seine ursprüngliche Absicht etwas in die Breite, weshalb er in späterer Auflage den Titel zu verändern für räthlich hielt. Das ganze Werk, unendlich reich an ebenso gediegener wie neuer historischer Belehrung, nicht selten von großartiger Haltung, ist doch an frischer Vergegenwärtigung des Lebens ärmer als sonst; wie denn den Verfasser selber hie und da die Besorgniß angewandelt hat, den Leser durch Eintönigkeit zu ermüden. Man darf nicht vergessen, daß R. beim Beginn dieser großen Arbeit das sechzigste Jahr, bei ihrem Abschluß das siebzigste hinter sich hatte: gerade zwischen der „Französischen" und der „Englischen Geschichte" liegt die Schwelle seines Greisenalters.

Indem er diese überschritt, nahm er darauf Bedacht, der deutschen Geschichtswissenschaft durch eine wichtige Gründung ein ferneres Gedeihen zu verbürgen. Schon 1846 hatte er auf der berühmten Germanistenversammlung zu Frankfurt die Bildung eines großen deutschen Geschichtsvereins anzuregen gesucht, zu dessen ersten Aufgaben die Edition der deutschen Reichstagsacten gehören sollte. Die Ausführung des von allen Seiten gebilligten Planes ward damals durch die Revolution verhindert: jetzt bot sich dazu auf anderem Wege eine bessere Gelegenheit dar. Unter seinen verschiedenen fürstlichen Zuhörern hatte niemand R. ein treueres Andenken bewahrt, als — von 1831 her — König Max II. von Baiern, der für Geschichte überhaupt, vor allem aber für die deutsche ein tiefes und warmes Interesse hegte. Nachdem er 1853 vergeblich versucht, R. persönlich in ehrenvollster Stellung auf die Dauer nach München zu ziehen, lud er ihn wenigstens im Herbst 1854 nach Berchtesgaden zu Gaste und empfing als Gegengabe einen kleinen Cursus weltgeschichtlicher Privatvorträge, die er zu späterem Studium stenographiren ließ. Noch öfters haben sich diese Besuche in den Bergen wiederholt, und R. gewann an dem Könige einen echten Freund, dessen ruhige und ernste Theilnahme an historischen Dingen sich nützlicher erwies, als das phantasievolle Verständniß Friedrich Wilhelms IV. Schon auf den Spaziergängen bei Berchtesgaden war von praktischen Entwürfen die Rede ge-

wesen: bei einem Besuche des Baiernkönigs in Berlin ward dann im Frühjahr 1858 zwischen ihm und R. die von diesem vorgeschlagene Stiftung einer Anstalt zur Pflege deutscher Geschichtsforschung in München verabredet, die im Herbst jenes Jahres nach weiteren Berathungen ebendort als „Historische Commission bei der Akademie der Wissenschaften" ins Leben trat. R. erhielt in dieser aus hervorragenden Historikern ganz Deutschlands zusammengesetzten Gesellschaft den Vorsitz, den er mit besonderer Freude bei den herbstlichen Versammlungen, so lange ihm seine Gesundheit die Reise verstattete — das letzte mal 1873, einzunehmen pflegte. Stets war er bemüht, die Arbeiten der Commission auf ihrer vornehmen Höhe zu erhalten. Von ihren Unternehmungen sind außer der Herausgabe der Reichstagsacten speciell von ihm in Vorschlag gebracht worden: die „Jahrbücher der deutschen Geschichte", der umfassende Ausbau jener von ihm hervorgerufenen Jugendarbeit seiner ältesten Schüler, die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" und die „Allgemeine Deutsche Biographie", die er 1877 mit Beiträgen von seiner Hand über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm IV. beehrte. — Ueberhaupt, während er dergestalt fremde Thätigkeit anregen, in die richtigen Wege leiten, oder überwachen half, blieb er selbst so weit wie jemals davon entfernt, der eigenen zu entsagen. Noch bevor die „Englische Geschichte" ganz erschienen war, zu seinem funfzigjährigen Doctorjubiläum Anfang 1867, legte er Hand an eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke", die er bis 1881 in 48 Bänden ihrem Ende nahe geführt hat. Treulichst unterstützt von dem Verleger seiner letzten Arbeiten, Carl Geibel, dem Inhaber der Firma Duncker & Humblot, dessen Hingebung er mit väterlicher Freundschaft vergalt, bewies er auch hierbei die eingreifende Fürsorge eines selbst die Außenseite litterarischer Geschäfte klar überschauenden Geistes; alle seine Anordnungen verriethen das nämliche Trachten nach vollendeter Gestaltung, das aus den unzähligen, wieder und wieder umwälzenden stilistischen Correcturen bei der ersten Drucklegung seiner Schriften deutlich erhellt. Das einmal Veröffentlichte wesentlich umzuwandeln, lag dagegen nicht in Ranke's Gewohnheit: die Gründlichkeit seiner Forschung machte ein derartiges Unternehmen in der Regel ebenso unnöthig, wie es wegen der abgerundeten Kunstform seiner Darstellung schwierig gewesen wäre. Desto häufiger gewährte die Sammlung der Werke Gelegenheit und Antrieb zu mehr oder weniger selbständigen Ergänzungen, Anschlüssen und Nachträgen. Neben längst entworfenen, im Pult zurückbehaltenen, nur noch der letzten Hand bedürftigen Schriften der jüngeren Jahre — wie z. B. den Studien über die Verfassung der venetianischen, biographischen Schilderungen vom Ausgang der Florentiner Republik, einigen weiteren Capiteln über die spanische Monarchie, einer förmlichen Geschichte des Don Carlos — begegnen ganz oder überwiegend neue Arbeiten. So wurden die serbische Geschichte, wie die der Päpste bis in die Gegenwart fortgesetzt; vorzugsweise jedoch wandte sich der Fleiß Ranke's in dieser Periode seines Schaffens den deutschen und preußischen Dingen zu. Es hängt das wieder mit dem äußeren Umstande zusammen, daß ihm seine hohen Jahre Reisen ins entlegene Ausland nicht mehr rathsam erscheinen ließen: außer dem heimischen Archiv hat er jetzt wohl noch einmal das im Haag, im übrigen nur einige andere deutsche, mit besonderer Freude das nun erst für modernhistorische Forschung zugängliche Wiener wiederholt besucht.

Von den Schriften, welche durch diese Studien ins Dasein gerufen oder wenigstens zur Reife gezeitigt wurden, sind die größeren damals zugleich als eigene Bücher herausgegeben worden. Hohen Werth legte R. selbst auf eine kleinere Arbeit „Zur Reichsgeschichte" in der Zeit von 1575—1619, wegen der Fülle der darin gegebenen Aufklärung über eine noch verhältnißmäßig wenig

bekannte Periode. Den Wünschen des Publicums kam natürlich in reicherem Maß entgegen die gleich danach — 1869 — erscheinende „Geschichte Wallensteins“: das neue Problem, auch einmal eine Biographie in universalhistorischem Geiste zu schreiben, belebte sichtlich den künstlerischen Sinn des alten Meisters, sodaß er hier beinah im Vollbesitz seines früheren plastischen Vermögens erscheint. Fast das Gleiche gilt von der 1873 vollendeten „Genesis des preußischen Staates“, einer wiederum mit welthistorischem Griff emporgehobenen Landesgeschichte. R. ersetzte durch diese vier Bücher brandenburg-preußischer Geschichte, diesmal aus der Tiefe des Mittelalters ansteigend, das einleitende erste Buch seiner älteren Darstellung, um dem vielfältig ausgesprochenen Wunsch einer Ergänzung derselben wenigstens nach rückwärts zu genügen. Er verfuhr dabei nicht ohne Seitenblick auf das inzwischen entstandene, einförmig großartige, abstract politische, schwer genießbare Colossalwerk Droysens; wie denn überhaupt zwischen beiden, seit 1859 neben einander wirkenden Männern ein kühles Verhältniß bestand, das in den Arbeiten des jüngeren bisweilen mit strenger Miene zum Vorschein kommt: bei R. äußerte sich der verhüllte Wetteifer diesmal in dem glücklich verdoppelten Streben nach wohlthuender Lebendigkeit. Schon vorher, 1871, waren zwei andere Schriften ans Licht getreten: das lange vorbereitete Büchlein „Der Ursprung des siebenjährigen Krieges“ ist ausgezeichnet durch die unnachahmliche Meisterschaft, mit der das verwickeltste, Europa, ja den Erdball überziehende Geflecht gleichzeitiger Wechselverhältnisse der Staaten anschaulich auseinandergelegt wird; hingegen läßt das neue zweibändige Werk „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, deutsche Geschichte von 1780 bis 1790“ bei aller altherkömmlichen Gewandtheit eine leise Abnahme jenes historischen Grundvermögens erkennen, zwischen Groß und Klein an Personen und Ereignissen durchgreifend zu unterscheiden. Weit unvollkommener erscheint vom Standpunkt der Geschichtschreibung aus, wie R. selber fühlte, das 1875 ausgegebene Bändchen „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792“. Der Werth desselben besteht in dem echt wissenschaftlichen Verlangen, das Urtheil über diese Begebenheit aus dem Streit der — zwischen Preußen und Oesterreich getheilten — Parteien herauszuheben; die einst unfertig abgebrochenen Studien über die Vorgänge in Frankreich selbst haben hierbei in einer, jedoch nur matten „Ansicht der französischen Revolution“ ihren Platz gefunden. Es versteht sich, daß solche Ausstellungen ihren Maßstab immer von den früheren, höchsten Leistungen des großen Autors hernehmen: an sich betrachtet würden die Schriften dieser späten Periode allein hinreichen, dem tüchtigsten Historiker einen ungewöhnlichen Namen zu erwerben. Auch ist ihre staunenswürdige Summe nicht einmal mit dieser Aufzählung erschöpft: unerwartete äußere Anlässe führten R. zu zwei weiteren Productionen, in denen er sich von der neuen Seite eines erläuternden Herausgebers darstellt. Im Jahre 1877 entledigte er sich nach längerem Bemühen des hohen Auftrags, die „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg“ zu veröffentlichen. Er begleitete dieselben in zwei stattlichen Bänden mit einer anziehenden biographischen Einleitung, sowie mit einer an Thatsachen und Gedanken reichen, allerdings auch ziemlich blutleeren hochpolitischen Darlegung der Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813, durch die eine reine Anerkennung der unsterblichen Verdienste des großen Ministers erst möglich ward. Geringer sowohl an Umfang, als an wissenschaftlicher Bedeutung, aber weit charakteristischer für den Verfasser ist die ältere Publication — von 1873 — „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen“: hier werden die Briefe des Königs von einem verbindenden Commentar des überlebenden historischen Freundes umgeben und getragen. Durchaus überzeugend wird die Handlungsweise des Monarchen aus der inneren

onsequenz seines treffend geschilderten Wesens heraus begreiflich gemacht; daß dessen damit, wie R. sich schmeichelte, bereits eine unparteiische geschichtliche ürdigung seines Helden gegeben sei, werden die wenigsten annehmen. Der iderspruch, auf den er gefaßt war, ist nicht verstummt: er betrifft die histo- che Hauptfrage, ob das Regiment Friedrich Wilhelms mehr als die negative, er, wie R. unerschütterlich des Glaubens blieb, als die positive Grundlage r nach ihm eintretenden wunderbaren Erfolge der preußischen Staatskunst an- sehen sei.

Diese Abweichung im Urtheil über die jüngste Vergangenheit verhinderte rigens den greisen R. nicht an dem frohesten Mitgenusse der herrlichen egenwart. Er legte einen besonderen Ton darauf, daß mit den preußischen rgen von 1870 der achtzigjährige Kampf zwischen dem revolutionären und m conservativen Europa zugunsten des letzteren entschieden sei. Hierüber rgaß er jedoch die nationale Seite der gewaltigen Schicksalswendung keines- egs. Im October jenes Jahres wies er bei der Begegnung mit dem alten eunde Thiers in Wien dessen vorwurfsvolle Frage, mit wem denn Deutsch- nd nach dem Sturze Napoleons III. noch Krieg führe, durch die schlagende ntwort ab: „mit Ludwig XIV.“. Ja, nicht Straßburg allein, auch Metz, den nfang unserer Verluste, verlangte er im Namen der historischen Gerechtigkeit ls entschiedenste zurück. Er hätte weinen mögen, wenn er den ungeheuren mschwung der Dinge bedachte: „das kleine Brandenburg und das große Frank- ich!“ Es ward ihm zum Bedürfniß, seine eigenen Werke, deren innerer Ur- rung doch so fern von jeder Rücksicht auf die Fragen des Tages zu suchen , wenigstens in Bezug auf ihr äußeres Erscheinen in eine gewisse Verbindung it so ergreifenden Erlebnissen zu setzen. Mit der Vollendung seiner Schrift ber den Ursprung des siebenjährigen Krieges“ brachte er 1871 ausdrücklich n großen Ereignissen und Handlungen des letzten Jahres seinen Tribut. eine ganze Entwicklung von Jugend auf, sein gesammtes Schaffen stellte sich m jetzt bei gelegentlicher Rückschau in engerer Beziehung zum öffentlichen ben dar, als sie in der That bestanden hatte; selbst den Entschluß zu seiner zten Riesenarbeit, zu dem Unternehmen einer wirklichen „Weltgeschichte“, recht- tigte er vor sich und anderen vorzüglich durch die Bemerkung, daß sich in olge der jüngsten Entscheidungen eine universale Aussicht für Deutschland und Welt überhaupt eröffnet habe, daß nun erst, nach der Niederlage der revolu- onären Kräfte, eine regelmäßige Fortentwicklung gesichert, mithin ein unpartei- her Rückblick auf die früheren Jahrhunderte gestattet, eine Weltgeschichte im jectiven Sinne möglich sei. Trotzdem waren es wohl auch hier im wesent- hen individuelle Beweggründe, welche ihn zum Handeln bestimmten: ein Zu- mmentreffen seiner inneren Neigung mit seiner äußeren Lage. — „Alter ist und für sich Einsamkeit“, schrieb der Achtziger in sein Tagebuch; aber ancherlei wirkte dahin, die Abgeschiedenheit seiner letzten Jahre noch schärfer szugestalten. Im Herbst 1869 hatte ihn in München ein Blasenleiden be- len, das ihn seitdem mit häufigen, nach und nach fast beständigen Schmerzen mfuchte; wiederholt befürchtete man eine ernstliche Gefährdung seines Lebens, wiß ward die zähe Kraft seines Körpers immer merklicher dadurch angegriffen. it 1874 wagte er nur noch kleinere Ausflüge, am liebsten nach Lodersleben Querfurt, auf das Gut seines Schwiegersohns, des Rittmeisters v. Kotze, er — wenige Stunden von Wiehe entfernt — das Andenken seiner Kindheit t sinnvollem Behagen erneuerte; die letzte Sommerfrische fand er 1877 in pper bei Frankfurt an der Oder, als Gast seines nun so hoch gestiegenen eundes Manteuffel, des Statthalters von Elsaß-Lothringen. Um die leidende mahlin zu erfreuen, hatte R. noch in den sechziger Jahren sein Haus im

Winter allwöchentlich einer glänzenden, durch Musik belebten Geselligkeit erschlossen. Nach ihrem Hinscheiden im Frühling 1871 ward es gar still um ihn; wie zuvor die Tochter, so beschritten bald auch die Söhne, der ältere als Geistlicher, der jüngere als Officier ihren eigenen Lebenspfad. Doch hat es ihm, anders als Humboldt, an wahrhaft uneigennütziger Pflege bis zum letzten Athemzuge nie gefehlt; freilich blieben, von den Forderungen seiner Gebrechlichkeit abgesehen, seine persönlichen Ansprüche, wiewohl ihm seine Schriften ein Vermögen erwarben, höchst bescheiden. Gerade, als er Wittwer ward, gab er überdies seine Vorlesungen auf, und von nun an gehörte sein Tag fast ausschließlich der gelehrten und schriftstellerischen Arbeit, die auch außer jenem quälenden Leiden mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden war. Die Abnahme seiner Sehkraft erheischte sorgfältige Schonung, sodaß er — ebenfalls seit 1871 — auf eigenes Lesen und Schreiben sogut wie gänzlich verzichten mußte. Er bediente sich deshalb von da an regelmäßig zweier wissenschaftlicher Gehülfen, junger Historiker, von denen der eine vier bis fünf Vormittagsstunden, der andere ebensolange vom Abend bis in die Nacht ihm beim Forschen und Bilden an die Hand zu gehen hatte. Die Zwischenzeit füllte der auch jetzt noch, wenn es irgend anging, täglich in Begleitung eines Dieners schweigsam unternommene Spaziergang in den geliebten Thiergarten — von jeher die Ringstätte seines Nachdenkens und seiner Einbildungskraft —, sodann nach der Mahlzeit ein Mittagsschlaf und der seltene Empfang befreundeter oder vornehmer Besuche. Ranke's Assistenten hatten beim Nachschreiben — er dictirte unaufhaltsam, stehend an den Stuhl gelehnt — sowie bei der Benutzung seiner colossalen, jedoch grundsätzlich ungeordneten Bibliothek kein bequemes Dasein; selber nicht frei von Eigenheiten, war er zudem gegen fremde nicht gerade duldsam: die geringste Witterung von Tabak war ihm jederzeit unerträglich. Wie reich aber entschädigte für alles die hervorschimmernde Güte seines Herzens, und zumal der erhebende Anblick einer Geistesmacht, welche aller leiblichen Pein und Sorge, jeder Störung und Reibung, wie sie von einem derartigen Arbeitsverhältniß unzertrennlich waren, aufs gewaltigste Herr zu werden wußte!

Unter solchen Umständen erregt die Fülle und Trefflichkeit jener aus den Jahren seit 1871 stammenden Leistungen vornehmlich zur preußisch-deutschen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts zwiefache Bewunderung. Allein auf die Dauer ließ sich ein auf wesentlich neue, freie Forschung gegründetes Hervorbringen in dieser Weise nicht fortführen. Und genügte nicht am Ende, um dem dennoch unbezwinglichen Schaffensdrange zu willfahren, eine fleißige Einkehr bei sich selbst, ein Zurückgreifen auf die Summe der im Laufe von nahezu sechzig Jahren bereits erworbenen historischen Kunde? In diesem Sinne trug sich R. öfters mit dem Plane, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens aufzuzeichnen, welche zugleich die allgemeine Bewegung des 19. Jahrhunderts, dies äußerlich selbstgeschaute Stück der Weltgeschichte, wiederspiegeln sollten. Zuguterletzt aber entschied er sich doch für eine andere, mehr nach innen gerichtete Art nachprüfender und abrechnender Wiederholung seines thätigen Daseins. Universalhistorie schlechthin, in ihrem ganzen Umfang, hatte vom ersten Erwachen seines geschichtlichen Sinnes an den eigentlichen geistigen Gehalt seines Lebens ausgemacht. Jede seiner bisherigen Schriften durfte so oder so für einen wichtigen Beitrag zur Erkenntniß der Weltgeschichte gelten; diese selbst, den erhabensten aller Gegenstände, hatte er dagegen nur in seinen Vorträgen unmittelbar darstellend behandelt. Es war eine letzte litterarische Großthat, der würdigste und natürlichste Abschluß gerade seiner Historiographie, wenn er es jetzt unternahm, auf Grund seiner Hefte, seiner Studien überhaupt, zugleich jedoch mit Rücksicht auf die gesammte neueste Forschung anderer und vor allem in steter frischester Be-

ung mit den Quellen selbst, jene Mär der Weltgeschichte, die er schon als
gling aufzufinden getrachtet, mit dem beschaulichen Antheil reifster Lebens-
heit zu erzählen. — Im Sommer 1879, inmitten seines vierundachtzigsten
res, nahm R. das Werk mit vollem Ernst in Angriff. Weihnachten 1880
ien der erste Doppelband der „Weltgeschichte", dem in jährigem Abstand,
regelmäßiges Festgeschenk für das deutsche Publicum, bis 1885 noch fünf
re, ungefähr ebenso starke Theile folgten. Sie führten die Darstellung von
Urzeiten bis auf den Tod Kaiser Otto's des Großen herab; während zahl-
e litterarhistorische Anhänge von dem immer gleich regen kritischen Bestreben
Autors Rechenschaft ablegten. Die allgemeine Geschichte der modernen
rhunderte dachte dieser, da sie bereits in der Masse seiner Hauptschriften ent-
en war, nur etwa in dem raschen Ueberblick einer groß angelegten Schluß-
achtung neu zu vergegenwärtigen; desto mehr jedoch kam es ihm darauf an,
den Ausgang des Mittelalters in ausführlicher Schilderung zu erreichen.
ig um deßwillen hegte er den innigen Wunsch, ja das ungestüme Verlangen
ein paar ferneren Lebensjahren: er sagte wiederholt, er habe darüber einen
mit Gott gemacht. Mit ahnungsvoller Ungeduld, im heldenmüthigsten
pfe mit der Natur, dictirte der Neunziger während der ersten Monate des
res 1886 eine Reihe weiterer Capitel bis ans Ende des elften Jahrhunderts,
nach seinem Tode als siebenter Band herausgegeben wurden. Noch auf dem
belager selbst gehörten seine letzten lichten Gedanken dem geliebten Buche,
dem zu scheiden seinem sonst so frommen Gemüthe schwer gefallen ist. Der
itsvolle Versuch, der Weisung des Entschlafenen gemäß die noch fehlenden
tien aus seinen nachgelassenen Heften zu ersetzen, konnte selbstverständlich den
tenen Verlust nicht völlig ausgleichen. — Es bedarf nicht erst der Erklärung,
auch abgesehen von ihrem unvollendeten Zustande Ranke's „Weltgeschichte"
die Meisterstücke seines Mannesalters nicht hinanreicht: nichtsdestoweniger
bt sie ein großartiges, durchaus eigenthümliches Werk. Es ist ganz, was er
ier wollte: Darstellung der wirklichen Begebenheiten, auf welchen der histo-
e Zusammenhang des allgemeinen Völkerlebens beruht, geschöpft aus den
ichten der erzählenden Quellen, mit begleitender Rücksicht auf die übrigen
kmäler von litterarischem Charakter. Jedes Zeitalter tritt in seiner selb-
digen Bedeutung hervor; die Entwicklung, die von dem einen zum anderen
führt, ist eine Erbfolge des Daseins, keinem vermeintlich höheren Denkgesetz
rworfen. R. will auch hier noch immer nur zeigen, wie es eigentlich ge-
men und gegangen; auf metaphysische Fragen nach dem Verhältniß von
heit und Nothwendigkeit, von wirkender Kraft und leitendem Zweck in dem
rischen Geschehen giebt sein Weltbild ebensowenig bestimmte Antwort, wie die
t selber. Die Betrachtungen, die er allerdings, wie überhaupt in seinen
eren Schriften in zunehmendem Maße, so hier am häufigsten der Erzählung
licht, wiederholen eigentlich bloß, bisweilen ermüdend, in abstracter Form
concret Dargestellte; sie machen auf den typischen Werth der einzelnen Er-
nung, auf die Menge und Größe der Folgen eines besonderen Ereignisses,
Höhe- und Wendepunkte der Begebenheit aufmerksam, ohne doch dabei den
s echt realhistorischer Ideen irgend zu überschreiten. Die Kraft der Ge-
ung, der Glanz der Färbung erscheint natürlich sehr ungleich, da jugendlich
ndiges — bis zu den antik classischen Eindrücken der Studentenjahre, ja
Schulzeit hinauf — dicht neben greisenhaft Bedächtigem auftritt. Die
rgie der Forschung ist dagegen im Anlauf noch immer geradezu wunderbar;
n und wann verräth sich sogar ein ausschreitendes Streben nach neuen, von
Hergebrachten abweichenden Ergebnissen. Daß dies Bemühen mitunter
lingt, daß — zumal in den Analekten — selbst erhebliche Irrthümer zu

Tage kommen, ist nur zu begreiflich, wenn man sich die unaussprechliche Schwierigkeit einer allein auf das Ohr angewiesenen vergleichenden Quellenkritik vor Augen stellt.

Nach alledem wird man sagen dürfen, daß Ranke's „Weltgeschichte" sich der Summe seiner übrigen Leistungen würdig zugesellt, daß indessen sein unvergleichliches Verdienst um die Universalhistorie überhaupt doch besser aus der Gesammtheit seiner Werke zu erkennen ist, als aus diesem einzelnen ihr speciell gewidmeten Buche. Auch hierin erinnert dasselbe, wie in so manchem Betracht, merkwürdig an Humboldt's „Kosmos", dessen erste, einem etwas frischeren Alter entsprossene Bände an litterarischem Kunstwerth unzweifelhaft höher stehen, während die letzten, ebenfalls das Product eines länger als achtzig Jahre thätigen Denkvermögens, der Ranke'schen „Weltgeschichte" den Vorrang lassen müssen. Das Publicum nahm die eine wie die andere dieser Schöpfungen mit einer — R. gegenüber fast überraschenden — Massenbegeisterung auf, deren Wurzel jedenfalls zumeist in der Ehrfurcht vor der sittlichen Größe einer solchen That zu suchen ist. Längst freilich war auch sonst jede Einrede wider den Genius unseres Meisters verhallt, das Mißverständniß seines Wollens und Vollbringens hatte sich allerorten in freudige Zustimmung verwandelt. Die Mitwelt mochte sich nun von der Nachwelt in der Aeußerung dankbarer Anerkennung nicht beschämen lassen; wie sich gebührte, ging die Huld des neuen Herrschers einsichtig darin voran. An König Wilhelm glaubte R. eine mehr, wenn man so sagen dürfe, nach der Linken hingewandte Richtung wahrzunehmen: er gestatte der öffentlichen Meinung einen größeren Einfluß; auf dieser leichten Wendung beruhe dann die weitere Entwicklung der Welt seit dem Ausgang Friedrich Wilhelms IV. Der König seinerseits verlieh schon 1865 seinem Staatshistoriographen den erblichen Adel, den der Beschenkte durch den selbsterkorenen Wappenspruch Labor ipse voluptas sinnig zu verklären wußte. Zwei Jahre darauf ward R. an Stelle des verstorbenen Cornelius zum Kanzler der Friedensclasse des Ordens pour le mérite erhoben; 1882 erhielt er als Wirklicher Geheimrath das Prädicat Excellenz; die Stadt Berlin ertheilte ihm 1885 ihr Ehrenbürgerrecht. Zahllos waren die Huldigungen gelehrter Körperschaften und Vereine, die Ehrenbezeigungen deutscher und fremder Staatsoberhäupter. R. betrachtete diesen Schattenriß seines Verdienstes mit Wohlgefallen; für den Reiz des Ruhmes war er nicht unempfänglich; auf der Höhe fürstlichen Umgangs fühlte er sich durch den Standpunkt seiner Geschichtschreibung gewissermaßen heimisch. Allein wie so ganz anders ging ihm doch das Herz auf, wenn er an einem seiner vielen amtlichen Gedenktage oder persönlichen Jubelfeste im Kreise der Berufsgenossen, von der frohen Rührung so vieler Schüler und Verehrer umringt, zu einer gedankenvollen Ansprache über Wesen und Ziel, Vergangenheit und Zukunft der historischen Wissenschaft und Kunst das Wort ergriff! Dann blickte er selbst wie ein greiser Herrscher über sein Reich, befriedigt und gütig, auffordernd voller Zuversicht. Insbesondere bewegte die Feier seines neunzigsten Geburtstages die Zeitgenossen zu wärmster Theilnahme. Nicht minder lebhaft war die Sorge, welche nun doch so unerwartet bald darauf die Nachricht erregte, daß seine Lebenskräfte zu schwinden begönnen. Allgemein endlich war die Betrübniß über seinen schweren Todeskampf, die Trauer über seinen Hingang, das Gefühl der Einzigkeit seiner scheidenden geistigen Erscheinung. — R. steht neben Niebuhr da als der Goethe neben dem Lessing unserer historischen Muse; für einen Schiller der deutschen Geschichtschreibung, den er noch erleben und mit wachsendem Beifall begrüßen sollte: für die Machtentfaltung einer vom edelsten vaterländisch-politischen Schwung ergriffenen Seele, einer hochherzig hinreißenden Beredsamkeit hat er selber Raum gelassen. Wer freilich wollte Stellung und Wirkung des

Historikers mit der des Dichters an und für sich vergleichen? Trotzdem wird niemand leugnen, daß Ranke's Genius in der That mehr als einen Zug mit der Eigenart des Goethe'schen Geistes gemein habe. Da ist Größe, die mit Anmuth einhertritt; Tiefe, hinter Leichtigkeit verborgen; reinste Gegenständlichkeit, überall ohne Trübung umflossen von derselben durchsichtigen Individualität der Auffassung und Darstellung; Fülle und Vielseitigkeit des Hervorbringens in frühen und späten Lebenstagen; ein nach allen Seiten ins Unendliche der Menschennatur verlaufender Gesichtskreis; lauter Liebe zur Wirklichkeit, eine fast bis zur Religion erhöhte Stimmung der Weltfreude. Gerade in dieser letzten Hinsicht hat der große Geschichtschreiber ohne Zweifel den mächtigen Einfluß des gewaltigen Poeten auf die heutige Gesinnung unserer Nation an seinem Theil verstärkt: Ranke's Werke bieten nach der Seite des öffentlichen Lebens hin eine genau anschließende Ergänzung der Goethe'schen Weltanschauung dar. Für solche Wirkung kommt es auf die Ausdehnung des Kreises unmittelbarer Leser nicht allzusehr an; zumal da das Beispiel des Meisters auch in dieser Beziehung seiner Schule, d. h. der deutschen Geschichtswissenschaft überhaupt die Wege wies. Noch wesentlicher ist, daß auch für die Zukunft Ranke's Werke, dank der methodischen Sicherheit und scharfsinnigen Klarheit seiner Forschung, eine auch der höchsten historischen Kunst nur unter solcher Bedingung verbürgte classische Unsterblichkeit zu gewärtigen haben. —

Vorstehender Versuch gründet sich in erster Linie auf ungedruckte Briefe Ranke's, sowie auf einige autobiographische Dictate seiner letzten Jahre, von denen eines, die Jugendzeit bis zur Universität betreffend, in der Deutschen Rundschau, Jahrgang 1887, Heft 7, mitgetheilt worden ist: die Veröffentlichung der übrigen, wie der wichtigsten Briefe in der von dem Unterzeichneten besorgten abschließenden Fortsetzung der „Sämmtlichen Werke“ Ranke's steht bevor. — Material geben außerdem die Jugenderinnerungen des Bruders Friedr. Heinrich R. (vgl. d. Art.); ferner die als Manuscript gedruckten Schriften: Aus den Briefen Leopold v. Ranke's an seinen Verleger, Leipzig 1886; Th. Toeche, Leop. v. R. an seinem neunzigsten Geburtstage, Berlin 1886; O. v. Ranke, Zu Leop. v. Ranke's Heimgang, Berlin 1886; endlich ein Artikel von G. Winter, Erinnerungen an L. v. R., in Nord und Süd, Bd. XXXVIII, S. 204 ff. — Treues Lebensbild in der unterrichtenden akademischen Gedächtnißrede auf L. v. R., gehalten von W. v. Giesebrecht, München 1887, woselbst am Schlusse noch andere gelegentliche Aufsätze namhaft gemacht werden. Die Berliner Gedächtnißrede von H. v. Sybel, Histor. Ztschr. LVI, 463 ff., bietet mehr eine geistvolle Schätzung der inneren Bedeutung Ranke's dar. Noch mehr beschränkt sich natürlich auf diese Aufgabe: F. X. v. Wegele's Geschichte der deutschen Historiographie, München 1885, S. 1041 ff.

Alfred Dove.

Rannicher: Jakob R., gestorben in Ofen am 8. November 1875 als Sectionsrath im königl. ungarischen Ministerium für Cultus und Unterricht, ist geboren am 7. Novbr. 1823 in Hermannstadt, der Sohn eines bürgerlichen Hauses, dessen Großvater aus Kärnthen unter der Kaiserin Maria Theresia mit vielen andern „Emigranten“, der Glaubensbedrückung zu entgehen, nach Siebenbürgen eingewandert war. Auf dem Hermannstädter Gymnasium vorgebildet besuchte er (1844—46) die, eben damals von der sächsischen Nation gegründete Rechtsfacultät in Hermannstadt, wo der Professor der Diplomatik und des siebenbürgischen Staats- und Privatrechts Joseph Zimmermann mit seiner außerordentlichen wissenschaftlichen Beherrschung des Gegenstandes, die fortwährend aus den Quellen schöpfte, und mit seinem begeisternden Vortrag tiefen Einfluß auf seine Studien hatte. Unter seiner Anregung und zum Theil nach seinen Dictaten und Vorarbeiten schrieb R. noch als Student die rechtsgeschichtliche Abhandlung:

„Das Recht der Comeswahl“ — veröffentlicht in Kurz: Magazin für Geschichte Siebenbürgens, Band II, Heft 2. Kronstadt 1846 —, eine Arbeit, welche, damals eine schwerwiegende Tagesfrage behandelnd, mit den werthvollen urkundlichen Belegen aus Zimmermann's Sammlung heute noch als Quellenwerk für den Gegenstand gilt. Nachdem R. seine juristischen Studien an der kgl. Gerichtstafel in Neumarkt (Maros-Vásárhely) beendigt, trat er in den Dienst der sächsischen Nation (April 1848) als Comitial-Accessist (bei dem, dem Comes oder Grafen derselben unmittelbar unterstehenden Centralamt) in Hermannstadt. Es war das Jahr der schweren Erschütterung der österreichischen Monarchie, in dem auch in Siebenbürgen seit lange bestehende nationale und politische Gegensätze zu heftigem Ausbruch kamen. Der ungarische Landtag hatte in Preßburg unter anderm die Union Ungarns mit Siebenbürgen beschlossen und Kaiser Ferdinand am 11. April 1848 mit allen tiefgreifenden Verfassungsänderungen auch diese bestätigt; es handelte sich nun darum, wie Siebenbürgen sich zur Frage stelle. Die sächsische Nation, die zum größern Theil ihr nationales Leben und ihre Verfassung durch jene Union bedroht sah, ging in ihren Vertretungskörpern und in den öffentlichen Blättern besorgt zu Rathe über die zu fassenden Entschlüsse, als der siebenbürgische Gouverneur Graf Joseph Teleki zu Besprechungen mit dem commandirenden General, Feldmarschalllieutenant Puchner, nach Hermannstadt kam. Die schnell verbreitete Kunde, daß derselbe der sächsischen Nationsuniversität und dem Magistrat der Stadt, die ihm ihre Hochachtung bezeugten, erklärt habe, die Union mit Ungarn müsse von vornherein als entschieden angenommen werden, die Geschäftssprache im Lande könne in Zukunft nur die magyarische sein, und es sei eine neue Abgrenzung der Verwaltungsgebiete nothwendig, gab hier den Ausschlag; am 4. Mai verlangte eine zahlreiche Volksmenge im Theater die österreichische Volkshymne und pflanzte unter dem Ruf: Keine Union mit Ungarn, die schwarzgelbe Fahne auf. An der Spitze der Demonstration stand unter der Jugend R., der dadurch thatsächlich ins öffentliche Leben eintrat, für das schon frühe leitende Männer ihn ins Auge gefaßt hatten. Denn von glücklicher, wenn auch nicht ungewöhnlich rascher Auffassung besaß er einen eisernen Fleiß, der nie rastete und den Reichthum seiner umfassenden Kenntnisse fortwährend vermehrte, dabei die schöne Gabe klarer, formvollendeter stilistischer Darstellung und, nach ernster Vorbereitung, edeln Redeschwunges, auch, was dem Politiker so förderlich ist, stets den starken rücksichtslosen Willen in der Verfolgung des gewählten Zieles. Ueber das, welches ihm und der sächsischen Nation für die Gestaltung Siebenbürgens und der Monarchie zunächst vorschwebte, gingen allerdings die Wogen der Jahre 1848 und 1849 zerstörend hinüber; als die kaiserliche Armee das Land aufgab, rettete auch er sich in die Walachei, um von dort fast nur mit dem nackten Leben nach Wien zu gehen. Hier trat er 1850 als Conceptsadjunct in das k. k. Cultus- und Unterrichtsministerium ein, das neue große Arbeitsfeld zu weiterer Fortbildung erfolgreich benützend und wurde im Mai 1856 als Secretär der k. k. Statthalterei nach Hermannstadt zurückversetzt, wo er gleichfalls in der Abtheilung für Schule und Kirche Verwendung erhielt. Für sein Verhalten in den Revolutionsjahren hatte ihm der Kaiser im August 1850 das goldne Verdienstkreuz verliehen.

Als R. in seine Heimath zurückkehrte, fand er die alte Verfassung und Verwaltung nicht mehr. Die Wiener Regierung hatte, nachdem die blutige Erhebung mit russischer Hülfe bezwungen worden, den Belagerungszustand im Lande verhängt, die alte Verfassung, auch die der treu gebliebenen sächsischen Nation thatsächlich aufgehoben und verwaltete das Land, nicht zu seinem materiellen Schaden, durch ernannte, zum großen Theil fremde Beamte. Hiedurch war die — die sächsische Nation in sich schließende — evangelische Landeskirche A. B.

ıbürgen zu einem Verfassungsneubau genöthigt, da der frühere politische
gliche Verfassungsorganismus enge verbunden war. Eine diesbezügliche
des Oberconsistoriums vom Jahre 1851 fand ihre vorläufige Erledigung
n Cultusminister Grafen Leo Thun, dessen Wohlwollen und Rechtsachtung
igelischen Landeskirche in Siebenbürgen gegenüber die höchste Anerkennung
in der „Provisorischen Vorschrift für Vertretung und Verwaltung“ der-
om 27. Februar 1855, die für die Einzelgemeinde und die Bezirksgemeinde
is Leben trat und nach welcher, Thuns edelem Worte entsprechend, in
„der Kern der evangelischen Bevölkerung lediglich durch das Vertrauen
ubensgenossen zur Vertretung und zur Theilnahme an der Verwaltung
he berufen werden sollte“. Aus der alten Ordnung blieb vor der Hand
Oberconsistorium als höchste kirchliche Verwaltungsbehörde bestehen, dessen
, gemäß der Organisation desselben, als Secretär der obersten Landesstelle
h R. wurde. Das Oberconsistorium, das von weltlicher Seite aus den
n evangelischen Räthen und Secretären der Landesdicasterien, den mit
gleichem Rang stehenden Oberbeamten und den Mitgliedern der sächsischen
universität, von geistlicher Seite aus dem Superintendenten und den
en der Capitel bestand, gewann in ihm sofort eine durch umfassende
aftliche Bildung, durch innere Theilnahme an Religion und Kirche, durch
ugheit und arbeitsfreudigen Eifer gleich bedeutende Kraft, die in die
Anstrengungen jener Behörde für innere Belebung, sowie den Ausbau der
Kirchenverfassung thätigst einging. Eine Frucht seiner Arbeit war zu-
ie Druckschrift: „Die neue Verfassung der evang. Landeskirche A. B. in
ürgen auf Grundlage amtlicher Quellen“ (Hermannstadt 1856), die den
sgenossen in gelungener Darstellung zeigte, worin die neue Verfassung
he bestehe, wie sie zu stande gekommen und welchen Werth sie besitze.
nach einem Monat wurde eine neue Auflage nothwendig, die in einem
eine werthvolle Vermehrung brachte durch die Mittheilung der Grund-
s „Entwurfs zu einem Gesetz über die Vertretung und Verwaltung der
ngelegenheiten der Evangelischen beider Bekenntnisse in dem Königreich
in der serbischen Woiwodschaft und dem Temescher Banat“, der nach
ngen mit Vertrauensmännern aus den evangelischen Superintendenzen
s (Mai 1855) im August 1856 vom Ministerium „zur unbedingt freien
gsäußerung“ veröffentlicht worden war und für Siebenbürgen zu guter
ng dienen konnte, wie und wo auch die „Provisorische Vorschrift“ zu
Ausbildung gebracht werden könne. In den Dienst seiner Kirche stellte
seine weitere, groß angelegte Arbeit: „Handbuch des evangelischen Kirchen-
nit besonderer Rücksicht auf die evang. Landeskirche A. B. in Sieben-
(Hermannstadt 1859), das über Aufforderung des Oberconsistoriums
n, auf dem Boden und Hintergrund des gemeinen Kirchenrechts den
ımlich ausgebildeten Rechtsorganismus der evangelischen Kirche Sieben-
in seinem geschichtlichen Entwicklungsgang und seinem gegenwärtigen
zeigen sollte. R. hatte dabei zugleich die theologischen Prüfungen vor
erconsistorium, in welchem er als Prüfungscommissär das Kirchenrecht
im Auge; sein Werk sollte dem tiefern Studium desselben im Vaterlande
den bereiten und den Reichthum der Ernte auf diesem, hier lange Zeit
bearbeiteten Rechtsgebiet aufdecken, damit die sammelnden, sichtenden, ver-
den Hände sich mehrten. Leider ist von dem Buche nur das erste Heft,
eitung, erschienen, die nach der Klarheit und dem Reichthum ihres Inhalts
bedauern läßt, daß es nicht zum Abschluß gekommen. Inzwischen war
anderer Richtung für seine Kirche thätig. Während diese auf den beiden
Stufen ihrer Vertretung und Verwaltung (Gemeinde und Bezirk) seit

1856 einer entsprechenden Organisation sich erfreute, dauerte die Amtswirksamkeit des Oberconsistoriums, das doch von der Kirche ein Mandat sie zu vertreten nicht besaß, als kümmerlicher Nothbehelf fort. Um so mehr drang dieses selbst auf endgültige Erledigung der kirchlichen Verfassungsfrage, die nach dem Wunsch der Kirche zugleich wesentliche Ergänzungen und Verbesserungen der „Provisorischen Vorschrift“ bringen sollte. In diesem Zusammenhang berief, dem Ansuchen der Kirche entsprechend, der Cultusminister Graf Leo Thun im Sommer 1860 Vertrauensmänner nach Hermannstadt zu Berathungen, welche unter der Leitung des Ministerialraths Joseph Zimmermann die definitive Ordnung der evangelischen Kirchenangelegenheiten Siebenbürgens anbahnen sollten. R. war einer dieser Vertrauensmänner und entwickelte in den Sitzungen, die vom 1. bis letzten August dauerten, eine hervorragende Thätigkeit; die Denkschrift, welche die Vertrauensmänner am 31. August an den Minister richteten, hat ihn zum Verfasser. Nicht minder bedeutend und durch ungewöhnliche Kenntniß, sowie sachliche und treue Darlegung der geschichtlichen Rechtsentwicklung und des gesetzlichen Standes der evangelischen Kirchenverfassungsfrage ausgezeichnet sind seine lichtvollen Arbeiten, die er als Statthaltereireferent in dieser Angelegenheit verfaßte, der sich der Gouverneur Fürst Friedrich zu Liechtenstein pflichtgemäß und warm annahm. So erschienen mit Erlaß des Cultusministeriums vom 4. December 1860 die „Provisorischen Bestimmungen für die Vertretung und Verwaltung der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen“, welche mannigfache werthvolle Verbesserungen der „Provisorischen Vorschrift“ enthielten und mit dem Ersuchen um die weiteren Einleitungen ihrer Vollziehung „im Sinne des der Kirche gesetzlich zustehenden Selbstbestimmungsrechtes“ an das Oberconsistorium geleitet wurden. Dieses war eben im December 1860, mit infolge des erlassenen Octoberdiploms, verstärkt durch Entsendete aus allen Kirchenbezirken, in Hermannstadt versammelt; eine eingehende, den Rechtsstand der Kirche und die bisherige Entwicklung der Verfassungsfrage quellengemäß und lichtvoll beleuchtende Arbeit Rannicher's — „Denkschrift über die Angelegenheit der Verfassung der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen“, Hermannstadt 1860. Groß octav. 67 S. — leitete am 13. December die ernsten Berathungen ein, die unter seiner wesentlichen Mitwirkung am 19. December zum Beschluße führten, es sei zur Schlußfassung über die „Provisorischen Bestimmungen“ eine nach § 111 derselben zusammengesetzte constituirende Versammlung in möglichst kurzer Frist einzuberufen. Zugleich wurde mit Stadtpfarrer Schuller aus Schäßburg R. nach Wien entsendet, um hier wesentliche, den Bestand der Kirche berührende Fragen der Erledigung zuzuführen. Er ist, wie aus den Acten dieser Deputation erhellt, dort zielbewußt, mit großer Einsicht und unermüdet thätig gewesen, bis der Kaiser, voll Huld und Gerechtigkeit gegen seine „allzeit getreue“ evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, mit Allerhöchstem Handschreiben vom 19. Februar 1861 dieser eine jährliche Dotation von 16 000 Gulden ö. W. aus dem Staatsschatz gewährte, nachdem Karl VI. bereits 1715 der römisch-katholischen Kirche des Landes eine, wesentlich in Grund und Boden bestehende Dotation aus Staatsmitteln (Fiscalgütern) zugewandt hatte. Die erste Landeskirchenversammlung (12.—22. April 1861), welche die neue Kirchenverfassung mit einigen Aenderungen unter wesentlicher Mitarbeitung Rannicher's annahm, wählte ihn in das erste Landesconsistorium, das ihm die Schriftführerstelle der neuen Oberbehörde übertrug; als solcher verfaßte und unterschrieb er den ersten Act dieser, das ehrfurchtsvolle Dankschreiben für die Dotation der Landeskirche an den Kaiser vom 24. April 1861.

Aus diesem, von erfolgreicher Arbeit für die Rechts- und Culturinteressen seiner Kirche erfüllten Wirkungskreise schied R., als er im Mai 1863 zum

benbürgischen Gubernialrath ernannt wurde. Das führt uns auf ein neues
eld seiner Thätigkeit, das des Politikers. Der Versuch, der 1850 begonnen
urde, die österreichische Monarchie durch allgemeinen Absolutismus zu einem
inheitsstaat zu verschmelzen, war fehl geschlagen; das kaiserliche Manifest und
iplom vom 20. October 1860 und das darauf folgende kaiserliche Patent vom
6. Februar 1861 brach damit. Die alte siebenbürgische Verfassung trat zu
nem großen Theile wieder ins Leben, mit ihr zugleich die schwere Aufgabe, die
nsprüche der früher berechtigten Confessionen, Nationen und Stände mit den
nforderungen der früher an den politischen Berechtigungen nicht theilhabenden
ationalitäten, Confessionen und Classen auf dem Boden einer neuen staats-
echtlichen Ordnung auszugleichen. Nach Wiederherstellung des sächsischen
Municipalrechts und der autonomen Verwaltung durch gewählte Beamte ver-
ammelte sich die Nationsuniversität — die durch Wahl der Kreise entsendete
Vertretung der sächsischen Nation — am 25. Nov. 1861 in Hermannstadt; eines
ihrer bedeutendsten Mitglieder war R., Vertreter auch in den Sessionen von
1862 und 1863 der Stadt und des Stuhles Hermannstadt. Nach seiner tiefsten
politischen Ueberzeugung Anhänger des neu zu schaffenden österreichischen con-
stitutionellen Einheitsstaats, in dem er mit seiner Nation die Gewährleistung
sowohl für den Bestand und die gedeihliche Entwicklung der Monarchie, als den
gerechten Schutz für alle Nationalitäten und die Förderung ihrer materiellen und
Bildungsinteressen sah, stellte er sich freudig unter dieses Banner und den ganzen
Reichthum seiner geschichtlichen und juridischen Kenntnisse, die volle Macht seiner
mündlichen und schriftlichen Redegabe in den Dienst dieser Arbeit. Die be-
deutungsvolle Repräsentation an den Kaiser vom 29. März 1862, betreffend die
Frage der praktischen Durchführung der nationalen Gleichberechtigung in Sieben-
bürgen, worin die sächsische Nationsuniversität erklärte: sie betrachte das kaiserl.
Diplom vom 20. October 1860 und das Staatsgrundgesetz über die Reichs-
vertretung vom 26. Februar 1861 als die Grundlagen für den nothwendig
gewordenen Aufbau des öffentlichen Rechts auch des Großfürstenthums Sieben-
bürgen und werde ihrerseits dahin wirken, daß die Verfassungsfrage Siebenbürgens
im Weg der Gesetzgebung des Landes auf denselben Grundlagen einer befriedigenden
Lösung zugeführt werde, ist von seiner Meisterhand, ebenso die große grund-
legende Arbeit der Universität von 1863, das „Statut über die Grundzüge zur
Regelung des Gemeindewesens im Sachsenlande", das unter dem 11. Mai jenes
Jahres dem Kaiser zur Bestätigung unterbreitet wurde.

Inzwischen war die Verfassung und Verwaltung auch der übrigen Theile
Siebenbürgens wenn auch mit theilweisen Aenderungen, ebenso die siebenbürgische
Hofcanzlei und das Landesgubernium gleichfalls hergestellt worden und es handelte
sich um das Zustandekommen des Landtags, dessen Competenz nach dem kaiserl.
Handschreiben vom 21. December 1860 an den Präsidenten der Hofkanzlei,
Baron Kemeny, innerhalb der Grenzen des Octoberdiploms durch die Grundsätze
des früheren siebenbürgischen Staatsrechts bestimmt sein sollte. Daß die sächsische
Nation ihn beschicken werde, war schon nach den Erklärungen der Universität
zweifellos; zur Vorbereitung für denselben veröffentlichte R. die „Sammlung der
wichtigern Staatsacten, Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen betreffend, welche
seit dem Manifest vom 20. October 1860 bis zur Einberufung des siebenbürgischen
Landtags erschienen sind" (Hermannstadt, 3 Hefte 1861—63). Es ist ein Werk
bei all seiner Unscheinbarkeit von bleibendem Werth; für den, der jene Zeit mit
ihren Strömungen und Verheißungen gründlich kennen lernen will, voll über-
raschender Aufschlüsse. Der Landtag, für den eine provisorische Landtagsordnung
gegeben war, wurde auf den 1. Juni 1863 nach Hermannstadt berufen und

infolge späterer Festsetzung am 15. Juli eröffnet. Die Sekler und ungarischen Abgeordneten und Kronberufenen fehlten zum weitaus größten Theil; die sächsische Nation war vollständig vertreten, da sie ganz auf dem Boden der Rechtsüberzeugung stand, in der die hervorragendsten Notabeln Ungarns in ihrer Adresse vom 9. Mai 1857 an den Kaiser unter Anderm erklärt hatten: „wir haben es begriffen, was die nothwendige Consequenz dieser Ereignisse (von 1848 und 1849) ist; wir betheiligen uns bereitwillig mit allen Unterthanen Euerer Majestät an Allem, was die Aufrechthaltung, Mehrung und Kräftigung des Ansehens, der Sicherheit, der Macht der Gesammtmonarchie erheischt. Die Macht Euerer Majestät und die Kraft der Monarchie ist unsere Sicherheit, die allgemeine Wohlfahrt der Monarchie ist unser Gedeihen; die Einheit der Monarchie, Allergnädigster Herr, ist der Erwerb von Jahrhunderten, sie ist das Ergebniß des Zusammenwirkens der natürlichen Kräfte der Monarchie“. Unter den sächsischen Mitgliedern des Landtags stand R., von Hermannstadt entsendet, unter den ersten in der ersten Reihe; an allen Arbeiten und Ergebnissen desselben in den beiden Sessionen 1863 und 1864 hat er durch Wort und Schrift thätigsten Antheil genommen; die Adresse auf das kaiserliche Rescript an den Landtag mit ihrem tiefernsten Worte: „Wahrheit zu sprechen und das Versprochene zu halten, ist für Fürsten und Völker das höchste Gebot“ hat ihn zum Verfasser; auf alle andern bedeutenden Arbeiten desselben, so das Gesetz über die Gleichberechtigung der rumänischen Nation, das Gesetz betreffend den Gebrauch der drei Landessprachen im öffentlichen amtlichen Verkehr, das Gesetz über die Aufnahme der beiden kaiserlichen Diplome vom 20. October 1860 und vom 26. Februar 1861 in die Landesgesetze des Großfürstenthums Siebenbürgen, das Gesetz über die Art und Weise, wie im Großfürstenthum Siebenbürgen die Wahl der Abgeordneten zum Reichsrath durch den Landtag zu geschehen habe, hat er wesentlichen Einfluß geübt. Der Landtag entsandte ihn 1863 in das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsraths; im folgenden Jahr zeichnete die Verleihung des Ritterkreuzes des Eisernen-Kron-Ordens sein politisches Wirken aus. Als im Sommer 1865 der Gang der Dinge in Wien nach dem Sturze Schmerling's die Frage nach dem Ausgleich mit Ungarn und damit nach der Union Siebenbürgens mit Ungarn wieder in den Vordergrund rückte, beschäftigte sich naturgemäß mit der letztern auch die sächsische Nationsuniversität. R. war Mitglied des Ausschusses, der jene ernste Repräsentation an den Kaiser entwarf, worin (vom 6. November 1865) diese die Anschauungen, Wünsche und Erwartungen aussprach, welche die sächsische Nation über die, durch das kaiserl. Manifest vom 20. Sept. 1865 und die Einberufung eines neuen, auf andrer Grundlage zusammengesetzten Landtags (Rescript vom 1. September 1865) eingeleitete Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses von Siebenbürgen zu Ungarn erfüllten. Im vollen Bewußtsein der verantwortungsschweren Lage veranstaltete er die Herausgabe der zwei umfangreichen Hefte: „Amtliche Actenstücke, betreffend die Verhandlungen über die Union Siebenbürgens mit dem Königreich Ungarn“ (Hermannstadt 1865 u. 1866), die die Möglichkeit allseitiger Erwägung der Frage in weitere Kreise tragen und das Urtheil sicher machen sollte. Auf dem Landtag zu Klausenburg, dessen Zusammensetzung im vornhinein die Unionsfrage als entschieden voraussehen ließ, war R. der Führer der sächsischen Vertreter; nur sechs wichen in der Form ab, wollten aber auch die Sicherung des nationalen Bestandes, des territorialen und municipalen Eigenrechtes der Sachsen, doch diese nachträglich vom ungarischen Reichstag ausgesprochen. In tief durchdachten, mit allem Rüstzeug der siebenbürgischen Rechtsgeschichte wohl versehenen Reden vom 2. und 6. December 1865 stellte und vertheidigte er den Antrag: die Bedingungen der Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn nach allen Richt[illegible] hin, besonders auch zur Sicherung

der Rechtslage der verschiedenen Nationen und Kirchen in Siebenbürgen seien vom siebenbürgischen Landtag festzustellen und durch einen, unter Sanction der Krone gegenseitig abzuschließenden Staatsvertrag zwischen Ungarn und Siebenbürgen bleibend zu verbürgen. Der Antrag ging, von 28 sächsischen Landtagsmitgliedern unterschrieben, als Sondermeinung nach Wien mit der Repräsentation der Stände vom 18. December 1865, die schlechthin die Einberufung zum Pester Reichstag begehrten, um dort die 1848 unterbrochenen Unionsverhandlungen wieder aufnehmend, „an der, alle Interessen befriedigenden Durchführung derselben", an der Lösung der die Gesammtmonarchie betreffenden Lebensfragen und an der bevorstehenden Krönung des Königs Theil nehmen zu können.

Die Krone entschied im Sinn der Repräsentation; Siebenbürgen wurde zum Reichstag nach Pest berufen; Stadt und Stuhl Hermannstadt entsandten als den einen ihrer Abgeordneten R. dahin, und wiederholten die Wahl im J. 1869 und 1872. Nun schlug er dort an der Donau sein Zelt auf, nachdem ihn der Cultusminister Eötvös 1867 als Sectionsrath in das Ministerium berufen; aber ein eigentliches freudiges Heimathsgefühl hat er hier nie empfunden, wie er oft schmerzlich in Wort und Schrift klagte. Der magyarischen Sprache durch außerordentliche Anstrengung in nicht langer Zeit so mächtig, daß er sie in Wort und Schrift zunächst ausreichend, später vorzüglich beherrschte, versuchte er in den neuen Verhältnissen vorerst seiner Abgeordnetenpflicht zu genügen, da ihn Monate lang sein Amt von jeder Arbeit frei ließ. Er wußte bald auch im Pester Reichstag sich eine angesehene Stellung zu verschaffen. Seine Reden, immer sachlich, würdig, „europäisch", formvollendet riefen selbst in der gewöhnlichen Unruhe jener Versammlungen Stille und ernste Aufmerksamkeit hervor, so, um nur Einiges hervorzuheben, in den Verhandlungen über das Gesetz betreffend die Ausübung der richterlichen Gewalt (Juli 1869), über das Municipalgesetz (Mai und Juli 1870), über das Gemeindegesetz (März 1871), über das Gewerbegesetz (November 1871). Der schweren Aufgabe, im ungarischen Abgeordnetenhaus das gute Recht der sächsischen Nation, das auch §§ 10 und 11 des 43. Gesetzartikels von 1868 gewährleistete, gegen zahlreiche Angriffe, auch solche, die von einem ehr- und ränkesüchtigen Streberthum des eigenen Volkes ausgingen, zu vertreten, ist er pflichtfreudig und mit starker Ueberzeugung nachgekommen, so in der Comesfrage (April 1868), bei der Verhandlung des Nationalitätengesetzes (November 1868), des Unionsgesetzes (December 1868) und sonst. Eine Verschiedenheit der Ansichten, die aus Anlaß der sächsischen Municipalfrage 1873 zwischen R. und seinen politischen Freunden zum Ausdruck kam, fiel schmerzlich in sein Leben, das durch ein schleichendes Uebel schon seit länger bedroht war, bis eine zuletzt rasch verlaufende Miliartuberculose am 8. Novbr. 1875 den Faden desselben zerriß. Damit stand ein, für die Größe und Ehre Oesterreichs, für Ungarns Entwicklung zu einem europäischen Culturstaat auf dem Boden der Rechtsgleichheit aller seiner Völker warm schlagendes Herz viel zu frühe still. Mit den Zielen, insbesondere den Arbeiten, den Hoffnungen, den Freuden und Leiden der sächsischen Nation in Siebenbürgen und ihrer evangelischen Kirche aus den Jahrzehenten 1845—75, um die er sich reiche Verdienste erworben, wird Rannicher's Name in Ehren dauernd verbunden bleiben.

Einige biographische Notizen in Joseph Trausch: Schriftstellerlexikon der Siebenb. Deutschen. Kronstadt 1871. III, 80.

G. D. Teutsch.

Rantzau: Christian Reichsgraf zu R. (im holsteinischen Kreise Pinneberg), Herr zu Breitenburg (im holsteinischen Kreise Steinburg) und vieler anderen Güter, Statthalter im königlich dänischen Antheil von Schleswig-Holstein

1648—63, war als erstgeborner Sohn des Statthalters Gerhard aus dessen zweiter Ehe mit Dorothea Brokdorf zu Hadersleben am 12. Mai 1614 geboren. Als sein Vater starb und bald darauf Breitenburg am 29. September 1627 von Wallenstein gestürmt wurde, sah er sich mit dem Verluste seiner holsteinischen Erbgüter bedroht; doch wurden im Lübecker Frieden (Mai 1629) alle von kaiserlicher Seite eingeleiteten Confiscationsprocesse niedergeschlagen. Er studirte damals auf der Akademie Soröe, machte nachher eine Reise durch Deutschland, Niederland und Frankreich und trat darauf in königlich dänische Dienste. Bei dem Einmarsch der Schweden unter Torstenson ward Breitenburg abermals am 17. December 1643 genommen und geplündert, während Christian R. als General-Kriegscommissarius im Felde stand. Durch den Kauf- und Permutations-Tractat vom 28. December 1649 erwarb er von Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp das Amt Barmstedt; Kaiser Ferdinand III. bestätigte diese Uebertragung und erhob ihn selbst in den Reichsgrafenstand, seinen neuen Besitz aber zu einer „unmittelbaren freigehörigen“ Reichsgrafschaft Rantzau, am 16. und 20. November 1650. Gleichzeitig empfing er zu Wien Namens des Königs Friedrich III. die kaiserliche Belehnung mit Holstein, wie er auch sonst bei wiederholten Gesandtschaften und Staatsactionen den König vertreten hat, so daß er den Angelegenheiten der Herzogthümer nur geringere Thätigkeit zuwenden konnte. Seit 1661 mit dem Titel eines Oberstatthalters und vielen anderen Ehren und Würden überhäuft, starb er zu Kopenhagen am 8. November 1663. Seit 1638 war er Mitglied der sog. „fruchtbringenden Gesellschaft“ mit dem Beinamen „der Gezierte“. — Ihm succedirte in der Reichsgrafschaft sein Sohn Detlef 1663—1697, gleichfalls Statthalter im königlichen Antheil von Schleswig-Holstein, und darauf dessen Söhne Christian Detlef 1697—1721 und Wilhelm Adolf, welcher, auf den Verdacht des Brudermordes hin 1722 verhaftet und von einem dänischen Gerichtshof zu lebenlänglichem Gefängniß verurtheilt, 1734 kinderlos starb. Seine Besitzungen wurden von der dänischen Krone eingezogen; doch erhielt die einzige Schwester des letzten Reichsgrafen die Herrschaft Breitenburg, welche später auf eine andere Linie des Hauses Rantzau vererbte. Ein Proceß, den die Rantzauischen Agnaten beim Reichskammergericht anhängig machten, kam niemals zur Entscheidung.

Vgl. „Das Haus Rantzau. Eine Familien-Chronik.“ (Celle 1865. Von Karl v. Rantzau.) — T. de Hofmann: „Efterretninger om höiortjente Danske Adelsmänd“ Bd. I (Kopenhagen 1777.) — Ad. Meyer, Die Münzen und Medaillen der Familie Rantzau (in Bd. XIV und XVI der „Numismatischen Zeitschrift“. Wien 1882 und 1884). — v. Stemann, Die Familie Rantzau (1872, in Bd. II der Zeitschr. d. Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, S. 106—219).

Handelmann.

Rantzau: Daniel R., geb. 1529, Herr zu Deutsch-Nienhof (im holsteinischen Kreise Rendsburg, wo er in der Kirche zu Westensee begraben liegt), zu Woldenhorn (Ahrensburg im holsteinischen Kreise Stormarn) und zu Troiburg (im schleswig'schen Kreise Tondern), besuchte in früher Jugend (1544) die Universität Wittenberg und begleitete 1547 den Herzog Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorp an den Hof des Kaisers Karl V., unter dessen Fahnen er fünf Jahre lang die Feldzüge in Italien rc. mitmachte. Um 1556 in die Heimath zurückgekehrt, ward er von Herzog Adolf zum Amtmann des verpfändeten hildesheimischen Amtes Peine bestellt und warb dort Söldner zum Kriegszug gegen Dithmarschen. Bei der Erstürmung Meldorfs am 3. Juni 1559 führte er eine Hauptfahne und ward schwer verwundet. Den größten Ruhm aber erwarb er sich als Feldhauptmann des dänischen Königs Friedrich II. in dem siebenjährigen

sog. „Drei-Kronen"-Krieg gegen Schweden (1563—1570), welcher in den damals noch dänischen Provinzen jenseits des Sundes und in den benachbarten schwedischen Landschaften geführt wurde. Seine denkwürdigsten Thaten waren die Schlacht auf der Falkenberger Haide am Fluße Svarteraae (Provinz Halland), wo er mit 4000 Mann eine große Uebermacht von angeblich 24 000 Schweden schlug, am 20. October 1565, und sein Winterfeldzug nach Ostgothland 1567—68, wo er beim Ein- und Rückmarsch die gefährlichen Engpässe zu passiren hatte. Bei Belagerung der von den Schweden occupirten Festung Warberg (Halland) ward er durch eine Kanonenkugel getödtet, am 11. November 1569. Er war unvermählt; seine hinterlassene Braut Katharina v. Damme heirathete seinen Bruder Peter, mit dessen jugendlichem Sohn Daniel 1590 diese Linie erlosch.

Eine von der Kopenhagener Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften gestellte Preisaufgabe: „Lobrede auf Daniel Rantzau" veranlaßte mehrere Preisschriften, von denen diejenige des Kopenhagener Professors J. Möller in den Kieler Blättern für 1819 Bd. II übersetzt ist.

Handelmann.

Rantzau: Christian Emil Heinrich Julius Graf zu R., das Haupt des jüngeren Zweiges der älteren Linie des reichsgräflichen Hauses Rantzau-Oppendorf, ward als Sohn des damaligen Hofchefs des Prinzen Christian, Grafen Christian zu R. am 12. Juli 1827 in Lymby bei Kopenhagen geboren. In dem vormaligen Herzogthum Lauenburg, wo sein Vater bis zum Jahre 1848 Gouverneur und Landdrost war, aufwachsend, besuchte er die lateinische Schule zu Ratzeburg, um dann nach dem althergebrachten Beispiel des schleswig-holsteinischen Adels in Berlin, Heidelberg und Kiel Jurisprudenz zu studiren. An der Theilnahme an der schleswig-holsteinischen Erhebung während der Jahre 1848—51 durch Krankheit verhindert, legte er nach Beendigung des Krieges vor dem Oberappellationsgericht in Kiel mit glänzendem Erfolge sein Amtsexamen ab und wurde mit dem ersten Charakter ausgezeichnet. Unter den damaligen politischen Verhältnissen war ihm wie dem größten Theil seiner schleswig-holsteinischen Standesgenossen der Eintritt in den dänischen Staatsdienst verschlossen. Durch die Wahl des adeligen Convents zu Uetersen zum Klosterpropsten berufen, trat er damit in die Reihe der Prälaten ein und blieb auch nach dem Tode seines Vaters (am 26. April 1857), wodurch ihm das Gut Rastorff bei Preetz mit Zubehör als Familienmajorat zufiel, und nach seiner Vermählung mit Caroline v. Reventlow aus dem Hause Wittenberg bis zum Jahre 1863 in dieser Stellung. Von fester schleswig-holsteinischer Gesinnung und ein treuer Verfechter des Landesrechts, aber allen Extremen abgeneigt, trat er, seit 1861 Mitglied der holsteinischen Stände, doch während der dänischen Zeit bis 1864 ebenso wie in den politischen Kämpfen der Jahre 1864—1866 persönlich wenig öffentlich hervor. Erst als seit 1867 Schleswig-Holstein in die Reihe der preußischen Provinzen eingegliedert ward, beginnt seine segensreiche Thätigkeit im Dienste seines Heimathlandes. Durch Vaterlandsliebe und Gemeinsinn, durch Lauterkeit des Charakters und gewissenhafte, selbstlose Hingabe an das öffentliche Leben nicht weniger ausgezeichnet, wie durch hervorragende Begabung, ungemeine Arbeitskraft und glänzende Beredsamkeit, galt er zugleich als einer der besten Kenner der provinziellen Verhältnisse und war als solcher der gewiesene Vertreter der Provinz, wie wenig er auch selbst nach dieser Ehre strebte. Seit dem Bestehen des Provinziallandtages Landtagsmarschall und Vorsitzender des provinzialständischen Ausschusses, daneben Mitglied des Synodalausschusses und in den letzten Jahren Präsident der Gesammtsynode, hat er sich nach allen Richtungen hin bleibende Verdienste um Schleswig-Holstein erworben. Als Mitglied der fortwährenden Deputation der Ritterschaft, an der Spitze der Verwaltung des gemeinschaftlichen Fonds der adeligen Klöster

und Güter, als Rechtsritter des Johanniterordens konnte er zugleich als das hervorragendste Mitglied der schleswig-holsteinischen Ritterschaft gelten. Politisch der conservativen Richtung angehörend, war er doch kein einseitiger Parteimann; als ein echter „framer Holste" öffentliche Ehren und Würden nicht erstrebend, wie sehr sie ihm auch ungesucht zu theil wurden, fand er im Zusammenleben mit seiner zahlreichen Familie die reinste Befriedigung. Schriftstellerisch nicht thätig, hinterläßt er doch in seinen Reden und Ansprachen ein schönes Denkmal seines reichen Geistes. Bei allen Provinzialfeierlichkeiten in den Vordergrund tretend, hatte er insbesondere bei Gelegenheit der Festversammlung zur Einweihung des Nordostseecanals die Ehre, das Hoch auf den anwesenden Kaiser auszubringen. Es war das letzte öffentliche Wort, welches er gesprochen. Eine letzte Anerkennung seiner Verdienste, die in der Ertheilung des Prädicats Excellenz ihren Ausdruck finden sollte, fand ihn nicht mehr am Leben. Er starb nach längerer Krankheit in der Frühe des Morgens am 15. Februar 1888 in Kiel und wurde unter dem Geleit der Mitglieder des Landtags, der Spitzen der provinziellen Behörden und seiner Standesgenossen in der Familiengruft zu Preetz bestattet. Er hinterließ eine Wittwe und elf Kinder. August Sach.

Rantzau: Gerhard R., Herr zu Breitenburg u. s. w., Statthalter im königlichen Antheil von Schleswig-Holstein 1600—27, war als der vierte Sohn des Statthalters Heinrich am 18. October 1558 geboren und machte in seiner Jugend weite Reisen durch Europa sowie nach Constantinopel, Jerusalem und im Mittelmeer. Nach der Heimath zurückgekehrt ward er zum Befehlshaber der dänischen Festung Kronborg am Sunde, später zum Amtmann in Flensburg und dann in Hadersleben, bald nach dem Tode seines Vaters auch zum Statthalter des königlichen Antheils (1600) erhoben. Doch war er vornehmlich durch seine kriegerischen Talente ausgezeichnet und vielfach im Felde beschäftigt. Nachdem er mit königlicher Erlaubniß einen Feldzug unter Prinz Moritz von Oranien mitgemacht hatte, dessen Heer damals als die erste Schule der Kriegskunst galt, übertrug König Christian IV. ihm ein Commando in dem sog. Kalmarischen Krieg gegen Schweden (1611—13); dagegen konnte er im 30jährigen Kriege nicht mehr activ sein. Unvergessen sind seine Worte auf dem Landtage zu Rendsburg, November 1626, als das kaiserliche Heer heranrückte: „er wolle nicht der Letzte, sondern der Erste mit sein, und seine alten grauen Haare dem Feind entgegensetzen" (Olearius, holst. Chronik). Zwei Monate darauf starb er, am 28. Januar 1627, ehe noch der Kriegssturm über Schleswig-Holstein hereinbrach. Handelmann.

Rantzau: Heinrich R., Herr auf Breitenburg ꝛc., Statthalter im königlichen Antheil von Schleswig-Holstein (Produx Cimbricus) 1556—98, geboren am 11. März 1526 auf dem vormaligen Schlosse Steinburg bei Itzehoe, war der älteste Sohn von Johann R. und wurde von seinem Vater in früher Jugend auf die Universität Wittenberg in das Haus Luther's geschickt. Dann begleitete er 1548 den Herzog Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorp an den Hof Kaiser Karl's V., wo er sieben Jahre blieb, auch die Belagerung von Metz (1552—53) mitmachte. Im J. 1554 heirathete er eine reiche Erbin aus dem Braunschweigischen, Christine v. Halle, wodurch er in eine erst 1558 zu Uelzen beigelegte Familienfehde mit den Grafen v. Hoya verwickelt wurde. Nachdem er zuerst von dem dänischen König Christian III. mit der Verwaltung des holsteinischen Amtes Segeberg betraut war, bestellte dieser ihn am 1. März 1556 auch zu seinem Statthalter in den Herzogthümern, mit einer Gehaltszulage von jährlich 100 Thalern, außerdem 20 Gulden und ein Hofkleid für einen Schreiber. In dieser Stellung bewirkte er, nach Verständigung mit seinem Vater, daß Herzog Adolf sich mit seinem Bruder Herzog Johann und seinem Neffen, dem

dänischen König Friedrich II. zur gemeinschaftlichen Eroberung Dithmarschens vereinigte; das dem Könige zugefallene Drittheil dieser Landschaft ward gleichfalls seiner Aufsicht unterstellt, am 8. Juli 1559. Auch hat er eine Beschreibung dieses Kriegszugs, den er persönlich mitgemacht hatte, unter dem Pseudonym „Cilicius Cimber" in lateinischer Sprache zu Basel 1570 veröffentlicht. Heinrich R. hat die Statthalterschaft über 40 Jahre geführt und sowohl in der Verwaltung und auf den Landtagen wie in diplomatischen Geschäften eine leitende Rolle gespielt; ganz besonderes Gewicht legte er auf seine Mitwirkung beim Abschluß des Stettiner Friedens, 13. December 1570, welcher den siebenjährigen Krieg zwischen Dänemark und Schweden beendigte. Seine staatsmännische Erfahrung, seine gelehrte Bildung und sein freigebiges Mäcenatenthum sicherten ihm wie in vornehmen, so auch in gelehrten Kreisen des In- und Auslandes großes Ansehen und einen bleibenden Nachruhm, welcher nur durch seine übergroße Eitelkeit beeinträchtigt wird. In der selbstverfaßten Grabschrift führt er an, daß er sich und seinem Könige zwei Pyramiden errichtet habe, in Segeberg und zu Nordoe bei Itzehoe; auch auf erratischen Blöcken und vorgeschichtlichen Steingräbern hat er diese beiden Namen wiederholt einhauen lassen. Sein ererbter großer Grundbesitz ward durch eigene Ankäufe verdreifacht; industrielle Anlagen und Geldgeschäfte mehrten seinen Reichthum; es schmeichelte ihm, daß Könige und Städte seine Schuldner waren. Sein Schloß Breitenburg ward herrlich ausgestattet; ebenso die Herrenhäuser auf Rantzau (im holst. Kreis Plön) und auf anderen Gütern. In Breitenburg sammelte er auch die berühmte Bibliothek von mehr als 6000 Bänden, welche nach der Erstürmung dieses Schlosses 1627 weggeführt wurde. Unter seinen eigenen sehr mannichfaltigen Schriften ist außer der obgedachten Geschichte des Dithmarscher Krieges insbesondere die erst später gedruckte Landesbeschreibung der Cimbrischen Halbinsel von bleibendem Werth; bei vielen Werken fremder Gelehrten ist er Mitarbeiter und Förderer gewesen. Die letzten Lebensjahre Heinrich's seit dem Tode des Königs Friedrich II. (1588), als die Zwistigkeiten zwischen den beiden regierenden Linien untereinander und mit den Ständen um das Wahlrecht begannen, waren weniger erfreulich. Namentlich die Königin-Wittwe Sophia, welche die Vormundschaft für ihren Sohn König Christian IV. führte und nach dessen Volljährigkeitserklärung (1593) auch für ihre jüngeren Söhne, freilich ohne Erfolg, einen Antheil an Schleswig-Holstein und an dessen Landesregierung beanspruchte, hat den ergrauten Statthalter mit verletzender Rücksichtslosigkeit behandelt. Im Januar 1598 ward er plötzlich aller seiner Aemter enthoben, was er nicht lange überlebte; † in der Neujahrsnacht 1598—99. Von seiner zahlreichen Nachkommenschaft blüht die von dem ältesten Sohn Franz gestiftete dänisch-lehnsgräfliche Linie noch fort, während die reichsgräfliche Linie (s. Gerhard und Christian) längst erloschen ist.

P. Hasse: „Heinrich Rantzau" (1878 in Bd. VIII der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte S. 329 u. ff. Vgl. ebendaselbst Bd. X, S. 199 und Bd. XVII, S. 221 u. ff. über Cilicius Cimber u. s. w.; auch Bd. XI, S. 69 u. ff., Bd. XII, S. 192 u. ff. und Bd. XIV, S. 305 u. ff. über den Verbleib der Rantzau'schen Bibliothek).

Handelmann.

Rantzau: Heinrich R., geb. am 26. Januar 1599, ein Enkel (Sohn des ältesten Sohnes Franz) von dem Statthalter Heinrich R., hat sich durch seine Orientreise bekannt gemacht. Er ging am 7. Februar 1623 in Venedig zu Schiff, an den Küsten Griechenlands entlang und durch den Archipelagus nach Cypern und landete in Acca. Vom 8. bis 20. April war er in Jerusalem, wo er das Osterfest mitfeierte und die gewöhnlichen Wallfahrten machte. Von

Jaffa fuhr er nach Aegypten, wo er Kairo vom 8. bis 28. Mai, die Pyramiden u. s. w. besuchte, und weiter von Alexandria nach Constantinopel, 25. Juli. Nach längerem Aufenthalte daselbst trat er am 18. September die Rückreise an, zunächst über Adrianopel, Philippopel, Sophia, Belgrad, Bosna Sarai, Spalato und weiter auf dem adriatischen Meer nach Venedig, 4. December. Er war Herr zu Schönweide (im holsteinischen Kreise Plön), sowie auch von Aagaard und andern Gütern in Dänemark, dänischer Reichsrath 2c. und starb kinderlos am 16. Januar 1674.

„Denkwürdige Reisebeschreibung nach Jerusalem, Cairo und Constantinopel u. s. w." Hamburg 1704.

Handelmann.

Rantzau: Johann R., Ritter, „welcher Dreier (dänischen) Könige Oberster Feldherr und Rath gewesen", ist 1492 auf dem vormaligen Schlosse Steinburg bei Itzehoe, wo sein Vater Heinrich († 1497) Amtmann war, geboren. Nachdem er schon im 13. Jahr seines Alters eine kleine Kriegsfahrt in der Nachbarschaft gemacht hatte, unternahm er 1516 eine große Reise über England nach Spanien zum Grabe des heiligen Jakob in Compostela, weiter durch die Mittelmeerländer nach Jerusalem, wo er den Ritterschlag empfing, und zurück über Rom, wo er dem Papst Leo X. den Fußkuß leistete, durch Italien, Frankreich und Deutschland. Dann wurde er von dem Herzog Friedrich I. von Schleswig-Holstein-Gottorp zum Hofmeister seines Sohnes Christian III. ernannt und begleitete diesen zum Reichstage in Worms 1521, wo Luther vor Kaiser und Reich seine Sache führte. Seitdem war er der evangelischen Lehre zugethan und wurde nachmals eine feste Stütze der Reformation in Schleswig-Holstein und Dänemark. Er hat auch wie kein anderer dazu mitgewirkt, daß das schleswig-holsteinsche (oldenburgische) Fürstenhaus auf dem nordischen Throne festwurzelte. Als Friedrich I. anstatt des landflüchtigen Christian II. zum König von Dänemark gewählt wurde, führte Johann R. das Heer über den Belt, April 1523, erzwang nach längerer Belagerung die Capitulation Kopenhagens, 6. Januar 1524, und unterdrückte den Bauernaufstand in Schoonen, April 1525. Später scheint er in erster Reihe dabei betheiligt gewesen zu sein, daß Christian II. in Sonderburg als gemeinsamer Gefangener aller seiner Gegner eingekerkert wurde; ihm ward die betreffende Urkunde vom 3. August 1532 zur Verwahrung übergeben. Nach Friedrich's I. Tode succedirte in den Herzogthümern Christian III.; jedoch in Dänemark hatte er nur eine Partei für sich, während eine andere mit auswärtiger Hülfe den gefangenen Christian II. wieder einzusetzen gedachte. Damals ward die Union zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark abgeschlossen; das in deutscher Sprache zu Rendsburg am 5. December 1533 ausgefertigte Exemplar derselben hat Johann R. als Landeshofmeister und Amtmann zu Steinburg an erster Stelle der Ritterschaft unterschrieben. Auch im Felde gab er den Ausschlag zu Gunsten Christian's III.; er machte in Jütland dem Bauernkriege ein Ende durch Erstürmung Aalborgs, 18. December 1534, und auf Fühnen schlug er die Lübeckischen Söldner und Verbündeten am Ochsenberge bei Assens, 11. Juni 1535. Nach Beendigung dieser sogenannten „Grafenfehde" war er wiederholt in Staatsgeschäften und Gesandtschaften, auch als Statthalter in Schleswig-Holstein thätig. Insbesondere schloß er auf dem Reichstage zu Speier den Friedenstractat ab, wodurch Kaiser Karl V. die neue Ordnung der Dinge im Norden anerkannte, 23. Mai 1544. Kurz darauf legte er alle seine Aemter nieder, da er mit der beabsichtigten Theilung der Herzogthümer zwischen Christian III. und seinen Brüdern Adolf und Johann (August 1544) nicht einverstanden war. Doch verhandelte er im Auftrag dieser drei Landesherrn einen Vertrag mit dem gefangenen König Christian II., 14. Juli

546, infolge dessen dieser seine letzten Lebensjahre in milderer Haft zu Kallundorg verleben durfte. Nach Jahren der Zurückgezogenheit diente Johann R. ls Verbitter des Klosters Bordesholm, das dem Herzog Johann, und als Amtmann des Amtes Reinbeck, das dem Herzog Adolf gehörte. Es scheint auch, aß er von vornherein in des Herzogs Adolf Pläne gegen Dithmarschen eingeeiht war; doch ließ er sich durch seinen Sohn, den königlichen Statthalter einrich, bewegen, daß er am Ende jede Theilnahme an einem einseitigen Unterehmen ablehnte. Als aber die drei Landesherren Johann, Adolf und der inge König Friedrich II. von Dänemark sich geeinigt hatten, übernahm er den berbefehl, und unter seiner geschickten Führung wurde die Eroberung Dithmarschens in wenigen Wochen, Mai bis Juni 1559, vollendet. Am 28. Januar 564 zu Flensburg untersiegelte er die Erbtheilung zwischen König Friedrich II. nd seinem Bruder Johann dem Jüngern. Auch ist es schwerlich ohne seinen influß geschehen, daß auf dem Flensburger Landtage (October 1564) die Stände sich weigerten, den letzteren gleichfalls als (vierten) Landesherrn anzuehmen, und daß damals nähere Bestimmungen über die zwischen den Landeserren jährlich abwechselnde Führung der gemeinschaftlichen Regierung in chleswig-Holstein getroffen wurden. Bald darauf starb er zu Breitenburg am 2. December 1565. Er hatte einen großen Familienbesitz begründet, indem er 526 die Ländereien des Klosters Bordesholm im Kirchspiel Breitenberg an der Stör, welche durch eine Ueberschwemmung verödet waren, ankaufte und hier sein stes Schloß Breitenburg 1531 erbaute. Diese Herrschaft u. s. w. vererbte auf inen älteren Sohn, den Statthalter Heinrich, während das Gut Bothkamp . s. w. dem jüngeren Sohn Paul zufiel.

H. Ratjen: „Johann Rantzau und Heinrich Rantzau" (Kiel 1862).

Handelmann.

Rantzau: Josias R., Herr auf Bothkamp (im holst. Kreise Kiel), wo er n 18. October 1609 geboren ward, Marschall von Frankreich, war ein Enkel on Paul, dem jüngeren Sohn des Johann, und vermählt mit der jüngsten ochter des Statthalters Gerhard, Hedwig Margarete Elisabeth. Beide Gatten aten in Frankreich zur katholischen Kirche über; das holsteinische Stammgut ging Concurs verloren, und die Ehe blieb kinderlos. Josias R. war eine der enteuerlichsten Gestalten des 30jährigen deutschen und gleichzeitigen spanischederländischen Krieges; er soll nach und nach 60 Wunden davon getragen ben, verlor ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein. In früher Jugend ente er unter dem Prinzen Moritz von Oranien und unter König Christian IV. n Dänemark, dann bei den Schweden, den Kaiserlichen und wieder bei den hweden, bis er 1635 in französische Dienste trat und am Pariser Hofe durch ne blonde Schönheit auffiel. Er commandirte bald in der Franche-Comté, ld am Rhein und an der flandrischen Grenze; scheint aber im ganzen mehr ne ungestüme und vielfach erfolgreiche Tapferkeit, als wirkliche Feldherrnkunst währt zu haben. Bei Honnecourt, 18. Mai 1642, wurde er von den Spaern und bei Tuttlingen, 23. November 1643, von den Kaiserlichen gefangen nommen, am 30. Juni 1645 zum Marschall von Frankreich, auch zum Gouerneur der 1646 eroberten Festung Dünkirchen ernannt. Während der Unhen der Fronde ward er auf Mazarin's Veranlassung gefangen gesetzt, aber eigesprochen und starb kurz darauf zu Paris am 14. September 1650.

Handelmann.

Raphelengius: Franz R. (von Ravelingen), namhafter Buchdrucker nd Gelehrter, geboren am 27. Februar 1539 zu Lannoy, nahe bei Lille Ryssel), hatte in Nürnberg die Kaufmannschaft erlernt, sodann aber in Paris ch Sprachwissenschaften gewidmet und hierauf einige Jahre lang die Stelle

eines Lehrers der griechischen Sprache in Cambridge bekleidet. In seine ni
ländische Heimath zurückgekehrt, trat er 1565 bei Christoph Plantin in
werpen, mit einem wöchentlichen Lohne von 4 Gulden, als gelehrter Corr
ein, bei welchem bereits einige tüchtige Gelehrte, wie Kilianus, Poelman
Justus Lipsius, in gleicher Eigenschaft thätig waren; doch verdankt man b
ders dem R. die große Correctheit der Plantin'schen Drucke. Auch bei
Herstellung der berühmten Polyglotte-Bibel: „Biblia sacra hebraice, chald
graece et latine" (8 Bde. Fol. 1568—1573), die Plantin mit Unterstü
des Königs Philipp II. druckte, war R. in hervorragender Weise bethe
Nachdem R. am 23. Juni 1565 durch Verheirathung mit Plantin's To
Margarethe dessen Schwiegersohn geworden war, leitete er, als Plantin 1
nach Leyden ging, um dort eine Filialdruckerei zu errichten, das Hauptgesc
in Antwerpen während der Kriegsunruhen, übernahm 1585 nach der Rück
Plantin's die Leydener Druckofficin, während die Antwerpener Druckerei an
zweiten Schwiegersohn, Johannes Moretus, überging. Von 1582—85, wäh
welcher Zeit R. das Stammgeschäft in Antwerpen leitete, brachte der Meßkat
98 neue Plantin'sche Verlagswerke; auch die Frankfurter Buchhändlermessen
suchte R. mehrmals in Begleitung seines späteren Schwagers Moretus.
J. 1586 wurde R. von der Universität in Leyden nicht nur zum akademi
Buchhändler und Buchdrucker ernannt, sondern auch zum Professor der hebräi
und arabischen Sprache an der genannten Hochschule. Neben seinen Vorlesu
in den morgenländischen Sprachen betrieb er auch seine Druckerei fort, und
kurz vor seinem Tode trat er 1595 mit einer reichhaltigen Probe seiner ne
schaffenen Typen „Specimen characterum arabicorum officinae Plantinian
hervor. Er schrieb unter anderem auch eine hebräische Grammatik, ein
däisches und ein arabisches Wörterbuch, das 13 Auflagen erlebte. Nach sei
am 21. Juli 1597 erfolgten Tode übernahmen seine Söhne Christoph, Ju
und Franz, gleichfalls tüchtige Kenner der alten Sprachen, die Druck
Ersterer trat auch in die Aemter und Titel seines Vaters, überlebte diesen je
nur vier Jahre. Dagegen setzten nun Justus und Franz R., der unter
lateinischen Dichter seiner Zeit zählt, die väterliche Handlung fort. Obg
die Firma auch ferner noch „Officina Plantiniana" lautete, scheint die Leyd
Officin doch nun vernachlässigt worden zu sein, was aus verschiedenen Dr
erhellt. So erschien 1612 ein „Novum Jesu Christi Testamentum. Ex Offi
Plantiniana Raphelengii", welches auf möglichst schlechtem Papier und mit
schlechteren Lettern gedruckt ist. Ein Jahr später, 1613, gaben die beiden S
Justus und Franz R. das arabische Wörterbuch ihres Vaters heraus „Fran
Raphelengii Lexicon Arabicum cum observationibus Th. Erpenii. Leidae
officina Auctoris, 1613", das ein Bildniß des Verfassers in Kupferstich bra
Auch andere, zum Theil von ihrem Vater verfaßte Werke, wie „Dictionar
Chaldaicum", „Lexicon Persicum vocabulorum quae in Pentateucho e
„Observationes linguae hebraeae" und „Tabulae in grammaticam Ar
cam" druckten die beiden jüngeren R. Außerdem ist Franz R. noch
Herausgeber von: „Notae et castigationes in L. A. Senecae Tragoe
Nova Academia Lugdun. in Batav. 1620", das dem Justus Lipsius gewi
ist. Im Ganzen gingen aus der Officin der beiden Söhne Raphelengius
der Zeit von 1597—1617 ungefähr 190 Druckwerke hervor, während der äl
R. von 1585—97, also in 12 Jahren 118 Werke ausgegeben hat. Vom
1619 ab verschwindet der Name Raphelengius aus der Geschichte der
pographie.

Vgl. Adami Vitae Germ. phil. — Niceron, Memoires, S. 36, 83,
Baumgarten, Nachrichten I, 292, 297, 304. II, 31, 32. VII, 233. 401. — E

belge 1856, S. 5. 1857, S. 283. 1869, S. 57, 141, 157. — Serapeum 1847, S. 151. — Bouginé, Handbuch I, 83. II, 296. — Swertius, Alb. belg. S. 250, 251. — Clessius, unius sec. elenchus I, S. 43 ff. — Falkenstein, Geschichte S. 257, 258. — Lorck, Geschichte S. 220. — Kapp, Geschichte S. 505—508; sowie die Biographien ꝛc. Plantin's von Degeorge, Reiffenberg, Ruelens, Gachard, Hulst, Rooses u. s. w. J. Braun.

Raphon: Johann R. v. Raphun, Maler der niedersächsischen Schule, der am Anfang des 16. Jahrhunderts thätig war. Aus seinem Leben sind uns keine Nachrichten übermittelt, außer, daß er geistlichen Standes und Dechant in Einbeck war. Seine Werke sind umfangreiche Altarbilder, deren er mehrere hinterlassen hat. Im Kloster Walkenried war ein Bild von seiner Hand, das 1499 bezeichnet war. Es ist später von den Mönchen nach Prag gerettet worden, wo aber dessen Existenz nicht nachzuweisen ist. Für den Dom in Halberstadt fertigte er ein großes Flügelbild. Auf dem Hauptbilde ist die Kreuzigung Christi dargestellt. Zu beiden Seiten des Heilandes leiden die beiden Schächer; des Reuigen Seele nimmt ein Engel auf, während ein Dämon die des Anderen mit einer Zange aus dem Schädel reißt. Im Vordergrund sieht man die würfelnden Soldaten, weiter zurück den berittenen Hauptmann in goldener Rüstung und beim Kreuze Maria, Johannes, Magdalena und Salome. An den inneren Flächen der Flügel sieht man die Verkündigung, die Anbetung der Hirten und Weisen und die Darstellung im Tempel; an den äußeren verschiedene Heilige. Das Bild trägt die Inschrift: Anno domini millesimo quingentesimo octavo opus per me Joannem Raphon in Einbeck est complexum et fabricatum. In der Bibliothek in Göttingen wird ebenfalls eine Kreuzigung unseres Künstlers aufbewahrt. Von hervorragender Bedeutung ist das Flügelbild des Braunschweiger Museums, das sich früher im Dom befand. In der figurenreichen Composition des Mittelbildes ist die Darstellung Christi (ecce homo) durch Pilatus, die Verurtheilung der Schächer, die am Halse mittelst Eisenringen festgehalten werden und die Befreiung des Barrabas dargestellt. Auf der Innenfläche der Flügel ist links Maria mit dem Kinde von Engeln umgeben zu sehen, denen das Kind Rosenkränze austheilt, rechts die Messe des heil. Gregor. Bei geschlossenen Thüren ist links der Engel Gabriel, rechts Maria (also die Verkündigung) dargestellt, freilich in ganz eigenthümlicher Art. Der Engel kommt als Jäger, mit dem Jagdhorn seine Botschaft verkündigend, Maria sitzt in einem Garten und hält das Einhorn (Symbol der Jungfrauschaft) im Schooße. Die Umgebung ist mit Symbolen angefüllt, wie sie das Hohelied enthält und die von der katholischen Kirche auf Maria angewendet werden. Die vorkommenden Ornamente sind plastisch erhaben ausgeführt. Das Bild ist vom Jahre 1506. Am Mittelbilde befindet sich links vorn ein Wappenschild mit den monogrammartig verschlungenen gothischen Buchstaben l. b. r. S., die aber keine Beziehung zum Künstler haben. Auch über das Jahr seines Todes ist nichts Sicheres bekannt; man läßt ihn gewöhnlich 1528 sterben.

f. Uffenbach, Reisen II, 283. — Nagler, K.-Lex. — Seubert, K.-Lex. — Kugler, Kl. Schr. I, 139, wo auch zwei Köpfe aus dem Halberstädter Altarbild abgebildet sind. Wessely.

Rapoport: Salomo Jehuda Löb R., jüdischer Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. am 1. Juni 1790 in Lemberg, † am 16. Oct. 1867 in Prag. Frühzeitig in das Studium des Talmuds, das noch im Laufe dieses Jahrhunderts in den polnischen Ländern der strebsamen jüdischen Jugend als einzige Geistesnahrung dargeboten wurde, eingeführt, fand er in demselben für den ihm angeborenen Scharfsinn die fruchtbarste Anregung; er versäumte es indes nicht,

sich auch bald mit der exegetischen und poetischen Litteratur der Mend
schen Schule, die auch in seinem Vaterlande schon Eingang gefunden h
kannt zu machen. Das erste Product seiner talmudischen Forschungen
Bemerkungen zu den unter dem Titel „Abne Milluim“ erschienenen ehere
Untersuchungen seines Schwiegervaters Arje b. Joseph, die diesem Werk
geben wurden. Da R. als Sohn unbemittelter Eltern zwangsweise ins
eingestellt werden sollte, sah er sich genöthigt, in ein kleines galizisches S
zu flüchten, in welchem er mehrere Monate hindurch unfreiwilligen Au
nehmen mußte. Dort lernte ihn ein gebildeter Officier kennen, der
jungen geistvollen Mann einen lebendigen Wissensdrang entdeckte und, i
sich auch sonst seiner annahm, ihm Unterricht im Französischen ertheilte
später von R. veröffentlichte Drama: „Der Ueberrest Jehudas“ (Wien
eine hebräische Bearbeitung von Racine's „Esther“, ist seiner dadurch ver
Beschäftigung mit der französischen Litteratur zu verdanken. Von nach
Einflusse auf die weitere Richtung seiner epochemachend gewordenen schr
rischen Thätigkeit war die Bekanntschaft mit Bayle's Dictionnaire histori
tique, das ihm der Zufall in die Hand führte. R. faßte nun den Pl
ähnliches jüdisch-geschichtliches Werk zu schaffen, das Biographien hervorr
Persönlichkeiten der Judenheit, gestützt auf kritische Erörterung und Vergl
der vorhandenen Quellen, enthalten sollte. Es lag ihm besonders
die gesammte hebräische Litteratur zu diesem Zwecke zu durchforschen und
lich über die für die Entwicklungsgeschichte des mittelalterlichen Judenth
wichtige Gaonenperiode, deren Kenntniß ganz im Dunkeln lag, Licht
breiten. Neben dieser Aufgabe, ein historisch-biographisches Werk
Ansche Schem) zu schreiben, beschäftigte ihn zugleich auch der Plan, ein
logisches Lexikon zur talmudischen Litteratur (Erech Millin) auszuarbeiten
eine Geschichtswissenschaft auf dem Gebiete des Judenthums bis dahin no
bestand, wurde R., schon dadurch, daß er ihre Quellen aufsuchte und ih
thode in Anwendung brachte, auf diesem Felde der eigentliche Begründ
selben. Großes und gerechtes Aufsehen erregten daher die in der Ze
Bikkure ha-Ittim von ihm veröffentlichten Biographien der ältesten nac
dischen Schriftsteller, die in ihm einen der größten Kenner der hebräischen
ratur und zugleich auch einen Meister wissenschaftlicher Kritik erkennen
Hatte der mit dem gesammten jüdischen Schriftthum vertraute R. in be
zahlreiche verborgene und verschlossene Quellen jüdischer Geschichtskunde
gewiesen, so war besonders die gründliche und sorgfältige Vergleichung
und der tiefeindringende Scharfblick, von dem hier seine geniale Combin
gabe geleitet schien, wie auch die Fülle reichlicher Nachweise, die über di
wicklung der nachtalmudischen Litteratur des Judenthums in ihren versch
Auszweigungen überraschenden Aufschluß gaben, darnach angethan, die
beiten für die jüdische Wissenschaft eine grundlegende Bedeutung zu ver
Die Biographien, die Franz Delitzsch „Diamantengruben für den Gesch
schreiber jüdischer Litteraturen“ nennt, erwarben R. viele Freunde und Be
von denen besonders S. D. Luzzatto und L. Zunz, die von nun an mit R
für die jüdische Wissenschaft äußerst gewinnreich gewordenen litterarischen Brie
unterhielten, besonders zu nennen sind, aber er fand auch wegen der wissen
lichen Methode, die er einschlug, in seiner Heimathsstadt Lemberg, in
noch immer als Privatmann in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, die
sten Widersacher. Eine zelotische Partei, an deren Spitze der Orts
Jakob Ornstein, in dessen Werke er zahlreiche Plagiate nachgewiesen
stand, wurde nicht müde, den weithin anerkannten Gelehrten
den Bahnen der Kritik sich bewegenden aber keineswegs

in verletzender Weise zu verfolgen. R. hatte sich längere Zeit vergeblich nach einer Rabbinerstelle umgesehen und wurde endlich, nachdem eine Aussicht, eine solche in Groß-Kanisza (Ungarn) zu erlangen, mißglückt war, durch die erfolgreichen Bemühungen des aufgeklärten Joseph Perl als Rabbiner nach Tarnopol berufen, wo er in dem am 13. Januar 1838 gehaltenen (nach seinem Tode veröffentlichten) Antrittsvortrage (Thorn 1877) seine überragende Meisterschaft in gehaltvoller und systematischer Behandlung talmudischer Themata bekundete. Die Ausübung seiner rabbinischen Wirksamkeit wurde ihm aber in dieser Stellung durch die unablässigen und gemeinen Beschimpfungen, die er von unduldsamen Finsterlingen zu erleiden hatte, so sehr erschwert, daß er sich nach einer andern Stelle umsehen mußte. Im J. 1840 wurde er als erster Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Prag erwählt, wo er, nachdem er 1870 auch den Titel eines Oberrabbiners erhalten hatte, bis zu seinem Tode verblieb. Seine litterarische Thätigkeit hatte auch während jener Zeit harter Kämpfe nicht geruht. Ihr entstammen die meisten in der Zeitschrift Kerem chemed (1833—43) veröffentlichten Briefe und Aufsätze über talmudische Chronologie, alte Grabdenkmäler, die Abfassungszeit des Jalkut und andere damit zusammenhängende Fragen. Erst im J. 1852 gelang es R., den ersten Theil seiner talmudischen Realencyclopädie herauszugeben, der eine Reihe mannigfacher und lichtvoller Untersuchungen, die sich über das Gebiet der biblischen und talmudischen Archäologie erstrecken, in sich faßt. Von hervorragendem Werth sind auch die gelegentlich verfaßten Einleitungen zu der von D. Cassel edirten geonäischen Responsensammlung (Berlin 1848), zu den von Lieben veröffentlichten Grabsteininschriften des Prager israelitischen Friedhofs (Prag 1856) und zu dem ethischen Werke „Seelenbetrachtung" von Abraham b. Chiha (Ed. Leipzig 1860). R. hat mit dem zunehmenden Alter seine litterarische Thätigkeit allmählich eingestellt, was sich zum Theile auch aus einer gewissen Verbitterung erklärt, die er darüber empfand, daß an der Hand der von ihm angebahnten Kritik, von der auch die jüdischen Religionsurkunden später nicht verschont blieben, sich eine freiere historische Auffassung des tradirten Judenthums hervorbildete, welche die eifrig angestrebten eingreifenden Cultusreformen, durch welche R. den Einheitsbestand des Judenthums bedroht sah, zu rechtfertigen geeignet war. R. hatte schon in einem an die Frankfurter Rabbinerversammlung gerichteten Sendschreiben (1845) die Gründe auseinandergesetzt, aus welchen er sich den Reformbestrebungen gegenüber ablehnend zu verhalten veranlaßt sehe. Dies hinderte ihn jedoch nicht, später für den wegen seiner freieren Auffassung des jüdischen Traditionsbegriffs verketzerten Z. Frankel einzutreten (1858), für die er sich allerdings nicht entschieden erklärte. Einen tieferen Einblick in seine Denkrichtung und in seinen Studienkreis gewähren uns die aus seinem Nachlasse veröffentlichten Werke („Nachlat Jehuda", Prag 1869, Krakau 1873), in welchen er ebenso Geiger's Bibelkritik als die Heilighaltung des Sohar bekämpfte. Daß er indeß auch selbst die historisch-kritische Methode zur Erklärung der Bibel zu Hülfe nahm, ist aus den von Harkavy und Gräber herausgegebenen wissenschaftlichen Briefen Rapoport's und anderen seinen handschriftlichen Aufzeichnungen entnommenen Briefen und Aufsätzen zu ersehen, die in den Zeitschriften Ha-Maggid, Ha-Sihachar und Or Thora abgedruckt sind.

Kurländer, S. L. Rapoport, Pest 1868. — Kerem chemed 4, S. 241—259. — S. G. Stern, Liber Responsionum, Vorbem. — Fr. Delitzsch, Zur Geschichte der jüdischen Poesie, S. 118. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, Th. 24, S. 356—361.

Brüll.

Rapoto II., Graf von Cham (im bairischen Walde) und Vohburg (a. d. Donau), bairischer Pfalzgraf. Schon sein Vater, Graf Rapoto I. von

Cham, wiewol dieser die bairische Pfalzgrafschaft noch nicht verwaltete, gehörte zu den mächtigsten Großen des Reichs. Erzählte man doch von ihm, er könne, wenn er nach Rom reise, ohne Unterbrechung auf eigenen Burgen oder Dörfern übernachten! Auf welche Art die Familie zu so ausgedehntem italienischen Besitz gekommen war, wie er aus dieser Nachricht, mag sie auch übertrieben sein, doch wol gefolgert werden muß, läßt sich nicht nachweisen. Rapoto I. fiel auf der Seite König Heinrich's IV. am 15. October 1080 in derselben Schlacht an der Grune, in welcher der Gegenkönig Rudolf zum Tode verwundet wurde. Das Volk, d. h. der gregorianisch gesinnte Theil desselben, soll damals einen R., in dem man doch wol R. II. von Cham zu suchen haben wird, wegen seiner edlen Geburt und seines hochgeachteten Charakters zum Könige gewünscht haben. Doch war es dann eben dieser R., der in Baiern mit dem größten Eifer, mit Ausdauer und gefürchteter Thatkraft gegenüber dem abgesetzten Herzoge Welf und den Anhängern des Papstes die Sache König Heinrich's verfocht. Zum Lohn dafür ward er vom Könige nach dem Tode des Pfalzgrafen Kuno oder nach dessen Eintritt in das Kloster Rott mit der Pfalzgrafschaft in Baiern belehnt. Urkundlich läßt er sich als Pfalzgraf zuerst im April 1086 nachweisen. Vielleicht war er während des Königs Abwesenheit in Italien auch mit dessen Vertretung im Herzogthum Baiern betraut. Seine Gemahlin war Elisabeth, die Wittwe des 1081 bei Höchstädt gefallenen Grafen Kuno, Sohnes des Pfalzgrafen Kuno, eine Verbindung, die wol dazu beitrug, daß bei der Wahl eines neuen Pfalzgrafen er bevorzugt wurde. Unter fast unaufhörlichen Kämpfen, Erfolgen und Rückschlägen verflossen die Jahre seiner Amtswaltung; die Einnahme der Burg Siebeneich, die ihm in Verbindung mit dem Bischofe Siegfried von Augsburg und dem Herzoge Friedrich von Schwaben am 8. August 1083 gelang, und die Rückeroberung der Stadt Freising im J. 1086 sind unter seinen glücklichen Waffenthaten besonders erwähnt. Im August 1091 erscheint er am kaiserlichen Hoflager in Verona und wahrscheinlich hatte er vorher auch an des Kaisers Kämpfen in Italien Antheil genommen. Bald darauf aber riefen ihn Welf's Fortschritte in Oberdeutschland nach der Heimath zurück. Außer Vohburg, der Herrschaft Cham, der bairischen Pfalzgrafschaft und wol auch italienischen Gütern besaß er eine Grafschaft im Unterinnthal, mit der ihn wahrscheinlich erst Heinrich IV. belehnt hatte, und die Vogtei über die bischöflich regensburgischen Güter. Von seinem Nachbarn, dem Böhmenherzoge Bretislaw, dessen Gesandte er öfter geleitete, bezog er einen Jahressold von 150 Mark. Um Ostern 1099 raffte ihn, während er mit dem Kaiser in Regensburg weilte, gleichzeitig mit dem Brudersohne seines Vaters, dem reichen Grafen Udalrich von Passau, die furchtbare Seuche hin, deren Ausbruch damals die Feststimmung störte. Da er, wie es scheint, keine Söhne hinterließ, gingen seine Eigengüter oder doch deren größter Theil auf seinen Stammesvetter, den Markgrafen Dietpold vom Nordgau über, während die bairische Pfalzgrafschaft nun an einen Grafen Engelbert aus einem Seitenzweige des Aribonenhauses verliehen wurde.

Moritz, Ueber den Pfalzgrafen Rapoto (N. hist. Abhandlungen der kurbairischen Akademie d. W., V. Bd., 1798, S. 567—639). — Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, III. — Riezler, Gesch. Baierns, I, bes. 544 fgd., 874 fgd. — P. Wittmann, Die Pfalzgrafen v. Baiern, 28 fgd.

Riezler.

Rapp: Johann Georg R., Stifter der Harmonistensecte, geboren zu Iptingen (O.A. Maulbronn, Württemberg) am 1. November 1757, † zu Economy im Staate Ohio, Nordamerika, am 7. August 1847. Der Sohn eines unvermöglichen Landmannes, besuchte R. die Schule seines Dorfes, erlernte dann das Leineweberhandwerk, ging einige Jahre auf die Wanderschaft, ließ sich um

1780 wieder in seinem heimathlichen Dorfe nieder und trat 1783 mit Christine Benzinger von Friolsheim in die Ehe, welcher zwei Kinder entsproßten, Johann, geb. 1783 und Rosine, geb. 1786. Schon einige Jahre vor seiner Verheirathung wurde er von religiösen Bedenken gequält, in der pietistischen Privatversammlung, welche im Dorfe bestand, fand er die gesuchte Befriedigung nicht, er faßte den Entschluß, sich ganz Christo zu übergeben und seit 1782 hatte er in sich die Gewißheit, Christum gefunden zu haben; er ging nicht mehr zur Kirche, nahm am Abendmahl nicht Theil und fing auch an, in seinem Hause Privatversammlungen zu halten, auch verweigerte er den bürgerlichen Huldigungseid. Eine stattliche, kräftige Gestalt mit „prodigiösem Blick“ und natürlicher Beredtsamkeit, mit unverkennbarem Herrschertalent begabt, gewann R., vom Volke Räpple genannt, bald Einfluß unter seinen Heimathgenossen und erregte weit und breit Aufsehen. Die evangelische Bevölkerung Württembergs, besonders das Landvolk, befand sich damals in ziemlicher religiöser Unruhe und Aufregung; der Pietismus war tief in dieselbe eingedrungen, andererseits machte sich von außen und im Lande selbst der Rationalismus besonders in der Einführung eines neuen rationalistisch gefärbten Gesangbuchs geltend, durch Bengel waren chiliastische Ideen weit verbreitet, der Stoff zu sectirerischen und separatistischen Richtungen war reichlich vorhanden. R. gab an, seine theologischen Ansichten aus der Bibel und Luther's Schriften geschöpft zu haben, die Einwirkungen von Jak. Böhme und Bengel lassen sich nicht verkennen, auch Joh. Michael Hahn (s. A. D. B. X, 364 ff.), mit welchem er einmal zusammentraf, hatte, wenn auch nur vorübergehend, Einfluß auf ihn; im Unterschiede von diesem letzteren aber, welcher das Band mit der Landeskirche möglichst zu erhalten suchte, huldigten R. und seine Anhänger bald starken separatistischen Neigungen. Die Achtung vor dem Geistlichen und seinem Amt wurde schnöde bei Seite gesetzt, die kirchlichen Ordnungen mißachtet, Taufe, Confirmation und Abendmahl verschmäht, am Sonntag gearbeitet, selbst die Trauerfeierlichkeiten wurden anders gehalten. Die Kinder wurden nicht in die Schule gesandt und alle Aufforderungen, den Gottesdienst zu besuchen, blieben erfolglos. Verweise und leichte Freiheitsstrafen, welche gegen R. und seine hervorragendsten Anhänger angewandt wurden, blieben erfolglos; die Drohung, aus dem Lande verwiesen zu werden, nahm R. ziemlich gleichmüthig hin, „man müsse dann 3—4000 Personen hinausjagen“. In der That hatte sein Anhang in den verschiedensten Gegenden sehr zugenommen, aus den Dörfern der Nachbarschaft (Wiernsheim, Gärtringen, Ehningen, Nufringen), aber auch aus entfernteren Orten (Schnaid, Winterbach 2c.) strömten die Leute zu den von R. gehaltenen Versammlungen; die Fremden wurden über Nacht bei den Einheimischen einquartirt, Liebesmahle gehalten, Opfergelder erhoben für die Armen und zur Bestreitung gemeinsamer Ausgaben. Allmählich constituirten sich seine entschiedenen Anhänger zu einer Art Gemeinde, wenigstens stellten sich mehrere hundert unter seine Aufsicht. Im J. 1803 wanderte er mit denselben nach Amerika aus, um dort ungehindert von staatskirchlichen Beschränkungen eine eigene Gemeinde zu gründen, welche dem Ideale der ersten Christengemeinde sich möglichst nähern sollte. Mit großer Umsicht und praktischem Geschick wurde diese Auswanderung betrieben. Rapp hatte, durch ein Buch über Louisiana angeregt, bei der französischen Regierung über die Auswanderung dorthin sich erkundigt, erhielt aber die Nachricht, daß die Colonie an die Vereinigten Staaten verkauft sei. Von holländischen Kaufleuten berathen, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die nördlichen Staaten. Im Juni 1803 reiste er mit seinem Sohne und einigen Anhängern über Amsterdam nach Baltimore, wo er den dortigen Deutschen predigte, zwar keine Anhänger aber Leute gewann, welche ihn mit Rathschlägen und Geldmitteln unterstützten. Nachdem er Maryland und Penn-

sylvanien durchzogen, kaufte er im Butlerbezirk dieses Staates, acht Stunden von Pittsburg entfernt, 6000 Acres uncultivirtes Land für die neue Ansiedlung. Auf die Nachricht davon verließen 700 seiner Anhänger Württemberg, nachdem sie ihre Güter verkauft hatten, und zogen, von Rapp's Adoptivsohn Friedrich Reichert geführt, über Amsterdam nach Amerika; eine Abtheilung landete im Juni 1804 in Baltimore, die andere im September in Philadelphia. R. geleitete sie in ihre neue Heimath und nun begann eine eifrige Thätigkeit der Colonisten. R. verstand in ausgezeichneter Weise, sein Organisationstalent und seine Herrschergabe geltend zu machen; in dem Gesellschaftsvertrag, welcher am 15. Februar 1805 geschlossen wurde, vermochte er seine Anhänger, ihr sämmtliches Vermögen, 20 000 Dollars, in eine Gemeinschaftskasse zusammenzuwerfen. Die Gemeinde, deren geistlicher Vorsteher R. und deren weltlicher Vorsteher Reichert war, lebte in vollständiger Güter- und Arbeitsgemeinschaft; die Gemeinde sollte ein Abbild der ersten Christengemeinde sein, die Niederlassung nannte R. nach Apostelgeschichte Cap. IV V. 32 Harmony. Ein Theil der Anhänger Rapp's, unzufrieden mit der harten Arbeit und Rapp's dictatorischer Herrschaft, verlangte das hergegebene Vermögen zurück und gründete, als sie dies durch richterlichen Spruch erhalten, unter der Führung von J. Heller die Colonie Blumenthal, die andern hielten treu zu ihrem Führer, in welchem sie einen Propheten Gottes verehrten. Mit eiserner Beharrlichkeit und schwäbischem Fleiße überwanden sie die ungeheuren Schwierigkeiten der ersten Cultivirung des Landes, bald war die Colonie eine blühende, ja wohlhabende; R. verstand den Seinen eine eigenthümliche Liebe zur Natur und deren Geschöpfen einzuflößen (vgl. Römer VIII, 19 ff.), mit Sorgfalt und Fleiß wurden die besten Thiere und Pflanzen ausgewählt, die neuesten und besten Maschinen angeschafft und nachgeahmt und überraschende Erfolge erzielt. Trotz dieses Aufblühens verkaufte R. im J. 1815 die Ansiedlung um 100 000 Dollars wegen des Mangels an guten Verkehrswegen und zog mit den Seinen in den Staat Indiana, wo er am Wabash Neu-Harmony im Poseybezirk gründete. Nur wenige waren in der alten Heimath zurückgeblieben, die andern begannen aufs Neue den Kampf mit der Wildniß und mit demselben Erfolg wie das erste Mal. Das heiße Klima, verbunden mit den Anstrengungen der Arbeit, raffte aber eine ziemliche Anzahl der Ansiedler dahin, eine neue Schaar Einwanderer, 117 Mann stark, ihrem Vaterlande Württemberg in dem Hungerjahre 1817 entfliehend, ersetzte die Lücke nicht völlig. 1824 verkaufte R. Neu-Harmony an den schottischen Socialisten Robert Owen um ½ Million Dollars und kehrte wieder nach Pennsylvania zurück, wo er, 6 Stunden von Alt-Harmony entfernt, die Stadt Economy gründete (mit Rücksicht auf die 3. Einwohnung Gottes in der Welt, die des h. Geistes, so genannt). Das äußerliche Gedeihen blieb bei dem Fleiße der Harmoniten und der trefflichen Leitung Rapp's nicht aus; die Colonie, auf einem Hügel gelegen, mit schmucken Häusern, umgeben von trefflich bestellten Feldern und Weinbergen, im Besitz aller nothwendigen Fabriken und Gewerbebetriebe stellte eine Musterwirthschaft dar, kaum hat je eine deutsche Ansiedlung mehr geleistet und ein besseres Beispiel gegeben. R. hielt untaugliche und störende Elemente von seiner Gemeinde fern; so wurde ein Graf Leon (sein eigentlicher Name war Bernhard Müller, später nannte er sich Proli), der sich für den Gesalbten Gottes ausgab und 1831 mit 60 Begleitern aus Frankfurt kam und eine Zeitlang Aufnahme in der Gemeinde gefunden hatte, als es Zwistigkeiten gab, mit Geld abgefunden. R. selbst blieb bis zu seinem Tode der Vater und Herrscher seiner Gemeinde, sein Wille als der eines göttlichen Gesandten galt als unumstößliches Gebot; Mittwochs und Sonntags zweimal predigte R. in der Kirche, sonst versammelte man sich Abends bei ihm zu ge-

meinsamer Unterhaltung, welche mit Gebet und Gesang begonnen und geschlossen wurde. Dreimal im J. war großes Liebesmahl im Museum. 1827 gab R. ein von ihm zusammengestelltes „Harmonisches Gesangbuch" heraus, welches ziemlich viele von ihm verfaßte Lieder enthält, deren manche geschmacklos und verworren chiliastische und mystische Ideen ausdrücken. Hand in Hand mit dem wachsenden Wohlstand der Gemeinde ging ihre Abnahme an Mitgliedern; 1807 hatte R. die Ehe als wider Gottes Willen verboten, bei der Wiederkunft Christi, welche er auf den August 1829 weissagte, werden nur die Ehelosen bestehen. Da das Verbot strenge durchgeführt wurde, und kein Zuzug von Außen die durch den Tod entstandenen Lücken ersetzte, verminderte sich die Gemeinde immer mehr. 1811 starb Rapp's Sohn Johannes, 1834 sein Adoptivsohn Friedr. Reichert, am 7. August 1847 starb R. selbst nach kurzer Krankheit, nachdem er seine Geistes- und Körperkräfte frisch bis an sein Ende sich bewahrt und auch sein Ansehen bei seiner Gemeinde nicht abgenommen hatte. Auf dem als Obstgarten angelegten Kirchhofe wurde er begraben, ohne daß ein Leichenstein seine Ruhestätte bezeichnet. Von seiner Familie lebt nur noch seine Enkelin Gertrud, seine Gemeinde besteht nur noch aus ca. 70 Personen, alle in hohem Alter, das aus mehreren Millionen bestehende Vermögen, das R. zuerst auf seinen Adoptivsohn, dann auf sich eintragen ließ, ist jetzt auf den Namen des dritten Vorstehers (Jak. Henrici, der zweite hieß Romelius Backer) eingetragen, im Hinblick auf die kommende Auflösung der Gemeinde ist ein Erbschaftsproceß eingeleitet.

R. ist eine ebenso eigenthümliche als interessante Persönlichkeit; dem schwäbischen Pietismus entsprungen und dessen Anschauungen von der Weltflucht, von der baldigen Wiederkunft Christi, von der Nothwendigkeit der Privatversammlungen, theilend, gehörte er doch nicht zu den Stillen im Lande, sondern schritt, seiner geistigen Bedeutung nur zu sehr bewußt, zum Separatismus; eine bestimmte religiöse oder sociale Gesammtanschauung läßt sich nicht nachweisen außer der einen, daß er sich als Gesandten Gottes ansieht und demgemäß seinen Willen als den Willen Gottes proclamirt. Mit dem naiven Selbstbewußtsein eines Propheten spricht er sich auch alles Eigenthum seiner Gemeinde zu und herrscht über sie mit einer absoluten Macht, welche manchem als Tyrannei erscheinen mochte. Das Ansehen, welches er sich ein halbes Jahrhundert lang bei den Seinen ungeschmälert zu erhalten wußte, die großartigen Erfolge, welche er mit Harmony und Economy erzielte, sind die unwiderleglichen Beweise seiner Thatkraft, seines bedeutenden Verstandes, seines Willens und seiner gewaltigen imponirenden Persönlichkeit; er glaubte an sich und seine Sendung und wußte durch die begeisternde Macht seiner Rede diesen Glauben auch seinen Anhängern beizubringen und bei ihnen zu erhalten. Ohne irgend einer socialistischen Theorie zu huldigen, suchte er das Ideal einer Gemeinde in der Nachahmung der christlichen Urgemeinde zu verwirklichen, aber in dem Verbot der Ehe, in der Absonderung von andern zeigt sich die Beschränktheit seines Standpunktes, ebenso wie das Ansammeln großer materieller Schätze (die Angaben wechseln zwischen 5 und 12 Millionen Dollars), den vorsichtigen schwäbischen Bauern kennzeichnet, welcher sich für alle Fälle einen Nothpfennig zurücklegt. Freilich stimmt die stets erwartete baldige Wiederkunft Christi schlecht damit zusammen und gerade wegen dieser Vereinigung von ungleichartigen Elementen ist R. und seine Gemeinde in der Entwicklung der religiösen Idee ohne Bedeutung, in der Geschichte des Socialismus ein eigenthümliches, ebenso schnell verschwindendes Phänomen, als es aufgetaucht war.

Die ausführlichste, aus den Originalacten geschöpfte Schilderung Rapp's gibt Rauscher, Des Separatisten G. Rapp Leben und Treiben, in Theologische Studien aus Württemberg VI, 1885. Sonst vergleiche Grüneisen, Zeitschrift

für historische Theologie, 1841 und Palmer, Die Gemeinschaften in Württemberg. — Wagner, Geschichte der Harmoniegesellschaft in Nordamerika, 1833. — Löher, Geschichte der Deutschen in Amerika, 1847.

Theodor Schott.

Rapp: Gottlob (nicht Gottlieb) Heinrich (v.) R., Kaufmann, Kunstfreund und Schriftsteller, geb. zu Stuttgart am 6. Februar 1761, † das. am 9. März 1832, neigte sich frühe der Malerei zu; aber ohne darauf zu achten, bestimmten ihn seine Eltern, welche ein gutes Tuchausschnittgeschäft besaßen, zur Kaufmannschaft. In der strengen Lehrzeit mußte er auf alles Zeichnen verzichten, doch gab ihm der Vater, der aus einer Pfarrfamilie stammte, auf jährlichen Reisen zur Frankfurter Messe gerne Gelegenheit, seinen Sinn für landschaftliche Schönheit auszubilden und sich in Kirchen, Schlössern und reichen Kaufmannshäusern nach Kunstwerken umzusehen. Noch erhaltene Tagebücher zeigen überraschend glückliche Versuche des Jünglings, solche Eindrücke in Worte zu fassen und durch kurze Aufzeichnungen festzuhalten. Nach Beendigung der Lehrjahre blieb R. im elterlichen Geschäfte, hatte aber jetzt doch freieren Spielraum. Schon im J. 1777 legte er ein Bändchen mit Auszügen aus kunstgeschichtlichen Werken an und nahm — wir wissen nicht bei wem — einen regelmäßigen Unterricht im Figurenzeichnen, der bis zu Act-Aufnahmen fortging. Zu seiner geschäftlichen Weiterbildung ließ ihn der Vater im J. 1783 vom April bis zum August eine Reise durch die Rheinlande, Belgien, Holland und Frankreich machen. Nach dem darüber geführten Tagebuche sammelte R. mindestens mit dem gleichen Eifer Kunst- wie Geschäftskenntnisse; aber auch für die natürlichen, politischen, kirchlichen und socialen Verhältnisse der durchreisten Länder hielt er die Augen mit einer Lebhaftigkeit offen, welche vielfach an Goethe's Reisekunst erinnert. Der Vater war mit dem Erfolge dieser Fahrt so zufrieden, daß er dem Sohne für das nächste Jahr eine zweite nach Italien in Aussicht stellte; aber sein noch in demselben Jahre erfolgter Tod nöthigte den jungen Mann, unter Verzicht auf dieses Glück, mit der Mutter die Führung des Geschäfts zu übernehmen. R. benützte die frühe Selbständigkeit schon im J. 1785 zur Gründung eines eigenen Hausstandes mit der Tochter eines Stuttgarter Apothekers, Friederike Eberhardine Walz, welche dem Gatten eine Reihe von Söhnen und Töchtern schenkte und dem bald durch große Gastlichkeit ausgezeichneten Hause mit frommem und klugem Sinne vorstand. Ohne seine Tuchhandlung zu vernachlässigen, fuhr R., dem trotz seiner zarten Constitution eine große Arbeitskraft zu Gebot stand, jetzt fort, seine Kunstübungen besonders im Fache der Landschaft eifrig zu treiben, so daß er über die Grenzen des gewöhnlichen Dilettantismus hinauskam. Naturstudien mit Bleistift, Feder und Pinsel und ausgeführte landschaftliche Compositionen in Tusche, Sepia und Wasserfarben, vom Jahre 1782 bis 1819 gehend, lassen, von pietätvollen Nachkommen treu behütet, noch heute erkennen, daß die große Meinung, welche die Zeitgenossen von seiner Kunstbegabung hegten, vollkommen gerechtfertigt war. — Seine Gedanken über Natur- und Kunstschönheit suchte R. im Umgange mit Künstlern zu läutern. Mit dem Maler Hetsch, einem um drei Jahre älteren Freunde, war er schon bei seinem Aufenthalte in Paris viel umgegangen; auch dessen Collegen an der Karlsschule, den Landschafter Harper und den Kupferstecher J. G. Müller finden wir unter seinen nächsten Bekannten. Von allergrößester Bedeutung aber wurde für R. die Verbindung mit dem Bildhauer-Professor Dannecker, welche sich nach dessen Zurückkunft aus Italien im J. 1790 entspann und bald zur engsten Verwandtschaft wurde, indem Dannecker noch am 14. November desselben Jahres Rapp's jüngere Schwester, Heinrike Charlotte, als Gattin heimführte. (Hiernach ist der unrichtige Zusammenhang, in welchen Dannecker's Heirath und Hausbau

auf S. 742 von Bd. IV der A. D. B. gebracht sind, aufzulösen.) Dem Kunstfreund R., in dem auch etwas vom Kunstphilosophen steckte, mußte der Umgang mit einem Künstler von so aufgeschlossenem Gemüthe und mittheilsamem Munde, wie Dannecker, die genußreichsten Einblicke in die Geheimnisse des ästhetischen Schaffens gewähren. Dannecker dagegen fand an dem wohlunterrichteten und phantasievollen R. mancherlei Anregung bei der Wahl seiner Stoffe und für die Ausführung seiner Werke einen feinfühligen Berather. Seinen Schüler, Th. Wagner, hörten wir einmal sagen: „Ohne seinen R. hätte Dannecker weder eine Ariadne, noch eine (Stuttgarter) Nymphengruppe geschaffen.“ Außerdem stand noch der gewiegte Kaufmann dem Freunde zur günstigen Verwerthung seiner Arbeiten bei, und wurde, wie wir sehen werden, als Kunstschriftsteller der Herold seines Künstlerruhmes. Die beiden Schwäger theilten mit einander Leid und Freud in der Familie und den freundschaftlichen Umgang mit Stuttgarter Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern, welche sich in der „Danneckerei“ (Dannecker's Atelier) und bei rappischen Haus- und Gartenfesten, sowie in geselligen Vereinigungen verschiedener Art zusammenfanden; auch alle Fremden von Bedeutung, welche zahlreich Dannecker zu lieb nach Stuttgart kamen, fanden jederzeit Rapp's Haus und Herz offen.

Als die schönsten Früchte, die auf dem Boden dieses Verhältnisses reiften, durften die Beiden ihre gemeinsamen Freundschaften mit Schiller und Goethe rühmen. Dannecker war schon von der Karlsschule her mit Schiller eng befreundet; bei dessen Aufenthalt in der schwäbischen Heimath im J. 1793—94 fanden sich durch ihn auch R. und Schiller, sowie deren Frauen in herzlichem Wohlwollen zusammen. Nach der Abreise der Familie Schiller trug ein gemeinsamer Freund, der Buchhändler J. F. Cotta, schriftlich und mündlich Grüße herüber und hinüber (s. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 461, 486, 487, 539). Die Verbindung der beiden Häuser überdauerte Schiller's Tod. Noch bis zum Jahre 1825 können wir nachweisen, daß Schiller's Wittwe und Kinder bei Besuchen in Stuttgart liebevolle Aufnahme im Rapp'schen Hause fanden. Charlotte (s. ebds. S. 21) schildert in einem Briefe vom Jahre 1810 an Cotta den Freund mit den artigen Worten: „Er vereinigt so viel feine Bildung mit einem thätigen Leben und weiß so viel Geist und Genuß in sein Leben zu legen. Und dabei die große Güte und Zartheit des Gemüths, die so selten ist und sein Talent. Er ist reich von Natur begabt!“ R. war auch ein thätiges Mitglied des im J. 1827 gegründeten Stuttgarter Vereines für das Denkmal Schiller's, freilich ohne die Aufstellung der Schiller-Statue (im J. 1839) zu erleben. Cotta (s. a. a. O. S. 21) war der Meinung, er wäre der geeignetste Mann, eine Biographie Schiller's zu schreiben, wenn ihm sein Beruf Zeit zu litterarischer Thätigkeit ließe. Mag das zuviel gesagt sein, so müssen wir doch immer bedauern, daß R. über seinen persönlichen Verkehr mit dem großen Freunde keine Aufzeichnungen gemacht zu haben scheint. Nur eine einzige Spur führt darauf, in welcher Richtung sich die Gedanken der beiden Männer mit Vorliebe getroffen und befruchtet haben. G. Schwab in seinem Leben Schiller's (1. Aufl. S. 476 ff.) erzählt unter Berufung auf K. Ph. Conz und auf R. selbst, dessen ältere Schwester Schwab's Mutter war, die Ansichten über malerische Poesie in Schiller's Recension von Matthisson's Gedichten hätten ihre Entstehung einer Unterredung mit R. verdankt. Palleske (Schiller's Leben und Werke, 12. Aufl., S. 169) hat die Sache mit Unrecht verdreht und bemängelt.

Als Goethe auf der Schweizerreise von 1797 über Stuttgart zurückkommen wollte, gab ihm Schiller ein Empfehlungsschreiben an R. mit (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 247 ff.). Goethe stellte sich mit demselben am

30. August im Rapp'schen Comptoir vor und wurde gleich zu Dannecker geleitet, den er schon von Rom her kannte. An R. fand er (s. Briefwechsel des Großh. Carl August mit Goethe I, S. 230) einen „thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohlunterrichteten Kunstfreund, dem er „manchen Genuß und Belehrung schuldig geworden". Aehnliche Aeußerungen über ihn finden sich in Goethe's Tagebuche (s. Werke, Hempel'sche Ausg. S. 65 ff.) und in zwei Briefen an Schiller aus Stuttgart vom 30. August und 4. September (s. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. Aufl. I, S. 296 u. 299). In einem Briefe an Schiller aus Tübingen vom 14. September (s. ebds. S. 303) erzählt Goethe: „Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältniß zu R. und Dannecker im Wachsen war und Beide manchen Grundsatz, an dem mir theoretisch so viel gelegen ist, aufzufassen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite sie mir manches Angenehme, Gute und Brauchbare mittheilten, so entschloß ich mich, ihnen den Hermann vorzulesen, das ich dann auch in einem Abende vollbrachte. Ich hatte alle Ursache, mich des Effects zu erfreuen, den er hervorbrachte und es sind uns Allen diese Stunden fruchtbar geworden." Die Vorlesung war unter Zuziehung der Frauen im Rapp'schen Hause erfolgt. Nachdem Goethe die sieben Tage seines stuttgarter Aufenthaltes in fast ausschließlichem Umgange mit den Beiden verbracht hatte, machte er beim Abschiede Dannecker ein Compliment, das dieser mit Recht für groß hielt, mit den Worten: „Nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich sie in Rom lebte" (s. Liter. Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen I, S. 462 ff.). Schiller aber drückte Goethe (s. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I, S. 306) seine Freude darüber aus, daß die Personen, die er ihm empfohlen, ihn nicht zum Lügner gemacht haben. Ein von Goethe damals mit R. angeknüpfter Briefwechsel spann sich bis zum Jahre 1802 fort (s. Sulp. Boisserée II, S. 594); es scheint aber von Goethe's Briefen nur der eine erhalten zu sein, der im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta (S. 268) abgedruckt ist. Als den Sohn eines alten Bekannten empfahl S. Boisserée im J. 1827 den Dr. Moriz R., später Professor in Tübingen, an Goethe und erinnerte an das frühere Verhältniß auch bei der Anzeige seiner Verlobung mit Rapp's Tochter Mathilde (s. S. Boisserée II, S. 472 u. 508).

Der vertraute Verkehr mit Schriftstellern, wozu von den Stuttgartern besonders Stäudlin, Haug, Reinbeck und Matthisson gehörten, munterte R. auch zu litterarischen Versuchen auf. In Cotta's „Taschenbuch auf das Jahr 1795 für Natur- und Gartenfreunde" erschien von ihm eine „Beschreibung des Gartens in Hohenheim", mit Fortsetzungen in den Jahrg. 1796—99 des „Taschen-Kalenders", ferner: „Fragmentarische Beiträge zu ästhetischer Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks", fortgesetzt in den Jahrg. 1796 und 1797 des Taschen-Kalenders, endlich „Zeichnungen von schönen Gefäßen, kleinen Altären und Monumenten. Zum Gebrauch von Gartenverzierungen. Von Herrn Hofbildhauer Isopi". Schiller gab seine Freude über die gedankenreichen und in einem schlicht vornehmen Stil geschriebenen Aufsätze in einem Briefe an Dannecker (s. Keller, Beiträge zur Schiller-Literatur, S. 53) und in einer Recension in Nr. 332 der Allgemeinen Litteraturzeitung, welche auch in seine Werke übergegangen ist, zu erkennen. Die Kupfer zu der Beschreibung des Hohenheimer Gartens sind nach Aquarellen von V. Heideloff in kleinerem Maßstabe (von Rapp ?) umgezeichnet und von dem älteren Duttenhofer, d'Argent, Schöpflin u. A. gestochen. Heideloff selbst gab nach seinen Aquarellen zwei Werke mit colorirten (auch braungedruckten) Stichen heraus: Ansichten des herzogl. württb. Landsitzes Hohenheim. Nürnb. bey J. F. Frauenholz 1795. 6 Lief. Fol. und: Merkwürdigste innere Ansichten der Gebäude und Gartenpartieen in Hohenheim. 3 Hefte Fol. mit einem Kupfertitel, o. O. und J. Zu beiden hat R., anonym,

aber dem Stile nach für uns unzweifelhaft, einen kurzen, erläuternden Text geschrieben.

Von geringerer Bedeutung sind einige schüchterne Prosaversuche im Idyllenstil: „Die Grotte“, „Das Mädchen an den Quell“, „Der Abend“, sowie die Charakterstudien: „Die Mutter“ und „Beiträge zur Philosophie für die Welt“ im Jahrg. 1795 des Cotta'schen Taschenbuches Flora und die Erzählung „Die beiden Wittwen von Athen“ in dessen Jahrg. 1796. Dagegen entfaltete R. eine nachhaltigere Wirksamkeit, zumeist auf dem Felde der Kunstschriftstellerei, als Cotta unter seinem Beirathe im J. 1807 das Morgenblatt für gebildete Leser gründete, aus welchem seit 1816 als Beilage und von 1820 an in selbständiger Form das Kunstblatt hervorwuchs. Mit dem Epigrammatiker Haug, welcher zu den ersten Redacteuren des Morgenblattes gehörte, war R. schon in alter Zeit befreundet; L. Schorn, der Redacteur des Kunstblattes, gehörte mit den im J. 1818 nach Stuttgart übergesiedelten Brüdern Boisserée und ihrem Genossen Bertram bald zu seinen ständigen Hausfreunden. In beiden Blättern nun finden sich bis zum Jahre 1825 fast Jahrgang um Jahrgang Beiträge von R. Die Künstler seiner Heimath, vorauf seinen Dannecker, aber auch die Müller, Scheffauer, Schick, Wächter, Steinkopf, Leybold u. A. förderte er im Leben durch Berichte über ihre Werke; gingen sie ihm im Tode voran, so ehrte er ihr Andenken durch Nekrologe. Aber auch auswärtige Kunsterscheinungen, archäologische Tagesfragen, neue Kunsttechniken fanden verständnißvolle Besprechungen. Wie dankbar ihrerseits die Künstler an R. hingen, zeigen u. A. die Briefe des Malers Schick (in Haakh's Beiträgen aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte), von denen selten einer aus Rom nach Stuttgart ging, ohne die herzlichsten Versicherungen dankbarer Verehrung für R. und seine Familie mitzunehmen.

Ein großes Verdienst um die staatliche Pflege der Kunst in Württemberg erwarb sich R. durch seine Mitarbeiterschaft an den von Memminger gegründeten Württembergischen Jahrbüchern. In den Jahrg. 1818, 1819, 1821 suchte er durch Berichte über das stuttgarter Kunstleben, den Besuch Thorwaldsen's in Stuttgart (1819), einen Aufenthalt Lord Elgin's daselbst (1820—21), eine Entstehungsgeschichte der Boisserée'schen Sammlung u. A. den König Wilhelm, die Landstände, die höhere Beamtenschaft zur öffentlichen Förderung der Kunst aufzumuntern. Es finden sich in diesen Aufsätzen goldene Worte über den Werth der nationalen Kunstpflege niedergelegt. Er erlebte auch noch als Frucht dieser Bestrebungen die Errichtung der mit einer Real- und Gewerbeschule verbundenen württembergischen Kunstschule im J. 1829, für deren Organisation sein Rath gehört und in deren ersten Schulrath er aufgenommen wurde. Die Privatkunstpflege förderte R., der selbst eine Kupferstichsammlung und viele Gemälde besaß, durch seine Betheiligung an der Gründung des württembergischen Kunstvereines im J. 1827, dessen Leitung er in den ersten Jahren als Vorstand des Verwaltungsausschusses in die Hand nahm. Weniger glücklich dagegen schlugen ihm einige Versuche aus, seine Kunstkenntnisse auch kaufmännisch zu verwerthen. Ein von ihm im J. 1807 mit Cotta auf gemeinsame Rechnung errichtetes lithographisches Institut (s. darüber Vollmer im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 21, Anm. 4) löste sich schon im J. 1810 wieder auf. Die Unternehmung hatte an dem von München dazu berufenen Lithographen Strohhofer nicht den richtigen Mann gefunden. Doch will uns auch scheinen, als ob R. von der neuen Technik etwas ungeduldig schon damals Erfolge verlangt habe, welche sie [illegible] weder in Stuttgart noch in München versagt hat. Die Geschichte [illegible] eigenhändig gemachten Versuche hat er in einer bei Cotta erschienenen [illegible] [illegible]rgelegt: „Das Geheimniß des Steindruckes in seinem ganzen

Umfange, praktisch und ohne Rückhalt nach eigenen Erfahrungen beschrieben von einem Liebhaber." Mit 12 Tafeln. Tübingen 1810. 4°. Auch eine im J. 1807 von Cotta und R. errichtete Kupferdruckerei (s. ebds. S. 210 Anm. 1) gewann keine größere Ausdehnung. Ein von ihnen unternommenes schönes Kupferstichwerk: „Geschichte der Mahlerei in Italien nach ihrer Entwickelung, Ausbildung und Vollendung. Aus den Werken der besseren Künstler anschaulich dargestellt und mit kurzen Erläuterungen und Lebensbeschreibungen begleitet von F. und J. Riepenhausen", kam nicht über Heft 1 und 2 von Theil 1, mit 2 Heften Abbildungen, erschienen im J. 1810, hinaus. Die schweren Kriegszeiten erschwerten damals alle Unternehmungen solcher Art.

Neben diesen mannigfaltigen Beschäftigungen hat R. noch seinen Landesfürsten in verschiedenen Stellungen nützliche Dienste geleistet. Schon im J. 1792 hatte ihn der Herzog Karl zum Wechselgerichts-Assessor ernannt; unter König Friedrich führte er vom Jahre 1808—16 die kaufmännische Direction der k. Tabaksregie; König Wilhelm übertrug ihm, nachdem er schon seit 1814 bei der Hofbank das Amt eines Controleurs versehen hatte, im J. 1818 mit dem Titel eines Geh. Hof- und Domänenraths die Direction derselben. Als R. — später auch mit dem Kronenorden und dadurch mit dem Personaladel ausgezeichnet — im J. 1830 sich von diesem und den anderen Aemtern zurückzog, ließ ihm König Wilhelm danken, daß er ihm nicht nur mit seinem Verstand, sondern auch mit seinem Herzen gedient habe. Sein Herz hatte der unermüdlich thätige Mann auch dem württembergischen Volke gezeigt, als er im J. 1818 an der Einrichtung der von der Königin Catharina ins Leben gerufenen „Württembergischen Sparkasse" den eifrigsten Antheil nahm und das Ehrenamt eines ihrer „Vorsteher" führte, bis ihn die Kräfte verließen. Der Politik, d. h. den württembergischen Verfassungskämpfen scheint er sich, trotz der Freundschaft mit Cotta, Wangenheim und andern Betheiligten ferne gehalten zu haben; aber als einen deutschen Patrioten lernen wir ihn aus Aufsätzen des Morgenblattes kennen (s. z. B. Jahrg. 1814 S. 665 über das von Dannecker entworfene Siegesdenkmal).

R. starb infolge wiederholter Schlaganfälle im 72. Lebensjahre. Sein Dannecker erwies ihm, wie eine Schwester an Mathilde Boisserée schrieb, den letzten Liebesdienst und schloß die verklärten schönen Augen für diese Welt. Hetsch hat das Bild des Freundes mit dem wunderbar vergeistigten Antlitze zuerst um die Zeit von dessen Verheirathung und noch einmal im späteren Alter dargestellt. Dannecker hat sich überraschender Weise den schönen Kopf für eine Büste entgehen lassen. Die Nachkommen besitzen von seiner Hand nur ein kleines Porträtmedaillon in Thon und einen Gipsabguß von demselben; es stellt R. in reiferen Jahren dar.

Vgl. „Dem Andenken des verst. Geh. Hof- und Domänen-Raths G. Rapp gewidmet von seinen Hinterbliebenen." Stuttgart o. J., enth.: die Rede am Grabe von Oberconsist.-Rath, Stadtdekan Köstlin und einen anonymen Lebensabriß; ferner: die Nekrologe von Dannecker im Schwäb. Merkur, Chronik, Jg. 1841, S. 1409 ff. und im Kunstblatt, 1842, S. 1 ff.

Wintterlin.

Rapp: Joseph R., tirolischer Staatsbeamter, Rechtshistoriker und Geschichtsschreiber, geboren am 28. Februar 1780 in Deutsch-Matrei bei Innsbruck, an der Brennerstraße, † zu Innsbruck am 30. Juni 1865. Als Kind einer wenig bemittelten Bäckerfamilie, welche für die Studien mehrerer Söhne nicht leicht aufkommen konnte, wurde der begabte Musterschüler der höheren Studienlaufbahn, dem Gymnasium und der Universität, nur durch fremdes Wohlwollen und Fürsprechen zugeführt. Die Lateinschule besuchte R. seit 1792. Nachdem er die vier Grammatikalclassen zurückgelegt und die sog. Humanitäts-

classen: Poesie und Rhetorik als Oberstufe des sechsclassigen Gymnasiums beendigt hatte, wandte er sich an der Landesuniversität den damaligen philosophischen Studien zu, welche den Durchgang zu den andern Facultäten abgaben. In diese Studienzeit fällt das geräuschvolle Kriegsjahr 1799. Der Einbruch der Franzosen nach Westtirol bewirkte das Aufgebot des Tiroler Landsturmes. Im Gefolge der Steinacher Studentencompagnie, dem Hauptmann Anton Natter als Fourier zur Seite, zog der 19jährige R. zum erstenmale gegen den Landesfeind. Das Jahr darauf (1800) gab es zwei Züge des Landsturmes an die bairische Landesgrenze und R. rückte damals zum Lieutenant und Oberlieutenant vor; ja er wurde von der Stubaier Compagnie infolge der Verhinderung des Hauptmannes an dessen Stelle erwählt und erwarb sich in dieser Eigenschaft die Anerkennung des Schützenmajors Grafen Thurn und Taxis und des Landeshauptmannes Paris Grafen v. Wolkenstein. Nach Abschluß des Waffenstillstandes ging es wieder an die Studien. R. erwählte sich, obschon er in den ersten Curs der Theologie eingetreten war, die Laufbahn der Rechtsstudien. Im J. 1803 Doctor der Rechte geworden, begann R. die Beamtenpraxis in Bozen, wurde 1804 an Stelle des erkrankten Professors Schuler Supplent des öffentlichen und des Privat-Kirchenrechtes, behielt jedoch die praktische Laufbahn im Auge, zu welchem Ende er in die Kammerprocuratur eintrat. Mit dieser Praxis verband er die Supplirung des tirolischen Privatrechtes an der Universität. Als zweiter unbesoldeter Adjunct des Innsbrucker Hauptcriminalgerichts (Spätjahr 1805) bekam er mit den Kriegsnöthen des Landes zu thun. 1806 wurde R. nach Ablegung der Advocaturprüfung in die Liste der Innsbrucker Advocaten eingetragen, zog jedoch die zweite Fiscaladjunctenstelle bei der Kammerprocuratur vor. Damals war Tirol bairisch geworden, und die Neugestaltungen des Jahres 1808, zufolge deren das Land förmlich provinzialisirt wurde, führten die Auflösung der Innsbrucker Kammerprocuratur herbei, womit die Versetzung Rapp's in der Eigenschaft eines juridischen Finanzrathes nach Trient, in den Etschkreis, Hand in Hand ging. Als der Aufstand der Tiroler gegen die bairisch-französische Fremdherrschaft (1809) Tirol wieder österreichisch machte, kam R. infolge Verfügung des damaligen k. k. Intendanten, Freiherrn v. Hormayr, als Finanzrath des Innkreises nach Innsbruck zurück. Aber bald trat die neue schlimme Wendung ein, und auch R. gerieth in eine schlimme Lage, da er von der bairischen Regierung beseitigt wurde und zu Ende des Jahres 1810 ganz mittellos in Wien eintraf. Hier glückte es ihm, 1811 eine Advocatenstelle zu erlangen und dieselbe 1812 mit einem Wechsel-Notariatsposten zu vertauschen. In gesicherterer Lebensstellung gründete er in Wien seinen häuslichen Heerd, indem er eine Landsmännin, Anna v. Stolz, aus Deutsch-Matrei, seinem Heimathsorte, zur Frau nahm. Sobald jedoch das Vaterland für Oesterreich dauernd wieder zurückgewonnen war, zog es ihn heimwärts, und dies umsomehr, als die Wiederherstellung der Innsbrucker Kammerprocuratur (1816) ihm den willkommenen Posten eines Leiters derselben mit dem Titel eines k. k. Gubernialrathes verschaffte. 1817 wurde R. überdies Director der juridischen Studien. 1829 als Kammerprocurator nach Linz übersiedelnd, blieb er nahezu 20 Jahre dem Heimathlande fern. In diese Zeit fallen seine wissenschaftlichen Arbeiten zur Landes- und Rechtsgeschichte Tirols. Den Anfang machten 1835 seine „Abhandlungen über die Künstler Thomas und Joseph Lang“ im 1. Bande der vom Tiroler Landesmuseum (Ferdinandeum) herausgegebenen Zeitschrift für Tirol und Vorarlberg. Von bahnbrechender Bedeutung erscheinen jedoch die umfang- und inhaltreichen Aufsätze „Ueber das vaterländische Statutenwesen“ in drei Abtheilungen, im 3., 5. und 8. Bande dieser Zeitschrift. R. theilt seine Aufgaben in zwei Perioden, „wovon die erste den Rechtszustand unseres

Vaterlandes vor, die zweite denselben nach dem Erscheinen und Zusammenwirken aller vier Stände des Landes Tirol im weiteren Sinne, und mit Hinblick auf Vorarlberg darstellen soll“ (S. 39, Abth. 3). Jede Abtheilung ist mit einem ziemlich starken Urkundenabhange versehen. In die Zeit des Aufenthaltes in Linz fällt auch die Abfassung eines Werkes, das, bereits 1845 im Manuscripte vollendet, erst 1853 als 1., 2., 3. Heft der genannten Zeitschrift (III. Folge) erschien und einen starken Band (VIII u. 876 8°) füllt, unter dem Titel „Tirol im Jahre 1809; nach Urkunden dargestellt von Dr. Joseph Rapp, jubilirtem k. k. Gubernialrath und Kammerprocurator zu Innsbruck“. 1848 hatte nämlich R. mit dem Innsbrucker Kammerprocurator v. Fluck einen Dienstpostentausch gemacht, 1849 als Mitglied der Landescommission zur Durchführung der Grundentlastung und als Stellvertreter des gleich ihm streng conservativen Ministerialcommissärs Dr. Hafflwanter, in der Uebergangsära gewirkt und seit der Durchführung der neuen Unterrichtsorganisation das Präsidium der theoretischen Staatsprüfungscommission übernommen, welches Amt er bis 1859 führte, obschon seine Pensionirung als Kammerprocurator und Gubernialrath bereits am 25. October 1851 eingetreten war. Sein völliges Ruheleben schloß 1865 ab. — Das oben erwähnte Werk beruht, abgesehen von den Erinnerungen eines Zeitgenossen und Augenzeugen, auf einem reichhaltigen Litteratur- und Actenbestande, und behandelt in sechs Hauptabschnitten oder Perioden die Geschichte des Jahres 1809 von den Vorbereitungen zum allgemeinen Aufstande des Landes bis zum Ausgange der dritten Insurrection und den Folgen des Aufstandes. Im Schlußcapitel (S. 819 ff.) wird von der Tiroler Hofcommission in Wien, von den englischen Subsidien für Tirol und Vorarlberg, von der Tiroler-Ansiedlung im Banate und von dem damaligen k. k. Intendanten, Freiherrn v. Hormayr gehandelt. Findet sich in Rapp's Darstellung wiederholt eine und die andere Berichtigung der bezüglichen historischen Werke Hormayr's, so beschäftigt sich das Schlußwort des Rapp'schen Werkes mit den Geldschulden der Landesvertheidigung, „zu deren Bezahlung das österreichische Aerar entweder durch förmliche Verträge oder durch die Natur der Sache und die wiederholten feierlichsten Zusicherungen verpflichtet worden war“, und der Handlungsweise Hormayr's in dieser Richtung. Sie wird auf das schärfste verurtheilt. R. schreibt darüber folgendes (S. 828 u. 829): „Da der Freiherr v. Hormayr als gewesener Intendant des österreichischen Truppencorps in Tirol von diesem Gegenstand die genaueste Kenntniß besaß und hierüber die erste und gewichtigste Stimme führte, so war von einem Manne, welcher die gewaltigen Flammen des Aufstandes nicht nur angezündet, sondern durch alle ihm zu Gebote gestandenen Mittel verbreitet und genährt, überdies in Tirol sein Vaterland hatte, mit vollem Rechte zu erwarten, daß er sich für die Bezahlung der Schulden auf möglichste Weise verwenden werde. Allein, wie schmerzlich fand man sich hierin getäuscht, als man erfuhr, daß eben Hormayr die Liquidität der Forderungen am heftigsten bestritt und sich ihrer Befriedigung aus dem österreichischen Aerar widersetzte! Dieses unnatürliche und widerrechtliche Benehmen konnte man sich nur dadurch erklären, daß Hormayr durch Abweisung des größten Theiles der Tiroler Forderungen sich die schwere Rechnungslegung über seine Verwaltung erleichtern wollte.“ Speciell aber wird mit Hinweis auf die Darstellung des Rapp'schen Geschichtswerkes (377—691) Hormayr einer „schändlichen Lüge“ geziehen, wenn er vorgebe, daß „das mit seiner Zustimmung von dem Finanzrathe Rapp (Verf. dieses Buches) negocirte Darlehen wenig Erfolg gehabt und daß R. mit einigen Begleitern ihm (Hormayr) nach Sachsenburg nachgeeilt sei, und dem Intendanten die Unterschrift einer Obligation über das projectirte aber nicht voll gewordene freiwillige Darlehen von 30 000 Gulden abgerungen habe, worin für diese

Summe gleiche Vorrechte und gleiche Sicherheit mit den gezwungenen Anlehen nachträglich stipulirt werden sollten". — Ueberhaupt bildet Rapp's Buch eine fortlaufende Kritik der Hormayr'schen Darstellung und theilweise eine Ehrenrettung des von Hormayr verunglimpften Hofer, dessen Persönlichkeit sehr eingehend (576 ff.) charakterisirt erscheint. „Freiherr von Hormayr", äußert sich R. (S. 590), „welcher den edeln Hofer in allen seinen Ministerialberichten möglichst herabzuwürdigen und zu verläumden suchte, hat an ihm (nichts weniger als ein willfähriges Werkzeug seiner Umtriebe) „einen Popanz des Volkes" gefunden. Hofer sah sich schon im Mai (1809) bestimmt, mit dem Intendanten seine Verbindungen thunlichst abzubrechen, gegen den er bei jeder Gelegenheit Mißtrauen und Unzufriedenheit ausgesprochen, sowie alle Correspondenz mit ihm vermieden hat. Er merkte nur zu gut, daß bei dem Intendanten die Schlechtigkeit des Charakters im Verhältnisse mit dem ungeheuren Umfange seiner Talente stand" .... Stofflich zählt Rapp's Geschichtswerk zu den wichtigsten Darstellungen dieser Epoche und in dieser Beziehung hat es — da die Handschrift des Buches im Ferdinandeum hinterlag — der Verfasser des Buches „Das Thal Passeier mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809" — wie R. in dem Vorwort bemerkt — „sehr fleißig und mit einer Treue benutzt, die es nicht nöthig fand, ihre Quelle zu citiren" (!). Die Urkundensammlung zu seinem Werke hat R. im Archive des Innsbrucker Nationalmuseums hinterlegt.

Moriggl, Dr. Jos. Rapp, Biographie (Linz 1865). — Wurzbach, österr. biogr. Lexikon XXIV, 361—365 (1872).

Krones.

Rapp: Karl Moritz R., geboren zu Stuttgart am 23. December 1803, † daselbst am 7. April 1883. — R. war der zweite Sohn des Stuttgarter Kaufmanns und Kunstfreundes Gottlob Heinrich R. (s. d.); er durchlief das Stuttgarter Gymnasium und studirte in Tübingen zuerst Jurisprudenz, dann neuere Sprachen und Litteraturen. Mehrmalige Reisen führten ihn durch Deutschland, nach Frankreich, in die Schweiz, nach Skandinavien und halfen den Grund zu ausgedehnten Sprachkenntnissen legen. Nachdem R. schon 1827 zum Dr. phil. promovirt hatte, ließ er sich 1832 als Docent für ausländische Sprache und Litteratur in Tübingen nieder. Wegen Kränklichkeit gab er 1837 seinen Lehrauftrag auf und lebte in den folgenden Jahren meistens in Rottweil. Im J. 1844 nahm er seine Vorlesungen wieder auf und hat von da an bis zu seiner Pensionirung über Sprachvergleichung, über moderne Sprachen in weitem Umfang (italienisch, spanisch, niederländisch, deutsch, slavische Idiome), sowie über hervorragende Dichter der modernen Völker, einmal auch über das altgriechische Drama gelesen. Im J. 1846 erhielt R. den Titel und Rang, 1852 die wirkliche Stellung eines außerordentlichen Professors. 1880 wurde er pensionirt; er siedelte später nach Cannstatt, zuletzt in seine Vaterstadt Stuttgart über, wo er nach kurzem Aufenthalt starb. Er war unvermählt und hat ein höchst zurückgezogenes und entbehrungsvolles Leben geführt. — R. war ein Mann von vielseitigem Talent und großem Fleiß, dem zur Erreichung bedeutender Erfolge nur mehr Schulung und Beschränkung nothgethan hatte. Er hatte Talent für bildende Kunst, wie sein Vater, aber wohl noch mehr für Musik, was aus seinen Schriften spricht. Abgesehen von seinen in Zeitschriften (Morgenblatt, Tübinger Jahrbücher der Gegenwart, Herrig's Archiv, Cottaische Vierteljahrsschrift, Die deutschen Mundarten und wol noch anderswo) zerstreuten Artikeln hat er eine Anzahl von einzelnen Werken veröffentlicht, die ich hier zusammenstelle, weil sie noch nirgends aufgeführt sind.

1) Poetische Arbeiten: a) Eigenes: „Dramatische Studien". Erstes Stück. Die Prager Schlacht. Stuttg. 1828. Ferner, unter dem Pseudonym

„Jovialis": „Lustspiele". Tüb. 1835; „Atellanen". Stuttg. u. Tüb. 1836, und „Atellanen". Zweite Sammlung („von Rapp-Jovialis"). ibid. 1842; „Hans Sachs. Ein Lustspiel." Tüb. 1877, aber schon 1839—1842 verfaßt. b) Uebersetzungen: „Die Plautinischen Lustspiele, im Trimeter übersetzt." Stuttg. 1838—1852; „William Shakspeares Schauspiele, übersetzt und erläutert von Adelbert Keller und Moriz Rapp." Stuttg. 1843—1846. (Von Keller sind die Stücke aus der antiken Geschichte und Sage und die englischen Historiendramen; von R. alle übrigen nebst Lear und Macbeth); „Spanisches Theater". 7 Bände. Hildburghausen 1868—1870. (Von R. sind Band 1, 3, 4, 7 ganz, Band 6 theilweise, sowie die Einleitungen zu Band 5 und 6).

2) Litterarhistorische Arbeiten: „Das goldene Alter der deutschen Poesie". Zwei Bände. Tüb. 1861; „Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunct der dramatischen Kunst". ibid. 1862; „Studien über das englische Theater". Zwei Abtheilungen. ibid. 1862.

3) Linguistische Arbeiten: „Versuch einer naturwissenschaftlichen Beleuchtung des Verhältnisses zwischen antiker Prosodie und dem modernen Sprachaccent". Stuttg. u. Tüb. 1827 (Doctorarbeit); „Versuch einer Physiologie der Sprache". Vier Bände. ibid. 1836—1841; „Vergleichende Grammatik". Fünf Bände. ibid. 1852—1859.

Die Beurtheilung aller dieser Arbeiten kann keine einheitliche sein; neben sehr interessanten geistreichen Gedanken sind schrullenhafte und pedantisch-kleinliche nicht selten. Immer erweckt, wo nicht die Originalität, doch die Unabhängigkeit des Denkers und Schriftstellers bedeutende Achtung. Die poetischen Werke zeigen das Studium Shakespeare's, wohl auch der Spanier und der deutschen Romantik. Sehr bedeutende Leistungen im Ganzen sind nicht darunter, wohl aber geistvolle und bedeutende Einzelheiten. Störend wirkt, neben einer gewissen Originalitätssucht, die Pedanterie, mit der fremdsprachliche Kenntnisse zur Geltung gebracht und orthographische Absonderlichkeiten durchgeführt sind; auch die Vorliebe für Einmischung deutscher Mundarten wirkt nicht immer gut. Von den Uebersetzungen ist die Shakespeare's wegen großer Freiheit gegen das Original zu nennen; diese Freiheit geht bis zur Veränderung scenischer Anordnungen und des Schauplatzes sammt den Personennamen; was bei minder weltbekannten Stücken leichter ertragen wird, das wirkt z. B., wenn Ophelia der Correctheit des dänischen Kostüms halber zu einer Ingeborg wird, geradezu unerträglich. Eine ähnliche Pedanterie und jedenfalls Mangel an nüchternem Sinn ist es, wenn R. Goethe's Egmont umarbeitet, Schiller's Wallenstein in zwei Stücke umformen oder seinen Tell ins Schweizerdeutsche übersetzen möchte. Die litterarhistorischen Arbeiten zeigen ganz ähnliche Schwächen. Aber wenn die über das englische Drama eine sehr schätzbare Materialsammlung, wenn auch seltsam geordnet, gibt, so enthalten die beiden andern, namentlich das Werk über die deutsche Poesie, neben großen Wunderlichkeiten und einer zu weit gehenden Hintansetzung des biographischen und chronologischen Factums, sehr viel interessante Bemerkungen; besonders ist die Selbständigkeit der Auffassung und die Unabhängigkeit von landläufigen Urtheilen, wenn auch oft allzustark ausgeprägt, zu rühmen, und es wäre zu wünschen, daß Rapp's Auslassungen mehr studirt würden, als geschieht. Am werthvollsten sind wol die linguistischen Arbeiten. Sie haben alle ihren Schwerpunkt in dem, was R. „Physiologie" der Sprache nennt, d. h. in seinen Anschauungen von der Natur der Laute und des Lautwechsels. Die fein gedachte Doctorarbeit ist jetzt veraltet. Am bedeutendsten ist wohl die Physiologie der Sprache. Es ist hier freilich oft construirt, wo mehr nur beobachtet sein sollte, anstatt der jetzt derartigen Arbeiten zu Grunde gelegten naturwissenschaftlichen Begründung ist öfters eine ästhetisch-philosophi-

rende, schematisirende beliebt; aber das empirische Material ist sehr reich, und das Ganze ist ein sehr beachtenswerther erster Versuch, der in der Geschichte der Linguistik trotz der Schwächen und der ermüdenden Längen, die er an sich hat, mit Ehren genannt werden darf. R. hat in dieser Arbeit — und das ist mit ein Grund, warum sie schnell veraltet ist — nur die beiden classischen Sprachen und die des romanischen und germanischen Sprachstammes behandelt. Diese Lücke füllte er aus, indem er in der Vergleichenden Grammatik die ganze indogermanische Sprachfamilie behandelte, mit Ausnahme des Keltischen, das er als eine derselben fremde Sprache ansah; im Uebrigen ist dieses Werk noch weniger für die Dauer bestimmt, als das vorhergehende. — Rapp's Schriftstellerei ist, wie sein Leben, ein beständiger Kampf mit der Noth und dem Fluch einer isolirten Stellung. Der Wirkung in die Breite des Publicums hat er sich leider durch seine Seltsamkeiten beraubt. Er dürfte aber, wenn ihn auch Niemand zum Vorbild nehmen wird, mehr gelesen werden, denn es ist immer etwas von ihm zu lernen.

R. war bei seinem Tode schon ein vergessener Mann, der nirgends eine biographische Darstellung bekommen hat. Zu dem vorstehenden Abriß hat mir Herr Bibliothekar Dr. C. Geiger das amtliche Material aus den Tübinger Universitätsacten mit großer Freundlichkeit zukommen lassen.

Hermann Fischer.

Rapp: Wilhelm v. R., Arzt, ist in Stuttgart am 3. Juni 1794 geboren. Sein Vater, Cultusbeamter an der Leonhardskirche, starb, als der Knabe kaum 4 Wochen alt war und sein Stiefvater, Hofrath Wiedemann, kam nach wenigen Jahren durch Sturz in einem Bergwerke des Odenwaldes um. Die Mutter siedelte jetzt nach Schorndorf über und widmete sich von nun an ausschließlich dem Sohne, dem sie eine sehr sorgfältige Erziehung zu theil werden ließ. Er besuchte zuerst die lateinische Schule in Schorndorf und nach seiner Confirmation das Gymnasium in Stuttgart, nach dessen Absolvirung er die Universität Tübingen zum Studium der Heilkunde bezog. Seine Lehrer waren hier besonders Kielmeyer in der Chemie, Botanik und vergleichenden Anatomie, Froriep und nachher Emmert in der menschlichen Anatomie und Autenrieth in der Medicin. Im März 1817 doctorirte er mit der Abhandlung: „Experimenta nova chemica circa methodos varias veneficium arsenicale detegendi“, bestand im April desselben Jahres seine Staatsprüfung in Stuttgart, wandte sich unmittelbar darauf nach Paris, wo er unter Jussieu, Laënnec und Cuvier Studien oblag und besonders von Letzterem, mit dem er auch später befreundet blieb, angeregt wurde. 1818 kehrte er nach Stuttgart zurück, begann hier unter der Leitung des Leibarztes Jaeger zu prakticiren, erhielt aber schon 1819 einen Ruf als Prof. e. o. nach Tübingen, dem er folgte, an Stelle des zu früh verstorbenen Emmert. 1828 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Seine Lehrfächer waren menschliche Anatomie und Physiologie, pathologische Anatomie, Zoologie und vergleichende Anatomie. In dieser Stellung machte er sich dadurch verdient, daß er den Bau eines neuen, zweckmäßigen und allen hygienischen Anforderungen genügenden Gebäudes für die Zwecke der Anatomie am Abhange des Oesterberges von der Regierung erwirkte, welches 1836 zuerst seiner Bestimmung übergeben wurde. Auch legte er den Grund zu einer reichhaltigen vergleichend anatomischen Sammlung. Mit besonderer Vorliebe trieb er vergleichende Anatomie und Zoologie. Er unternahm zu diesem Zwecke wiederholte Studienreisen nach Cette, Neapel, Sicilien, Schweden und Norwegen, nach Paris und dem nördlichen Frankreich, sowie an die Schweizer Seen und publicirte als Frucht dieser wissenschaftlichen Reisen gediegene Monographieen über Argonauta Argo, über die Polypen, die Osteologie des indischen Krokodils, die Fische des

Bodensees, sowie über die Cetaceen und Edentaten. Ferner veröffentlichte er mehrere Arbeiten aus dem Gebiete der Physiologie und pathologischen Anatomie, wie: „Die Verrichtungen des fünften Hirnnervenpaares“ (Leipzig 1832 mit 3 Tafeln); „Erdrosselung eines Menschen durch einen Eingeweidewurm“ (Friedreich und Hesselbach, Beiträge 1825) — es handelte sich in diesem Falle um einen in der Schilddrüse entwickelten Blasenwurm —; „Ueber Harnsteine“ (Württemb. naturwissenschaftliche Abhandlungen 1826) u. a. Ein Grundriß der menschlichen Physiologie wurde nach dem Druck der ersten Probebogen von R. wieder zurückgezogen. Alle seine Schriften zeichnen sich ebenso sehr durch einfache, klare Darstellung, wie durch streng objective, zuverlässige und möglichst vollständige Wiedergabe der Thatsachen aus, Eigenschaften, die auch seinen Vorlesungen in gleichem Maße zukamen. 1844 trat er die Anatomie und Physiologie an Arnold ab. Uebrigens erfreute sich R. auch als sehr beliebter und gesuchter Arzt einer ausgedehnten Praxis, die er auch nach seiner 1856 auf seinen Wunsch ihm bewilligten Pensionirung von seiner akademischen Lehrthätigkeit bis zu seinem Tode ausübte. 1838 erhielt er durch den Kronenorden den persönlichen Adel, 1845 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Tübingen, 1867 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum, bei welcher Gelegenheit die medicinische Facuctät sein Diplom erneuerte und auf demselben alle seine Ehrentitel zusammenfaßte. R. starb am 11. November 1868.

Vgl. Biographisches Lexicon hervorragender Aerzte ꝛc., herausgegeben von A. Hirsch, Bd. IV, S. 669.

J. L. Pagel.

Rappaport: Moritz R., einer der hervorragendsten deutsch-polnischen Dichter, wurde am 9. Februar 1808 zu Lemberg als der einzige Sohn eines durch Geistesreichthum ausgezeichneten Israeliten geboren und von seinem Vater für den ärztlichen Beruf bestimmt. Nachdem er bis zum 14. Lebensjahre die Schulen seiner Vaterstadt besucht hatte, kam er auf das Gymnasium bei den Schotten in Wien und studirte dann seit 1829 an der Wiener Universität Medicin. Als er im J. 1833 zum Doctor promovirt, kehrte er in seine Geburtsstadt zurück und zählte daselbst bald zu den gesuchtesten Aerzten. Schon nach wenigen Jahren wurde er dort zum Primararzt und Director des israelitischen Spitals ernannt. Neben dieser praktischen Thätigkeit fand er doch noch Mußestunden zur Verfolgung schöngeistiger Interessen. Um das Hinsiechen des Deutschthums unter dem in Galizien vorherrschenden Polenthum aufzuhalten, das deutsche Element aus seiner Erschlaffung zu wecken und in einen Mittelpunkt zu vereinigen, und um deutsche Culturideen im slavischen Lande zu verbreiten, gründete er 1840 als Beiblatt zur officiellen „Lemberger Zeitung“ die „Leseblätter“, die er bis 1848 mit Freimuth und Aufopferung redigirte, bis ihn dann das feindselige Gebahren des Polenthums veranlaßte, die Redaction niederzulegen. Ein Theil von Rappaport's kleineren, theils lyrischen, theils erzählenden Dichtungen ist in mehreren Jahrgängen der „Leseblätter“ — meist unter dem Pseudonym Max Reinau — abgedruckt, und eine Sammlung dieser schwung- und gemüthvollen Poesien leider nicht vorhanden. Parallel mit dieser journalistischen Thätigkeit ging die Veröffentlichung kleiner selbständiger Poesien meist religiös-nationaler Richtung. „Mose. Episches Gedicht“ (1842) enthält die wichtigsten Momente aus dem Leben des großen Gesetzgebers in chronologischer Anordnung und ist eine gleichmäßig von religiöser und poetischer Begeisterung getragene Dichtung. Später folgten „Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet“ (1860), Dichtungen voll Schwung und orientalischer Färbung, deren Wirkung indeß an manchen Stellen durch mangelhafte Form wesentlich geschwächt wird, und das epische Gedicht „Bajazzo“ (1863). Das letztere ist eine „merkwürdige

und einigermaßen auch seltsame Erscheinung, indem es aus zwei Abtheilungen besteht, deren erste eigentlich als Anhang zur zweiten gedacht werden sollte. In dieser wird nämlich die Geschichte einer jüdischen Familie erzählt, die infolge der Verschiedenheit in den religiösen Ansichten der einzelnen Mitglieder untergeht, während in der ersten Abtheilung der Sohn des Familienhauptes als Bajazzo einer Seiltänzergruppe den Mittelpunkt bildet, insofern ihm die Betrachtungen über mannichfaltige Lebensverhältnisse zugeschrieben werden. Die einzelnen Abschnitte waren ursprünglich selbständige Gedichte, die mit einander in keinem Zusammenhang standen. Sie haben meist eine satyrische Tendenz und stellen die verschiedenen Erscheinungen im Gebiete des politischen, religiösen, bürgerlichen und litterarischen Lebens in ihrer Haltlosigkeit dar." Neben diesen größeren Dichtungen verfaßte R. eine Menge Gelegenheitsgedichte, wie er sich denn keine Gelegenheit entgehen ließ, Deutschlands geistige Größen und deren Bedeutung poetisch zu verherrlichen. Wir erwähnen nur: „Goethe. Seinen Manen geweiht" (1852); „Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers" (1859); „Am Todestage Moses Mendelssohns" (1860); „Festgedichte zur Lessingfeier" (1860). Kurze Zeit, nachdem R. am 9. Februar 1878 zur Feier seines 70. Geburtstages von allen Gesellschaftskreisen begrüßt und ausgezeichnet worden war, fing der Horizont des bis dahin Glücklichen an, sich zu verdunkeln: seine Sehkraft wurde derart schwach, daß er seine ärztliche Praxis aufgeben mußte. Er begab sich nach Wien, wo ihm ein trefflicher Sohn, eine Tochter und begabte Enkel leben, um hier ärztliche Hülfe zu suchen. Sie fand sich leider nicht, er erblindete. Die feurige Natur, die dem Dichter eigen war, ertrug dieses traurige Geschick nur schwer, bis er nach fast zwei in Blindheit verlebten Jahren am 28. Mai 1880 plötzlich an einem Herzschlage starb. Die Poesie erwies sich ihm, wenn auch seltener, als Trösterin in seiner trostlosen Nacht. Seine letzten Gedichte „Vierzehn Sonette", zum 70. Geburtstage seines Jugendfreundes L. A. Frankl (1880) sind tief empfundene, in schöne Form gegossene Lieder, die schönsten, die der immer noch jugendlich fühlende Greis niedergeschrieben hat.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 24. Bd. S. 365. — H. Kurz, Geschichte der deutschen National-Litteratur. 4. Bd. S. 398. — Die Dioskuren. Litterarisches Jahrbuch, 10. Jahrg. 1881, S. 423. Franz Brümmer.

Rappolt: Friedrich R., lutherischer Theolog, Philolog und Schulmann des 17. Jahrhunderts, geboren am 26. Januar 1615 zu Reichenbach im Voigtlande, † am 27. December 1676 in Leipzig — Als Sohn eines Arztes und Apothekers in Reichenbach, späteren Bürgermeisters in Pegau, Heinrich R., aus einem alten von Kaiser Maximilian geadelten Geschlechte, und einer frommen Mutter Regina geb. Lippold, besuchte er zuerst die Schule seiner Vaterstadt, später sechs Jahre lang die Klosterschule zu Schulpforta, studirte 1634 ff. in Leipzig Philologie, Philosophie und Theologie (letztere besonders bei dem berühmten orthodoxen Lutheraner Heinrich Höpfner, s. A. D. B. XIII, 107), gab daneben Privatunterricht, wurde 1636 Magister und hielt mit Beifall philologische und theologische Vorlesungen, wurde 1642 Conrector an der Thomasschule, 1644 Assessor der philosophischen Facultät, 1651 Professor der Dialektik, 1653 Rector der Nicolaischule. 1656 Professor der Poesie an der Universität, 1668 Dr. theol., 1670 Professor der Theologie, Ephorus der kurfürstlichen Stipendiaten, Canonicus von Zeitz, Mitglied des Fürstencollegiums und Senior der Meißner Nation ꝛc., erlag aber nach einer eifrigen und gesegneten Lehr- und schriftstellerischen Wirksamkeit, hochgeachtet als „theologus doctrina et vita gravissimus, vir de academia et ecclesia orthodoxa bene

meritissimus", im 62sten Lebensjahre einer tückischen und schmerzhaften Krankheit. Seine theologischen Vorlesungen gehörten vorzugsweise dem Fach der neutestamentlichen Exegese und theologischen Polemik an. Seine, meist kleinen, Schriften waren theils philologischen (wie z. B. ein Commentar zu Horaz 1675, eine Schrift über Aristoteles' Poetik 1678), theils theologischen Inhalts (z. B. eine Synopsis controversiarum, Observat. in ep. ad Timoth. et Coloss.); eine Sammlung der letzteren (Opera theologica, exegetica, didactica, polemica) gab Joh. Benedict Carpzov (vgl. A. D. B. IV, 21) zu Leipzig in zwei Quartbänden 1693 heraus. Auch als Dichter in lateinischer und deutscher Sprache war er geschätzt: eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte (Poëmatum latin. liber) gab Friedrich Benedict Carpzov heraus (Leipzig 1670. 12); eine Sammlung von Epigrammen (epigr. varii generis liber) erschien Leipzig 1679. 12; ein deutsches Lied von ihm fand Aufnahme in Burg's Breslauer Gesangbuch.

Vergl. über ihn J. Feller, progr. in funus Fr. R. Leipzig 1677 und bei Witten, memoriae theol. 1685. S. 1947 ff. — Carpzov, J. B., Concio funebris et vitae curriculum. Leipzig 1678. — Freher, theatrum I, 3, 519. — Zedler's Universal-Lexikon Bd. 30, 872. — Jöcher, Gel.-Lex. III, 1511. — Rotermund VI, 1367. Wagenmann.

Rappolt: Laurentius R., Schulmeister zu Nürnberg, gab 1552 ein „schön christlich Spiel Hekastus genannt" heraus, das er mit seinen Schülern 1549 aufgeführt hatte. Das Spiel ist eine Uebertragung des Hekastus des Macropedius, welche auffallender Weise mit der von Hans Sachs 1549 beendeten Comedie von dem reichen sterbenden Menschen, der Hekastus genannt, fast wörtlich übereinstimmt. R. widmete sein Stück seinem Gönner, dem Reichsschultheißen Hans Haug von Parsberg und Lippurg zu Nürnberg, durch dessen Fürsprache er die Erlaubniß erhielt, im Karthäuserkloster eine Schule zu halten, und dessen Sohn Hans Albrecht bei ihm zwei Jahre lang in Unterricht und Kost gewesen war. Es ist nicht aufgeklärt, worauf die Uebereinstimmung mit Hans Sachs beruht. Goedeke vermuthet, daß R. seine Arbeit, die ursprünglich in Prosa verfaßt und von Hans Sachs in Verse übertragen sei, seinem Gönner als sein Eigenthum gesandt und daß dieser das Stück auf seine Kosten habe drucken lassen, ohne den Antheil des Hans Sachs zu kennen; dem widerspricht jedoch die jetzt erwiesene Thatsache, daß Hans Sachs der lateinischen Sprache sehr wohl kundig gewesen ist und daß er einer Uebertragung durch einen andern nicht bedurfte. Dazu kommt, daß R. in seiner Widmungsschrift ausdrücklich erklärt, er habe schon seit 15 Jahren mit seinen Schülern Komödien aufgeführt — er nennt 113 Schüler mit Namen — und „mitlerzeit derselben ordnung nach" den Hekastus des Macropedius in deutsche Sprache und Reime verfaßt. Daß Hans Sachs, wenn R. sein Stück als sein Eigenthum ausgab, das Plagiat nicht anfocht, wäre doch sicher auffallend. — Auf eine Analysirung des Stückes darf verzichtet werden, da dasselbe zu der bekannten Everyman-Gruppe gehört.

Will, Nürnb. Gel.-Lex. III, 264. — Goedeke, Everyman, Homulus und Hekastus. Hann. 1868, S. 74 ff. — Ders., Grundriß II, 378.

H. Holstein.

Rappoltstein: Anselm (II.) von R. Unzweifelhaft gehörte die Herrschaft Rappoltstein ursprünglich den Grafen von Egisheim und gelangte (vielleicht, wie Schöpflin meint, durch Adelheid, die Mutter Kaiser Konrad's II.), in den Besitz der salischen Kaiser. Heinrich IV. schenkte dieselbe („predium quoddam nomine Rapoldestein") am 21. März 1084 der Baseler Kirche; sein Sohn Heinrich V. aber nahm sie wieder zu seinen Händen und behielt sie ebenso, wie seine Nachfolger es thaten, trotzdem die Abtei Pfäfers, welche Heinrich V. dafür zum Tausche

ten hatte, nie Eigenthum der Bischöfe von Basel wurde. Kaiser Friedrich I.
sodann im J. 1162 die Herrschaft Rappoltstein („castrum Rapolstein cum
ietate subiacentis ville Rapolswilre“) dem Bisthum zurück, und dieses hatte das
inium directum bis zur Zeit der französischen Revolution inne. Das dominium
übte seit alter Zeit ein Dynastengeschlecht, welches außerdem, wie ich ver-
he, anfangs die andere Hälfte von Rappoltsweiler und eine große Zahl der um-
nden Dörfer, darunter namentlich Gemar, als Allod besaß, diese aber nach und
verschiedenen Herren als Lehen auftrug. Gewöhnlich bezeichnet man das höchst-
gene der drei sogenannten Rappoltsteiner Schlösser, Hoh-Rappoltstein oder Alten-
el genannt, als Stammschloß; aber mit Unrecht, denn bautechnische Gründe
ohl wie die allerdings sehr dürftigen urkundlichen Zeugnisse sprechen dafür, daß
r Rappoltstein das niedriger gelegene, theilweise auf römischen Fundamenten
nde Schloß zu verstehen ist, welches später Groß-Rappoltstein oder St. Ulrich
nnt wurde. In dem Geschlechte der Herren von Rappoltstein unterscheide ich
ältere und eine jüngere Linie. Von ersterer sind nur wenige Mitglieder be-
t: Reginbald, der im J. 1038 den Grafen Gerhard von Egisheim, den
der des Bischofs Bruno und nachmaligen Papstes Leo IX., in einer Fehde
lug, seine Mutter Biltrude starb wahrscheinlich im J. 1022; dann aus der
n Hälfte des zwölften Jahrhunderts: Adalbert und Reinhard, ihre Mutter
lheid, und des ersteren Kinder Reinbold, Bertholf, Reinhard und Emma.
lbert und seine Söhne sind schon vor dem 3. Juni 1156 gestorben — die
ne möglichenfalls in dem zweiten Kreuzzuge — und mit Reinhard, der von
3—1156 als Straßburger Dompropst nachzuweisen ist, erlosch am 17. Februar
7 der Mannesstamm der älteren Linie. Als Stammvater der jüngeren
gilt nach allgemeiner Annahme Egenolf von Urslingen, ein naher Ver-
dter desjenigen Konrad von Urslingen, der von 1177 bis 1198 das Amt
Herzogs von Spoleto bekleidete. Egenolf scheint die Herrschaft Rappoltstein
h Vermählung mit Adalbert's Tochter Emma überkommen zu haben, wenn-
h Urkunden und Tradition darüber gleichmäßig schweigen. Ausgangs des
oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts muß die gleichfalls aus dem Egis-
er Erbe stammende Herrschaft Hohenack in den Besitz der Rappoltsteiner ge-
men sein: sie war, so weit unsere Urkunden es übersehen lassen, zuerst
ter, dann österreichisches Lehen und blieb, wenn auch zweimal unter be-
erer Verwaltung (1298—1351 und 1368—1436), bis zur französischen
olution mit der Herrschaft Rappoltstein vereinigt. Unter den Gliedern der
ten, jüngeren Rappoltsteiner Linie ragten im 13. Jahrhundert Anselm (II.),
14. Bruno, im 15. Smaßmann und Wilhelm, im 16. Wilhelm und Egenolf
nders hervor. Mit dem „Grafen“ Johann Jakob erlosch im J. 1673 der
nnsstamm der jüngeren Linie — eine Seitenlinie soll noch jetzt in der fran-
chen Schweiz und in Rußland leben, siehe Meaume, Les seigneurs de Ribau-
re, famille de la chevalerie lorraine, en Alsace et en Suisse, Nancy 1873 —
mit Johann Jakob's Tochter Katharina Agatha kam der Gesammtbesitz als
afschaft Rappoltstein“ an ihren Gemahl, den Pfalzgrafen Christian II. von
enfeld. Vom 15. Juni 1746 bis 15. August 1767 regierte ein Enkel
ber, Friedrich Michael, in der ihm von seinem älteren Bruder, Christian IV.
Birkenfeld-Zweibrücken, durch Vergleich überlassenen Grafschaft, und da
istian IV. am 5. November 1775 ohne nachfolgeberechtigte Erben gestorben
, überließ Karl August, Friedrich Michael's zur Nachfolge in den Birkenfeld-
eibrückenschen Landen berufener Sohn, dieselbe Grafschaft seinem jüngeren
der Maximilian Joseph (dem nachmaligen Baiernkönige Maximilian I. Jo-
h), welcher die Regierung am 27. März 1778 antrat und in den Wirren der
olution verlor.

Anselm II. v. R., geboren um das Jahr 1257, † im J. 1311. Der Name seines Vaters, der vor dem 2. Juli 1277 gestorben sein muß, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, wahrscheinlich hieß er Heinrich, nicht — wie man gewöhnlich annimmt — Hermann. Seine Mutter, eine geborene Gräfin von Froburg, trat im J. 1279 in das Kloster Paradies bei Zürich und starb im J. 1281. Anselm's erste Kriegsthaten fallen, so weit unsere Nachrichten reichen, in das Jahr 1278; denn nach Luck's Annalen leisteten in dem genannten Jahre drei jüngere Herren von Rappoltstein, also vermuthlich Ulrich, Anselm und Hermann (vgl. die Urkunde König Rudolf's vom 17. December 1280), dem Könige Rudolf Zuzug gegen König Ottokar von Böhmen. Durch den Tod seines Oheims Ulrich (III.), des damals regierenden Herrn (er starb am 11. April 1283), und durch das bald darauf erfolgte Hinscheiden zweier Brüder (Ulrich und Hermann, die im J. 1283 als bereits gestorben genannt werden) wurde er nahezu einziger Erbe des gesammten Rappoltsteinschen Besitzes, denn außer zwei entfernteren Verwandten, Hermann und Ulrich, die als einer Seitenlinie angehörend, kaum erbberechtigt waren, lebten nur noch ein jüngerer Bruder Anselm's, Heinrich, und ein Sohn seines älteren Bruders, gleichfalls Heinrich mit Namen, beide noch minderjährig. So führte er eine Zeit lang das Regiment allein. Die Colmarer Annalen und die Colmarer Chronik, die einzigen Quellen, welche ausführlicher von ihm handeln, berichten von mancherlei Fehden, die er kühnen Muthes ausfocht. So überfiel er im März 1287 das Städtchen St. Pilt und steckte es in Brand; dann zog er mit seiner Kriegsschaar über die Vogesen, brannte 120 Dörfer nieder und verwüstete die ganze Gegend. Der Anlaß dieses Zuges ist jedenfalls in Zwistigkeiten Anselm's mit dem Herzoge Friedrich III. von Lothringen zu suchen, doch lassen uns die Nachrichten darüber völlig im Stich. Kaum aber war er nach Hause zurückgekehrt, so ließ ihn König Rudolf durch seinen Vogt Hartmann von Baldeck in seiner Feste Rappoltstein belagern. Der Colmarer Chronist berichtet, daß A. durch die entschiedene Weigerung, seinen Verwandten Antheil an der väterlichen Erbschaft zu gewähren, den König, nachdem dessen gütliche Ueberredungsversuche gescheitert seien, zu diesem Entschlusse gedrängt habe. Die Belagerung verlief ohne Resultat: Oberbergheim wurde niedergebrannt, und die umliegenden Saatfelder und Rebgelände wurden verwüstet, aber weil Hartmann von Baldeck bei seiner Schaar, die aus Bürgern von Colmar, Kaisersberg und anderen benachbarten Städten bestand, nicht den rechten Eifer bemerkte, hob er nach drei Tagen die Belagerung auf. Nun suchte A. sich des Schutzes der benachbarten Herren zu versichern, was ihm auch, da König Rudolf nicht dagegen war, bei mehreren gelang. Dem (Burchard?) Herrn von Horburg aber, der sich nicht mit ihm einlassen wollte, verbrannte er mehrere Dörfer. Jetzt entschloß sich König Rudolf, selbst A. in seiner Burg Rappoltstein zu belagern; aber auch er erreichte nichts, denn auf die Kunde von einem gegen ihn selbst geplanten Mordanschlage ließ er nach wenigen Tagen davon ab. Hartmann von Baldeck mußte in Gemar ein Blockhaus errichten, um dadurch für später die Belagerung zu erleichtern; Zellenberg aber, welches damals im Besitze der Horburger war, erhielt eine Besatzung von fünfzig Reitern, welche jegliche Zuführung von Lebensmitteln und sonstigen Bedürfnissen für die Burg Rappoltstein verhindern sollten. Ein Angriff, den darauf Anselm gegen Zellenberg unternahm, wurde durch einen Ausfall des Herrn von Horburg erfolgreich abgewehrt. Anselm aber holte sich von seinem Verwandten Heinrich von Blankenberg (Blamont) Verstärkungen und brachte durch einen bei Sigolsheim gelegten Hinterhalt die dortigen Herden und deren Besitzer sowie auch einige Leute des Horburgers, die zur Befreiung herbeigeeilt waren, in seine Hände, die Gefangenen aber, 130 an der Zahl, gab er erst gegen ein

Lösegeld von 2000 Mark frei. Am 1. April 1288 wurde auf dem Colmarer Tage von König Rudolf, dem Bischof Konrad von Straßburg, den Straßburger Bürgern und den Herren des Landes ein Landfriede beschworen. Auch eine mündliche Auseinandersetzung über die Mitberechtigung der Verwandten Anselm's mag erfolgt sein: Anselm's Bruder Heinrich urkundet seit Ende des Jahres 1288 mit. Bis zum Tode Rudolf's von Habsburg gab es für Anselm friedlichere Zeiten: einen Angriff des Grafen v. Veldenz im Herbste 1290 wehrte er siegreich ab. In diese Zeit fällt auch Anselm's Vermählung mit Elisa, der Tochter seiner Muhme Bertha von Rappoltstein und des (im J. 1290 bereits verstorbenen) Grafen Sigbert von Wörth (siehe Witthumsverschreibung vom 7. Juni 1290). Nach dem Hinscheiden des Königs Rudolf wurde Anselm's Schwert wieder lockerer in der Scheide: Im J. 1291 griff er den Unterlandvogt Kuno v. Bergheim, mit dem er früher in gutem Einvernehmen stand, in seiner Feste Sermersheim an, wurde indes zur Flucht gezwungen; im J. 1292 wurde er von Straßburger Bürgern gefangen genommen (4. Juni) und mußte am 3. November desselben Jahres eine ewige Sühne mit der Stadt Straßburg beschwören. Die letzterwähnte Fehde war privater Natur; wie weit sich dies auch von der ersteren sagen läßt, muß dahin gestellt bleiben. Ein dritter und furchtbarerer Kampf aber, der im Herbst 1293 ausbrach und nicht nur das ganze rappoltsteinische Gebiet durchtobte, sondern auch die Stadt Colmar in Mitleidenschaft zog, ist wol ebenso auf seine Lust zu Abenteuern wie auf seine Abneigung gegen König Adolf zurückzuführen; denn daß der habsburgisch gesinnte Bischof Konrad von Straßburg mit 200 Streitern zur Hilfe heranzog, und daß des Bischofs Bruder Friedrich (v. Lichtenberg) in der Stadt Colmar weilte und später den Rappoltsweilern Hilfe bringen wollte, läßt wol keine andere Deutung zu. Auf welche Weise aber A. den Groll des Königs auf sich lud — die Colmarer Chronik sagt allerdings, er habe seinen Bruder und seinen Neffen ihres Antheils an der Herrschaft berauben wollen, was doch kaum zu glauben ist — wissen wir ebenso wenig, wie wir mit Bestimmtheit sagen können, ob des Königs ganz außerordentliche Rüstungen mehr dem fehdefrohen Rappoltsteiner oder der Stadt Colmar galten. Ich für meinen Theil neige zu der Ansicht, daß Colmar nur durch die Ränke seines Schultheißen Walther Rösselmann hinein verwickelt wurde, und daß Anselm, dem jener am 10. September 1293 die Stadt übergab, der Mittelpunkt der kriegerischen Bewegung war. Denn gegen dessen Gebiet ist der erste Angriff des Königs gerichtet, und erst nachdem dieser nahezu vierzehn Tage nutzlos vor Rappoltsweiler gelegen (16. bis 28. September), rückt er vor Colmar — vermuthlich weil er inzwischen Kunde von Anselm's Aufenthalt erhalten hat. Als aber sodann etwa einen Monat später durch Verrath der ärmeren Bürger Colmar's Thore dem Könige geöffnet, Anselm aber und sein Verbündeter Walther Rösselmann ihm als Gefangene übergeben sind, da zieht er wiederum ins Rappoltsteinische und erobert nach mehrtägiger Belagerung Gemar. Colmar erhielt keine Strafe. Die Gefangenen des Königs wurden — Anselm mit Ketten belastet zu Pferde, Walther Rösselmann auf einem Rade sitzend zu Wagen — eine Zeit lang im Triumphe herumgeführt, dann auf der Feste Achalm internirt. Erst im Februar 1296 und zwar, wie Trithemius berichtet, nach Vergeiselung seiner Söhne soll Anselm seiner Haft entlassen worden sein. Auch wird berichtet, daß König Adolf die Herrschaft Rappoltstein in drei Theile getheilt und Anselm's Antheil, Gemar nebst Zubehör, zu seinen Händen genommen habe. Ob dem wirklich so ist, läßt sich nicht ermitteln. Jedenfalls müßte, da um das Jahr 1298 Anselm und sein Bruder Heinrich sich über die Theilung ihrer Rechte in Gemar einigten, die Confiscation, wenn sie erfolgt ist, rückgängig gemacht sein. Von da an ist nichts Besonderes mehr über Anselm

zu melden. Er übte die Rechte eines Seniors des Geschlechts und suchte im J. 1298 (19. August) alle weiteren Erbstreitigkeiten durch einen Theilungsvertrag abzuschneiden: dem jüngeren Heinrich wurde die Herrschaft Hohenack zugewiesen, während Anselm und sein Bruder Heinrich die Herrschaft Rappoltstein unter sich theilten; diesem ersten Vertrage folgte im J. 1302 (3. Juli) die Theilung des Marktes von Rappoltsweiler und im J. 1303 (7. Januar) die Theilung der beiderseitigen Mannen. Streitigkeiten, die sich trotzdem zwischen den beiden Brüdern erhoben, wurden durch Schiedssprüche beigelegt (Urkk. vom 19. Februar 1306 und vom 13. November 1309). Mit den Habsburgern scheint A. stets im besten Einvernehmen gestanden zu haben. Directe Beziehungen zu König Albrecht sind kaum nachzuweisen; Herzog Leopold von Oesterreich machte ihn im J. 1308 (17. September) zu seinem Burgmann in Ensisheim. Unter seinen sonstigen Lehensbeziehungen sind die zum Herzog von Lothringen und zum Bischof von Metz hervorzuheben. Anselm starb um 1311 (am 12. August des genannten Jahres wird er zuletzt als lebend erwähnt). Von seinen Söhnen wählten Ulrich († vor 1346) und Egenolf den geistlichen Stand, seine Tochter Lucia vermählte sich mit Burchard von Horburg. In der Herrschaft aber folgte ihm der älteste Sohn Johannes, Herr „von der Hohen Rappoltstein", der vor dem 8. December 1337 mit Hinterlassung einer Tochter (Katharina mit Simon von Hattstatt vermählt, † vor 4. August 1355) und zweier Söhne verschied. Mit den letzteren, Johannes und Anselm († vor 29. August 1341) erlosch der Mannesstamm der Anselmischen Linie. Anselm's unerschrockener Muth und rasches Handeln haben ihm bei der Mit- und Nachwelt den Beinamen des Kühnen verschafft. Wenn man ihn aber als einen der hervorragendsten Bandenführer des Elsaß bezeichnet (Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, Bd. II, 544), so scheint mir dieses Urtheil etwas zu hart; zwar berichtet die Colmarer Chronik, daß er meistens 30 verwegene Schützen in seinem Geleite gehabt habe, und daß er mehrfach die Aeußerung gethan habe, einen Knecht, der ein Gewissen habe, könne er nicht brauchen, aber gleichwol glaube ich, daß er um nichts besser, aber auch um nichts schlechter war, als irgend einer seiner rauflustigen Zeitgenossen. K. Albrecht.

Rappoltstein: Bruno von R., gewöhnlich Herr von der Hohen Rappoltstein, um 1330 geboren (im J. 1344 war er noch unter seinen Jahren, und im Jahre 1386 schätzte ihn ein Notar von Arras auf 50 bis 60 Jahre), † Mitte Mai 1398. Sein Vater, Johannes von Rappoltstein, „Herr in der Oberstadt", der älteste Sohn von Anselm's (II.) jüngerem Bruder Heinrich, starb im J. 1362; seine Mutter Elisabeth von Geroldseck-Lahr war schon am 7. Februar 1341 verstorben. Die Ehe Beider war reich mit Kindern gesegnet. Die Urkunden nennen fünf Söhne (Johannes, Ulrich, Heinrich, Bruno und Hugo) und vier Töchter (Sophia, Elsa oder Elisabeth, Adelheid und NN., Gemahlin des Theobald von Blankenberg); Sophia und Elsa sowie Heinrich und Hugo wählten den geistlichen Stand. Durch den Tod von Anselm's Söhnen und Enkeln und von Anselm's kinderlosem Neffen Heinrich (er starb im J. 1351) wurde der gesammte, seit 1298 getheilt gewesene Besitz auf Johannes von der Oberstadt und seine drei weltlichen Söhne Johannes, Ulrich und Bruno vererbt. Die Verwaltung der Güter war lange Zeit eine gemeinschaftliche, anfangs unter dem Seniorat des älteren Johannes bis zu dessen Tode (im J. 1362) und dann noch bis zum Tode des jüngeren Johannes (im J. 1368). In den Urkunden wird Bruno von 1351 bis 1358 (24. März) vielfach im Verein mit seinen Brüdern, nie allein erwähnt. Von da an bis gegen Ende des Jahres 1360 begegnet uns sein Name nirgends, woraus ich schließen möchte, daß er in der Zwischenzeit sich mit Johanna von Blankenberg (Blamont)-Magnières, der Wittwe Heinrich's von Faucogney, ver-

mählt hat und durch die Verwaltung ihrer in Lothringen, Burgund und in der Champagne gelegenen Besitzungen von den Rappoltsteinischen Landen fern gehalten worden ist: wenigstens trifft er unter dem 27. October 1360 Abmachungen in Betreff Blamont'scher Besitzungen. Auch macht seine Mitbetheiligung an dem großen, im März 1361 auf zwei Jahre geschlossenen Landfrieden für die Herzogthümer Lothringen, Luxemburg und Bar sowie seine im J. 1362 erfolgte Belehnung mit ausgedehnten, bisher nicht besessenen Lehen durch den Lothringer Herzog Johannes I. es äußerst wahrscheinlich, daß damals seine Interessensphäre mehr jenseits der Vogesen lag. Im folgenden Jahre diente er mit zwanzig Gleven dem genannten Herzog in einer Fehde gegen den Grafen von Vaudémont und den mit diesem verbündeten Bandenführer Arnaut de Cervolle, gewöhnlich „der Erzpriester" genannt; er erhielt dafür ein Dienstgeld von 2000 Gulden. Sechs Jahre später finden wir Bruno im Gefolge des Herzogs Philipp von Burgund, Bruders von König Karl V. von Frankreich: mit fünfzig Pferden erschien er in Gent und wohnte den Festlichkeiten bei, welche sich an die Vermählung des Herzogs mit Margaretha, der Erbtochter des Grafen Ludwig von Flandern, anschlossen. Dann begleitete er Philipp nach Paris und brach mit ihm am 15. Juli nach Rouen auf, wahrscheinlich um sich an der Landung in England zu betheiligen, zu deren Leitung der burgundische Herzog von seinem königlichen Bruder ausersehen war. Da aber die Ausführung dieses Planes unterblieb, weil Herzog Heinrich von Lancaster mit großer Heeresmacht in Calais landete (Mitte August des Jahres 1369), begleitete B. den Herzog Philipp in das Lager, welches dieser bei Tourneheim dem englischen Heere gegenüber bezog. Später, als Philipp, ohne daß es zu einem ernsteren Zusammenstoße gekommen wäre, den Rückzug antrat (12. September), ließ er Bruno mit andern Rittern und Knechten in Abbeville an der Somme als Besatzung zurück; aber wenige Wochen darauf wurde dieser, als er nebst acht andern Rittern den Commandanten der Stadt, Hugo von Chatillon, auf einem Erkundungsritte begleitete, durch einen Hinterhalt, den Nikolaus v. Löwen jenem gelegt hatte, mitgefangen und mußte nun dem englischen Heere, welches gerade von einem bis über Dieppe hinaus ausgedehnten Verwüstungszuge zurückkehrte, nach Calais folgen, wo er sich nach mehrmonatlicher Gefangenschaft durch ein erhebliches Lösegeld loskaufte. Wann er nach dem Elsaß zurückkehrte, wissen wir nicht; das erste sichere Zeugniß dafür, daß er wieder auf deutschem Boden weilte, ist vom 23. April 1370 datirt. Von nun an tritt Bruno in seinem Stammeserbe mehr in den Vordergrund. Er und sein älterer Bruder Ulrich waren jetzt die einzigen Inhaber der gesammten Rappoltsteinischen Herrschaft: sie hatten dieselbe nach dem Tode ihres ältesten Bruders (1368) getheilt. Aber beide wurden gleichermaßen von der Sorge um die Zukunft gequält; denn Ulrich hatte aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Herzlaude von Fürstenberg nur eine Tochter, Herzlaude, aus seiner zweiten Ehe mit der Herzogin Margaretha von Lothringen gar keine Kinder, und Bruno seinerseits mußte, nachdem ihm seine Gemahlin Johanna von Blankenburg-Magnières drei Töchter (Elisa, Johanna und Isabella) geboren hatte, die Hoffnung auf männliche Nachkommenschaft allgemach aufgeben. Vom Straßburger Bischof und von den österreichischen Herzogen war die Genehmigung zur Erbfolge der Töchter, vermuthlich durch Ulrich's Bemühungen, unter dem 18. Mai bezw. 2. October 1369 bereits erlangt; schwieriger aber war es, die gleiche Vergünstigung für den eigentlichen Kern der Herrschaft, für die Baseler Lehen, zu erwirken. Dieser Aufgabe unterzog sich nun Bruno mit regem Eifer, und als er nach mancherlei Bemühungen im J. 1371 (17. Juni) sich die Zustimmung des Baseler Bischofs gesichert hatte, reiste er — wol im Bewußtsein, daß dieser im Widerspruche mit der von ihm beschworenen Lehensconstitution der Baseler

Kirche gehandelt habe — zweimal nach Avignon zum Papst Gregor XI., bei dem er denn auch schließlich die Bestätigung der betreffenden Urkunden durchsetzte (7. Mai 1372). Endlich aber war Bruno es auch, dem Kaiser Karl IV. als oberster Lehnsherr die feierliche Confirmation der von der Straßburger Kirche, von den österreichischen Herzogen und vom Baseler Bischof gewährten Verwilligungen ertheilte: das betreffende Instrument wurde am 5. Februar 137[illegible] ausgefertigt. Daß es dabei nicht ohne die damals üblichen Geschenke zur Erwirkung günstiger Bescheide abgegangen ist, können wir uns wol denken, wenn Bruno selbst berichtet, die Reisen nach Basel, nach Avignon und an das kaiserliche Hoflager hätten ihm mehr denn 14 000 Gulden gekostet. Wenige Monate bevor Kaiser Karl IV. seine Zustimmung gab, war Bruno's Bruder Ulrich gestorben, und dessen einzige Tochter hatte den von ihrem Vater besessenen Theil der Herrschaft, Hohenack, Groß-Rappoltstein und die Oberstadt umfassend, übernommen. Ihre im J. 1378 erfolgte Vermählung mit dem Grafen Heinrich von Sarwerden zog ihrem Oheim Bruno mancherlei Unannehmlichkeiten zu. Herzlaude nämlich, welche durch Vertrag vom 9. December 1372 — etwa 13 Jahre alt — mit dem damals elfjährigen Grafen Hans IV. von Habsburg-Laufenburg verlobt worden war, hatte noch bei Lebzeiten ihres Vaters die vollständige Impotenz ihres Verlobten erkannt und den Verkehr mit ihm gemieden; ihr Vater aber hatte auf dem Todbette als letzten Willen ausgesprochen, daß die Ehe nur vollzogen werden dürfe, wenn Graf Hans zuvor seine Mannheit unwiderleglich kund thue. Diesen Beweis aber konnte oder wollte derselbe nicht erbringen, und so vermählte sich denn Herzlaude mit dem Gatten, den ihr Ulrich eintretenden Falls bestimmt hatte. Seitdem verfolgten Graf Rudolf von Laufenburg und sein Sohn Hans das Rappoltsteinische Geschlecht in der rücksichtslosesten Weise: denn nicht nur, daß sie überall verbreiteten, Graf Heinrich von Sarwerden lebe mit Herzlaude in wilder Ehe, und Bruno habe seine Nichte um 12 000 Goldgulden verkauft — diese Summe hatte er als rückzahlbares Darlehen laut Urkunde vom 4. Juli 1378 erhalten —, sondern er erwirkte auch gegen Bruno (wegen Nichterfüllung des Verlöbnißvertrages? — die betreffende Stelle ist leider arg corrumpirt) die Reichsacht. Diese wurde am 26. Februar 1379 von König Wenzel ausgesprochen, am 19. Juli desselben Jahres vom Hofgericht zu Rottweil, am 25. August des gleichen Jahres vom Landgericht zu Nürnberg und endlich am 8. März 1380 vom Hofrichter zu Nürnberg bestätigt. Dann aber erließ König Wenzel unter dem 8. Juni 1380 an den Landrichter zu Nürnberg die Weisung, Bruno aus dem Achtbuche zu streichen, weil Graf Rudolf denselben zu einer Zeit in die Acht gethan habe, wo beide Theile sich vereinbart hätten, vor Herzog Wenzel von Brabant, Luxemburg und Limburg ihr Recht zu nehmen. Ob eine Austragung des Streites erfolgt ist, oder ob die Sache schließlich eingeschlafen ist, wissen wir nicht; daß aber Graf Rudolf von Laufenburg zähe an seinem vermeintlichen Rechte festgehalten hat, beweisen zwei auf seinen Wunsch von dem Hofgericht zu Prag ausgestellte Urkunden vom 8. October 1382, deren eine die Bestätigung sämmtlicher Achtbriefe, die andere aber die Erklärung enthält, daß durch die Verweisung der Angelegenheit vor Herzog Wenzel von Brabant dem Kläger keine Schädigung seines Rechts erwachsen solle. Graf Hans jedoch, der sogar Meuchelmörder gegen Bruno ausgeschickt haben soll, nöthigte durch seine immer wieder erneuerten Verdächtigungen und Verleumdungen den Grafen Heinrich von Sarwerden dazu, daß er im J. 1393 von Papst Bonifacius IX. die Erklärung erwirkte, seine Ehe mit Herzlaude sei rechtsgiltig und legitim. Für Bruno entspann sich im J. 1384 ein weiterer Handel, der ihn wiederum in des Reiches Acht brachte. John Harleston, ein englischer Ritter, der in den Kämpfen zwischen England und Frankreich eine hervorragende Rolle gespielt und [illegible]

seinen Plünderzügen die Blamont-Rappoltsteinischen Güter sowol in der Champagne als auch in Burgund heimgesucht hatte, gerieth in dem erwähnten Jahre, als er in Gesellschaft eines Priesters und zweier Edelknechte eine Wallfahrt nach Loreto angetreten hatte, mit seinen Begleitern in Bruno's Gefangenschaft und versprach ein Lösegeld von 30 000 Franken. Da dieses aber nur zum geringsten Theile gezahlt wurde, blieb Harleston Jahre lang Bruno's Gefangener, und alle Bitten und Aufforderungen, ihn freizugeben, von welcher Seite sie auch kommen mochten, fanden kein Gehör. Die Stadt Straßburg, deren Bürger Bruno seit dem 2. October 1383 war, und die vom englischen Königspaare und in dessen Auftrage vom Papst Urban VI. sowie von dem Herzog Johannes von Luxemburg angegangen wurde, Bruno zur Freilassung seines Gefangenen anzuhalten, machte zwar den Versuch, dem ihr kundgethanen Wunsche nachzukommen; aber da Bruno sein gutes Recht in beredter Weise nachwies, so beruhigten Meister und Rath ihr Gewissen, indem sie erklärten, der Handel gehe sie nichts an, denn die Zwistigkeiten, um deren willen der englische Ritter gefangen sei, reichten in eine Zeit zurück, da Bruno das Straßburger Bürgerrecht noch nicht besessen habe, und sie hätten daher ihren Bürger nicht zu zwingen. Eine ebenso lautende Erklärung gaben sie, wie es scheint, im Juni des Jahres 1387 dem Landvogte Stislaw von der Weitenmühlen, der in König Wenzel's Auftrage nach Straßburg kam, um sie zu einem entschiedenen Vorgehen in der Sache aufzufordern. Nicht minder hartnäckig war der Widerstand, mit welchem Bruno allen Ermahnungen Wenzel's begegnete. Diesen Widerstand schreibt man wol nicht mit Unrecht dem eigenthümlichen Dienstverhältniß zu, in welches er zu König Karl VI. von Frankreich getreten war (Urkunden vom 28. September 1386): für eine Summe von 8000 Franken in Gold hatte er sich anheischig gemacht, dem Könige von Frankreich beizustehen gegen den König von England und selbst im Nothfalle gegen den römischen König, seine Burgen und Schlösser für größere oder kleinere Besatzungen zu öffnen, etwaige Gefangene nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs freizugeben u. s. w. Den gefangenen Harleston, der von 1384 bis Anfang 1387 auf Hoh-Rappoltstein internirt gewesen war, ließ Bruno nach Burgund verbringen, wo derselbe unter der Aufsicht des Marschalls Guy de Pont gegen Ritterwort in freier Haft lebte: er hatte sich verpflichtet, nicht zu entfliehen und selbst wenn er von seinen Freunden befreit würde, binnen acht Tagen in die Gefangenschaft zurückzukehren. Schließlich aber verlor König Wenzel die Geduld; im J. 1388 (genaueres Datum unbekannt, doch jedenfalls vor dem 27. August) wurde Bruno in die Acht gethan, und im J. 1390 traf dasselbe Schicksal auch die Stadt Straßburg, angeblich weil sie den an sie ergangenen Weisungen, die Freigebung zu erwirken, nicht nachgekommen war. Straßburg knüpfte nun Unterhandlungen an, um die Lösung von der Acht zu erreichen, aber alle Bemühungen scheiterten an den Intriguen, die am Hofe des Königs wider die Stadt geschmiedet wurden. Glücklicher dagegen war Bruno, der durch Losgabe seines Gefangenen (1391?) nicht nur die Achtstilgung, sondern auch — gerade so wie nach der früheren Zurücknahme der Acht — neue königliche Vergünstigungen erlangte (1392, 31. März und 1. April). Zwischen ihm und der Stadt Straßburg hatte sich allmählich ein sehr gereiztes Verhältniß entwickelt. Bruno, der sich in beständiger Geldverlegenheit befand, hatte bei der Stadt sowie bei einzelnen Bürgern derselben große Geldsummen aufgenommen und war mit Entrichtung der Zinsen im Rückstande geblieben. Infolge dessen hatte er sich am 28. Februar 1388 verpflichtet, sämmtliche Zinsen bis zum 24. Juni desselben Jahres zu zahlen, widrigenfalls solle die Unterstadt Rappoltsweiler bis zur Zinstilgung an Meister und Rath von Straßburg übergeben werden. Die Zahlung unterblieb, und so übernahmen Abgeordnete des Straß-

burger Raths (wahrscheinlich zu dem angegebenen Termine, ein sicheres urkundliches Zeugniß besitzen wir erst vom 6. October 1388) die Verwaltung der erwähnten Stadthälfte, am 6. März 1389 schlossen sie sogar mit der Oberstadt und dem Gebieter derselben, dem Grafen Heinrich von Sarwerden, einen Vertrag, betreffend das Verhältniß der beiderseitigen Einwohner. Diese Besetzung aber, trotzdem sie auf Grund feierlich beschworener Abmachungen erfolgte, versetzte Bruno in die äußerste Erbitterung: er knüpfte mit einigen Bürgern der Unterstadt verrätherische Verbindungen an und verdrängte mit deren Hilfe die Straßburger Verwalter (wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1390). Natürlich entspann sich aus diesem groben Vertragsbruche große Feindschaft; die Straßburger suchten Bruno, wo es nur ging, zu schädigen, und sie konnten ihm um so empfindlicher beikommen, da einer der Ihrigen, Heinrich von Müllenheim, seit dem 22. Juni 1387 Gemar als Pfand inne hatte. Bruno seinerseits schloß sich der Verschwörung derjenigen Grafen und Herren an, welche wie er den Straßburgern große Beträge schuldeten und durch einen Angriffskrieg die Tilgung dieser Schuldsummen zu erreichen, bezw. großen Gewinn zu machen hofften. Unter dem Vorgeben, sie wollten Straßburg wegen der Reichsacht belangen, schaarten sich unter dem Banner des Landvogts Borsiboy von Swinar der Straßburger Bischof Friedrich von Blankenheim, der Markgraf Bernhard von Baden, Graf Eberhard von Württemberg, Bruno von Rappoltstein und viele andere Grafen und Herren mit etwa 2000 Gleven. Das Land im Umkreise der Stadt wurde verwüstet, die Stadt selbst, die sich gut mit Vorräthen versehen hatte, litt wenig Schaden, trotzdem die feindlichen Heerhaufen fünf Monate lang vor derselben lagen (vom 8. September 1392 bis 18. Februar 1393). Aber die eigennützigen Hoffnungen, mit denen sich die Angreifer getragen hatten, wurden zunichte gemacht. Am 1. Januar 1393 erließ König Wenzel den Befehl, daß alle Kriege zwischen der Stadt und den Belagerern aufhören sollten; zwei Tage später gab er dem Bamberger Bischof Lamprecht, dem Kanzler Johannes, Bischof von Kamin, und dem Landvogt Borsiboy Vollmacht zwischen den Fürsten und Herren einerseits und der Stadt Straßburg andererseits alle Streitigkeiten beizulegen. Hierauf erfolgte am 4. Februar die feierliche Zurücknahme der Acht, und am 24. Februar beschworen die Fürsten und Herren zu Hagenau den Frieden. Die vom Könige angeordnete Regelung der zwischen den Einzelnen schwebenden Streitsachen verzögerte sich aus mancherlei Gründen, und es wurden nach und nach folgende Termine bestimmt, aber immer wieder aufgeschoben: 1393, 11. Mai, 8. Juni, 29. Juni, 28. October; 1394, 2. Februar und 1. Mai. Auch der letztgenannte Tag scheint nicht abgehalten zu sein; da jedoch seitdem die Angelegenheit nicht wieder berührt wird, gewinnt es ganz den Anschein, als wären alle sonstigen Zwistigkeiten bereits gütlich geschlichtet und gerichtet, mit einziger Ausnahme des Handels wegen der Pfandschaften Rappoltsweiler (Unterstadt) und Gemar; denn auch letzteren Ort hatte Bruno sich kurz vor Ausbruch des Krieges und vor Absendung des Fehdebriefes widerrechtlich angeeignet (24. August 1392). Nun war zwar bei der ersten Hinausschiebung des Schiedstages (Urkunde vom 14. März 1393) ausdrücklich hervorgehoben, daß Rappoltsweiler und Gemar bis zur rechtlichen Entscheidung in Bruno's Händen verbleiben sollten, aber diese Entscheidung blieb eben aus, da Bruno sie auf jede Weise zu hintertreiben bemüht war. Endlich entschloß sich denn die Stadt Straßburg, in ehrlicher Fehde ihr und ihrer Bürger Eigenthum wieder zu gewinnen. Fehdebriefe wurden zwischen beiden Parteien gewechselt: auf Straßburgs Seite standen der Markgraf Hans von Hachberg, der Graf Johannes von Salm und eine große Zahl von Rittern und Knechten, für Bruno erklärten sich Graf Heinrich von Montfort, der Stülinger Landgraf Hans von Lupfen u. A. Allem Anscheine nach sollte

der Angriff Mitte October 1394 erfolgen, denn Meister und Rath von Straßburg forderten den Herzog von Oesterreich auf, ihnen wegen des Krieges mit dem Rappoltsteiner vom 13. October an die vertragsmäßig gelobte Oeffnung seiner Festen und Schlösser zu gewähren, und dementsprechend ermahnte der Herzog unter dem 17. October die Bürger von Oberbergheim, daß sie den Straßburgern, falls diese es begehrten, ihre Stadt öffneten. Aber den schon begonnenen Feindseligkeiten machte ein geharnischtes Verbot König Wenzel's (vom 11. November 1394) ein Ende. Von Neuem kam es zu Verhandlungen, die durch Bruno's Ausflüchte ohne jegliches Resultat verliefen: wo und vor wem auch immer getagt wurde, stets wiederholten sich dieselben theilweise ganz absurden Recriminationen des Beklagten, wofern er es nicht vorzog, den angesagten Tag zu versäumen. Bruno, im Stillen sich stützend auf Wenzel's Gunst, die sich in der Verleihung wichtiger Vorrechte (Befreiung vom Landgericht, die Erlaubniß, silberne Pfennige zu prägen u. s. w.) kund that, wollte nicht im Geringsten nachgeben, so daß der Rath von Straßburg, nachdem er wiederum zwei Jahre lang an der Nase herumgeführt worden, von neuem Fehde ansagte und ins Feld zog. Am 12. October 1396 rückten die Straßburger unter Thomas von Endingen's Führung in Oberbergheim ein, Tags darauf erhielt Bruno den Absagebrief, und von da an wurde Gemar energisch beschossen: die Einwohner aber setzten sich muthig zur Wehr und tödteten mehrere Leute von der Belagerungsmannschaft. Eine Zeit lang schien es, als solle diese Fehde größere Ausdehnung gewinnen, denn für beide Theile war von gewichtiger Seite Zuzug in Aussicht gestellt, bezw. schon unterwegs. Aber inzwischen wurde Bruno mürbe. Für den 27. und 28. October und dann wieder für die Zeit vom 29. October Mittags bis zum 30. Abends suchte er durch den Grafen Heinrich von Sarwerden Waffenstillstand nach, und diesem folgte dann — Dank der Vermittlung des Herzogs Leopold von Oesterreich — die Einstellung der Feindseligkeiten. Leopold übernahm der Stadt Straßburg gegenüber die Garantie, daß sämmtliche Summen, die Bruno ihr schuldete, durch Theilzahlungen gedeckt würden. Bei den Verhandlungen, die am 3. November zum Abschlusse gelangten, hatte man einen ungefähren Anschlag von 13 000 Gulden Hauptschuld und 8000 Gulden verfessener Zinse zu Grunde gelegt; doch erwies sich derselbe bei genauerer Berechnung als um mindestens 4000 Gulden zu niedrig gegriffen. Bruno verpflichtete sich, alljährlich zur Lichtmesse 3000 Gulden zu entrichten, bis die Hauptschuld getilgt sei, und dann zum selben Termin jährlich 1500 Gulden, bis auch die aufgelaufenen Zinsen gedeckt seien; für den Fall aber, daß er diesen Verpflichtungen nicht nachkäme, gab er dem Herzog Leopold zur Sicherstellung die Unterstadt Rappoltsweiler, Burg und Stadt Gemar, die Landsburger Pfandschaft, ein Drittel von Ammerschweier, den Zehnten zu Kienzheim, sowie den Kirchensatz zu Breisach und Reichenweier, kurz: Alles, was ihm von der Herrschaft Rappoltstein gehörte. Seitdem führte Bruno ein etwas ruhigeres Leben, vor Allem war er auf die Regelung seiner Schuldverhältnisse bedacht. Im Herbst 1397 war er, wie wir aus einem Briefe des österreichischen Herzogs erfahren, sehr leidend, und am 13. oder 14. Mai 1398 endete der Tod sein bewegtes, unruhvolles Leben. Er hatte alle seine Geschwister überlebt, denn seine Schwester Elisabeth, Aebtissin von Erstein, war ebenso wie der Graf Heinrich von Sarwerden, der Gemahl seiner Nichte Herzlaude, im J. 1397 gestorben. Nach dem Tode seiner Gemahlin Johanna von Blankenberg-Magnières (um 1380) hatte sich Bruno (um 1381) mit Anna oder Agnes — beide Namen kommen in den Originaldocumenten vor — von Granson vermählt, die ihm in etwa elfjähriger Ehe drei Söhne, Smaßmann, Johannes und Ulrich, und eine Tochter schenkte. Letztere war schon im November 1396 mit Hans Ulrich vom

Hufe verheirathet. Von den damals noch minderjährigen Söhnen pflanzte nur Smaßmann später das Geschlecht fort, und dieser war es auch, der den gesammten Herrschaftsbesitz wieder in seiner Hand vereinigte, denn da auch die Ehe, welche Herzlaude mit dem Landgrafen von Stülingen Hans von Lupfen einging, kinderlos blieb, fiel nach dem Tode des genannten Landgrafen ihr Herrschaftsantheil an das Rappoltsteinische Geschlecht zurück. Zur Zeit, da Bruno starb, lebten von den oben erwähnten drei Töchtern erster Ehe noch Johanna, Gemahlin Volmar's von Geroldseck (später des Grafen Egon von Kiburg), und Isabella, seit dem Jahre 1396 Wittwe Wilhelm's von Vergy. Beide zusammen mit Blancheflor, der Tochter ihrer vor dem 20. März 1377 verstorbenen Schwester Elisa und Burchard's von Finstingen, theilten im J. 1381 die ausgedehnten Besitzungen, welche ihre Mutter, Johanna von Blankenberg-Magnières, und ihre Tante, Margaretha von Blankenberg-Püttlingen, Wittwe des ohne Nachkommen verstorbenen Grafen Johannes von Salm des Jüngeren, in Lothringen, Burgund und in der Champagne hinterlassen hatten. K. Albrecht.

Raprechtswyl siehe **Albrecht**, Marsch. von Raprechtswil, Bd. I, S. 320.

Raron: Guiscard v. R. (Gischart, Widschart, Gitzhart)*), ca. 1360—1430, stammte aus einer Familie, welche ihren Ursprung auf die Normannen zurückführte und von Rhätien aus in das von Deutschen bewohnte obere Rhonethal gekommen sein soll. Ungefähr in der Mitte des langgestreckten Wallis, dessen unterer Theil damals noch zu Savoyen gehörte, stand die Burg Raron oder Raren, deren Namen sie trug. Im 13. Jahrhundert war das an Besitz und Macht wachsende freiherrliche Geschlecht auch auf der Nordseite der Berner Alpen begütert. Nicht blos locale Sagen, auch zuverlässigere Zeugnisse begründen die Annahme, daß einige Thäler des jetzigen Berner Oberlandes, so dasjenige von Frutigen und das der oberen Simmen, in eben jener Zeit ihre Bevölkerung vom Wallis her erhalten haben, und vielleicht waren es die Herren von Raron, welche zu diesen Ansiedelungen den Anlaß gegeben haben. Ein Ritter Peter von Raron besaß ca. 1285 die ausgedehnte Gerichtsherrschaft Mannenberg im Obersimmenthal, und noch später erscheint die Familie in engen verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem Adel dieser Gegenden. In eben dieser Zeit begannen wol auch ihre Beziehungen zu der Stadt Bern, wo sie zu Ende des 14. Jahrhunderts das Bürgerrecht besaßen. Im Wallis selbst wußten sie immer mehr den maßgebenden Einfluß auszuüben und die Macht an sich zu ziehen. Der politische Zustand dieses von allen Seiten von den höchsten Gebirgen eingeschlossenen Landes war ein höchst eigenthümlicher. Der Bischof von Sitten galt, gestützt auf eine angebliche Urkunde Karl's des Großen, zugleich als staatliches Oberhaupt, nannte sich Graf und Präfect des Wallis und regierte dasselbe durch einen sogenannten Landeshauptmann. Dabei hatte aber das arme und einfache Hirtenvolk sich weitgehende Freiheiten zu bewahren gewußt, die es nicht selten mit trotziger Widerspenstigkeit auch dem geistlich-weltlichen Hirten gegenüber geltend machte. Im J. 1393 wählte das Thal, — im Gegensatz zu einem vom Papste Bezeichneten — den Wilhelm (IV.) von Raron zum Bischof, und obwol derselbe den Zunamen „der Gute“ erhalten hat, nahm doch von da an die Stellung dieses Geschlechtes einen für die Volksfreiheit bedrohlichen Charakter an. Der mächtige Peter von R., Herr zu Einfisch (Aniviers) hatte vier Söhne; zwei derselben, Heinzmann und Petermann, kamen 1389 im Kriege gegen Savoyen um; die zwei anderen hießen Wilhelm und Guiscard. Wann dieser letztere

*) Diese letztere Form gebraucht der gleichzeitige Berner Chronist Justinger, vielleicht nach einem naheliegenden populären Wortspiel.

geboren worden, ist nicht zu ermitteln, jedenfalls war er nicht mehr jung zu der Zeit, in welcher er in der Geschichte des Landes hervortritt. In den Urkunden erscheint er von 1392—1424. Von Bischof Wilhelm, seinem Verwandten, wurde er, vielleicht schon 1393, zum Landeshauptmann und Verwalter der bischöflichen Güter gemacht, und er selbst erhob, als Jener starb, 1402 seinen Neffen, den erst 21jährigen Sohn seines Bruders Wilhelm, als Wilhelm V., als dessen Nachfolger, auf den bischöflichen Stuhl. Der Freiherr Guiscard, Herr zu Einfisch, wird geschildert als ein Mann von angebornem Stolze und hochfahrendem Wesen, welcher der Freiheit seines Volkes feind war. Er soll zweimal verehelicht gewesen sein, die erste Gattin läßt sich nicht nachweisen, die zweite war Margaretha v. Räzüns, Wittwe des Herrn Ulrich v. Mätsch, eine nahe Verwandte und Miterbin des letzten Grafen von Toggenburg, und es mochte diese Verbindung mit den edelsten Familien der eidgenössischen Lande dazu beitragen, daß der ehrgeizige Mann sich weit geschieden fühlte von dem Walliser Bergvolk. Auch den Bischof beherrschend, schien er sich nahezu fürstliche Gewalt anmaßen zu wollen. Was von seiner Verwaltung urkundlich feststeht, begründet kein schlimmes Urtheil über ihn; dagegen erregte er zuerst den Unwillen seiner Landsleute, als er 1410 den Bischof einen Bund mit dem Grafen von Savoyen eingehen ließ und dann, 1414, hierauf gestützt, dem Heere des Letztern des Landes Pässe öffnete, um das Eschenthal (Domo d'Ossola) einzunehmen, welches eben die Schweizer erobert, der Herzog von Mailand aber an Savoyen verkauft hatte. Wallis stand noch nicht im eidgenössischen Bunde, aber die Bevölkerungen waren nachbarlich eng befreundet; R. aber soll geäußert haben: „Wenn er damals gegen die Eidgenossen gestritten hätte, so müßte nicht Einer davon gekommen sein", und diese übermüthigen Worte erbitterten so sehr, daß die Eidgenossen bei den Bernern über ihren Bürger Klage führten und sich nur schwer beruhigen ließen. Daß R. im nämlichen Jahre den König Sigismund mit einer Schaar von Reisigen bei seinem Durchzuge durch das Wallis begleitete, wurde ebenso als ein Beweis seines Hochmuths ausgelegt, und endlich warf man ihm vor, daß er gegen Sitte und Recht des Landes verfallene Lehen für den Bischof eingezogen habe. Die Aufregung gegen den Landeshauptmann stieg, bis die Menge zu einer eigenthümlichen Landessitte griff, welche von altersher als Zeichen einer gewissermaßen legitimen Empörung galt. Eine Holzkeule, der man in groben Zügen die Form eines Menschenantlitzes gegeben, wurde auf öffentlichem Platze aufgestellt, als Symbol der unterdrückten Gerechtigkeit. Ein Wortführer erklärte im Namen dieser Figur, welchem Manne ihre Klage gelte; Jeder, der ihr zu helfen bereit war, schlug mit dem Hammer einen Eisennagel in das Holz als Zeugen seines Entschlusses, und dann wurde dasselbe vor das Haus des so Bezeichneten getragen. Man nannte dies „die Mazze". Als R. vernahm, daß er „gemazzet" werden sollte, verließ er das Land. Er begab sich zunächst nach Bern; hier lehnte man indessen jede Einmischung ab, da er durch Nichtbezahlung seiner Bürgersteuer seit 20 Jahren sein Bürgerrecht verloren habe. Er ging nach Freiburg, und dieses sandte einen Vermittler nach dem Wallis, welcher das Volk zur Ruhe brachte, R. aber zur Niederlegung seiner Landeshauptmannstelle bewog. Allein diese Uebereinkunft hatte keinen Bestand. Uebermacht und Uebermuth des R. gab neuerdings Anstoß, und noch im nämlichen Jahre 1414 sammelte sich wieder eine aufständische Schaar, zog vor Guiscard's Burgen zu Siders und zu Leuk, zerstörte dieselben und belagerte ein drittes Schloß des verhaßten Freiherrn, genannt Beauregard. Erst am 15. Juni 1415 kam neuerdings ein Ausgleich zu Stande, durch welchen die Walliser zwar ihrem Bischof wieder Gehorsam versprachen, R. selbst aber schwere Bedingungen auferlegten. Nur widerwillig beugte er sich, suchte aber sogleich wieder Beistand in Bern und verband sich, hier auch diesmal abgewiesen,

am 18. September 1415 mit dem Herzog von Savoyen, dem Herrn des untern Wallis. Der Herzog kam, nahm indessen nicht bloß Raron's Burgen ein, sondern ließ sich auch für des Bischofs Schloß zu Sitten huldigen. Dieser offenbare Landesverrath steigerte die Erbitterung aufs höchste, und als nun R. selbst die zu Abschluß einer Aussöhnung abgeordneten Landleute aus einem Hinterhalte mit Bewaffneten überfiel, da schwur das Land, Rache zu nehmen. Jetzt ließ der Herzog seinen Schützling im Stich; Guiscard verlor jedoch den Muth nicht; nachdem er seine Familie und seine Schätze in der letzten seiner Burgen in Sicherheit gebracht, begab er sich zum dritten Male nach Bern. Sein Unglück machte mehr Eindruck, als früher sein Glanz. Als er die Berner bat, ihn wieder als ihren Bürger anzuerkennen, und die Hoffnung aussprach: nachdem er Alles verloren, werde ihn das Eine wieder aufrichten, Berner zu sein, da widerstanden sie nicht länger und waren für R. gewonnen. Allein zu gleicher Zeit suchten die Walliser Hilfe bei einigen andern Kantonen der Eidgenossenschaft, boten ihnen die gemeinschaftliche Eroberung des Eschenthales an, auf einer Tagsatzung zu Luzern am 31. August 1416; und am 14. October schlossen Luzern, Uri und Unterwalden mit den obern Gemeinden des Wallis einen Bund, der gegen Savoyen, indirect aber auch gegen Bern gerichtet war. Die Einnahme des Eschenthales gelang, aber groß war die Gefahr für den innern Zusammenhalt des eidgenössischen Bundes, als auch die übrigen Theile des Wallis jenem Bunde beitraten, und bald auch von einigen Hitzköpfen ein gewaltsamer Einfall ins bernische Gebiet versucht wurde. Mit Mühe nur gelang es, den sofortigen Ausbruch eines Krieges zwischen den beiden Parteien zu hindern, obwol nun R. selbst ein eidgenössisches Schiedsgericht in der nach den Bundesverträgen üblichen Form anzuerkennen erklärte. Am 23. August 1417 brachte Bern die Sache wieder vor die Tagsatzung; aber ehe eine Vereinbarung zu Stande kam, mußte Raron's letzte Burg sich den Wallisern ergeben. Gattin und Kinder des Verbannten, nebst seinem Neffen, dem Bischof, erhielten mit ihrem Gesinde freien Abzug, auf Verwendung von Abgeordneten der Stadt Freiburg; doch die Burg wurde der Zusage zuwider zerstört. Die Flüchtlinge begaben sich nach Bern, das nun von Mitleid und Unmuth bewegt, ernstlich des Mitbürgers sich anzunehmen entschloß. Klagend wandte sich die Stadt an Wallis (9. November 1417) und an die Eidgenossenschaft. Der vertriebene Bischof erlangte vom eben versammelten Constanzer Concil die Proclamation des Interdicts über seine Diöcese, Guiscard selbst durchwanderte das Berner Land und wußte durch die Schilderung des erlittenen Unrechts die Bewohner gegen Wallis aufzureizen; und da die Unterhandlungen zu keinem Ziele führten, sammelte er schließlich freiwillige Schaaren aus den Hirten des Oberlandes und zog mit ihnen im Sommer 1418 zweimal über die Alpenpässe verwüstend ins Wallis. Vergebens forderte der König Sigismund die Walliser auf, ihrem vertriebenen Landvogt das Seinige wieder zu geben und den Entscheid eines Schiedsgerichtes sich gefallen zu lassen; vergebens wurden wiederholt Vermittlungsconferenzen abgehalten, am 27. Juli und 28. August 1418 in Luzern, am 15. September zu Meiringen im Berner Gebiet, am 19. October zu Einsiedeln; und ebenso vergeblich reisten die Boten der unparteiischen Kantone Zürich, Schwyz, Zug und Glarus bald nach Bern und bald in die Waldstätte: unbeugsam verlangten die Walliser, daß R. sich vor ihrem eigenen Gerichte stellen müsse, und die Waldstätte unterstützten diese Forderung in einer Weise, daß die Erbitterung zwischen Bern und seinen ältesten Verbündeten einen hohen Grad erreichte. Noch einmal griff R. zur Selbsthilfe, drang mit den ihm folgenden bernischen Anhängern ins Rhonethal und überfiel sogar die Hauptstadt Sitten, welche geplündert und zum Theil in Brand gesteckt wurde. Erst am dritten Tage ging er mit Beute beladen wieder zurück. Nur

schwer konnte die bernische Regierung abgehalten werden, selbst den Krieg zu eröffnen. Doch der Winter brach ein, und endlich am 2. Mai 1419 trat ein Schiedsgericht der unparteiischen Kantone zusammen. Sein Entscheid lautete günstig für R. und forderte von den Wallisern vor jeder weiteren Verhandlung die Wiedereinsetzung des Vertriebenen in seinen früheren Besitz. Fünf Wochen lang dauerten in Zürich die Verhöre und Untersuchungen über die gegenseitig vorgebrachten Beschwerden; doch es war Alles umsonst; nicht nur die aufgebrachten Walliser wollten nichts davon wissen, auch der Bisthumsverweser und das Domcapitel von Sitten verweigerten dem Spruch ihre Anerkennung, weil die Frage nur von einem geistlichen Gerichte entschieden werden könne. Die Walliser, deren Boten Zürich trotzig verließen, machten wieder einen Raubzug über den Grimselpaß ins Berner Land, und nun entschloß sich auch Bern zum Kriege. Mitte August zogen 5000 Mann aus. Ganz Wallis war von Schrecken erfüllt, bis ein wackerer Mann den Verzagten Muth einflößte und beim Dorfe Ulrichen den sengenden und raubenden Siegern Halt gebot. Die Berner gingen über das Gebirge zurück, und neue Friedensunterhandlungen begannen. Die Jahreszeit, welche den Uebergang über die Pässe unmöglich machte, that das Beste dazu. Zu Evian am Genfersee fand am 20. December eine Zusammenkunft statt, bei welcher der Herzog von Savoyen, der Erzbischof von Tarantaise und der Bischof von Lausanne persönlich anwesend eine Vermittlung versuchten. Am nämlichen Tage waren die eidgenössischen Boten in Zug versammelt, und endlich kam, nachdem R. alle seine Ansprüche an Wallis an die Stadt Bern abgetreten, am 25. Januar 1420 ein neuer Spruch zu Stande. Auch diesmal lautete er für die Walliser hart; sie sollten R. Entschädigung leisten und einen Theil der Kriegskosten tragen. Nur mit großer Mühe kam es dahin, daß endlich am 6. April alle Theile des Landes diesem Entscheide sich zu unterwerfen erklärten. So war nach sechs Jahren und 31 Friedensconferenzen ein Conflict beigelegt, der nicht allein ganz Wallis schwer beunruhigt, sondern die Existenz des schweizerischen Bundes in der gefährlichsten Weise bedroht hatte. Doch noch 1423 hatte die Tagsatzung der Eidgenossen mit dem Widerstande der Walliser zu kämpfen, und Guiscard v. R. scheint es auch unter dem Schutze der Berner nicht gewagt zu haben, in seine Heimath zurückzukehren. Wann er gestorben, ist nicht genau bekannt, 1431 war er nicht mehr am Leben; seine, an einen vornehmen Freiburger, Anton v. Seftigen, verheirathete Tochter, vielleicht aus der ersten Ehe, war 1420 schon geschieden; seine Söhne, Hiltbrand und Petermann v. R., wurden durch ihre Mutter Miterben des letzten Grafen v. Toggenburg (gestorben 1436). Der Charakter des Freiherrn v. R. wird fast von allen Seiten wenig vortheilhaft geschildert, doch fehlt uns ein unbefangenes Urtheil in den vorhandenen Berichten, und ein Mann von hervorragenden Eigenschaften, von ungewöhnlicher Energie und geistiger Ueberlegenheit scheint er immerhin gewesen zu sein. Seine Bedeutung für die schweizerische Geschichte liegt darin, daß sein Auftreten die Eidgenossenschaft bis hart an die Grenze eines Bürgerkrieges brachte, aber gerade dadurch den Anstoß gab zu einer festeren Gestaltung des eidgenössischen Staatsrechts.

Berner Chronik von C. Justinger, hrsg. von G. Studer, 1871. — S. Furrer, Geschichte des Wallis. Sitten 1850. Bd. I, S. 158—195. — Amtl. Sammlung der Eidg. Abschiede. Bd. I (1245—1420). — A. v. Tillier, Geschichte des Freistaates Bern. Bd. II, S. 44—54. — J. v. Müller, Geschichte der Eidgenossenschaft. Bd. III, S. 119 ff. (Reutlingen 1825). — Raronacten im Berner Staatsarchiv. — Krüger, Die Verwandtschaftsverh. d. letzten Grafen von Toggenburg, im Anzeiger für Schw. Gesch. IV, S. 410.

Blösch.

Rasch: Johannes R., ein fleißiger Componist des 16. Jahrhunderts, von dem sich noch mehrere seiner Druckwerke auf öffentlichen Bibliotheken erhalten haben. Man wußte bisher über das Leben des Mannes nichts Näheres und kannte nur die Drucke auf der königlichen Staatsbibliothek in München, bis ich auf der Baßstimme des Salve Regina von 1572 die alte handschriftliche Notiz fand: „Praeceptor in coenobio Griuensi, in Carinthia“, d. h. wohl im Kloster Griffen bei Völkermarkt in Kärnten. Ein Präceptor war sowol in Klöstern als an jeder größeren Musikcapelle in früherer Zeit angestellt, denn da der Discant einst nur von Knabenstimmen gesungen wurde, so errichtete man an den Musikcapellen ein sogenanntes Alumnat, worin die Knaben erzogen und für ihre spätere Fortbildung gesorgt wurde. Dies war die Pflanzstätte der späteren Musiker, und selbst unsere größten Meister älterer Zeiten waren einst Alumnen solcher Anstalten. Hier wurden sie nicht nur in den Elementarkenntnissen unterrichtet, sondern auch in Sprachen und Wissenschaften und konnten darauf die Universität beziehen. Die Musik war einer der ersten Unterrichtsgegenstände und sie wurden nicht nur im Gesange und im Instrumentenspiel geübt, sondern in der Compositionslehre, im Contrapunkt und der Klanglehre. Die Monatshefte für Musikgeschichte bringen in ihrem 19. und 20. Jahrgange sehr interessante archivalische Berichte über diesen Gegenstand. Die von R. herausgegebenen Werke bestehen aus einem „Salve regina“ zu sechs Stimmen, „Cantiunculae pascales“, „Cantica ecclesiastica“, 4 voc. und „In monte olivarum“. Alle erschienen 1572 in München bei Ad. Berg. Die Staatsbibliothek in München besitzt noch im Manuscript (Nr. 1640, 135 Codex des 16. und 17. Jahrhunderts mit deutscher Orgeltabulatur) einen Gesang von einem Simon R., über den uns jegliche weitere Nachricht fehlt.

Rob. Eitner.

Rasche: Johann Christoph R. wurde am 21. October 1733 zu Scherbda geboren, einem Dorfe in der Nähe von Eisenach, wo sein Vater, Nikolaus R., das Pfarramt verwaltete. Kaum hatte der Knabe das vierte Lebensjahr vollendet, so begann bereits der Schulbesuch für ihn, dessen fernerer wechselvoller Gang nicht unerwähnt bleiben darf. Die Anfangsgründe menschlicher Bildung wurden ihm in der Schule des heimathlichen Dorfes beigebracht, darauf gelangte er 1744 auf die Lateinschule zu Kreuzburg, wurde aber schon nach einem Jahre zurückgeholt, um zu Hause theils vom Vater, theils von einem Hauslehrer den weiteren Unterricht zu erhalten. Doch auch dies währte nur ein Jahr: 1745 starben beide Eltern, und nun nahm der Vormund, Johann Heinrich Rasche, den heranwachsenden Jüngling zu sich auf sein Gut zu Dielsdorf bei Erfurt. Wiederum blieb er hier nur ein Jahr; denn 1746 kam er nach Meiningen, um das dortige Lyceum zu besuchen. Bis zum Jahre 1751 war er Schüler dieser Anstalt, dann verließ er sie und bezog die Universität Jena mit der Absicht, Medicin zu studiren. Indessen gar bald wandte er sich von der Heilkunde ab und widmete sich fünf Jahre hindurch der Gottesgelahrheit. Noch war er Student, als er durch dichterische und schriftstellerische Versuche auch über sein engeres Vaterland hinaus sich bekannt machte: kaum 20 Jahre alt, wurde er 1753 von der Gesellschaft der schönen Wissenschaften und freien Künste zu Leipzig, in der allerdings Herr Gottsched als Herrscher thronte, zum Mitgliede ernannt. — 1755 ward R. Magister der Philosophie und gleich darauf Vicar zu Offenbach am Main. Später predigte er in Frankfurt, wo ihn 1759 der Herzog Anton Ulrich von Meiningen hörte und ihn nach Meiningen als Rector an das Lyceum berief, an dieselbe Anstalt, in der er nur acht Jahre früher noch als Schüler geweilt hatte. Vier Jahre wirkte er hier, dann wurde er seiner Neigung gemäß 1763 als Pfarrer nach Untermaßfeld bei Meiningen versetzt. In dieser Stellung

blieb er nun dauernd, und seine Thätigkeit als Seelsorger wird dadurch gekennzeichnet, daß seine Gemeinde ihm bis zum Tode treue Liebe und Anhänglichkeit widmete. Nachdem er noch zum Adjuncten und Assessor des geistlichen Untergerichtes zu Maßfeld ernannt war, starb er am 21. April 1805. Rasche's Charakter zeichnet sich vor Allem durch einen unerschütterlichen Gleichmuth aus, daneben war er aber stets voll Fröhlichkeit und verschmähte selbst den kleinsten Tropfen Freude nicht. Voll regen Geistes begnügte er sich nicht mit dem engen Wirkungskreis, der ihm innerhalb seines Berufes zugewiesen war, sondern strebte darnach, durch eine wissenschaftliche Thätigkeit auch über die Marken seines Dorfes hinaus zu wirken.

Rasche's litterarische Thätigkeit zeichnet sich durch eine ungemein reiche Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände aus, ohne daß es ihm jemals gelungen wäre, etwas Bedeutenderes und Nachhaltigeres zu schaffen. Zuerst trat er 1753—54 mit zwei Bänden Gedichte hervor: „Etwas zum lehrreichen Vergnügen“. Hier zeigte er sich als rechten, treuen Schüler Gottsched's: die Hochzeits-, Leichen-, Promotions- und Abschiedsgedichte, welche die beiden Bände füllen, sind nur zu deutlich dem Vorbilde nachgezeichnet, und dasselbe muß von den „Oden“, die 1759 erschienen, gesagt werden. Als aber der Herrscher im Reiche der Dichtkunst den Bestrebungen der Schweizer, dann Klopstock's und Lessing's weichen mußte, da wandte auch R. sich von der Poesie ab. Es entstanden nun eine Reihe von Schriften aus allen Gebieten: neben einem Buche: „Urtheile über das Verhalten der Menschen“ finden wir „Die Kunst, teutsche Briefe abzufassen“, neben der Erörterung der Frage: „Wer war unter Englands Königinnen Elisabeth oder Maria eine bessere Christin“? eine „Praktische Anweisung zu Briefen an Frauenzimmer“ und „Die Kunst, Nelken zu ziehen“. Indessen bald wurde er durch einen Zufall von dieser zweck- und ziellosen Vielschreiberei weg zu einem wirklich wissenschaftlichen Arbeiten geführt. Bei einem Trödler wurde er auf einige römische Münzen aufmerksam, es ergriff ihn der Sammeleifer, und hieraus entsprang die Lust, seine Sammlungen auch wissenschaftlich auszubeuten. Als erstes Ergebniß der neuen Studien erschien 1777 ein kurzes „Lexicon abruptionum, quae in numismatibus Romanorum occurrunt“. In diesem Büchlein wird zum ersten Male eine scharfe Grenzlinie zwischen der numismatischen Epigraphik und den Inschriften auf Denkmalen gezogen, nur die Abkürzungen, welche sich auf römischen Münzen finden, werden behandelt. Ist auch das Werk für heutige Zwecke nicht umfassend genug, so bleibt es doch immerhin ein interessanter Versuch, der in der Geschichte der Wissenschaft einen ehrenvollen Platz einnimmt. Indessen mit dem folgenden Buche, „Roms vormalige Verfassung zu deutlicher Aufklärung alter Schriftsteller, antiker Münzen, Gemmen, Inschriften und anderer römischer Denkmale“, 1778, scheint R. sich wieder von der Wissenschaft abwenden zu wollen. Das Buch ist unselbständig und oberflächlich, dabei uninteressant geschrieben. Allerdings sollte es keinen wissenschaftlichen Zweck verfolgen; „jungen Cavalieren, dem Frauenzimmer, den Künstlern wünschte ich ein Handbuch zu geben“. Das bedeutendste Werk Rasche's, das die Arbeit vieler Jahre in sich schließt, ist das „Lexicon universae rei numariae veterum et praecipue Graecorum ac Romanorum“. Dasselbe erschien 1785—1796, von Christian Gottlieb Heyne mit einer eingehenden Vorrede ausgestattet. Nur wenige encyklopädische Werke des vorigen Jahrhunderts giebt es, die mit Rasche's Lexikon, was die Gründlichkeit der Ausführung anbetrifft, verglichen werden können. Es umfaßt die gesammte classische Münzkunde und muß in der Zusammenstellung der Litteratur auch heute noch als sehr brauchbar bezeichnet werden. Dagegen vermag es in kritischer Beziehung unseren Anforderungen nicht mehr zu entsprechen. Christian Rasche's wissenschaftliches Streben, obgleich es

nur im engen Kreise der Fachgenossen wirkte, verdient doch die gebührende Anerkennung; stets werden wir den Fleiß und die Anstrengung bewundern müssen, mit der er sich von der oberflächlichen Bildung, wie sie durch die damals beliebte Erziehungsweise bedingt wurde, losringen und zu einer wahren Wissenschaftlichkeit gelangen konnte.

G. Emmrich, J. C. Rasche, im herzogl. Sachsen Coburg-Meiningischen jährl. gemeinnützigen Taschenbuch, 1807. — Jenaische Allgem. Litteratur-Zeitung, 1805. — Meusel's gelehrtes Teutschland.

M. Bendiner.

Raschle: Josabe R., geb. am 14. Nov. 1756 auf der Lad, Gemeinde Wattwil, Kanton St. Gallen, † am 28. August 1826 zu Wattwil, und seine beiden Söhne Abraham, geb. am 30. August 1792, † am 8. April 1863, und Rudolf, geb. am 13. April 1798, † am 8. April 1867, in Wattwil, gehören jenem kernhaften Schlage toggenburgischer Fabrikanten und Großindustriellen an, die — aus den einfachsten Verhältnissen hervorgegangen — schließlich mit ihren Unternehmungen die Welt umspannten und Tausenden ihrer Landsleute Arbeit und Verdienst gewährten. Die Jahre, in denen Josabe in seinem einsamen Bergthale aufwuchs, waren die Zeit der ersten Blüthe der St. Gallischen Baumwollenindustrie. Eben hatte sich die einfache Kunst des Baumwollspinnens und Webens über das ganze Land verbreitet. In den großen Kaufhäusern St. Gallens und Winterthurs fand sich das fertige Product aus der „Grafschaft Toggenburg“ zusammen, um von dort aus nach allen Richtungen hin vertrieben zu werden. Josabe R. begann seine Thätigkeit damit, daß er rohe Baumwolle kaufte, sie auf seinem Rücken in die Dörfer zwischen den Toggenburger Bergen und dem obern Zürichsee hinübertrug, wo noch wohlfeiler gesponnen wurde, als in dem schon sehr industriellen Thurthale. Dort verteilte er den Rohstoff in die Häuser, nahm ihn nachher als Gespinnst wieder zu Handen und verkaufte dieses mit bescheidenem Gewinn an die größeren Garnhändler. Um das Jahr 1790 ging er dazu über, das Garn selbst zu gröberen Baumwolltüchern verweben zu lassen, später zu farbigen „Cottonnes“ und Nastüchern, und das Gewebe zum Verkauf zu bringen. Josabe R. war ein Fabrikant geworden und siedelte im J. 1805 von der Lad nach Wattwil über, um dem Verkehre näher zu sein. Die Söhne Abraham und Rudolf wuchsen in dem väterlichen Geschäfte auf und führten es nach des Vaters Tode von 1826—32 unter der väterlichen Firma gemeinsam in gewohnter Weise fort. Allerdings gewann es allmählich eine etwas größere Ausdehnung; doch beschränkte sich der Absatz fast ausschließlich auf das Inland. Das Ausfuhrgeschäft wurde erst kräftig an die Hand genommen, als sich die Brüder trennten und jeder sein eigenes Haus gründete (1832). Abraham, der ältere, blieb zunächst noch wesentlich auf der Grundlage des bisherigen Geschäftsbetriebs und erweiterte und ergänzte denselben mit seinem Associé J. G. Keller-Steffan von Bischofzell nur vorsichtig und nach und nach durch directen Verkehr mit dem Ausland in mäßigem Umfang. Rudolf, der jüngere, warf sich mit aller Macht auf den Export im großen Maßstabe. Er bereiste regelmäßig Italien, Holland, Frankreich und England, errichtete auf den wichtigsten Plätzen eigene Agenturen und knüpfte unmittelbare Verbindungen mit großen Geschäftshäusern in Nord- und Südamerika, der Levante, Ost- und Hinterindien und Manila an. Seit 1842 stand ihm als Associé Jakob Lanz aus dem bernischen Roggwil zur Seite, vorher die Gattin, ebenfalls aus dem Kanton Bern, eine geborene Elise Roth von Wangen, mit weitem Blick und hohen Geistesgaben ausgestattet; wie auch die Gattin Josabe's, eine tüchtige Toggenburgerin Abderhalden, ganz wesentlich an dem geschäftlichen Aufbau des Hauses mitgearbeitet hat und überhaupt die Frauen in unserer Textilindustrie

eine sehr bedeutende Stellung einnehmen, wenn schon nicht viel von ihnen die Rede ist. In den Jahren 1850—60 beschäftigte die Firma J. R. Raschle & Co. etwa 4000 Handweber; der jährliche Garnverbrauch betrug 4—5000 Centner; die Weber- und Spulerlöhne beliefen sich auf annähernd 150,000 Gulden. Dazu hatte das Haus eine eigene kleinere Spinnerei von ca. 6000 Spindeln übernommen, um wenigstens einen Teil der benöthigten Garne selbst anfertigen zu können. Zu den mehrfarbigen glatten Handgeweben waren die Jacquardgewebe getreten, die seit den vierziger Jahren besonders im Verkehr mit dem Orient eine große Rolle spielten. Aber seit dem Krimkriege begann die Bedeutung der Levante als Absatzgebiet für die toggenburgische Buntweberei unaufhaltsam zu sinken; durch den amerikanischen Bürgerkrieg und die von ihm hervorgerufenen Prohibitivzölle gingen die Vereinigten Staaten als Käufer gänzlich verloren. Mehr als ersetzt wurden diese Verluste durch die steigende Bedeutung der hinterindischen und ostasiatischen Plätze, der Mittelpunkte des Verkehrs für die gewaltigen Bedürfnisse der malayischen Welt. Singapore und Penang, Java, Makassar und Manila traten auch für das Haus J. R. Raschle als die Abnehmer bunter Schärpen (Sarongs) und Mouchoirs in erste Linie. Mit der Eroberung dieser Märkte erreichte die toggenburgische Buntweberei überhaupt ihren Höhepunkt, und der kräftigende Einfluß dieses neuen Aufschwungs gab Muth und Mittel zu dem allgemeinen Uebergang auf die mechanische Anfertigung der eigentlichen Massenartikel; denn der mechanische Webstuhl mit Wechsel war inzwischen schon seit längerer Zeit erfunden worden, wenn auch bei uns bis dahin nur sehr spärlich zur Anwendung gekommen. Auch Rudolf R. erbaute im J. 1865 bei Wattwil eine mechanische Weberei mit 208 Stühlen; damals weitaus die schönste und besteingerichtete des Toggenburg und auch jetzt noch hinter wenigen zurückstehend. Zwei Jahre nachher starb er und hinterließ das von ihm unter Mitwirkung seines heute noch lebenden Associé zu voller Entwicklung und Blüthe gebrachte Geschäft seinem Nachfolger nach jeder Richtung gesund und stark. Mit Recht wird vor allem Rudolf R., neben ihm aber auch der Vater Josabe und der Bruder Abraham, zu den Bahnbrechern der toggenburgischen Buntweberei gezählt.

Wartmann.

Raselius: Christoph Andreä (d. h. des Andreas Sohn) R. war in Regensburg als Sohn des lutherischen Cantors M. Andreas geboren. Sein Großvater Thomas hatte als Pfarrer in der Pfalz die Concordienformel unterschrieben und hieß eigentlich Räsel, welches der Großsohn durch Cespes übersetzt; Melanchthon aber hatte den Namen in Raselius umgesetzt. Nach ihren 3 Rosen im Petschaft nannte sich die Familie auch Roselius. Christoph hat 1609 in Wittenberg studirt, wurde 1614 in Gießen ordinirt und war von da an Prediger zu Immenkeppel (Immenküppel) im Bergischen, wo er 1622 irriger Lehre wegen abgesetzt wurde; ob er schon vorher mit Felgenhauer (s. A. D. B. VIII, 278) in Verbindung stand, oder erst nach seiner Absetzung sich mit ihm verband, ist nicht sicher; jedenfalls hatte die sectirerisch-schwärmerische Richtung, die schon um 1570 dort ausgebrochen, im Bergischen großen Anhang, noch 1638 redet R. von seinen „Brüdern“ dort, mit denen er in Verbindung stehe. Die kleine bremische Gemeinde „Schwarne“ (Schwarme) im heutigen braunschweigischen Amte Tedinghausen an der Weser, ein Filial von Lunsen, die sich bis 1648 aus eignen Mitteln einen schlecht dotirten Prädicanten hielt, nahm ihn zu dieser Stelle an. Hier verfaßte er die „Treuherzige Bußposaune, angeblasen über eine sehr merkwürdige, Anno 1322 geschehene Prophezeyung vom jetzt- und zukünftigen, gefährlichen Zustande des Teutschlands, Kayserthumbs und anderer Stände, auch des Königs in Schweden 2c., welche Johann Bugenhagen Anno

1532 Diengstags nach Cantate in Lübeck in einer alten Bibel gefunden hat". Er sandte sie nach Amsterdam zum Druck, wo sie 1632 in 4° (und abermals 1643 in 4°) erschien. 1632 und 1633 aber überzog die Stader Garnison Pappenheims die Gegend, und die ganze Gemeinde verlief sich vor den „Crabaten"; der Pastor flüchtete mit seiner Familie nach Hamburg, wo er 1632—1634 blieb und schon 1633 die „Sonderbare treuhertzige gegen das Neue Jahr angeblasene Bußposaune ꝛc. ꝛc. Zusampt dem güldenen Schlüssel Davids zum Hause Gottes ꝛc., wie auch zur Treuhertzigen Bußposaunen gehörigen hertzblutigen Thränen" herausgab. Damit verfiel er dem Hamburger Ministerium, das trotz der Kriegsleiden das Höchste darin suchte, die zugespitzteste lutherische Orthodoxie zu wahren. Den Streit brachte dieses auf dem Convente des Consistorium Tripolitanum, d. h. der geistlichen Ministerien von Lübeck, Hamburg und Lüneburg, zu Mölln am 26. und 29. März 1633 vor, der zur Abwehr der Sectirer und Sacramentirer in demselben engherzigen Sinne gehalten wurde. Wenig fehlte, so wären hier Johann Arndt's „Bücher vom wahren Christenthum" von den Eiferern für sectirerisch erklärt und der fromme Mann unter die „neuen Propheten, Schwärmer und Fanaticos" geworfen. Nach den Eingaben der Prediger an den Rath der 3 Städte, denen dann Mandate zur Austreibung folgten, gehörten zu jenen: Johann Wessel von Lübeck, Christoph Raselius, Johann Tancmar von Lübeck, Joachim Morsius (Mörsken s. A. D. B. XXII, 327 f.), Johann Staritius, Walter, Jacob Böhme (s. A. D. B. I, 65 ff.), Leonhard Elver von Lübeck. Die von ihnen umgetragenen verpönten Bücher waren „Geheimniß vom Tempel", „Morgenröthe der Natur", „Weg zu Christo", „Nuncius Olympicus". Später setzte man dazu die Dichterin Anna Owena Hoyer (s. A. D. B. XIII, 216) wegen ihres „Gespräch eines Kindes mit seiner Mutter", und noch etwas später die „Visionäre und Schwärmer": Küster Georg Reichard (s. d.) zu Seehausen bei Leipzig mit seinem Apostel Laurentius Matthäus, Hermann v. d. Hude (s. A. D. B. XIII, 277), Bauer Johann Warner zu Bockendorf in Meißen, dessen Apostel der Generalsuperintendent Jacob Fabricius in Stettin (s. A. D. B. VI, 514) geworden sei. In Folge des Tripolitanums wies der Rath in Hamburg R. aus und muß ihn nach Schwarme hin verfolgt haben, denn dort verbot ihm Erzbischof Johann Friedrich seine „kurze Entschuldigung" drucken zu lassen, welche dann im Bergischen „dennoch" gedruckt ihm von Köln über Amsterdam und Bremen zuging, und von der er ein Exemplar dem Superintendenten Hunnius und dem Bürgermeister Christoffer Gerdes sandte, und Versöhnung forderte; die ihm nicht gewährt wurde. Unter der dänisch-bremischen Regierung Erzbischofs Friedrich wurde er abgesetzt und war vor 1641 nach Angabe Starck's noch einmal Pastor zu „Fürfeld im Griechgau", was kaum möglich erscheint. 1641 war er bei seinem Sohne Adolf in Rostock, der unter dem Namen Roselius dort studirte, und schrieb einen neuen Friedebrief an das Tripolitanum. Dieses forderte einen entehrenden Widerruf, den R. nicht leisten wollte. Bezeichnend ist seine Schilderung von der Verrohung der Zeit, die er an Hunnius schrieb: Ich fand aber auf solchen Reisen (nach Hamburg und Lübeck) „ein solch wüstes Christenthum in den Städten und auf dem Lande sowohl, als an unseren Orten, auf den Gassen, auf den Straßen und in etlichen Häusern darein ich kam, wie Ihrs beschrieben habt in der Vorrede des ‚Ausführlichen Berichts' 6 fasc. a und b, ich mußte soviel von Unzucht, Sauffen, Hoffart, Spielen, Fluchen, Schandreden, Rauffen, Schlagen, Morden, Dieberey, Falschheit ꝛc. hören und sehen, daß mir fast Augen und Ohren, ja Hertz, Hände und Füße wehe thäten; und schalt doch jedermann, nüchterne und trunckene, nur immer hefftig und tapffer auf den Papst und Antichrist und andere Sektirer, der doch selber noch so tief in antichristischen Greueln über die Ohren stack". Er brachte über seine Rechtgläubig-

keit die bündigsten Zeugnisse bei von seinem nächsten Kirchenpatron, Herzog Friedrich von Braunschweig, erwähltem Dompropst zu Bremen, die er dem Hamburger Ministerium vorgelegt hatte, von den Theologen von Rostock, Lutheranern aus Minden, Osnabrück und Itzehoe, wo er sich also aufgehalten haben muß, vom (lutherischen) Domprediger Fürsen zu Bremen und den lutherischen Predigern zu Amsterdam, Minden und Zelle. Er reisete selbst in der Sache nach Hamburg, wo er vom September bis in den December 1641 sich aufhielt. Am 29. April 1642 schreibt er wieder von Rostock, ja am 2. Mai verwandte sich sogar die Rostocker Facultät für ihn, am 16. Mai schreibt er aus Lübeck. Hunnius selbst erkannte an, seine allerdings verwunderlichen Sätze, wie das wahre Christenthum durchzuführen sei, wichen nicht vom Glauben ab. Aber das halsstarrige Pfaffenthum konnte ihm nicht verzeihen, daß er die wahren Sätze auszusprechen gewagt hatte: „in den Lutherischen Kirchen sey nichts als disputiren und streiten über den Religions-Articeln; die Gottseeligkeit aber werde wenig getrieben"; ferner: „die Prediger haben die Lehre von der Gottseeligkeit fahren lassen, predigen nur das halbe Erkenntniß Christi, lehren nur den Glauben. Des christlichen Lebens sey nach D. Lutheri Tod so gar vergessen, daß Johan Arndt dasselbe erst habe wiederum lehren müssen". Der Streit zog sich ohne Abschluß hin bis zum 9. Februar 1643; die für ihn bestimmten Briefe beförderte der Domprediger Fürsen zu Bremen. Noch 1644 ließ R. in Amsterdam seine Sätze: Wie das wahre Christenthum durchzuführen, drucken; sie laufen wesentlich auf allgemeine Verweigerung des Abendmahls, also Bann und Excommunication, hinaus, die vornehmlich gegen die Hochgestellten anzuwenden seien. Dann ist er verschollen.

Starckens Lübeckische Kirchenhistorie S. 795 ff., 824—870, 1050—1079, wo eine Anzahl Briefe Raselius', auch von seinem Sohne. S. auch die Quellen A. D. B. VIII, 279 v. Felgenhauer. — Ueber die Pfarre zu Schwarme: (Pratje) Bremen und Verden II, 182. — Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, 1865 S. 189 ff.

Krause.

Raselius: Andreas Rasel oder R. war zu Amberg geboren und fand seine erste Anstellung, wie es scheint, am kurfürstlichen Pädagogium zu Heidelberg bei der Umgestaltung desselben im J. 1583. Schon im folgenden Jahre kam er als Cantor an der neuen lutherischen Pfarrkirche und an der lateinischen Stadtschule nach Regensburg. Von hier wurde er im J. 1600 wieder als Hofcapellmeister von Kurfürst Friedrich IV. nach Heidelberg gezogen, wo er im J. 1614 starb. — R. war ein tüchtiger theoretischer und praktischer Musiker, dessen Verdienste bei Protestanten und Katholiken gleicherweise Anerkennung fanden. Er gab zu Nürnberg 1589 in Octav ein Werk „Hexachordum sive quaestiones musicae practicae" heraus, dessen Inhalt Walther (vgl. unten) genau angibt; ferner Regensburg 1594 „Deutsche Sprüche aus den sonntäglichen Evangelien" mit 5 Stimmen, Nürnberg 1595 „Cantiones sacrae" in Quart mit 5, 6, 8 und 9 Stimmen, und Regensburg 1599 (das Jahr steht am Schlusse der Vorrede) in kleinstem Format unter dem Titel „Regensburgischer Kirchencontrapunkt" 53 Psalmen und Lieder in fünfstimmigem Satz; dieses letzte Werk enthält auch eine Sammlung von Gebeten. Außerdem hinterließ er eine Anzahl musikalischer Schriften im Manuscript (vgl. Gerber an der ersten der unten anzuführenden Stellen). In Michael Praetorius' Musae Sioniae, Wolfenbüttel 1607, befindet sich von ihm eine fünfstimmige Composition von „Gelobet seist du, Jesu Christ".

Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1379 f. — Walther, Musikalisches Lexicon, S. 512. — Gerber, Lexicon der Tonkünstler, II, Sp. 233 f.; Neues

Lexicon u. s. f., II, Sp. 798 f. — Bernsdorf, Neues Universallexicon der Tonkunst, III, S. 280 f. — Fétis, 2. Ausg., VII, S. 183. — Eitner, Bibliographie der Musiksammelwerke des 16. u. 17. Jahrh., S. 799. (Die hier genannten Werke von Mettenleiter waren dem Schreiber dieses leider nicht zugänglich.) l. u.

Räsewitz: Georg Christoph Ferdinand v. R., mit dem Beinamen Passel, geboren zu Breslau am 18. December 1643, † 1720, verlor seinen Vater Georg v. R., der wie auch sein Großvater Konrad als Hofrath in Diensten der Herzöge von Münsterberg-Oels stand, im ersten Jahre seines Lebens. Seine Mutter Barbara Elisabeth geb. v. Mingen zog mit dem Knaben nach einiger Zeit, da das väterliche Vermögen in den unruhigen Kriegszeiten fast ganz darauf gegangen war, nach Wiltschkau, wo R. bis zum neunten Jahre weilte. Nachdem dieser dann einige Zeit in Frankenthal und Jakobsdorf von Privatlehrern unterrichtet war, wurde er 1656 nach Breslau geschickt, wo er sieben Jahre das Marien Magdalenen-Gymnasium und dann, durch Elias Major angezogen, ein Jahr das Gymnasium Elisabethanum besuchte. Der Ruf Hermann Conring's lockte ihn darauf nach der Universität Helmstedt; am 10. October 1664 wurde er hier als Georgius Christophorus à Passel nob. Siles. immatriculirt. Neben juristischen Studien trieb er besonders bei Conring Politik und Staatengeschichte. Als Herzog August d. J. zu Braunschweig und Lüneburg am 17. September 1666 gestorben war, nahm R. an dem feierlichen Leichenbegängnisse des Fürsten Theil und verfertigte auf ihn ein deutsches Gedicht. Im folgenden Jahre veröffentlichte er eine Dissertation „de gratia delinquentibus facienda“ (Helmstedt 1667) und kehrte dann nach Schlesien zurück, wo er, da seine Mutter inzwischen gestorben war, bei seiner Großmutter in Wiltschkau, zeitweise auch in Breslau seine Studien fortsetzte. Im J. 1670 trat er als Hofmeister in den Dienst des Grafen Johann Heinrich von Hochberg, 1672 in den des Grafen Johann Albrecht von Ronow, welchen er 1675 mit dem bei dem Grafen Heinrich I. von Reuß aus der jüngeren Linie in Schleiz vertauschte. In allen diesen Stellungen hatte er vielfach Gelegenheit, fremde Höfe kennen zu lernen; insbesondere verkehrte er viel an dem zu Bayreuth, als sein Herr, Graf Heinrich, in Hof in den Dienst des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Culmbach getreten war. Da R. jedoch für die Dauer keine Befriedigung an dem Hofleben fand, so wechselte er bald wieder den Herrn und ließ sich 1678 vom Grafen Heinrich II. von Reuß (älterer Linie aus dem Hause Greiz, Linie Untergreiz) zum Hof- und Consistorialrath ernennen, eine Stellung, die ihm jener zugleich mit für das Gebiet seines unter Vormundschaft stehenden Neffen, des Grafen Heinrich XIII., übertrug. Dem Gedächtnisse des Vaters des Letztern, welcher 1675 als Braunschweigischer Geh. Kriegsrath und Commandant von Braunschweig gestorben war, hatte R. eine besondere Schrift gewidmet (Schleiz 1675). Neben seiner amtlichen Thätigkeit in Greiz war R. aber auch nach der Sitte seiner Zeit im Dienste anderer Fürsten beschäftigt. So nahm u. a. Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel, der ihn zum Rath ernannte, seine Thätigkeit mitunter in Anspruch. Einen tiefen Eindruck machte auf R. der Tod seiner Frau Maria Sophie, einer Tochter Friedrich Sebastians Edlen von Planitz, welche er am 5. December 1678 geheirathet hatte. Sie starb am 22. Juni 1680 bei einer Fehlgeburt. Ernster gestimmt wandte R. sich jetzt mehr und mehr von den politischen und rechtswissenschaftlichen zu theologischen und religiösen Studien und Beschäftigungen. Er versenkte sich in die Summa theologia des Thomas von Aquino, in die Commentare Franz Suarez', in die Schriften der Kirchenväter u. a. und ließ sich so vollständig von ihnen fesseln, daß er sein Lutherthum aufgab und am 14. November 1681 in Künsberg zur katholischen Kirche

übertrat. Trotzdem bewahrte er sich auch Protestanten gegenüber volle Unbefangenheit. Ehrlich und gutmüthig, wie er war, kam es ihm nicht in den Sinn, diese zu verdammen; er drang vielmehr in den verschiedenen theologischen Schriften, die er verfaßte, auf eine Erneuerung des altchristlichen Lebens und wollte nicht römisch-katholisch, sondern rein katholisch sein. Nur so ist es erklärlich, daß R. trotz seines Glaubenswechsels seine Stellung auch im evangelischen Consistorium zu Greiz unbeanstandet fortführen konnte. Am 1. Juli 1688 ging R. eine zweite Ehe mit Eva Susanna Constantia von Ottengrün ein und etwa zehn Monate später nahm er in Greiz seinen Abschied. Nach einem kurzen Aufenthalte in Eger ließ er sich Ende des Jahres 1689 in der Oberpfalz auf dem von ihm gekauften Landgute Mogelhof in der Landgrafschaft Leuchtenberg nieder. Er beschäftigte sich hier mit Landwirthschaft und wissenschaftlichen, vorzüglich theologischen Studien. Einem Gelübde zufolge, das er nach dem Tode seiner ersten Tochter gethan hatte, erbaute er, als ihm am 25. April 1692 eine zweite geboren war, eine Capelle, für die Papst Innocenz XII. einen Indulgenzbrief ausstellte. Eine dritte Tochter gebar ihm seine Frau im November 1693. Von weltlichen Geschäften zog er sich seitdem fast ganz zurück. Nur in Angelegenheiten, bei denen religiöse Fragen in's Spiel kamen, ist er noch thätig gewesen. So insbesondere für den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Schon zur Vertheidigung des Religionswechsels der Enkelin desselben, der späteren Kaiserin Elisabeth Christine, hat er eine Schrift verfaßt, die nicht zum Drucke gelangte. Als dann auch der Herzog zur katholischen Kirche übertrat, hat dieser selbst in acht Sätzen „die bewegenden Ursachen, warum er zu der römisch-katholischen Kirche sich begeben" aufgesetzt. Diese „Ursachen" sind R. mitgetheilt worden, damit er sie allgemein bekannt mache. Zu dem Ende schrieb R. seine „Vorstellung der Considerationen und Bewegungsursachen, durch welche — Anton Ulrich — in die heilige Catholische Kirche sich zu begeben veranlasset worden ist" (1710) So benutzte man die Feder Räsewitz's zu publicistischen Zwecken, aber man irrt, wenn man dem vielseitig gelehrten, gutmüthigen Manne einen Einfluß auf den Glaubenswechsel des ihn geistig weit überragenden Fürsten beimißt. Ebenfalls auf Veranlassung Anton Ulrich's ist Räsewitz's Schrift: „Nöthige Wiederaufrichtung der ersten Christlichen Kirche, angestellet durch wohlgemeinte altchristliche Gedanken" (Braunschweig 1709) unter dem Pseudonym Zephyrinus de Pace herausgegeben. Ein zweiter Theil dieses Werkes ist ungedruckt geblieben. Mancherlei Angriffen, die R. wegen jenes Buches erfuhr, ist er in besonderen Schriften entgegen getreten. Sein wichtigstes Werk erschien dann 1714 ohne Namen „Aufrichtiger Abriß der wahren und gantzen catholischen Kirche". Er redete hier einer Vereinigung aller christlichen Kirchen, von welcher er auch die Secten nicht ausgeschlossen wissen wollte, das Wort und machte auch aus den Mißbräuchen des Papstthums keineswegs Hehl. Auch dieses Werk rief eine Reihe von Gegenschriften hervor, in denen der Verfasser vor allem des Indifferentismus beschuldigt wurde: er hätte ein platonisches Christenthum im Sinne, das er altcatholisch nenne, welches aber weder irgendswo wäre, noch sein könnte u. s. w. Es liegt in der eigenthümlichen Mittelstellung Räsewitz's, daß er weder bei Katholiken noch bei Protestanten vollen Beifall fand, aber nach beiden Seiten mannigfache Anregung schuf. In seinen späteren Jahren zog sich R. immer mehr in religiöse Betrachtungen zurück, zuletzt soll er nur die Bibel und zwei Andachtsbücher bei sich behalten haben. Er starb eines plötzlichen Todes zu Mogelhof am 24. April 1720.

Vgl. Nova literaria Germaniae anni [illegible] collecta, Hamburgi S. 314—320. — Fabricius, historia biblioth. suae [illegible] S. 219 ff. — Deutsche Acta

eruditorum, Th. 82, 1722, S. 771—802. — Jöcher III, Sp. 1873 f., wo auch seine Schriften aufgeführt werden. — Hoeck, Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel S. 214 ff.

P. Zimmermann.

Raesfeld: Die Familie Räßfeld oder Resselt war eine bedeutende Buchdruckerfamilie, die mehr als hundert Jahre hindurch, von 1591—1697, die Druckkunst in Münster ausübte. Die Hauptstadt Westfalens verdankte die Einführung des Buchdrucks dem gelehrten Domherrn Rudolf von Langen, dessen lateinische Gedichte als erstes daselbst gedrucktes Buch bei Johann Limburg (s. A. D. B. XVIII, 654) im J. 1486 erschienen. Langen hatte seine Stadt zum Mittelpunkte des Humanismus erhoben, und mit diesem hielten auch die Buchdrucker und Buchhändler ihren siegreichen Einzug in Münster. Nachdem Limburg die beiden letzten Decennien des 15. Jahrhunderts, Laurenz Bornmann von 1509—1513, Gregor Os aus Breda, Th. Zwivel und Joh. Offenburg im 16. Jahrhundert daselbst als Drucker thätig gewesen, errichtete Lambert Raesfeld 1591 in Münster eine neue Druckerei, die später von seinen Nachkommen bis 1697 fortgeführt wurde, und aus welcher während dieser Zeit an 190 Drucke hervorgegangen sind. In den Jahren 1600—1611 druckte R. mehrere Bücher gemeinschaftlich mit Joh. Gymnich von Köln (s. A. D. B. X, 245) und 1612 mit Anton Humm aus Offenbach. Die Officin war von 1591—1617 in Besitz von Lambert R., 1618 und 1619 lautete die Firma Anna L. Raesfeld's Wittwe, 1620—1658 Bernhard R., 1655—1659 Werner R., 1659—1677 Theodor R. und 1678—1697 Dietrich R. Außerdem finden sich Drucke vor von Bernh. R. und E. M. Zinck aus dem Jahre 1638, von Bernh. R. und Werner R. aus 1656 und von Bernh. Raesfeld's Erben 1659.

Falkenstein, Geschichte S. 197. — Weller, Annalen II, 115. — Goedeke, Grundriß I, 219. — Nordhoff, Denkwürdigkeiten, S. XII. — Riesert, Beiträge I. II.

J. Braun.

Raspe: Gabriel Nicolaus R., bedeutender Verlagsbuchhändler in Nürnberg, war am 4. December 1712 auf dem Rittergute Crelpa, zwischen Saalfeld und Neustadt an der Orla gelegen, geboren. Sein Vater war damals Verwalter des genannten Brandensteinischen Gutes und später Steuereinnehmer und Bürgermeister von Laucha an der Unstrut, der sich mit einer Enkelin des rudolstädtischen Superintendenten Dr. Soeffings verheirathet hatte. Aus dieser Ehe sind neun Kinder entsprossen, von welchen R. der zweite Knabe war. Der junge R. hatte, nachdem er in Naumburg die Lateinschule besucht, in der Körner'schen Buchhandlung zu Leipzig seine Lehrzeit bestanden, war dann in der Weygand'schen Buchhandlung in Helmstedt, in der Zimmermann'schen Buchhandlung in Wittenberg und Zerbst mehrere Jahre thätig und nahm schließlich eine Stelle in der damals berühmten Buchhandlung von Gleditsch in Leipzig an. Im J. 1739, als der Buchhändler Johann Stein in Nürnberg gestorben war, berief dessen Wittwe R. nach Nürnberg und übertrug ihm die Leitung des von ihrem Manne hinterlassenen Geschäftes, das er nun bis zu dem 1743 erfolgten Tode der Wittwe Stein's fortführte. Ein Jahr später verheirathete sich R. mit der Tochter Stein's und führte dann in Gemeinschaft mit dem jüngeren Stein, seinem Schwager, die umfangreiche Sortiments- und Verlagsbuchhandlung weiter, deren Firma nun von 1744—1753 Stein und Raspe lautete. Während dieser zehn Jahre brachte die Handlung ca. 75 neue Verlagswerke auf den Büchermarkt. Nachdem im J. 1752 ihm seine Frau durch den Tod entrissen worden war, trennten sich Stein und R. 1754 in der Weise, daß Ersterer die Sortimentsbuchhandlung, zu der später wieder neuer Verlag hinzukam, und

etzterer die Verlagshandlung allein übernahm. R., der sich 1758 auf's neue
nit der Tochter des Amtsverwalters Krakhers zu Rechenhof verehelichte, widmete
on nun ab der Ausdehnung seines Verlages eine bewunderungswürdige Thätig-
eit, so daß er schließlich mehr als sechshundert Verlagsartikel besaß. Von seinen
neist hervorragenden Werken, von welchen eine große Anzahl ihm keinen Gewinn
rachte, vielmehr erhebliche Opfer forderte, die zu verlegen er aber für eine
Ehrensache hielt, verdienen besonders folgende hervorgehoben zu werden: „J. Ab-
badie, Von der Gottheit unseres Herrn Jesu Christi. 1754." — C. H. Schweser's
Informatorium iuridicum officinale. 1769." — „Onomatologia medico-practica.
4 Bde. 1786." — „L. Heister's Chirurgie. 1779." — „P. G. Daniel's Ge-
schichte von Frankreich. 16 Bde. 1756—1764." — „Gatterer's Abriß der
Heraldik. 1774." — „Geschichte der Kriege in und außer Europa. 30 Theile
1776—1784." — „Panzer's Geschichte der Nürnberger Bibelausgaben. 1778."
— „Blank's 51 Bildnisse berühmter Künstler, Buchdrucker und Buchhändler.
1779." — „Americanische Gewächse, nach Linnéischer Ordnung. 1785—1788." —
„Auswahl schöner und seltener Gewächse. 1795—1798." — „Icones plantarum
medicinalium. 1779—1785." — „Linné's vollständiges Natursystem. 9 Bde.
1773—1786" u. s. w. Ein besonderes Verdienst erwarb sich R. durch die auf-
opfernde Pflege der naturwissenschaftlichen Litteratur. Außer den schon genannten
Werken sind es besonders „Martini's neues systematisches Conchyliencabinet, nach
des Verfassers Tod fortgesetzt von J. H. Chemnitz. 11 Bde. 1769—1795",
„Ellis, Tractat von den Corallen. 1767", „Linné's vollständiges Pflanzensystem
15 Bde. 1776—1788", sowie die übrigen Werke Linné's, dann „Esper's
Pflanzenthiere 1788—1797", „Esper's Icones Fucorum. 7 Theile 1797" und
„Chemnitz's Abhandlungen von Links-, Land- und Flußschnecken. 3 Bde. 1784—
1786", die den Ruf des Buchhändlers R. begründet haben. Nicht minder hat
dazu beigetragen die Herausgabe des „Vollständigen Wappenbuches der durch-
lauchtigen Welt. 1768—1776" und von „J. Siebmacher's, früher Weigel's großem
und vollständigem Wappenbuch. 18 Theile 1772—1786", das, wie noch ver-
schiedene andere Werke des gleichen Verlages von der noch jetzt in Nürnberg
bestehenden Verlagsbuchhandlung bis auf die Jetztzeit mehrfach fortgesetzt und
neu aufgelegt wurde. Von „Siebmacher's Wappenbuch" sind in der neuen
Ausgabe bis jetzt 279 Lieferungen erschienen, und das „Conchyliencabinet" um-
faßt bis jetzt 354 Lieferungen, beides Monumentalwerke der deutschen Wissen-
schaft, die begründet zu haben, Raspe's hohes Verdienst ist. Welche hervor-
ragende Verlagsthätigkeit R. entwickelt hat, geht daraus hervor, daß er von
1754—1785 ungefähr 370 neue, zum großen Theile mehrbändige, kostbare
Werke verlegt hat; dabei sei noch erwähnt, daß er niemals Mitarbeiter oder
Geschäftspersonal gehabt, vielmehr alle Arbeiten gänzlich allein gemacht und
außerdem noch den Briefwechsel der Naturforscher seiner Zeit vermittelt hat. R.
starb am 25. October 1785. Seine Wittwe setzte die Verlagsartikel fort und
führte die Handlung bis 1815 mit fremder Hülfe weiter; auch während dieser
Zeit wurden nahezu 340 Verlagsartikel ausgegeben. Im J. 1816 übernahm
der Buchhändler Bauer in Gemeinschaft mit den Erben die Handlung, so daß
von nun ab die Firma Bauer & Raspe lautete; 1835 ging das Geschäft an
Julius Merz über, der damit den alten Verlag von Schneider und Weigel in
Nürnberg vereinigte; 1867 kam die Firma an Ludwig Korn und 1872 an den
jetzigen Besitzer Emil Küster.

Vgl. Chemnitz, J. H., Lebensgeschichte des verdienstvollen Herrn Gabriel
Nicolaus Raspe, berühmten Buchhandlungsherrn der freyen Reichsstadt Nürn-
berg. 1787. — Nürnbergische Gelehrte Zeitung. 1787. 5. Stück. — Martini,
Conchylienkabinet. IX. Bd. 2. Abth. — P. Labat's Reise. I. S. VII—IX und

V. S. XI—XV. — Chemnitz, Linksschnecken. Vorrede. — Waldau, Beyträge z. Geschichte der Stadt Nürnberg. II. S. 22—43.

J. Braun.

Raspe: Erich, s. Bd. XXIII, S. 2 Art. **Münchhausen.**

Räß: Andreas R., Bischof von Straßburg, wurde am 6. April 1794 zu Siegolsheim im Elsaß geboren, als gerade Robespierre das Regiment in Frankreich führte und die Kirchen verwaist waren. Ein Geistlicher, der sich im Hause der Eltern verborgen hielt, taufte den Neugebornen. Die Erziehung der sechs Kinder fiel den Eltern, dann, nach dem bald eintretenden Tode des Vaters, der Mutter ganz allein zu; denn in jeder Gemeinde und Familie wiederholte sich im kleinen der Kampf, welcher infolge der Revolution ausgebrochen war, und so war es auch in Räß's Vaterhause. Hier und da erschien heimlich ein nichtgeschworener Priester, der im Verborgenen die Sacramente spendete, was sicher auf die empfänglichen Kinderherzen nachhaltiger einwirken mußte, als sogar ein geregelter Religionsunterricht. Nachdem R. in Schlettstadt und Nancy, wo er auch die französische Sprache beherrschen lernte, Humaniora studirt hatte, kam er nach Mainz, um Philosophie und Theologie zu hören. Dieser Aufenthalt wurde vollends entscheidend für seine Richtung. 1802 war der Elsässer Colmar von Napoleon I. zum Bischof von Mainz ernannt worden, der selbst das Loos der Nichtgeschworenen erfahren hatte und auf dessen Kopf einst 1000 Reichsthaler gesetzt waren. Er berief einen anderen elsässer Nichtgeschworenen, den eben aus dem Gefängnisse zu Vincennes entlassenen, aber aus Straßburg verbannten Liebermann (s. A. D. B. XVIII, 578) an die Spitze seines Seminars, an welchem auch noch einige andere Landsleute derselben als Lehrer wirkten. Es ist nur zu begreiflich, daß diese Männer, ohnehin zum Napoleonischen Kaiserreiche gehörend, ihre Aufmerksamkeit dem Gange der Dinge in Frankreich zuwandten, und da Colmar wie Liebermann Schüler der Jesuiten waren, so ist es ebenso verständlich, daß beide sofort auch der durch Bonald, de Maistre, Lamennais u. s. w. in Frankreich vertretenen und bald weit verbreiteten Ansicht beitraten, alles Unheil, das durch die Revolution über Frankreich und namentlich über die Kirche hereingebrochen, sei nur die Folge des Sturzes des Jesuitenordens und das Werk der Freimaurer, Illuminaten u. s. w., eine Heilung der Zustände könne daher auch nur durch die Wiedereinführung jenes Ordens und durch kräftiges Entgegenwirken gegen die Freimaurer erzielt werden. In diesen Kreis von Männern und Ideen trat der junge R., und da er nach kurzer, durch den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig bewirkter Unterbrechung zurückkehrte und am Knabenseminar lehrte, seit 1816 nach Empfang der Priesterweihe aber am Clericalseminar Lehrer und Director des Knabenseminars wurde, so ist dies ein Beweis, daß er ein empfänglicher Schüler war. Inzwischen war aber Mainz wieder zu Deutschland geschlagen worden. Die Neuordnung der deutschen Verhältnisse wurde in Angriff genommen, und da auch die in Trümmern gesunkene deutsche Kirche wiederhergestellt werden sollte, so sah man auch in Mainz mit Spannung auf die Vorgänge in Deutschland. Da gab es aber zwei Hauptströmungen in der deutschen Kirche: die Dalberg-Wessenberg'sche und die curialistische oder jesuitische, von denen jene sofort als freimaurerisch bezeichnet wurde, da man deren Hauptvertreter, sogar nach Liebermann's Biographie — grundlos, als Freimaurer in Deutschland und Rom verschrieen hatte und nicht davor zurückschrak, Wessenberg, den Schüler Sailer's, der freilich auch 1794 als „Illuminat und Verführer der Jugend" abgesetzt worden, in Rom und Wien zu denunciren, er habe in einem Buche, das gar nicht existirte, die Gottheit Christi geleugnet ꝛc. Für die Umgebung unseres R., welche daran glaubte, daß Dalberg und Wessenberg Frei-

maurer seien, konnte es da kein Schwanken geben, sie mußte sich auf Seite der curialistischen Partei stellen und den Bestrebungen der aus ihrer Nachbarschaft stammenden Oratoren, des Freiherrn v. Wambold aus Worms und des Domprābendaten Helferich aus Speier, sowie ihres Freundes, des Convertiten Rath Schlosser, Erfolg wünschen. Darum sehen wir auch, obwohl die Mainzer nicht unter den Eichstädter „Consöderirten", welche sich zur Durchsetzung der curialistischen Politik verbunden hatten, genannt werden, doch die Fäden des Bundes bis nach Mainz laufen. Bischof Colmar ließ die Schrift eines „Consöderirten", des Weihbischofs Zirkel von Würzburg, „Die deutsche kath. Kirche, Germanien 1817", auf seine Kosten drucken und ermunterte den Jesuiten Doller in seinem Kampfe gegen Wessenberg; Liebermann aber war ein warmer Freund des „Consöderirten" Stapf in Bamberg. Die umfangreiche und maßlose Verleumdung Wessenberg's durch die „Consöderirten", sowie die Abneigung der Regierungen gegen seine Pläne hatten diese beseitigt, und das war auch ein Triumph der in Mainz herrschenden Richtung; die Wiedereinführung des Jesuitenordens durch Pius VII., der Abschluß des baierischen Concordats hoben ebenfalls das Vertrauen auf die Zukunft. Man glaubte dem Ziele nahe zu sein, und empfand um so schmerzlicher alle Vorgänge, welche den Siegeslauf aufhielten, wie die Reformationsfeier 1817, gegen welche auch Liebermann und einige seiner Schüler auftraten, die baierische Verfassung mit dem Religionsedict, welche als ein Werk der Illuminaten galt, das Auftreten der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz. R., der sich damals einen Augenblick mit dem Gedanken an den Eintritt in den Jesuitenorden trug, trat zwar in diesen Bewegungen noch nicht öffentlich hervor, aber was er in seiner Umgebung hörte und sah, das mußte seine Richtung befestigen, zumal als Graf de Maistre in Frankreich mit seinen Schriften „Vom Papste" und „Ueber die gallicanische Kirche" auftrat, welche sofort einer der „Consöderirten", Fr. Schlegel, in seiner „Concordia" und in den „Jahrbüchern der Literatur" als ein Ereigniß dem deutschen Volke anpries, und als Liebermann den Grafen als einen gewichtigen theologischen Autor behandelte. Einer seiner Schüler, Klee, ebenfalls Lehrer am Mainzer Knabenseminar, übersetzte sogar alsbald die zweite Schrift de Maistre's, während er, allerdings charakteristisch, die Uebersetzung der ersten Anderen überließ. — R. war übrigens inzwischen in Verbindung mit Weis, einem Schüler Liebermann's (später Bischof von Speier), auch litterarisch hervorgetreten; sie cultivirten jedoch ein anderes Gebiet in einer zahllosen Reihe von Bänden: Carron, Die tugendhaften Schüler, von den Uebersetzern erweitert, 2 Bde. 1820; Carron, Die Glaubensbekenner der gallikan. Kirche am Ende des 18. Jahrhunderts, 4 Bde. 1821; Grillet, Entwürfe zu einem vollständigen Catechismus, 4 Bde.; Denkwürdigkeiten über den Tod des Herzogs von Berry; Ueber die Missionen von Louisiana; Prüfung der Prüfung oder Bemerkungen über die Krug'sche Prüfung des v. Haller'schen Sendschreibens, 1822; Beweggründe der Bekehrung einiger Protestanten (kenne ich nicht); Ueber den Druck schlechter Bücher; Ueber die christliche Erziehung, 1823; Die Feste des Herrn, 2 Bde. 1823—26; Das Leben der Heiligen von Butler, 24 Bde.; Was die Geschichte dazu sagt. Nachtrag zur Reformationsfeier, 1824; Entwürfe zu einem vollst. katechet. Unterricht, 2. Aufl. 1828; Leibnitzens System der Theologie mit deutscher Uebersetzung, 1827; Nachlese aus Dr. Martin Luther's Schriften; Die alte Abendmahlslehre, 1829; Denkwürdigkeiten aus der französischen Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts, nach Picot, 2 Bde. 1828; Bibliothek der katholischen Beredsamkeit, 12 Bde. 1830—39; Predigten von Boulogne, 4 Bde. 1831—36; Katholische Lehre und protestantische Ansicht. Gegen Dr. Fikentscher: Die protestantische Kirche gegen Weihbischof Michael Wittmann in Regensburg vertheidigt, 1832; Gesammelte Kanzelreden Mosers,

1834—36; Neue Bibliothek der katholischen Beredsamkeit, 6 Bde. 1836—38; Kanzelreden von P. de la Roche, 1837; Predigtentwürfe, 1836—38; Der Primat des Papstes von Rothensee, 4 Bde. 1839; Seelsorgerliche Belehrung über gemischte Ehen (kenne ich nicht). Die Titel dieser 86 Bände der ersten Epoche zeigen schon, daß R. und Weis weniger productive Köpfe und Forscher, als vielmehr Uebersetzer und Herausgeber fremder Arbeiten waren; allein diese Bücher waren, wie ich selbst weiß, doch sehr verbreitet und übten auch einen großen Einfluß aus. — Wichtiger wurde „Der Katholik", welche Zeitschrift R. 1821 gründete und ebenfalls mit Weis herausgab, und die noch heute zu Mainz erscheint. Sie sollte im Gegensatz zu der Tübinger „Theologischen Quartalschrift" mehr in die Zeitfragen und ins Leben eingreifen und wol auch ihr gegenüber mehr den curialistischen Standpunkt vertreten. Zwar wachte die hessische Censur über sie, aber der protestantische Censor war nachsichtig und ließ alles durchgehen, auch eine Reihe von Artikeln des Exabtes von St. Peter bei Freiburg i. Br. Ignaz Speckle über die Verschleuderung der säcularisirten Klostergüter auf dem Schwarzwald. Die badische Regierung reclamirte bei der hessischen, und R. durfte den „Katholik" nicht mehr zeichnen, während dieser mit Ende des Jahres überhaupt in Hessen nicht mehr erscheinen durfte. Er kam nun in Wiesbaden, von einem unterfränkischen Pfarrer gezeichnet, heraus, bis ein neuer Aufsatz „Ueber die Sünden, welche das baierische Staatsrecht an den Rechten der Kirche begangen", erschien und auch die baierische Regierung reizte. Die Zeitschrift, der auch die preußische Regierung nicht hold war, siedelte nunmehr (1825) nach Straßburg über, wo Liebermann, seit 1824 Generalvicar dort, als Redacteur zeichnete, eigentlich aber Görres die Redaction führte. Daß dieser für sie schrieb, diente ihr zu neuem Aufschwunge, und als er an den neuen König Ludwig I. von Baiern im Namen seines Vaters Maximilian I. eine Ansprache in ihr veröffentlicht hatte, durfte sie seit 1827 wieder in Speier erscheinen, bis sie 1844 nach Mainz zurückkehrte. Der Einfluß des „Katholik" auf die Entwicklung der katholischen Kirche in Deutschland läßt sich nicht leugnen. Wenn aber Räß's Biograph meint: „Was heute in Deutschland Ultramontanismus, Jesuitismus gescholten wird, die reine, strenge katholische Richtung in Lehre, Ascese und politischer Haltung, das keimte und wuchs aus dem „Katholik" hervor; das gipfelt heute in der Lehre der Unfehlbarkeit des Papstes": so ist dies doch sehr übertrieben. Dazu wirkten zahlreiche andere Factoren zusammen, und wenn es auf die moderne Dogmengläubigkeit, namentlich auf die Unfehlbarkeit des Papstes ankommt, so wies gerade die Schule Liebermann's dieselbe zurück. Dem Lehrer galt die Meinung von der unbefleckten Empfängniß Mariä geradezu für undefinirbar und die Forderung einer Definition derselben als ein Beweis „geringer Erfahrung in theologischen Dingen"; die Unfehlbarkeitsfrage aber behandelte er als eine freie Meinung, weshalb man auch seine Dogmatik in Rom nicht als Schulbuch einführen wollte. Ebenso verfuhren seine Schüler, wie Klee in seiner Dogmatik und Krautheimer in seinem Katechismus; R. und Weis aber in ihrer Ausgabe von Rothensee's Primat des Papstes erklärten de Maistre's Unfehlbarkeit nur für „Irrefragabilität", welche auch den Verordnungen der Fürsten zukomme, warfen den Protestanten, welche von einem „unfehlbaren Papst" sprachen, „absichtliche Entstellung und Verleumdung", „Absurdität" vor. Die Unfehlbarkeit des Papstes war ihnen „lediglich eine Schulfrage und gehörte nicht zum katholischen Lehrbegriff". Ihnen „ist nicht der Papst Richter, sondern die Kirche, deren Oberhaupt und Organ der Papst ist; einen inspirirten Papst kennen sie schon gar nicht". Und wenn sich ein Protestant auf die Scholastik berief, so antworten sie: „Wir unseres Orts können einen Recensenten, der seine Kenntniß des katholischen Lehrsystems aus der Scholastik schöpft, nicht für einen unter-

richteten Theologen halten. Die Scholastiker mögen immerhin die Unfehlbarkeit des Papstes vertheidigen; zum Lehrbegriff als Dogma gehört sie nicht; nie und nirgends (!) hat unsere Kirche sie ausgesprochen. Zwischen Unentbehrlichkeit und Unfehlbarkeit ist ein großer und wesentlicher Unterschied." Schließlich erklärten sie aber als katholisch: „Die katholische Kirche erkennt in der Person des Kirchenoberhauptes den sichtbaren Lenker und Aufseher der ganzen Glaubensanstalt, verbunden und vereinigt mit den übrigen Bischöfen. Ohne diese Verbindung gedacht, kann er für sich allein nichts vorschreiben (als etwa provisorisch), was in der Kirche gethan werden müsse, so wenig er, wie die Protestanten immer schreien, nur befehlen kann, daß von uns dieses oder jenes bloß nach seiner Willkür dargelegt als Glaubenslehre angenommen werde." Diese programmartigen Sätze muß man im Auge behalten, wenn man R. richtig beurtheilen will. — Räß's Stellung hatte sich inzwischen verändert. Schon 1821 war er neben 13 Anderen von Rom den Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz als Bischof vorgeschlagen worden. 1825 wurde er Liebermann's Nachfolger als Professor der Dogmatik und Director des Priesterseminars. Die Pfarrei zu Mannheim, auf welche die Prinzessin Stephanie und einige Adlige ihn berufen wissen wollten, schlug R. selbst aus, und auf den wiederholten römischen Vorschlag desselben zum Bischof von Mainz (1828) ging die hessische Regierung nicht ein. So folgte er 1830 einem Rufe ins Elsaß und stand zunächst der theologischen Anstalt zu Molsheim vor, bis er zum Superior des großen Seminars (bis 1836) und zugleich zum Domcapitular in Straßburg ernannt wurde. Durch die „Annalen der Verbreitung des Glaubens", deren Uebersetzung er veranlaßte und überwachte, begeisterte er nicht bloß im Elsaß, sondern auch in Deutschland und Oesterreich für die Heidenmission und regte zu deren thatkräftiger Unterstützung an. Die Aufregung, welche der Abbé Lamennais sowohl in Frankreich, als in Belgien und Deutschland hervorgerufen hatte, ging mit dessen Abfall von der römisch-katholischen Kirche ohne Schaden an Elsaß vorüber; aber da entstand in Straßburg selbst die Bautain'sche Schule (darunter der spätere Cardinal und Erzbischof Bonnechose von Rouen und P. Gratry), welcher Bischof Lepappe de Trevern sein Knabenseminar übergab und die bald gegen die bisherige Erziehungsmethode des Clerus auftrat. Dieselbe richtete sich aber namentlich gegen R. und Liebermann, seinen Lehrer. Alsbald trat R. im Ami de la religion dagegen auf; aber erst als Bautain den Traditionalismus auf dem gegen Lamennais gerichteten Schreiben Gregor's XVI. aufbauen wollte und den Gebrauch der Vernunft in der Theologie verwarf, erhob sich auch der Bischof gegen ihn, verwarf 1835 in sechs Sätzen dessen Lehre und berief eine Commission, in der auch Liebermann und R. saßen, um dessen Lehre zu untersuchen. Dieselbe erstattete zwar 1838 ihren „Rapport an den Bischof", aber gleichwohl zog sich der Streit hin, bis sich Bautain am 8. September 1840 in Rom unterwarf und bald darauf auch R. seine Unterwerfung einhändigte, da dieser, den gerade die nach der Rheingrenze lüsterne Regierung um ein Gutachten über die Gesinnungen der Bewohner derselben aufgefordert hatte, inzwischen zum Coadjutor des Bischofs mit Nachfolgerecht ernannt und am 5. August 1840 zum Bischof von Rhodiopolis i. p. i. präconisirt worden war. Am 14. Februar 1841 consecrirt, folgte er schon 1842 als Bischof nach zur Freude des elsässischen Volkes, das endlich wieder einen Bischof hatte, „den die Leute auch verstehen konnten". Allein gerade er sollte jetzt dazu beitragen, das Deutschthum im Elsaß zu brechen, indem die Regierung darauf bestand, die deutsche durch die französische Sprache zu ersetzen, und R. 1844 aufforderte, er möge, nachdem alle Lehrfächer französisch gegeben würden, auch den Religionsunterricht französisch ertheilen lassen. Allein dieses Ansinnen ging ihm doch zu weit; „es sei, schrieb er darauf,

nicht möglich, den Kindern in französischer Sprache einen so wichtigen Unterricht zu ertheilen"; „es widerstrebe seinem Gewissen, die ersten Begriffe der Religion und Moral den Kindern in einer andern als in ihrer Muttersprache beibringen zu wollen". Auf diesem Standpunkt blieb er auch später der Napoleonischen Regierung gegenüber stehen und widersetzte sich 1867 derselben aufs schärfste, als sie die deutsche Sprache aus Kirche und Schule verdrängen wollte; ja, er nahm damals auch die Widmung des Buches des Straßburger Ehrendomherrn Cazeaux „Versuch über das Beibehalten der deutschen Sprache im Elsaß", 1867, an, worin derselbe die üblen Wirkungen der Ausrottung der deutschen Sprache auf Religion und Sitte zeigt und die im Elsaß eingerissene Sittenverderbniß auf dieselbe zurückführt. Indessen ließ R. in seinen Knabenseminaren den Unterricht französisch ertheilen. — Als Bischof war übrigens R. pflichteifrig, wie irgend ein französischer Bischof, und da er bei der Regierung, der gegenüber er stets mit großer Klugheit und Vorsicht verfuhr, in Ansehen stand, so gelang ihm auch Alles leicht. Die zahlreichen klösterlichen Niederlassungen vermehrten oder erweiterten sich, und allmählich errichtete er mit Hülfe der Regierung 65 neue Pfarreien, 118 Vicariate, 17 Almosenierstellen und erhöhte die Zahl seiner Professoren von 29 auf 54, denn das geistliche Schulwesen überließ die französische Regierung ganz den Bischöfen, für das übrigens R. selbst reichlich aus seinem Vermögen spendete. — Rom gegenüber gehörte R. zu jenen Bischöfen, welche einen Wunsch des Papstes schon als Befehl betrachten, und machte er daher alle Wendungen und Schritte Pius' IX. bereitwilligst mit. 1854 wußte er nichts mehr davon, daß sein Lehrer Liebermann die unbefleckte Empfängniß für undefinirbar erklärt hatte; gleich den übrigen französischen Bischöfen vertheidigte er die Encyclica und den Syllabus von 1864; 1867 war er bei der Centenarfeier und unterzeichnete die Bischofsadresse, welche die absolute Nothwendigkeit des Kirchenstaats für die Kirche aussprach und beinahe schon den Papst für unfehlbar erklärte; auf dem vaticanischen Concil that er sich als einer der extremsten Curialisten hervor. Als er am 8. Januar 1870 über das Schema de fide sprach, wollte er es für unzuläßig erklären, daß man über die Sätze desselben, welche nur päpstlichen Constitutionen entnommen, noch debattire, und eiferte in heftigster Weise gegen die deutschen Professoren. Dann war er ein Haupturheber der Infallibilitätsadresse der Majorität, in welcher er ohne Bedenken der Meinung von der Infallibilität eine „dogmatische Qualität" zuerkannte und behauptete, sie sei schon von mehreren allgemeinen Concilien ausgesprochen worden, obwohl er einst das Gegentheil in Rothensee's Primat erklärt hatte. Am 17. Februar 1870 verdammte er öffentlich in einem amtlichen Erlasse die Briefe des P. Gratry, nicht ohne einzelne Aeußerungen desselben zu mißdeuten oder zu übertreiben. Für die Unregelmäßigkeiten des Concils hatte er kein Auge, für die Klagen und Reclamationen der Minorität kein Ohr. Am 21. Mai trat er in der Generaldebatte über die Infallibilität zugunsten dieser und namentlich gegen zwei französische Bischöfe auf und „wies nach, wie begründet dieselbe sei, wie opportun deren dogmatische Erklärung, ja — in gegebener Lage — wie nothwendig". Darauf eilte er nach Straßburg zurück, nachdem er dem Papst noch versichert: „Bei ihm sei die Unfehlbarkeit des Papstes längst entschieden, er sei ein Infallibilist aus alter Zeit (!) . . ., er habe sein Pulver verschossen," worauf Pius IX. erwiderte: „Gut verschossen." Die niedere Geistlichkeit im Elsaß — denn darauf kam es damals wesentlich an — war mit seiner Haltung zufrieden und empfing ihn bei seiner Rückkehr glänzend. Doch auch er sollte den revolutionären Geist des französischen Clerus, der ebenso den elsässischen erfüllte und die französischen Minoritätsbischöfe während des Concils so schwer kränkte, noch erfahren. — Elsaß und Lothringen kamen infolge des Kriegs von 1870/71

an Deutschland zurück. Der uralte Bischof von Metz, ein Franzose, fand sich darein, daß die deutsche Regierung sich an das französische Concordat und die organischen Artikel halten wollte und traf mit dieser einen modus vivendi, der die Fortdauer seines Priesterseminars in Montigny ermöglichte; anders der Deutsche R. Er unterwarf sich zwar der deutschen Regierung, wollte aber dafür volle Freiheit seiner Seminare, confessionelle Trennung der Schulen, kurz la liberté comme en Belgique. Der Civilcommissär Kühlwetter ging darauf ein, und R. fühlte sich bei dem Wechsel der Dinge ganz wohl. Als er aber dem Oberpräsidenten Möller zumuthete: „ob man denn nicht besser gemeinschaftlich regieren könne, statt sich zu zanken", fragte dieser ihn: „ob denn der Bischof seinen Clerus auch in der Hand habe?" R. ordnete nun 1871 eine Ergebenheitserklärung des elsässischen Clerus an. Allein schon 1872 nahm er an der Opposition des preußischen Episcopats in Fulda theil, und 1873 faßte sein Clerus eine Adresse gegen die Maigesetze ab. R. selbst ließ es bis zur Schließung seiner bischöflichen Schulen kommen. Das lag im Geiste seines französisch denkenden Clerus. Man wählte R. sogar 1874 im Kreis Schlettstadt zum Reichstagsabgeordneten; allein der berliner Boden wurde ihm gefährlich. Als er nach der Protesterklärung des Abgeordneten Teutsch im Reichstage erklärte, die Katholiken des Reichslandes anerkennen den Frankfurter Frieden, war seine Rolle ausgespielt. Sein Clerus, insbesondere der jüngere, wollte davon nichts wissen und trat in offener Feindschaft auch gegen ihn auf: in seiner nächsten Umgebung und in seinem Priesterseminar berieth man sogar eine Entrüstungsadresse. Er mußte sich seinem Clerus fügen oder untergehen. R. wählte das erstere, und als 1878 in den elsässischen Pfarrhöfen ein „Actionsprogramm" gegen das „protestantische Deutschland" verbreitet wurde, erfuhr die Regierung zu ihrer Ueberraschung, daß es von R. gebilligt war. Damit endete auch seine öffentliche Thätigkeit; man hörte nichts mehr von ihm, dem ein Coadjutor beigegeben war. Daß er noch zu den Lebenden zähle, erfuhr man nur noch dadurch, daß er von Zeit zu Zeit eine Fortsetzung oder Ergänzung seines Werkes „Die Convertiten seit der Reformation", 13 Bde. 1866—1880, erscheinen ließ, — ein Werk, in welchem er „sämmtliche Zurückbekehrungen in die alte römisch-katholische und apostolische Kirche als neue und zufällige oder providentielle Stützpunkte der katholischen Wahrheit in einen großen geschichtlichen Rahmen einsammeln" wollte. Diese Auffassung befremdet nicht an einem römisch-katholischen Bischof; doch hatte R. selbst für die Verschiedenheit der Motive der Convertirenden ein Auge (1. Bd. S. XV R. 1); es wäre aber vielleicht noch besser gewesen, wenn er sich angesichts derselben auch an 1. Cor. 3, 10 ff. hätte erinnern wollen. — Als R. am 17. November 1887 starb, zeigte sich erst öffentlich und unverhüllt, wie sehr ihn sein Clerus haßte. Kein Bischof, auch kein elsässer Geistlicher, sondern der Domdechant Heinrich aus Mainz hielt die Leichenrede, und damit man den Vorgang ja nicht mißverstehe, schrieb das Bulletin ecclés. seines Coadjutors und Nachfolgers: für einen Elsässer wäre es schwer gewesen, die Leichenrede zu halten; der anwesende Bischof Freppel von Angers, ein Elsässer, hätte sie unmöglich halten können, habe auch gar nicht daran gedacht; denn man müsse einen Schleier über die Schattenseiten im Leben des Bischofs breiten, welche die Geschichte niemals werde beseitigen können. Die Schattenseiten waren seine Erklärung im deutschen Reichstag 1874.

Bernhard, Andreas Räß, Bischof von Straßburg, 1873, in Deutschlands Episcopat in Lebensbildern I, 183—224. — Guerber, Bruno Franz Leop. Liebermann, 1880. — Friedrich, Geschichte des Vatican. Concils I. III. Bd.

J. Friedrich.

Rasser: Johannes R., elsässischer Dichter. Seine Lebensgeschichte ist nur lückenhaft herzustellen. Ensisheim, wo er lange Jahre als Pfarrer thätig war und wo Verwandte von ihm lebten, war wohl auch sein Geburtsort. Das Geburtsjahr ist ebenso unbekannt wie sein Todestag, der jedoch sicher vor den 13. November 1597 fällt, da unter diesem Datum eine jetzt im Colmarer Archiv befindliche Correspondenz zwischen der niederösterreichischen Regierung und Kaiser Rudolf II. von seinen Erben spricht. In der Vorrede zu seiner Postille von 1590, datirt vom 16. October 1589, sagt R., daß er 31 Jahre lang das Pfarramt bekleidet habe: dies führt auf 1558 als den Anfang dieser Wirksamkeit und läßt annehmen, daß er in den dreißiger Jahren geboren war. Zuerst hatte er in Colmar die Pfarrei versehen, und hierher sandte er noch 1577 ein abmahnendes Schreiben an Michael Buob, welcher als Obristmeister von Colmar wesentlich die Duldung des protestantischen Bekenntnisses in dieser Stadt durchgesetzt hatte: Lerse, Geschichte der Einführung der Reformation in Colmar, Colmar 1856 S. 125 f. Auch in Rappoltsweiler war R. für die „Wiederherzubringung zu dem allgemeinen seligmachenden katholischen Glauben" thätig, wofür Erzherzog Ferdinand 1588 ihm eine Dankspende zukommen ließ (Colm. Arch.). Die eigentliche Wirkungsstätte Rasser's war Ensisheim, der Hauptstützpunkt der Gegenreformation am Oberrhein. R. sorgte für die Ausschmückung der Pfarrkirche, indem er 1586 aus eigenen Mitteln den hinteren Chor herstellen ließ, wodurch er zugleich den Rath bewog, den Thurm höher auszubauen. Noch mehr that er für die Schule zu Ensisheim, welche 1551 als Seminar eingerichtet, zu seiner Zeit einen neuen Aufschwung nahm und auch von dem katholischen Adel des Oberrheins vielfach beschickt wurde. 1577 drang er in die Regierung, den Prior des Gotteshauses S. Valentin zu Rufach zu Beisteuern für die Ensisheimer Schule anzuhalten; 1583 erwirkte er für diese eine ansehnliche Geldunterstützung von Bischof Andreas von Constanz, dem Sohne des Erzherzogs Ferdinand; auch aus der Bürgerschaft wußte er Legate für die Schule zu gewinnen. Um 1586 ordnete er deren gesammtes Stipendienwesen. Für seine eigenen Beiträge war ihm von Erzherzog Ferdinand eine Entschädigung von 800 Fl. ausgesetzt worden, die dann, um 200 Fl. vermehrt, seinen Erben überwiesen wurde. Es war nur ein weiterer Schritt in der von R. selbst verfolgten Richtung, daß die Schule 1614 in die Hände der Jesuiten überging.

Dieselben Züge wie seine sonstige Thätigkeit trägt nun auch die schriftstellerische Arbeit Rasser's. Es sind hauptsächlich zwei Komödien, von denen die eine nach dem Willer'schen Herbstkatalog von 1574 folgenden Titel hatte: „Ein christlich Spiel von der Kinderzucht, darinn angezeigt wirdt, wie die Kinder, so wol erzogen, zu großen Ehren, die aber so ubel erzogen, vielmal verderben und schendlich sterben. Gespielet durch junge Knaben zu Bern im J. 1573. Gemacht durch J. Rassern." 1574. 4° (s. Weller, Das alte Volkstheater der Schweiz, Frauenfeld 1863 S. 103). Hier ist die Angabe, daß das Stück in Bern aufgeführt worden sei, höchst auffallend. Nach Merklen, Hist. d' Ensisheim 2, 193, der leider nur über Nebenumstände, nicht über Inhalt und Gang des verschollenen Stückes Auskunft gibt, ward es am 9. und 10. August 1573 zu Ensisheim von 97 Schülern gespielt und im Druck dem Erzherzog Ferdinand gewidmet. Das andere Stück ist in je einem Exemplar zu Wolfenbüttel und zu Dresden erhalten. Es hat den Titel „Comoedia Vom König der seinem Sohn Hochzeit machte / auß dem XXI. und XXII. Capitel Matthei gezogen / darinn der Juden und dieser Welt / grosse vndanckbarkeit / gegen der vilfeltigen angebottenen Gottesgnad fürgebildet wirt. Welche in der Oesterreichischen Statt Ensisheim / im Obern Elsaß / im Herbstmonat / des 1574. Jars durch junge Knaben sehr lustig gehalten / nachmals in Truck verfertigt / durch Johann Rassern

Pfarherrn daſelbſt / mit ſchönen Figuren geziret / dergleich vormals nie geſehen noch geſpilt worden.“ Am Schluß ſteht: „Gedruckt zu Baſel bei Samuel Apiario in Koſten J. Raſſern MDLXXV.“ Die Vorrede vom 12. November 1574 widmet das Stück dem Biſchof Melchior von Baſel. Sie erwähnt, daß der Dichter bereits etliche Comödien mit der „allhieigen jugend“ gehalten habe und noch andre zu Teutſch und Latein zu halten gedenke. Im Abdruck der „Hochzeit“ ſind die lateiniſchen Verſe, welche den in vierhebigen Reimpaaren geſchriebenen Acten vorangingen oder folgten, faſt völlig weggefallen. Die Aufführung des Stückes dauerte drei Tage und ſcheint jedesmal zu Mittag begonnen zu haben. 162 Schüler nahmen Theil. Den Inhalt bildet die Verlobung des Königsſohnes Joſaphat (gemeint iſt Chriſtus) mit Eccleſia, Tochter des Mundus; die Einladung an die Juden, welche die Propheten todtſchlagen und den Königsſohn kreuzigen; die Zerſtörung Jeruſalems; die Einladung an die Heiden, welche als Lahme und Krüppel erſcheinen und die Ausſtoßung des nicht hochzeitlich bekleideten Gaſtes. Die Juden werden ſehr übel behandelt; R. lobt Erzherzog Ferdinand, der ſie aus ſeinem Lande vertrieben. Grauſige Scenen ſpielen auf der Bühne ſelbſt: die Enthauptung Johannes des Täufers, deſſen blutendes Haupt noch ſpricht; die Beſtrafung des jüdiſchen „Rädleinführers“ Simon, welchem das Herz aus dem Leibe geſchnitten und um den Mund geſchlagen wird, worauf man den Leichnam aufhängt. Für Komik ſorgt dagegen der Narr Jogle, auch die Trabanten, die Landsknechte mit ihren Metzen. Aus Jeruſalem werfen die Juden auf die Angreifer mit „äſchenen Kugeln das ſchier keiner den anderen vor Staub ſehn kundt — welches alles lecherlich und kurzweilig zu ſehen war“. Manches iſt culturhiſtoriſch lehrreich, z. B. für die Kenntniß des Landknechts- und Gerichtsweſens im 16. Jahrhundert. Freilich die Schüler mußte es zu falſchen Vorſtellungen über das römiſche Alterthum führen, wenn im römiſchen Senat neben Veſpaſian auch Cato, Scipio u. a. erſchienen. — Geringeres Intereſſe als die Dramen haben die Predigtſammlungen Raſſer's. 1578 erſchien zu Cöln: „Chriſtenliche / Catholiſche und wolgegründete Predigen / durch die gantzen Faſten und Marterwochen, welche aus einem alten Scribenten verteutſcht, darbey auch die Bedeutung aller Ceremonien vnd Kirchengebreuch“ u. ſ. w. In der Vorrede wendet ſich R. gegen die Behauptung der Proteſtanten, „Die alten haben vor dieſen unſeren gezeiten nicht Gotteswort / ſondern nur fabeln und tandtmähren geprediget / ſo ſich doch allhie r.. das gegentheil befindt.“ Indeſſen begegnen auch hier Geſchichten wie die von Evilmerodach und andern undankbaren Söhnen. R. hat ſeiner Vorlage noch weiterhin Polemik gegen die evangeliſche Theologie eingeflochten, gegen den „Glauben ohne die Werke“, gegen die Angriffe auf die Beichte u. a. Jene Sammlung von 1578 bezeichnet er ſelbſt übrigens nur als einen der fünf Theile, in welche er ſeine Ueberſetzung zerlegen wollte. Ein andrer iſt vermuthlich ſeine Postilla de tempore 1589, dem Biſchof Jacob Chriſtoph von Baſel gewidmet (Merklen 2, 205); ein dritter die Postilla de Sanctis unter dem Titel Postilla Chriſtlicher Catholiſcher Predigen auf alle Feſt- und Feyrtäg durch das gantze Jahr, Dillingen 1590. Geſchrieben iſt dies Werk nach der Angabe S. 45 ſchon 1574. In der Vorrede an Biſchof Andreas von Conſtanz nennt der Verfaſſer ſich deſſen Caplan; auf dem Titel iſt er auch als F. D. Ertzh. Ferdinandi Rath und Propſt zu Enſchingen bezeichnet. Die ſpäteren Poſtillen von 1595 und 1614 wiederholen nur die früheren.

Merklen, Histoire de la ville d'Ensisheim, Colmar 1840 II p. 54. 191 ff. 203 ff. Dazu kamen freundliche Mittheilungen der Herren Pfannenſchmied, Archivdirector in Colmar, Waltz, Stadtbibliothekar ebenda, und Haas, Gemeindeſchreiber in Enſisheim. Martin.

Raßler: Christoph R., Benedictiner, geb. zu Constanz, † am 19. März 1675 in der Abtei Petershausen bei Constanz. Er trat zu Zwiefalten in den Orden ein, machte seine Studien theilweise in Rom und wurde 1652 Professor in Salzburg. Hier veröffentlichte er 1654 und 1655 einige dogmatische Tractate: De visione beatifica; De sacramentis in genere; De sacramento et virtute poenitentiae; De natura theologiae. 1658 wurde er Abt von Zwiefalten. Er entwarf als solcher die neuen Statuten für die schwäbische Benedictiner-Congregation, die 1671 von den Aebten angenommen wurden; Hist. Univ. Salisb. p. 317.

Ein Jesuit Christoph Raßler, wahrscheinlich ein Verwandter des Abtes, wie dieser in Constanz geboren, war von 1685 an einige Jahre Professor der Philosophie zu Ingolstadt, dann Professor der Theologie zu Dillingen und von 1696 an zu Ingolstadt. Zu Ingolstadt ließ er einige Controversiae philosophicae vertheidigen, zu Dillingen 1696 eine Controversia theologica de ultima resolutione fidei divinae und zu Ingolstadt 1697 eine solche de physica praedeterminatione. 1701 erschien von ihm zu Ingolstadt unter dem Titel „De regula externa fidei divinae“ eine Art Apologetik, in welcher er auch die Gallikaner bekämpft (eine Recension des Buches im Journal des savants 31, 505). Bemerkenswerth sind die moral-theologischen Arbeiten von R. 1694 wollte er das eben erschienene Fundamentum theologiae moralis des Jesuiten-Generals Thyrsus Gonzalez, eine Bekämpfung des im Orden herrschenden Probabilismus, die damals großes Aufsehen erregte, in drei umfangreichen Dissertationen, „Controversia theologica tripartita academicae disputationi subjecta de recto usu opinionum probabilium“, widerlegen. Zwölf Bogen waren bereits gedruckt, als der Provinzial erklärte, die Arbeit müsse, da sie über den Umfang gewöhnlicher akademischer Dissertationen weit hinausgehe, zur Censur nach Rom gesandt werden. Nach einer längeren Correspondenz zwischen R. und dem Secretär des Generals und dem deutschen Assistenten Eusebius Truchseß wurde von dem General die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Werkes versagt und die Vernichtung der bereits gedruckten Bogen angeordnet (es scheint kein Exemplar erhalten zu sein). Im J. 1706 veröffentlichte R. anonym und ohne Angabe des Druckortes unter dem Titel „Vindiciae Gobatianae“ einen Quartband zur Vertheidigung eines der schlimmsten Vertreter des jesuitischen Probabilismus, Georg Gobat, gegen eine scharfe Censur, welche der Bischof Guy Sèves de Rochechouart von Arras über denselben erlassen hatte. 1713 erschien von R. zu Ingolstadt ein starker Folioband unter dem Titel „Norma recti“, worin er aber nicht, wie seine früheren Schriften erwarten ließen, den laxen Probabilismus vertheidigt, sondern eine sehr gemäßigte Form desselben, welche zu der Ansicht des Thyrsus Gonzalez bei weitem nicht in so scharfem Gegensatze steht, wie die bei den Theologen des Jesuitenordens herrschende Anschauung. Bald darauf wurde R. von dem Jesuiten-General Tamburini, dem Nachfolger des Gonzalez, als Bücherrevisor nach Rom berufen; er war auch Theologe des Jesuiten-Cardinals Tolomei. Er starb dort in hohem Alter.

Backer. — Die Correspondenz über das Buch gegen Gonzalez bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten in der katholischen Kirche, 1888, S. 236, vgl. S. 293.

Ohne Zweifel Verwandte, vielleicht Brüder des Jesuiten Christoph Raßler waren zwei andere Jesuiten, die gleichfalls Professoren in Dillingen waren: Franz R., † 25. November 1734, der einige philosophische Schriften drucken ließ, und Johann Evangelist R., geboren zu Meersburg, — er war auch 1708 Professor der Philosophie und 1713 der Theologie in Ingolstadt, — von dem 1719 zu Dillingen eine Abhandlung erschien: „Pallas sagata et togata ...

sive concordia praedeterminationis physicae vere Thomisticae cum libertate.“ — Wahrscheinlich ein Verwandter, jedenfalls auch aus der Constanzer Diöcese gebürtig, war Max R., geboren zu Waldsee am 20. Januar 1645, seit 1671 Jesuit, seit 1676 in Ingolstadt Professor der Mathematik, der Philosophie und der Controversen, später in Dillingen Rector und Kanzler, † zu Ebersberg am 2. Februar 1719. Er übersetzte die meisten Schriften des italienischen Jesuiten Paolo Segneri und einige andere italienische Sachen ins Lateinische, M. Rader's Bavaria sancta ins Deutsche (3 Bde. Fol. 1704) und veröffentlichte 1700: „Monarchiae Romani Pontificis coelestis origo contra Sam. Puffendorfium academicis dissertationibus propugnata“, ferner „Justa defensio antiquissimi diplomatis Ludoviciani (Lindaviensis)“, 1691 und 1714, gegen Conring (s. A. D. B. IV, 449).

Backer. — Adelung.

Reusch.

Raßmann: Christian Friedrich R., gewöhnlich nur Friedrich R. genannt, war der Sohn des gräflich stolbergischen Bibliothekars Heinrich Ernst R. (s. S. 337) und wurde am 3. Mai 1772 zu Wernigerode geboren. Nachdem er kurze Zeit das dortige Lyceum besucht hatte, folgte er seinem Vater 1783 bei dessen Berufung nach Halberstadt und erhielt seine weitere Schulbildung in der Martinischule daselbst, deren Rector der Vater war. Nachdem er 1791—1794 zu Halle Theologie studirt und sein Examen als Predigtamtscandidat bestanden hatte, trat er als freiwilliger Lehrer an jener Martinischule ein und wurde dann als Collaborator an derselben Anstalt angestellt. Schon in früher Kindheit war in ihm die von seinem Vater geerbte Neigung zur Poesie erwacht und schon seit seinem 18. Jahre wurden einzelne seiner Dichtungen gedruckt. Bald aber that er einen Schritt, dessen Beweggründe wir nicht kennen und der für sein ganzes Leben verhängnißvoll gewesen ist; er gab seine Lehrstelle im J. 1800 auf und ist seitdem, nur von seiner Schriftstellerei lebend, im Privatstande geblieben. Zunächst schloß er sich an die beiden in Halberstadt lebenden Dichter, Gleim und Klamer Schmidt an, doch haben beide wohlwollende Männer nicht vermocht, ihm einen ergiebigeren Lebensweg zu verschaffen, ebenso wenig sein würdiger Vater. In den Jahren 1803 und 1804 führte er die Redaction zweier von einem Halberstädter Juden gegründeten Zeitschriften und beschäftigte sich daneben als Corrector. Gegen Ende des Jahres 1804 ging er auf Veranlassung des als Redacteur der Zeitung für die elegante Welt bekannten Hofraths Spazier nach Münster und übernahm dort die Redaction der Zeitschrift Merkur. Da im J. 1806 auch diese einging, ernährte er sich vorübergehend durch Privatunterricht, dann aber war er bis an sein Ende lediglich aufs Schriftstellern angewiesen. Da es hiemit niemals recht glücken wollte und er außerdem noch eine Familie zu ernähren hatte, so war er fortwährend höchst empfindlichem Mangel, zuweilen der bittersten Noth überliefert. In einem ärmlichen Zimmer, das er zuweilen lange Zeit hindurch, einmal fünf Monate lang, nicht verließ, lebte er mit den Seinigen zusammen, rastlos und fast übermenschlich arbeitend und mitunter sogar heitern Sinn sich bewahrend. Nur im J. 1812 wurde er nach dem Tode seines Vaters durch die kleine Erbschaft auf kurze Zeit seinen Sorgen entrückt. Im J. 1825 trat er aus unbekanntem Anlasse zur katholischen Kirche über, in einer Zeit, in welcher überhaupt diese Uebertritte sich häuften; er hat über diesen Schritt stets Stillschweigen beobachtet. Im J. 1812 begann er zu kränkeln, von 1823 ab körperlich und geistig schwer zu leiden; Wassersucht und wechselndes Irresein verzehrten sein Leben. Noch 1830 arbeitete er fast sterbend an einem in die Litteratur der Musik einschlagenden lexikalischen Werkchen, das nach seinem Tode erschien; am 9. April 1831 endeten seine Leiden. Als Schriftsteller ist er außerordentlich vielseitig und fruchtbar gewesen. Seine Dichtungen haben zwar

Mangel an Phantasie und poetischer Kraft, doch zeigen sie eine reine Form, große Gewandtheit, namentlich im Nachbilden romanischer Formen, und eine gewisse Anmuth. Sie gehören fast ausschließlich dem lyrischen Gebiete an; wir nennen hier folgende Schriften: „Kalliope, Sammlung lyrischer und epigrammatischer Gedichte", Münster 1806; „Maja, Sammlung vermischter Schriften", Osnabrück 1811; „Sommerfrüchte", Münster 1811; „Auserlesene poetische Schriften", Heidelberg 1816: „Poetisches Lustwäldchen," Köln 1820; „Poetische Schriften", Leipzig 1821; „Astern", Altenburg 1824. Eine zweite Seite seines Wirkens war die bibliographisch-litterarhistorische, womit er sich unleugbares Verdienst erworben hat. An der Spitze steht hier sein „Münsterländisches Schriftstellerlexikon", das in fünf Abtheilungen, zu Lingen 1814 und 1815, zu Münster 1818 und 1824 und nach seinem Tode 1833 (in seinem „Leben und Nachlaß") erschien und später von seinem Sohne Ernst R. zu Münster 1866 neu bearbeitet herauskam. Dahin gehört ferner der „deutsche Dichternekrolog," Nordhausen 1818, die „Gallerie der jetzt lebenden Dichter, Romanschriftsteller, Erzähler, Uebersetzer, Anthologen u. s. w.", Helmstedt 1818, das „kritische Gesammtregister oder Nachweise aller in den deutschen Litteraturzeitungen und Zeitschriften enthaltenen Recensionen", Leipzig 1820, das „Pantheon deutscher jetzt noch lebender Dichter", Helmstedt 1823, das „Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller", Leipzig 1830, die „Denkmäler deutscher Dichterinnen" im Fouquéschen Frauentaschenbuch, der Artikel Johann v. Alpen im dritten Bande der Ersch und Gruberschen Encyklopädie, endlich seine vielen Beiträge zu Meusel's gelehrtem Teutschland. Drittens als Antholog stand er bis dahin in Deutschland an erster Stelle. Wir erwähnen hier seine „Triolette der Deutschen", Duisburg und Essen 1815, seine dreibändigen „Sonnette der Deutschen", Braunschweig 1817 und 1818, seinen „Neuen Kranz deutscher Sonnette", Nürnberg 1820, seine „Blumenlese südlicher Spiele im Garten deutscher Poesie", Berlin 1817, seine „Auswahl neuerer Balladen und Romanzen", Helmstädt 1818, seine „Heroiden der Deutschen", Nordhausen 1819, vor allem aber seine „Deutsche Anthologie oder Blumenlese aus den Classikern der Deutschen", Zwickau von 1821 ab, bis 1824 bereits 16 Bändchen. Ferner gab er mehrfach Taschenbücher heraus; seine „Mimigardia" erschien zu Münster 1810—1812, sein „Taschenbuch für 1814" zu Düsseldorf, seine „Abenderheiterungen" zu Quedlinburg 1815, sein „Rheinisch-westphälischer Musenalmanach" zu Hamm 1821 u. 1822 und zu Köln 1823, seine „Frühlingsgaben" zu Leipzig 1824, sein „Fastnachtsbüchlein für Alt und Jung" 1826. An Journalen hat er redigirt die „Neuen Anzeigen vom Nützlichen, Angenehmen und Schönen", Halberstadt 1803—4, und ebendaselbst zu gleicher Zeit die „Allgemeine Zeitung der Merkwürdigkeiten", ferner die „Eos, Zeitschrift für Gebildete", Münster 1810, die jedoch gleichfalls nicht lange bestand, ebenso wenig die zu Leipzig und Crefeld 1816 erscheinende „Thusnelda, Unterhaltungsblatt für Deutsche". Können schon diese verschiedenen Früchte seiner Thätigkeit hier nur unvollständig aufgeführt werden, so ist es völlig unmöglich, alle die Zeitschriften aufzuführen, zu denen er Gedichte und Aufsätze der verschiedensten Art lieferte. Diese zersplitterte und zum Theil ganz fruchtlose Thätigkeit eines Mannes, der zum Schreiben gezwungen war, kann zum warnenden Beispiel für Manchen dienen, der im Begriffe steht, sich dem sog. Schriftstellerberuf im engern Sinne zu widmen.

Friedrich Raßmanns Leben und Nachlaß. Münster 1833. — Keßlin, Chr. Fr., Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode. Magdeburg 1856. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Neunter Jahrgang, 1831. Ilmenau 1833. S. 307—310.

E. Förstemann.

Raßmann: Heinrich Ernst R. war der Sohn von Johann Caspar R., der die Pastorstelle im Dorfe Stapelburg in der Grafschaft Wernigerode bekleidete, und wurde in diesem Orte am 11. Februar 1734 geboren. Seine Jugend verlebte er, wahrscheinlich von seinem Vater unterrichtet, in dem heimathlichen Dorfe, das anmuthig zwischen Ilsenburg und der Harzburg gelegen ist. Im J. 1750 bezog er das Lyceum zu Wernigerode, das damals unter der Leitung des strengen Rectors Heinrich Schütze, eines ziemlich bedeutenden Mannes stand. Von dort ging er im J. 1753 ab auf die Universität Halle und studirte in dieser damals hochberühmten geistlichen Metropole des nördlichen Deutschlands namentlich unter Siegmund Jakob Baumgarten Theologie. Darauf wurde er, nachdem er zu Leipzig sein Studium beendet hatte, in die Heimath zurückberufen und bekleidete nun die Stelle als Lehrer am Waisenhause, dann als Conrector am Lyceum zu Wernigerode. Er gab diese Stelle im J. 1763 auf, als ihn der regierende Graf Christian Ernst zum Bibliothekar an seiner mit außerordentlichem Eifer gepflegten und vermehrten Bibliothek ernannte. In dieser Stellung hat sich R. nicht bloß als Vorstand dieser Sammlung großes Verdienst erworben und zugleich seine umfassenden Kenntnisse bereichert, sondern war auch mit Rath und That stets um seinen hochverdienten und groß angelegten Herrn beschäftigt. Seine große Anhänglichkeit an denselben bewies er namentlich durch seine zahlreichen Gelegenheitsdichtungen, die er demselben bei den verschiedensten Anläßen überreichte und die auch dadurch ein Interesse gewähren, daß sie zeigen, wie sein Sohn die poetische Befähigung vom Vater her geerbt hat. Nach dem Tode des Grafen Christian Ernst behielt er seine Stelle, die er im Ganzen zwanzig Jahre bekleidet hat, auch unter dessen Sohn und Enkel bis zum Jahre 1783, in welchem er als Rector an die Martinischule nach Halberstadt berufen wurde; diese Anstalt blühte unter ihm auf; er half mancher Stockung ab und veranlaßte durch sein Beispiel seine Mitarbeiter zu erhöhter Thätigkeit. Seit 1788 war er dann Prediger an der Martinikirche daselbst und gewann hier die Liebe und das Zutrauen seiner großen Gemeinde. 1793 wurde er Mitglied der neugegründeten geistlichen Provinzial-Examinationscommission, seit 1796 mit dem Titel eines Consistorialassessors. Nachdem er im J. 1804 seine Frau verloren, verheirathete er sich noch als 70jähriger Greis zum zweiten Male. Im J. 1810 in den Ruhestand versetzt, starb er, nachdem er kurz zuvor auch seine zweite Frau verloren hatte, am 31. December 1812. Seine schriftlich hinterlassenen Leistungen bestehen nur aus zahlreichen (auch dialektischen) Gelegenheitsgedichten, kleinen Gelegenheitsschriften und einigen Predigten; seine Thätigkeit als Bibliothekar ist wol die hervorragendste Seite seines Wirkens.

Heinrich Ernst Raßmann, nekrologische Skizze. In Friedrich Raßmanns Leben und Nachlaß, Münster 1833, S. 85—101. — Keßlin, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode. Magdeburg 1856.

E. Förstemann.

Rast: Georg Heinrich R., Astronom, geb. am 7. August 1695 zu Königsberg i. Pr., † ebenda am 29. Januar 1726. R. wurde von seinem Vater, der Professor primarius an der preußischen Hochschule war, trefflich erzogen und durchlief rasch die Schulen und die Universitäten Königsberg und Halle, welche letztere ihm 1718 die Magisterwürde verlieh. Eine gelehrte Reise führte ihn durch Frankreich, Holland, England und ganz Deutschland; um den in Lindau wohnenden und durch seine gnomonischen Arbeiten damals sehr berühmten Gaupp zu besuchen, scheute R. die weite Reise an die Ufer des Bodensees nicht. Heimgekehrt, sah sich derselbe sofort ein Extraordinariat der Mathematik übertragen, allein er sollte dasselbe nicht lange bekleiden, denn ein hektisches Fieber raffte

den erst Dreißigjährigen hin. Trotz seiner Jugend hatte er sich schon mehrfach litterarisch bethätigt; er schrieb über die Bestimmung der Mittagslinie (Königsberg 1716), über Kegelschnitte (Leipzig 1717), über Reihensummation (Königsberg 1720), über Sternbedeckung (ebenda, im gleichen Jahre); besonders aber ist für die Geschichte der Meteorologie von Interesse die „Explicatio Leibnitiana mutationis barometri in tempestatibus pluviis contra J. Th. Desagulieri dubitationes defensa“ (Königsberg 1717). Christoph Gottsched war, als R. diese letztere Dissertation zu vertheidigen hatte, dessen Opponent.

Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexikon, 3. Theil, Leipzig 1751. S. 1916. — Hellmann, Repertorium der deutschen Meteorologie, Leipzig 1883. Sp. 398.

Günther.

Rastrelli: Joseph R., Sohn des Vincenz R. (s. unten), geb. in Dresden am 13. April 1799, erhielt frühzeitig Musikunterricht beim Kammermusikus Franz Poland (Violine) und dem Organisten Fiedler (Theorie). 1814 ging er mit seinen Eltern nach Italien, wo ihn Padre Mattei im Contrapunkt unterrichtete. Für Ancona schrieb er 1816 die Oper „La Distruzione di Gerusalemme“, welche einigen Erfolg hatte und kehrte 1817 nach Dresden zurück, wo er 3 Jahre darauf als Violinist in der kgl. Capelle angestellt wurde. Um diese Zeit schrieb er seine zweite Oper „La Schiava circassa“, welche in Dresden 1820 aufgeführt wurde, und welcher in kurzen Zwischenräumen die Opern „Le Donne curiose“ (1821) und „Velleda“ (1823) folgten. In Folge letzterer Oper wurden ihm vom König von Sachsen die Mittel zu einer nochmaligen Bildungsreise nach Italien gewährt; er schrieb auf derselben für die Scala zu Mailand die Oper „Amina“ (1824), welche zwar Beifall, aber keine weitere Verbreitung gefunden hat. Nach Dresden zurückgekehrt, legte er seine Stelle als Kammermusiker nieder und beschäftigte sich bloß mit Gesangsunterrichtgeben und Componiren. 1828 erhielt er für zwei 8stimmige Psalmen, die er für die sixtinische Capelle gesetzt hatte, vom Papste den Orden des goldenen Sporns; 1829 ward er zum Correpetitor am Hoftheater und 1830 zum Musikdirector an demselben ernannt. Als solcher brachte er noch die deutschen Opern „Salvator Rosa“ (1832), „Bertha von Bretagne“ (1835) und „die Neuvermählten“ (1839, Text von der Prinzessin Amalie von Sachsen) auf die Bühne, schrieb eine Messe, viele Psalmen und Hymnen für die katholische Hofkirche, ferner Entreactes, Balletmusiken, Einlagestücke in verschiedene Opern, Musiken zu einigen Dramen, Lieder u. s. w. und starb am 14. November 1842 zu Dresden an einer Brustentzündung. Gedruckt ist von seinen Compositionen nur wenig. Denselben fehlt übrigens selbstständiger Stil und Erfindung, zum Theil war seine Erziehung hieran schuld. Zwischen deutschen und italienischen Einflüssen hin und her schwankend, hatte er die Eigenart der Musik beider Länder in sich aufgenommen. Ueberall aber zeigt er den tüchtig gebildeten Musiker, der alle technischen Mittel seiner Kunst beherrscht und über einen reichen Schatz gesunder Melodien verfügt.

Fürstenau.

Rastrelli: Vincenz R., geb. 1760 zu Fano, erlangte zeitig Ruf als Gesanglehrer. In Bologna studirte er Contrapunkt bei dem berühmten Padre Mattei und wurde 1786 Mitglied der philharmonischen Gesellschaft daselbst. Nach Fano zurückgekehrt, erhielt er dort die Stelle eines Domcapellmeisters und kam bald darauf durch die Vermittlung des Grafen Marcolini, kurfürstl. sächs. Cabinetsministers, nach Dresden, wo er 1795 kurfürstl. Kirchencomponist wurde. Im J. 1802 gab er diese Stellung auf, um nach Moskau zu gehen, wo er 4 Jahre lebte. 1807 wurde er abermals als Kirchencomponist nach Dresden berufen, erhielt aber 1814 vom russischen Generalgouvernement (Fürst Repnin)

ine Entlassung und ging nach Italien zurück. Bald jedoch nahm er seinen
ufenthalt wieder in Dresden, wurde Gesangslehrer am königl. Hofe, 1824
iederum Kirchencomponist und trat 1831 in Pension. Am 20. März 1839
arb er in Dresden. Für die kathol. Hofkirche daselbst schrieb er 10 Messen,
Vespern, ein Oratorium Tobia u. s. w. Auch Canzonetten und andere kleine
esangsstücke componirte er, doch sind alle diese Sachen als unbedeutend der
ergessenheit anheimgefallen. Seinen Ruf hatte er lediglich als Gesangslehrer
worden.

Fürstenau.

Rataller: Georg R., Jurist und Philolog, geb. 1528 (nicht 1518) zu
euwarden in Friesland, von vornehmer Familie. Die Schule seiner Vater-
adt besuchte er mit dem ein Jahr älteren Suffridus Petrus (Pieters, A. D. B.
XV, 539), war dann längere Zeit in Utrecht Schüler des berühmten Georg
lacropedius. Gegen seines Vaters Wunsch widmete er sich neben der Rechts-
issenschaft der Philologie: 1548 in Löwen, ein Jahr darauf in Bourges in
rankreich. Nach längerem Aufenthalte in Italien wurde er 1560 Rathsmitglied
Mecheln und Requetenmeister (libellorum supplicum magister). Fünf Jahre
rauf ging er als Gesandter der Margarethe von Parma an den Hof
riedrich's II. von Dänemark und wurde 1569 Präsident des Rathes zu Utrecht,
ehr um in der Zeit des beginnenden Aufstandes Schlimmes zu verhüten als
us innerer Neigung. Er starb, wie die meisten Berichte lauten, 1581. Justus
ipsius (s. A. D. B. VIII, 741) aber schreibt Anfangs August 1582 aus
eyden über seinen plötzlichen Tod: „bene valens ad curiam cum venisset,
abito deliquio animi concidit nec surrexit. Ita ereptus patriae optimus civis,
obis amicus. Hoc ante septem menses accidisse scitote et mecum dolete“.

Schon 1546 erschien von R. eine Uebersetzung des Hesiod „latino carmine
legiaco“; von seinen Schriften verdient besondere Erwähnung: „Sophoclis
ragoediae quotquot exstant, carmine latino redditae“. Antverpiae 1570. 12°.
G. Silvius). Der Dialog in jambischen Trimetern, der Chor nicht in den
Versen des Originals; kurze Anmerkungen am Seitenrand. Gewidmet ist diese
Uebersetzung Friedrich Perrenot von Champagney, geb. 1536, dem jüngsten
Bruder des Cardinals Granvelle (s. A. D. B. IX, 583): Fr. Perrenot blieb
atholik, aber ein Gegner der Regierungsgrundsätze Alba's. — Drei Tragödien
es Euripides ließ R. drucken, nachdem er die vor „vielen Jahren“ verfertigte
ebersetzung verbessert hatte. Die Poesie war ihm, wie er in der Vorrede sagt,
n Trost „hoc tam turbulento atque luctuoso rerum statu“. Euripidis poetae
agici tres tragoediae Phoenissae, Hippolytus coronatus, Andromacha . . .
cesserunt fragmenta ex veteribus Graecis poetis apud Stobaeum exstantia,
eodem auctore, eodem versuum genere latine reddita. Antverpiae 1581.
6° (Chr. Plantinus). Diese Uebersetzung lobt noch Valckenaer; nur bemerkt
, daß R. sich öfters durch die erst später verbesserten Fehler der Aldina hat
uschen lassen. In seiner Ausgabe des Hippolytus hat er Rataller's lateinische
ebersetzung abdrucken lassen; ihn mit dem ersten Uebersetzer Pindar's nennend,
agt Valckenaer: „dum suus litteris constabit honos, posteritatis laude crescentes
N. Sudorius et G. Ratallerus propter ista quoque merita vivent atque a
iteratis hominibus celebrabuntur“. R. war bei seinen Zeitgenossen in
ohen Ehren: so rühmten ihn Janus Dousa; Adrian van der Myle (s. A. D. B.
XXIII, 129); Gerhard Falkenburg (s. A. D. B. VI, 555); der Kenner des
eschylus und Euripides W. Canter (s. A. D. B. III, 766), auf dessen frühen
Tod R. eine Elegie gedichtet hat. Suffridus Petrus rühmt die Schönheit
Rataller's: die Grazien und Musen schienen seinen Körper geformt zu haben.

J. Lipsi epistolarum centuriae duae, Lugd. Bat. 1590. p. 48 ep. 28. — P. Bayle dict. IV, [5] p. 36 (1740). — Paquot, Mém. XIV, 169. — Jöcher-Rotermund VI, 1388. — Eur. Hippolytus quam latino carmine conversam a G. Ratallero adn. instruxit Lud. Casp. Valckenaer. Lipsiae 1823 p. 13 sq.

Daniel Jacoby.

Ratbod: R., seit etwa 680 bis zu seinem Tode 719 König der Friesen, beherrschte bei seinem Regierungsantritt den ganzen Küstenstrich der Nordsee von den Rheinmündungen bis zur Mündung der Weser in vollster Unabhängigkeit, ja mit der Tendenz, sein Gebiet südwärts weiter auszubreiten. Dadurch mußte er mit den nordwärts strebenden Franken in Zusammenstoß gerathen, und dieser Kampf gibt ihm, gleich anderen germanischen Stammesfürsten jener Zeit, das historische Gepräge: durch Abwehr der Fremdherrschaft und des Christenthums widersetzt er sich dem zugleich politischen und religiösen Einigungswerke des Frankenreichs, zunächst Austrasiens, bei dessen Bekämpfung ihm die innere Zwietracht der Franken, ja selbst ein Bündniß mit Neustrien zu statten kommt. Sein nächster Vorgänger, Aldgisl, der erste geschichtlich beglaubigte Friesenkönig, hatte friedlichere Beziehungen unterhalten; offenbar im Einverständnisse mit Dagobert II. und im Gegensatze zu Neustrien, hatte er 677 den angelsächsischen Glaubensboten Wilfried freundlich aufgenommen, ihm die Predigt gestattet und ein gegen ihn gerichtetes Schreiben des neustrischen Majordomus Ebroin vor Aller Augen ins Feuer geworfen; ja schon zur Zeit Dagobert's I. hatte man in Südwestfriesland, besonders in Utrecht, mit Bekehrungsversuchen begonnen. R. dagegen löst jede Verbindung und steht bereits 689 bei Wyk-de-Duerstede, an den Ufern des Rheins, dem Beherrscher des gesammten Frankenreichs, dem Sieger von Testri, Pippin dem Mittleren, kampfbereit gegenüber. Er unterliegt und muß Westfriesland an den Sieger abtreten. Hier beginnt gleich 690 der berühmte Wilbrord als Bischof von Utrecht seine Missionsarbeit. R., auf Mittel- und Ostfriesland beschränkt, findet sich in die veränderte Lage; seine Tochter Teutsinda vermählt sich mit Grimoald, dem Sohne Pippin's; ein neustrischer Missionar, Bischof Wulfram v. Sens, findet Zutritt in seine eignen Lande und unternimmt es sogar, ihn selbst für das Christenthum zu gewinnen. Die schöne Erzählung freilich, wie R., nur um im Jenseits nicht von seinen Vorfahren getrennt zu sein, die Taufe zurückgewiesen habe, ist leider, wie noch manches andere anmuthige Geschichtchen, als Mittheilung späterer Quellen, in das Bereich der Sage zu verweisen. Daß die damalige Missionsthätigkeit jedoch bei den Unterthanen Ratbod's nicht ganz erfolglos blieb, beweist das Beispiel der Familie Liudger's, des Friesenapostels unter Karl dem Großen. Ratbod's eigene Gesinnung trat erst 714 wieder hervor, als Grimoald (durch die Mörderhand eines Heiden, den nur Spätere als Friesen und selbst als Werkzeug Ratbod's bezeichnen) und kurz darauf auch dessen Vater Pippin aus dem Leben geschieden waren. Den nun entstehenden Doppelzwist, Karl Martell's mit seiner Stiefmutter Plectrudis und Beider zugleich mit Westfrancien, benutzt R. zur Wiedergewinnung des einst verlorenen Gebietes, wo er sogleich die Kirchen niederreißt und heidnische Altäre errichtet, und zu einem Einfall in Austrasien, wo er zu Schiffe bis Köln vordringt. Er verfährt dabei im Einvernehmen mit den Neustriern, die auch ihrerseits einen Angriff auf das Ostreich machen. Karl wendet sich gegen beide Feinde; von Seiten Ratbod's erleidet er eine Niederlage und schweren Verlust, die Neustrier überfällt er bei Amblève, schlägt sie bei Vincy und verfolgt die Fliehenden bis Paris. Nur unbeglaubigt ist die Meldung, daß er schließlich auch R. noch besiegt und wieder unterworfen habe. Gerade in jenen Jahren erschien der größte der angelsächsischen Apostel, Bonifatius, auf friesischem Boden und vor R. selbst; er mußte sich von der Fruchtlosigkeit seines Beginnens überzeugen

und kehrte vorerst wieder nach England zurück. Im wiedererlangten Vollbesitze seines Landes und seiner Selbständigkeit starb R. im J. 719. Mit ihm aber endete der hartnäckige nationale und religiöse Widerstand gegen die Frankenherrschaft. Wohl konnten Karl Martell und Karl der Große nur schrittweise nach erneuten Kämpfen das ganze Friesenland sich unterwerfen; aber noch vor Ablauf des Jahrhunderts bildete dies einen integrirenden Theil des Frankenreiches, und die Friesen leisteten gleich den andern deutschen Stämmen ihrem großen Könige willige Heeresfolge auf allen seinen Zügen.

Wiarda, ostfriesische Geschichte I. — Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands II. — Bonnell, die Anfänge des karolingischen Hauses. — Breysig, Karl Martell. — O. Klopp, Geschichte Ostfrieslands I. — v. Richthofen, zur Lex Frisionum (Mon. Germ. hist. Legg. T. III). — G. Richter, Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter I, u. a. m.

Oelsner.

Ratbod, Erzbischof von Trier; s. **Ratpod**.

Ratdolt: Erhard R., Augsburgs berühmtester Buchdrucker, entstammte einer dortigen Künstlerfamilie, welche sich durch Anfertigung plastischer Figuren aus Gyps auszeichnete, und soll ursprünglich Armbrustschnitzer gewesen sein. Da sein Name in den Steuerlisten der Stadt Augsburg von 1469—1473 ohne Berufsangabe, 1474 als Buchbinder und 1475 als Buchdrucker erscheint, so ist wohl anzunehmen, daß er in diesem Jahre bereits in einer Augsburger Officin thätig war. Noch in demselben Jahre ging R., vermuthlich in der Absicht sich künstlerisch auszubilden, nach Italien; doch da er in der Heimath auch die Kunst des Bücherdruckes kennen gelernt hatte, wandte er sich ihr in Venedig ausschließlich zu. Gleichzeitig mit R. waren Bernhard Maler oder Pictor aus Augsburg und Peter Löslin oder Löslein aus Langenzenn bei Nürnberg als Drucker nach Venedig gekommen, und diese drei bildeten nun daselbst das berühmte deutsche Buchdrucker-Triumvirat, in welchem Löslin hauptsächlich als Corrector thätig war, während Pictor, der von Hause auch Maler war, als Form- und Metallschneider mitwirkte. Eines der schönsten Werke, welches aus der Officin dieser Druckergesellschaft hervorging, ist unstreitig der „Appianus latine. Impressum hoc opus est Venetiis per Bernardum pictorem et Erhardum Ratdolt de Augusta unacum Petro Loslein de Langencen correctore et Socio MCCCCLXXVII.“ In demselben finden sich sehr schöne Initialen, wie auch in dem 1476 von ihm daselbst gedruckten „Calendarium“ des Johann Regiomontan hübsche Zierleisten angebracht sind. Auf einem von ihm 1478 gedruckten Werkchen des „Francisci Mataratii opusc. de componendis versibus“ lautet die Jahreszahl durch Auslassen eines X irrthümlich 1468. In dem Büchlein finden sich ebenfalls Initialen, mit Blumen und Laubgewinden verzierte Anfangsbuchstaben (litterae florentes), deren Erfindung häufig R. zugeschrieben wird, obgleich Regiomontanus in seinen Werken schon vorher derartige Zierbuchstaben verwendet hatte. Im J. 1480, in dem R. sich von Pictor und Löslin trennte, um seine Werkstatt allein fortzuführen, druckte er eine kleine Schrift in Sachen der von den Türken belagerten Stadt Klausenburg, betitelt: „Jacobus de Curte: De urbis Collosensis obsidione a Turcis tentata.“ In der 1482 von ihm gedruckten berühmten Ausgabe des Euklid, deren Zueignung an den Dogen Mocenigo von Venedig zum ersten Male in Goldschrift gedruckt ist, schuf er das erste mit mathematischen Figuren ausgestattete Buch. Durch dieses Werk hatte R. sich einen solchen Ruf erworben, daß er der Beschützer und Vater der Mathematiker genannt wurde; auch ergingen aus vielen Städten Italiens und Deutschlands infolgedessen die ehrenvollsten Rufe an ihn, besonders die Bischöfe Augsburgs drängten ihn

unausgesetzt zur Rückkehr in seine Vaterstadt. Aber R. blieb noch weitere vier Jahre in Venedig, wo er noch verschiedene hervorragende Drucke lieferte, so 1482 eine Einführung in die Astronomie „Joannis de sacro busto sphericum opusculum“, 1483 dann „Eusebii Caesariensis Chronicon id est temporum breviarium. Venetiis, Erhardus Ratdolt 1483“ und in demselben Jahre eines der frühesten in Venedig gedruckten deutschen Werke, nämlich „Das Buch der zehn gepot. Drucktz erhart ratdolt von augspurg zu venedig 1483“. Zu den letzten von R. in Venedig gedruckten Werken gehört das „Opusculum repertorii prognosticon in mutationes aeris tam via astrologica quam methodo logica. 1485“. Den wiederholten Aufforderungen des Grafen Friedrich von Hohenzollern und des Bischofs Joh. von Werdenburg zur Rückkehr in seine Vaterstadt folgend, verlegte R. 1486 seine Druckerei von Venedig nach Augsburg, wo er noch viele Jahre mit dem gleichen Ruhm wie in der Fremde arbeitete. Sein früherer Theilhaber Löslin blieb in Venedig, wo er für sich allein druckte, und auch Pictor scheint nicht mit R. nach Augsburg zurückgekehrt zu sein; wenigstens ist sein Name in dem 1460 von Thomas Burgkmair angelegten Handwerksbuch der Augsburger Zunft nicht eingetragen. In Augsburg wurde R. durch den Druck seiner unvergleichlich schönen Chorbücher so berühmt, daß ihm von weit und breit Aufträge aus Klöstern und Stiftern zur Herstellung von Kirchenbüchern zu Theil wurden, die er in schönstem Roth- und Schwarzdruck die 40 Jahre seiner Thätigkeit hindurch gleich ausgezeichnet ausführte. Seine Breviarien und anderen kirchlichen Bücher druckte er vorzugsweise für die Bischöfe von Augsburg, Passau und Constanz, während ein 1488 bei ihm erschienener Abdruck der ungarischen Chronik des Johann v. Thwroz im Auftrage und auf Kosten des Ofener Buchhändlers Theobald Feger erfolgte. Von seinen übrigen Druckwerken verdienen besonders folgende noch angeführt zu werden: „Rituale“ oder „Obsequiale“ von 1487, vermuthlich sein erstes, für die Augsburger Diöcese, hier vollendetes Werk; ein im 9. Jahrhundert verfaßtes astronomisches Buch des arabischen Gelehrten Albumasar oder Aboasar „Flores Albumasaris 1488“, mit ungefähr 70 astronomischen Figuren; das „Liber Missalis Augustensis 1491“, das frühe Proben des Notendrucks mit beweglichen Typen aufweist; dann das „Psalterium cum apparatu vulgari familiariter appresso. Lateinisch psalter mit dem teutschen nützlichen dabey gedruckt“, das 1494 erstmalig und bald darauf in zweiter Ausgabe bei R. erschien; das Chorbuch „Obsequiale sive benedictionale s. eccles. Constantiens. 1502“, in neuer Ausgabe 1510; und endlich das „Missale, s. ritum Augustensis ecclesie cum . . . . officio defunctorum in pergameno etc. Auguste vind. per Erhardum ratclott 1510“, das durch den Druckfehler im Namen des Druckers merkwürdig ist. Das letzte Buch Ratdolt's ist wahrscheinlich das „Constanzer Brevier“ mit der Unterschrift: „Kalendarium: Psalterium: Hymni: Breviarium: Commune Sanctorum juxta chorum Ecclesiae Constantiensis 1516“. Ebenso widmete sich R. auch dem Druck musikalischer Werke, ja er soll sogar nach Kapp (Geschichte des deutschen Buchhandels S. 130) der Erfinder des Notendrucks mit beweglichen Typen sein, für welche Behauptung jedoch Beweise noch fehlen, denn es ist noch nicht festgestellt, ob die Noten im Liber missalis de 1491 mit gegossenen Typen hergestellt sind, in welchem Falle allerdings der Buchdrucker Oeglin, welcher bisher für den Erfinder des Notendrucks mit beweglichen Typen in Deutschland gehalten wurde (s. A. D. B. XXIV, 178), abgesetzt wäre, jedoch auch R. noch nicht auf die Bezeichnung eines Erfinders Anspruch hätte, da ganz derselbe Notendruck schon vor 1491 bei anderen vorkommt, z. B. im Missale Herbipolense s. l. et a. (Herbipoli, Reyser c. 1481) und in dem Missale ord. Praed., Venet. O. Scoti 1482. Jedenfalls aber kommt R. das Verdienst zu, der erste Buchdrucker gewesen zu sein, welcher be-

sondere Titelblätter in der heute üblichen Weise brachte, und, wie bereits oben erwähnt wurde, der zum ersten Male mit Goldschrift druckte, sowie die Renaissance-Buchstaben durch den Holzschnitt für die Typographie verwendete. Sein Druckerzeichen ist das Sternbild des Herkules auf einem Schilde, über dem sich ein Helm mit zwei Hifthörnern befindet, zwischen welchen ein Stern steht; ein nackter Mann hält in der rechten zwei Schlangen, auf seinem Leib ist ein rother Stern angebracht. R. starb um 1528, in welchem Jahre er zuletzt Steuern zahlt, und zwar die für die damalige Zeit hohe Summe von 30 Gulden Einkommensteuer, als ein sehr angesehener und ebenso vermögender Mann, was unter den zeitgenössischen Typographen eine große Seltenheit war; er soll ein Alter von 85 Jahren erreicht haben. Von dem Umfang und der Schönheit seines Schriftenmaterials zeugt eine von ihm erhalten gebliebene Schriftproben-Liste in der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Falkenstein, Geschichte S. 159. 216. — Klemm, Katalog S. 261. 291. — Kapp, Geschichte S. 130 ff. — Schmid, Fr., die Ratdoltischen Drucke. — Serapeum 1843. S. 349. 364; 1861. S. 360; 1862. S. 57. — Faulmann, Geschichte S. 210. 228. 230. — Lorck, Geschichte S. 59. — Zapf, Annales I, 24, 35. II. 15, 24. — Nagler, Monogrammisten I. S. 714—719. — Goedeke, Grundriß I, 140. — Panzer, Annalen I, 108, 182, 191, 201, 238. — Panzer, Annales I, 112 ff. — Hain, Repertorium Nr. 609, 4034, 5868, 10889, 11260, 13393, 13511 u. s. w.

J. Braun.

Rätel: Heinrich R., geb. 1529 zu Sagan, † 1594 ebendaselbst als Bürgermeister, that sich als Uebersetzer mehrerer historischer und theologischer Werke, wie J. Curäus' Chronicon des Landes Schlesien (1585 u. ö.), P. Oderborn's Historie des Großfürsten Joan Basilidis (1588 u. ö.), N. Hemming's antidotum adversus pestem desperationis, und durch einige ähnliche Zusammenstellungen hervor: „Discurs von dem jetzigen Zustandt in der gantzen Welt" (1591), Leben Constantin's, Karl's des Großen und Otto's des Großen (1603) u. s. w. Seine beiden Dramen, „die histori vom gulden Kalb Aaronis" (1573) und die Comödie Absalon (1603), welche Gottsched noch gesehen zu haben scheint (doch vgl. Draudius, Bibliotheca libr. germanicorum classica 1611 S. 462 und 528), müssen als verloren gelten.

Goedeke, Grundriß² 2, 406. — Rotermund's Nachträge zu Jöcher 6, 1237 (zwei Artikel über denselben Autor).

J. Bolte.

Ratgeb: Jerg R. (von Schwäbisch Gmünd), ein Maler des 16. Jahrhunderts von ausgezeichneter Begabung, dessen ausgedehnte Wandmalereien in dem Carmeliterkloster zu Frankfurt a/M. stets die Aufmerksamkeit der wenigen Kunstfreunde auf sich gezogen hatten, welchen sie an dem schwer zugänglichen Orte bekannt geworden waren. Sein Name aber war durchaus verschollen. Fälschlicher Weise waren statt desselben die Namen J. K. M. Z. Schwed und Georg Schlot in die Kunstgeschichte als Namen für die Autoren jener Wandmalereien in Kreuzgang und Refectorium eingedrungen. Wie die Entwirrung dieses ganz seltsam verwickelten Irrthumes dem Unterzeichneten gelang, muß hier eingehender behandelt werden, da nur dies uns zu der Biographie des Künstlers verhelfen kann. Der Kreuzgang des Carmeliterklosters, der sich mit einfachen Spitzbogen nach dem Hofe hin eröffnet, bildet ein Oblong von m. 50,00 Länge und m. 23,50 Breite. Seine Rückwände, mit Ausnahme des größeren Theiles der Südwand, aus welcher die Pfeiler der anstoßenden Kirche vorspringen, waren durchaus mit Malereien bedeckt, welche über einem hohen, freigelassenen Sockel hinlaufen. Seit 1803 aufgehoben, diente das Kloster zuerst

den frankfurter, dann österreichischen und zuletzt preußischen Truppen als Kaserne; der Zustand der Gemälde wurde immer desolater, und ein großer Theil derselben mußte behufs meiner Untersuchung und Zeichnung derselben erst wieder von der übergestrichenen Tünche befreit werden, ohne welche ich dieselben im J. 1847 noch in trefflicher Erhaltung gesehen hatte. Jetzt dienen die Räume Zollzwecken und neue Zerstörungen haben stattgefunden. Diese a tempera, nicht a fresco, gemalten Wandgemälde sind nicht in einzelne, abgegrenzte Bilder eingetheilt, sondern es waren durch eine sich in ineinander fortsetzende Anordnung von Architekturen phantasievollster Gestaltung in der Landschaft Einzelräume für die Episoden dieser cyclischen Darstellungen in der Art geschaffen, daß sich die Haupthandlung in lebensgroßen Figuren im Vordergrunde bewegte, während die zu derselben gehörigen Nebenepisoden mit kleineren Figuren im Mittel- und Hintergrund in passender Weise untergebracht waren. In diesem ganz ungemein reichen Werke tritt uns eine scharfe Charakteristik in der Gestaltung der Figuren, wenn auch oft auf Kosten der Schönheit, eine große Fähigkeit Seelenausdruck und Leidenschaft zur Anschauung zu bringen, große Mannichfaltigkeit in den Typen sowie eine unendliche Fülle reizvoller Details in der Ornamentik entgegen und wir erkennen in R. eine Kraft, welche mit erstaunlicher künstlerischer Gewandtheit und ohne allzuwählerisch zu sein — denn es fehlt nicht an ungenügend Durchstudiertem — ihre Aufgabe in Angriff nahm und durchführte, auch die nöthigen Hilfskräfte sich nutzbar zu machen wußte, auf deren Rechnung dann allerdings manches Mangelhafte zu setzen sein mag. Einen solchen Gehülfen lehrt uns folgende Grabinschrift des Kreuzganges kennen: A. Dom. MDXVI uf Bartholomaei starb der bescheiden Jerg Glasser von Bamberg, ein Malers-Gesell dieses Creutzgangs 2c.

Der leitende Gedanke bei diesem großartigen Gemäldecyclus, welcher mit der Schöpfungsgeschichte, dem Sündenfall und der Austreibung aus dem Paradiese beginnt, sich fortsetzt in die Jugendgeschichte Christi, sein Wirken auf Erden, die Passionsgeschichte und mit dem jüngsten Gerichte endete, ist der: daß durch den Sündenfall das Erlösungswerk Christi eine Nothwendigkeit geworden war, und daß im jüngsten Gericht die Scheidung stattfinden wird zwischen denen, welche die rettende Hand ergriffen und jenen, welche sie zurückgestoßen haben. In diesen Darstellungen finden sich vielfach mit der Architektur verbunden, theils auch in den Händen der zahlreich eingeschobenen Einzelfiguren von Patriarchen und Propheten, Tafeln und Velarien angebracht, welche, mit Angabe der Quellen, Hinweisungen auf das alte oder neue Testament enthalten, wie z. B. Concepit Anna et peperit. I. R. I (d. h. I, Regum, I); oder: Susceperūt me sicut leo paratus ad praedam P — S. 16 (d. h. Psalm 16). An der Basis der Malereien läuft rundum ein Band, in welchem Namen und Wappen der Stifter angegeben sind, und zwischen diesen befinden sich ähnliche Tafeln gemalt, welche zum Theil sehr schwer zu entziffernde zweizeilige Inschriften tragen, unter welchen sich meist das Zeichen R + S befindet. Diese beiden Buchstaben wurden vielfach für das Monogramm des Malers gehalten, bis ich nachgewiesen habe, daß diese Zweizeilen Distichen sind, und das Monogramm sich also nur auf den Dichter derselben beziehen kann. So heißt es z. B. unter dem englischen Gruß: Ille aetherea Mariae fert arce salutem: Ille salutanti verba secunda refert. R + S. Das wirkliche, ächte Künstlermonogramm finden wir aber auf der Südwand des Kreuzganges in dem großen Gemälde, welches zwar anstoßend an den beschriebenen Cyclus, aber in keinem Zusammenhange mit demselben stehend, die Anbetung der Könige in ungemein figurenreicher Anordnung darstellt. Hier lesen wir in dem von Delphinen gebildeten Aufsatze einer Thüre: R. 1514. Unten in der *Borte* des Bildes sind die Stifter desselben angegeben, nämlich der Frankfurter

Patricier: „Claus Stalberg, Margaretha v. Rein sein Husfruw 1515". Der Unterschied zwischen beiden Zahlen ergibt sich auf das natürlichste dadurch, daß Jerg R. seine Arbeit im Herbst 1514 vollendete, und daß, da im Winter in dem offnen Kreuzgang nicht gemalt werden konnte, die umgebende Einrahmung erst 1515 im Frühjahr gemacht wurde.

Der Irrthum, daß Passavant wie Gwinner das R+S für ein Künstler-Monogramm hielten, veranlaßte sie auch das Anbetungsbild und den Cyclus als von zwei verschiedenen Künstlern herrührend zu betrachten, wobei sie noch der Umstand irre führen mochte, daß sich in den Cyclusmalereien steigend eine größere Freiheit und Formvollendung sowohl in der Behandlung der Architekturen, wie der Figuren, zeigt, was indessen bei der mit ziemlicher Sicherheit auf ca. 12 Jahre zu berechnenden Arbeit nur der natürlichen Entwicklung des Künstlers in der so rasch voraneilenden Renaissance-Anschauung zuzuschreiben ist. Sowohl charakteristische Einzelheiten in den Architekturformen wie in den Costümen, ganz abgesehen von dem in allen Werken herrschenden gleichen Geiste, erweisen auf das überzeugendste die gleiche Autorschaft für alle. Offenbar hat der Beifall, welchen das von Claus Stalburg als erstes, und zwar als isolirtes, Gemälde gestiftete Anbetungsbild gefunden hatte, in den Mönchen den Wunsch erregt, von demselben Maler ihren ganzen Kreuzgang ausgemalt zu sehen. Ein Gesammtplan wurde von dem Künstler entworfen und, dem Fortschreiten der Arbeit entsprechend, wurden stets neue Stifter von den klugen Mönchen gewonnen. Ein Graf v. Hanau ist der erste, der auf Claus Stalburg folgte; ihm schließen sich fast alle namhaften Frankfurter Patricier an, Meßfremde und Adelige der Umgegend folgen und fast als die Letzten finden wir die Fürsten, welche 1519 der Wahl Karls V. in dem Kloster beiwohnten. Die ersten gedruckten Nachrichten über diese Malereien besitzen wir merkwürdiger Weise in der Reisebeschreibung eines französischen Edelmannes, des Herrn de Monconys, welcher sich vom 6. December 1663 bis zum 16. Januar 1664 in Frankfurt aufhielt. Er sagt p. 879: „le 19 nous fusmes à la Messe aux Carmes et nous y retournasmes l'apresdiné pour voir leur cloistre et refectoir peints à fresque par un des plus excellents Peintres de son temps, nommé George Scheolt qui faisait de la manière du vieil Breugle, mais ses dessins plus nobles." In der 1697 erschienenen deutschen Uebersetzung dieses Buches lautet diese Stelle aber: „den „19. waren wir wieder bei den Carmelitern zur Messe und besahen nach „Mittage ihr Closter und Speisegemach, welches von einem seiner Zeit vor„trefflichen Maler Nahmens Georg Schlot in Fresco gemalet ist. Er hat seine „Sachen und Stücke nach des alten Breugle Manier gemacht, seine Zeichnungen „aber sind weit edler und besser." Hier finden sich also zwei Fehler vor: 1) aus George Scheolt ist ein Georg Schlot entstanden und 2) ist „cloistre" d. h. Kreuzgang, durchaus gegen den Sprachgebrauch mit „Kloster" übersetzt. Diese Uebersetzung wörtlich citirend gibt nun auch Lersner (Frankf. Chronik T. II, lib. II. p. 236) dem Maler der Refectoriumsbilder den Druckfehlernamen „Georg Schlot", der sich fortan in der Kunstgeschichte einbürgerte. Diese 1517 von der Brüderschaft St. Anna gestifteten Malereien, welche die Geschichte von der Verfolgung des Ordens darstellen (Lersner T. I, lib. II. p. 118), waren mehrfach mit Kalktünche überstrichen worden und erst bei dem im Herbst 1882 erfolgten Umbau zu Schulzwecken konnten einige Theile von der schwer abzulösenden Kalktünche befreit und erhalten werden; der Rest ging leider verloren. Anordnung und Ausführung zeigten, daß sie von denselben Händen herrühren, wie die Kreuzgangmalereien, was ja auch de Monconys bezeugt. Lersner aber richtete trotzdem eine weitere Verwirrung an, indem er die Kreuzgangmalereien einem angeblichen J. K. M. [illegible] Schwed zuschrieb, worin ihm auch alle späteren Kunstschriftsteller

folgten. Hierzu kam Lersner durch das falsche Lesen einer sehr klein geschriebenen Notiz in einem auf dem Frankfurter Stadtarchiv befindlichen Manuscript des Patriciers Nikolaus Frosch vom Jahre 1586. Diese selbe Notiz hatte aber vor Lersner schon der im J. 1649 verstorbene Frankfurter gelehrte Patricier Johann Maximilian zum Jungen in seinem im Stadtarchiv als Manuscript aufbewahrten Werke: „Annales reipublicae francofurtensis vom Jahre 172 an biß auf das 1634. Jahr“ falsch copirt und zwar folgendermaßen: Anno 1515 ist der Creutzgang zu den Carmeliten durch J. R. M., von Schwed genannt, gemalt worden. Offenbar hat zum Jungen, — und auf seine Autorität hin alle Diejenigen, welche sich damals mit Kunst beschäftigten — den Namen Schwed in Umlauf gesetzt. So lernten ihn die Carmeliter kennen, welchen die Tradition abhanden gekommen war, und so wurde er de Monconys mitgetheilt, welcher denselben wiederum, wie fast alle deutschen Namen von ihm entstellt werden (z. B. Emskirchen in Embscheriguen; Israel van Meckenem in Israel van Mecre rc.), durch ursprüngliches Mißverstehen oder falsches Lesen seiner eigenen Aufzeichnungen in Scheolt umwandelte.

Erst dem scharfen Auge des seitherigen Stadtarchivars, Herrn Dr. Grotefend war es, angeregt durch meine Untersuchungen, bei Prüfung der Originalnotiz gelungen, dieselbe richtig zu lesen und zwar folgendermaßen: „A° 1515. in diesem iahr ist der Creutzgang zun Carmeliten durch J. R. M. ᵛᵒ Schweb/isch gemindt gemalt worden.“ Der irre machende Schnörkel zwischen Schweb und isch gehört einer untern Schrift an. Was aber heißt J. R. M.? Nicht lange sollte die Antwort auf sich warten lassen, indem Dr. Grotefend unter Medicinalacten einen an den obenerwähnten Claus Stalburg gerichteten Brief fand, in welchem demselben infolge einer von ihm an den Schreiber gerichteten Aufforderung für die Stadt Frankfurt nach einem guten Arzt zu forschen, zwei solcher zur Wahl empfohlen werden. Unterzeichnet ist dieser Brief: datum Herenbergk uf Suntag nach Michaelis anno im XVIII. Jwer ersam wisheit undertenig jerg Ratgeb maler. Sonntag nach Michaelis fiel im J. 1518 auf den 3. October. Auf dem Briefe befindet sich noch das aufgedruckte Siegel mit den drei Schildchen des Wappens der Malerzunft und darüber die Buchstaben I + R. Hiermit war denn endgültig die richtige Erklärung für J. R. M. gefunden, d. h. J(erg) R(atgeb) M(aler)! Da Herrenberg unweit Tübingen liegt, der Rath sich auch, wie aus einem andern Briefe des Rectors der Universität an ihn hervorgeht, in der gleichen Sache an denselben gewendet hatte, so ist anzunehmen, daß auch R. seine Candidaten dorten gewählt haben mochte. Was aber hatte ihn nach Herrenberg geführt? In der Beschreibung des Oberamtes Herrenberg (Stuttgart 1855) hatte ich gefunden, daß die dortige Pfarrkirche ein großes Altarwerk mit dem Monogramm R. 1519 besitzt; ich eilte sogleich dorthin und fand zu meiner freudigen Ueberraschung, daß nicht nur das Monogramm sondern auch der Stil der Malereien vollständig mit den Kreuzgangbildern übereinstimmte, wir somit ein zweites bedeutendes und beglaubigtes Werk von Ratgeb's Hand besitzen. Auch in diesen Darstellungen hat sich der Künstler des erzählenden Stiles bedient. Die Hauptgegenstände sind folgende: Auf dem Flügel links: „das Abendmahl“; auf der linken Mitteltafel: „die Geiselung und die Dornenkrönung“; auf der rechten Mitteltafel: „der gekreuzigte Christus mit den Schächern“; auf dem Flügel rechts „die Auferstehung“. Die Rückseiten der beiden Flügel bilden, wenn sie zusammengeschlagen sind, ein einziges Bild: „den Abschied der Apostel von einander und ihren Auszug nach allen Weltrichtungen“. Auf der Rückseite des Altars finden wir wiederum in zwei Tafeln die Beschneidung und die Vermählung von Maria und Joseph. Diese beiden Bilder zeichnen sich namentlich durch ungemein reiche und phantasievolle Renaissance-Architektur

im Hintergrunde aus, sind überhaupt in ihrer Ausführung die besten des ganzen Altarwerkes, an welchem sehr vieles von Gesellenhand herrühren mag. Die an diesen beiden Bildern ihrer guten Beleuchtung wegen sehr sichtbare Technik ist die eines seiner Sache durchaus sicheren Meisters, der sich mehr ein Verfahren schuf, mit welchem man rasch vorwärts kommt, als ein auf sehr sorgfältige Durchführung berechnetes. Wir sehen mit hellem Schwarz die Umrisse fest und sicher vorgezeichnet und darüber mit ganz dünner Farbe die Fleischtöne gelegt, so daß die gezeichneten Umrisse etwas durchschimmern. Diese Vorzeichnungen zeigen in dem Figürlichen eine so feine Individualisirung, zeugen von so aufmerksamer Naturbeobachtung und von so großer Freiheit und Unmittelbarkeit in der Arbeit, daß wir dem Meister unsere aufrichtige Bewunderung nicht versagen können. Wo immer die Natur des Darzustellenden es gestattete, sehen wir, daß R. es zuerst mit einem dünn lasirenden Ton versuchte, und nur zu einem dickeren Auftrag schritt, wenn mit dem dünnen nicht durchzukommen war.

Diese hier geschilderte Behandlungsweise finden wir, vereint mit gleichen Eigenschaften der Zeichnung, ebenso angewendet auch in zwei lebensgroßen Porträtsfiguren von Claus Stalburg und seiner Gattin vom Jahre 1504, welche sich gegenwärtig in der Gallerie des Städel'schen Institutes zu Frankfurt befinden, und sich ursprünglich rechts und links von dem Altarbilde der Kreuzigung in der Capelle des Stalburgischen Stammhauses auf dem großen Kornmarkt befanden. Die Kreuzigung ist leider im Besitze des Architekten Hundeshagen in Hanau verbrannt, und unserm Urtheil entzogen. Aber die Annahme liegt nahe, daß diese Arbeiten als erste Bestellung Claus Stalburg's an R. gemacht worden waren. Die Technik Ratgeb's weist weit mehr auf die der damaligen fränkischen Schule, als auf jene von Augsburg oder Ulm hin, ja sie gleicht durchaus manchen jener Dürer'schen Bilder, die er rasch zu machen wünschte, wie z. B. dem Hiob im Städel'schen Institut. Offenbar stand R. in Beziehungen zu der fränkischen Schule, ja vielleicht zu Dürer selbst, da wir häufige Anklänge an denselben in seinen Werken finden. Diese Annahme dürfte eine Unterstützung dadurch erhalten, daß meine Nachforschungen in Schwäbisch-Gmünd zu dem Resultate führten, daß die noch gegenwärtig ziemlich zahlreich vertretene Familie Ratgeb vorzugsweise in Stimpfach bei Crailsheim und in Bühlerthann zwischen Ellwangen und Hall ansäßig war und es noch ist, also an der Grenze zwischen Franken und Schwaben. Ein gegenwärtig in Gmünd lebendes Mitglied dieser Familie, Herr Apotheker R., ist erst unlängst dorthin übergesiedelt; aber in dem Städtemeister-Verzeichniß von Gmünd findet sich in den Jahren 1436 und 1440 ein Peter R. in dieser angesehenen Stellung. Die Kirchenbücher in Gmünd beginnen erst mit 1572; die früheren sind verbrannt, die Zunftbücher sind verschleudert worden; aus beiden war also keine Auskunft mehr zu erhalten. Aus den bis hierher gewonnenen Anhaltspunkten läßt sich nunmehr ungefähr folgendes Lebensbild von R. construiren: In Gmünd oder in der Gegend von Ellwangen geboren, von welcher Stadt eine alte Verkehrsstraße über Dinkelsbühl und Ansbach nach Nürnberg führte, mochte die Anziehungskraft, welche diese Kunststadt auf den jungen R. ausübte, als er sich seines Talentes bewußt ward, denselben veranlassen, seine Ausbildung dorten zu suchen. Dürer ist 1471 geboren. Rechnen wir nun, daß R., als er 1504 Claus Stalburg's Portrait malte, noch ein junger Mann war, vielleicht von 24 Jahren, so würde sein Geburtsjahr diesenfalls auf ca. 1480 fallen. Zwischen Frankfurt und Nürnberg bestanden immer lebhafte Handelsverbindungen, die auch auf die Kunst nicht ohne Rückwirkung blieben, wie wir dies aus den Beziehungen des Frankfurter Kaufmanns Jacob Heller zu Albrecht Dürer wissen, bei welchem Heller im Jahre 1507 das berühmte Altarwerk für die Dominicanerkirche in Frankfurt bestellte. Es er-

scheint nicht unwahrscheinlich, daß Jörg R., durch solche Beziehungen veranlaßt, seinen Weg nach Frankfurt suchte, durch Empfehlungen in nähere Beziehungen zu Claus Stalburg trat und von ihm den Auftrag erhielt, die Kreuzigung und die beiden Portraits für seine Kapelle zu malen.

Nach Erledigung dieser Arbeiten mögen weitere Aufträge nicht gekommen sein und R. die Schritte wieder seiner Heimath zugewandt und sich in Gmünd ansäßig gemacht haben, da ihn das Frosch'sche Manuscript ausdrücklich als von dorten bezeichnet. Leider konnte ich in Gmünd keinerlei Spuren seiner Thätigkeit von 1504—1512 nachweisen. Und doch ist es wahrscheinlich, daß er während jener Jahre dort Beschäftigung fand, Gmünd wenigstens zu weiteren Reisen nicht verlassen hat. Denn als Claus Stalburg auf den Gedanken kam, den neuen, ungeschmückt dastehenden Kreuzgang der Carmeliter mit einem großen Wandgemälde auszustatten und R. nach Frankfurt berief, so sehen wir deutlich am Style dieses ersten Werkes, daß sich seine alte Auffassungsweise, wie wir sie aus den Portraits kennen, noch sehr wenig weiter entwickelt hat. Da zur Herstellung des gewaltigen Anbetungsbildes mindestens zwei Sommer nöthig waren, so muß R. schon 1512 nach Frankfurt gekommen sein. Von da an wird er wol ununterbrochen an dem Kreuzgange gearbeitet haben und vielleicht im Winter an den Malereien des Refectoriums thätig gewesen sein, welche 1517 vollendet waren.

Um jene Zeit muß R. jenen bedeutenden, Jahre beanspruchenden Auftrag für das Herrenberger Altarwerk durch seine schwäbischen Beziehungen von dem dortigen Stiftsherrn Brenner (vergl. Heß, Herrenbg. Chron. T I, p. 906) erhalten haben, einen Auftrag, den er wahrscheinlich nicht in Herrenberg selbst ausführte, wo ihm Hülfsmittel nicht zu Gebote standen, sondern im Carmeliterkloster, wo ihm ohne Zweifel eine gut eingerichtete Werkstatt eingeräumt war und wo er mit seinen Gehilfen in den Wintermonaten sowohl Vorbereitungsarbeiten für die Sommerarbeit im Kreuzgang machen, als auch andere Arbeiten ausführen konnte. Im Herbst 1518 mögen ihn die Vorarbeiten zur Aufstellung des Altares, die 1519 stattfand, nach Herrenberg geführt haben. Aber gerade in diesem Jahre erhielten die Kreuzgangarbeiten einen erneuten Aufschwung dadurch, daß am 28. Juni in dem Kloster die Wahl Karl's V. zum römischen Kaiser stattfand und, wie schon erwähnt, die theilnehmenden Fürsten, wie es die Inschriften zeigen, reiche Stiftungen für die Vollendung der Arbeit machten. Leider ist der letzte Theil der Malereien mit dem großen jüngsten Gericht durch bauliche Veränderungen an der Ostwand gänzlich verschwunden; nach Maßgabe der noch erübrigenden Arbeit von 1519 oder 1520 an, dürfen wir uns R. mindestens noch auf einen Zeitraum von 4—5 Jahren, also bis Ende 1524 im Kreuzgange beschäftigt denken.

Von da ab war es mir nicht mehr möglich, irgend eine Spur von Ratgeb's Thätigkeit zu finden. Meine Nachforschungen in württembergischen Kirchen, Klöstern und Sammlungen, im germanischen Museum, in Cöln, Darmstadt und Mainz blieben gänzlich resultatlos, bei einem so leicht producirenden Meister jedenfalls eine auffallende Thatsache. Dieselbe könnte sich jedoch auf das Natürlichste erklären durch folgende Notiz, welche nach Veröffentlichung meiner Entdeckungen über R., Dr. Schneider in den württemberg. Vierteljahrsheften f. Landesgesch. 1883, 3, S. 263 aus einem Fascikel des Stuttgarter Archivs über „Malefiz-Sachen" mittheilt: 1526, Bericht und Urgicht (Bekenntniß) auf der Folter) Schurtz Jürgen, genannt R., Malers von Stuttgart, so zu Pforzheim gefangen gelegen, des Bauernkriegs und Herzog Ulrich's halber. R. könnte nämlich nach Beendigung des Kreuzganges wieder seine alte Heimath aufgesucht und sich in Stuttgart niedergelassen haben. Interesse für den vertriebenen Herzog, vielleicht auch Sympathie für dessen protestantische Richtung

ng den erregbaren, dem neuen Zeitgeist durchaus zugewandten Künstler zum greifen der Partei des Herzogs und damit zur Verwicklung in den Bauern-eg getrieben haben. Nach der Niederwerfung der Bauern in der Schlacht bei blingen am 12. Mai 1525 durch den Truchseß Georg von Waldburg mag gefangen, eingekerkert und 1526 hingerichtet worden sein, als eines der vielen pfer der Wirrnisse jener durch Leidenschaften bester und schlimmster Natur auf-wühlten Zeit.

Vgl.: Journal des voyages de Monsieur de Monconys, conseiller etc. Lyon MDCLXV, und 2. Ausgabe: Paris chez Louis Billaine au Pallais MDLXXVII. — Des Herrn de Monconys ungemein und sehr curieuse Beschreibung ꝛc. übersetzt von M. Christian Juncker. Leipzig und Augsburg 1697. — Henrich Sebastian Hüsgen, artistisches Magazin. Frankfurt a. M. 1790. S. 18 und S. 490 — S. 493. — Dr. G. K. Nagler: die Monogrammisten 3774. — J. D. Passavant in Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 1854. Heft VI, S. 175 und Heft VII, S. 107. Daselbst Abbildung der Schöpfungsgeschichte und des Anbetungsbildes; Aquarellcopieen dieser beiden Werke befinden sich in der Handzeichnungen-Sammlung des Städel'schen Institutes. — Dr. Ph. Friedrich Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. 1862 bei Joseph Baer. S. 42 ff. — Otto Donner-von Richter, Untersuchungen über mittelalterliche Wandmalereien in Frankfurter Kirchen und Klöstern in: Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. 1881. Band 6, Heft 2, S. 453 ff. — Otto Donner-von Richter, Jerg Ratgeb, Maler von Schwäbisch-Gmünd ꝛc. in: Deutsches Kunstblatt, II. Jahrgang, Nr. 1—4. Dresden 1882. Mit Abbildungen aus den Kreuzgangmalereien und aus dem Herrenberger Altarwerk. — C. Heideloff, die Kunst des Mittelalters in Schwaben. Stuttgart bei Ebner und Seubert. 1855. Band 1, S. 6. — Friedr. Heß, Handschriftliche Chronik von Herrenberg, Stuttgarter Bibliothek. — H. Merz, „Jörg Ratgeb und sein Altarwerk in der Stiftskirche zu Herrenberg", in: Christliches Kunstblatt. 1. Februar 1885, Nr. 2.

Otto Donner-v. Richter.

Rath: Arnold R., Jurist, geb. 1599 zu Herzogenbusch, † am 25. Mai 71 zu Ingolstadt. Er war als Calvinist erzogen, trat aber zur katholischen nfession über, wurde 1623 außerordentlicher, 1625 nach dem Tode seines tters Hieronymus R. ordentlicher Professor in der juristischen Facultät zu golstadt, las über Pandekten und den bairischen Codex und veröffentlichte e Reihe von Abhandlungen über beide Zweige der Rechtswissenschaft, die „ihm der Litteratur ein bleibendes Andenken sichern". Sie sind verzeichnet bei ederer, Annales Ingolstad. 2, 387; vgl. Kobolt, Lexicon, S. 544 und Nachg 239; Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität. 1, 423. 487; 499.

Reusch.

Rath: Karlmann R., geb. zu Bamberg, legte im Kloster der Benedictiner St. Michael daselbst die Profeß ab, Dr. theol., 1773 Professor der Kirchenchichte und des Kirchenrechts an der dortigen Universität. Nähere Lebenschrichten waren nicht zu ermitteln. „Brevis discussio quaestionis, an princeps ssit sine praevia pontificis consensu generalem amortizationis valide statuere em?" o. O. 1759 (verneint sie). — „Relatio brevis critico-historica de ortu et ogressu juris canonici tum veteris tum recentis cum annotationibus in artits Pacis Westphal. forum canonicum attingentibus." Bamb. 1766. 4.

Weidlich, Biogr. Nachrichten, III, 248.

v. Schulte.

Ratherius. Obgleich er gewöhnlich nach dem von ihm mehrmals eingenommenen Bischofssitze R. von Verona genannt wird, war er ein Deutscher. Er wird im Jahre 890 oder bald darauf in oder bei der Stadt Lüttich geboren sein und gehörte einem edlen Geschlechte an. Als Kind schon wurde er dem Kloster Lobach an der Sambre im Hennegau übergeben. Da fand und benutzte er die Gelegenheit, sich anzueignen, was noch von Gelehrsamkeit aus der karolingischen Zeit übrig geblieben war. Darin erwarb er sich bald einen guten Ruf; er fühlte sich aber überhaupt zu Glanz und Ehren berufen und ließ sich im Jahre 926 verleiten, auf Abenteuer auszugehn. Hilduin, ein unglücklicher Prätendent des Lütticher Bisthums, der sich eine Zeitlang wenigstens in Lobach als Abt zu erhalten gesucht hatte, nahm ihn mit sich nach Italien. König Hugo, ein Vetter Hilduin's, machte diesen zum Bischof von Verona und später zum Erzbischof von Mailand. R. hatte das Versprechen erhalten, er sollte dem Hilduin im Bisthum von Verona nachfolgen; es ist ihm aber schwer geworden, sich diese Nachfolge gegen den Willen des Königs zu ertrotzen. Er wurde 931 wirklich Bischof von Verona. Da verfeindete er sich aber alsbald seine Umgebung, besonders die gesammte Geistlichkeit, und seine Theilnahme an einem Treubruche gegen den König machte ihn seines Bischofsstuhles wieder verlustig. Er wurde nach Pavia gebracht und dort in einem Thurme in strenger Haft gehalten. Tief gedemüthigt verließ er nach einigen Jahren sein Gefängniß, um nach Como überzusiedeln, wo er vom Bischofe überwacht wurde. Von da ist er im Jahre 939 nach Südfrankreich entwichen. Voraus hatte er eine in der Gefangenschaft verfaßte Schrift geschickt. Sie ist in sechs Bücher getheilt und führt den Namen Praeloquia. Sie bespricht mit gelehrter Benutzung kirchlicher Schriftsteller die Christenpflichten eines jeden Standes, aber erzählt auch von dem traurigen Geschick ihres Verfassers und von der Bosheit seiner Feinde. R. hatte gehofft, sich dadurch die Zuneigung und die Hochachtung mancher einflußreicher Männer in Frankreich und in Lothringen zu erwerben; aber er hatte sich darin getäuscht. Er kam in eine sehr elende Lage und mußte dankbar dafür sein, daß ihn ein reicher Mann in der Provence zum Lehrer seines Sohnes bestellte. Für ihn schrieb er das verloren gegangene Buch, welches er Sparadorsum betitelte und welches grammatische Regeln enthalten zu haben scheint. Derselbe Wohlthäter verschaffte ihm auch eine kirchliche Pfründe; aber er sehnte sich wieder nach seiner Heimath, wo er sich gewiß auf ein höheres Ansehen, als er früher gehabt hatte, Rechnung machte. Er kündigte sich den Mönchen seines Stammklosters durch eine ihnen gewidmete Heiligenlegende „Vita Sancti Ursmari“ an und erklärte, bei ihnen sein Leben in Ascese beschließen zu wollen. Etwa im Jahre 944 war er wirklich wieder daheim. Da behagte es ihm aber gar nicht und, als man ihm Kunde davon brachte, daß König Hugo ihn jetzt gern bei sich haben möchte, um ihm Gutes widerfahren zu lassen, reiste er alsbald wieder nach Italien. König Berengar war es nun, der ihn erst gefangen nahm, dann aber wieder frei ließ und ihn an Stelle des verdächtig gewordenen Besitzers des Bischofsstuhles von Verona zum Bischofe dieser Stadt machte. Es war im Jahre 946, daß R. zum zweiten Male auf diesen Platz gelangte. Er konnte ihn diesmal nicht volle zwei Jahre behaupten. Verachtet und verhöhnt, sehnte er sich selbst wieder hinweg. König Lothar befahl, daß er sein Bisthum zum zweiten Male demselben dort einheimischen Nachfolger überlassen sollte, und R. verschwand im Jahre 948 eilends aus Italien, wohin er freilich sehr bald darauf mit Liutulf, dem Sohne Otto's des Großen, zurückkehrte, um sich durch ihn an seinen Feinden zu rächen. Aber Liutulf's Zug schlug fehl, und der ihm *bald nachfolgende* König Otto ließ sich nicht bewegen, die Veroneser durch die *Wiedereinsetzung* Rather's gegen sich aufzubringen. Tief gedemüthigt durch diese

actische Gutheißung seiner früheren zweimaligen Absetzung kehrte er im J. 951 nach Deutschland zurück. Er schrieb zwar heftige Protestationen an den Papst, an alle Gläubigen und an seine Mitbischöfe, aber unterdrückte sie wieder und zog in der Absicht, da bis zum Tode auszuharren, wieder in Lobach als Mönch ein. Um ihn als politisches Werkzeug zu gebrauchen, rief ihn schon im Jahre 952 König Otto an seinen Hof unter die gelehrten Kleriker, welche um seinen Bruder Bruno versammelt waren, und schon 953 wurde Bruno Erzbischof von Köln und R. Bischof von Lüttich. Er sollte die Stürme beschwichtigen helfen, welche damals Lothringen verwüsteten, aber er war dazu durchaus ungeschickt. Er gerieth bei Freunden und Feinden in Verachtung. Beide ihm befreundete Erzbischöfe von Köln und von Trier gaben ihn auf. Ostern 955 nahm ein Anderer seinen Bischofstuhl ein. R. gerieth in die heftigste Aufregung und verfaßte wieder leidenschaftliche Protestationen, von welchen neuerdings Dümmler ein Stück aus einem Berliner Codex veröffentlicht hat (Neues Archiv IV, 177). Erzbischof Wilhelm von Mainz bewog ihn endlich, sich zu beruhigen und sich mit der Stelle des Abts von Alna, einem kleinen von Lobach abhängigen Klosters, zu begnügen. In der Meinung, nun auf alle Macht und Ehre in der Welt auf immer verzichtet zu haben, gab er sich geistlichen Studien hin. Er beschäftigte sich mit dem Buche des Paschasius Radbertus de corpore et sanguine Domini und machte die Lehre von der Wandlung der Abendmahlselemente von neuem zum Streitgegenstand. Dahin gehört seine epistola ad Patricum und seine confessio, in welcher es ihm natürlich wieder hauptsächlich um seine eigene Selbstdarstellung zu thun ist. Nur zu bald dachte er wieder an Glanz und Herrschaft. Er wollte wieder in Lüttich eingesetzt oder doch zum Abte von Lobach erhoben werden. Er wurde aber bei der neuen Besetzung dieser Aemter unbeachtet gelassen und durfte dafür dem König Otto im Jahre 961 nach Italien folgen, wo er zum dritten Male auf den Bischofstuhl von Verona erhoben worden ist. Da blieb er bis 968. Bis dahin hatte er außerordentlich viel Feindschaft, Haß, Verfolgung und Verachtung zu erfahren. Zur Herstellung seines Ansehens, aber auch zur Verbesserung der Lage der niederen Kleriker und zur Reformation kirchlicher Verderbniß schrieb R. damals die größere Zahl seiner Schriften, deren Manuscripte noch in Verona zu finden sind, nämlich Qualitatis conjectura, Synodica, Itinerarium, Discordia, De contemtu canonum, Judicatum und andere. In Folge eines besonderen Gerichtes, welches der Kaiser durch einen Stellvertreter in Verona hatte halten lassen, mußte R. zum dritten und letzten Male weichen. Er hatte sich reichlich beschenken lassen, und man nahm den nun wohl 78jährigen Greis in der Heimath freundlich auf; man überließ ihm auch von neuem das Kloster Alna; aber das Alles genügte ihm nicht, er verschaffte sich um Geld andere Abteien und bemächtigte sich des Klosters Lobach mit Gewalt. Von da wieder vertrieben, begab er sich zum Grafen von Namur, bei welchem er am 25. April 974 starb. Man hätte unsern R. niemals in den Catalogus testium veritatis aufnehmen sollen. Sein kirchlicher Eifer hat wenig zu bedeuten gehabt und ist durch die auffallenden Mängel seines eigenen Wesens ganz werthlos geworden. Aber wegen seines mehrfachen, freilich sehr unwichtigen Auftretens in der Geschichte Deutschlands und Italiens im zehnten Jahrhundert und wegen seiner Beiträge zur Litteratur dieser Zeit wird man sich wieder und wieder mit ihm beschäftigen müssen. Das haben die Historiker und Dogmenhistoriker auch immer gethan, die wir hier nicht nennen wollen. Seine Werke sind von den Brüdern Petrus und Hieronymus Ballerini (Verona 1765, 1 Band in Folio) in ganz vorzüglicher Weise herausgegeben worden. Ein Abdruck davon steht in Migne's Cursus Patrologiae T. CXXXVI. Ueber ihn schrieb

der Unterzeichnete: R. von Verona und das zehnte Jahrhundert (2 Theile. Jena 1854) und den betreffenden Artikel in Herzog's protestantischer Realencyklopädie. Albrecht Vogel.

Rathgeber: Valentin R., einer der fruchtbarsten Kirchencomponisten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Den Titeln seiner Werke zufolge war er in Ober-Elsbach in Franken geboren: „Patria Ober-Elsbacensi“ heißt es in Op. 8. 1721 erschien sein erstes Werk, auf dessen Titel er sich einen Benedictiner-Mönch des Klosters St. Bauthen in Franken nennt. Bis opus 22 lassen sich seine Ausgaben verfolgen, welches im Jahre 1743 und in zweiter Auflage 1751 erschien. Sämmtliche Werke verlegte J. J. Lotter in Augsburg, und daß er dabei kein schlechtes Geschäft machte, ersieht man an den mannigfachen zweiten Auflagen seiner Werke. Von öffentlichen Bibliotheken ist uns nur die Stadtbibliothek in Breslau bekannt, die noch eine Anzahl Drucke von ihm aufbewahrt, und auch im Antiquarhandel tritt hin und wieder einer ans Licht, im übrigen scheinen sie den Weg alles Fleisches gegangen zu sein. Sie bestehen aus Messen, Litaneien, Antiphonen, Vespern u. a. für Singstimmen mit kleinem Orchester und sind dem damaligen Bedarf an Kirchenmusik entsprechend und auch dem seichten Geschmacke huldigend. Es war die Zeit der kleinen Geister, und Bach und Händel ragten aus denselben hervor wie unverstandene Inschriften. Die Lust am Musiciren war groß, und aus keiner Zeit besitzen wir so viel Musik in Handschriften und Drucken, als gerade aus dieser Periode. In Deutschland wimmelte es von Klöstern und Fürstensitzen, und überall war das Bestreben sichtbar, der Musik zu huldigen und sich an ihr zu vergnügen. Kirchenmusik wie Opernmusik wurden wie aus dem Aermel geschüttelt. Wenn man heute die chronologisch geordneten Verzeichnisse der damals beliebtesten Componisten durchsieht und in einem Jahre 4 bis 5 Opern, 1 oder 2 Oratorien und noch eine Unzahl kleinerer Werke, wie Arien, Cantaten, Intermezzi, Instrumentalwerke aller Art verzeichnet findet und zwar meist von Capellmeistern herrührend, die noch für die Aufführungen zu sorgen hatten, so weiß man nicht, ob diese Zeit unsere Bewunderung oder unsere Verwunderung hervorrufen soll.
Rob. Eitner.

Rathke: Martin Heinrich R., hervorragender Anatom und Embryolog, wurde am 25. August 1793 als Sohn eines begüterten Schiffsbaumeisters zu Danzig geboren und daselbst erzogen. Zu Ostern 1814 ging der junge R. nach Göttingen, um Medicin zu studiren. Hier förderte Blumenbach einerseits, der Umgang mit gleichstrebenden Genossen Pander, Mehlis, Leukart andererseits die Neigung zur Zoologie und vergleichenden Anatomie. Ein naher Verwandter Rathke's Dr. Otto, welcher als Arzt in Bengalen und Westindien gewesen war, hatte bereits früher im jungen R. die Liebhaberei zur Naturwissenschaft erweckt. 1817 wandte sich R. nach Berlin, beendigte daselbst seine Studien und erwarb sich den Grad eines Doctor der Medicin durch die Dissertation „De Salamandrarum corporibus adiposis, ovariis et oviductibus eorumque evolutione“ (24 pp. c. tab. 2 Berol. 1818). Nun kehrte R. in seine Vaterstadt zurück und ließ sich daselbst als praktischer Arzt nieder; 1825 wurde er Oberarzt am großen Bürgerspital, 1826 übernahm er das Amt eines Kreisphysicus; außerdem ertheilte er vier Jahre hindurch am Gymnasium Unterricht in der Physik und physischen Geographie. Daneben aber widmete er sich mit großem Eifer und rastlosem Fleiß anatomischen und embryologischen Arbeiten, wobei der Umgang mit den Königsberger Forschern Burdach und Baer befruchtend wirkte. In Berücksichtigung seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Arbeiten erhielt R. 1829 eine Berufung zum Professor der Physiologie und allgemeinen Pathologie an die damals noch

junge Universität Dorpat. Mit Freude gab R. seine ärztliche Thätigkeit auf und zog mit seiner Familie nach Dorpat, um von nun ab ganz der Wissenschaft zu leben. Er las Physiologie und allgemeine Pathologie, aber auch zeitweilig Zoologie und vergleichende Anatomie und setzte mit ungeschwächtem Eifer seine anatomischen und embryologischen Untersuchungen fort. In Begleitung zweier Zuhörer Dr. Kutorga und Kappherr machte R. 1832 und 1835 eine Reise in die Krim und an das Schwarze Meer, um aus eigener Anschauung die Fauna eines südlichen Meeres kennen zu lernen. Das gesammelte zoologische Material wurde zu weiteren Arbeiten benutzt. Als K. E. v. Baer in Königsberg seine Stellung aufgab, um an die Akademie nach St. Petersburg überzusiedeln, wurde R. im Sommer 1835 aus Dorpat nach Königsberg berufen. Er folgte mit Freuden dem Ruf ins Vaterland und übernahm beide Professuren der Anatomie und Zoologie, gleichzeitig das Amt eines Medicinalraths. Anfangs konnte er in Königsberg nicht recht heimisch werden; als er aber endlich festen Fuß gefaßt hatte, wandte er sich aufs neue seinen wissenschaftlichen Studien zu. Im Mai 1839 unternahm er eine Reise nach Norwegen und Schweden, um zoologisches Material zu sammeln. Er las Anatomie des Menschen und daneben abwechselnd Zoologie und vergleichende Anatomie und leitete auch zoologische Uebungen. Mit Eifer und Nachdruck sorgte er für Vermehrung der Sammlungen und für zweckmäßige Aufstellung derselben: 1853 konnte er die Sammlungen in das neuerbaute Haus (k. anatomische Anstalt) überführen — das alte Haus war fast dem Einsturz nahe. — 1859 besuchte R. die Naturforscherversammlung in Karlsruhe. Am 13. Juli 1860 feierte er das 25jährige Jubiläum seiner Königsberger Lehrthätigkeit und erfreute sich vieler Zeichen anhänglicher Liebe von Seiten seiner ehemaligen und damaligen Schüler. Als erster Geschäftsführer der Naturforscher-Versammlung, welche Ende September in Königsberg tagen sollte, starb er plötzlich am 15. September 1860, als er eben die Gäste empfangen wollte. Ueber Rathke's Lebensweise und Aeußeres schreibt Zaddach Folgendes: „Dieselbe Consequenz, mit der er seine wissenschaftlichen Arbeiten verfolgte, sprach sich auch in seiner Lebensweise aus, ohne irgendwie an Pedanterie zu grenzen. Die Eintheilung des Tages war bei ihm von seiner Jugend bis zum letzten Tag seines Lebens ziemlich dieselbe geblieben. Schon früh, zwischen vier und fünf Uhr Morgens, pflegte er an die Arbeit zu gehen, die Abendstunden dagegen widmete er gern der Erholung: einem Spaziergange, leichterer Lectüre, zu der er am liebsten Reisebeschreibungen wählte, oder der Gesellschaft. In dieser war er voller Gemüthlichkeit, ging mit Interesse auf jede Unterhaltung ein und ließ sich gern über Verhältnisse und Zustände, die ihm ferne lagen, von Anderen belehren. — R. war von kräftigem Körper, und nur zweimal war er am Nervenfieber ernstlich krank gewesen, einmal in früher Jugend, später in Dorpat, kurz vor seiner Reise nach der Krim. — Obgleich ungewöhnlich groß, erschien seine Gestalt weder schmächtig noch kolossal; seine gerade Haltung, der ruhige ernste Ausdruck seiner regelmäßigen Gesichtszüge gaben seinem Auftreten Würde; sein Auge, obschon täglich am Mikoskrop und an der Lupe angestrengt, behielt bis zum Tode seine vollkommene Schärfe."

R. war ein ausgezeichneter Beobachter und Forscher, ein äußerst fleißiger Schriftsteller; sein höchstes Ziel war eine Erweiterung der Wissenschaft durch eigene Arbeiten. So legen denn die vielen umfangreichen Schriften Rathke's Zeugniß ab von seinem rastlosen Eifer, seinem angestrengten Fleiß. Das bei Zaddach mitgetheilte Verzeichniß zählt 125 größere und kleinere Abhandlungen und Werke auf und ist doch nicht vollständig. Hier ist kein Ort, weder um alle Schriften nochmals aufzuzählen, noch um die einzelnen kritisch zu be-

leuchten; es können nur in ganz großen kurzen Zügen die wissenschaftlichen Leistungen Rathke's charakterisirt werden. Rathke's Arbeiten gehören mit wenig Ausnahmen der Embryologie oder der vergleichenden Anatomie an; in vielen Arbeiten greifen beide Gebiete eng ineinander: wenn seine Arbeiten auch nicht so bahnbrechend sind, wie die seines Zeitgenossen K. E. v. Baer, so sind sie doch, speciell, was die Bildung einzelner Organe betrifft, von hoher Bedeutung. In erster Linie stehen die embryologischen Schriften Rathke's und zwar diejenigen, welche eine mehr oder weniger abgeschlossene Bildungsgeschichte einzelner Thierspecies oder Thiergruppen liefern; sorgfältig ausgearbeitete Monographien haben in diesem Gebiet einen ganz außerordentlichen Werth. Hierher gehören: „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Haifische und Rochen" (Beiträge zur Geschichte der Thierwelt, Schriften der Danziger nat. Ges. II. Bd. Halle 1827, S. 4—66), „Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Blennius viviparus" (Abh. zur Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Thiere, II. Theil, Leipzig 1833, S. 1—68). „Ueber die Entwicklung der Syngnathen" (Zur Morphologie, Leipzig 1837, S. 112—128), „Entwickelungsgeschichte der Natter", Königsberg 1837, „Ueber die Entwicklung der Schildkröten", Braunschweig 1848, „Ueber die Entwicklung der Krokodile", Braunschweig 1866. — Eine Reihe anderer embryologischer Arbeiten beschäftigt sich mit der Bildungsgeschichte einzelner Organsysteme oder einzelner Organe: Hier stehen oben an die Abhandlungen, welche die Bildung der Geschlechtswerkzeuge aller Classen der Wirbelthiere schildern. Dazu gehören: „Ueber die Entstehung und Entwicklung der Geschlechtstheile bei den Urodelen" (Beiträge zur Geschichte der Thierwelt I, Danzig 1820, S. 1—188). „Ueber die Entwicklung der Geschlechtstheile bei den Fischen, Amphibien, Vögeln und Säugethieren" (Beiträge zur Geschichte der Thierwelt III, Halle 1826, S. 1—92). „Ueber die Bildung der Samenleiter, der Fallopischen Trompeten und der Gartner'schen Kanäle, der Gebärmutter und Scheide der Wiederkäuer" (Meckel's Archiv für An. u. Ph. 1832, S. 329—389). Es sei hier nur auf ein Resultat der umfangreichen Untersuchungen aufmerksam gemacht: R. wies nach, daß die von Wolff bei Hühner-Embryonen entdeckten Körper bei allen Wirbelthieren ohne Ausnahme vorkommen, daß die Körper nur vorübergehende Bedeutung haben, daß neben und aus ihnen die Harn- und Geschlechtsorgane entstehen; R. gab den Körpern zu Ehren Wolff's den Namen der Wolff'schen Körper. Eine andere Serie von Arbeiten schildert die Bildung der Athemwerkzeuge; eine dritte Serie die Bildung des Skeletts oder einzelner Skeletttheile. Bei Gelegenheit der Untersuchungen der Athemwerkzeuge entdeckte R. die Schlundspalten und Schlundbogen, welche er zuerst Kiemenspalten und Kiemenbogen nannte. —

Doch nicht allein die Entwicklungsgeschichte der Wirbelthiere, sondern auch die der Wirbellosen wurde durch Rathke's Arbeiten bereichert. Hier sind zu nennen: „Untersuchungen über die Bildung und Entwicklung des Flußkrebses" (Leipzig 1829. 97 S. fol. 3 Taf.) „Untersuchungen über die Bildung und Entwickelung der Wasser-Assel" (Abh. zur Bildungs- und Entwickelungsgeschichte I. Thl. S. 1—20). „Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Oniscus Asellus" (Abh. II Thl. S. 69—84). „Zur Entwicklungsgeschichte der Aktinien, des Scorpions, der Crustaceen" (Zur Morphologie, Leipzig 1837, S. 1—151). Ferner enthalten die „Beiträge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie, Reisebemerkungen aus Scandinavien" Danzig 1842, einige bezügliche Aufsätze. Wieder andere Abhandlungen liefern Schilderungen des Baues einzelner Thiere oder einzelner Organsysteme, sind rein anatomischen oder vergleichend anatomischen Inhalts. „Bemerkungen über den Bau der Cyclopterus Lumpus" (Meckel's *deutsche* Arch. für Physiol. 1822. VII. S. 498—524), „Bemerkungen über den

inneren Bau der Pricke", Danzig 1826. „Bemerkungen über den inneren Bau des Quarders und des kleinen Neunauges" (Beitr. zur Geschichte der Thierwelt IV, Halle 1827, S. 64—152). „Anat.-physiologische Untersuchungen über den Kiemenapparat und das Zungenbein der Wirbelthiere. Riga u. Dorpat 1832. „Bemerkungen über den Bau des Amphioxus lanceolatus". Königsberg 1841. — Schließlich ist zu erwähnen, daß viele Arbeiten Rathke's über den Bau wirbelloser Thiere handeln, daß einige Arbeiten zoologischen und daß andere paläontologischen Inhalts sind: eine Aufzählung aller würde hier zu weit führen. —

Heinrich Rathke. Eine Gedächtnißrede v. G. Zaddach, Königsberg 1860 (Neue Preuß. Prov.-Blätter, 3. Folge, Bd. VI).

L. Stieda.

Rathlef: Ernst Ludwig R. wurde 1709 geboren und am 1. October 1727 behufs Studiums der Theologie in Helmstedt als 'Hannoveranus' immatriculirt. Schon 1730 erschien hier von ihm eine Dissertation „de simulacro Nebucadnezaris aureo". Im Jahre 1736 hielt er sich, vielleicht als Hülfsprediger, zu Meinersen im Cellischen auf. Im folgenden Jahre reichte er beim Consistorium zu Hannover ein Gesuch um Anstellung ein und 1740 kam er als zweiter Adjunct des Pastors Uhle nach Langenhagen bei Hannover, wo er sich als eifriger Seelsorger, zugleich aber auch als guter Geschäftsmann äußerst bewährte. Er blieb hier bis 1744 und wurde dann als Pfarrer nach Diepholz versetzt, wo die gänzlich in Verwirrung gerathene Pfarr- und Ephoralregistratur eine tüchtige Arbeitskraft erforderte. Nachdem er hier Ordnung geschafft und eine Reihe von Jahren segensreich gewirkt hatte, ging er 1751 als Superintendent nach Nienburg a. d. Weser, wo er am 19. April 1768 an einem Schlagflusse gestorben ist. R. hat auf verschiedenen Gebieten eine rege schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Neben seiner theologischen Wissenschaft, welcher die Mehrzahl seiner zum Theil gemeinverständlich verfaßten Schriften gewidmet ist, beschäftigte er sich auch mit biographischen und geschichtlichen Arbeiten. Er hat zu dem dritten Bande von Götten's jetztlebendem gelehrten Europa das erste Stück zum großen Theil, das zweite bis vierte Stück ganz verfaßt und dann das Werk als „Geschichte jetztlebender Gelehrter" in 8 Theilen von 1740—44 fortgesetzt. Darauf hat dann Strodtmann dasselbe von 1745—48 weiter geführt. Der Aufenthalt in Diepholz und Nienburg veranlaßte R. zur Beschäftigung mit der Geschichte der dortigen Gegend. Er sammelte dafür lange Jahre fleißig, insbesondere urkundliches Material und unternahm auch zu dem Zwecke 1751 Reisen nach Osnabrück und Iburg. Er veröffentlichte diese Forschungen dann in seiner „Geschichte der Graffschaften Hoya und Diepholz", die in 3 Theilen 1766—67 erschien. Es ist dies keine zusammenfassende Darstellung, sondern eine Reihe selbständiger Aufsätze und Regestensammlungen (der Grafen v. Hoya und Diepholz), welche sich auf die Geschichte jener Graffschaften beziehen. In den Jahren 1754—56 gab er in Gemeinschaft mit J. C. W. Meyer eine Wochenschrift „Der Theologe" heraus, welche er 1757—58 unter dem Namen „Der Gottesgelehrte" und 1759 als „Sonntagsblatt" fortsetzte.

Vgl. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Bd. XI, S. 54 ff.

P. Zimmermann.

Rathmann: Heinrich R., evangelischer Prediger und Schriftsteller, geboren zu Neuen Gamme in den hamburgischen Vierlanden am 10. Januar 1750, † zu Pechau bei Magdeburg am 14. März 1821. Rathmann's Vater war ein mäßig begüterter Bauer und Oelmüller, der mit den Seinigen den alten Wohn-

ort verließ, weil die tödtlich endende Mißhandlung eines Sohnes durch den rohen Dorfschulmeister ihm den Aufenthalt daselbst verleidete. Er zog in das benachbarte Städtchen Bergedorf und legte einen Kramladen an, wobei sich aber die wirthschaftlichen Verhältnisse verschlechterten. Erschwerte dies auch dem von Kindesbeinen an wißbegierigen, strebsamen Sohne Heinrich die wissenschaftliche Ausbildung, so nahm sich doch der wackere Rector Mascho zu Bergedorf des Knaben an und gab ihm besonderen Unterricht in den alten Sprachen. So vorbereitet bezog er Ostern 1768 die Universität Halle, wo er sich, da auch bald der Vater starb, durch Unterrichten am Waisenhause und Privatstunden die Mittel zum Studium verdienen mußte. Schon 1771 wurde ihm am Pädagogium ein öffentliches Lehramt anvertraut. Nachdem er dann von 1774—77 ein beschwerliches Doppelamt als Rector und Diakonus zu Neuhaldensleben verwaltet hatte, berief ihn das Vertrauen des Abts und Generalsuperintendenten Resewitz zum Prediger und Oberlehrer der Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg, als welcher er sechszehn Jahre mit großer Hingebung und Erfolg wirkte. Auch die Leitung des mit dieser Schule verbundenen Lehrerseminars war ihm übertragen. Seit dem Jahre 1793 war er dann bis zu seinem Ende Prediger und Seelsorger der vereinigten Gemeinden Pechau und Calenberge, Magdeburg gegenüber rechts der Elbe. Stets von seinen Oberbehörden und Amtsgenossen geehrt, wurde R. 1798 mit der Kirchen- und Schulinspection des zweiten Jerichow'schen Kreises betraut und versah diese Aufgabe seit 1806 ganz allein. Um diese Zeit erhielt er auch den Titel Superintendent und wurde bei Errichtung der preußischen Consistorien 1816 Consistorialrath. Zweimal — in den Jahren 1780 und 1797 — vermählt, wurden ihm nur in seiner zweiten Ehe drei Söhne geboren, die sammt ihren Nachkommen zumeist in geistlichen und richterlichen Aemtern wirkten und bezw. noch wirken. — Da R., in einfachen bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, das wissenschaftliche Studium aus starkem angeborenen Triebe und den geistlichen Beruf aus innerlicher Neigung und Ueberzeugung ergriffen hatte, so gab sich auch in seiner amtlichen Wirksamkeit eine ursprüngliche Kraft und Frische segensreich zu erkennen. Diese Regsamkeit bekundete sich aber auch im Gedankenaustausch mit gleichstrebenden Freunden in der von ihm vor nun über hundert Jahren mitbegründeten, noch fortbestehenden, immer aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzten wissenschaftlichen Mittwochsgesellschaft, der „Lade", an der z. B. Gleim, der R. sehr schätzte, theilnahm und zu dem Köpken, Funk, Rolle, der berühmte Kanzelredner Propst Hanstein in Berlin, Basedow u. a. gehörten. Wurde hier auch, dem Geiste der Zeit entsprechend, theilweise ein etwas überschwenglicher Freundschaftscultus getrieben, so war doch diese Gesellschaft eine wissenschaftlich und geistig keineswegs unfruchtbare. Selbst mit dem Freundschaftsvirtuosen Gleim unterhält sich R. über die Rochow'schen und Basedow'schen Bestrebungen auf dem Gebiete des Schulwesens, wofür er von Jugend auf ein feuriges Interesse bekundete. Diesem und seinem langjährigen Verkehr mit Basedow verdanken wir die äußerlich zwar nicht sehr umfangreichen, aber für das Verständniß dieses merkwürdigen Bildungsstürmers überaus wichtigen „Beyträge zur Lebensgeschichte Joh. Bernh. Basedow's aus seinen Schriften und aus andern ächten Quellen gesammelt", Magdeburg 1791. Ohne diese verständnißvollen, wenn auch zuweilen von allzu vortheilhafter Auffassung getragenen Mittheilungen würde uns ein wesentliches Hülfsmittel zum Verständniß Basedow's und seiner Unternehmungen fehlen. Das wissenschaftliche Hauptwerk Rathmann's aber ist seine „Geschichte der Stadt Magdeburg", die von Anfang darauf angelegt bis zur Gegenwart fortgeführt zu werden, in vier Bänden doch nur bis zum Jahre 1680 und zum Uebergange der Stadt an Brandenburg-Preußen gedieh. Die Bände erschienen 1800, 1801, 1803, der vierte in zwei Hälften 1806 und

1816. Zwischen diesen Jahren lag die französische Fremdherrschaft und von 1813—14 eine Zeit schwerer Heimsuchung während der Belagerung des Pechau nahe benachbarten Magdeburg. Dieses Werk ist die Frucht einer langen sorgfältigen Vorbereitung, die mittelbar sogar bis auf die Zeit seines Hallischen Lehramts, bei welchem er den Geschichtsunterricht auf der obersten Stufe ertheilte, zurückreicht. Wenn auch kein archivalisches Quellenwerk im engsten Wortbegriffe, ist es doch mit getreuer sachkundiger Benutzung aller dem Bearbeiter zugänglichen Hülfsmittel, worüber er in den Vorreden Auskunft gibt, ausgeführt. Er bot damit zum ersten Male eine zusammenhängende, gut lesbare und heute noch werthvolle Darstellung dieser merkwürdigen Stadtgeschichte. Anerkennung verdient neben der geschickten Sichtung der Hülfsmittel das ernste Bestreben nach Wahrheit und Richtigkeit. Der Verfasser läßt statt eigner Betrachtung die Quellen, die er gewissenhaft anführt, möglichst selbst reden. Mit Recht empfiehlt die anerkennende Beurtheilung von Bd. 2 u. 3 in der Allgem. Deutschen (Nikolai'schen) Bibl. (Bd. 96, 2, 365) Rathmann's Werk den Schriftstellern im historischen Fach als Muster der Gewissenhaftigkeit. Mit Uebergehung der von ihm herausgegebenen Predigten und Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und in Ersch u. Gruber's Encyklopädie und einer kurzen Zusammenfassung der Hauptereignisse von Magdeburg im 18. Jahrh. ist noch seine schätzbare 1812 erschienene „Geschichte der Schule zu Kloster Berge" zu erwähnen. In kürzerer Gestalt war dieselbe schon im August 1790 in der Deutschen Monatsschrift veröffentlicht. Mit dem Kopfe ein echtes Kind der Aufklärungszeit, wußte doch R. auch den Segen und die guten Seiten des Pietismus, vornehmlich aber einen A. H. Francke und den Bergischen Abt Steinmetz, zu schätzen und zu verehren. — Die Absicht der sehr zahlreichen Freunde und Verehrer Rathmann's, ihm in Magdeburg ein größeres Denkmal zu errichten, gelangte nicht zur Ausführung, wohl aber bewahrt die Erinnerung an ihn sein Bild im Sitzungssaale des dortigen Magistrats. Ein besseres, von Sieg' in Oel gemalt, befindet sich im Besitze eines Enkels, des Geh. Justiz- und Kammergerichtsraths H. Rathmann in Berlin.

Vgl. Heinrich Rathmann. Eine biogr. Skizze vom Superint. Abel in den Sächs. Provinzial-Blättern, herausgeb. von Joh. Carl Müller. 2. Bd. July bis December 1821, Erfurt, S. 118—133, auch Sonderschrift desselben Erfurt 1822. — Briefe Rathmann's an Gleim in der Gleim'schen Familien-Stiftung zu Halberstadt und briefliche Familiennachrichten. Die Nachrichten über die Herkunft sind vom Consistorialrath H. Rathmann in Wernigerode an Ort und Stelle ermittelt. Magdeb. Geschichtsblätter, 23. Jahrg. (1888) S. 292—323. Jacobs.

Rathmann: Hermann R. war 1585 zu Lübeck geboren und von seinen Eltern ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt. Auf die Vorstellungen hin, die der Lübecker Rector Gualtperius den Eltern machte, ward ein anderer Beschluß über den Knaben gefaßt: er sollte die gelehrte Laufbahn einschlagen. So schickten ihn seine Eltern zunächst auf die Ratzeburger, dann auf die Magdeburger Schule, deren bewährter Rector Georg Rollenhagen ihn besonders lieb gewann. Nachdem R. den Cursus dieser Schule durchgemacht hatte, begab er sich zum Universitätsstudium nach Rostock. Während seiner Studien kam R. zu der Ueberzeugung, daß bei den Zuständen der Kirche, wie sie damals waren, der Geistliche sich zu einem geschickten Vertheidiger der evangelischen Wahrheit ausbilden müsse. Von dieser Ueberzeugung geleitet, wandte er sich nach Köln, um von den an der dortigen Universität wirkenden Jesuiten die Geheimnisse und Künste des Disputirens zu erlernen. Während der arme Student sich als Corrector einer Kölner Buchdruckerei den Unterhalt verschaffte, besuchte er aufs fleißigste die Vorlesungen sowie die Disputationen, welche dort mit den Stu-

direnden der römisch-katholischen Theologie gehalten wurden. Sein Fleiß und sein Streben erwarben ihm die allgemeinste Achtung, so daß sogar ein Kölner Domherr ihm seinen Neffen zum Unterricht anvertraute und die Universität ihm die Magisterwürde unentgeltlich und unter Erlassung des Religionseides verlieh. Doch die vielen Versuche, ihn zum Uebertritt zu bringen, machten ihm den ferneren Aufenthalt in Köln unmöglich; er begab sich zunächst nach Frankfurt a/M. und dann nach Leipzig. Hier betrieb er nun das Studium der lutherischen Theologie aufs eifrigste und hielt nebenher noch philosophische Vorlesungen. 1612 kam er nach Danzig, wo ein Bruder von ihm wohnte und das er schon einmal vor der Rostocker Universitätszeit besucht hatte. Während dieses seines zweiten Aufenthaltes in genannter Stadt wurde er im August 1612 zum Diakonus der St. Johanniskirche berufen. Später, 1617, wurde er Diakonus an der St. Marienkirche, 1626 Pastor an der St. Katharinenkirche, und während der Verwaltung dieses Amtes starb er 1628 am 30. Juni. Den Lehrstreit zu erzählen, in den R. durch Danziger lutherische Eiferer verwickelt ward und durch den sein Name bekannter geworden als sonst es der Fall gewesen wäre, ist hier nicht der Ort, nur soviel sei davon mitgetheilt, daß R., nicht nur ein tüchtig durchgebildeter Theologe, sondern auch ein wahrhaft frommer Mann, in seinem Amte bestrebt, praktisches Christenthum zu erwecken und zu erhalten, Joh. Arndt's Erbauungsschriften, diese ersten Versuche, die Gemüther aus einer erstickenden Orthodoxie zu befreien, empfohlen hatte und dadurch den heftigsten Tadel der starren Lutheraner auf sich zog, und daß aus diesem Streite ein anderer über Rathmann's Ansichten von der Kraft des Bibelwortes sich entwickelte.

Ueber Rathmann's Leben und Lehrkämpfe handelt L. Heller in Theol. R. E. 2. Aufl. XII, S. 536, an welcher Stelle auch die weiteren über R. handelnden litterarischen Erscheinungen angegeben sind, und Schnaase, Geschichte der evang. Kirche Danzigs (Danzig 1863. 8°), S. 238 ff. — Rathmann's Schriften sind in Molleri Cimbria literata Tom. III, p. 563 sq. angeführt. Bertling.

Ratich: Wolfgang R., genannt Ratichius, Pädagog und didaktischer Reformator, geboren am 18. October 1571 zu Wilster in Holstein, † 1635 wahrscheinlich zu Rudolstadt oder Erfurt. Nachdem er das Gymnasium zu Hamburg besucht hatte, studirte er zu Rostock Theologie und Philosophie. Da ihm eine schwere Aussprache die Predigerlaufbahn verschloß, gab er das Studium der Theologie auf und wandte sich dann zunächst sprachlichen, hauptsächlich hebräischen Studien zu; hierauf ging er nach England, wo er mit Baco's Ideen bekannt wurde, dann nach Amsterdam, wo er sich mit Mathematik und der Erlernung der arabischen Sprache beschäftigte. Hier in Holland faßte er, angeregt durch seine sprachlichen Studien, den Plan, als Reformator des gesammten sprachlichen Unterrichts aufzutreten und überhaupt eine Neugestaltung der bisherigen Lehrmethode anzubahnen; die damals meist auf jesuitischen Principien, einseitig auf classisch-philologischer Grundlage mit vorwiegender Inanspruchnahme des Gedächtnisses beruhte; im Gegensatz hierzu erkennt R. als erste und höchste Grundlage des Unterrichts die Uebung der Muttersprache, die in weit größerem Umfang als vorher zur Geltung kommen müsse; erst nach gewonnener Fertigkeit in dieser kann zu fremdsprachlichem Unterricht, dem Lateinischen und Griechischen, übergegangen werden. Als ein weiteres nicht minder wichtiges, aber bisher ziemlich vernachlässigtes Lehrgebiet bezeichnet R. die eingehende und umfängliche Behandlung der Realien; hier wie auch sonst, wenn möglich, soll der Unterricht auf die Anschauung gegründet sein; die Summe des Wissens soll nicht durch das Mittel des Gedächtnisses als Masse eingeprägt, sondern durch die Anregung

der Thätigkeit des reflectirenden Verstandes zum geistig frei verfügbaren Eigenthum des Schülers gemacht werden. Zur Erreichung dieser Ziele sollte eine im Gegensatz zu der bisher üblichen ganz neue, rasch und sicher führende Methode in Anwendung gebracht werden, deren Grundzüge weiter unten folgen. Diese neue Lehrweise bot er zuerst dem Prinzen Moritz von Oranien an; dieser ging zwar auf sein Anerbieten ein, doch stellte er dabei die Bedingung, daß nur lateinisch gelehrt werden dürfe, was, wie nachher aus dem Lehrsystem des R. ersichtlich ist, geradezu den dort aufgestellten Grundsätzen widersprach. Die Sache zerschlug sich und R. wandte sich nun nach Basel und Straßburg, sowie an mehrere Fürsten, um Gönner für sein Unternehmen zu gewinnen. Als sein Bemühen hier vergeblich war, übergab er am 7. Mai 1612 „dem deutschen Reich“ auf dem Frankfurter Wahltag ein Memorial, worin er mit göttlicher Hülfe zu Dienst und Wohlfahrt der ganzen Christenheit Anleitung zu geben versprach, wie alle Sprachen in gar kurzer Zeit mit leichter Mühe sowohl von Alten als Jungen erlernt werden könnten, wie man ferner zum Lehren aller Künste und Facultäten in jeglicher Sprache eine Schule einrichten solle und schließlich, wie man im ganzen Reich eine einträchtige Sprache, einträchtige Regierung und endlich auch eine einträchtige Religion bequem einrichten und friedlich erhalten könne. Ohne im einzelnen seine Methode darzulegen, hob er nur besonders hervor, daß nach seiner Lehrweise die Muttersprache, nicht aber Latein und Griechisch, als erster grundlegender Lehrgegenstand behandelt werde; zugleich unterließ er nicht, die bisherige Methode schonungslos anzugreifen, mit der Ratich's Ansichten in directem Widerspruch standen, und deren Sturz die Bedingung des Sieges seiner Sache war. Seine Absicht, mit dieser Denkschrift die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Neuerung zu lenken, sowie die Berechnung, bei den damaligen Wirren durch das verheißene Ergebniß seiner Lehrweise, die Herstellung einer staatlichen und kirchlichen Einheit im Reiche erzielen zu können, die gespannten Gemüther dafür zu gewinnen, gelang nicht in der gehofften Weise; die Frankfurter Rathsherren, Scholarchen und Prediger äußerten Bedenken und verhielten sich zuwartend auf anderweitigen Erfolg der Sache. Mehr Glück als bei diesen hatte R. aber bei verschiedenen deutschen Fürsten, die er von Frankfurt aus zu gewinnen suchte. Zunächst trat ihm näher der Pfalzgraf Wilhelm von Neuburg; dieser sandte ihm nach Durchlesung des Memorials 500 Reichsthaler zur Anschaffung von Büchern und zur Unterstützung seines jüdischen Mitarbeiters Seligmann, den R. des Hebräischen halber beigezogen hatte. Auch der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt interessirte sich für Ratich's Bestrebungen und beauftragte zwei Gießener Professoren, den Theologen Christoph Helwig (Helvicus) und den Philosophen Joachim Jung (Jungius) ihm über die neue Lehrweise Bericht zu erstatten, der günstig ausfiel; derselbe erschien zu Frankfurt 1613 im Drucke unter dem Titel: „Kurzer Bericht von der Didactica oder der Lehrkunst Wolfg. Ratichii“ u. s. w. Fast zu derselben Zeit ward auch die Aufmerksamkeit der verwittweten Herzogin Dorothea Maria von Sachsen-Weimar auf R. gelenkt; derselbe wurde in Weimar von der Herzogin gnädig empfangen, mit Geldmitteln beschenkt, die Förderung seiner Sache versprochen und zugleich ein zweites Gutachten von ihr veranlaßt seitens der Jenaischen Professoren Grawer, Brendel, Walther und Wolff; gleichzeitig wandte sich die Fürstin in der Angelegenheit auch an den einflußreichen Oberhofprediger Hoë von Hoënegg in Dresden und den Theologen Mentzer in Gießen. Das Gutachten der Jenaischen Professoren lautete wiederum günstig, dagegen verhielt sich Hoë ablehnend und die Rectoren Wilke und Hubmeyer erklärten Ratich's Vorschläge für falsche Verheißungen. Der erwähnte günstige Bericht der beiden Gießener Professoren erregte aber sonst vielfach große Erwartungen von der

neuen Lehrweise, auch erschien 1614 mit der von ihnen besorgten Herausgabe von Luther's „Treuherziger Vermahnung an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Städte, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollten“ zugleich als Anhang ein „Nachbericht von der neuen Lehrkunst Wolfgangi Ratichii“. In demselben Jahre schickten auch die Augsburger Kirchenpfleger und Schulherrn drei Abgeordnete nach Frankfurt, um Ratich's Methode kennen zu lernen; auf deren günstigen Bericht hin ward R. im Mai 1614 nach Augsburg zur Neugestaltung der dortigen Schulen berufen. Jungius und Helvicus begleiteten ihn dahin. R. blieb 1½ Jahr in Augsburg; das Ergebniß entsprach aber durchaus nicht den erregten Erwartungen; auch bei Jungius und Helvicus minderte sich bei näherem Verkehr mit R. das persönliche Interesse und sie schieden sogar bald in Unfrieden von ihm; als Grund ihrer Trennung bezeichneten sie Ratich's unerträgliche Herrschsucht, seinen Uebermuth und die Geheimthuerei bezüglich seiner Lehrkunst; sonst blieben sie jedoch der Sache Ratich's treu. Von Augsburg aus correspondirt nun R. mit der Gräfin Anna Sophie von Schwarzburg in Rudolstadt, an der er eine neue und zwar die treueste Freundin seiner Bestrebungen gewann, während gleichzeitig deren Schwester, die schon genannte Herzogin Dorothea Maria von Weimar, nochmals einen Gelehrten, den Hofprediger Joh. Kromayer zu R. behufs eingehender Prüfung seiner Sache entsandte mit dem Ersuchen, sich ja recht entdecken zu wollen; R. verhielt sich jedoch seltsamer Weise gegen Kromayer mißtrauisch und ablehnend und die Angelegenheit hatte keinen weiteren Erfolg. Daß Kromayer von R. angeregt, des letzteren Schulordnung in Weimar eingeführt habe, ist eine irrige Annahme; übrigens entzog diese Fürstin dem Unternehmen ihr Wohlwollen nicht, sie vermachte sogar R. noch im J. 1617 zur Beförderung seiner Sache 2000 Gulden. Im Herbste 1615 befindet R. sich in Erfurt, wo er, jedoch ohne Erfolg, gelehrte Mitarbeiter für seinen Plan zu gewinnen hoffte; 1616 verweilte er in Waldeck und dann auf Einladung des Landgrafen Moritz zu Hessen, der R. vergeblich zur Mitwirkung an der von ihm gegründeten „Hochschule“ zu gewinnen suchte, in Cassel, darauf in Pyrmont und endlich 1617 wieder in Frankfurt. Hier wandte er sich jetzt wieder an den Rath mit der Bitte, eine Commission niederzusetzen, der er seine Lehrkunst entdecken wolle; auf den Bericht dieser Commission hin wurden Ratich's Dienste nicht weiter verlangt. 1618 berief Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, bekannt als Stifter der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ R. nach Köthen; dieser Fürst hatte R. schon zuvor 1613 in Weimar bei seinen Schwestern, der bereits genannten Herzogin Dorothea und der Gräfin Anna Sophie von Schwarzburg, kennen gelernt, die ihm R. dringend empfahlen. Unter mancherlei Vorwänden und Bedingungen schiebt derselbe nun sein Erscheinen in Köthen auf unbestimmte Zeit hinaus, wendet sich inzwischen nach Basel, wo er dem dortigen Professor Joh. Buxtorfius seine neue Methode gar vielversprechend anpreist; seine Bemühungen hatten jedoch dort keinen Erfolg; sein heftiges Wesen verleitete aber R. in Basel zu Angriffen auf einige angesehene Calvinisten, sowie auf den Calvinismus überhaupt, was ihm einen Proceß und 1617 seine gefängliche Einziehung zuzog; auch seitens des Markgrafen von Baden scheint nicht lange hernach eine Haft über R. verhängt worden zu sein. Endlich am 10. April 1618 kam R. nach Köthen. Da der Fürst Ludwig bei der Gründung der genannten „Fruchtbringenden Gesellschaft“ unter anderem besonders die Pflege und Reinerhaltung der deutschen Sprache bezweckte, so glaubte er an R., der die Muttersprache zur Grundlage alles sonstigen Sprachstudiums machte, einen Helfer bei diesen Bestrebungen, besonders aber eine sachverständige Unterstützung bei der von ihm beabsichtigten Organisation der Köthener Schulen zu finden. R. versprach eine gute deutsche Schule einrichten und darin sein

Methode in Anwendung bringen zu wollen; der Fürst möge noch einige gelehrte Mitarbeiter berufen, dagegen ohne Ratich's Einwilligung nichts von der neuen Lehrkunst bekannt werden lassen. Am 14. April überreichte R. dem Fürsten ein Memorial, das die Grundzüge seines Lehrsystems enthielt, deren Anführung nachher folgen wird. Da die Sache bedeutende Mittel erheischte, welche Fürst Ludwig nicht allein aufbringen konnte, so wandte derselbe sich an seine Brüder um Unterstützung, jedoch vergebens; Fürst Christian von Anhalt-Bernburg warnt seinen Bruder sogar, sich mit R. einzulassen, besonders auch wegen dessen Charakters, räth die Methode desselben nochmals prüfen zu lassen und lehnt schließlich jegliche Beihilfe ab; nur Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar findet sich zur Unterstützung bereit. Die beiden Fürsten treffen nun ein Uebereinkommen mit R., nach welchem alle Schulen nach seinen Vorschlägen eingerichtet und zu seiner Verfügung gestellt werden sollten; er solle jederzeit der Rathgeber und Lehrer seiner beigegebenen Mitarbeiter sein. Nachdem R. sich zu allem verpflichtet hatte, wurde zunächst eine unter Ratich's Aufsicht stehende Druckerei errichtet zur Herstellung der neuen, nach Ratich's Methode verfaßten Lehrbücher. Am 21. Juni 1619 wurde die neue Schule mit einer Schülerzahl von 231 Knaben und 202 Mädchen eröffnet; die Knabenschule umfaßte sechs Classen; in den drei ersten Classen wurde die deutsche, in der 4. und 5. Classe auch die lateinische und in der 6. Classe noch schließlich die griechische Sprache betrieben; außerdem erfuhren die Realien eine in Ratich's System begründete eingehende Behandlung. Allein nach einem vielversprechenden Anfang hatte das Unternehmen bald keinen rechten Fortgang und Ratich's Thätigkeit fand in Köthen einen für ihn persönlich höchst unangenehmen Abschluß. Obwohl seine Didaktik in vielfacher Hinsicht und besonders im Vergleich zum früheren Verfahren seine Vorzüge hatte und ein Fortschritt war, so entsprachen doch die Ergebnisse des Unterrichts nicht den Verheißungen und den bei dem Fürsten und dem Publicum dadurch hochgespannten Erwartungen: R. besaß durchaus nicht die zur ruhigen und gleichmäßigen Fortführung seines Werkes nöthige stete Ausdauer, ebenso wenig verfügte er über die erforderliche Gabe der geistigen Mittheilung, sowie der persönlichen Bescheidenheit, die zur Pflege eines collegialen Verhältnisses mit seinen Mitarbeitern nöthig gewesen wäre; dazu kam noch seine ewige Geheimthuerei, die Mißtrauen erregte, und sein scharf ausgeprägtes Lutherthum, das ihn in Widerspruch mit den confessionellen Anschauungen der Köthener Bürger setzte, da er seine religiöse Stellung auch auf die Schule einwirken ließ; R. kam deshalb in Zwist mit dem dortigen Superintendenten Streso; außerdem fiel ein von den aufgestellten Schulinspectoren am 28. Juli 1619 über die Leistungen der Schule abgegebenes Gutachten ziemlich ungünstig aus. Vier Wochen nachher überreichte R. seinerseits dem Fürsten eine Beschwerdeschrift, worin er auch einige Forderungen bezüglich anderer Inspectoren u. s. w. aufstellt und im Falle der Nichtgewährung mit seinem Abschied droht. Fürst Ludwig sucht begütigend auf den leidenschaftlichen Mann einzuwirken, jedoch erfolglos; R. spielt schließlich sogar den Beleidigten und läßt sich nachher in einem vom Fürsten gegen ihn angeordneten Verhöre zu Beleidigungen gegen denselben hinreißen, wodurch der Bruch mit seinem Gönner und mit dem Unternehmen gewaltsam herbeigeführt wird. Am 5. October 1619 erließ der Fürst den Befehl zur Verhaftung Ratich's ergehen. Als Hauptursache der Verhaftung wird angegeben, „daß R. laut seiner starken Zusage bißanhero in dem hochgerühmten werck nichts effectuiret, sondern dasselbe vielmehr von tag Zu tage verzögert, undt sich Zu abduciren willens gewesen". R. flehte bald um Gnade, bald verfiel er wieder in sein leidenschaftliches Benehmen gegen den Fürsten. Nach zweimaliger Untersuchung der Sache mußte R. schließlich einen ihm vorgelegten Revers unterschreiben,

worin er bekennt, „daß er ein mehreres gelobet und versprochen, als er verstanden und in's Werk richten können" u. s. w. Nachdem R. diesen Revers „williglich" unterschrieben, erhält er 100 Gulden Reisegeld und wird aus der Haft entlassen. Darauf ging R. 1620 nach Magdeburg. Der dortige Magistrat zeigte sich anfänglich den Vorschlägen Ratich's geneigt, wurde aber bald durch ungünstige Nachrichten aus Köthen mißtrauisch und fordert von dem dortigen Professor Jakob Martini ein Gutachten, das schlimm für R. ausfiel; dies und seine 1622 erfolgte heftige Entzweiung mit dem Rector Evenius daselbst vereitelte alle seine Aussichten. Nach und nach verlor R. alle seine einflußreichen Gönner, nur die erwähnte Gräfin Anna Sophie bewahrte ihm trotz mancherlei Abmahnungen ihre Gewogenheit und berief ihn nach Rudolstadt; später verschaffte sie ihm vorübergehende Stellung in Kranichfeld, dann in Erfurt und empfahl ihn schließlich, da sonstige Fürsprachen keinen Erfolg hatten, 1633 dem schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna; dieser beauftragte auch eine Commission zur Prüfung von Ratich's Lehrart, deren günstiger Bericht eine Unterstützung der Sache befürwortete. Es erfolgte auch eine persönliche Besprechung Oxenstierna's mit R., der ihm seine Methode bei dieser Gelegenheit in einem dicken Quartanten zur Einsicht übergab. Oxenstierna gab nach dem Studium des Inhalts das zutreffende Urtheil ab, daß R. die Gebrechen der Schulen nicht übel aufdecke, allein die Heilmittel, welche jener dagegen vorschlage, erschienen ihm nicht hinreichend. R. hatte indessen eine Unterstützung kaum mehr nöthig, denn noch im J. 1633 wurde ihm die Zunge und die rechte Hand durch einen Schlaganfall gelähmt und 1635 erlöste ihn der Tod von allen Kämpfen und Leiden.

Nach diesem gedrängten Ueberblick des rastlosen, an Kämpfen und an Mißerfolgen reichen Lebens des Mannes, wobei dessen didaktische Ideen nur vereinzelt in lückenhaften Umrissen hervortreten, mögen hier schließlich zusammengefaßt die Grundsätze angeführt werden, die R. bei seinem Lehr- und Erziehungsplan leiteten und die als sein einziges Vermächtniß zu betrachten sind: 1) Die Lehrkunst ist ein gemeines, durchgehendes Werk und Niemand davon auszuschließen, so daß Jeder wenigstens fertig lesen und schreiben muß. 2) Die allererste Unterweisung im Lesen und Schreiben muß aus Gottes Wort geschehen. 3) Die Jugend darf auf einmal nur in einer Sprache oder Kunst unterrichtet, und ehe sie dieselbige nicht gelernt und ergriffen, zu keiner anderen zugelassen werden. 4) Alles muß der Ordnung der Natur gemäß geschehen, welche in allen ihren Verrichtungen von dem Einfältigeren und Schlechteren zu dem Großen und Höheren, und also von dem Bekannten zum Unbekannten zu schreiten pflegt. 5) Es dürfen dem Schüler keine Regeln vorgeschrieben, viel weniger zum Auswendiglernen aufgedrungen werden, er habe denn zuvor die Sache oder Sprache selbst aus einem bewährten Autor ziemlicher Maßen erlernt und begriffen. 6) Es müssen auch alle Künste auf zweierlei Weise erstlich in Kürze begriffen und hernach in vollkommener Unterrichtung verfasset und gelehrt werden. 7) Alles muß zu einer Harmonie und Einigkeit gerichtet sein, daß nicht allein alle Sprachen auf einerlei Art und Weise getrieben, sondern auch in jeder Kunst nichts, das den anderen zuwiderlaufen möchte, gesetzt wird. 8) Alle Unterweisung muß zuerst in der Muttersprache geschehen, und erst wenn der Schüler in dieser Fertigkeit erlangt, darf er zu andern Sprachen zugelassen werden. 9) Alles muß ohne Zwang und Widerwillen geschehen, weshalb kein Schüler des Lernens halber vom Lehrer, wol aber wegen Muthwillen und Bosheit von einem dazu bestellten Aufseher geschlagen werden darf. 10) Es sollen nicht allein in lateinischer und griechischer Sprache, wie bis dahin gebräuchlich gewesen, sondern auch in hochdeutschen und allen andern nothwendigen Sprachen die Künste

und Facultäten verfaßt und getrieben werden. 11) Die Schulen sollen nach Unterschied der Sprachen auch an unterschiedlichen Orten angelegt werden. 12) Eine jede Schule soll ihre besonderen Aufseher und Lehrer haben, welche zu Zeiten den oberen Scholarchen Rechnung zu geben schuldig sind. 13) Wie die Knaben durch Männer, so sollen die Mädchen durch tüchtige Weibspersonen unterwiesen und in guter Zucht gehalten werden.

Man erkennt leicht in einzelnen Artikeln heute noch geltende oder erst recht zur Geltung gekommene Principien der neuern Didaktik und Pädagogik; als solche erweisen sich die Vorschriften, man müsse von dem Bekannten zum Unbekannten vorschreiten; dem Schüler darf keine grammatische Regel zum Auswendiglernen aufgedrungen werden, bevor er nicht im Schriftsteller das zutreffende Beispiel ersehen und so die Regel aus dem Beispiel entnommen hat; als ein Vorläufer neuerer Pädagogik zeigt sich auch der Grundsatz: Alles muß ohne Zwang und Widerwillen geschehen; der Jugend darf nicht durch Strafen das Lernen verleidet und der Lehrer verhaßt werden. Es sind übrigens doch die Strafen nicht ganz ausgeschlossen; nur straft, wie bei den Jesuiten, nicht der Lehrer selbst, sondern der sogenannte Aufseher. Manche Ideen Ratich's dagegen erscheinen in ihrer vollen und consequenten Durchführung bedenklich.

In Kürze und im Allgemeinen ist die reformatorische Bedeutung Ratich's dahin zusammenzufassen: Kräftige, doch nicht immer maßvolle Polemik gegen die bisher übliche Unterrichtsweise, die ihre Hauptaufgabe in der einseitigen und ausschließlichen Betonung des Latein, besonders auch nach der grammatikalischen Seite hin erblickte und die so naheliegende als erstes Unterrichtselement sich darbietende Pflege der Muttersprache übersah oder übersehen wollte; die ferner durch mechanisches Auswendiglernen die bloße Aufspeicherung eines todten Gedächtnismaterials bewirkte, dagegen die Ausbildung der Verstandeskräfte vollständig hintansetzte und dann besonders auch den Realien einen ganz untergeordneten und beschränkten Raum zuwies; zu allen diesen Mängeln kam noch eine schwerfällige unnatürliche Methode und zumeist noch eine Disciplin, welche die richtige Art und das rechte Maß einer zur Besserung führenden Anwendung der Strafe nicht erkannte. — Diesen Mängeln im Unterrichtswesen, der einseitigen Methode einer formalistischen, grammatischen Bildung, einem geisttödtenden Memoriren und einer brutalen Disciplin trat R. als selbstbewußter Reformator mit seiner Neuerung entgegen, daß die Muttersprache die erste Grundlage alles Sprachstudiums und aller Bildung sei und daß die Behandlung der Realien als ein weiteres ebenbürtiges Bildungselement zur größern Geltung kommen müsse; zur Erreichung der Ziele des Unterrichts schlägt er neue, selbst heute noch theilweise gangbare Richtwege der Didaktik und Pädagogik ein. Die Persönlichkeit Ratich's war indessen nicht dazu angelegt, seine Theorien in die Praxis zu übertragen: es treibt ihn eine unruhige Hast, die ihn nie zum ruhigen Verweilen und zum Ausbau seines Werkes in irgend einem Orte kommen läßt; seine hochmüthige Unverträglichkeit und stets reizbare Eifersucht entfremdet ihm die erworbenen Gönner und Mitarbeiter; seiner Methode selbst legt er eine messianische Wichtigkeit bei, und wird nicht müde anzupreisen, er werde „dem Vaterlande wie der ganzen Christenheit einen merklichen Nutz und unaussprechlichen Vortheil“ verschaffen; schließlich erweckt seine seltsame Geheimthuerei zwar Erwartungen, zugleich aber auch Mißtrauen, das bei Mißerfolgen, die sein heftiges unpraktisches Gebahren meist verschuldet, als berechtigt erscheint. Wol wird er auch von seiner Zeit nicht ganz verstanden: ihm kommen „viele neue, seinen Zeitgenossen unverständliche, ja ärgerliche Gedanken. Er hat Einsicht genug, um die Mängel des Herkömmlichen zu erkennen, aber nicht genug, um ihnen abzuhelfen. Er ahnet manches Bessere, schaut es aber nur in allgemeinen Umrissen als Princip.

Will er seinen Principien gemäß etwas verwirklichen, so zeigt er sich unklar und ungeschickt. Diesen Principien vertrauend verspricht er, was er bei seiner praktischen Unfähigkeit nicht zu halten im Stande ist; so kommt er selbst bei denen, die ihm wohlwollen, in den Ruf eines Charlatans. Dieser große Conflict seiner Ideale mit seinem Ungeschick, dieselben zu realisiren, macht den Mann unglücklich." Von R. geht gleichwol ein kräftiger Anstoß aus zu weiterer Entwicklung einer neuen pädagogischen Bewegung, die aber gerade damals, wie alle geistige Regung auf deutschem Boden durch das nationale Unglück, den Dreißigjährigen Krieg, vorerst auf längere Zeit gehemmt wurde.

Von Ratich's zahlreichen Schriften mögen nur nachfolgende hier angeführt werden: „Encyclopaedia universalis pro Didactica Ratichii." Cothenis 1619. Wahrscheinlich einerlei mit der „Allunterweisung nach der Lehrart Ratichii", 1619; „Grammatica universalis pro Didactica Ratichii." Cothenis 1619; „Methodus institutionis nova . . . Ratichii et Ratichianorum edita studio M. Johannis Rhenii." Lipsiae 1626. Ferner ist zu erwähnen das Memorial, welches von R. zu Frankfurt 1612 dem deutschen Reich übergeben wurde, sodann noch weiter die zu Lehrzwecken in Köthen herausgegebenen Schriften: „Nova Didactica", 1619; „Rhetorica"; „Physica"; „Metaphysica"; „Compendium grammaticae latinae", 1620; „Compendium logicae", 1621; „Griechische Sprachübung", 1620 und „Lehrbüchlein für die angehende Jugend", 1619. Jede dieser Schriften hat den Zusatz pro Didactica Ratichii.

Vgl. Dr. K. Schmidt's Geschichte der Pädagogik, herausgegeben von Dr. W. Lange. Bd. III, S. 340 ff. — K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik. 5. Aufl., Bd. II, S. 8 ff., 389 ff.; Bd. III, S. 153 ff., wo sich auch die ältere Litteratur findet. — Maßmann, Wolfgang Ratichius und seine Lehrkunst. 1. Heft des VII. Bds. der freimüthigen Jahrbücher für das Volksschulwesen von Schwarz, 1827. — Niemeyer, Ratichius, Progr. bei Pädag. zu Halle, 1840—43. — Müller, Ratichiana in Kehr's Pädag. Blättern, 1878. Heft 5 und 6.

Binder.

Ratjen: Henning R., Professor und Universitätsbibliothekar. Er war geboren im Dorfe Homfeld, Kirchspiels Nortorf in Holstein am 10. October 1793. Vom Ortsprediger vorbereitet, bezog er 1810 das Kieler Gymnasium und studirte dann von 1814 an daselbst die Rechte, welche Studien er 1817 und 1818 auf der Berliner Universität fortsetzte. Er war dann ein Jahr Hauslehrer und unterwarf sich darauf dem juristischen Amtsexamen in Glückstadt, das er glänzend bestand. Hierauf ward er 1820 Advocat in Kiel, promovirte daselbst 1823 zum Dr. juris („Diss. de mora secundum juris Romani principia", Kiel 1824) und habilitirte sich als Privatdocent, las Institutionen und Pandekten. 1826 ward er zum Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek ernannt, welchem Beruf er von da an meist sein Leben gewidmet und als welcher er sich große Verdienste erworben hat. Seine Vorlesungen beschränkte er seitdem auf juristische Litteratur und Controversen, sowie allgemeine Litteratur und Bücherkunde. 1830 ward er zum prof. extraord. in der philosophischen Facultät ernannt, 1833, nach des Oberbibliothekars Kramer Abgang zum Bibliothekar und prof. ord. Ein Unterbibliothekar wurde nicht wieder ernannt. Die philosophische Facultät ernannte ihn honoris causa zum Dr. philos. 1835 ward er zugleich Secretär der fortwährenden Deputation von Prälaten und Ritterschaft, 1840 Ritter vom Danebrog, 1844 Syndicus für Prälaten und Ritterschaft, 1847 königl. Etatsrath. 1848 ward er zum Abgeordneten zur schlesw.-holst. Landesversammlung gewählt von seinem Heimathsdistrict, 1854 zum Mitglied

der holstein. Ständeversammlung vom akademischen Consistorio gewählt, im selben Jahre auch Danebrogsmann, 1862 königl. Conferenzrath. Von dem Könige von Preußen wurden ihm bei verschiedenen Anlässen höhere Grade des Kronenordens und des preußischen Adlerordens (II.) zuertheilt. Er feierte am 11. Januar 1873 sein 50jähriges Dienstjubiläum, ward auf sein Ansuchen 1875 als Universitätsbibliothekar entlassen, verblieb dabei Mitglied seiner Facultät, ohne jedoch Vorlesungen zu halten. Er starb am 21. Januar 1880 als Senior der Universität.

Als Bibliothekar hat er sich große Verdienste erworben. Er veranlaßte 1834 die Uebersiedelung der Universitätsbibliothek aus den oberen in die unteren Räume des Schlosses, und da bei dem Schloßbrande 1838 die Bibliothek total in Unordnung gerieth, hat er wiederum dieselbe neu ordnen lassen. Er war als Bibliothekar stets zu Dienst und Handreichung bereitwillig. Er ist als Vorstandsmitglied des Vereins für schlesw.-holst. Alterthümer und als langjähriger Präsident der Gesellschaft für schlesw.-holst. Geschichte bis 1864 thätig gewesen. Außer seiner Doctordissertation erschien von ihm für seine Fachwissenschaft: „Hat die stoische Philosophie bedeutenden Einfluß auf die in Justinians Pandecten excerpirten juristischen Schriften gehabt?“ 1839 und erweitert in Sell's Jahrbüchern III, 1844 und ein Universitätsprogramm 1855: „Vom Einfluß der Philosophie auf die Jurisprudenz“. Nachr. über Raymundus summa de matrimonio in Savigny's Geschichte des Röm. Rechts, Bd. VI. In Rudorff's Zeitschr. f. Rechtsgeschichte VIII, 2: Die Ordner des röm. Rechts. Er übersetzte aus dem Dänischen Molbech's Bibliothekswissenschaft, 1833, verfaßte das Verzeichniß der Handschriften der Kieler Universitätsbibliothek betr. die Herzogthümer Schleswig-Holstein in 3 Bdn., ein sorgfältig gearbeitetes, überaus nützliches Werk, Zusätze im Universitätsprogramm 1873 und in der Zeitschr. der Gesellschaft für Geschichte, Bd. V, lieferte viele Beiträge zur Geschichte der Universität, die wieder zusammengefaßt sind in Geschichte der Universität Kiel, 1870. Desgleichen zur speciellen Vaterlandskunde eine Reihe vortrefflicher Biographien von v. Berger 1835, A. W. Cramer mit dessen kl. Schriften 1837, Kleuker 1842, Pfaff 1854, Dreyer und v. Westphalen 1861, Joh. und Heinr. Rantzau 1862, N. Falk 1851 und mehrere in den einheimischen Zeitschriften und Zeitblättern, sowie Beiträge zur Specialgeschichte, zum Theil unter Benutzung der Bibliothekshandschriften.

Lübker-Schröder, Alberti, Schriftstellerlex. u. Fortsetz. s. v. Kieler Zeitung 1875 vom 1. November. — Chronik der Univ. Kiel für 1881 von Dr. F. Volbehr. Kiel 1882, S. 4.

Carstens.

Ratpert, Mönch, Lehrer und Geschichtschreiber in St. Gallen, † bald nach 884 an einem 25. October. Ein Zürcher von Geburt — die unten genannte Monographie will „den ersten Zürchergelehrten“ feiern — war R., als „magister atque presbyter“, in St. Gallen in der besten Zeit des Klosters im neunten Jahrhundert, als Zeitgenosse, und nicht, wie Ekkehart IV. will, als Schüler, des Lehrers Iso (s. A. D. B. XIV, 637) neben und nach diesem an der St. Galler Schule thätig, strenge und eifrig, höchst gewissenhaft in seinem Amte, wie die spätere Tradition ihn darstellt. Vorzüglich that er sich aber daneben als Dichter, sowie als Geschichtschreiber seines Klosters hervor. Schon Ermenrich (s. A. D. B. IX, 702) pries ihn als Poeten. Als Zürcher verherrlichte er die Einweihung der Kirche der dortigen Abtei zum Fraumünster und dichtete die Grabschrift der ersten Aebtissin, der Königstochter Hildegard (s. A. D. B. II, 510 u. 511); als St. Galler schuf er Hymnen, aus denen ihm Ekkehart IV. besonders nachdrücklich die Litanei „Ardua spes mundi“ zuschreibt, und mehrere der beliebten

Empfangsgedichte für den Anlaß hoher Besuche, ebenso aber auch in deutscher Sprache ein leider in der ursprünglichen Form verlorenes und nur in Ekkehart's IV. lateinischer Uebertragung erhaltenes Gedicht über die Thaten des heiligen Gallus. War R. schon hier, in der an die älteste Vita sich anschließenden, doch mit individuellen der Tradition entnommenen Zuthaten versehenen Darstellung der Anfänge St. Gallens, auf historischem Felde hervorgetreten, so war das vollends in den „Casus sancti Galli“ der Fall, mit denen er die Klostergeschichtschreibung in Zusammenhang begann, vielleicht angeregt durch den Besuch Kaiser Karl's III. Anfang December 883, welcher ja bekanntlich auch zur Abfassung des Büchleins, sehr wahrscheinlich des Notker Balbulus über Karl den Großen den Anstoß gab. R. hat die Geschichte St. Gallens von den Anfängen bis auf das Jahr 884 geschildert und dabei für die erste Zeit auf die ältere im Kloster liegende historische Litteratur sich gestützt. Aber daneben ist dieser frühere Theil, und zwar bis auf die Anfänge des Abtes Gozbert (s. A. D. B. IX, 523) herab, infolge der Verdunkelung durch eine einseitige Tradition und der Voreingenommenheit des Verfassers selbst, ganz vorzüglich die gesammte Auffassung der Rechtsbeziehungen St. Gallens zu den Königen und noch mehr zu den hier arg verunglimpften Bischöfen von Constanz, vielfach ganz unglaubwürdig. Doch auch, wo das Buch der eigenen Zeit des Autors sich nähert und damit an Werth und Verläßlichkeit gewinnt, ist in eigenthümlicher Weise das — voran unter Grimald und Hartmut (s. A. D. B. IX, 702 u. X, 705) — so erfreuliche innere Leben, mit Ausnahme der Vermehrungen der Büchersammlungen, fast gar nicht berührt, einzig und allein die äußere Geschichte des Gotteshauses vorgeführt. Ekkehart IV. erzählt, das Ansehen des Lehrers R. sei trotz seiner Strenge bei den anhänglichen Schülern so groß gewesen, daß vierzig derselben an seinem Sterbebette sich einfanden.

Vgl. vom Verf. d. Art. dessen St. Gallische Geschichtsquellen, Heft II (die Ausgabe von Ratpert's Casus s. Galli enthaltend) und Heft III (wo besonders S. 126—158), sowie Sickel: St. Gallen unter den ersten Karolingern (in den St. Galler Mitth. zur vaterl. Gesch., Heft IV) zur Kritik der Casus, Dümmler im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. IV, S. 541 u. 542, über seine Gedichte (deren Abdruck in den Poetae Latini medii aevi, Tom. III, der Monum. Germ. hist., folgen wird), Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, 2. Aufl., S. 19 ff., 304 ff. über den Lobgesang auf den heiligen Gallus. Fleißig, doch nicht von ausreichender Kritik ist die Monographie von G. R. Zimmermann jun.: „Ratpert der erste Zürchergelehrte“ (Basel 1878), sehr beachtenswerth dagegen P. Gabr. Meier's einschlägiger Abschnitt in der Abhandlung: Geschichte der Schule von St. Gallen im Mittelalter (Jahrb. für schweizerische Geschichte, Bd. X, S. 52 und 53).

Meyer von Knonau.

Ratpod: Erzbischof von Trier, (8. April 883 bis 30. März 915). Einem vornehmen alemannischen Geschlecht entstammt, wurde R. zuerst Abt des Trierschen Klosters Mettlach, und nach Erzbischof Bertulf's von Trier Tod von Kaiser Karl III. zu dessen Nachfolger ernannt. Er übernahm die hohe Würde in schlimmer Zeit. Die Normannen hatten verheerend im lothringischen Lande gehaust, Erzbischof Bertulf war von ihnen geschlagen, die Stadt Trier am 5. April 882 geplündert und zerstört worden, Kirchen und Klöster waren in Trümmer gesunken, in Scheunen und Bauernhöfen wurde die Messe gelesen, der Landmann hatte in der schweren Kriegsnoth sein Ackerfeld verlassen, Hungersnoth und unerschwingliche Preise der Lebensmittel lasteten mit hartem Druck auf dem unglücklichen Lande. Nicht minder gefährlich als die Normannen erschien

der Geistlichkeit ein raubsüchtiger, ränkevoller Adel, der in den Schlachten gegen die fremden Eindringlinge, in den steten Kämpfen der ost- und westfränkischen Könige um den Besitz Lothringens große Macht erworben hatte, die er in roh gewaltthätiger Weise handhabte. Ratpod's nächste Vorgänger hatten nicht die volle Eignung zu ihrem Amte besessen, Thietgaud wird uns als ein einfältiger, in kirchlichen Dingen recht unerfahrener Mann geschildert, Bertulf, ein Neffe des Karl dem Einfältigen nahe verbundenen Bischofs Adventius von Metz, neigte sich mehr dem westfränkischen Hofe zu. Der Schwabe R., der auch in der Fremde die Beziehungen zur Heimat nicht löste — im October 885 besuchte er das Kloster St. Gallen und wurde in die Verbrüderung aufgenommen — wahrte aufs bestimmteste den Zusammenhang mit dem ostfränkischen Reiche. Nach Karl's III. Absetzung erkannten die lothringischen Bischöfe Arnulf als Herrscher an, wir treffen R. auf einer im Juni 888 zu Mainz abgehaltenen Synode, auf der des neuen Herrschers nahes Verhältniß zur hohen Geistlichkeit des Reiches befestigt wurde. Gleich seinem Vorgänger bestätigte Arnulf dem Trierer Erzbischof den Besitz des Klosters Mettlach und fügte als werthvolle Gabe die Abtei des heil. Servatius in Mastricht hinzu.

Seit den siegreichen Kämpfen der Jahre 891 und 892 blieb Lothringen von dauernder Heimsuchung durch die gefürchteten Normannen verschont, R. konnte die ruhigere Zeit benützen, um in seinem Erzsprengel Ordnung zu schaffen. Im Mai 893 hielt er mit dem Bischofe Rodbert von Metz, einem Landsmanne, den er im Jahre seiner Erhebung geweiht hatte, im Kloster St. Arnulf in Metz eine Provinzialsynode ab, an der auch Dado von Verdun und Arnold von Toul Theil nahmen. Die Bischöfe geben ihrer Freude über die Vertreibung der Normannen und der Hoffnung Ausdruck, mit Hilfe des Königs auch vor ihren andern Feinden Schutz zu finden. Die Acten der Synode beleuchten den trostlosen Zustand der lothringischen Kirche, bezeugen aber auch den ernsten Willen Ratpod's und seiner Suffragane, in einsichtiger Geschäftswaltung eine gedeihliche Entwicklung anzubahnen. Bald bot sich dem tüchtigen Manne Gelegenheit, seine Kraft auch außerhalb des engern Kreises seiner Amtsgeschäfte zum Nutzen des Reiches zu bethätigen. Er erschien auf der im Mai 895 zu Tribur abgehaltenen Reichssynode, auf der wahrscheinlich die für Lothringen so bedeutsame Erhebung Zwentibold's zum Könige vereinbart worden ist. Arnulf dürfte den Erzbischof zum nächsten Berather und Führer seines jugendlichen Sohnes auserwählt haben, R. übernahm als oberster Kanzler oder Erzkanzler die Leitung der lothringischen Kanzlei, während Erzbischof Hermann von Köln mit der Würde eines Erzcaplans bedacht wurde. R. wußte seine Stellung neben dem mit ungestümer Hast jeglichem Antrieb folgenden König mit Würde und Geschick zu behaupten. Zwentibold gab ihm auf Befehl seines Vaters das Kloster Oeren in Trier zurück, und stattete einen Wald des Erzbisthums mit dem Forstrechte aus. Doch schon im J. 896 trat eine Trübung des guten Verhältnisses zwischen dem König und seinem Erzkanzler ein. Der letztere mochte lebhaftes Mißvergnügen darüber empfinden, daß Zwentibold Oeren nicht wie er doch urkundlich versichert hatte, dem Erzstifte, zurückstellte, sondern für sich behielt, er mußte es schmerzlich empfinden, daß des Königs Günstling, Graf Reginar vom Haspengau sich mit Zustimmung Zwendibold's der St. Servatius-Abtei zu Mastricht bemächtigte. R. scheint sich grollend vom lothringischen Hofe zurückgezogen zu haben, vom November 896 bis zum Anfang des Jahres 898 werden die Urkunden Zwentibold's nicht an seiner Statt, sondern an Statt des Erzbischofs von Köln recognoscirt, doch dürfte er keineswegs in Unthätigkeit verharrt haben. Er wohnte der Versammlung zu Worms im Mai 897 bei, auf der Arnulf seinen Sohn mit den Grafen Stephan, Gerard und Matfrid, denen dieser in siegreicher Fehde ihren Besitz,

darunter eben jenes Kloster Oeren und St. Maximin, entrissen hatte, und wohl auch mit R. aussöhnte. Anfangs des Jahres 898 erfolgte Reginar's jäher Sturz, R. übernahm wieder die Vorstandsschaft der Kanzlei und erhielt im Mai in feierlicher Form die streitige Abtei S. Servaes zurück. Dachte dagegen Zwentibold nicht daran, das Kloster Oeren herauszugeben, so erwies er sich doch in anderer Weise dem Erzbischofe günstig gesinnt. Er sicherte ihm und seinen Nachfolgern die freie Verfügung über den Besitz des Erzstifts und befreite es von jeglicher Leistung mit Ausnahme einer jährlichen Gabe von sechs Pferden; er gewährte den Klagen der in Trier wohnenden Leute des Erzbisthums über die schwer zu ertragenden Lasten, die ihnen die oftmalige Anwesenheit des Hofes verursachte, geneigtes Gehör und schloß die öffentliche Gerichtsbarkeit von den Besitzungen des Erzstifts aus. R. nahm im J. 899 an dem zweiten Zuge Zwentibold's gegen den Grafen Reginar theil. Als auch diesmal Reginar's Feste Durfos (Doveren?) sich als uneinnehmbar erwies, entfremdete der König, dessen Stellung bereits erschüttert war, sich in einem häßlichen Auftritte vollends seinen Erzkanzler. Er verlangte, daß die anwesenden Bischöfe den Bann gegen die trotzigen Empörer aussprechen sollten, und als sie sich weigerten, ihre kirchliche Strafgewalt in seinen Dienst zu stellen, da schlug er in seines Zornes schwankender Heftigkeit den Erzbischof mit einem Stocke. Einmüthig wandten sich nach Arnulf's Tod die Lothringer dem echten Sohne desselben Ludwig IV. zu. R. behielt auch unter diesem die Erzkanzlerwürde und wurde mit reichen Begabungen bedacht. Die Nutzungsrechte in der Grafschaft Trier, wie Münze, Zoll, Medem u. a., die in vergangener Zeit zur Grafschaft gezogen worden waren, wurden nunmehr dem Erzbischofe zugewiesen, mehrfache Schenkungen erweiterten den Grundbesitz des Erzstifts. Dafür beschied sich R., um dem Könige die lothringischen Großen nicht zu entfremden, in andern Dingen; er duldete, daß Reginar die Abtei S. Servaes, welche dieser nach Zwentibold's Tod wieder an sich gebracht hatte, behielt und daß Oeren auf die Konradiner, denen die herzogliche Gewalt im obern Lothringen zugefallen war, überging. Als die Lothringer vielleicht noch vor Ludwig's des Kindes Tod zu Karl dem Einfältigen abfielen und dieser, nachdem Konrad's I. Anstrengungen wieder in den Besitz Lothringens zu gelangen, keinen Erfolg gehabt hatten, seine Herrschaft befestigte, scheint R. sich mit den neuen Verhältnissen wenig befreundet zu haben. Er gab die Leitung der Kanzlei auf, nur aus höflicher Rücksicht dürfte man den einflußreichen Prälaten mit dem Titel eines Erzkanzlers und Erzcaplans geehrt haben, während die Urkunden auch für Lothringen von der westfränkischen Reichskanzlei ausgefertigt wurden, doch sorgte er dafür, daß Karl dem Clerus und Volk von Trier die freie Wahl des Erzbischofs zuerkannte (913. 13. August).

Auch in der Zeit, in der die politische Seite seiner hohen Stellung ihn vornehmlich in Anspruch nahm, vernachlässigte R. keineswegs die besonderen Angelegenheiten seiner Erzdiöcese. Die Acten der Synoden, auf denen er erschien, belehren uns über den gänzlichen Verfall der geistlichen Ordnung, über die Unsicherheit in der Behandlung kirchlicher Rechtsfälle. R. war bemüht, seinem Clerus nach beiden Richtungen gute Hilfsmittel an die Hand zu geben. Er veranlaßte den aus Prüm vertriebenen Abt Regino, dem er in dem Martinskloster zu Trier sichere Zuflucht gewährte, zur Abfassung eines Buches über den Kirchengesang und einer Sammlung kirchenrechtlicher Entscheidungen. Noch sind uns, freilich kärgliche, Reste eines Briefwechsels mit seinen Suffraganen erhalten. Wir haben verfolgt, wie seine nahen Beziehungen zu den Königen dem Erzstifte zu Gute kamen, auch das Domcapitel erhielt durch seine Vermittlung Grundbesitz und Bestätigung seiner Vorrechte. Mit Umsicht war er bestrebt, die während der Normanneneinfälle verfallenen Klöster in guten Stand zu bringen.

eben zu diesem Zwecke übergab er dem Regino das Martinskloster, durch eine bedeutende Schenkung erwies er dem Stifte S. Paulin seine Gunst. Auch auf das offene Land erstreckte sich sein fürsorgliches Walten, wir erfahren einmal von einem Gebäude zu Butzweiler, das auf seinen Befehl erbaut worden war. Keine schmeichlerische Lebensbeschreibung Ratpod's ist uns überliefert, aus zerstreuten Erwähnungen müssen wir die einzelnen Züge zusammenlesen, erfreulich ist es, daß wir das Bild eines mit Umsicht und Eifer wirkenden Mannes gewinnen, der im Mosellande an der Grenze des Reiches mit Geschick und gutem Erfolg die lebhafte Tüchtigkeit des schwäbischen Stammes zur Geltung gebracht hat.

Dümmler, Gesch. des ostfränk. Reichs, 2. Bd. — Wittich, K., Die Entstehung des Herzogthums Lothringen, Göttingen 1862. — (Hontheim) Historia Trevirensis 1, 222 f. — Mittelrheinisches Urkundenbuch, hrsgg. von H. Beyer, 1. Bd. — Goerz, Mittelrheinische Regesten, 1. Bd. — Mühlbacher, Reg. Kar. — A. Schoop, Verfassungsgesch. der Stadt Trier in Westdeutsche Zeitschrift, 1. Ergänzungsheft. — Ueber die lothringische Kanzlei Sickel in Sitzungsber. der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse 93, 695 und Kaiserurk. in Abbild. Text zu Lief. 7 Taf. 26, 28.

Uhlirz.

Ratschky: Josef Franz R., Dichter und Schriftsteller, geboren am 21. August 1757 in Wien, erhielt auch seine ganze Ausbildung in der Residenz und wurde nach vollendeten Studien zuerst bei dem k. k. Handgrafenamte, später im J. 1783 bei der k. k. vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei angestellt, woselbst er die Stellung eines Concipisten bekleidete. Schon während des Anfanges seiner Beamtenlaufbahn war R. poetisch und schriftstellerisch thätig und erregte hierdurch insbesondere die Aufmerksamkeit J. v. Sonnenfels', welcher sich des strebsamen jungen Mannes annahm. In der That hatte er auf dieser Laufbahn auch später besonders günstiges Fortschreiten zu verzeichnen, 1787 wurde er Präsidial-Secretär bei dem Regierungspräsidenten zu Linz, später Commissär beim Lottoamte in Wien und 1796 Hofsecretär daselbst. Im J. 1804 bekleidet er den Posten eines Directors des k. k. Cameral-Lottogefälls, im J. 1806 wurde er zum Hofrathe, 1807 zum k. k. Staats- und Conferenzrathe befördert, als welcher er am 31. Mai 1810 plötzlich starb. R. leistete in seiner Stellung als Beamter Ausgezeichnetes und wurde schon von Kaiser Joseph II., insbesondere aber von Kaiser Franz I. sehr geschätzt. Für das litterarische Leben Oesterreichs zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist R. eine Persönlichkeit von großer Bedeutung. Er war es, welcher 1777 den „Wiener Musen-Almanach“ begründete, das erste ähnliche Unternehmen in Oesterreich, er redigirte diesen Almanach von 1777 bis 1779, ferner im Verein mit Alois Blumauer von 1781 bis 1792 und vereinigte in demselben die besten zeitgenössischen deutschen Poeten seines weiteren Vaterlandes. Im Jahrgange 1777 des Almanachs publicirte R. selbst ein ländliches Spiel: „Weiß und Rosenfarb“, seine erste dramatische Arbeit, der er später noch das Schauspiel: „Bekir und Gulroni“ (1780), sowie das Lustspiel: „der Theaterkitzel“ (1781) folgen ließ. Nachdem der Musen-Almanach eingegangen war, erscheint R. auch als der Mitherausgeber der „Oesterreichischen Monatsschrift“ (1794), sowie des Taschenbuchs „Apollonion“ (1807—1809). — R. selbst trat sowohl in diesen Almanachen als auch in zwei Sammlungen: „Gedichte“ (1785) und „Neuere Gedichte“ (1805) als lyrischer Poet auf, als welcher er zweifellos den bedeutendsten österreichischen Talenten jener Zeit beizuzählen ist. Bei der Beurtheilung der Gedichte Ratschky's ist allerdings kein allzustrenger Maßstab anzulegen, doch besaß er eine leichte fließende Versification und viel Witz, welcher sich in diesen Poesien in allerdings oft derber Weise geltend macht.

Allerdings huldigt er auch in dieser Richtung dem Zeitgeschmacke und scheint sich vielfach G. A. Bürger u A. Blumauer, dem er auch persönlich nahe stand, zum Muster genommen zu haben. Als Poet der „Aufklärungsperiode" unterließ er es auch nicht, verschiedene Freimaurergedichte den Sammlungen einzuverleiben. Fabeln, leichte Liebeslieder, doch auch Elegien und kräftige patriotische Lieder, endlich gewandte Uebersetzungen aus den classischen Sprachen, aus dem Französischen und Englischen sind der Hauptinhalt dieser Sammlungen von Ratschky's Poesien. In den Jahren 1793—94 erschien: „Melchior Striegel; ein heroisch-episches Gedicht für Freunde der Freiheit und Gleichheit", eine humoristisch-satyrische Dichtung, reich an verschiedenen Anspielungen auf die Zeitverhältnisse, allerdings auch mit so manchen lasciven Wendungen, die sich überhaupt in verschiedenen Poesien Ratschky's geltend machen. Sein Schriftchen: „Kontroverspredigt eines Layen über die Frage: warum sind die Mönche theils verachtet, theils verhaßt?" (Wien 1782) zeugt die Stellungnahme des Autors in dem Aufklärungsstreite, welche übrigens auch sonst in seinen Schriften hervortritt. R. war auch Mitarbeiter an Wieland's „Deutschem Merkur" und an andern hervorragenden periodischen Schriften, welche außer Oesterreich erschienen. Er zählte zu den gebildetsten und geistvollsten österreichischen Schriftstellern seiner Zeit.

Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung, II. Bd., S. 606. — Wurzbach, Biogr. Lexikon, XXV. Bd. — Ueber Ratschky's Antheilnahme an dem Wiener Musen-Almanach vgl. Schlossar, Oesterr. Cultur- und Literaturbilder. Wien 1879 (Aufsatz über die „Wiener Musen-Almanache" S. 14 ff.).

A. Schlossar.

Rätze: Johann Gottlieb R., geb. in Rauschwitz bei Camenz (wahrscheinlich um das Jahr 1760), † am 30. September 1839 in Zittau, Sohn eines Schullehrers, besuchte die Gymnasien in Camenz und Zittau, worauf er an der Universität Leipzig Philosophie und Theologie studirte. Nach Zittau zurückgekehrt, wirkte er längere Zeit als Hauslehrer, und 1803 fand er eine Anstellung am dortigen Gymnasium, wo er allmählich in die höheren Lehrstellen vorrückte; beginnende körperliche Leiden nöthigten ihn 1832 von seinem Amte zurückzutreten. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, welcher zunächst von Kant mächtig ergriffen in einer „Beilage zu Kant's Kritik der praktischen Vernunft" (1792) auf die sich aufdrängenden Schwierigkeiten hinwies und in zwei weiteren Schriften „Ist Glückseligkeit oder Tugend die Bestimmung des Menschengeschlechtes?" (1794) und „Die Freiheit des Willens" (1801) einige Modificationen der kantischen Lehre für nothwendig hielt, während er dasjenige, was er billigte, in eine „Kantische Blumenlese" (2 Bde., 1799—1801) zusammenstellte und auch in der Schrift „Herder gegen Kant" (1800) als Vertheidiger der kritischen Philosophie auftrat. Besonders aber schwärmte er für Kant's Auffassung der Religion und in der Schrift „Betrachtungen über Kants Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft" (1794) schloß er sich vollständig der rein moralischen Begründung an, welche lediglich aus der praktischen Vernunft folgt, und indem er somit einen praktisch verwertheten Rationalismus forderte, hatte er den Standpunkt gewonnen, um welchen sich viele seiner kleineren Schriften als Variationen des gleichen Themas drehen, wie z. B. „Der Thesenstreit oder Harms und seine Gegner, ein Beitrag zur Beendigung des Streites zwischen der Vernunft-Religion und dem Offenbarungs-Glauben" (1818, es hatte nämlich Harms sich in einer Anzahl Thesen gegen den Rationalismus erklärt, worüber eine Fluth von Streitschriften entstand, s. A. D. B. X, 608 f.). Eine Vereinbarung des moralisirenden Rationalismus mit dem Supranaturalismus hatte nach seiner Ansicht Schleiermacher erreicht, und so schrieb er „Erläuterungen einiger Hauptpunkte in Schleiermacher's christlichem Glauben" (1823), worum

sich abermals bis zum Jahre 1836 eine Anzahl kleinerer Schriften ähnlichen Inhaltes gruppirte. Neben diesem Lieblingsthema beschäftigte ihn auch (1820) der Uebertritt des K. L. v. Haller zum Katholicismus, sowie desselben Verwerfung der constitutionellen Staatsformen (s. A. D. B. X, 433), und er sprach seine gegnerische Ansicht aus in „Die Constitutions-Scheu des Herrn v. Haller und dessen inspirirte Ansichten von Staat und Kirche“ (1821), womit zusammenhing „Das Vernunftrecht im Gewande des Staatsrechts und der Vorrechte“ (1822), worin er auf kantischem Boden stehend die Machttheorie bekämpfte, unter Vorrecht aber das zum Besten der Bürger geübte Regierungsrecht verstand. Während er die gesammte nachkantische Philosophie — abgesehen von Schleiermacher — nicht mit einem Worte berührte, veranlaßte ihn doch Schopenhauer's Hauptschrift zu einer Entgegnung unter dem Titel „Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag und was er nicht vermag, mit Rücksicht auf Schopenhauer“ (1820). Uebrigens vertrat er seinen sittlich-religiösen Standpunkt mit Wärme auch in mehreren populären Schriften.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1839, Bd. II, S. 836, woselbst seine sämmtlichen Schriften aufgezählt sind.

Prantl.

Ratzeburg: Julius Theodor Christian R., Begründer der wissenschaftlichen Forstentomologie, wurde geboren am 16. Februar 1801 zu Berlin. Obgleich er schon im neunten Lebensjahre seinen Vater, welcher Professor der Botanik an der Thierarzneischule war, verlor, hatte er von diesem doch schon manche Pflanze kennen gelernt, und war dadurch die Liebe zur Botanik in ihm geweckt. Dieselbe wurde noch mehr entwickelt durch den vortrefflichen Unterricht, welchen er auf dem Collegium Fridericianum zu Königsberg von J. G. Bujak erhielt. Familienverhältnisse zwangen ihn jedoch, die Anstalt vor der Reifeprüfung zu verlassen und in eine Apotheke als Lehrling einzutreten. Bald jedoch erkannte R., daß er auf diese Weise nur in einen Theil der Naturwissenschaften und auch in diesen nur in beschränktem Maße eingeführt wurde, und daher bezog er die Universität, um Medicin und Naturwissenschaften zu studiren. Nachdem er das Maturitätsexamen nachgeholt hatte, promovirte er 1825. Zum Thema seiner Dissertation hatte er gewählt: „Animadversiones ad Peloriarum indolem spectantes.“ 1828 habilitirte sich R. bei der Universität als Privatdocent und veröffentlichte im folgenden Jahre in Verbindung mit Brandt seine ausgezeichnete „Medicinische Zoologie“, welche eine Menge werthvoller Beobachtungen und Untersuchungen enthält und noch jetzt unerreicht dasteht. Als 1830 die Forstakademie von Berlin nach Neustadt-Eberswalde verlegt wurde, nahm er den Ruf als Professor der gesammten Naturwissenschaften an derselben an. In dieser Stellung veröffentlichte er seine bahnbrechenden Arbeiten über die Forstentomologie: „Die Forstinsekten oder Abbildungen und Beschreibungen der in den Wäldern Preußens und der Nachbarstaaten als schädlich oder nützlich bekannt gewordenen Insekten“. 3 Theile 1839—1844, „Die Waldverderber und ihre Feinde“ 1842, „Die Ichneumonen der Forstinsekten“ 1844 und „Die Waldverderbniß durch Insektenfraß“ 1866—68. Diese Werke bilden die Grundlage, auf welcher sich die wissenschaftliche Forstentomologie gegenwärtig weiterentwickelt. Von botanischen Werken sind zu erwähnen: „Abbildungen und Beschreibungen von Deutschlands Giftpflanzen“ 1838; in Verbindung mit Brandt setzte er die Arzneipflanzen von Hayne fort und veröffentlichte schließlich: „Die Standortgewächse und Unkräuter Deutschlands und der Schweiz“ 1859. Ebenso bedeutend wie als Forscher und Schriftsteller ist R. als Lehrer. Von weit und breit kamen die jungen Forstmänner nach Neustadt-

Eberswalde, um seine Vorträge zu hören. Im Jahre 1869 trat R. mit dem Titel Geheimer Regierungsrath nach 40jähriger Lehrthätigkeit in den Ruhestand und zog nach Berlin. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mit der Herausgabe eines forstwirthschaftlichen Schriftstellerlexikons, dessen Vollendung er jedoch nicht mehr erlebte. Dasselbe wurde 1874 von Dr. Paul Ascherson herausgegeben. In demselben findet sich auch seine Selbstbiographie. R. starb nach kurzem Krankenlager am 24. October 1871. Seine bedeutenden Sammlungen aus allen Reichen der Natur bilden den Kern der akademischen Sammlungen in Neustadt-Eberswalde.

W. Heß.

Ratzenberger: Caspar R., Arzt, stammte nach Förstemann, Album der Univ. Wittenberg s. a. 1548, aus Saalfelden; nach Jöcher, Gelehrten-Lex. aus Naumburg. Der Letztere behauptet, er sei der Sohn des Matthäus Ratzenberger gewesen, bringt aber dafür keinen Beweis. M. Poach, der das Leben des Matth. R. beschrieb, behauptet, derselbe habe vier Söhne gehabt, nennt aber fünf Namen, unter denen sich Caspar nicht befindet. Immerhin wird sich annehmen lassen, daß er mit Matthäus, wenn er auch dessen Sohn nicht war, nahe verwandt war (vgl. Zeitschrift für hist. Theologie 1872 S. 330). Seine Immatriculation in Wittenberg erfolgte 1548. Wohin er sich später gewendet, erfahren wir nicht. Jöcher a. a. O. erwähnt, daß er ein Herbarium vivum verfertigt habe, welches „im Manuscript in 4 Tomis in der fürstlichen Bibliothek zu Gotha liegt". Er starb nach Rotermund, Fortsetzung von Jöcher's Gel.-Lex., am 22. November 1603 zu Ortrand.

Brecher.

Ratzenperger: Matthäus R., gewöhnlich Ratzeberger, Leibarzt des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, geboren 1501 zu Wangen, Diöcese Constanz, immatriculirt 1516 (Förstemann, Album d. Univ. Wittenberg S. 61) zu Wittenberg, gehörte, obgleich Mediciner, zu denjenigen jüngeren Männern, welche sich Luther bald nach seinem ersten Auftreten muthig anschlossen und ihm bis zu seinem Ende treu blieben. Damals wird er mit Joh. Agricola bekannt geworden sein, der ihm, vielleicht beim Abschiede von Wittenberg, eines seiner Memorialbücher dedicirte, in welches dann R. später dessen Correspondenz mit hervorragenden Männern der Reformationszeit eintrug (vgl. m. Auff. in d. Zeitschrift für hist. Theologie 1872 S. 338 f.). Es wird um 1525 gewesen sein, als er Wittenberg verließ, um als Arzt nach Brandenburg und später als Leibarzt der Kurfürstin Elisabeth v. Brandenburg nach Berlin zu gehen. Daß R. ihren Uebertritt zur lutherischen Lehre vermittelt habe, ist nach den bekannten Umständen durchaus unwahrscheinlich. Vielmehr darf man annehmen, daß die Kurfürstin R. zu ihrem Leibarzte gewählt habe, weil er lutherisch gesinnt, sie selbst aber dem Evangelium geneigt war. Sie wird ihn kennen gelernt oder von ihm gehört haben auf einer der Besuchsreisen, welche sie mit ihrem Bruder, dem Könige Christian II. v. Dänemark, nach Wittenberg unternahm. Jedenfalls hat R., als er in ihrem Dienste stand, ihr in allen Religionsangelegenheiten treulich beigestanden. Darum war auch er gezwungen, von dem brandenburgischen Hofe zu entweichen, als seine Herrin 1527 nach Sachsen floh. R. ging nach Wittenberg. Bald folgte er einem Rufe als Leibarzt des Grafen Albrecht v. Mansfeld, vielleicht empfohlen durch Joh. Agricola, der seit 1525 sich dort befand. Die alte Wittenberger Freundschaft wurde erneuert. Wie sehr auch später beide Männer auseinandergingen, einige Jahre — bis 1531 — standen sie in regem Verkehr. Denn bis dahin (Sept.) überließ Agricola R. seinen gesammten Briefwechsel zur Abschrift (Zeitschr. für hist. Theologie 1872. S. 382). Es ist bemerkenswerth, daß von da ab auch Luthers Briefwechsel mit Agricola auffällig

abnimmt. Es ist bekannt, wie ihre Freundschaft erkaltete. R., der Luther innig verehrte, wird sich in gleichem Maße von Agricola abgewendet haben. Seine wenig günstige Ansicht über dessen Auftreten in Eisleben (vgl. Neudecker, S. 97 f.) hat er wohl damals sich gebildet. — 1538 verließ er Eisleben; der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen hatte ihn zu seinem Leibarzt ernannt. Er verdankte diese Auszeichnung neben seiner ärztlichen Geschicklichkeit gewiß seinem religiösen Interesse. Denn nächst seiner Wissenschaft liebte er nichts so sehr als die Theologie. Er las nach Poach täglich die heil. Schrift mit den Erklärungen Luther's und dessen Haus- und Kirchenpostille. Auch die anderen lateinischen und deutschen Schriften des Reformators werden ihm nicht fremd geblieben sein. Er war daher so vertraut mit der evangelischen Lehre, daß er nicht nur an allen kirchlichen Händeln lebhaften Antheil nahm, sondern auch dem Kurfürsten befähigt schien, über die häufig genug auftretenden Streitfragen Gutachten abzugeben und über die Religionsverhandlungen Bericht zu erstatten. So erschien er in kurfürstlichem Auftrage auf den Reichstagen zu Frankfurt 1543 und Speier 1544. Er wurde sogar als Collocutor für die Verhandlungen in Regensburg 1546 (Jan.) in Aussicht genommen. Es kann dies nur mit Billigung Luther's geschehen sein, der den theologisch gebildeten, glaubens- und charakterfesten Mediciner gewiß lieber zu einer solchen Sendung verwendet sah, als einen ängstlichen und nachgiebigen Theologen. Dafür hatte er aber auch an R. einen treuen, einflußreichen Freund, durch welchen er manches bei Hofe vermochte. R. erschien so als die geeignete Persönlichkeit, den erzürnten und kranken Reformator, den die unleidlichen Verhältnisse in Wittenberg in die Fremde getrieben hatten (Juli 1545), in die Heimath zurückzuführen. Mit einem sehr freundlichen Schreiben des Kurfürsten versehen (vgl. C. A. H. Burkhardt, Luthers Briefwechsel S. 475), eilte R. zu Luther nach Zeitz und bewirkte dessen Rückkehr. Dieser erkannte des Freundes Bemühungen dankbar an und widmete ihm die Schrift „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet.“ 1545. — Es entsprach der Stellung Ratzenberger's zu Luther, daß er nach dessen Tode zu einem der Vormünder seiner Kinder eingesetzt wurde. Aber es schmerzte ihn tief, daß er bemerken mußte, wie in der Umgebung des Kurfürsten die Liebe und Verehrung Luther's mehr und mehr abnahm. Dies trat besonders beim Herannahen des Schmalkaldischen Krieges hervor. Die „Hoffjuristen und Hoffrethe“ und auch „die Wittebergische und andere mehr Theologen“ riethen zum Kampfe, vor dem Luther, so lange er lebte, gewarnt hatte. Auch sonst schien der Kurfürst übel berathen. R. gibt davon Proben. Er unterließ nicht seinem Herrn Vorstellungen zu machen; aber es nützte wenig. Als der Kurfürst in den Krieg zog, begleitete er ihn. Er ließ nicht nach mit Warnungen; offenbarte seinem Herrn, was er täglich sah und hörte. „In Summa darvon zu reden, so war unter des Kurfürsten Obersten und Kriegsräthen keiner oder doch gar wenig, welche den Kurfürsten mit treuen meineten, dan obwol Herr Sebastian Schertell und Georg von Reckerodt . . . dem Kurfürsten In diesem Zuge mit höchsten treuen rieten, so hatten sie doch kein gehore und waren Ihre treuhertzige wolmeinungen und Rathschlege von den anderen falschen untreuen Meisnischen Hoffrethen und Kriegsbevelichshabern kegen dem Churfursten dermaßen unterdruckt und vornichtet, das sie keinen fur den Churfursten liessen kommen, der mit seiner Churf. G. treulich hette reden durffen . . .“ Allmählich wurde er mit solchen Bemerkungen lästig und fiel in Ungnade. Auch der Landgraf von Hessen, dem er mehrfach heimliches Einverständniß mit dem Kaiser vorwirft, war gegen ihn und ließ es ihn vor Ingolstadt deutlich merken. Zuletzt, da der Verrath allenthalben siegte, die Verbündeten sich trennten und der Kurfürst nach Sachsen zurückgekehrt war, erbat er seinen Abschied, zog mit seiner Familie

nach Nordhausen und einige Zeit danach nach Erfurt. Er war dort als Arzt thätig und wurde Physikus. Die Verbindung mit dem Hofe hatte er indeß nicht ganz abgebrochen. Die Söhne des gefangenen Kurfürsten bewahrten ihm als einem alten, treuen Diener ihres Hauses ihre Achtung und Zuneigung. Als sie daran gingen, die Universität Jena zu gründen, beriefen sie R. und Melanchthon nach Weimar, um ihren Rath zu hören. In das alte Verhältniß freilich trat R. nicht wieder zurück, selbst dann nicht, als Johann Friedrich, aus der Gefangenschaft entlassen, in dem nahen Weimar seine Residenz aufschlug. — Sein Lebensabend war still und im ganzen ungetrübt. Er unterhielt lebhaften Verkehr mit Freunden und Verwandten in Gotha und Weimar, sammelte seine Aufzeichnungen und Briefe, die uns in mehreren Handschriften erhalten sind. Die besten sind die zu Gotha und Dresden, beide wörtlich übereinstimmend. (Vgl. G. Kawerau, Joh. Agricola, Berlin 1881. S. 173. Anm. 1.) Die Gothaer wurde 1850 von Chr. Gotth. Neudecker unter dem Titel: „Die handschriftliche Geschichte Ratzeberger's über Luther und seine Zeit", zu Jena herausgegeben. Es war sehr nöthig, daß dies geschah, da über R.'s Berichterstattung sich durch G. Arnold, der 1705 in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte, Bd. IV, und G. Th. Strobel, der 1774 D. Matthäi Ratzenbergers geheime Geschichte von den Chur- und Sächsischen Höfen, zu Altdorf herausgegeben hatte, auf Grund lückenhafter und verderbter Handschriften schiefe und ungerechte Urtheile gebildet hatten. Man ersah danach, daß R., wenn er auch in seinen Anschauungen von Zeit und Personen etwas schwarzseherisch, in seinen Urtheilen mitunter bitter und streng war, dennoch im allgemeinen die Wahrheit getroffen hat. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß die späteren Zeiten ihm auch da, wo er sich Urtheile über politische Angelegenheiten erlaubt, Recht gegeben haben. In vielen Fällen, wie besonders in der Geschichte Luther's, haben seine Berichte außerordentlichen Werth, einmal weil er als Augenzeuge berichtet, sodann weil er durch seine persönlichen Beziehungen in der Lage war, vieles zu erfahren, was anderen unbekannt blieb und bleiben mußte. R. war mit Luther durch seine Gattin Clara, die Schwester des Gothaer Arztes Dr. Johann Brückner verwandt. Er besaß eine ziemlich zahlreiche Familie: 4 oder 5 Söhne und 4 Töchter. Er starb fromm und gottergeben am 4. Januar 1559 zu Erfurt.

Vgl. außer Jöcher, Gelehrten-Lexikon u. M. Poach's, weil. Pastor zu Erfurt, Bericht vom Leben u. Tode des Matth. Ratzenberger. Jena 1559. 4°. die Einleitung zu: Die handschriftl. Geschichte Ratzenberger's u. s. w. v. C. G. Neudecker; die Biographie R.'s. von Oswald Schmidt in d. Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 2. Aufl. Bd. 12. S. 543 ff. und meine „Neue Beiträge zum Briefwechsel der Reformatoren u. ihnen nahestehender Männer" in d. Zeitschr. f. hist. Theol. Jhrg. 1872. S. 323—331. Brecher.

Ratzer: Johann Karl R. wurde am 10. December 1802 zu Bistritz in Mähren geboren, wo sein Vater Wirthschaftsdirector war. Im Elternhause erhielt er den ersten Unterricht. Die herrliche Landschaft seiner Heimath mit den Höhen des sagenreichen Hostein und die auf dem Privattheater des dortigen Grundherrn, des Grafen Wengersky von Montelabate, gegebenen theatralischen Vorstellungen weckten frühzeitig die lebhafte Phantasie des talentvollen Knaben. Dieser besuchte seit 1814 das Piaristen-Gymnasium in Leipnik, 1819—1820 die Humanitätsclassen in Kremsier, ging 1821 nach Olmütz, wo er die philosophischen Studien absolvirte und dann an der dortigen Universität von 1824—1827 die Rechte studirte. Der Tod seines Vaters nöthigte ihn, sobald als möglich ein Amt zu erlangen, und so trat er schon im October 1827 bei

dem Magistrate in Olmütz in die Civil- und Criminalpraxis ein. Im Jahre 1829 siedelte er nach Kloster Hradisch über und kam von dort 1830 als Registrator, Grundbuchführer und Secretär zu dem Magistrat der königl. Stadt Gaya in Mähren. Diese Stelle bekleidete er bis zum Ende des Jahres 1837, worauf er Amtmann der Landgüter der Stadt Gaya wurde. Seit December 1849 Bezirkshauptmann in Mistek, verwaltete er dieses Amt, bis bei der neuen Organisation der politischen und Justizbehörden seine Ernennung zum Bezirksvorsteher des gemischten Bezirksamtes und Untersuchungsgerichtes Mistek mit Belassung seines früheren Ranges erfolgte. Im August 1855 wurde er zum ständigen Mitgliede und Referenten der k. k. Grundlasten-, Ablösungs- und Regulirungs-Landescommission in Brünn mit dem Charakter eines mährischen Statthaltereirathes ernannt, und in dieser Stellung starb er am 11. November 1863. Die Muße seines amtlichen Berufes widmete R. schon seit früheren Jahren litterarischen, vornehmlich poetischen Arbeiten. So veröffentlichte er „Poetische Versuche“ (1837); Balladen und Lieder“ (1839); „Genil, romantisches Gedicht“ (o. J.); „Raphael. Trauerspiel“ (o. J.); „Liederträume“ (II, 1844—45); „Gedichte“ (1846); „Das eroberte Granada“ (1846); „Lieder des Einsamen“ (1851); „Ost- und West-Rosen“ (1852); „Sonette“ (1855). Ein stilles sinniges Gemüth spricht aus diesen poetischen Arbeiten und vielleicht ist nur sein vom Markte litterarischen Treibens abgeschiedenes Leben Schuld daran, daß er unbekannt und unbeachtet blieb.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 25. Bd. Seite 26.

Franz Brümmer.

Rau: Ernst R., Bildhauer, geb. in Biberach am 7. December 1839, † zu Stuttgart am 24. August 1875, Sohn eines Glasermeisters, kam aus der Real- und Fortbildungsschule seiner Vaterstadt in die Stuttgarter Kunstschule, wo er für sein Fach an Professor Th. Wagner einen tüchtigen Lehrer fand. Schon seine reiferen Schülerarbeiten, ein Relief für den Herzog von Meiningen: „die Erfindung der Malerei“, eine Porträtbüste für das Denkmal seines Landsmannes, des Organisten J. H. Knecht in Biberach, das Modell zu einem silbernen Altarcrucifix für die Stuttgarter Stiftskirche, Porträtbüsten der Kunstschulprofessoren Neher, Weisser und Haakh, erweckten eine gute Meinung für sein Talent. Sein letztes, in der Kunstschule unternommenes Werk war eine Colossalbüste Ludwig Uhland's, dessen Todtenmaske er in Tübingen abgenommen hatte. Ein Stuttgarter Kunstfreund, welcher als Tübinger Student den Kopf des Dichters oft auf die Schwierigkeit einer künftigen Monumentaldarstellung angesehen hatte, lieh dem bald die Sprödigkeit seines Stoffes herb empfindenden Künstler seine Erinnerungen. Ihm verdankte R. auch die fördernde Theilnahme der Wittwe Uhlands und vieler anderen Verwandten und Freunde desselben. Das im Februar 1863 fertig gewordene Gipsmodell fand denn auch so viel Beifall, daß der Stuttgarter Liederkranz dasselbe erwarb und einen nach demselben von Pelargus in Stuttgart gemachten Bronceguß im J. 1865 als Denkmal im Liederhalle-Garten aufstellen ließ. Die größte Genugthuung aber fand der junge Meister, der sich jetzt in Stuttgart selbständig niederließ, dadurch, daß Uhland's Wittwe eine lebensgroße Marmorbüste ihres Gatten für sich bestellte. R. begnügte sich nicht mit einer Verkleinerung der Colossalbüste, sondern arbeitete den Kopf noch einmal durch und schuf in diesem von Frau Uhland der Stuttgarter Staatsgalerie testamentarisch vermachten Werke einen Uhland-Typus, welchen kein Uhland-Darsteller unbeachtet lassen sollte. (S. meinen Aufsatz: Eine Uhland-Büste im Uhland-Haus im Morgenblatt f. g. L. Jhg. 1863. S. 809—11.) Eine

dritte Büste Uhlands machte R. später überlebensgroß in Sandstein für das Haus Nr. 13 der Alexanderstraße in Stuttgart, auf welches die dortige Uhlandstraße zuläuft. Dagegen fiel er bei der Concurrenz für das Tübinger Uhland-Denkmal durch. — Eine um das Jahr 1864 von einer Biberacher Verwandten ihm zu einer Reise nach Italien geschenkte Summe verwandte R. zu einem halbjährigen Studienaufenthalt in Berlin. Das Vertrauen auf seine Porträtkunst rechtfertigte er wieder im J. 1868 durch eine Büste des Historikers Conr. Pfaff, welche, von Pelargus in Erz gegossen, auf der sogen. Maille in Eßlingen aufgestellt wurde, und im J. 1873 durch ein Porträthochrelief in der von Leins entworfenen und von Pelargus in Zink gegossenen und broncirten Gedenktafel am Geburtshause des Dichters Hölderlin in Lauffen a. N. Bestritten dagegen ist der Werth seiner von Pelargus in Erz gegossenen und im J. 1876 aufgestellten Schiller-Statue zu Marbach. Bei längerer Lebensdauer wäre es wohl noch klarer zu Tage getreten, daß Rau's Begabung überhaupt mehr auf decorative als auf hochmonumentale Aufgaben ging. Davon zeugen außer den (jetzt durch schwächere Nachbildungen ersetzten!) zwei Bauernmädchen vor der Stuttgarter Markthalle, mehrere allegorische, Anmuth und Würde schön verbindende Gestalten, z. B. die von Pelargus in Zink gegossene und broncirte Stuttgartia auf der Kreuzung der Marien- und Reinsburgstraße in Stuttgart, einige in Stein gehauene Figuren an der Villa Bohnenberger in Stuttgart, die von Pelargus in Zink gegossene Helvetia, umgeben von weiblichen Personificationen des Eisenbahn- und Dampfschiffverkehrs auf einem Bahnhofsgebäude in Zürich und die von Pelargus in Erz gegossene Germania auf dem von Gnauth entworfenen Kriegerdenkmal des Fangelsbach-Friedhofes in Stuttgart, enthüllt am 2. December 1874. In der Nähe dieses Werkes wurde der junge Künstler selbst, als ihn ein Blutsturz von einer eben durch Wettbewerb überkommenen neuen Arbeit, einem Kriegerdenkmale für Pforzheim, hinwegraffte, begraben und von den Seinigen durch einen, mit einem Bildnißmedaillon vom Bildhauer Scheck gezierten, Denkstein geehrt.

Vgl. Schwäb. Kronik 1875. S. 1973. — Seubert, Allgem. Künstlerlex. 3 S. 119 u. 120. Wintterlin.

Rau: Heribert R., am 11. Februar 1813 zu Frankfurt am Main geboren, mußte gegen seine Neigung, die ihn zur Wissenschaft hinzog, als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft eintreten. Von den Beschwerden des ihm unliebsamen Berufes floh er, so oft er konnte, zu seinen Studien, die er eifrig betrieb. Im Jahre 1844 ward er zu der damals auftauchenden freireligiösen Bewegung hingezogen und als der Führer derselben bald allgemein bekannt. Da er jedoch zur ernsten Durchführung seiner Rolle einer strengeren wissenschaftlichen Schulung bedurfte, als sie der „entlaufene Handlungscommis" — so nannten ihn spottend seine Gegner — trotz seines Eifers haben konnte, so begab er sich nach abgelegtem Maturitätsexamen als Student der Theologie nach Heidelberg. Bereits verheirathet und Vater von zwei Kindern, absolvirte er hier sein Triennium und wurde sodann als Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde nach Stuttgart und im Jahre 1849 zu derselben Stellung nach Mannheim berufen. Nachdem er in letzterer Stadt sieben Jahre gewirkt hatte, wurde er auf Betrieb der orthodoxen Partei, die er durch seine freireligiösen Schriften: „Evangelium der Natur" (1853); „Feuerflocken der Wahrheit" (1854); „Katechismus der Kirche der Zukunft" (1855) und „Neue Stunden der Andacht" (3. Auflage 1876) gegen sich aufgebracht hatte, von der Regierung im Jahre 1856 seines Amtes entsetzt. Er zog sich nach Frankfurt zurück und widmete sich dort vollständig und mit dem größten Fleiße der schriftstellerischen Thätigkeit. Noch einmal jedoch nahm er ein ihm angetragenes

Amt an und zwar in Offenbach. Hier stand er von 1868—1874 als Prediger und Religionslehrer an der Spitze einer deutsch-katholischen Gemeinde. Vom Jahre 1874 an begann er zu kränkeln und blieb siech bis an seinen Tod, welcher am 26. September 1876 erfolgte. Heribert R. hat eine erstaunlich vielseitige und reiche Thätigkeit entfaltet, er hat sich auf dem Gebiete der Dichtung ebenso versucht wie auf demjenigen der Wissenschaft, er hat philosophische Werke ebenso verfaßt wie theologische und geschichtliche, er hat Volkskalender herausgegeben und Operntexte geschrieben. Er hat die deutsche Litteratur um ganze 103 Bände bereichert. Es ist natürlich, daß ein Mann, den seine amtliche Thätigkeit überdies mannigfach in Anspruch nahm, bei solcher Fülle der Production nur wenig Gediegenes zu Tage fördern konnte. So hafiten an fast allen seinen Schöpfungen die Spuren der Flüchtigkeit und Flachheit. Und doch kann man ihm eine große Fertigkeit und Gewandtheit nicht absprechen, besonders besticht sein glatter, correcter Stil. Wodurch er aber überall Achtung einflößt, das ist sein hoher, freiheitlicher und nach Wahrheit strebender Sinn, seine Begeisterung für alle großen Ziele und erhabenen Besitzthümer der Menschheit. Um mit seiner schönwissenschaftlichen Thätigkeit zu beginnen, so hat R. vor allem die Gattung der biographisch-culturgeschichtlichen Romane gepflegt, jener unnatürlichen Mischung von Phantasiegebilde und Geschichte, bei der man bald die Wahrheit, und bald die Dichtung vermißt. Was gleichwohl auf diesem Gebiete für Vortreffliches geleistet werden kann, hat Willibald Alexis genügend gezeigt. Heribert Rau war in derselben Hinsicht nicht eben bedeutend. Seine Romane sind gehaltlos, seicht, ohne Anziehungskraft, — längst vergessen. Sie haben etwas Handwerksmäßiges an sich, man könnte es ihnen anmerken, daß ihr Verfasser sich bei ihnen Zwang anthut; dies allerdings in der guten Absicht, dem deutschen Volke die bedeutendsten Männer in anziehender Form vorzuführen. So hat er einen Mozart, einen Beethoven, einen Weber, ferner einen Alexander v. Humboldt (obwohl dieser damals noch am Leben war), einen Shakespeare, einen Jean Paul, einen Hölderlin, einen Theodor Körner und andere behandelt.

Seine übrigen Romane und Erzählungen, deren er überhaupt sehr viele geschrieben hat, verdienen kein besseres Urtheil. Von tieferem poetischen Gehalte ist bei ihnen kaum eine Spur zu finden. Uebrigens sind sie meist stark tendenziös und würden also schon deswegen keinen reinen poetischen Genuß gewähren. So ist z. B. sein Roman „die Pietisten" der Träger seiner rationalistischen Ideen, von denen wir bald genauer zu sprechen haben werden. Bedeutend höher als Rau's Romane stehen seine Gedichte. Sie haben zum Theil einen ernstreligiösen und durch ihre liebevolle Versenkung in die Natur anmuthenden Inhalt. Ihre Form ist durchaus gewandt und ansprechend. Ueberall begegnen wir schönen großen Gedanken. Da zieht es ihn hinaus in die Natur, um hier seinen „Gottesdienst" zu halten; hier ist sein Tempel, hier fühlt er das Wehen des göttlichen Geistes. Und das Gefühl, die Bewunderung der Naturherrlichkeit ist ihm Gebet. In den Schöpfungen der Kunst, in allen Geisteswerken „ehrt er den Schöpfergeist, der schaffend durch das Weltall kreist". Da flieht er denn oft in die Einsamkeit, in das Dickicht der Wälder oder auf die Gipfel der Berge, wo auch ihm die Freiheit wohnt. — Die Welt ist ihm kein Jammerthal, sondern sie ist ihm reich an Freuden, sie ist Gottes Blumengarten. Für den „rechten Mann" aber hält er den, der Wahrheit über alles stellt, der nicht heucheln kann, der die Vernunft walten läßt, der sich nicht unter das Joch der Priester beugt, der jene Freiheit liebt, die im Gesetz und in der Ordnung liegt, und der seine Pflicht streng erfüllt. Freilich er weiß, er hat es ja selbst an sich bitter erfahren müssen, daß ein solcher Mann nicht

immer einen leichten Stand in der Welt hat. In diesem Sinne ruft er aus: „Auch ich bin ein Soldat", seine Löhnung ist der „Wahrheit lautres Gold", seine Feinde sind die Mucker und die Pfaffen, sein Ziel ist, des Geistes Macht der Welt zu erstreiten. „Das Leben" ist ihm kein Traum, sondern eine wilde Schlacht, in der es gegen Wahn und Irrthum zu kämpfen gilt. Nicht träumend soll der Mensch in die Ferne schauen, sondern die Dinge so nehmen, wie sie sind, doch soll er in allem, in Freude wie im Leide, das Gute suchen und jedem Ding die lichte Seite abzugewinnen streben. Wie dem Dichter Religion nicht darin besteht, unglaubliche Dinge zu glauben, sondern ein rechtschaffenes Leben in Heiterkeit und Begeisterung für das Schöne und Edle zu führen, so faßt er die Weisheit nicht auf als Verzicht auf die Güter der Erde, sondern als klugen Genuß des Lebens, wobei Gemüth und Vernunft wie Sinne in harmonischer Weise sich erfreuen. Seine heiteren Gedichte fallen gegen jene ernsten außerordentlich ab; sie haben etwas Gezwungenes, sie werden mitunter gar lehrhaft, auch ironisch, wenn sie deutsche Zustände berühren. Er feiert den Wein in einzelnen unbedeutenden Liedern, fast nie die Liebe. Seine mehr epischen Gedichte, seine poetischen Erzählungen aus Heidelbergs Geschichte, seine Balladen und Romanzen haben nichts Anziehendes, nichts irgendwie Hervorragendes aufzuweisen. Bemerkenswerth ist, daß auch hier das Lehrhafte oder das Tendenziöse oft hervortritt. R. war eben vor allen Dingen Agitator der freireligiösen Bewegung, Volksaufklärer, Prediger. Diese Seite seiner Thätigkeit lernen wir nach allen Richtungen hin in seinen wissenschaftlichen Werken kennen. Dieselben zerfallen in geschichtliche und populärphilosophische oder theologische. Die ersteren, deren bedeutendste seine „Geschichte des deutsches Volkes" und „das Papstthum" sind, haben wieder jenes stark subjective Gepräge, das von der heutigen strengen Geschichtsschreibung mit Recht gänzlich verworfen wird. Es fehlt in ihnen nicht an Lobreden auf die dem Verfasser sympathischen Helden, nicht an gelehrten Auseinandersetzungen und Ermahnungen, alles Dinge, welche dem Geiste einer soliden Wissenschaft zuwider sind.

Zu den theologisch-philosophischen Werken Rau's gehören außer den schon oben angeführten sein „Katechismus der christlichen Vernunftreligion", zum theil seine „Mysterien eines Freimaurers" und andere. Hier nun tritt uns ein umfassendes Bild von der religiösen und philosophischen Weltanschauung Rau's entgegen. Dieselbe baut sich auf Hegel's System auf und folgt dem Rationalismus von David Strauß. Aller Dogmatik abhold, erkennt er als die wahre Religion die der Wahrheit und der Liebe. „Wahrheit ist der Bestandtheil, Liebe der Ausfluß des göttlichen Lebens". Die Stufen der Himmelsleiter heißen bei ihm: Blinder Glaube, Zweifel, Unglaube, Materialismus und Determinismus, Naturalismus, Rationalismus. Gleichwohl bekennt er sich äußerlich zur christlichen Religion, weil ihm diese der Vernunft am meisten zu entsprechen scheint. Christus, ihr Stifter, ist ihm ein edler Mensch, der Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten lehrte. Seine Wunderthaten, seine Auferstehung und Himmelfahrt werden ganz rationalistisch gedeutet. In Gott erkennt R. den Weltgeist, die Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe, den Schöpfer der Welt, die ernährende, bildende und erhaltende Kraft, das Leben in aller Creatur. Für das Dasein Gottes führt er die bekannten unhaltbaren Beweise an, ebenso wie für die Unsterblichkeit der Seele. Der Mensch hat nach ihm eine göttliche Vernunft, durch welche er zu Gott kommen, und einen freien Willen, durch welchen er die Gebote Gottes befolgen oder übertreten kann. Gemäß seinen Handlungen trägt er Himmel oder Hölle schon bei Lebzeiten in seiner Brust; sein Tod ist nur Tod des Fleisches, aus dessen Banden die Seele durch diesen befreit wird, doch keine Veränderung der Seele selbst. In der Bibel findet R.

einen schönen Schatz religiöser und ethischer Lehren in parabolischer Form, die einer rationalistischen Deutung bedarf. Dabei hält er nicht alle Bücher der heiligen Schrift für gleichwerthig, vielmehr erscheinen ihm manche, vor allem aber die Apokalypse, religiös vollständig bedeutungslos, ja sogar schädlich. Um unser Urtheil über Heribert Rau kurz zusammenzufassen, können wir ihn also einen gewandten, nicht talentlosen, aber oberflächlichen Autor, dagegen einen edlen Mann nennen, der unermüdlich nach Wahrheit strebend, nichts als das Recht für sich in Anspruch nahm, frei, vorurtheilslos und selbständig zu denken und zu forschen. Curt Pfütze.

Rau: Johann Jakob R., Astronom und Theologe, geb. am 30. Juli 1715 in Ulm, † in Reenstetten am 21. October 1782. R. war der Sohn eines Schuhmachers und mußte sich seinen Weg vielfach durch eigene Kraft bahnen. Nachdem er die Ulmischen Schulen absolvirt hatte, studierte er in Göttingen (1741) und Jena (1744) Philosophie und Theologie, bekleidete nachher zeitweise eine Hofmeisterstelle in Augsburg und wurde 1752 Vicar in Wain (Württemberg). Von da an führte ihn die Laufbahn eines schwäbischen Landpastors in die verschiedensten Dörfer, nach Ballendorf, Lutzenhausen (1753), Ettlenschieß (1754), Lonsee (1757) und endlich Reenstetten (1772). Seine „Orgelpredigt von der geistlichen Kirchenmusik“ hat man aus seinem Nachlasse herausgegeben. Er selbst aber veröffentlichte eine unter dem pädagogischen Standpunkte wirklich sehr verdienstliche „Kurze Anleitung zur Kenntniß und zum Gebrauch der Himmels- und Erdkugel“ (Ulm 1756); wie sehr dieselbe ihren Zweck erfüllte, mag daraus erhellen, daß der bekannte Breslauer Mathematikprofessor E. Scheibel, ohne ein Recht dazu zu haben, von ihr eine zweite, allerdings stark umgearbeitete Neuauflage (Breslau 1779) veranstaltete.

Meusel, das gelehrte Deutschland, 6. Band, Lemgo 1797. S. 228; 11. Band, ibid. 1805. S. 627. — Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen in Ulm, 1. Band, Ulm 1798. S. 434. Günther.

Rau: Johann Eberhard R., evangelischer Theologe, geb. am 16. Juli 1695 a. St. zu Altenbach, einem Eisenhammer und einer Stahlhütte des Amtes Hilchenbach im Fürstenthum Siegen, † am 24. Mai 1770 zu Herborn. Sein Vater, welcher auch eine Stahlhandlung besaß, starb, als der Knabe erst fünf Jahre alt war. Die Mutter ließ den Sohn zunächst die Lateinschule zu Siegen, welche damals unter dem Rector J. G. Bellersheim blühte, besuchen; nachdem er dieselbe durchlaufen hatte, bezog er im J. 1713 die hohe Schule zu Herborn, alsdann die Universität zu Marburg, um Philosophie, Theologie und die verwandten Gebiete zu studieren; am 11. Juni 1717 disputirte er zu Marburg de precibus Hebraeorum (gedruckt Marburg 1717). Nach fünf Jahren kehrte er von hier nach Herborn zurück und hörte noch einige theologische Vorlesungen daselbst. Eben wollte er eine gelehrte Reise nach Holland antreten, als er im J. 1721 zum Professor der Theologie sowie der griechischen und hebräischen Sprache an der hohen Schule zu Herborn ernannt wurde. Er trat sofort sein neues Amt an und vollendete nunmehr die gewöhnliche Laufbahn der Lehrer der Philosophie und Theologie an jener Anstalt, indem er 1731 zum ordentlichen dritten und 1754 zum ordentlichen ersten Professor der Theologie (prof. primarius et Caussenianus) aufrückte; in den Jahren 1730 und 1731 war er Rector, 1753 und 1754 Prorector der hohen Schule (den Titel Rector führte seit 1748 der Prinz von Oranien Wilhelm IV., der zugleich bekanntlich Fürst von Nassau-Dillenburg war). Man rühmte seine Gelehrsamkeit, die er auch auf dem Gebiet der Philosophie und hebräischen Alterthümer durch mehrere

Schriften bewies: „Theses philos. controversae in principia Ren. Cartesii", Herborn 1726, 4⁰; „Disp. physica de corpore infinite non dividuo", ib. 1729, 4⁰; „Diatribe de synagoga magna qua Judaeorum de senatu quodam Hierosol. . . famosa traditio examinatur" . . . Utrecht 1726. 8⁰; „Diss. . . . de libamine facto in s. mensa" . . . Herb. 1732; unter dem Namen Ian. Verrius Bassanensis schrieb er „Examen iuris canon. et praxis fori eccles. protestantium in causis raptus et affinibus". Utr. 1738. In einer Abhandlung: „Monumenta vetustatis . . . de ara Ubiorum . . . tum de tumulo honorario Gaii et Lucii Caesarum" . . . Utr. 1738 will er die ara Ubiorum auf die rechte Rheinseite verlegen, was er später widerrief. Seine wissenschaftlichen Leistungen fanden Anerkennung: 1729 wurde er zum Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin erwählt und erhielt 1746 einen Ruf an die Universität zu Frankfurt a. O., doch hielt ihn die Regierung in Herborn dadurch, daß sie ihm eine Erhöhung seiner Besoldung gewährte und ihn zum Oberconsistorialrath des Fürstenthums ernannte. Im J. 1757 schrieb er gegen C. G. Thalemann in Leipzig, welcher in einer Abhandlung des J. 1752 die Wolke über der Stiftshütte für ein commentum Judaicum erklärt hatte, die „Exercitatio academica pro nube super arcam foederis, opposita M. C. G. Thalemanno Lips. I. II." Herb. 1757, 1758, 4⁰, wozu noch eine pars III. im J. 1758 trat, zusammen 72 S. Auf die ungünstige Beurtheilung derselben in den Götting. Gel. Anzeigen erwiderte er in dem „Gutachten der Herrn Göttinger über des Oberconsistorialrathes und ersten Prof. der Theol. Herrn J. E. Rau herausgegebene und dem Herrn Thalemann zu Leipzig entgegengesetzte Abhandlung von der Wolke über der Bundeslade sammt dessen Widerlegung", Herb. 1757. 4⁰. und ließ für die holländischen Theologen seine Ansichten in der Schrift: „Dissertationes sacrae antiq., una de nube gloriosa super arcam foed. ant. . . . altera de libamine facto in s. mensa" . . . Utr. 1760 ausgehen. Seine bedeutendste und umfangreichste Leistung ist wol die Ausgabe von Hadriani Relandi antiq. sacrae veterum Hebraeorum (notas et animadversiones adi. J. E. Rovius. Herb. 1743. 8⁰. 1006 S.). Am Ende seines Lebens wurde er von schweren Leiden heimgesucht; er konnte zuletzt nicht mehr gehen und stehen. Schlimmer war es, daß auch seine geistigen Kräfte ganz dahinschwanden. So wurde der Tod für ihn eine Erlösung von großen Leiden. Ein Sohn von ihm ist Sebaldus Rau.

Eine Lebensbeschreibung und ein Verzeichniß seiner Schriften enthält das akademische Programm des Prorectors Prof. Marquard Winckel, Herborn Mai 1770. Schon vorher hatte beides bis 1761 gebracht das neue Gelehrte Europa XVI, S. 1049—1059 (1761). — Vgl. auch Meusel XI, S. 57 v. d. Linde, Nassauer Drucke S. 268 ff. u. 478.

F. Otto.

Rau: Karl Heinrich R., einer der hervorragendsten deutschen Nationalökonomen, war geboren in Erlangen am 29. November 1792, † in Heidelberg am 18. März 1870. Er stammte aus einer Theologenfamilie. Der Vater Johann Wilhelm R. (geb. zu Rodach am 9. März 1745, † zu Erlangen am 1. Juli 1807) war seit 1779 Professor der Theologie an der Erlanger Universität und Pfarrer an der Altstädter Kirche. Karl Heinrich R., der jüngste von acht Geschwistern, zeigte frühzeitig vorzügliche Begabung und Lernbegierde. Diese Eigenschaften, unterstützt durch die geistigen Anregungen, die er im Elternhause empfing, und durch einen ausgezeichneten Privatunterricht, den er gemeinsam mit einigen andern Professorenkindern genoß, förderten seine Entwicklung so rasch, daß er schon 1808 als Student an der Erlanger Universität immatriculirt werden konnte. Gleichzeitig bemühte er sich, durch das Ertheilen von Unterrichtsstunden für den Unterhalt der Seinigen, die durch das Ableben des Familienhauptes in

ungünstigere Verhältnisse gekommen waren, auch seinerseits beizutragen. Nachdem er vier Jahre studirt hatte, wurde er am 19. März 1812 zum Doctor promovirt und zugleich als Privatdocent für Staatswirthschaft an der Universität aufgenommen. Er bekleidete daneben eine Lehrstelle am Gymnasium, wo er in verschiedenen Fächern, namentlich auch im Französischen und in der Mathematik, unterrichtete. 1814 löste er eine von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften gestellte Preisfrage über die Verhütung der durch die Aufhebung des Zunftwesens entstehenden Nachtheile. 1816 wurde er zum außerordentlichen Professor und zum zweiten Bibliothekar der Universität befördert. 1817 ertheilte ihm die Regierung einen längeren Urlaub und eine materielle Unterstützung zu einer größeren Studienreise durch Deutschland. Ende 1818 wurde er, kurz nachdem er sich mit der Tochter des Oberpostmeisters Fischer in Bayreuth verheirathet, zum ordentlichen Professor ernannt. 1820 wurde seine Arbeit „Ueber die Ursachen der Armuth“ von der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften mit einem Preise gekrönt. Nachdem er schon mehrfach Berufungen an andere Universitäten abgelehnt hatte, folgte er einer solchen, die im J. 1822 von Heidelberg aus an ihn erging. Hier wurde er alsbald zum Hofrath ernannt und empfing dann im Laufe seiner langjährigen Wirksamkeit die mannichfachsten staatlichen Auszeichnungen und akademischen Ehren. 1832 wurde er Geheimer Hofrath, 1845 Geheimrath; hohe Orden wurden ihm nicht nur von Baden, sondern auch von Preußen und Rußland verliehen. 1831 und 1847 war er Prorector. Jahrzehnte hindurch war er als ständiger Referent oder als Director das maßgebendste Mitglied der mit der ökonomischen Verwaltung der Universität betrauten Commission, wie er auch lange durch nahe persönliche Beziehungen zu Mitgliedern der Regierung einen starken Einfluß besaß. 1833, 1835 u. 1837 vertrat er die Universität in der ersten badischen Kammer und 1839 gehörte er derselben Körperschaft durch landesherrliche Berufung an. Er hat sich an den Verhandlungen und an den Commissionsarbeiten der Kammer, namentlich auch bei den wichtigen volkswirthschaftlichen Vorlagen, wie der Zehntablösung, dem Eisenbahnbau, in thätiger und erfolgreicher Weise betheiligt. 1848 gehörte er dem Frankfurter Vorparlament an. Auch für die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, für die er immer ein großes Interesse zeigte, das auch durch den besonders intimen Umgang mit seinen theologischen Collegen genährt wurde, wurde er in verschiedener Weise, besonders aber als Mitglied der Generalsynode, in Anspruch genommen; er gehörte auch zu den Stiftern des Protestantenvereins. Seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer war eine sehr bedeutende; der größte Theil des badischen Beamtenthums empfing durch ihn seine Ausbildung in den staatswirthschaftlichen Disciplinen. Außer über die nationalökonomischen Fächer las er lange Jahre Technologie und Landwirthschaft. Mit den hervorragendsten deutschen Fachmännern trat er auch dadurch in Beziehung, daß er im J. 1835 eine Zeitschrift, das „Archiv der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft“ begründete; dieselbe wurde bis 1852 fortgeführt und dann mit der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft verschmolzen. Auch im Ausland unterhielt er mit bedeutenden Persönlichkeiten, einem Quetelet, einem Senior, rege Verbindung; eine außerordentlich große Zahl fremder gelehrter Gesellschaften, darunter die Akademieen von Wien, Paris und Brüssel, ernannten ihn zum Mitglied. In seinen späteren Tagen war ihm beschieden, eine Reihe Erinnerungsfeste unter der Theilnahme weiter Kreise zu begehen, namentlich 1862 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum und 1868 seine goldene Hochzeit. Geistige Frische, die sich mit jugendlicher Haltung und kräftigem Aussehen verband, bewahrte er sich bis in das hohe Alter; aber seine letzten Lebensjahre waren doch durch ein Herzleiden getrübt, das sich bei ihm ausbildete und ihn endlich nöthigte, seine Vorlesungen aufzugeben. Er erlag der Krankheit am Abend des

18. März 1870, als gerade das 58. Jahr seit seiner akademischen Habilitation zu Ende ging.

R. hat seine erste staatswissenschaftliche Ausbildung unter Harl und Lips und nach der alten cameralistischen Methode erhalten. Wenn er sich später weit erhoben hat über diese Anschauungsweise, so hat er den Fortschritt vor allem dem Studium der ausländischen Litteratur zu danken gehabt. In Verbindung aber mit dieser neuen Erkenntniß ist die Grundlage, auf der sich seine Fachbildung aufbaute, ein eigenthümlicher Vorzug geworden, die ihn zu seinen trefflichsten litterarischen Leistungen befähigte. Namentlich in der Beurtheilung landwirthschaftlicher Verhältnisse aus einem allgemeinen Gesichtspunkt hat er sich immer als Meister bewährt. Schon 1818 hat er über die „Größe der Landgüter", womit er sich in allen Perioden seiner wissenschaftlichen Entwicklung immer aufs neue beschäftigt hat, eine Abhandlung veröffentlicht, und in seiner bedeutendsten Arbeit aus der Erlanger Zeit, den „Ansichten der Volkswirthschaft" vom Jahre 1821 sind unzweifelhaft die werthvollsten Ausführungen diejenigen, die sich auf agrarische Zustände und agrar-politische Fragen beziehen. In der Erörterung dieser Gegenstände zeigte er auch damals schon freiere Anschauungen, während er in Bezug auf andere wirthschaftliche Fragen noch stark in den überlieferten Vorurtheilen befangen erscheint. Auch in der Folge sind diejenigen seiner Monographieen, die ihm den begründetsten Anspruch auf dauernden Nachruhm gewähren, dem nämlichen Gebiete entnommen. Es sind drei vorzügliche Arbeiten, die hier namhaft zu machen sind. Zunächst die zwei Schriften „über die Landwirthschaft der Rheinpfalz und insbesondere in der Heidelberger Gegend", zuerst 1830 erschienen, dann nochmals als Festschrift für die Versammlung der deutschen Landwirthe im J. 1860, und die „Geschichte des Pfluges" (1845). Durch die glückliche Wahl des Gegenstandes, der ebenso wichtig und dankbar wie wenig bearbeitet sich erweist, durch die knappe, ausschließlich Bedeutendes bietende Darstellung, endlich durch den reichen Inhalt, der die Fragen erschöpft, haben die beiden Büchlein einen Werth, wie ihn ihr bescheidener Umfang kaum ahnen läßt. Ebenso besitzt eine dritte Arbeit, die nur äußerlich weniger abgeschlossen ist, eine bleibende Bedeutung, die Untersuchung „Ueber den kleinsten Umfang eines Bauerngutes", von der ein Theil im Archiv für politische Oekonomie, ein zweiter 1856 in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft veröffentlicht wurde, und die auch durch die angewandte Methode höchst schätzbar erscheint. Die letztere erinnert an die neuerdings so fruchtbar gewordenen privatstatistischen Erhebungen, zugleich aber an das große Muster des die Einzelbeobachtungen zu allgemeiner Erkenntniß erhebenden Thünen'schen Verfahrens. Die genannten sind nicht die einzigen Schriften, die uns Rau's technische Sachkunde zeigen; vielmehr ist namentlich noch der eingehende Bericht über „Die landwirthschaftlichen Geräthe der Londoner Ausstellung" zu erwähnen, den er 1851 im Auftrag der Zollvereinsstaaten den Regierungen erstattete und mit Zusätzen im Buchhandel erscheinen ließ. Die Kenntnisse, die ihn selbst so sehr förderten, wollte er auch zum Nutzen des Staates den Dienern desselben zugeführt wissen. Mit der Frage der Ausbildung der Verwaltungs- und Finanzbeamten hat er sich wiederholt schriftstellerisch beschäftigt, besonders in einem Aufsatz von 1836 „Ueber die wissenschaftliche Vorbildung der Beamten zum Administrativfach". Hier wird großer Werth auch auf den Besitz naturwissenschaftlicher und technologischer Kenntnisse gelegt und deßhalb ein Bildungsgang gefordert, wie er gerade in Baden noch jetzt wenigstens den Candidaten des Finanzfaches thatsächlich vorgeschrieben ist.

Die besondere Art seiner Vorbildung, die den Blick auf das Praktische und *Einzelne gelenkt*, ist dann allerdings für R. lange Zeit ein Hinderniß gewesen

ur treffenden Beurtheilung theoretischer Fragen und überhaupt zur Gewinnung er richtigen allgemeinen Gesichtspunkte. Er hat alsbald mit dem Beginne einer akademischen Thätigkeit, so sehr ihn diese in Anspruch nahm, sich der issenschaftlichen Forschung zugewandt und gerade in Erlangen mit bewunderns- erthem Fleiße eine stattliche Anzahl von Schriften veröffentlicht. Dieselben nd sämmtlich ein imponirendes Zeugniß für die Begabung des Autors, der icht bloß eine reiche allgemeine Bildung und ausgedehnte fachmäßige Belesen- eit, sondern auch Reife und Ueberlegenheit des Urtheils zeigt, die seinen Jahren eit vorausgeeilt waren. Allein seine Vorzüge treten hauptsächlich in Einzel- emerkungen und in der Art der Beweisführung entgegen, während die schließ- chen Resultate vielfach unserer heutigen Anschauung die richtige Entscheidung zu erfehlen scheinen. So ist R. in der Schrift „Ueber die Aufhebung des Zunft- esens" von 1816 noch ein entschiedener Gegner der Gewerbefreiheit; so hat lbst die im gleichen Jahr veröffentlichte schwungvolle und an schönen Betrach- ungen reiche Abhandlung „Ueber den Luxus" doch einen stark mercantilistischen harakter, indem sie einen Hauptnachdruck auf die Industrieblüthe und auf den erkehr und Absatz legt. Auch in den „Ansichten der Volkswirthschaft" ist noch iner ziemlich weitgehenden Beschränkung des Getreidehandels das Wort geredet, amentlich aber der Aufsatz „Ueber die Handelsbilanz" leidet an einer gewissen eberschätzung des Geldes und der Bedeutung der Zollausweise und bewegt sich ielfach in den unklaren Vorstellungen und Ausdrucksweisen der älteren deutschen Theoretiker, deren eingehendes Studium R. schon 1816 zur Skizze einer „Historia politices sive civilis doctrinae" verwerthet hatte. Scharfe und wohl- begründete Einwürfe gegen die hergebrachten Anschauungen, denen er anhing, mußten ihm entgegentreten, als er mit der ausländischen Litteratur genauer bekannt wurde. Zunächst hat die Beschäftigung mit der letzteren ihm zu zwei nützlichen Publicationen Veranlassung gegeben, 1819 zur Uebersetzung des „Cours d'éco- nomie politique" von Storch und 1821 zu der Schrift „Malthus und Say über die Ursachen der jetzigen Handelsstockung". Seinen eigenen wissenschaft- lichen Standpunkt aber gab er nicht allzuleicht auf. So polemisirt er gegen Storch zu Gunsten des Zunftzwangs, und was die zweite Schrift angeht, worin es galt, zwischen den Aussprüchen zweier fremder Autoritäten zu wählen, so hat er sich für diejenige entschieden, die den ohnehin in Deutschland herrschenden Lehren am nächsten kam. In Wirklichkeit war die tiefere, wissenschaftlichere Auffassung der Streitfrage auf Seiten Say's; Malthus vertritt die mehr an den äußeren Schein sich anschließende, dem Praktiker naheliegende Meinung und R. hat sich im Wesentlichen dem Urtheil des Letzteren angeschlossen.

Große und im ganzen heilsame Bedeutung hat R. für die Systematik der Nationalökonomie gewonnen. Schon in der Zeit, als er noch die Cameral- wissenschaft als eine einheitliche Disciplin auffaßte, in welcher seine wissenschaft- lichen Bemühungen ganz aufgehen sollten, ohne andrerseits ihren Umfang voll- ständig umfassen zu können, hat er doch in selbständiger Weise diesem Wissens- gebiet wenigstens eine vernünftige Gliederung zu geben versucht. Das von ihm empfohlene System ist bereits erkennbar in seinem 1822 veröffentlichten, zunächst zum praktischen Gebrauch bei der Vorlesung bestimmten „Grundriß der Kameral- wissenschaft oder Wirthschaftslehre für encyklopädische Vorlesungen"; er hat das- selbe dann Ende 1827 noch näher begründet in einer gewandten und durchdachten Auseinandersetzung „Ueber Kameralwissenschaft; Entwickelung ihres Wesens und ihrer Theile". R. unterscheidet in diesen Schriften zwischen der Lehre von der Privatwirthschaft und von der öffentlichen Wirthschaft und schickt beiden Theilen eine allgemeine Wirthschaftslehre voraus. Was wir heute unter dem voll- ständigen Gebiet der Nationalökonomie begreifen, ist durch diese Anordnung des

überlieferten Stoffes entstanden, indem nur der mittlere Theil, der die Privatwirthschaft enthielt, ausgeschieden wurde. R. selbst war es, welcher diesen weiteren Schritt vollzog. Dann verband er die allgemeine Wirthschaftslehre mit dem theoretischen Theil der Lehre von der öffentlichen Wirthschaft zur sogenannten Volkswirthschaftslehre und unterschied den angewandten Theil der öffentlichen Wirthschaftslehre in eine Lehre von der Volkswirthschaftspflege und eine solche von der Finanz. Das ganze, demgemäß in drei Theile zerlegte Gebiet nannte er politische Oekonomie.

Die in solcher Weise nach ihren Grenzen und ihren Aufgaben bestimmte Wissenschaft hat er dann auch vollständig in einem Compendium zur Darstellung gebracht. Dieses „Lehrbuch der politischen Oekonomie" war das Werk, welches ihm bei seinen Zeitgenossen einen allbekannten Namen und das größte Ansehen verschaffte. Die vier Bände, aus denen die erste Bearbeitung desselben besteht, erschienen in den Jahren 1826, 1828, 1832 und 1837. Vielfach umgeändert, erweitert und zuletzt auf sechs Bände ausgedehnt, wurde es in einer großen Anzahl von Auflagen immer aufs neue veröffentlicht; auch erfolgten Uebersetzungen in acht verschiedene Sprachen. Mehr als ein Menschenalter hindurch war es in Deutschland die maßgebende Darstellung der Materie. Besonders drei Vorzüge, die dem Verfasser eigen sind, haben ihm zu diesem großen Erfolg verholfen. Vor allem seine gründliche Kenntniß der praktischen Einzelheiten des gewerblichen Lebens. Dadurch wurde ihm nicht nur möglich, seine allgemeinen Ausführungen durch die belehrendsten Beispiele, die er mit großem Fleiße zusammentrug, zu beleben und zu erläutern, sondern auch seine Lehrsätze selbst erlangen eine größere Bestimmtheit und erwecken stärkeres Zutrauen. Der Abschnitt insbesondere, der innerhalb des Systems die einzelnen productiven Beschäftigungen nach ihrer technischen Natur schildert, ist noch heute unsrer Jugend mit ihrer einseitig formalen Ausbildung dringend zum Studium zu empfehlen. Der zweite Charakterzug, den R. in seinem Lehrbuch in hohem Grade bewährt, ist eine große Mäßigung und Besonnenheit des Urtheils. Eine ausgeprägte Klarheit, Ruhe und Würde der Sprache beruht auf jener Eigenschaft. Sachlich allerdings hat die letztere zuweilen auch ungünstigere Wirkungen. Sie tritt hindernd entgegen, wenn es sich darum handelt, neue wissenschaftliche Entdeckungen rückhaltlos anzuerkennen, in das System aufzunehmen oder sie gar noch zu erweitern und zu verallgemeinern. Bei den wirklich zweifelhaften Fragen aber oder in den zahlreichen Fällen, wo je nach den näheren Umständen bald die eine, bald die andere Entscheidung die angemessene ist, da ist Rau's vorsichtiges Abwägen der einander entgegengesetzten Gesichtspunkte von großem Werth. Was aber endlich dem Werke den größten Theil seiner Bedeutung verschafft hat, ist die im wirthschaftlichen Sinn liberale, moderne Gesinnung, die dasselbe erfüllt. Je mehr er mit der Litteratur in ihrem weiten Umfang vertraut wurde, und je mehr die Zeit selber fortschritt, desto vollständiger hat R. die alten Vorurtheile abgelegt, die er zu Gunsten staatlicher Beschränkung und überhaupt der kleinlichen, gebundenen Verhältnisse der Vergangenheit ursprünglich hegte. Mit jeder neuen Auflage mehr hat er in seinem Lehrbuch jene freien, die Gegenwart optimistisch beurtheilenden Anschauungen zum Ausdruck gebracht, die in der Wissenschaft fremder Nationen schon herrschten, aber auch in Deutschland vom Zeitalter begriffen und gefordert wurden. Die Vorzüge des Werkes treten in den praktischen Theilen am meisten hervor, und die betreffenden Abschnitte haben deshalb am längsten ihre Herrschaft in der Litteratur behauptet, ja sie sind noch immer nicht in allen Theilen durch neuere Darstellungen überflüssig gemacht. Auch die theoretische Nationalökonomie Rau's aber hat einen bedeutenden Einfluß auf die Litteratur geübt. Es genügt, einen Punkt als Beleg anzuführen. Wenn in

Deutschland die ökonomischen Grundbegriffe viel weitläufiger behandelt werden als anderwärts, so entspricht dieser Thatsache der historische Umstand, daß R. der allgemeinen Wirthschaftslehre vom Ende des 18. Jahrhunderts sein ganzes Leben lang große Wichtigkeit beigemessen und derselben deshalb in seinem System Aufnahme gewährt hat. Durch die Vermittelung Rau's ist die deutsche Theorie im Zusammenhang geblieben mit den abstracten Begriffserörterungen eines Klipstein, Völlinger und ähnlicher Schriftsteller, die im übrigen bei den heutigen Vertretern des Faches bis auf den Namen vergessen sind.

Den principiellen Standpunkt in wirthschaftlichen Fragen, zu dem R. allmählich fortschritt, hat er nicht bloß im Lehrbuch, sondern daneben auch in mancher andern öffentlichen Aeußerung behauptet. So ist er in einer Kritik, die allgemeinste Beachtung fand, den List'schen Theorieen mit Festigkeit entgegengetreten; so hat er in seiner Rectoratsrede von 1847 „Ueber Beschränkungen der Freiheit in der Volkswirthschaftspflege" sich doch in allem wesentlichen zu den Grundsätzen der freien Concurrenz bekannt. Das freihändlerische Princip erscheint auch als das maßgebende in seiner bedeutenden publicistischen Abhandlung „Ueber die Krisis der deutschen Zollvereins im Sommer 1852", worin er vor der handelspolitischen Vereinigung mit dem protectionistischen Oesterreich warnt. Und selbst noch in seiner letzten litterarischen Arbeit, dem kleinen Aufsatz „Ueber die Volkswirthschaftslehre und ihr Verhältniß zur Sittenlehre" stellt er es sich zur Aufgabe, das Walten wirthschaftlicher Naturgesetze und die siegreiche Macht derselben hervorzuheben.

R. gehört zu einem kleinen Kreis bevorzugter Persönlichkeiten in der Geschichte der deutschen Nationalökonomie. Bei seinen Zeitgenossen hat er gegolten und auf ihre Anschauungen und Handlungen erheblich gewirkt. Der Wissenschaft hat er Aufgaben vorgezeichnet und einzelne Bereicherungen zugeführt. Endlich aber fehlt es unter seinen zahlreichen litterarischen Erzeugnissen nicht völlig an solchen, die Aussicht haben, mit einer ganz beschränkten Zahl von Schriften des Fachs lange fortzuleben und noch nach Generationen verständnißvollen Forschern Befriedigung zu gewähren und Anerkennung abzunöthigen.

D. H. Meier in Badische Biographieen II, 147—160. — Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, S. 847—860. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 23. März 1870. — Weber, Heidelberger Erinnerungen, S. 164—167. Leser.

Rau: Leopold R., Bildhauer, wurde am 2. März 1847 zu Nürnberg geboren. Er widmete sich zunächst der Malerei, genoß die erste künstlerische Anleitung in seiner Vaterstadt und besuchte seit dem Jahre 1867 die Akademie der Künste in Berlin. Erst später wandte er sich der Bildhauerei zu. Bei der Concurrenz um das Denkmal des Admirals Tegethoff erwarb er den zweiten Preis. Zur Vertiefung seiner künstlerischen Ausbildung unternahm er eine zweijährige Reise nach Italien. Nach der Rückkehr 1875 modellirte er eine Brunnengruppe und 1877 die Gruppe „Abenddämmerung". In Anerkennung des letztgenannten Werkes wurde er von der preußischen Regierung beauftragt, vier Colossalstandbilder griechischer Philosophen für die Portale des neuen Universitätsgebäudes in Kiel zu fertigen, von denen er bei allzukurzer Lebensdauer nur zwei in Gyps herzustellen vermochte. R. betheiligte sich ferner 1878 an den Concurrenzen um das Liebigdenkmal mit zwei als Sockelschmuck bestimmten sinnbildlichen Gruppen: Die Naturforschung in Gestalt eines bei der Sphinx lagernden Jünglings, sodann die gebende und versagende Natur. Die Broncerohgüsse nach diesen Modellskizzen und nach der als Concurrenzarbeit für die Ruhmes[illegible] zu Berlin im J. 1879 modellirten Victoria auf der Erdkugel sitzend, in [illegible]bensgröße, wurden 1880 vom Staate angekauft und in die königliche

Nationalgalerie aufgenommen. Im J. 1879 begab sich R. abermals nach Rom, in der Hoffnung, dort zu genesen, unterlag aber bereits am 26. Januar 1880 einem langjährigen Lungenleiden im Alter von kaum 33 Jahren. Seine Werke zeugen von hoher Begabung und einigen in sich Empfindungstiefe mit einer auf das Große gerichteten Formgebung.

Vgl. Katalog d. k. Nationalgalerie. 7. Aufl. Berlin 1885. v. Donop.

Rau: Sebald Fulco Johann R. (Ravius), geb. am 4. Octbr. 1724 zu Herborn in Hessen, ward Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie zu Utrecht, † 1811. Winer, Hdb. d. theol. Lit. Bd. II, S. 722. Meusel Bd. 19, S. 251 führt an: Joh. Teissedre Lange, Leben und Charakter D. S. F. J. R.'s, aus dem Holländischen übersetzt von M. Henriette Eßler geb. Rau, mit Vorrede . . . von G. W. Lorsbach, Siegen 1811, um welche Schrift Unterzeichneter vergebens sich bemüht hat. —

Er schrieb eine „Diatribe de epulo funebri gentibus dando.“ Ad Jes. 25, 6—8, 1747 (s. vollständigen Titel bei Winer a. a. O. Bd. I, S. 218), über welche zu vergleichen Gesenius, der Prophet Jesaia I, 2, S. 780. — Außerdem „Exercitationes sacrae ad Houbigantii prolegomena in scripturam sacram“, 1785 (vgl. hierzu Meyer, Gesch. d. Schrifterklärung S. 270, Anm. 82), in welchen er gegen die samaritanische Textrecension des Pentateuch zu Gunsten der massoretischen sich entschied und dabei besonders gegen die Grundsätze und Beweisführungen Houbigant's polemisirte, vgl. Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache S. 130. Er erwies sich hierbei seinen Gegnern besonders in grammatisch-philologischer Bildung überlegen. Zur Sache vgl. Bleek-Kamphausen, Einl. in das Alte Testament § 323. — Von der Dissertatio philologica continens observationes ad varia codicis V. T. loca von Gerh. Kuipers vertheidigt unter Vorsitz von R. ist nach Joh. Dav. Michaelis Urtheil (orient. und exeget. Biblioth. Bd. 7, S. 159—166) ein gut Theil auf des letzteren Rechnung zu schreiben, da sie ganz das Gepräge Rau'scher Methode und Darstellung zeige. — Zur hebräischen Archäologie gehört die Schrift „De iis quae ex Arabia in usum tabernaculi fuerunt petita“, in der er das Vorhandensein der Stoffe auf der arabischen Halbinsel nachweist, welche nach dem 2. Buch Mose beim Bau der Stiftshütte Verwendung fanden, vgl. Eichhorn, Einl. in das Alte Testament Bd. 3, S. 266—268. — Dem orientalischen Studienkreise gehören folgende Schriften Rau's an. Die „Oratio de ortu et progressu deque impedimentis studii literarum orientalium“ (abgedruckt in Oelrichs, Belgii literati opuscula T. I, 1774, S. 53 ff.), vgl. Meyer a. a. O. Bd. 2, S. 114; Bd. 3, S. 11. 82. In der „Oratio de judicio in philologia orientali regundo“, 1770, erklärte er sich namentlich gegen den Mißbrauch des Arabischen beim Etymologisiren, wie dieser insonderheit auch bei Feststellung der sogenannten Grundbedeutungen hebräischer Worte eingerissen sei, eine Mahnung, die auch heute noch beherzigt zu werden verdient, vgl. auch J. D. Michaelis a. a. O. Bd. 3, S. 1—5. — Tüchtige Dissertationen, die unter Rau's Leitung entstanden und an deren Abfassung er mehr oder minder betheiligt war, findet man besprochen bei J. D. Michaelis a. a. O. Bd. 7, S. 166—174; Bd. 9, S. 118—129; Bd. 21, S. 18—47. — Predigten von R. führt Meusel a. a. O. an. C. Siegfried.

Rauch: Adrian R., Piarist, österreichischer Historiker, geb. am 1. April 1731 zu Wien, † am 16. Juni 1802. Wir begegnen ihm zunächst als Novizen des Ordens der frommen Schulen in dessen Kloster zu Leipnik in Mähren, dann als Lehrer im Ordenshause zu Horn in Nieder-Oesterreich. Nebenher trieb er eifrig seine eigene weitere Ausbildung und wurde dann an der savoyischen Ritterakademie (dem späteren „Theresianum“) als Lehrer der Physik, Moralphilosophie und allgemeinen Geschichte verwendet, welchem Fache er besonders

zuneigte. Seit 1761 verwendete ihn die Ordensleitung als Lehrer der Theologie im Collegium in der Wiener Josephs-Vorstadt; R. wurde dann Prorector und Secretär des Ordensprovinzials Dettel. Letzteren begleitete er 1766 nach Rom. Man schickte ihn dann für drei Jahre als Rector an das Ordenscollegium in Horn, und später kehrte er wieder nach Wien zurück, um durch sechs Jahre das Rectorat des Josephstädter Collegiums zu übernehmen. Hier, in der Kaiserstadt an der Donau, seinem Heimathsorte, warf sich R. neben seinem Amtsberufe mit eiserner Arbeitskraft auf die vaterländische Geschichtsforschung, darin günstiger gefördert, als er den Posten eines Bibliothekars an der savoyischen Ritterakademie erlangte. Die Bekanntschaft mit dem Leiter des damals neuorganisirten k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Rosenthal v. Taulow, und mit dem Hofsecretär (1764), dann Hofrathe (1774) der k. k. Hof- und Staatskanzlei, Franz Ferdinand v. Schrötter, dem fleißigen Arbeiter auf dem Gebiete der historischen Publicistik, des österreichischen Staatsrechtes und der pragmatischen Geschichte, war ihm sehr förderlich. Zunächst verdanken wir R. die Fortsetzung des v. Schrötter begonnenen Werkes einer österreichischen Geschichte. Sie erschien ursprünglich in zwanglosen Heften, welche dann in drei Octavbände zusammengefaßt wurden. Der erste Band oder Theil ganz, der zweite (bis zu S. 148), bis zur Epoche des vorletzten Babenberger's, Herzog Leopold VII. (VI.), des Glorreichen (1198—1230), wurde von Schrötter abgefaßt; die Epoche von 1198 bis zur Heimischwerdung der Habsburger in Oesterreich (1282/1283), somit der größere Antheil des II. und der ganze III. Band rühren von R. her, der sich nach Thunlichkeit der Auffassung und Darstellungsweise Schrötter's anzubequemen wußte. Leider blieb dann die weitere Fortsetzung des Werkes, des bedeutendsten, welches seit den Annales Austriae des Jesuiten Calles († 1750) erschienen und durch sein gutes Deutsch weiteren Kreisen willkommen war, ein frommer Wunsch. R. selbst strebte zunächst nach der Beschaffung eines reichlichen Quellenvorrathes, und das Ergebniß seines Sammlerfleißes erschien 1793—1794 unter dem Titel: „Rerum austriacarum scriptores, qui lucem publicam hactenus non viderunt, et alia monumenta diplomatica, nondum edita . . . .“ in drei Quartbänden. Ein Theil des Stoffes, der die Annales Austriae, die österreichischen Klosterannalen, umfaßt, deckt sich, abgesehen von Abweichungen in den Handschriften und Annalentiteln mit den betreffenden Klosterjahrbüchern der älteren Ausgabe der Annales Austriae von Hier. Pez (s. A. D. B. XXV, 573), wie dies am übersichtlichsten K. Stögmann in seinem Aufsatze (XIX. Bd. des Arch. f. K. österr. Gesch.-Qu.) darlegte; ein großer Theil der Publication liefert jedoch ganz neues Material, so auch in Bezug auf Rechts-, Handelsgeschichte (Mauth- und Zollordnungen) und landesfürstliches Güter- und Finanzwesen. In letzterer Beziehung lieferte R. den Abdruck der beiden wichtigen Hubbücher (Rationaria) Oesterreichs und Steiermarks (letzteres aus dem Jahre 1267). Die Quelle, welche R. im J. 1794 unter dem Titel: „Anonymi historia rerum austriacarum ab a. 1454 u. a. C. 1467 ex synchrono Bibl. Aug. Vindobon. codice“ edirte, wurde bereits früher, vom Frhrn. v. Senckenberg im 5. Bande der Selecta iuris et historiarum . . . . herausgegeben. Es ist dies nämlich die deutschgeschriebene Chronik der Geschicke Niederösterreichs und insbesondere Wiens, von localgeschichtlichem Werthe. Rauch's Abdruck ist der bessere.

Vgl. Oesterr. Nationalencyklopädie IV, 352. — Wurzbach, Lexikon XXV, 32 ff. — Blätter des Ver. f. Landesk. Niederöst., N. F. I, 113, 122 f.

Krones.

Rauch: Christian Daniel R.*)

*) Wir hoffen, den Artikel am Schluß des Bandes nachbringen zu können. D. R.

Rauch: Gustav Johann Georg v. R., preußischer General der Infanterie und Kriegsminister, ward am 1. April 1774 geboren. Sein Vater, ein geborner Baier, war damals Ingenieurcapitän in braunschweigischen Diensten, trat aber 1777 in das preußische Heer, ward 1788 Lehrer und 1798 Director der Ingenieurakademie. Als letztere aus Veranlassung der Kriegsereignisse des Jahres 1806 aufgelöst ward, wurde R., damals Generalmajor, nach Stettin gesandt und als Vicecommandant mit der Oberaufsicht über die vorzunehmenden Vertheidigungsarbeiten betraut; nachdem die Festung, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, durch den Gouverneur, den 81jährigen General v. Romberg, mit dessen Maßnahmen sowohl der Commandant wie der Vicecommandant einverstanden waren, sich am 30. October der leichten Reiterei des General Lasalle ergeben hatte, wurde R., nachdem er in Spandau eine Festungsstrafe verbüßt hatte, entlassen; er starb 1814. Sein Sohn war inzwischen, dem Beispiele des Vaters folgend, in das Ingenieurcorps eingetreten. Als 1788 in Potsdam die Ingenieurakademie (Ecole de génie), an welcher sein Vater als Lehrer wirkte, eingerichtet wurde, fand er als Eleve in derselben Aufnahme, ward am 6. April 1790 zum etatsmäßigen Lieutenant im Ingenieurcorps befördert und bis zum Spätherbst 1796 bei Landesaufnahmen und Befestigungsarbeiten an der schlesisch-österreichischen Grenze und in den neuerworbenen Landestheilen beschäftigt, nahm auch an dem durch die dritte Theilung Polens veranlaßten Kriege des Jahres 1794 Theil. Dann ward er als Adjutant des damals sehr einflußreichen Generalquartiermeisters und Chefs des Ingenieurcorps, Generallieutenant v. Geusau, nach Berlin berufen. Dadurch erhielt seine dienstliche Laufbahn eine andere Wendung. Am 14. Januar 1802 kam er als Quartiermeisterlieutenant in den neugebildeten Generalstab, ward am 12. Decbr. 1803 Capitän und 1805 dem vortragenden Generaladjutanten König Friedrich Wilhelms III., dem Oberst v. Kleist (später Kleist v. Nollendorf), als Hülfsarbeiter zugetheilt. Im Generalstabe, in welchem er am 22. Octbr. 1805 zum Major und Generalquartiermeister befördert worden war, machte er nun die ergebnißlos gebliebene Mobilmachung vom Jahre 1805 und den Krieg von 1806/7 mit. Es zeigte sich schon damals, daß seine Ansichten über Kriegführung mehr der methodischen, auf abstracten Anschauungen vom Einflusse des Geländes und auf Nutzanwendung mathematischer Lehrsätze auf militärische Maßnahmen fußenden Art der alten Schule angehörten als den neuen Grundsätzen, welche als das wichtigste Ziel des Feldherrn den tactischen Sieg über das feindliche Heer betrachten. So gehörte er zu denen, welche sich im J. 1806 nicht für den Gedanken eines entschiedenen angriffsweisen Vorgehens gegen die napoleonische Armee erwärmen konnten, sondern die Maßregeln empfahlen, welche zur Theilung der eigenen Kräfte und die am 14. October vereinzelt geschlagenen Heerhaufen führten. Er kam dann glücklich nach Preußen, wurde im Frühjahr 1807 dem russischen General Kamenskoi II., welcher mit einem in Pillau eingeschifften und in Neufahrwasser gelandeten russisch-preußischen Heere dem bedrängten Danzig Entsatz bringen sollte, als Generalstabschef beigegeben und erhielt, nachdem der Versuch fehlgeschlagen war, die gleiche Stellung beim General v. Rüchel, dem Gouverneur von Königsberg. Nach Friedensschluß trat er in das königliche Gefolge zurück, ward dem General v. Scharnhorst zugetheilt und leistete diesem bei den Arbeiten behufs Neubildung des Heerwesens wesentliche Dienste. Als ihn Scharnhorst zum Mitgliede einer zum Zweck der Reorganisation des Ingenieurcorps unter seinem eigenen Vorsitze zu berufenden Commission vorschlug, schrieb er: „R. war früher von dem Oberst v. Massenbach als ein geschickter, ganz vorzüglich brauchbarer Officier empfohlen, hatte im letzten Kriege viele besondere Aufträge zur Zufriedenheit des Königs ausgeführt, versieht seine Geschäfte mit seltenem [illegible]

wurde ohne Vorschlag von Sr. Majestät befördert“, und 1812 äußerte er
anknüpfend an Rauch's Verdienste um die neuerrichteten Kriegsschulen,
m selbst gegenüber in einem Briefe in noch anerkennenderer Weise, indem er
eb: „Ohne Ihre Ordnungsliebe, Betriebsamkeit, Menschenkenntniß und Ein-
würde der mir bestimmte Wirkungskreis schlecht verwaltet werden“. R.
in diesen Dienstverhältnissen bis zu den Befreiungskriegen. Am 12. Febr.
9 ward er Director der 2. Division des Allgemeinen Kriegsdepartements,
welcher er in allen sachlichen Angelegenheiten, welche seine Division betrafen,
ittelbaren Vortrag beim König hatte, und am 16. März 1812, als die
tischen Verhältnisse die Enthebung Scharnhorst's von seinen Geschäften, zu
n das Commando des Ingenieurcorps gehörte, erheischten, unter gleichzeitiger
rderung zum Generalquartiermeisterlieutenant, interimistischer Commandeur
Corps. Der König sprach damals die Erwartung aus, daß R. „das
rhöchste Vertrauen in der von ihm gewohnten Weise rechtfertigen werde“.
n Beginn des Befreiungskrieges trat R., seit dem 14. August 1812 Oberst, in
ganz anderes Verhältniß, indem er am 1. März 1813 zum Chef des
ralstabes beim Corps des Generals v. York ernannt wurde, welches bei
in eine neue Formation erhielt. Seine Stellung war eine besonders
ierige; der General war kein leicht zu behandelnder Vorgesetzter, sein Ver-
en und seine Werthschätzung mußten erkämpft werden und keinen Menschen
fing er von vornherein mit einem günstigem Vorurtheile. Weder Rauch's
önlichkeit, noch seine mehr gelehrte als praktische Art paßte zu York, der
„langweilig“ fand, ihn bald ganz „zur Seite liegen ließ“ — urtheilt
pfen (York's Leben II, 154, Berlin 1852). Daß dieses Urtheil nicht ganz
g ist, beweist unter anderem ein Satz aus des essigblickenden Generals
cht über das Gefecht bei Königswartha-Weißig am 19. Mai, in welchem
r schreibt: „Vorzüglich erwähne ich auch bei dieser Gelegenheit den Chef
es Generalstabes, den Obrist v. Rauch, dem ich die Ordnung, mit
her der nächtliche Rückzug durch die Defiléen vor sich ging, ganz besonders
reiben muß.“ Während des Waffenstillstandes ward das Verhältniß in-
n gelöst. R., seit dem 7. Juli Generalmajor, ward nach Scharnhorst's
unter dem 21. desselben Monats zum Chef des Ingenieurcorps ernannt
zugleich an Gneisenau's Stelle, welcher zeitweise anderweite Verwendung
nden hatte, zum interimistischen Generalstabschef Blücher's ernannt. Daneben
te er als Bevollmächtigter des Kriegsministeriums für die Ergänzung und
derausrüstung des Heeres. Als bei Neubeginn der Feindseligkeiten Gneisenau
n Posten wieder übernommen hatte, blieb R. auf Blücher's Wunsch in dessen
ralstabe und nahm mit diesem an den weiteren Ereignissen des Krieges
il; er ward namentlich bei der Anlage von Befestigungswerken und anderen
as Ingenieurfach gehörigen Arbeiten gebraucht (Verschanzungen bei Warten-
, Brückenschlag bei Halle). Daß sein methodischer Geist sich nicht zu derjenigen
der Anschauungen aufschwingen könne, welche in Blücher's Stabe in Bezug auf
Kriegführung maßgebend waren, bewies er durch eine Denkschrift, welche den zu
ng October ausgeführten folgeschweren Elbübergang widerrieth, weil der Zustand
schlesischen Festungen nicht gut genug sei, um im Falle des Mißlingens das
genügend sicher zu stellen. Als die Armee am Rhein angekommen war, wurden
die Verrichtungen als Chef des Allgemeinen Kriegs- und Militärdepartements
tragen, er war also eigentlich Kriegsminister; später nahm er, nachdem
ne Zeitlang in Berlin gewesen war, an den ergebnißlos gebliebenen Waffen-
andsverhandlungen in Chaumont und in Lusigny Theil; nach Abschluß des
ser Friedens erfolgte am 3. Juni 1814 seine Ernennung zum Chef des
nieurcorps und zum Generalinspecteur der Festungen, wodurch er an die

Spitze von zwei nahezusammengehörenden Dienstzweigen trat, welche seither nicht vereint gewesen waren. Er begab sich nun, nachdem er den König nach England begleitet hatte, nach Berlin, kehrte aber, als der Krieg von neuem bevorstand, an die Grenze zurück, um die Festungsbauten am Rhein zu leiten. Der König schrieb ihm am 15. April, er sähe diese Aufgabe als eine so wichtige an, daß er dieselbe nur Rauch's eigenen Händen anvertrauen könne. Dazu paßte nicht, daß Blücher die Absendung zahlreicher Pioniere zur Feldarmee verlangte; es führte dies zu Weiterungen zwischen den beiden Generälen. Der rasche Verlauf des Krieges ließ die Meinungsverschiedenheiten hinfällig erscheinen und R. konnte bald nach Berlin zurückkehren und sich der nächstvorliegenden Aufgabe einer Neugestaltung des ihm unterstellten Ingenieurcorps widmen. Es handelte sich dabei indeß nicht um das Schaffen neuer Formen, sondern um die Ordnung verworrener und verwickelter Verhältnisse, sowie um eine Vermehrung der Truppen und um zahlreiche Festungsbauten. An der Herstellung der dazu erforderlichen Grundlagen hatte der Kriegsminister v. Boyen einen hervorragenden Antheil; die Ausführung der Organisation im Einzelnen, welche durch eine Cabinetsordre vom 27. März 1816 die königliche Genehmigung erhielt, ward R. übertragen. Die Lösung der schwierigen Aufgabe gelang ihm in vollem Maße; das Vertrauen, welches der König ihm persönlich schenkte, die Vorsicht welche er insofern beobachtete, als er nur wohldurchdachte und fest begründete, die Grenzen des Erreichbaren nicht überschreitende Anträge stellte, seine eigene große Menschenkenntniß und seine Einsicht in alle einflußübenden Verhältnisse sicherten seinen Vorschlägen fast immer den Erfolg. Im hohen Grade gelang es ihm, das Vertrauen und die Achtung seiner Untergebenen zu erwerben; großes Wohlwollen, strenge Rechtlichkeit und Unparteilichkeit waren die Mittel, welche sie ihm verschafften. Auch die russischen Herrscher bedienten sich seines Rathes; auf Wunsch des Kaisers Alexander besichtigte er 1822 die Festungen des Zarenreiches und auf den von dem Nachfolger desselben, Kaiser Nikolaus, geäußerten, dessen Krönung im J. 1829 er als preußischer Abgesandter beigewohnt hatte, im Jahre 1825 die polnischen. Nachdem er am 30. März 1829 zum General der Infanterie befördert, am 21. Novbr. 1831 zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt worden war und am 18. Januar 1833 den Schwarzen Adlerorden erhalten hatte, wurde ihm, als Anfang 1837 General v. Witzleben aus Gesundheitsrücksichten zeitweise von der Wahrnehmung der Geschäfte als Kriegsminister entbunden ward, dessen Vertretung übertragen, am 30. Juli desselben Jahres folgte, nach Witzleben's Tode, seine endgiltige Ernennung zum Staats- und Kriegsminister. Er blieb aber nicht lange in dieser Stellung; seit Ende 1838 kränkelnd, bat er Anfang Februar 1841 um seinen Abschied, welcher ihm am 28. desselben Monats gewährt wurde. Schon am 2. April desselben Jahres starb er zu Berlin.

Militär-Wochenblatt, Berlin 1841, Nr. 17. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 19. Bd. S. 366. — v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps und der Pioniere in Preußen, 2. Theil, Berlin 1878. — Neue militärische Blätter, 10. Band, Berlin 1877: Beiträge zur Geschichte des preußischen Ingenieurcorps.

B. Poten.

Rauch: Johann Gerhard (nicht Georg) R., Dr. med. und praktischer Arzt, geb. im J. 1671, † am 20. Febr. 1748 zu Wiesbaden, alt 76 Jahre und 4 Monate. Er war, wie es bei Jöcher heißt, ein geschickter Medicus und Physikus; das Amt eines Physicus ordinarius zu Wiesbaden bekleidete er schon 1701. In seiner ersten Schrift: „Erinnerungen einiger sonst unheilbaren, doch glücklich kurirten Zuständen u. s. w.“ Mainz 1701, erörtert er den damals „noch nicht genug bekannten innerlichen Gebrauch des mineralischen warmen

Wassers in Wiesbaden, so anjetzo in Winterszeit gleichwie im Sommer mit gewünschter Wirkung getrunken wird", während früher mehr gebadet und die Badezeit meistens in den Frühling und Herbst gelegt wurde. In einer zweiten, mit seinem jüngeren Collegen Dr. Speth im J. 1737 herausgegebenen Schrift („Neue Beschreibung der uralten warmen Brunnen und Bäder zu Wiesbaden"; den langen Titel s. bei v. d. Linde, Die Nassauer Brunnenlitteratur S. 96) legte er die Erfahrungen einer langjährigen Praxis nieder. Das Büchlein (6 Bl. + 72 S.) war lange Jahre die gesuchteste und verbreitetste Schrift über Wiesbaden und erlebte daher mehrere Auflagen, und zwar besorgte R. nach dem frühen Tode von Speth noch zwei: 1740 und 1746, 90 S., eine vierte von 197 S. Dr. Wernborner, gleichfalls Arzt zu Wiesbaden, im J. 1761.

Die Angaben über den Todestag und das Alter sind aus dem Wiesbadener Kirchenbuch entnommen; die Titel der Bücher bei v. d. Linde a. a. O.

F. Otto.

Rauch: Matthäus R., ein gelehrter und lehrender Schwabe, treu und bieder, aber etwas derber Art. Geboren in Marzelstätten 1814, hatte er seine Studien mit Auszeichnung vollendet, wurde 1842 Mitglied des Benedictinerstiftes St. Stephan in Augsburg, Professor, später auch Rector der Studienanstalt gleichen Namens. Er wurde geliebt von seinen Schülern und ward geachtet in der gelehrten Welt. Seine „Anthropologischen Studien" fanden Beifall und Anerkennung bei den Fachmännern. Sein am 31. Juli 1876 eingetretener Tod wurde sehr bedauert. Hörmann.

Rauchenbichler: Joseph R., katholischer Erbauungsschriftsteller, geboren am 5. Mai 1790 zu Gernberg, Landgerichts Traunstein in Oberbaiern, studirte am Gymnasium zu Salzburg, machte 1813 als Unterlieutenant bei dem 8. National-Feldbataillon den Feldzug gegen Frankreich mit; 1815 wurde er als Lieutenant und bald darauf als Hauptmann und Festungscommandant nach Rosenberg bestimmt, als er plötzlich die militärische Laufbahn mit einem ehrenvollen Abschiede am 11. April 1815 verließ und noch im selben Jahre zu Landshut Theologie zu studiren begann. Am 8. Juni 1818 zum Priester geweiht, wirkte er zuerst als Cooperator in Berchtesgaden, seit 1822 zu Trostberg, 1827 zu Laufen, wurde 1832 Beichtvater bei den Ursulinen zu Landshut und kam in gleicher Weise als Beichtvater 1837 an das in Frauen-Chiemsee wieder errichtete Benedictinerinnenkloster, zu dessen Hebung er sehr viel beitrug. In dieser Stellung wurde R. 1844 nach Luzern berufen, um daselbst einen Ursulinenconvent einzurichten und 1854 und 1856 verwendete ihn der damalige Bischof von Siebenbürgen L. Hajnald zur Reformirung des Ursulinenklosters in Hermannstadt. Nach Frauen-Chiemsee zurückgekehrt wirkte der überaus fromme und mildthätige Mann bis zu seinem am 23. Januar 1858 erfolgten Tode. R. verfaßte zahlreiche Schriften, von denen viele mehr compilatorischen Charakter besitzen, die meisten ascetischen Inhaltes sind, einige zur pädagogischen Litteratur zählen. Sie sind in chronologischer Folge geordnet nachstehende: 1) „Kurze Weisung, das tägliche Leben nach Gottes Wohlgefallen einzurichten". Landshut 1825. 2. Aufl. 1839. 2) „Erneuerung des Taufbundes bei der ersten heil. Communion". Leipzig 1826. 2. Aufl. 1853. 3) „Kurze andächtige Betrachtung der göttlichen Geheimnisse im h. Rosenkranze". Landshut 1828. 4) „Oelbergsandacht". München 1829. 5) „Geistliche Waffenrüstung". München 1829. 6) „Christliche Tugendschule". Augsburg 1832—33. 7) „Heinrich Suso, das Büchlein von der ewigen Weisheit, in etwas verbesserter Schriftsprache, doch dem Originaltexte treu herausgegeben". Augsb. 1832. 8) „Leben des h. Joseph". Augsb. 1833. 9) „Bilder christlicher Frömmigkeit für die Jugend". Augsb. 1834. 10) „Der h. Dismas. Legende für bußfertige Sünder". Augsb.

1834. 11) „Weckstimmen heil. Seelen zu einem gottseligen Leben". 1834. 12) „Des h. Ephraim Bußgebete". Augsb. 1834. 2. Aufl. 1853. 13) „Andächtige Betrachtungen über die gnadenreiche Geburt Jesu Christi". Regensb. 1835. 14) „Die Seligpreisung der h. Jungfrau Maria". Salzburg 1835. 2. Aufl. 1854. 15) „Andächtige Betrachtungen über das Vaterunser". Regensburg 1836. 16) „Ausgewählte Legenden und fromme Sagen für Söhne und Töchter". Landshut 1836. 17) „Gesänge der Heiligen". Landshut 1837. 18) „Geistliche Schildwache". Landshut 1837. 19) „Eintheilung und Anwendung aller Punkte der Ordensregel O. S. B.". Landsh. 1839. 20) „Heilige Stunden zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu". Landshut 1839. 21) „Leitfaden der Erziehung, zunächst für Lehrerinnen". Landshut 1840. 22) „Vita D. N. J. Chr. secundum 4 Evangelia juxta Vulgatae fidem relata". Landishuti 1841. 23) „Lehrbuch der teutschen Sprache". Landshut 1841. 24) „Das Alte Testament in einem getreuen Auszug nach der Uebersetzung des H. Dr. Franz Allioli, für die reifere Jugend und das gemeine Volk". Landshut 1843. 25) „Anleitung zur Dichtkunst". Landshut 1843. 26) „Ein Büchlein von der Bezähmung der Zunge und vom Stillschweigen". Landshut 1844. 27) „Denkwürdige Erzählungen und fromme Sagen aus der Welt- und Menschengeschichte". Landshut 1844. 28) „Büchlein von der Freundschaft". Landshut 1845. 29) „Handbüchlein für geistl. Lehrerinnen". Landshut 1845. 2. Aufl. 1859. 30) „Betrachtungen über den Prediger Salomon von der Eitelkeit aller Dinge". Landshut 1847. 31) „Buch von der christlichen Erziehung der Kinder nach katholischen Grundsätzen". Regensb. 1850. 32) „Lehren und Grundsätze der Weisheit und Tugend für Regenten und Unterthanen". Landshut 1850. 33) „Weisheit in Beispielen, Sprüchen und Liedern". Sulzbach 1853. 34) „Lehrbuch des christlichen Wohlanstandes für Töchter". Landshut 1856. 35) „Priesterspiegel". Landshut 1858. Aehnliche „Spiegel" verfaßte R. auch für Jünglinge, Jungfrauen, für Hausväter und Hausmütter. Außerdem stammt von ihm auch die Reihenfolge und kurze Lebensgeschichte der Bischöfe von Chiemsee in Deutinger: Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München-Freising, I. Band, S. 213—237. Handschriftlich hinterließ er: 1) „Betrachtungen über die Psalmen", von denen ein erster Theil in Landshut 1865 im Drucke erschien; 2) „Geistliches Disciplinbuch", 37 Bogen und 3) „Deliberationsbüchlein d. i. kurzgefaßter Unterricht über die Standeswahl für das weibliche Geschlecht", 9 Bogen.

Vgl. Eine Blume auf das Grab unseres unvergeßlichen Jos. R., Beichtvater und Inspector zu Frauen-Chiemsee, Separatabdruck aus der „Sion", Augsburg 1858. Otto Schmid.

Rauchenstein: Rudolf R., bekannter Philolog und Schulmann, geb. am 2. Mai 1798, ist neben einer Reihe anderer bedeutender Männer, wie J. G. Zimmermann, A. Rengger, Ph. A. Stapfer und A. E. Fröhlich, aus dem „Prophetenstädtchen" Brugg hervorgegangen. Das bürgerliche Geschlecht, welchem er entstammte und zu dessen Gliedern meist ehrsame Handwerker gehörten, war im 16. Jahrhundert seines evangelischen Glaubens wegen aus Bruck in Steiermark fortgezogen und hatte sich, wohl von dem heimischen Klange des Ortsnamens angelockt, in dem damals bernischen Brugg im Aargau niedergelassen. David R., der Vater Rudolf's, von Beruf Messerschmied, hatte die sog. Lateinschule des Städtchens besucht und aus der Jugendzeit mancherlei Kenntnisse, namentlich in der lateinischen Sprache, bis ins spätere Alter bewahrt. Mit diesen förderte er die Bildung des Sohnes, welcher die ziemlich mangelhaften Schulen seines Heimathortes, zuletzt auch die seit der Reformation bestehende Lateinschule durchlief. Die Lehrer dieser Anstalt, nach damaliger Sitte Geist-

liche, denen es um möglichst baldigen Eintritt in das Pfarramt zu thun war, wechselten oft, und nur wenige von ihnen zeichneten sich durch Lehrgeschick und wirkliche Theilnahme für die Jugend aus. Gleichwohl machte der talentvolle Knabe infolge der väterlichen Nachhilfe gute Fortschritte, weshalb auch die Eltern auf Zureden von Lehrern und Freunden nicht mehr den zukünftigen Messerschmied in ihm sahen, sondern ihn für die geistliche Laufbahn bestimmten. Im October 1813 siedelte er nach Bern über, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Sein rühmlicher Fleiß ermöglichte es, daß er dasselbe schon zu Ostern 1814 mit der Akademie vertauschen konnte. Diese Vorgängerin der nachmals (1834) gegründeten Hochschule erfüllte ihren Zweck nur unvollkommen. „Die Schüler", sagt R. selbst in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, „hießen Studenten, waren es aber nicht, da sie sich in ihren Studien nicht zu regieren wußten. Es waren strebsame junge Leute unter uns; wir lernten mancherlei, aber wir hatten es nicht dieser Akademie zu verdanken; denn der Unterricht war in den meisten Fächern übel bestellt, und die Professoren nahmen sich der Studenten wenig an. Die Philosophie war Schwätzerei und die alten Sprachen nicht viel gründlicher." Nur im Hebräischen, welches der tüchtige Gymnasialdirector Samuel Lutz vorübergehend lehrte, fühlte er sich eigentlich gefördert. Empfing er doch hier, wie er selber rühmt, „die erste Ahnung einer festen und gewissen Methode in der Erklärung von Schriftstellern". Neben dem Hebräischen trieb er unter dem gleichen Lehrer anderthalb Jahre Arabisch und gewann diese Studien so lieb, daß er bereits daran dachte, sich ganz den morgenländischen Sprachen zu widmen. Da kam 1816 Ludwig Döderlein von Jena her als Professor der Alterthumswissenschaft an die Berner Akademie. Seine frische und geistvolle Art, sein gründliches Wissen, seine bedeutende Lehrgabe fesselten seine Zuhörer und wirkten begeisternd auf sie ein. „Mit Eifer warfen sie sich auf seine Fächer, mit Bewunderung und Liebe hingen sie an ihm." R., der „durch ihn die Schönheit und Hoheit der Griechen erst kennen lernte", wurde nun auf immer für die alten Sprachen gewonnen. Das Wort des verehrten Mannes: „Sie müssen Philologie studieren und Gymnasiallehrer werden; und nehmen Sie sich vor, ob es nun werde oder nicht, einst an ihrer Kantonsschule zu wirken," galt ihm fortan als Leitstern. Auf Döderlein's Fürwort in Aarau gewährte ihm die Regierung eine Erhöhung der bisherigen staatlichen Unterstützung, so daß er im October 1818 die Hochschule in Breslau beziehen konnte. Dort hörte er vornehmlich bei L. Wachler, Franz Passow und K. E. Chr. Schneider und trat zugleich in das philologische Seminar ein, das unter der Leitung der beiden Letzteren stand. In demselben zählte er bald zu den acht besten, durch eine Art Ehrensold ausgezeichneten Mitgliedern und löste im zweiten Jahre seines Aufenthaltes die von der philosophischen Facultät gestellte Preisfrage über die Zeitfolge der olynthischen Reden des Demosthenes mit solchem Erfolge, daß er in Gemeinschaft mit einem Freunde den ersten Preis davontrug. Doch versäumte er neben der geistigen Ausbildung auch die leibliche nicht; denn wie er schon in Bern unter Klias eifrig mitgeturnt hatte, so zog ihn hier gleichfalls das frische Treiben des Turnplatzes mächtig an. In dem Vorturner Wolfgang Menzel fand er damals einen Freund, dem er später in Aarau wieder begegnet ist. — Ungern schied R. nach genau zwei Jahren von der liebgewonnenen Bildungsstätte; doch geboten ihm seine beschränkten Vermögensverhältnisse die Rückkehr. Nach damaliger Burschensitte machte er, den Tornister auf dem Rücken und den Schläger an der Seite, die Heimreise nach der Schweiz meist zu Fuß und suchte unterwegs hervorragende Vertreter seines Faches auf, wobei ihm die von Passow mitgegebenen Programme eine freundliche Aufnahme bereiteten. Eine dauernde Verbindung knüpfte sich seit dieser Wanderzeit mit den beiden Züricher Philologen

J. K. v. Orelli und J. H. Bremi. Nach kurzem Aufenthalt in Brugg bot sich ihm schon ein befriedigender Wirkungskreis, indem ihn E. v. Fellenberg an seine Erziehungsanstalt in Hofwyl berief. Ein Jahr lang wirkte er hier unter sehr angenehmen Verhältnissen, so daß er die dort empfangenen Eindrücke, namentlich den Umgang mit jungen strebsamen Collegen und munteren, anhänglichen Schülern, nachmals zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens zählte. Die ihm beschiedene Muße verwendete er zur Ueberarbeitung seiner preisgekrönten Breslauer Abhandlung und veröffentlichte diese mit einer Vorrede Passow's und einem Anhange philologischer und kritischer Anmerkungen Bremi's unter dem Titel: „De orationum Olynthiarum ordine“ bei Vogel in Leipzig (1821). Die Gediegenheit dieser Erstlingsschrift trug nicht wenig dazu bei, daß der noch nicht Vierundzwanzigjährige ohne eigentliche Anmeldung am 6. December 1821 von der aargauischen Regierung zum Professor der lateinischen und griechischen Sprache an der Kantonsschule in Aarau gewählt wurde. Am 3. Januar 1822 trat er sein neues Amt an, das er fortan ohne Unterbrechung 44 Jahre lang bekleiden sollte. Mit großer Gewissenhaftigkeit lag er demselben ob und „gewöhnte sich, einen Theil seines Lebensglückes im Bestande und Gedeihen der Schule zu finden“; dagegen gab er die ihm übertragenen Vorlesungen am sog. Lehrverein, einer 1819 von der aargauischen Gesellschaft für vaterländische Cultur gegründeten und bis 1830 fortdauernden Bildungsanstalt, einem Mittelding zwischen Gymnasium und Hochschule, bald wieder auf, weil ihm diese Thätigkeit bei der mangelhaften Vorbildung der meisten Vereinsgenossen keine rechte Befriedigung gewährte. Ueberhaupt nahm er dem Lehrverein gegenüber allmählich eine ablehnende Haltung ein, je mehr er erkannte, daß die den Vereinsgenossen gewährte freiere Bewegung auf die Disciplin der Kantonsschüler nachtheilig einwirkte. Die Folge davon war, daß man in ihm einen Hauptgegner jener Anstalt erblickte und deshalb weder ihn noch seine geliebte Schule mit feindseligen Angriffen verschonte. Diese nahmen an Leidenschaftlichkeit zu, seitdem unter dem Einflusse der Pariser Julirevolution das politische Leben im Aargau höhere Wellen zu schlagen begann. Unter diesen Umständen glaubte R. die bisherige Zurückhaltung nicht länger bewahren zu dürfen. Er erhob sein mäßigendes Wort dem damaligen Verfassungsrathe gegenüber in den „Freien Stimmen über das Aargauische Verfassungswesen“, die er in 23 Nummern vom 19. Februar bis zum 14. Mai 1831 herausgab, und kämpfte in Zeitungen und im Großen Rathe unerschrocken für das gute Recht der Kantonsschule. In die genannte gesetzgebende Behörde hatte ihn 1831 das Vertrauen seiner Brugger Mitbürger berufen. Zehn Jahre lang hat er derselben angehört und sich an den Verhandlungen als schlagfertiger und wohlgeschulter Redner oft betheiligt, so namentlich bei der Berathung des neuen 1835 eingeführten Schulgesetzes. Er selbst äußerte sich nachmals über seine politische Thätigkeit also: „Wenn ich auch heute Manches anders machen würde, so habe ich doch im ganzen meine Tendenz und meine Laufbahn im öffentlichen Leben nicht zu bereuen. Nicht erhöhte Leidenschaft oder Feindseligkeit, sondern mehr Verträglichkeit und innere Ruhe ist mir daraus geblieben.“ Freilich seine Gegner hatten solche Verträglichkeit nicht gelernt, und 1835 wäre R. bei der infolge des neuen Schulgesetzes vorgenommenen Neuwahl der Kantonsschullehrer gleich seinem Collegen A. E. Fröhlich von seinen politischen Gegnern beinahe beseitigt worden. Daß dies nicht geschah, gereichte der Schule zu besonderem Gewinn; denn neben seinem Lehramte übernahm er auch seit 1842 die Führung des Rectorates und leitete fortan die Anstalt mit einer Unterbrechung von nur zwei Jahren (1850—1851) bis zum Frühling 1861. Schon vorher, als dieses Amt unter den Professoren wechselte, hatte er es zu drei verschiedenen Malen sechs Jahre

lang bekleidet. Nach republikanischer Sitte nahm man seine Kraft auch noch anderweitig in Anspruch: von 1831—1836 gehörte er dem Kantonsschulrathe und dem reformirten Kirchenrathe und von 1830—38, von 1849—51 und wieder von 1867 bis zu seinem Tode der Bibliothekcommission als Mitglied an. — Seit 1841, wo seine politische Laufbahn endete, verlief sein Dasein wieder in den ruhigen Geleisen des Lehrers und Gelehrten; doch unterbrachen zwei für ihn sehr ehrenvolle Ereignisse dieses Stillleben, indem ihm am 19. Mai 1843 die Universität Basel für seine wissenschaftlichen Verdienste das Diplom eines Doctors der Philosophie ertheilte und am 3. Januar 1847 die Behörden und zahlreiche Schüler und Freunde bei der 25jährigen Jubelfeier seiner Lehrwirksamkeit ihm ihren herzlichen Antheil und ihre ungeheuchelte Dankbarkeit bezeigten. Als nach und nach die Beschwerden des Alters zunahmen, trat er 1861 vom Rectorate zurück und am 20. März 1866 mit einem Ruhegehalte auch von der Professur, behielt jedoch bis zum Frühling 1870 noch einige Lehrstunden in den oberen Classen bei. Gleichwohl blieb er bis zuletzt noch immer in Verbindung mit der Kantonsschule, da ihm die Behörde das Inspectorat in den classischen Sprachen übertrug. Er starb am 3. Januar 1879, 11 Uhr Nachts, infolge eines Schlaganfalles. — Die schriftstellerische Thätigkeit, welche R. seit 1821 entfaltete, war eine sehr reiche. Sie richtete sich mit einigen Ausnahmen vornehmlich auf griechische Sprache und Litteratur, eine Vorliebe, die ihm seit dem Besuche der Hochschule stets geblieben war. Er begann in jenem Jahre mit Demosthenes und kehrte wiederholt zu ihm zurück; dann wendete er seine Aufmerksamkeit dem Dichter Pindar und den Rednern Lysias und Isokrates zu und suchte dieselben mehr als bisher der Schule anzueignen; zuletzt und bis kurz vor seinem Tode beschäftigte er sich eingehend mit den attischen Tragikern und mit Thukydides. Von diesen Schriften — es sind in meinem u. a. Werke nicht weniger als 174 Nummern — können hier natürlich nur die wichtigsten angeführt werden: „Bemerkungen über den Werth der Alterthumsstudien auf Gymnasien und höheren Schulanstalten“ (Programm, 1825); „Ueber Aulus Gabinius“ (Programm, 1826); „Observationes in Demosthenis orationem de Corona“ (1829); „De tempore, quo Aeschinis et Demosthenis orationes Ctesiphonteae habitae sint commentatio“ (Programm, 1835); „Zur Einleitung in Pindar's Siegeslieder“ (1843); „Emendationes in Pindarum“ (Programm, 1844; auch besonders als: „Commentationum Pindaricarum particula I.“); „Annotationes in Pindari Olympia“ (Programm, 1845; auch besonders: „Commentationum etc. particula II.“); „Zu den Eumeniden des Aeschylus“ (Programm, 1846); „Die Alkestis des Euripides, als besondere Gattung des griechischen Drama“ (Programm, 1847); „Ausgewählte Reden des Lysias. Erklärt von Dr. R. R.“ (1848; 9. Aufl. in 2 Bdchn., besorgt von K. Fuhr, 1883—86), in der „Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen von M. Haupt und H. Sauppe“; „Ausgewählte Reden des Isokrates, Panegyricus und Areopagiticus erklärt“ (1849; 5. Aufl., besorgt von K. Reinhardt, 1882), zu der gleichen Sammlung gehörig; „Die Zeitgemäßheit der alten Sprachen in unsern Gymnasien“ (Programm, 1850; auch besonders); „Emendationes in Aeschyli Eumenides“ (Programm, 1855); „Emendationes in Aeschyli Agamemnonem“ (Programm, 1858); „Disputatio de locis aliquot Euripidis Iphigeniae Tauricae“ (1860; Gratulationsschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Universität Basel). An diese selbständigen Schriften reihen sich dann Beiträge zu einer Demosthenesausgabe von Bremi (1829) und zu Orelli's Ausgabe von Tacitus' Dialogus de Oratoribus (1830), sowie zahlreiche Abhandlungen, Anzeigen und Recensionen in folgenden Fachzeitschriften: Mager's Pädagogische Revue (1842—52), Zeitschrift für die Alter-

thumswissenschaft (1842—53), Philologus (1847—77), Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1848), Jahrbücher und Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik (1851—77), Neues Schweizerisches Museum (1861—66), Rheinisches Museum für Philologie (1862, 63, 71) und Philologischer Anzeiger (1871, 73, 77). Endlich seien von den außerhalb des philologischen Gebietes liegenden Schriften Rauchenstein's noch angeführt: „Die drei Perioden der Aargauischen Kantonsschule" (Programm, 1828); „Ein Blick auf die Schicksale der Aargauischen Kantonsschule. Eine Schulrede" (1835); „Wie die Schule, ohne zu politisiren, die schweizerische Jugend für die Republik bilden und erziehen soll. Eine Rede" (1845) und „Winkelried's That bei Sempach ist keine Fabel" (1861), eine Streitschrift gegen Ottokar Lorenz und dessen 1860 erschienene Abhandlung: Leopold III. und die Schweizerbünde.

Franz Fröhlich, Zur Erinnerung an Alt-Rector Prof. Dr. Rud. Rauchenstein — in: Programm der Aarg. Kantonsschule, Aarau 1880, und meine Aarg. Schriftsteller. 1. Lief. Aarau 1887. S. 73—104.

Schumann.

Raue: Christian R., auch Ravius, Theologe und Orientalist des 17. Jahrhunderts. Er wurde am 25. Januar 1613 in Berlin als der Sohn des Diakonus an St. Nicolai, Johannes Raue geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster, an welchem sein Vater früher Lehrer gewesen war, und begab sich 1630 nach Wittenberg, wo er Theologie studirte, vornehmlich aber mit den orientalischen Sprachen sich beschäftigte. Vorübergehend scheint er auch in den nächsten Jahren in Königsberg, Leipzig und Rostock, wo sein Bruder Johannes Professor der Philosophie war, sich aufgehalten zu haben. Nachdem er 1636 in Wittenberg Magister geworden war, ging er, von dem kurfürstlich-sächsischen Hofmarschall Loser durch ein Stipendium von jährlich 100 Gulden unterstützt, nach Hamburg, und von da mit trefflichen Empfehlungen nach Upsala. Eine ihm hier angebotene Predigerstelle schlug er aus, um nicht von seinen orientalischen Studien abgezogen zu werden, wandte sich nach Kopenhagen und übernahm darauf auf kurze Zeit eine Stelle als Hofmeister bei dem Baron v. Güldenstern in Soroe, scheint auch an der dortigen Akademie Geographie vorgetragen zu haben. Aber schon 1637 finden wir ihn wieder unterwegs; er besuchte Belgien und Holland, namentlich Leyden und Amsterdam, knüpfte hier vielfache Beziehungen an und entschloß sich endlich, in den Dienst der Generalstaaten als Legationssecretär bei der niederländischen Gesandtschaft am türkischen Hofe einzutreten. Ehe er dieses Amt aber antrat, ging er noch Mitte 1638 nach England und reiste von dort aus 1639 in Gesellschaft eines englischen Kaufmanns zunächst nach Smyrna. In unglaublich kurzer Zeit eignete er sich hier die Kenntniß der türkischen und persischen, sowie der italienischen, der spanischen und der griechischen Vulgärsprache an. Von England aus mit Geld und Empfehlungen gut versehen, kam er dann nach Constantinopel und fand hier, da er die Wohnung bei seinem Vorgesetzten, dem niederländischen Gesandten ablehnte, überaus freundliche und ehrenvolle Unterkunft im Hause des englischen Gesandten. Mit großem Eifer sammelte er in Constantinopel und in den nahe gelegenen kleinasiatischen Städten, die er vielfach besuchte, orientalische Handschriften von mehr als 300 Schriftstellern. Nach dreijährigem Aufenthalte im Orient kehrte er 1642 über England nach den Niederlanden zurück und wurde zunächst 1643 Professor der orientalischen Sprachen in Utrecht, dann 1645 in Amsterdam. Auf Einladung des Bischofs von London ging er 1647 wieder nach England, hielt in London selbst Vorlesungen für Geistliche und wurde dann 1648 zum Professor und Bibliothekar am Magdalenencollegium in Oxford ernannt. Aber ruhelos, wie er war, blieb

er auch hier nicht lange. Als die Königin Christina von Schweden ihm 1650 eine Professur in Upsala anbot, folgte er diesem Rufe, siedelte aber von Upsala aus bald nach Stockholm über, um daselbst am Hofe Karl Gustav's als königlicher Bibliothekar und namentlich als Dolmetscher für die Verhandlungen mit asiatischen und afrikanischen Gesandtschaften zu dienen. Später wieder nach Upsala zurückgekehrt, verfaßte er hier auf des Königs Anregung die „Chronologia Biblica, unica, vera, infallibilis", welche aber erst 1670 in Kiel erschien. Theologische Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, veranlaßten ihn 1669, das Amt in Upsala aufzugeben; er ließ sich in Kiel nieder und hielt hier Vorlesungen über orientalische Sprachen, wirkte auch für den Zweck der Verbreitung des Christenthums unter Juden und Mohammedanern. Endlich bot ihm eine Berufung des Großen Kurfürsten 1672 die Möglichkeit der Rückkehr in die Heimath; er wurde Professor an der Universität in Frankfurt a. d. Oder und starb daselbst nach fünfjähriger Wirksamkeit am 21. Juni 1677. — In seinem Epitaphium in der Oberkirche in Frankfurt wird er als „Chronologus et Philosophus . . . peregrinat. per Europam, Asiam, Africam Orbi notus . . ., XIV linguarum notitia inclytus . . ., scriptis et fama immortalis" gefeiert. — Von seinen überaus zahlreichen Schriften ist ein Theil dazu bestimmt, die Verbreitung der orientalischen Sprachen in Europa zu fördern, wie die beiden „Panegyricae orationes linguis orientalibus dictae", 1644, ein anderer Theil beschäftigt sich mit der alttestamentlichen Zeitrechnung, wie außer der Chronologia Biblica der „Orbis Hieraticus ephemeriarum Leviticarum", 1670, andere sind theologischen Inhalts, wie die „Discordia concors sive . . . de concilianda Lutherana et reformata religione", 1663. Gegenwärtig sind noch von Werth vornehmlich zwei Bücher: das „Spolium Orientis, Christiano orbi dicatum", 1669, ein Verzeichniß der von ihm in Constantinopel und anderen Städten des Orients gesammelten Handschriften, und namentlich „Apollonii Pergaei Conicarum Sectionum libri V, VI, VII in Graecia deperditi, iam vero ex Arabico Msto opera subitanea latinitati donati", 1669. Die große Zahl druckfertiger Manuscripte, welche er hinterließ, ist nicht herausgegeben worden.

Moller, Cimbria litt. II, S. 680—688, wo auch der handschriftliche Nachlaß Raue's im Einzelnen aufgeführt ist. — Jöcher III, 1925 ff., nicht ohne Fehler. — Rotermund VI, S. 1421—1424, wo ein, jedoch nicht vollständiges, Verzeichniß der gedruckten Schriften Raue's sich findet. — Schefferi Suecia litter. S. 301. — Semler's Lebensbeschreib. aus der Britannischen Biograph. VII, S. 574. — Burmanni Trajectum eruditum, S. 285—288.

R. Hoche.

Raue: Johann R., Schulmann des 17. Jahrhunderts. Als der älteste Sohn des gleichnamigen Diakonus an der Nikolaikirche 1610 zu Berlin geboren, besuchte er das dortige Gymnasium zum Grauen Kloster und trieb auf der Universität Wittenberg, in die er am 4. Juni 1629 eintrat, philologische Studien. Unter A. Buchner's Einflusse veröffentlichte er 1632 eine Sammlung lateinischer Epigramme und begrüßte einen talentvolleren Dichtergenossen, den in Leipzig studirenden Paul Fleming, brieflich. Die Kriegsnoth in der Mark und der plötzliche Tod seiner Eltern und Geschwister mochten ihm die Rückkehr in die Heimath verleiden. Als Magister ging er 1633 nach Erfurt, um ein Lehramt am Gymnasium und an der Universität zu übernehmen. Doch machte er sich hier und an der Rostocker Hochschule (1636—1639) durch seinen öffentlichen Tadel der hergebrachten Lehrmethode viele Feinde. Daher folgte er 1639 einem Rufe des dänischen Königs an die Soröer Ritterakademie, wo er als Amtsgenosse Johann Lauremberg's eine Professur der Geographie und Chronologie, später auch der Eloquenz und Logik bekleidete. 1646 suchte er um seine

Entlassung nach, da er am Danziger akademischen Gymnasium einen günstigeren Boden für seine Reformpläne zu finden hoffte. Da jedoch weder der Rector Abraham Calov (s. A. D. B. III, 712) noch sein Nachfolger auf dieselben eingingen, wandte er sich 1652 an den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen und legte diesem seinen Methodus informandi vor; allein obwol die Gutachten der Universitäten und Schulrectoren zum großen Theil günstig ausfielen, mangelte es vor allem an den nöthigen Geldern. Nachdem R. noch in Gotha und Altenburg angeklopft, versuchte er es in der Heimath, und hier gelang es ihm, vom Großen Kurfürsten am 26. Juli 1654 zum Generalinspector aller Schulen der Mark Brandenburg ernannt zu werden. Bei der großen Geldnoth jedoch waren die Erfolge seiner Thätigkeit sehr geringfügig. So mochte es ihm selbst willkommen sein, daß ihm der Kurfürst am 20. April 1659 die Verwaltung seiner Bibliothek übertrug. In dieser Stellung starb er 1679 zu Berlin.

Den Mittelpunkt von Raue's wissenschaftlicher Thätigkeit bilden seine pädagogischen Bestrebungen, die freilich durch allerlei Mißgeschick, vielleicht auch durch Mangel an eigener Stetigkeit und Energie in ihrer Entfaltung gehemmt wurden. Er war durch die Schriften von Amos Comenius angeregt und empfing von diesem und seinem Lehrer Buchner Anerkennung. Ohne den umfassenden Blick des ersteren zu besitzen, erkannte er richtig die Mängel der alten mechanischen Unterrichtsweise und machte selbständig theilweise recht praktische Besserungsvorschläge für den Anfangsunterricht der Trivialschule: Decliniren und Conjugiren soll zuerst an der Muttersprache erlernt werden; die lateinische Sprache werde dann durch eine Bilderfibel mit Fabeln, wie sie J. Buno 1650 nach Raue's Plane entwarf, und durch etymologisch geordnete Vocabularien gelehrt; denn anschaulich und anregend soll der Unterricht sein; erst später folge der praktischen Grammatik die systematische. Für die Lectüre empfiehlt R. die Historiker: Nepos, den er selbst für die Schule herausgab, Cäsar, Livius, Curtius. Er bevorzugt nachdrücklich die Realien, Geographie, Botanik, Geometrie, Medicin, auch Stenographie, und will die Arithmetik, Logik, Rhetorik beschränken. Unter den zahlreichen Schriften Raue's verdient noch eine handschriftlich erhaltene Schulcomödie (auch Comenius dichtete solche) erwähnt zu werden: „Drama super originibus populi Romani, h. e. Aeneae et Laviniae coniugio", 1648 in Danzig aufgeführt. Fünf Acte in schlichter lateinischer Prosa nach Vergil, dazu eine deutsche Uebersetzung und als Zwischenspiel ein lebendiges Bild aus dem Wittenberger Studentenleben.

G. G. Küster, Altes und neues Berlin 1, 315 f., 276, 1012. — Die vortreffliche Arbeit von A. Ziel, Joh. Raue's Schulenverbesserung. Progr. Dresden 1886, hat besonders das Dresdener Archiv ausgenutzt. — Bolte, Zeitschr. f. deutsche Philol. 20, 85. — Weißenborn, Acten der Erfurter Universität 2, 550. — Lappenberg, P. Fleming's Deutsche Gedichte S. 582, 807 (1865). — Eine Handschrift von Raue's „Wohlgemeinter Deductions-Schrifft über die Schulenverbeßerung" besitzt das Berliner Gymnasium zum Grauen Kloster. — Ueber die Berliner Mscr. germ. Fol. 525 und Quart 437 werde ich noch besonders berichten. — Ein Porträt im Berliner Liber pictur. B 26 Nr. 188.

J. Bolte.

Raule: Benjamin R., Generaldirector der kurfürstlich brandenburgischen Marine, lebte als Schöffe und Rheder zu Middelburg auf der holländischen Insel Seeland, als Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, durch den Erwerb von Hinterpommern in den Besitz einer leidlichen Grundlage für die Gründung einer Seemacht gelangt und nach seinem Siege bei Fehrbellin sich mit Gedanken an den Erwerb von Stettin, Stralsund und anderen Küstenplätzen tragend,

nit umging, eine Flotte zu schaffen, mit welcher er zunächst den Schweden
gegentreten könnte. Nachdem die letzteren im J. 1675 in die Mark einge-
en waren, hatte R. im Verein mit einigen anderen holländischen Kaufleuten,
erboten, Kaperschiffe auszurüsten, welche den Schweden die Zufuhr an Ge-
de und an Salz abschneiden und sie durch den Mangel daran zum Frieden
higen sollten; der brandenburgische Gesandte im Haag übermittelte den
trag dem Kurfürsten, welchem der lockende Erfolg über die Bedenklichkeiten
en die ihm ungewohnte Art der Kriegführung hinweghalf; der Geheimrath
speil zu Cleve und der Vicekanzler Remswinkel leiteten die ferneren Unter-
dlungen mit R., welcher sich damals in arger Bedrängniß befand, weil er
en einer Schuld von 40 000 Gulden an die holländisch-ostindische Compagnie
seinem Hause, in welchem er nicht verhaftet werden durfte, gefangen gehalten
rde. Auch das Bedenken, sich mit einer solchen unter allen Umständen zweifel-
ten Persönlichkeit, deren Ruf in Raule's Heimath kein günstiger war, über-
upt in eine Verbindung einzulassen, hielt den Kurfürsten nicht ab, ihm zu-
hst einen Vorschuß von 10 000 Thalern und, nachdem R. diesen Posten zu
zahlungen verwendet hatte, weitere 25 000 Gulden zu geben, wogegen jener
i Fregatten und zwei kleinere Schiffe in die Nordsee sandte, welche bald
nzehn schwedische Schiffe auf- und nach Seeland brachten. Da aber unter
gekaperten Schiffen sich holländische unter schwedischer Flagge segelnde be-
den und die Generalstaaten auch aus anderen Gründen Einwendungen er-
en, gab der Kurfürst die gemachte Beute wieder frei. R. aber, der See-
berei angeklagt, wurde landesflüchtig; er begab sich nach Berlin und schloß
dem Kurfürsten einen Vertrag, durch welchen er sich verpflichtete, dem-
en jene Schiffe auf vier Monate, gegen eine Entschädigung von 135 000 Gulden,
n Dienst gegen die Schweden zu überlassen. Nach einem mißlungenen An-
age gegen die am Einflusse der Geeste in die Weser gelegene schwedische Feste
rlsburg betheiligten sich die Schiffe im Laufe des Jahres noch an der Einnahme
hrerer schwedischer Plätze in Pommern, Ereignisse, denen R. indessen persön-
fremd blieb. Er war überhaupt mehr Kauf- als Seemann und wurde
iglich durch Handelsinteressen geleitet; seine Absicht war, durch Errichtung
er Kriegsflotte den Kauffahrern Schutz zu gewähren und letztere von der
thwendigkeit zu befreien, sich selbst mit einer kostbaren und beschwerlichen
gerischen Ausrüstung zu versehen; zugleich aber suchte er in der Bereitstellung
Schiffen für den Dienst des Kurfürsten einen kaufmännischen Gewinn, für
en Erzielung er sich nicht immer ganz lauterer Mittel bediente; die Ver-
zung politischer Absichten, wie sein Kriegsherr solche hegte, lag ihm fern. Dieser
tete im folgenden Jahre seinen Sinn auf die Eroberung von Stettin und
oß zu dem Ende am 10. Febr. 1676 zu Berlin mit R. einen neuen Vertrag,
ch welchen „dero Rath und Schiffs-Director" sich verpflichtete, am 1. April zu
issingen oder Middelburg fünf Fregatten und sechs Schaluppen gegen eine
uer von 40 400 Thalern zu stellen. Den Befehl der Flottille sollte Raule's
uder, Jakob R. führen, welchem darüber ein eigenes Patent ausgestellt und
, da er des Deutschen nicht mächtig war, in der Person von Gerhard Neu-
s ein kurfürstlicher Commissar als Dolmetscher zur Seite gestellt wurde. Als
r die Schiffe ausliefen, ward Jakob, theils als Bürge für seinen Bruder,
ils eigener Verschuldung halber, in Seeland als Gefangener zurückgehalten
Benjamin übernahm das Commando selbst, Jakob's thut die Geschichte
erhin keine Erwähnung. Ersterer hatte Ende Mai an dem den Schweden
Dänen und Holländern unter den Admiralen Juel und Tromp bei
smund gelieferten siegreichen Treffen Theil, dann widmete er sich eifrig der
perei in der Ostsee, in der Aussicht auf Prisengewinn lag ein großer Sporn

für seine Thätigkeit, seine mißliche Vermögenslage forderte sehr zu solcher auf. Wie hoch der Kurfürst Raule's Dienste schätzte, zeigt das Geschenk von zwei Pferden aus den hinterpommerschen Stutereien und der Befehl, Raule's Gattin, welche nach Berlin übergesiedelt war, so lange die Schiffe in Dienst gestellt sein würden, monatlich 100 Thaler zu zahlen. Dergleichen Gunsterweisungen trugen aber R. zahlreiche Neider ein; die Verleumdungen, denen er schon damals ausgesetzt war, bewogen ihn, den Kurfürsten zu bitten, es möge ihm ein kundiger Seemann als Richter bestellt werden. Friedrich Wilhelm aber dachte groß genug, R. durch das Nichterfüllen dieses Gesuches und somit durch seine eigene fürstliche Meinung gegen die erhobenen Verdächtigungen in Schutz zu nehmen. Vielleicht hielt er auch für politisch, sich des Beistandes des brauchbaren Mannes nicht zu berauben. Er ernannte diesen zum Generaldirector der Marine und schloß einen neuen Vertrag mit ihm auf Stellung von fünf Schiffen auf vier Monate für 27000 Thaler, woneben er bereits eigene kurfürstliche Fahrzeuge in See stechen ließ; R. rüstete außerdem Kaperschiffe auf eigene Hand aus. Die junge Flotte hatte an den kriegerischen Ereignissen des Jahres ihren redlichen Antheil; R. war anscheinend persönlich nicht betheiligt, dagegen hatte er sich wieder mehrfacher Angriffe zu erwehren, welche wegen seiner Geschäftsführung gegen ihn erhoben wurden, sie lassen diese in einem günstigen Lichte nicht erscheinen; dazu befand er sich in steter Geldverlegenheit. 1678 stellte er sieben Kriegsschiffe gegen eine monatliche Miethe von 10000 Thalern, außerdem brachte er die Fahrzeuge zusammen, welche benutzt wurden, um das Heer am 9. und 10. September nach Rügen überzuführen. Die Erfolge der kriegerischen Thätigkeit des Kurfürsten hatte aber die Zahl von dessen Widersachern und seiner Neider vermehrt, so daß dieser für das Jahr 1679 vermehrte Anstrengungen machte, ihnen entgegentreten zu können; bereits am 1. Januar forderte er R. zu einem neuen Vertrage auf, welcher festsetzte, daß dieser neun Schiffe stellen solle; wenn dieselben im Dienste standen, erhielt er 5020, wenn sie im Hafen lagen 1000 Thlr. monatlich; alle Kriegsgefahr trug der Kurfürst, alle Seegefahr R., Beute und Ertrag der Kaperei gehörten ersterem. Da vereitelte der am 29. Juni 1679 zu Saint Germain en Laye abgeschlossene Friede die meisten von Raule's Hoffnungen. Ein großer Theil der neugewonnenen Seeküste war verloren gegangen, eigentlich waren nur noch zwei zu Werft- und Hafenanlagen geeignete Punkte geblieben, Pillau und Königsberg; aber Raule's thätiger Geist wandte sich sofort neuen Unternehmungen zu. Seine Wünsche und Ziele kamen hier wieder mit denen seines Fürsten überein. Dieser stellte ihn an die Spitze einer Commission, welche zusammentrat, um über die zur Förderung der Handelsthätigkeit einzuschlagenden Wege zu berichten. Die 1680 zu Königsberg geschehene Errichtung einer Handelsgesellschaft war die nächste Folge. Dem zu Pillau gebildeten „kurfürstlichen Commerz- und Admiralitäts-Collegium“, an dessen Spitze R. trat, ward die Leitung der Geschäfte übertragen. Daneben ward Raule's Thätigkeit dadurch in Anspruch genommen, daß in demselben Jahre sechs Schiffe in Dienst gestellt wurden, welche die seitens der Krone Spanien rückständig gebliebenen Subsidiengelder beitreiben mußten. Der Verkauf der bei diesem Anlaß brandenburgischerseits gemachten Prisen verwickelte R. in neue Anklagen; eine infolge davon unter dem Vorsitz des Generalmajors Graf Dönhoff niedergesetzte Untersuchungscommission berichtete aber wiederum, daß gegen R. nichts vorliege. Des Kurfürsten Zuneigung und Beifall blieben ihm erhalten; er war ein Abenteurer und moralisch mindestens zweifelhaft; aber er war unternehmend und brauchbar, daher blieb er in Gunst und Ansehen und in steter Verwendung. Jetzt trat er mit anderen Kaufleuten, namentlich mit einem holländischen Landsmanne, zu einer afrikanisch-brandenburgischen Handelsgesellschaft zusammen, welche 1682 die

landesherrliche Genehmigung erhielt und in Guinea Verbindungen anknüpfte; schlau und unbedenklich in der Wahl der Mittel, wußte er die des Staates den eigenen Zwecken dienstbar zu machen, indem er das Budget der Flotte mit dem der Handelsgesellschaft in einen unentwirrbaren Knäuel brachte. Sein damaliges Gehalt betrug 4800 Thaler jährlich, mehr als ein Generallieutenant fortlaufend erhielt. Sein ganzes Sinnen und Trachten war jetzt den Zielen der Handelsgesellschaft und der Ansiedlung in Westafrika zugewendet; in Eberhard v. Danckelmann, dem kurfürstlichen Rath, war ihm ein neuer Gönner entstanden und mit dem Aufblühen der Colonisationsbestrebungen stieg sein Stern. Die ganze Angelegenheit trat in ein neues noch mehr Erfolg versprechendes Stadium, als Brandenburg in Ostfriesland festen Fuß faßte und dadurch weiteren Boden für seine Flotte und seine Handelsbestrebungen fand, und im J. 1684 kaufte der Kurfürst R. die noch in dessen Besitz befindlichen neun Schiffe für 110 000 Thlr. ab. Damit waren letzterem freilich der unmittelbare Einfluß auf die Kriegsflotte und der ergiebige Zusammenhang mit derselben entzogen, immer aber wußte er von neuem die Kräfte des Staates für die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse nutzbar zu machen und auf die verschiedenste Art den Kurfürsten zu bestimmen, daß er für die Verluste der Handelsgesellschaft eintrat. Ueber die letztere hatte er seit Mai 1687 fast uneingeschränkte Verfügung. Da starb am 29. April 1688 der Kurfürst. Mit ihm wurden Brandenburgs Bestrebungen zur Gründung einer Seemacht und für eine großartige Handelspolitik zu Grabe getragen. Die diesen Zielen und R. feindliche Partei setzte noch in dem nämlichen Jahre durch, daß letzterer zur Verantwortung gezogen wurde, aber zum dritten Male ging er gerechtfertigt aus der Untersuchung hervor; aus dem Gefängniß zu Spandau trat er im Jahre 1691 von neuem an die Spitze der Handelsgesellschaft und war wiederum Mitglied des Admiralitätscollegiums. Der Kurfürst ließ ihm sogar ein moralisches Schmerzensgeld von nahe an 10 000 Thlrn. auszahlen. Aber er konnte nicht wieder zu Einfluß und zu Bedeutung gelangen; seine Pläne waren fehlgeschlagen, seine Entwürfe gescheitert, sein Eigennutz, welcher das Staatsinteresse dem eigenen zu Liebe in den Hintergrund gedrängt hatte, war nur Vorwand bei dem Streben, Brandenburg eine Seemacht zu geben und mit seines redlicheren Gönners Danckelmann's Sturze schied auch R. aus dem öffentlichen Leben. Noch einmal der Veruntreuung und der Unterschlagung angeklagt, hatte er seit 1698 von neuem in Spandau langwieriges Gefängniß zu erdulden, im J. 1702 ward er in Freiheit gesetzt, weil man ihm nichts beweisen konnte. Im J. 1707 ist er auf seinem Gute Wittenberge gestorben. Das Vermögen, welches er hinterließ, war weit geringer als man es geschätzt hatte; es fiel dem königlichen Schatze zu. Die Bestandtheile waren das Gut Rosenfelde (jetzt Friedrichsfelde) bei Berlin, welches er schon vor dem Jahre 1688, also zu einer Zeit, wo seine Stellung noch eine gesicherte war, dem Kurfürsten vermacht hatte; ein Haus in Berlin, welches ihm bereits 1678 geschenkt worden und in welchem sich auch die Geschäftsräume der Marine und der Handelsgesellschaft befanden, das frühere Ballhaus, in der jetzt Rauleshof benannten Gasse im Innern der Stadt belegen, 10 000 Thaler baar und 26 000 Thaler in Antheilsloosen der Handelsgesellschaft.

P. F. Stuhr, Geschichte der See- und Kolonialmacht des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Berlin 1839. — L. v. Orlich, Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert, Berlin 1839. 2. Bd. S. 426 ff. — A. Jordan, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegs-Marine, Berlin 1856. — F. Meyer, Berühmte Männer Berlins in ihren Wohnstätten, Berlin 1875, 1. Bd. S. 132. B. Poten.

Raumer: Eugenius v. R., preußischer Generallieutenant, wurde am 5. Nov. 1758 als ein Sohn des anhaltischen Kammerdirectors v. R. zu Dessau geboren und kam durch Vermittelung seines Oheims, des späteren Generals Karl Albrecht Friedrich v. R. (s. S. 415), im J. 1773 als Fahnenjunker bei dem in Stettin garnisonirenden Infanterieregiment von Hacke in den preußischen Dienst. Dieses sandte ihn zunächst auf die in Stargard errichtete Kriegsschule, erst 1775 trat er beim Regiment wirklich ein, machte den Bairischen Erbfolgekrieg mit und bildete sich durch Selbststudium in den militärischen Wissenschaften so weit fort, daß er, als 1790 Krieg mit Oesterreich drohte, in den Generalstab versetzt wurde. Mit dem Generalquartiermeister-Lieutenant v. Kleist (später Kleist v. Nollendorf) bereiste er damals Schlesien, um den muthmaßlichen Schauplatz der Feindseligkeiten kennen zu lernen. Im folgenden Jahre wurde er mit dem Generalquartiermeister-Lieutenant v. Grawert in die Küstenländer an der Ostsee gesandt, als dort ein Theil des Heeres zum Schutz gegen mögliche feindliche Landungen auf den Kriegsfuß gesetzt wurde; am 21. September 1791 erfolgte seine Beförderung zum Capitän. 1792 war er bei den Vorbereitungen zum Kriege gegen Frankreich thätig; er war es besonders, der den Verkehr mit den französischen Ausgewanderten zu vermitteln hatte. Dann nahm er an dem unglücklichen Feldzuge theil. Bald nach der am 2. December 1792 geschehenen Wiedereinnahme von Frankfurt gerieth er in französische Gefangenschaft. Er brachte dieselbe in Mainz zu, wo Custine ihn mit Auszeichnung behandelte. Die Nachrichten über die Verhältnisse in der Festung, welche er nach seiner Anfang Januar 1793 stattgehabten Auswechslung in das preußische Hauptquartier brachte, veranlaßten, daß am 6. d. M. ein Angriff auf Kostheim gemacht wurde, bei welchem R. eine Hauptrolle zugetheilt ward. Derselbe gelang, der Ort fiel aber bald wieder in Feindeshand und blieb ein Gegenstand des Streites, bis er am 8. Juli von R. an der Spitze einer Abtheilung von Freiwilligen von Neuem genommen, endgiltig behauptet und damit eine der Bedingungen für die darauf folgende Einnahme von Mainz erfüllt ward. R. erhielt zum Lohne den Orden pour le mérite. Auch am ferneren Verlaufe des Feldzuges nahm er thätigen Antheil; als der König nach dem Gewinn der Schlacht bei Pirmasenz am 14. September 1793 dem Generalstabe seine Anerkennung der von demselben geleisteten Dienste aussprechen wollte, wurde R. zum Major ernannt. Im Winter 1794/95 war er dem österreichischen Gouvernement zu Mainz zugetheilt, um den Zusammenhang und die wechselseitige Unterstützung der verbündeten Truppen zu vermitteln. 1797 kehrte er aus dem Generalquartiermeisterstabe zur Infanterie zurück; von seiner Garnison Neiße aus ward er Ende 1798 nach Troppau gesandt, um den Marsch des unter Suworow nach Italien gehenden russischen Heeres zu beobachten und dem Könige darüber zu berichten. 1803 ward er Commandeur des Infanterieregiments Malschitzky in Brieg. Dieses führte er als Oberst im Jahre 1806 in den Kampf gegen die Franzosen; eine schwere Wunde, welche er bei Auerstädt erhielt, hielt ihn von den weiteren kriegerischen Ereignissen fern. Nach Friedensschluß wurde er Commandant, zuerst in Brieg, dann in Neiße; als aber sein früherer Vorgesetzter General von Grawert den Befehl der zur Theilnahme am Kriege gegen Rußland bestimmten preußischen Truppen erhielt, wurde R. als Commandeur der dazu gehörigen 3. Infanteriebrigade ebenfalls dorthin entsandt. Grawert's Nachfolger, York, war mit Raumer's Leistungen nicht zufrieden; als der Krieg von 1813 bevorstand, erhielt Letzterer am 25. März wiederum seinen Posten als Festungscommandant zu Neiße. Am 3. Mai 1815 wurde er mit dem Charakter als Generallieutenant pensionirt; am 28. Februar 1832 ist er zu Neiße gestorben.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 9. Jahrgang, S. 192, Ilmenau 1833.

(hier ist als Geburtsjahr irrthümlich 1756 angegeben). — L. v. Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres, 2. Band, Berlin 1836. B. Poten.

Raumer: Friedrich v. R., Geschichtschreiber. Er wurde geboren am 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Dessau, als der Sohn eines vorzüglichen Mannes und ausgezeichneten Landwirths, Georg Friedrichs v. R., der damals als Pächter der Verwaltung der großen Domäne Wörlitz vorstand und im Jahre 1796 als fürstlicher Kammerdirector nach Dessau versetzt wurde, wo er im Jahre 1822 nach einem in jeder Beziehung wohl angewandtem Leben gestorben ist. Seinen ersten Unterricht erhielt R. zu Wörlitz unter der Aufsicht seines Vaters von Privatlehrern und wurde im Jahre 1793 nach Berlin auf das Joachimsthal'sche Gymnasium versetzt, das damals bekanntlich unter der berühmten Leitung Meierotto's stand, dem er auch das dankbarste Andenken bewahrt hat. In Berlin bewegte sich R. überdies vermöge seiner verwandtschaftlichen Beziehungen in höchst anregenden und angenehmen Verhältnissen, die seiner allgemeinen Entwickelung und Ausbildung im hohen Grade zu Gute gekommen sind. Wir erwähnen im Besonderen nur seinen Oheim, den Präsidenten v. Gerlach, der, selbst von ausgesprochener Vorliebe für das classische Alterthum erfüllt, des jugendlichen Neffen Neigung in dieser Richtung in erfolgreichem Grade befestigte. Ostern 1798 verließ R. das Gymnasium mit den anerkennendsten Zeugnissen seines sittlichen Wandels, seines nachhaltigen Fleißes und der erworbenen Kenntnisse. Anfangs Mai des genannten Jahres ging er zur Universität Halle über, zunächst in der Absicht, sich dem Studium des Rechtes zu widmen. Die angeborene Vielseitigkeit seiner Natur führte ihn aber schon jetzt dazu, sich mit den verschiedenartigsten, zum guten Theil in das Gebiet der Naturwissenschaften fallenden Wissenszweigen als Zuhörer bekannt zu machen. Das Fach, das am Ende den Mittelpunkt seines Lebens und Strebens bilden sollte, die Geschichte, fesselte ebenfalls schon in dieser Zeit seine Aufmerksamkeit. Von Halle siedelte er Ostern 1801 nach Göttingen über, obwohl er der Meinung war, seinen specifischen Berufsstudien bereits genug gethan zu haben. Es waren weniger die Vorlesungen, die hier seine Zeit in Anspruch nahmen, als das Privatstudium mit Hülfe der ausgezeichneten öffentlichen Bibliothek. Weder Schlözer noch Heeren verstand es, wie hoch auch bereits seine Vorliebe für geschichtliche Dinge erweckt war, ihn anzuziehen oder zu fesseln, wogegen er den Umgang mit dem Musikdirector Forkel aufs Lebhafteste unterhielt. R. hatte schon früher Musik theoretisch und praktisch getrieben; der intime Verkehr mit diesem Meister, der ihn insbesondere auf die classische Musik verwies, gab ihm einen für seine ganze Zukunft nachwirkenden Anstoß, dem er gelegentlich auch einen schriftlichen Ausdruck gab. (S. seine vermischten Schriften, 3. Bd. S. 369 ff.) Ostern 1801 endete die Universitätszeit Raumer's, und er kehrte zunächst in die Heimath zurück und trieb auf den Wunsch seines Vaters das nächste halbe Jahr praktische landwirthschaftliche Studien, da damals das Domänenwesen für den Hauptzweig der Verwaltung galt. Michaelis gedachten Jahres ging er nach Berlin und trat hier nach bestandener Prüfung als Referendarius bei der kurmärkischen Kammer ein. Der Sommer 1802 eröffnete ihm einen weiteren, mit einer gewissen Selbständigkeit verbundenen Wirkungskreis, indem er veranlaßt wurde, einen seiner Vorgesetzten, den Kriegsrath von Bassewitz, zur Besitzergreifung des Eichsfeldes, das als Entschädigungsobject an Preußen gefallen war, zu begleiten. Die Mittheilungen, die R. selbst über diese seine Thätigkeit gemacht hat, sind in mehr als einer Beziehung höchst lehrreich. Kraft seiner Anstelligkeit, seines praktischen Sinnes und seiner humanen milden Denkungsart war er gegenüber der oft recht delicaten Aufgabe so recht an seinem Platze. Es blieb ihm zugleich Zeit genug, seinen Lieblingsstudien nicht untreu zu werden und (zu Hildesheim)

das sogenannte „große Examen" mit dem besten Erfolge zu bestehen, kr
welchem er sich die Qualification zu „einer Kriegs- und Domänenrath-
Steuerrathstelle" erwarb. Es lag jetzt in der Hand des jungen Assessors
Heiligenstadt zu einer festen Stellung mit einer ihm genügenden Besoldun
gelangen; er entschloß sich aber doch aus Furcht, auf lange Jahre hinau
einer solchen ihm ungenügenden Umgebung ausharren zu müssen, und im
klange mit den Wünschen seiner Eltern, Verwandten und Freunde, auf
Anerbieten zu verzichten und (im Februar 1804) nach Berlin in seine fr
Stellung zurückzukehren. Seine nicht gewöhnliche Befähigung zur Verwal
wurde nicht verkannt und in einer ihn befriedigenden Weise verwerthet.
dieser Zeit machte er die Bekanntschaft Johann von Müller's, der kurz
aus dem österreichischen Dienst in den preußischen übergetreten war.
seine praktischen Arbeiten unbehindert, hatte R. in den letzten Jahren
Studien, namentlich die geschichtlichen, fortgesetzt und angefangen, sich
Quellenschriften der Epoche Kaiser Friedrich's I. und der Kreuzzüge z
tiefen, und obwohl sein Oheim Gerlach ihm voraussagte, daß der kö
Dienst und Neigungen dieser Art sich nicht gut vertrügen, faßte er sch
den „sehr kühnen Gedanken — selbst Geschichte zu schreiben". Es ka
noch darauf an, sich für einen bestimmten Gegenstand zu entscheiden.
Alterthum hatte stets eine mächtige Anziehungskraft auf ihn ausgeüb
nicht minder merkwürdig und mit Unrecht vernachlässigt erschien ihm das Mittel-
alter. Johannes von Müller empfahl ihm die Bearbeitung des 15. Jahr-
hunderts, das in der That in hohem Grade von der Forschung zurückgesetzt
worden war. Aber R. hatte seine Wahl bereits getroffen und sich, „wie durch
Inspiration" den Hohenstaufen zugewendet. Man muß zugeben, daß diese Wahl
eine äußerst glückliche war; R. hat durch diesen, nach Lage der Dinge kühnen
Griff sich eine Aufgabe gestellt, deren im Wesentlichen gelungene Lösung den
besten Inhalt seines Lebens bilden und in der historischen Wissenschaft die Fort-
dauer seines Namens sichern sollte. Die Ausführung dieses Gedankens stand
freilich noch in weitem Felde; R. hat ihn aber festgehalten, obwohl seine dienst-
liche Stellung in den nächsten Jahren ihm ganz andere Aufgaben zuwies, und
seine Freunde und Verwandte, nach seiner ausdrücklichen Versicherung dieselbe
„ganz thöricht und unausführbar schalten". Um seinen wissenschaftlichen Plänen
treu bleiben zu können, lehnte er eben jetzt eine ihm angetragene und mit festem
Gehalt verbundene Stelle „ohne Bedenken" ab. Gerade in dieser Zeit ist R.,
von J. v. Müller ermuntert, zum ersten Male als Schriftsteller aufgetreten.
Er veröffentlichte, allerdings anonym, im Jahre 1805 die „Sechs Gespräche
über Krieg und Handel" (wieder abgedruckt in seinen Verm. Schriften, Bd. I,
S. 133 ff.), die in ihrer Form eine fleißige Lectüre der Platonischen Dialoge
bezeugten und heut zu Tage namentlich durch den Muth Aufmerksamkeit erwecken,
mit welchen er für die damals als unausführbar verurtheilte Lehre vom Frei-
handel eingetreten ist. Ein theoretisch und praktisch durchgebildetes Talent wie
das Raumer's war, konnte jedoch nicht lange auf eine untergeordnete Stellung
angewiesen bleiben. Im August des Jahres 1806 wurde ihm die erledigte
Stelle eines Rathes bei der Domänenkammer in Königs-Wusterhausen in com-
missarischer Weise übertragen, und er hat sie bis zum Mai 1808 versehen. Auch
hier hat er dem in ihn gesetzten Vertrauen vollständig entsprochen und in der
bald nach seiner Versetzung eintretenden schweren Zeit sich als tüchtig und ge-
wandt bewährt. Sein Beruf ließ ihm zugleich hinlänglich Muße, seinen ge-
lehrten Studien Genüge zu thun. Er setzte die Lectüre der griechischen und
römischen Schriftsteller, der späteren Byzantiner, Abulfeda's und anderer Araber
eifrig fort und hielt zugleich geschichtliche Vorträge vor einer dankbaren Zuhörer-

schaft von Frauen und Herren, welche Neigung sich in der späteren Epoche seines Lebens bekanntlich erfolgreich ausgestaltet hat. Daneben unterhielt er einen ergiebigen Briefwechsel mit Männern wie Wilken, Schleiermacher und Steffens und fand noch Zeit, zahlreiche Berichtigungen der bekannten Lohmeier'schen „Genealogischen Tabellen“ abzufassen, die ein paar Jahre später durch den Druck veröffentlicht worden sind. Seine Begeisterung für den Beruf zum Historiker war derart im Wachsen, daß er sich den Gedanken, sich zu verheirathen, als eine Hinderung in seinen Studien, zur Zeit grundsätzlich aus dem Kopfe schlug. Eben jetzt arbeitete er an einem ersten Entwurf zu einer Geschichte der Kreuzzüge und legte als eine Probe J. v. Müller eine Erzählung der „Schlacht bei Hittin“ vor; Müller erwiderte mit ermunternder Anerkennung und zugleich mit einer nachdrücklichen Warnung vor der philosophirenden Geschichtschreibung. Dieser sein genannter Gönner hat R. um diese Zeit (s. Lebenserinnerungen I, S. 162) zu einer Professur in Süddeutschland empfohlen, näheres wird uns darüber freilich nicht mitgetheilt. Gewiß ist aber, daß R. bald darauf (Mai 1809) durch die verdiente Beförderung zum Rath bei der Regierung zu Potsdam aus seiner doch isolirten Lage in Königs-Wusterhausen, die ihn auf die Länge und trotz der Nähe von Berlin doch nicht hätte befriedigen können, erlöst wurde. In Potsdam war er doch in ganz anderer Weise an seinem Platze; indeß hat dieser sein Aufenthalt nicht länger als zwei Jahre gedauert. Aber auch hier fuhr R. fort, und war es ihm möglich, sich wissenschaftlich zu beschäftigen und litterarisch productiv zu sein. So legte er in den Heidelberger Jahrbüchern (1809) eine Kritik der Lombard'schen Denkwürdigkeiten nieder, und gab er das Jahr darauf (1810) die Schrift „Ueber das brittische Besteuerungssystem, insbesondere die Einkommensteuer mit Hinsicht auf die in der preußischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen“ heraus; die Schrift wurde mit Beifall auch an hoher und höchster Stelle aufgenommen; sie wurde unzweifelhaft zugleich die Veranlassung, daß R. im Mai 1810 als Rath in das Finanzministerium, dem damals Herr v. Altenstein vorstand, und zwar bei der Staatsschuldensection berufen wurde. Es dauerte jedoch nicht lange, so zog ihn der Minister v. Hardenberg, der durch die erwähnte Kritik der Lombard'schen Denkwürdigkeiten auf ihn aufmerksam geworden war, in seine Nähe und nahm ihn, nachdem er den Minister auf einer Reise nach Schlesien begleitet und sich sein besonderes Vertrauen erworben hatte, sogar in sein Haus und an seinen Tisch auf. So kann man wohl sagen, daß R. in kurzer Zeit und in so jungen Jahren eine glänzende Laufbahn gemacht hatte, und darf vermuthen, daß ihn eine noch glänzendere erwartete. An allen Reorganisationsarbeiten nahm er lebhaften, oft maßgebenden Antheil, und sein Einfluß auf den Kanzler erschien so groß, daß man ihn wohl den kleinen Staatskanzler nannte und lebhaft beneidete. Genug, quälende Anfeindungen oder doch Verdrießlichkeiten blieben ihm nicht erspart; gelegentlich mag er wohl, wie z. B. Niebuhr gegenüber, der in hervorragender Stellung gleichfalls im Finanzministerium arbeitete, nicht durchweg die passende Haltung befolgt haben. Er glaubte, in den praktischen Fragen den großen, freilich recht empfindlichen Gelehrten zu übersehen; einzelne Reibungen blieben nicht aus, und so faßte er von der Zeit an gegen denselben eine nicht zu verkennende Abneigung, die er später zugleich auf ein Gebiet übertrug, in welchem er sich doch schwerlich mit dem großen Gelehrten messen konnte. Ueberhaupt neigte R. allmählich zu der Meinung, daß er mit seinem besten Willen und wohldurchdachten Vorschlägen in den brennenden Fragen der staatswirthschaftlichen Reform auf zu viel Schwierigkeiten stoße und überzeugte sich zu allem anderen hin, daß ihm in dieser praktischen Stellung für seine Lieblingsstudien so gut als keine Zeit mehr übrig bleibe. Hatte er doch seit seiner

Uebersiedelung nach Potsdam und Berlin, von ein paar kleinen halbamtlichen Ausführungen über den „Indult“ und „die Verfassung der Behörden im preußischen Staat“ abgesehen, außer dem Bruchstück über die Schlacht bei Hittin nur zwei kleinere gelehrte Arbeiten, eine Vorlesung über „Perikles und Aspasia“ und die Einleitung zu den von ihm übersetzten „Reden des Aeschines und Demosthenes über den Kranz“ zu Stande gebracht. Es erschien ihm indes unmöglich, sein Herz von diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen loszureißen, und so reifte im Zusammenhang mit all den erwähnten Momenten in ihm der Plan, den praktischen Staatsdienst aufzugeben und lediglich der Wissenschaft zu leben. Die eben eingetretene Erledigung der Professur der Staatswissenschaft an der Universität Breslau gab ihm erwünschte Gelegenheit, mit diesem Plan Ernst zu machen; er wendete sich bereits anfangs September 1811 an den Staatskanzler mit der motivirten Bitte, ihm die gedachte Professur anzuvertrauen, „wobei er sich auch zum Lesen historischer Collegia verpflichte“. Der Kanzler willigte ungern genug in diese Bitte, nachdem er sich von der Erfolglosigkeit der von ihm erhobenen nachdrücklichen Gegenvorstellungen überzeugt hatte. Am 9. September 1811 erfolgte die königliche Ernennung. — R. durfte sich sagen, daß er durch seine vorausgegangenen gelehrten Studien und Leistungen, sowie durch die seit einem Jahrzehnt erworbenen Erfahrungen im praktischen Staatsdienste nicht unvorbereitet in das ihm übertragene Lehramt eintrat. —

Mit der Uebersiedelung nach Breslau beginnt die zweite, der Zeit nach viel längere Hälfte in Raumer's Lebensgange, die überwiegend den wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmet blieb, ohne daß er darum seine Vorliebe für gemeinnütziges Wirken aufgab oder dem so lebhaft empfundenen Bedürfniß, stets mit dem öffentlichen Leben in Fühlung zu bleiben und seinen Gesichtskreis nach allen Richtungen zu erweitern, zum Opfer gebracht hätte. Sieben wohl ausgenutzte Jahre hat R. in der neuen Stellung in Breslau zugebracht. Gleich nach seiner Uebersiedelung hat er sich durch die Verheirathung mit einer Landsmännin, mit Louise, der Tochter des Oberforstmeisters v. Görschen in Dessau den eigenen Herd gegründet, dessen Genuß durch freundschaftlichen Verkehr mit Männern wie Manso, Steffens, v. Hagen, Heinsdorf, Schneider und seinem Bruder Karl einen erhöhten Reiz erhielt. Als Zeugniß seines fortgesetzten eifrigen Studiums des Mittelalters veröffentlichte er schon im Jahre 1812 sein „Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateinischen Geschichtsschreibern des Mittelalters“ und dehnte seine Vorlesungen zugleich auf das Gebiet der Geschichte aus, indem er u. a. Vorträge über die alte und neuere Geschichte hielt. Aus den einen sind seine im Jahre 1821 erschienenen „Vorlesungen über alte Geschichte“, aus den anderen seine im Jahre 1832 veröffentlichte und durch die Zeitereignisse hervorgerufene Schrift über „Polen's Untergang“ hervorgegangen. Beim Ausbruche des Befreiungskampfes hat er sich wohl die Frage vorgelegt, ob er nicht auch, wie z. B. sein Bruder Karl, die Feder mit dem Schwerte vertauschen solle, hat aber in Erwägung, daß an Streitern kein Mangel sei und er anderswie der guten Sache mehr nützen könne, den Gedanken fallen lassen; man wird ihm das kaum verdenken können, zumal die Natur ihn nach Allem nicht gerade zum Soldaten bestimmt hatte. Nach dem Friedensschluße unternahm er zu seiner Erholung eine Reise nach Venedig; sie eröffnet die lange Reihe von Ausflügen und Reisen, die sich im Verlaufe seines langen Lebens und bis in sein hohes Alter hinauf fortgesetzt wiederholten und ihn mehrmals nach Italien, England und Frankreich, nach Scandinavien, nach Constantinopel und Smyrna und Athen und sogar nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika geführt haben. Diese Reisen gingen zum Theile aus der merkwürdigen Beweglichkeit seiner Natur, zum

Theil aus wissenschaftlichen Zwecken und endlich aus dem Bedürfnisse, aus eigener Anschauung Menschen und Welt kennen zu lernen, hervor. Von fast allen diesen Reisen hat R. je nach ihrer Veranlassung Beschreibungen und Berichterstattungen veröffentlicht, die sich durch ihre Lehrhaftigkeit, die Unabhängigkeit seines Standpunktes und eine gesunde, oft scharfe Beobachtungsgabe auszeichnen. Gleich über den erwähnten ersten Ausflug von Breslau aus ließ er im Jahre 1816 eine Beschreibung in 2 Theilen erscheinen, dagegen über eine zweite Reise nach Italien, die ihn in der Zeit von 1816—17 im Interesse seiner Forschungen für die Geschichte der Hohenstaufen zu einem längeren Aufenthalte nach Rom führte und zu welchem er von der preußischen Regierung eine beträchtliche Unterstützung erhielt, hat er keine eigene Schrift veröffentlicht, und sehen wir uns auf die Briefe angewiesen, die er in die Heimath richtete und die theilweise im zweiten Bande seiner Lebenserinnerungen abgedruckt sind. Im Juli 1817 kam er wieder nach Breslau zurück und mußte sich bald genug mit der in Deutschland herrschenden Aufregung, die durch das Wartburgfest, die Ermordung Kotzebue's und die sich daran knüpfenden Complicationen hervorgerufen wurde, wohl oder übel abfinden; es soll nicht verschwiegen werden, daß er in der Beurtheilung dieser Vorgänge bei allem Freimuthe sich seine Besonnenheit bewahrte und mit der bezüglichen öffentlichen Meinung keineswegs vorbehaltlos oder überall übereinstimmte. Im verhängnißvollen Jahr 1819 war ihm noch überdies die Führung des Rectorates zugefallen; es scheint aber, daß er nicht gerade eine wohlthuende Befriedigung von dieser Ehre erlebt hätte. Genug, er fühlte sich in Breslau nicht mehr behaglich; auch in den geselligen Verhältnissen hatte sich in Folge von Sterbefällen oder Berufungen manches zu seinen Ungunsten verändert; er sehnte sich fort und in einen andern Wirkungskreis. Dieser sein Wunsch wurde noch im Jahre 1819 erfüllt: er erhielt auf Vorschlag der Facultät den Ruf als Professor der Staatswissenschaften und nebenbei der Geschichte an die Universität Berlin und folgte ihm noch im Herbste desselben Jahres: bereits am 25. October eröffnete er seine Vorlesungen.

Diese Verpflanzung eröffnete für R. eine bedeutungsvolle Perspective: nun war er erst auf dem rechten Platze, wie ihn seine Natur verlangte, und nun erst konnte der vielseitige, bewegliche, unermüdliche Mann sich in seiner vollen Eigenthümlichkeit entwickeln und zeigen. Denn es ist nicht anders, R. bedurfte bei aller Hingabe an seinen wissenschaftlichen Beruf der An- und Aufregungen, wie sie eben doch nur eine Stadt wie Berlin ihm bieten konnte. Ueber ein halbes Jahrhundert erstreckt sich das noch übrige Leben Raumer's, das ihm wenn auch mit Unterbrechungen in Berlin beschieden war. Etwas über ein Menschenalter wirkte er in seiner officiellen Stellung als öffentlicher Lehrer, zuerst vor allen der Staatswissenschaften und bald auch, da Rühs bereits 1820 starb, mit besonderer Vorliebe der Geschichte. Als Lehrer hat R. allerdings niemals eine hervorragende Wirksamkeit entfaltet, obwohl er sich stets einer größeren oder kleineren Anzahl recht anhänglicher Zuhörer erfreute, und noch viel weniger kann man von einer Raumer'schen Schule sprechen. Die neuere, ins Fleisch schneidende kritische Richtung, wie sie seit F. A. Wolf und Niebuhr aufgekommen war, entsprach durchaus nicht seiner vermittelnden eklektischen Natur, aber gerade aus diesem Grunde und bei dem Mangel eines abgeschlossenen Systems, vermochte er es nicht, Studirende, die jene Bahn betreten wollten, wie das dann bei Ranke in so ausgezeichneter Weise der Fall war, in seine Kreise zu bannen. Daß er unter seinen Collegen rasch genug Geltung errang, dürfte mit Sicherheit aus der Thatsache gefolgert werden, daß er bereits im Jahre 1822 zum Rector der Universität Berlin gewählt wurde. R. rechnete es sich als ein Verdienst an, daß, als er in dieser Eigenschaft die Festrede zur Feier der

25jährigen Regierung des Königs zu halten hatte, er trotz des Widerstandes des Senates es durchsetzte, daß er sie in deutscher Sprache halten durfte. Bedeutungsvoller ohne Zweifel für die Stellung Raumer's war, daß im Jahre 1823 endlich der Anfang seiner Geschichte der Hohenstaufen im Drucke erschien und schon im Jahre 1825 der letzte der sechs Bände ausgegeben wurde. Wie schon erwähnt, ist an dieses sein Werk die Unvergänglichkeit seines Namens und seiner Stellung in der geschichtlichen Wissenschaft geknüpft. Der laute Beifall, mit welchem es aufgenommen wurde, war nicht unverdient; daß er mit der von der romantischen Schule gepflegten Stimmung zusammenhing, kann ihm keinen Abbruch thun. Die wesentliche Bedeutung des Werkes lag doch über jene Denkungsweise hinaus und bestand darin, daß hier zum ersten Male eine der größten Epochen unserer nationalen Geschichte in umfassender Verbindung mit der universellen Entwickelung in anmuthender Form, harmonischer Composition, epischer Ruhe, maßvollem Urtheile zur Darstellung gelangte. Es gehört zu den wirksamsten Erfolgen des Werkes, daß durch dasselbe die Aufmerksamkeit unseres Volkes auf die glänzendste Epoche unserer Kaisergeschichte und des Mittelalters überhaupt mit nachhaltiger Kraft hingelenkt wurde. Daß diese Wirkung, wenn sie sich auch nicht auf gleicher Höhe behauptete, im Laufe der Jahre sich nicht verflüchtigte, dürften die bis zum Jahre 1878 noch folgenden vier Auflagen zur Genüge bestätigen. Freilich wurde auch Tadel laut, wie z. B. von Stenzel und Schlosser, und es ließ sich ja bei genauem Zusehen manches daran vermissen, namentlich die Sicherheit in der Quellenkritik, die Schärfe der Charakteristik und vor allem auch die gleichmäßige Behandlung der verschiedenen Abtheilungen des Stoffes; die Geschichte Kaiser Friedrich's I. blieb auch für jene Zeit allzuweit hinter billigen Anforderungen zurück, während die Epoche Kaiser Friedrich's II. mit den Glanzpunkt des Werkes bildet. Die fortgeschrittene Forschung hat ihn dann freilich überhaupt überholt und vielfach berichtigt, einzelne Abschnitte der Geschichte der Staufer wie z. B. König Philipp's u. s. w. sind seitdem mit unleugbar noch größerer Wärme dargestellt worden; aber als Gesammtleistung besteht das Werk noch heutzutage und wird als solche auch nicht so leicht überwunden werden. Der 5. und 6. Theil behandeln bekanntlich überwiegend die Zustände aller Art und was man auch wohl innere Geschichte zu nennen pflegt. Es muß diesen Theilen ein besonderes Verdienst zuerkannt werden. Gerade hier verspürt man den Vortheil, den R. aus seiner früheren praktischen Wirksamkeit zog, indem er, wie mit Recht gesagt worden ist, die Kategorien des Staatslebens, unter welchen es dem wissenschaftlich gebildeten Beamten erscheint, und die Fragen, die sich daran knüpfen, in seine Forschungen über das 12. und 13. Jahrhundert übertrug. Im Uebrigen ist diese Nachwirkung im Grunde bei der Mehrzahl der Raumer'schen Schriften, namentlich auch bei seinen Reisebeschreibungen wahrzunehmen. Die litterarische Fruchtbarkeit, die R. seit dieser Zeit entfaltet, erscheint außerordentlich, zumal wenn man bedenkt, daß seine Kraft gleichzeitig in der verschiedenartigsten Weise in Anspruch genommen wurde. Wir können bei dieser Gelegenheit nur die bedeutenderen oder besonders charakteristischen seiner Publicationen anführen. Schon im Jahre 1836 erschienen seine „Untersuchungen über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik", die (1861) eine dritte Auflage erlebten. R. war kein Doctrinär und um so eher im Stande, mit der wünschenswerthen Unbefangenheit eine solche Darstellung fruchtbar zu machen. Schon im Jahre 1823 hatte er das angebotene Amt eines Geschichtslehrers an der k. Kriegsschule in Berlin mit ansehnlichem Gehalt abgelehnt, um seine Kräfte nicht zu zersplittern; als er nun im Jahre 1827 im Namen König Ludwig's I. von Baiern den Antrag zu einer Professur an die Universität München erhielt, gab er als guter

reußischer Patriot wieder eine ablehnende Antwort, und war uneigennützig enug, von diesem Anerbieten keinen weiteren Gebrauch zu machen. Berlin bot ım freilich so viele Annehmlichkeiten, unter welchen der Verkehr mit einem Kreise orzüglicher Männer nicht die letzte war, daß schon dieser Umstand allein diesen inen Entschluß begreiflich macht. Außerdem übte das Theater, namentlich e Oper, weiterhin die Singakademie eine mächtige Anziehungskraft auf ihn. m Juli 1827 nahm ihn die Akademie d. W. in ihren Kreis auf, wohl eine r ersten Wirkungen der Art nach dem Erscheinen der Hohenstaufen. Nach ollendung dieses Werkes hatte R. sofort die Bearbeitung eines anderen, nämch der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte in Angriff und Bearbeitung geommen. Er hoffte ein „Lesebuch im besten Sinne des Wortes für Gebildete Stande zu bringen“. Doch gingen noch einige Jahre darüber hin, bis der ste Band erscheinen konnte. Im Herbste 1827 unternahm er seine erste Reise ach Paris, überzeugte sich hier aber bald, daß für die ihm nöthigen geschichtchen Forschungen ein längerer Aufenthalt nöthig sei als ihm zunächst verfügbar ar, doch bekennt er, durch diese „kurze Reise viel gelernt“ zu haben. Und en die auf dieser Reise gemachten Erfahrungen regten ihn zu der gleich das ahr darauf herausgegebenen Schrift „Ueber die preußische Städteordnung, nebst nem Vorwort über die bürgerliche Freiheit, nach französischen und deutschen egriffen“ an. Die Schrift fand den Beifall des Urhebers der preußischen tädteordnung, trug ihm aber zugleich einen unangenehmen Conflict mit dem m vorgesetzten Ministerium ein, wobei er sich übrigens mannhaft genug beıhm. R. war seit mehreren Jahren auch Mitglied des Obercensurcollegiums, eß jedoch in dieser Stellung so häufig auf Widerstand, daß er zuletzt (1831), erzeugt von der Fruchtlosigkeit seiner Mitwirkung, aus demselben ausschied, as alles ihm von Heine, der sich auch sonst öfter, aber nicht gerade in wolollender Weise mit ihm beschäftigt, den Titel eines „kgl. preußischen Revoluonärs“ eintrug. Das Jahr 1830 hatte ihn im Interesse seiner geschichtlichen orschungen zum zweiten Male nach Paris geführt und als die Frucht dieses nger andauernden Aufenthaltes und der angestellten archivalischen Forschungen ublicirte er das Jahr darauf die „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Gechichte des 16. und 17. Jahrhunderts“. Im Winter 1830 auf 1831 hielt R. m Kronprinzen Maximilian von Baiern Vorträge über Geschichte, wie er lche schon im Jahre 1813 in Breslau dem preußischen Thronfolger Friedrich Bilhelm gehalten hatte. Schon das Jahr zuvor hatte er das „Historische aschenbuch“ begründet, das dann, bei Brockhaus in Leipzig verlegt, 37 Jahre ndurch von ihm redigirt wurde und für die Verbreitung geschichtlicher Kenntsse auch in weiteren Kreisen einen nachhaltigen und fruchtbaren Anstoß gegeben t. Im Jahre 1832 ließ er die von dem polnischen Aufstande der Jahre 330—31 veranlaßte Schrift „Polens Untergang“ erscheinen, deren unabhängige affung aber in den maßgebenden und höchsten Kreisen einen so mißfälligen indruck machte, daß der König Raumer's Wahl zum Rector der Universität e Bestätigung versagte. Eine mißverstandene Stelle hatte sogar die Wirkung, ıß beschlossen wurde, ihn zur fiscalischen Untersuchung zu ziehen, als sich noch chtzeitig das Mißverständniß aufklärte. Der besser unterrichtete König war ann billig denkend genug, daß er zu einer Art von Satisfaction aus eigenem rmessen R. als einem unparteiischen, aufrichtigen Manne den Auftrag gab, ne Darstellung der Verhältnisse Preußens zu Polen in den Jahren 1830—32 us amtlichen Quellen zu entwerfen; diese Schrift erschien noch 1832 und hat ehrere, später ergänzte Auflagen erlebt. Im darauf folgenden Jahre, merkürdig vor allem durch den vorläufigen Abschluß des deutschen Zollvereins, hat . eine kleine Schrift „Briefe über den Zollverein“ abgefaßt und darin mit

besonderem Hinblick auf den Beitritt Sachsens nachdrücklich seine Stimme in dieser echt nationalen Frage erhoben. Im Jahre 1832 erschien zugleich der 1. Band seiner „Geschichte Europa's seit dem 15. Jahrhundert“, die erst im Jahre 1850 mit dem 8. Bande abgeschlossen wurde. Seine Freunde, wie z. B. Tieck, mit dem er seit Jahren in engem freundschaftlichem Verkehr stand, erwarteten freilich eine außerordentliche Wirkung von diesem Werke, die wo möglich den Erfolg der Hohenstaufen noch übertreffen sollte, aber die Thatsachen stimmten keineswegs mit diesen wolwollenden Voraussetzungen überein, und es war nicht mehr als ein „Achtungserfolg“, von dem gesprochen werden konnte. Die rasche Art, mit welcher R. producirte, trug ohne Zweifel zu diesem vergleichungsweise geringen Erfolge einiges bei; es hatten sich aber zugleich inzwischen die Ansprüche gerade an die Behandlung der neueren Geschichte in einem Grade gesteigert, daß R. ihnen nicht mehr so recht genügen konnte. Eine in die Tiefe gehende, schneidige und zugleich geistvolle Darstellung, wie sie Ranke so hinreißend vertrat, hatte ohnedem niemals zu Raumer's Vorzügen gehört. Auch sein an sich gewiß löbliches Bemühen nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit in der Beurtheilung, die doch häufig nahezu in Grundsatzlosigkeit ausartete, wird ebenfalls der Aufnahme des langathmigen Werkes Eintrag gethan haben. Er selber wurde zwar darum an sich nicht irre und tröstete sich wohl auch mit der Erwägung, daß eben Niemand gegen seine Natur ankönne. Daneben entwickelt R. eine ununterbrochene litterarische Fruchtbarkeit, die die Theilnahme des Publicums wohl hier und da einigermaßen ermüden konnte. Im Jahre 1835 hatte er zum Zwecke seiner Forschungen über die neuere Geschichte eine Reise nach England unternommen, deren Beschreibung er das Jahr darauf in 2 Bänden u. d. T. „England im Jahre 1835“ herausgab und die allerdings den Beweis lieferte, in wie gründlicher Weise er die verschiedenen öffentlichen Zustände und Einrichtungen des Inselreichs studirt hatte. Im Jahre 1841 hat er diesen Besuch wiederholt und die Ergebnisse desselben in einem 3. Bande niedergelegt. In den Jahren 1836—39 ließ er zugleich seine „Beiträge zur neueren Geschichte Europa's aus dem britischen Museum und Reichsarchiv“ in 5 Bänden folgen, die von den Zeiten der Königin Elisabeth bis in die letzten Jahre Friedrich's des Großen sich erstrecken und, in zugleich betrachtender und raisonnirender Form, einen guten Theil des Abendlandes umspannen. In denselben Jahren 1839—40 traten seine „Beiträge zur Kenntniß Italiens“ in zwei Theilen zu Tage, ebenfalls die Frucht einer im Jahre 1839 dahin unternommenen Reise. Und gleich darauf, im Jahre 1841, begründete der Unermüdliche, der das öffentliche Interesse und das Bedürfniß der Bildung auch der niederen Classe niemals außer Augen ließ, zum Besten der Errichtung von Volksbibliotheken, jene populären Vorträge (in der Singakademie), welchen dann ein so außerordentlicher Erfolg zu Theil geworden ist, wie achselzuckend auch verschiedene seiner gelehrten Collegen das Vorhaben anfangs beurtheilten, und die den äußerst fruchtbaren Anstoß zur Nachahmung überall in Deutschland gegeben haben. Jedoch weder wissenschaftliches Arbeiten noch gemeinnütziges Wirken ließen den ewig Beweglichen über ein bestimmtes Zeitmaß hinaus ruhig zu Hause. Hatte er den größeren Theil des europäischen Festlandes und England kennen lernen, so trieb ihn seine Reise- und Lernlust jetzt (1841) in die neue Welt, nach den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, die damals freilich in der alten Welt noch nicht in dem Grade wie später gekannt waren. Der Bericht, den er über diese Reise (1845) erstattete, liegt in zwei Bänden gedruckt vor. Wenn er es noch nicht gewußt hätte, bei dieser Gelegenheit, wie schon früher bei seinen Besuchen in England, konnte R. es erfahren, daß sein

Name weithin gedrungen und lebhaft gefeiert war. Er hat sich überall in der Fremde der zuvorkommendsten Aufnahme zu erfreuen gehabt. —

Das Jahr 1847 brachte ihm, der von seiner Art nicht lassen konnte, einen vielbesprochenen Conflict. Am 28. Januar hatte er zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II. in der Akademie der Wissenschaften in seiner Eigenschaft als Secretär die Festrede zu halten. S. M. der König Friedrich Wilhelm IV. befand sich, wenn wir nicht irren, selbst unter den Zuhörern. Der Gegenstand, den R. sich für seine Rede erwählt hatte, des großen Königs religiöse Toleranz, war nach Lage der Dinge allerdings delicater Natur, und die Behandlung, die R. ihm angedeihen ließ, erweckte die nicht zurückgehaltene Mißbilligung vor allem des erlauchten Zuhörers. Die Akademie hielt es für angezeigt, dem Könige ihr tiefstes Bedauern über das Vorgefallene auszudrücken und den in Ungnade gefallenen Redner insoweit zu entschuldigen, daß derselbe „nicht aus sträflicher Absicht, sondern nur durch unvorsichtige Ausführung des Gegenstandes und Wahl des Ausdruckes gefehlt" und „jede persönliche Zurechtweisung ohne Widerrede hingenommen habe" u. dgl. Man konnte es unter diesen Umständen R. kaum verdenken, daß er sich entschloß, diesem Vorgehen der Akademie gegenüber sein Amt als Secretär niederzulegen, und aus der Akademie selbst ausschied. Dürfen wir bei dieser Gelegenheit den religiösen Standpunkt Raumer's berühren, so kann man etwa sagen, er war entschiedener Protestant, aber ein Gegner jedes ausschließlichen Confessionalismus, und indem er für sich das Recht in Anspruch nahm, nach seiner Façon selig zu werden, durchaus bereit, jedem anderen ein ähnliches Recht zuzugestehen. Aus diesem Grunde wußte er auch den Katholicismus von seiner besten Seite zu nehmen, was ihm namentlich als Geschichtschreiber des Mittelalters wesentlich zu Gute kam. Um aber auf den angedeuteten Conflict zurückzukommen, so erhielt die Popularität Raumer's durch denselben, wie es zumal nach der damals herrschenden Stimmung in Berlin nicht Wunder nehmen konnte, einen erheblichen Zuwachs. Er wurde als ein Märtyrer seiner Ueberzeugung gefeiert; seine bald darauf folgende Wahl zum Stadtverordneten war ein nicht zu verkennender Ausdruck dieser frondirenden Gesinnung.

Das Jahr 1848 führte R. wieder auf einen größeren und weiteren Schauplatz. Die Berliner März-Revolution gab ihm in seiner Eigenschaft als Stadtverordneter Veranlassung, in den kritischen Tagen handelnd und zugleich beschwichtigend aufzutreten. Zunächst befreite ihn die Wahl zum deutschen Parlament nach Frankfurt aus mancher Verlegenheit, welche ihm die erneuerte Wahl als Stadtverordneter nicht erspart hätte. In drei Wahlkreisen, Frankfurt a. O., Quedlinburg und Aschersleben, war R. zum Abgeordneten gewählt worden, Beweis genug, ein wie populärer Mann im Lande er wol oder übel bereits geworden war. Er optirte für Frankfurt a. O. und reiste noch im Mai nach Frankfurt a. M. Es ist bekannt, daß R. in der deutschen Nationalversammlung eine hervorragende Rolle nicht gespielt hat. Dazu fehlte ihm schon die nöthige Rednergabe — einige seiner in Frankfurt „nicht gehaltenen" Reden hat er später in den Druck gegeben (Verm. Schriften 1, S. 88 ff.) — aber diese seine Thätigkeit, die er niemals überschätzt hat, wurde für den übrigen Rest des Jahres 1848 dadurch unterbrochen, daß er im August als Vertreter der deutschen Centralgewalt nach Paris geschickt wurde. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob diese Wahl für die nicht so leichte, ihm gestellte Aufgabe eine glückliche genannt werden konnte; die Beweggründe, die sie veranlaßt, lassen sich ungefähr vermuthen; gewiß ist, daß sich R. in der ihm zugedachten Stellung doch nicht ganz sicher fühlte und daß der Erfolg seiner Botschaft einiges zu wünschen übrig ließ. Er brachte doch nicht die für ein solches Geschäft nöthige

Erfahrung mit, und es gehörte sein Optimismus dazu, sich über so manche erlittene Enttäuschung zu trösten. Mit dem Ende des genannten Jahres, nach der Wahl L. Napoleon's zum Präsidenten der Republik, kehrte R. nach Frankfurt zurück und betheiligte sich wenigstens an den Fractionssitzungen lebhaft genug. Daß er in der deutschen Verfassungsfrage für die preußische Spitze eintrat, versteht sich wol von selbst; er gehörte zur Deputation, die nach Berlin entsendet wurde, Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anzubieten. Zurückgekehrt von der erfolglosen Mission, hielt er noch bis zum Mai (1849) Stand und schied dann mit dem größeren Theile der preußischen Abgeordneten aus der Nationalversammlung aus, das Vergebliche der gemachten Anstrengungen bedauernd, die Gründe des Mißlingens zum großen Theile erkennend und zugleich der sicheren Hoffnung, daß die Zukunft die Lösung der deutschen Frage in der angedeuteten Richtnng doch noch einmal bringen werde. Nach seiner Heimkehr nach Berlin kam er zwar noch keineswegs zur Ruhe; er wurde nämlich gleich darauf in die preußische, damals auf Wahl beruhende erste Kammer berufen. Diese seine Wirksamkeit schlägt er nicht übermäßig hoch an. „Ich habe durch sie viel gelernt, aber keinen bekehrt und nichts erwirkt.“ Zugleich sammelte er seine „Briefe aus Frankfurt und Paris“ und veröffentlichte sie noch im Jahre 1849. Ueberhaupt nahm er jetzt seine Berufs- und litterarische Thätigkeit wieder auf. Noch vor dem Ausbruch der deutschen Revolution hatte er unter dem Titel „Spreu“ anonym eine Sammlung von Sprüchen herausgegeben, die sich an den verschiedensten Gegenständen versuchen, überall seine Belesenheit, die Freiheit und Unbefangenheit seines Geistes bezeugen und anregend genug wirkten. Im Jahre 1850 folgten seine „Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart“, in welchen er zum ersten Male diesen Gegenstand, der nun nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt wurde, einläßlicher und mit Geschick und Tact behandelte. Das Jahr 1851 brachte die „Antiquarischen Briefe“, in welchen vor allem zwischen Böckh und R. eine Anzahl interessanter Fragen aus dem Alterthum erörtert werden. Immerhin ersieht man daraus, daß R. den Fortschritt auf dem Gebiete des griechischen Alterthums niemals aus den Augen gelassen hat. Im Jahre 1849 hatte er auch angefangen, Vorlesungen für Frauen zu halten, was er bis zum Jahre 1865 fortgesetzt hat und wobei er stets auf ein sicheres und höchst dankbares Publicum rechnen durfte. In den Jahren 1852—54 veröffentlichte er 3 Bände seiner „Vermischten Schriften“, in welche er einen guten Theil seiner zerstreuten kleinen Aufsätze, Abhandlungen, Recensionen u. dgl. aufnahm. Im Jahre 1859, also in seinem 78. Lebensjahre, bewirkte er seine Emeritirung und wurde von der Verpflichtung, an der Universität regelmäßig Vorlesungen zu halten, entbunden, was ihn aber nicht abgehalten hat, bis zum Jahre 1869 zeitweise immer wieder von dem ihm vorbehaltenen Rechte Gebrauch zu machen und den Katheder zu besteigen; das Jahrzehnt 1850—60 ist zugleich von einer Reihe kürzerer oder längerer Reisen ausgefüllt. Nordamerika hatte er, wie erwähnt, im Jahre 1844 besucht, ob er jemals im Ernste die Absicht gehegt hat, auch Südamerika aus eigener Anschauung kennen zu lernen, bleibt ungewiß, sicher ist aber, daß er im Jahre 1852 diese Reise wenigstens in Gedanken und auf dem Papier machte und mit Benutzung einer zahlreichen Litteratur eine „Reise nach Südamerika“ abfaßte. Seit dem Jahre 1860 fängt seine litterarische Fruchtbarkeit an, nachzulassen, aber keineswegs zu versiegen. In dem genannten Jahre veröffentlichte er die „Historisch-politischen Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen“, die eine Art „Staatslehre“, aber ohne strenge systematische Gliederung und Reihenfolge bieten. Sie verdienen noch heutzutage gelesen zu werden und sind frei von dem leichten Sinn und der historischen Unkenntniß, mit welcher fortgesetzt

von gewisser Seite her so schwierige Fragen behandelt zu werden pflegen; sie sind zugleich frei von aller Einseitigkeit, die freilich bei einem Thema dieser Art am meisten Eindruck macht. In diesem Jahre hat R. zugleich angefangen als ein fast 80jähriger, eine Umschau über sein vergangenes Leben zu halten und hat es, nicht mit Unrecht, für inhaltsreich genug gefunden, der Mitwelt über seine Entwickelung und Laufbahn Rechenschaft abzulegen. So kamen seine „Lebenserinnerungen und Briefwechsel“ (2 Bände, Leipzig 1861) zu Stande, die einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Zeitgeschichte bieten. Das Jahr 1864 endlich brachte sein „Handbuch der Geschichte der Litteratur“ in zwei Theilen, das aus Vorlesungen, die er, wie erwähnt, seit längerer Zeit für Frauen zu halten pflegte, herausgewachsen ist. Im Jahre 1866 feierten seine Freunde das 25jährige Jubiläum der von R. und Professor von Lichtenstein seiner Zeit mit so vielem Erfolge gegründeten „populären Vorträge zu gemeinnützigen Zwecken“, und es fehlte nicht an schmeichelhafter Anerkennung, die dem überlebenden R. bei dieser Gelegenheit von der höchsten Stelle ausgesprochen wurde. Das kritische Jahr 1866 konnte begreiflicherweise an R. nicht vorübergehen, ohne auf ihn tiefen Eindruck zu machen und ihn zu ernsten Erwägungen zu stimmen. Er hatte auch in der Politik stets die richtige Mitte gesucht und sich niemals als ein Gegner Oesterreichs benommen. Mit Metternich hatte er eine Zeitlang wenigstens auf gutem Fuße gestanden. Als nun aber die Stunde der Entscheidung schlug, war er doch keinen Augenblick zweifelhaft, welcher Seite er den Sieg wünschen sollte und auf welcher Seite die Sache der deutschen Nation und ihrer Zukunft verfochten wurde. So begrüßte er denn das große Ergebniß mit unverhehlter Genugthuung und Zustimmung und erklärte den Bundesbeschluß vom 15. Juni (1866) für ein Glück für Preußen, „weil dieses dadurch genöthigt und berechtigt ward, eine neue, große Bahn zu betreten, zu eigenem Heile und zum Heile Deutschlands“. Seine letzte Publication erschien im Jahre 1869, vier Jahre vor seinem Tode und enthielt, charakteristisch genug u. d. T. „Litterarischer Nachlaß“ (2 Theile) nebst einigen Ergänzungen zu seiner Lebensgeschichte, u. a. eine Fortsetzung seines ausgewählten Briefwechsels, z. B. mit Alexander von Humboldt, einzelne geschichtliche Aufsätze, verschiedene Beiträge zu den „schönen Wissenschaften“ gehörig, darunter eine bereits im Jahre 1824 entstandene „Erzählung“ (Marie), denn auch auf dem Felde der Novellistik hat er sich versucht, und im Jahr 1833 eine zweite solche Erzählung in Briefen „Wilhelmine“ (s. Verm. Schriften I, S. 370 ff.) nachfolgen lassen. Man könnte nicht behaupten, daß der Freund Tieck's als ein Unberufener sich in diese Reihe gedrängt habe. In demselben Jahre (1869) wurde R. noch ein deutlicher Beweis der ungewöhnlichen Beliebtheit und Anerkennung, deren er sich in allen gebildeten Kreisen der Hauptstadt erfreute, zu Theil. An seinem 89. Geburtstage erschien eine Deputation, aus hervorragenden Männern bestehend, bei ihm und überreichte ihm eine Adresse mit den Namen einer großen Anzahl seiner Verehrer und Verehrerinnen — an deren Spitze J. M. die regierende Königin stand — in welcher die wärmsten Glückwünsche zu dem Festtage ausgedrückt waren, und ersuchte ihn zugleich, zu einer Büste zu sitzen, welche ein hervorragender Künstler (Drake) ausführen und die ihm zum Geschenk gemacht werden sollte. —

Kein Zweifel, es war eine lange, fruchtbare, man darf sagen, von Glück und Erfolg begleitete Laufbahn, auf welche R. am Abend seines Lebens zurückblicken konnte. Kein tiefer oder bahnbrechender Geist, aber empfänglich für alles Große und Schöne, von unermüdlicher Arbeitskraft, wirksam in der Wissenschaft wie im praktischen Leben, jeder Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit abhold, jeder Anfechtung gegenüber von unerschütterlichem Gleichmuth, des eigenen Werthes bewußt, fremdes Verdienst kaum jemals beneidend, ist er in einem

langen Leben seinem Ideal wissenschaftlichen Arbeitens und gemeinnützigen Wirkens unentwegt getreu geblieben. Kein großer, aber ein unvergeßlicher Mann schloß mit ihm am 14. Juni 1873 die Augen.

Vgl. Raumer's „Lebenserinnerungen und Briefwechsel“ (2 Theile, Leipzig 1862) und „Litterarischer Nachlaß“ (2 Bände, Berlin 1869). — L. v. Ranke's Gedächtnißrede auf F. v. Raumer (Historische Zeitschrift 1873) und W. v. Giesebrecht's Nekrolog F. v. Raumer's in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrgang 1874 (S. 179—187).

Wegele.

Raumer: Georg Wilhelm v. R., geb. am 19. November 1800 zu Berlin, war ein Sohn des im J. 1833 verstorbenen Karl Georg v. R. Nachdem er das Friedrich-Werder'sche Gymnasium in seiner Vaterstadt besucht hatte, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft in Göttingen, Berlin und Heidelberg, und später, nachdem er 1823 Auscultator und 1825 Referendarius bei dem Kammergericht geworden war, wo er das dort aufbewahrte kurmärkische Lehnsarchiv kennen lernte, dem Studium der brandenburgischen Geschichte. Auf diesem Gebiete hat er werthvolle Arbeiten herausgegeben, welche seinem Namen auf immer einen guten Klang unter den märkischen Historikern sichern. Nachdem er 1827 Kammergerichtsassessor und 1829 Hülfsarbeiter im Finanzministerium geworden war, wurde er am 6. Juli 1833 als Regierungsrath und vortragender Rath im königl. Hausministerium und bei der Archivverwaltung angestellt. Vier Jahre später wurde er Geheimer Regierungsrath, 1839, bei Gelegenheit des Reformationsjubiläums, von der Universität Berlin zum Dr. juris promovirt und am 17. März 1843 unter Beibehaltung der Stelle als Geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath im Hausministerium mit dem unmittelbaren Vortrage beim König Director der Staatsarchive. Diese Stelle legte er nieder, als im J. 1852 von dem unter seiner Leitung stehenden Geheimen Staats- und Cabinetsarchive das königl. Hausarchiv abgezweigt wurde. Im J. 1844 war v. R. zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt; auch war er seit dem 6. April 1842 Mitglied der General-Ordenscommission. Er starb plötzlich zu Berlin am 11. März 1856. — Von seinen zahlreichen Arbeiten seien hier nur die hervorragendsten genannt: „Codex diplomaticus Brandenburgensis continuatus. Sammlung ungedruckter Urkunden zur brandenburgischen Geschichte.“ Berlin 1831, 1833. 2 Bde. 4°. — „Regesta historiae Brandenburgensis. Chronologisch geordnete Auszüge aus allen Chroniken und Urkunden zur Geschichte der Mark Brandenburg.“ I bis zum Jahre 1200. Berlin 1836. 4°. Zu diesem Werke hatte Böhmer den Verfasser veranlaßt. — „Historische Charten und Stammtafeln zu den Regesta historiae Brandenburgensis.“ Erstes Heft bis zum Jahre 1200. Berlin 1837. 4°. — „Die Neumark Brandenburg im Jahre 1337 oder Markgraf Ludwig's neumärkisches Landbuch, mit Erläuterungen der damaligen Verfassung und einer Charte.“ Berlin 1837. 4°. — „Mémoires originaux sur le règne et la cour de Fréderic I, roi de Prusse par Ch. comte de Dohna“ (herausgegeben von v. R.). Berlin 1833.

(Koner) Gelehrtes Berlin i. J. 1845. Berlin 1846. — Vossische Zeitung 1856.

Ernst Friedlaender.

Raumer: Hans v. R., Parlamentarier, wurde am 13. October 1820 geboren in Giebichenstein bei Halle als Sohn des Professors an der dortigen Universität Karl v. R. Er studirte 1837—1841 in München, Berlin und Erlangen zuerst Bergwissenschaft, dann die Rechte. 1845 von der Gemeinde Dinkelsbühl im baierischen Mittelfranken zum rechtskundigen Magistrat gewählt war er mit großem Eifer bestrebt, neben seinem amtlichen Wirken auch für Belebung und Verbreitung deutschen Sinnes thätig zu sein. So war er der erste,

der in Baiern den Adressensturm gegen den offenen Brief des Königs Christian VIII. von Dänemark vom 8. Juli 1846 anregte. Auch war er sonst noch einer der ersten Führer der damaligen Bewegung zur Erhaltung Schleswig-Holsteins bei Deutschland. Dieses Hervortreten war die Veranlassung, daß er am 28. April vom Bezirke, in welchem er thätig war, zum Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung gewählt wurde. Jung an Jahren, voll der edelsten Vaterlandsliebe, trat er in diese Versammlung mit den größten Hoffnungen auf eine glückliche Gestaltung der deutschen Verhältnisse. Voll jugendlicher Unternehmungslust und entschlossen, der Mitwirkung zu jenem Zwecke Alles zu opfern, unterschied er sich doch gewaltig von den Männern der Linken. Er besaß gründlichste Kenntnisse, ein reifes Urtheil, sowie eine Gabe feiner Unterscheidung und war ein Mann besonnenster Mäßigung. So hielt er sich denn auch zum Club des Augsburger Hofes. Männer wie Beseler, Riesser, R. v. Mohl, Wurm, namentlich aber Zerzog waren sein nächster Verkehr. Daneben aber war er, wie Laube berichtet, wegen seiner Grundehrlichkeit und seines angenehmen Wesens „der Liebling der halben Paulskirche", so daß er oft als glückliches Mittelglied zwischen den Fractionen oder zwischen feindselig abgewandten Persönlichkeiten diente. Der Niedergang dieser Versammlung ging ihm sehr zu Herzen. Ohne in derselben viel oder hervorragend aufgetreten zu sein, versuchte er im entscheidenden Augenblicke sie noch zusammenzuhalten. Am 10. Mai 1849 war auf v. Reden's Antrag beschlossen, dem durch unbefugtes Einschreiten Preußens in Sachsen begangenen schweren Bruche des Reichsfriedens mit allen Mitteln entgegenzutreten. Als sich infolge dieses radicalen Beschlusses die gemäßigten Elemente zum Verlassen der Versammlung vorbereiteten, erschien R. im Casinoclub der erbkaiserlichen Partei und schlug den Erlaß einer öffentlichen Begründung der abweichenden Meinung vor. Der Club stimmte zu, die Verfasser des Aufrufes wurden bezeichnet und man plante schon eine neue Organisation der Partei. Aber der Entschluß, sich zu sammeln und noch einmal festen Fuß zu fassen gegen die Revolution, zeigte sich ohnmächtig gegenüber den Thatsachen. Der Erlaß unterblieb und von den geistigen Häuptern der Versammlung schied eins nach dem andern aus. Da gab R. sein Amt und seine Heimath auf und eilte nach Schleswig-Holstein, um für Deutschland zu kämpfen. Aber auch hier machte er dieselben trüben Erfahrungen wie in Frankfurt. Er fand auch hier nicht die herzhafte Führung, nach welcher er sich gesehnt. Gleichsam ein Bild des um jene Zeit verzweifelnden deutschen Vaterlandes, starb R. in Schleswig-Holstein am 27. März 1851.

Biogr. Umrisse d. Mitgl. d. d. const. Nat.-Vers. (Frkf. 1849) S. 56. — Biedermann, Erinn. a. d. Paulsk. S. 319. — Laube, d. erste d. Parl. Bd. 3 S. 24. — Haym, d. d. Nat.-Vers. Bd. 3 S. 152. — Brustbilder a. d. Paulsk. S. 35 u. 136. Wippermann.

Raumer: Karl Albrecht Friedrich v. R., preußischer Generallieutenant, wurde am 3. März 1729, als der jüngste Sohn des anhaltischen Regierungsdirectors v. R., zu Dessau geboren, von wo Prinz Moriz von Anhalt ihn im Januar 1744 zu seinem Regiment nach Stargard in Pommern mitnahm. Mit diesem nahm er am zweiten schlesischen Kriege Theil, während des Feldzuges ward er Officier. Ueber seine Erlebnisse vom Eintritt in den Dienst bis nach der Schlacht bei Kesselsdorf hat er Aufzeichnungen hinterlassen, welche in dem Allgemeinen Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates, herausgegeben von L. v. Ledebur, 10. Band, Berlin 1833, S. 97 abgedruckt sind. Prinz Moriz sorgte auch nach Friedensschluß für Raumer's militärische Fortbildung und hatte ihn während des ersten Theiles des Siebenjährigen Krieges meist als Adjutanten bei sich; im Sommer 1757 aber kehrte R. als Stabscapitän mit

seinem Regimente aus Sachsen nach Pommern zurück und stand zunächst den Schweden gegenüber, bis das Regiment nach der Schlacht bei Kunersdorf wiederum nach Sachsen und 1761 nach Schlesien ging. Hier erhielt er für Auszeichnung im Treffen bei Burkersdorf am 21. Juli 1762 den Orden pour le mérite; während des ganzen Krieges war er vielfach als Generalstabsofficier und zu Befestigungsarbeiten gebraucht worden. Nach Friedensschluß wurde er Major; am Bairischen Erbfolgekriege nahm er als Oberst in der Brigade des späteren König Friedrich Wilhelm II. in Oberschlesien Theil. 1783 erhielt er ein eigenes Regiment in Ostpreußen, aber bereits unter Umständen, welche erkennen ließen, daß König Friedrich II. ihm nicht günstig gesinnt war, 1786 ward es klar, daß R. sich in völliger Ungnade befand, indem der König ihm ein Garnisonregiment geben wollte. Nun bat R. um die Erlaubniß, sich vertheidigen zu dürfen oder um seinen Abschied, worauf er letzteren erhielt. Die Beweggründe, welche den König zu diesem Verfahren bestimmten, sind nicht bekannt geworden. R. selbst läßt durchblicken, daß es des Monarchen allgemeine Abneigung gegen alles Dessauische und Ostpreußische gewesen sei. Als Friedrich wenige Monate später gestorben war, rief dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. R. sofort in den Dienst zurück, gab ihm ein Regiment in Brandenburg und ernannte ihn am 11. August 1790 zum Generallieutenant. Als die dritte Theilung Polens zur Ausführung gebracht werden sollte und preußischerseits durch königliche Declaration vom 24. Februar 1793 der Entschluß ausgesprochen war, Danzig in Besitz zu nehmen, erhielt R. den Auftrag, mit einem aus allen Waffen bestehenden Truppencorps die Stadt Danzig zu besetzen. Die städtischen Behörden waren bereit, ihm dieselbe zu überliefern. Am 28. März 1793 Morgens 10 Uhr besetzte er den Hagels- und Bischofsberg, die Stadtwache am Marienthore ließ sich durch preußische Soldaten ruhig ablösen. Es sollte nun der Einmarsch folgen. Da fielen aus der Menge Schüsse, bald ward auch von den Wällen gefeuert, mehrere preußische Officiere und Soldaten wurden getroffen. R. antwortete in gleicher Weise, zog vorläufig die Truppen zurück, behielt aber den Bischofsberg besetzt und beschoß die Stadt bis um 4 Uhr Nachmittags; dann verstummte das Feuer; es traten Unterhandlungen mit den städtischen Behörden ein, welche Herren der Bewegung geworden waren, und am 4. April konnte R., zum Gouverneur von Danzig ernannt, ungehindert einrücken; am 7. Mai huldigte die Stadt dem Könige von Preußen. R. trat 1795 in Pension und starb am 24. December 1806.

Militärisch-genealogischer Kalender auf das Jahr 1790, mit Genehmhaltung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — L. v. Zedlitz, Militärisches Pantheon des preußischen Heeres, 2. Band, Berlin 1836. — Ueber Danzig: F. S. Seydel, Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege, 4. Theil, S. 318, Leipzig und Züllichau 1823.

B. Poten.

Raumer: Karl Georg v. R. wurde seinen Eltern, dem fürstlich anhaltischen Regierungsdirector Leopold Gustav Dietrich und dessen Gattin, einer Tochter des preußischen Regierungspräsidenten v. Waldow, am 16. November 1753 zu Dessau geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt die Schule einige Jahre hindurch besucht hatte, kam er 1769 nach Stargard auf das sogenannte Gröningen'sche Collegium und von dort 1771 auf die Universität Leipzig, wo er 3½ Jahre hindurch Jurisprudenz studirte, daneben aber auch durch den Besuch von Vorlesungen in anderen Facultäten auf seine allseitige Ausbildung bedacht war. Nach vollendeten Studien trat er in preußischen Dienst, bestand am 4. Juli 1775 das Referendariatsexamen und wurde am 9. Juli 1775 zum Referendarius beim Kammergericht ernannt, aber schon im October 1776, in Anerkennung seiner Fähigkeiten, der Commission zur Einrichtung des Hypotheken-

wesens in Westpreußen beigegeben, wo er zwei Jahre verblieb. Im J. 1780, am 20. Februar, nach absolvirter Assessorprüfung, wurde er bei dem ersten Senate des Kammergerichts zum Assessor cum voto und Criminalsecretarius ernannt und bald darauf (1781) zum Assistenzrathe befördert. Am 4. Juli 1785 wurde er Kammergerichtsrath, am 5. September 1786 Kammergerichtsrath der oberen Classe, 1787 Rath bei dem kurmärkischen Pupillencollegium, 1789 Rath bei dem französischen Obergericht. Unter Beibehaltung dieser drei Aemter kam er 1792 für die Reichs- und Rechtsangelegenheiten in das Cabinetsministerium, gab jene älteren Aemter indessen schon 1793 auf, da die Geschäfte seiner neuen Stellung ihn dazu drängten. Einen weiteren Fortschritt seiner amtlichen Laufbahn bezeichnet das Jahr 1797, als er im December zum Geheimen Legationsrath befördert ward, und da er auch unter dem Justizminister Freiherrn v. d. Reck im Lehnsdepartement arbeitete, ward er 1803 Geheimer Oberjustizrath. Als im J. 1809 die Friedensvollziehungscommission, deren Mitglied v. R. gewesen und in der er die vom Könige selbst ihm übertragene Direction in allen Justiz-, Hoheits- und geistlichen Sachen gehabt hatte, aufgelöst wurde, gaben ihm seine beiden Aemter eine neue Stellung bei den Centralbehörden für die auswärtigen und Justizangelegenheiten. Dazu wurde er 1810 Mitglied der neuerrichteten Generalordenscommission und 1811 vortragender Rath bei dem Staatskanzleramte mit dem Range eines Geheimen Staatsrathes. Nachdem er dann während des Krieges die Geschäfte der zweiten Section des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten interimistisch geleitet hatte, übertrug ihm im August 1814 der König die Stelle als Chef dieser Section unter Ernennung zum Wirklichen Geheimen Legationsrathe, und nun gab er die Stelle eines Geheimen Oberjustizrathes auf. Fortan bearbeitete er unter dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg die Angelegenheiten des königlichen Hauses, des deutschen Bundes und der römisch-katholischen Kirche. Im J. 1818 wurde er Mitglied des Staatsrathes, 1819 Präsident des neuerrichteten Obercensurcollegiums, 1822 Director im Ministerium des königlichen Hauses. Dagegen legte er das im J. 1811 übernommene Amt als Präsident des Domkirchendirectoriums nieder. Das letzte ihm übertragene Amt war das des Directors des Geheimen Staats- und Cabinetsarchivs und der Provinzialarchivverwaltung, welche Stelle er bis an sein Ende bekleidete, während er mehrere seiner anderen Aemter nach und nach niederlegte. Am 10. Juli 1825 wurde v. R. bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, „noch in seinem hohen Alter“, wie er selbst schreibt, „nützlich, thätig, gesund, froh und heiter“, zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädicate Excellenz ernannt. Die sechs activen Staatsminister schenkten ihm zu diesem Festtage seine von Professor Wichmann gemachte Büste aus Marmor, mit der Bestimmung, daß dieselbe nach seinem Tode im Geheimen Staats- und Cabinetsarchive aufgestellt werden solle. — Ehe die Berufsarbeit den Vielbeschäftigten ganz in Anspruch nahm, war v. R. auch schriftstellerisch thätig gewesen. Es sind folgende Druckschriften aus seiner Feder erschienen: „Lettres écrites à l'âge de sept ans, par C. G. de R., citoyen d'une riante ville des bords de la Moulde“, à Brandebourg 1772. — „Versuch über die Mittel wider den Kindermord. Auf Veranlassung der Mannheimer Preisfrage. Von einem Criminalrichter.“ Berlin und Stralsund 1782. — „Ueber die Vorurtheile wider die Vormundschaftscollegien“. Von den Kammergerichts- und Pupillenräthen Woldermann und v. Raumer. Berlin 1789. — Am 2. Juli 1833 schloß v. R. sein langes, treuester Pflichterfüllung gewidmetes und durch ausgezeichnete Dienste in hervorragenden Aemtern unter drei Königen bewährtes Leben.

Neuer Nekrolog der Deutschen. XI. Jahrg. 1835. — Allgemeine Preußische Staats-Zeitung 1833 Nr. 192. — Gelehrtes Berlin im Jahre 1825.

Ernst Friedlaender.

Raumer: Karl Otto v. R., preußischer Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Die Familie, auch Raamer von Rain genannt, stammt aus dem oberbaierischen Orte Rain am Lech und war gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Eschenbach in der Oberpfalz ansässig, bis infolge der dortigen Gegenreformation der größte Theil derselben im Anfange des 17. Jahrhunderts nach Anhalt verpflanzt wurde. Hier gelangten mehrere Mitglieder aus drei Generationen zu den höchsten Staatsämtern und, nachdem der Adel der Familie 1693 durch Kaiser Joseph I. erneuert war, einige Mitglieder der folgenden Generation in preußischen Militärdienst. R., geboren am 7. September 1805 zu Stargard in Pommern, war der Sohn des preußischen Generalmajors Karl Friedrich Heinrich v. R. († am 2. Juli 1831), welcher sich als preußischer Major im Regimente Pirch bei Auerstädt rühmlich hervorgethan, und der Albertine geborne v. Tschirsky. Er besuchte bis 1824 das Gymnasium in Stettin, studirte bis 1826 in Göttingen und Berlin die Rechte und die Staatswissenschaften und wurde, nachdem er in Stettin die Vorbereitungsstadien des höheren preußischen Staatsdienstes zurückgelegt, schon 1834 Regierungsrath in Posen, dann in Frankfurt a. O. Im Frühjahr 1840 als Hülfsarbeiter in das Finanzministerium berufen, wurde er im Herbst desselben Jahres zum Geheimen Finanzrath, 1841 zum vortragenden Rath im Ministerium des Innern ernannt. 1843 war er Regierungsvicepräsident in Königsberg, 1845 Regierungspräsident in Köln. Infolge der dortigen Bewegung ward er 1848 in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a. O. versetzt. Als Gegner der damaligen Bewegung und als streng conservativer Mann bekannt, wurde er am 19. December 1850, auf Vorschlag O. v. Manteuffel's zum Cultusminister in dem von diesem am 8. November gebildeten Ministerium ernannt. Dessen auf Reaction gegen die freiheitliche Richtung gehende Tendenz wurde durch R. in seinen Fächern in reichem Maße vertreten. Daher wurden er und seine wesentlichsten Maßnahmen von liberaler Seite fortwährend aufs stärkste bekämpft. Glaubhafte Auskunft über Raumer's Auffassungen, Bestrebungen und Maßregeln als Minister ist drei Quellen zu entnehmen: Vor allem kommt in Betracht die bald nach seinem Tode erschienene Schrift: „Der Staatsminister von Raumer und seine Verwaltung des Ministeriums der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten in Preußen" (Berlin 1860). Derselben ist im wesentlichen Folgendes zu entnehmen: Indem R. gleich nach seinem Amtsantritt den Kampf für das geschichtliche Recht und die verfassungsmäßige Freiheit der evangelischen Kirche begann, ging er davon aus, daß die 1848 erfolgte Erschütterung des Königthums in Preußen eine tiefe Rückwirkung auf das kirchliche Gebiet geäußert habe und daß nun zu Früherem zurückgekehrt werden müsse. Er meinte, man sei 1848 darauf ausgegangen, daß der König das Kirchenregiment abtrete. Dies glaubte er nicht bloß in der politischen und kirchlichen Presse, in Volksversammlungen und Pastoralconferenzen zu erkennen, sondern auch in der Verfassung vom 31. Januar 1850, in den königlichen Erlassen vom 26. Januar 1849 und 29. Juni 1850, sowie in Verfügungen der obersten Kirchenbehörde. Das Bestehende sei bisher als bloßes Provisorium aufgefaßt und auf den Zeitpunkt hingewiesen, wo die evangelische Kirche sich über eine selbständige Verfassung einigen werde. In einem weiteren Fortschreiten auf diesem Wege sah er Gefahren und durch die Landesverfassung von 1850 hielt er den evangelischen Charakter Preußens, ja den Fortbestand der evangelischen Kirche in Frage gestellt. Verbesserungen der kirchlichen Zustände erwartete er nicht von äußeren Verfassungsänderungen. Deshalb hielt er die Einführung der

kirchlichen Gemeindeordnung von 1850 nicht für ersprießlich. Zwar glaubte er die Zurücknahme derselben nicht beantragen zu sollen, für Pommern aber erwirkte er im September 1852, auf Beschwerde des Provinziallandtages, eine der Sistirung gleichkommende Maßregel. Mit Eifer betrieb R. eine feste Dotation des Oberkirchenrathes und eine namhafte Erhöhung des demselben zur Verfügung stehenden Fonds. Bezüglich des Austrittes aus der evangelischen Kirche war er der Meinung, daß die im Patent vom 30. März 1847 über Bildung neuer Religionsgesellschaften gestattete äußerste Ausnahme zur Regel geworden sei, allein Elemente wie die Deutschkatholiken und die Freigemeinden dürften nach Artikel 12 der Verfassung nicht als Religionsgesellschaften anerkannt werden. Er gestattete daher nicht die Ertheilung von Religionsunterricht an die Kinder der Dissidenten durch den Sprecher, auch nicht die Abhaltung von Vereinsversammlungen derselben während der Zeit des evangelischen Gottesdienstes. Es kam ihm darauf an, die Staatsregierung freizuhalten von jeder Verantwortlichkeit für das Treiben der freien Gemeinden, soweit es sich als Religionsausübung gebe und daher strenge Zurückweisung aller daraus abgeleiteten Ansprüche. Hervorragenden Antheil nahm er an den 1854 im Landtage beginnenden Verhandlungen über Reform des Eherechtes. R. war, wie seit langer Zeit seine Familie, reformirten Bekenntnisses und hat öfter, gegen Bestrebungen zur Förderung der Union, dem geschichtlichen Bekenntniß Schutz angedeihen lassen, weil sich nach seiner Ansicht „die Union nicht als Einigungs-, wohl aber der Unionismus als Trennungsmittel und als Schiboleth des subjectivistischen und negirenden Zeitgeistes erwies“. Diesen zu bekämpfen, sah er vorzugsweise als seine „Mission“ an. Die Union wollte er nicht beseitigt sehen, hielt aber die Uebung von Gerechtigkeit gegen die geschichtlichen Sonderbekenntnisse gerade für den Weg, die Union ferner möglich zu machen. Zu diesem Zwecke wollte er dem Kirchenregimente durch tüchtige Besetzung der Kirchenbehörden das Vertrauen wieder erwerben. Daher die Berufung angesehener, bekenntnißtreuer Geistlichen, welche zugleich im Rufe treuen politischen Verhaltens standen, in die Provinzialconsistorien. Bei Ausführung dieser Absicht empfand er es störend, daß der Oberkirchenrath neben dem Ministerium das Recht der Mitwirkung in Personal- und Anstellungssachen besaß. Einen Versuch weiterer Beschränkung dieses Rechtes des Ministeriums hielt er für so bedenklich, daß er um Entlassung bat, die jedoch unter Bezeugung der königlichen Zufriedenheit abgelehnt wurde. Hinsichtlich der katholischen Kirche war R. bestrebt, unter Festhalten am Grundgedanken der deutschen Reformation, die gewaltigen Mächte der Autorität, Zucht und Erhaltung, welche der Katholicismus birgt, für den Staat und dessen Aufgaben fruchtbar zu machen und sie als Gegengewicht gegen die zersetzenden Elemente zu verwenden, welche, wie er glaubte, in der negativen Seite des Protestantismus Schutz und Halt suchten. Was das Schulwesen betrifft, so führte R. eine Aenderung des Lectionsplanes und des Reglements für die Abiturientenprüfungen an den Gymnasien in der Absicht ein, dadurch den Unterricht wissenschaftlicher und bildender zu gestalten, die alten Sprachen wieder mehr in den Vordergrund zu stellen und eine Ueberlastung der Schüler zu vermeiden. Ferner traf er Verfügungen zur tüchtigen Vor- und Ausbildung von Lehrern und gründete einen Convict für junge Theologen, welche sich dem Lehrerberufe widmen wollen, an der Klosterschule in Magdeburg. Bezüglich der Volksschule kam es ihm darauf an, deren Zusammenhang mit der Kirche zu stärken, für welche er den Staat nur als Depositar ansah. Am bekanntesten von allen Anordnungen Raumer's sind die drei Schulregulative von 1854: für den Unterricht in den evangelischen Schullehrerseminaren, für die Vorbildung evangelischer Seminarpräparanden und die Grundzüge über Einrichtung und Unterricht der evangelischen einclassigen Elementarschule. Diese

Regulative sollten eine Reform bedeuten zum Zweck eines festen Wiederanschlusses an die Grundlehren des Christenthums sowie einer Vereinfachung des Lehrstoffes behufs Fernhaltung von Halbbildung. Die zweite Quelle über Raumer's Tendenzen und ministerielle Amtsthätigkeit hat sein langjähriger vortragender Rath in Unterrichtssachen, L. Wiese, geliefert, indem er nach seiner Pensionirung „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" (Berlin 1886) herausgab. Derselbe schildert, wie R. seine Berufung als einen Act der wieder zu festem Regiment entschlossenen höchsten Obrigkeit des Staates auffaßte. Verglichen mit Eichhorn, sei er überaus nüchtern und mit einer Vorsicht zu Werke gegangen, welche sich nirgends des Vorwurfes habe schuldig machen wollen, den zweiten Schritt vor dem ersten zu thun. Wiese stellt R. als ein Vorbild der Pflichttreue, Beharrlichkeit und Genauigkeit im Arbeiten, sowie als einen Vorgesetzten dar, welcher von Anderen viel verlangt habe, weil er streng gegen sich selbst gewesen. Das Quellenmaterial über R. findet noch Ergänzung durch einen Artikel der „Nationalzeitung" (Nr. 563) vom 2. December 1879 über „die preußische Schulverwaltung unter Raumer", worin ein Abschnitt aus einer Manuscript gebliebenen ausführlichen Schrift eines „erleuchteten Schulmannes" über die „Lehrverfassung der preußischen Gymnasien unter dem Raumer'schen Ministerium" veröffentlicht wurde. Als im October 1857 mit der Uebernahme der Stellvertretung des Königs durch den Prinzen von Preußen der Wechsel in den Grundsätzen der Staatsregierung sich vorbereitete, welcher ein Jahr später, bei Einsetzung der Regentschaft ausgesprochen wurde, fühlte R. nicht mehr festen Boden unter den Füßen. Als insbesondere bei verschiedenen Gelegenheiten vom Regenten ausgesprochen wurde, es sei an der Zeit, von Einseitigkeiten und extremen Richtungen in Bezug auf die Religion zurückzukommen, wurde darin ein Vorwurf gegen R. gefunden, der am 8. November 1858 zurücktrat. Nach der Rückkehr von einer Erholungsreise starb er in Berlin am 6. August 1859 an der Ruhr. Er war seit 1841 vermählt mit Elise, Tochter des Majors, späteren Generallieutenants v. Brauchitsch, und hinterließ drei Söhne und vier Töchter.

Nekrol. in Kreuz-Ztg. Nr. 183 u. 185 v. 1859 u. A. Allg. Ztg. Nr. 224 v. 12. Aug. 1859. Wippermann.

Raumer: Karl v. R., zuletzt Professor der Naturgeschichte und Mineralogie an der Universität Erlangen, verband mit einem reichen umfassenden Wissen tief religiöse Ueberzeugungstreue und die edelste reinste Gesinnung, für welche er oft rücksichtslos, selbst gegen sein eigenes Interesse eintrat. Geboren am 9. April 1783 zu Wörlitz als Sohn eines Verwalters großer Landwirthschaftsgüter erhielt R. den ersten Unterricht in dem christlich-frommen Elternhause und besuchte später mit seinem Bruder Friedrich, dem berühmt gewordenen großen Historiker, das Joachims-Gymnasium in Berlin, wo er in dem Hause seines Onkels, des Präsidenten v. Gerlach, wohnte. Zu Ostern 1801 bezog v. R. dann die Universität Göttingen, um sich juristischen und cameralistischen Studien zuzuwenden. Es ist bemerkenswerth, daß die Vorlesungen des berühmten Naturforschers Blumenbach, die er hier hörte, keinen Eindruck auf ihn machten, wie er denn damals überhaupt mehr Neigung zur Philosophie und zu den schönen Künsten als zur Naturwissenschaft zeigte. Erst in Halle, das er 1803 besuchte, lenkten ihn des Naturphilosophen Steffens Vorlesungen über die innere Naturgeschichte der Erde auf neue Bahnen. R., begeistert von diesen Ideen, faßte den Entschluß, den Lehrer von Steffens, den berühmten Geognosten Werner in Freiberg selbst aufzusuchen, um aus dessen Vorlesungen über Geognosie neue Nahrung für große und umfassende philosophische Probleme, mit denen er sich befaßte, zu schöpfen. Für die eigentliche mineralogische Wissenschaft hatte er auch jetzt noch weder

Sinn noch Neigung und gleichsam nur Werner zu Liebe, dem er sich aufs innigste anschloß, befreundete er sich nach und nach auch mit den mineralogischen Studien, wobei er von seinem Freunde Engelhardt, mit welchem er auch zahlreiche geognostische Ausflüge in das Erzgebirge unternahm, nachhaltig unterstützt wurde. Die Untersuchung des mächtigen Zugs von Syenit bei Dohna bis gegen Meißen hin führte ihn hierbei zu Ergebnissen, welche mit der Lehre Werner's von der Uranfänglichkeit der Granitbildung in Widerspruch standen. Denn es fand sich hier der Syenit nicht unter, sondern über dem Grauwackengebirge gelagert. Es entstand dadurch ein gewisses gespanntes Verhältniß zu Werner, mit dem er sich erst später wieder aussöhnte. Unter diesen Umständen entschloß sich R. mit seinem Freunde Engelhardt zu einer Studienreise nach Paris (1808—1809). Die Erfahrungen, welche R. hier in den großartigen Sammlungen und in den Gebirgsverhältnissen der Umgegend von Paris gewann, führten ihn immermehr zu der Ueberzeugung der Unhaltbarkeit der Werner'schen Lehre und daß man, wie er sich ausdrückt, „aus dem Glauben zum Schauen der Gebirgsgesetze durchdringen" müsse. Zugleich erfaßte ihn, angeregt durch Pestalozzi's Schriften über Erziehung und durch Fichte's Reden ermuntert, bei der damals trostlosen Lage Deutschlands der große Gedanke, daß ein neues besseres Deutschland nur durch eine Jugendbildung nach der Methode von Pestalozzi herangezogen und nur auf diesem Wege das Vaterland gerettet werden könne. Hierzu sein Möglichstes beizutragen, sei jedes Patrioten Pflicht. Sofort faßte er den Entschluß, sich selbst dieser hohen Aufgabe der Jugenderziehung zu widmen. Diesem Gedanken folgte die That auf dem Fuße. R. verließ Paris, um Pestalozzi in Iferten selbst aufzusuchen, und sich dort auf das genaueste von dessen Lehreinrichtung Kenntniß zu verschaffen. Aber in seinen Erwartungen in Bezug auf diese Erziehungsmethode entsetzlich getäuscht verließ v. R. 1810, fast aller Mittel entblößt, die Anstalt wieder und gelangte mit knapper Noth nach Nürnberg, wo ihn zunächst ein alter Freund aus der Freiberger Studienzeit, Schubert, der später berühmte Naturforscher, aufnahm. Auf dessen Andringen entschloß sich nun v. R. zur Ausarbeitung seiner ersten Publication „Geognostische Fragmente" 1811, in welchen er hauptsächlich die bei den Erzgebirgsuntersuchungen gesammelten Erfahrungen niederlegte und die Ansicht zu begründen suchte, daß, da der Syenit über dem Uebergangsschiefer gelagert sei, derselbe, entgegen der Werner'schen Lehre, nothwendig eine jüngere Bildung sein müsse. Das gleiche Verhältniß suchte er auch für den Granit des Brocken wahrscheinlich zu machen. Diese Entdeckung gleichsam vor den Thoren Freibergs, wo Werner eine dieser Behauptung entgegengesetzte Ansicht lehrte, erregte großes Aufsehen und lenkte die Aufmerksamkeit auf R. Bald gelang es ihm auch, durch die Vermittelung seines Bruders Friedrich in Berlin, die Stelle eines geheimen expedirenden Secretärs bei dem Oberberghauptmann Gerhard, der ihn von Freiberg her kannte, sich zu verschaffen. R. erhielt in dieser Stellung zunächst den Auftrag, das Riesengebirge geognostisch zu durchforschen und wurde schon nach kurzer Zeit bereits 1811 als Bergrath bei dem Oberbergamte und Professor der Mineralogie an der neuerrichteten Universität Breslau angestellt. Hier begann nun R. sich seiner Lehrthätigkeit mit allem Eifer zu widmen und setzte zugleich seine geognostischen Forschungen in den schlesischen Gebirgen fort. Das Ergebniß dieser Untersuchung faßte er in der Schrift „Der Granit des Riesengebirgs" 1813 zusammen, auch hier das jüngere Alter dieses Werner'schen Urgebirges nachweisend. Indeß war der Aufruf des Königs von Preußen zur Bildung der Landwehr 1813, um gegen die Eindringlinge zu kämpfen, ergangen, und R. folgte mit Begeisterung dem königlichen Ruf. Dem Hauptquartier zugetheilt, zog R. nach der Schlacht von Leipzig, in der er mitgekämpft

hatte, mit den Alliirten 1814 in Paris ein und benützte sowol auf seinem Zuge durch Frankreich, wie auch während seines Aufenthaltes in Paris die Gelegenheit zu umfassenden geognostischen Studien. Endlich nach Breslau zurückgekehrt, setzte R. seine Lehrthätigkeit und seine Gebirgsforschungen in Schlesien unermüdlich fort. Zunächst gelangten einige, mit seinem Freunde v. Engelhardt gemeinschaftlich verfaßte Abhandlungen: „Geognostische Versuche“ 1815 und „Geognostische Umrisse von Frankreich, Großbritannien, einem Theile Deutschlands und Italiens“ 1816 als Frucht ihrer vielen gemeinsamen Reisen zur Veröffentlichung. In diesem letzteren Werke wurde zum ersten Male von deutscher Seite der Versuch gemacht, die Beziehungen der in England und Frankreich aufgestellten Gebirgsformationen zu denen in Deutschland in eine richtige Parallele zu bringen. Die Verfasser unterscheiden in dieser wichtigen Zusammenstellung folgende Abtheilungen: 1) das Ur- und Uebergangsgebilde, nur einer Bildungszeit entsprechend, 2) das rothe Sandsteingebilde mit dem Todtliegenden oder bunten Sandstein in Deutschland, entsprechend dem Oldred und Redmare in England neben mehr untergeordneten Gesteinen wie Porphyr, Kupferschiefer, Zechstein, Mountaine lime, Steinkohle und Gyps, 3) das Muschelkalkgebilde mit dem Muschelkalk in Deutschland, dem Lias in England, dann dem Jurakalk in Deutschland und dem Oolite in England, ferner das Kreide- und Sandsteingebilde mit Kreide, Quadersandstein und allen tertiären Schichten, endlich 4) Werner's Flötztrappgebirgsarten, Basalt, Wacke u. dgl. Ausführliche Verzeichnisse von Vorkommnissen aus verschiedenen Gegenden Frankreichs und Englands vervollständigen diese Aufstellung der Gebirgsformationen Europa's. In ähnlichem Sinn ist auch die zuerst genannte Abhandlung geschrieben. Eine Abtheilung derselben ist von ganz besonderer Wichtigkeit, weil hier zuerst darauf hingewiesen wird, daß das weit ausgedehnte Schiefergebirge am Rhein bis zur Schelde hin als eine zusammengehörige Formation aufzufassen sei. Ein zweiter Theil derselben befaßt sich hauptsächlich mit den geognostischen Verhältnissen des Pariser Beckens, wobei die Verwendung von Versteinerungen zur Unterscheidung verschiedener Formationen, wie sie von Brongniart und Cuvier damals angestrebt wurde, scharf verurtheilt wird. Indessen war Raumer's dienstliche Stellung in Breslau wankend geworden, weil er die damals durch Jahn ins Leben gerufene Turnerei begünstigte und auch für die im Anfang reinen, patriotischen Bestrebungen der Burschenschaft warmes Interesse zeigte. Er wurde dadurch der Regierung verdächtig und gleichsam zur Strafe an das Oberbergamt und an die Universität Halle 1819 versetzt. Hier mit Mißtrauen empfangen, hatte R. in seiner neuen Stellung fortwährend mit Mißgunst und Anfeindung in einer Weise zu kämpfen, daß er voll Ueberdruß sich 1823 ohne Rücksicht auf die pecuniären Nachtheile, die ihn trafen, entschloß, den preußischen Staatsdienst zu verlassen und in Nürnberg eine private Lehrerstelle an dem Dittmar'schen Erziehungsinstitut anzunehmen. In die dieser Uebersiedelung vorausgegangene Periode fällt die Herausgabe der letzten unter den wichtigeren geognostischen Arbeiten Raumer's: „Das Gebirge von Niederschlesien, der Grafschaft Glatz und eines Theils von Böhmen und der Ober-Lausitz“ 1819 mit einer schätzbaren geognostischen Karte. In dieser Publication sind die Ergebnisse der vielfachen geognostischen Untersuchungen in mehr fragmentarischer als zusammenfassender Form niedergelegt. Bemerkenswerth ist, daß R. auch hier sich gegen die Verwendbarkeit der paläontologischen Erfunde zum Erkennen der Gesetze im Gebirgsbaue erklärt und sich sogar zu dem mystisch-phantastischen Ausspruch verleiten läßt, daß die Versteinungen der Kohle als „eine Entwickelungsfolge nie geborener Pflanzenembryonen im Erdenschooße“ anzusehen seien. In Nürnberg gewann R. in dieser Erziehungsanstalt nach und nach unter großen Kämpfen vorherr-

schenden Einfluß; er drang, unterstützt von den neben ihm wirkenden Lehrern Ranke und Wackernagel, auf eine streng religiöse Richtung der Erziehung. Dadurch kam die Anstalt bald in den Ruf, pietistische Ziele zu verfolgen; sie verlor nach und nach ihre Schüler und mußte endlich 1826 aufgelöst werden. Dadurch gerieth R. mit seiner Familie in die mißlichsten Verhältnisse. Da eröffnete sich plötzlich durch die Verlegung der Universität von Landshut nach München und die Berufung Schubert's von Erlangen nach München eine neue Lebensaussicht. Auf Schubert's Empfehlung hin, welche durch Ringseis, Helffrich und Cornelius warm unterstützt wurde, erhielt R. einen Ruf nach Erlangen an die Stelle Schubert's als Professor für Naturgeschichte und Mineralogie im Mai 1827. Von dieser Zeit an lebte und wirkte R. ununterbrochen bis zu seinem Lebensende, unbekümmert um die vielfachen Angriffe, welchen er auch hier wegen seiner ausgeprägt kirchlichen Richtung namentlich im Anfange seiner Lehrthätigkeit ausgesetzt war. Vor allem strebte er, das, was er zu lehren hatte, vorerst selbst auf das gründlichste zu lernen und den besten Weg der Lehrmethode ausfindig zu machen. In diesem Sinne faßte R. mehrere seiner späteren Schriften ab. Aus der früheren Zeit sind noch die Publicationen: „Vermischte Schriften" in 2 Bänden 1819 und 1822 und „Versuch eines ABC-Buchs der Krystallkunde" 1820 nebst Nachtrag zu erwähnen. In Erlangen arbeitete er ein sehr geschätztes Lehrbuch der allgemeinen Geographie und eine Geschichte der Pädagogik aus, gab die Augustini Confessiones und eine Sammlung geistlicher Lieder heraus; auch betheiligte er sich an der Herausgabe von Hengstenberg's evangelischer Kirchenzeitung und an der Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. Im Jahre 1861 feierte R. hochbetagt in voller geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit seine goldene Hochzeit. Er setzte auch im hohen Alter seine Lieblingsvorlesungen über Pädagogik, über Geographie von Palästina und über Augustin's Confessionen, nachdem er jene über Mineralogie an F. Pfaff abgegeben hatte, bis zu seinem Lebensende ununterbrochen fort. Am 2. Juni 1865 beschloß er sein Leben, voll von Kampf, aber nicht ohne durch den Adel seiner Gesinnung und die Reinheit seines Lebens die höchste allgemeine Achtung sich erobert zu haben.

K. v. Raumer's Leben von ihm selbst erzählt, 1866.

v. Gümbel.

Raumer: Rudolf Heinrich Georg v. R., deutscher Sprachforscher, wurde als der älteste Sohn Karl's v. R. (s. den Art.) am 14. April 1815 zu Breslau geboren. Vorgebildet auf dem Nürnberger Gymnasium, später auf dem von Döderlein geleiteten zu Erlangen, bezog er 1832 die Universität dieser Stadt, um sich der classischen und der orientalischen Philologie zu widmen. Im Herbst 1834 übersiedelte er nach Göttingen. Dort setzte er unter Dissen, Ewald und O. Müller die bisher betriebenen Studien fort, hörte daneben aber auch bei Dahlmann historische Vorträge und ließ sich von den Brüdern Grimm, die seiner Familie durch langjährige Freundschaft verbunden waren, in die altgermanischen Sprachen einführen. Das Sommersemester 1836 endlich brachte er in München zu, angezogen durch Schelling's Philosophie und in regem persönlichem Austausch mit Maßmann und Schmeller. Nachdem er während der nächsten Jahre theils im elterlichen Hause, theils bei seinem Schwager Heller in Kleinheubach privatisirt und am 12. Februar 1839 von der Erlanger philosophischen Facultät auf Grund einer verfassungsgeschichtlichen Dissertation: „De Servii Tullii censu" die Doctorwürde in absentia erworben hatte, habilitirte er sich anfangs 1840 zu Erlangen und begann im folgenden Winter daselbst seine Lehrthätigkeit, welche nicht nur die germanischen Sprachen, sondern auch (bis 1864) die allgemeine und die deutsche Geschichte in ihren Bereich zog.

Obgleich der akademische Senat mehrfach seine Beförderung beantragte, wurde ihm ein Extraordinariat erst am 30. April 1846 zu Theil, als er auf eine Professur der mittleren und neueren Geschichte, welche ihm von Halle aus angeboten war, verzichtet hatte. 1847 vermählte er sich mit Marie Schröder aus Fürth. Dieser Ehe entsprangen acht Kinder, von denen vier in zartem Alter starben. Weitere Rufe nach Basel und Prag lehnte R. ebenfalls ab; infolge dessen errichtete die Regierung eine ordentliche Professur der deutschen Sprache und Litteratur in Erlangen und übertrug ihm dieselbe mit Decret vom 4. April 1852. Diese Stelle bekleidete er bis an seinen Tod, welcher in den Morgenstunden des 30. August 1876, ohne daß eine Krankheit vorangegangen wäre, eintrat: eine Pancreasblutung hatte das plötzliche Ende herbeigeführt. Zwei Tage später fand unter allgemeinster Theilnahme das Begräbniß statt.

Schlicht und in sich geschlossen wie der äußere Lebenslauf war auch das Wesen des Mannes. Strenge Religiosität vereint mit patriotischem Sinne herrschte in seinem Vaterhause und wachte über seiner Jugend; derselbe Geist, welcher nach den Freiheitskriegen die deutsche Burschenschaft hervorrief und beseelte, erfüllte auch ihn zeitlebens. Die christlich-germanische Weltanschauung trieb ihn zur Wissenschaft, trieb ihn zur Schriftstellerei: an der Hand der Geschichte wollte er seine Fundamentalansichten prüfen und, wenn er sie bewährt erfunden, auch andere dafür gewinnen. Auf culturhistorische Resultate zielte er also ab. Aber die älteste Emanation des deutschen Geistes ist die deutsche Sprache: von ihrer Erkenntniß mußte ausgegangen werden. Sämmtliche germanische Mundarten unterscheiden sich von den stammverwandten indoeuropäischen Sprachen durch einen höchst merkwürdigen Wandel der stummen Consonanten; und ein ganz ähnlicher Unterschied des Consonantismus waltet wieder ob zwischen dem Hochdeutschen auf der einen Seite, den übrigen germanischen Dialekten auf der anderen. Die Gesetzmäßigkeit beider Vorgänge war von Jacob Grimm entdeckt und 1822 in der zweiten Auflage des ersten Bandes seiner „Deutschen Grammatik“ dargelegt worden; er hatte die erste Lautverschiebung, diejenige, welche den Consonantenstand aller germanischen Sprachen dem der verwandten gegenüber nach festen Regeln umänderte, gewissermaßen als den Geburtsact der deutschen Nationalität erwiesen. Indessen war damit doch nur eine Thatsache von weitreichender Bedeutung auf inductivem Wege über allen Zweifel erhoben worden, erklärt aber war sie nicht, obwohl ihre scheinbaren Widersprüche eine Lösung gebieterisch erheischten. Denn wie sollte man es sich vorstellen, daß innerhalb des gleichen Proceßes, welcher die Stummlaute verhärtete, d zu t und t zur Aspirata th verschob, die Aspirata th wiederum sich zur Media d erweichte? Hier setzte R. mit seiner Erstlingsschrift von 1837: „Die Aspiration und die Lautverschiebung“ ein. Während Grimm, höchst charakteristisch, die erste Hälfte seines Werkes, die Lautlehre, überschrieben hatte: „von den Buchstaben“, unterschied R. scharf zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache und gelangte mittelst eindringender Erörterungen zu den Sätzen: die deutsche Lautverschiebung beruht auf zwei sich ergänzenden, aber differenten Acten. Der erste besteht in dem Steigern der einfachen Stummlaute, der zweite in dem Absterben nachhallender Hauchlaute. Wo beide sich wechselseitig bedingen, da bleiben die Wörter geschieden, nie kann ein Laut den andern einholen. — Die zweite Lautverschiebung sonderte das Althochdeutsche von den übrigen germanischen Sprachen. Dies Althochdeutsche, das Idiom der Ahnen des heutigen deutschen Volkes, besitzt eine umfängliche Litteratur, welche fast ausnahmslos religiösen und Bildungszwecken dient und auf das engste mit der Christianisirung der hochdeutschen Stämme zusammenhängt. Durch das Christenthum entsteht erst eine deutsche Schriftsprache: es lag also nahe, die Frage nach

dem Einfluße aufzuwerfen, welchen die neue Lehre auf die Volkssprache ausgeübt habe. Mit ihr beschäftigte sich Raumer's Werk: „Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache", Stuttgart 1845 (neue Titelausgabe Berlin 1851). Wurde hier festgestellt, daß der hochdeutsche Sprachschatz durch das christliche Element wesentlich bereichert worden sei, und anerkannt, daß die Verbindung, welche das deutsche Volk damals mit dem Christenthum eingegangen, sich nicht wieder werde zerreißen lassen, so verfolgte die Schrift „Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse" (1848, 2. Aufl. 1850) den Zweck, ein etwaiges Mißverständniß zu beseitigen. In dieser unter dem Eindrucke der Debatten des Frankfurter Parlaments abgefaßten Broschüre, welche Raumer's Sinnesart vielleicht am klarsten wiederspiegelt, wird nämlich auseinandergesetzt, daß die Deutschen keineswegs ihre ganze Cultur dem Christenthume verdanken, daß vielmehr eine Reihe ihrer vorzüglichsten Eigenschaften, ihre Vaterlandsliebe, ihre staatenbildende Kraft, ihr Sinn für Kunst und Wissenschaft aus einer unabhängigen Wurzel erwachsen seien, aus der altgermanischen Naturanlage. Aber erst die harmonische Vereinigung und gegenseitige Durchdringung beider Factoren habe die Nation zu ihrer welthistorischen Rolle befähigt, und nur sie verbürge ihre Zukunft. — In ein drittes Stadium tritt das deutsche Geistesleben mit der Reformation, und abermals geht dem geschichtlichen Einschnitte eine sprachliche Neuschöpfung zur Seite: denn die neuhochdeutsche Schriftsprache, deren erster Classiker Luther und deren hervorragendstes Denkmal seine Bibelübersetzung ist, setzt nicht direct die alt- und mittelhochdeutsche fort. Daher galten die nächsten Arbeiten Raumer's der Revision der Bibelübersetzung, der richtigen Erkenntniß des Ursprungs und der Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache, endlich dem Mittel, durch welches sie, eben als eine Schriftsprache, allein tradirt wird und werden kann, dem deutschen Unterricht. Bei diesem kommt der Orthographie besondere Wichtigkeit zu. Aber die Principien der deutschen Rechtschreibung waren gerade in den fünfziger Jahren vielumstrittene. Die germanistischen Fachgelehrten, Jacob Grimm an der Spitze, nahmen an der Inconsequenz der Orthographie, an dem unnützen Ueberfluß von Consonanten und Vocalen, an den großen Anfangsbuchstaben Anstoß; aber sie wünschten zugleich thunlichst die Scheidewand zwischen Vergangenheit und Gegenwart entfernt und demgemäß die neuhochdeutsche Schreibung nach dem Lautbestande des Mittelhochdeutschen geregelt: sie verlangten also beispielsweise, daß Leffel (cochlear), Eräugnis, Küssen (pulvinar) geschrieben würde, daß ie und das dehnende h nur dort erhalten blieben, wo sie historisch berechtigt wären, d. h. wo das erstere einen Diphthongen, letzteres den gutturalen Spiranten ursprünglich repräsentirte. Ein begabter Anhänger dieser Richtung, Karl Weinhold in Graz, erwarb sich das Verdienst, die Vorschläge und Wünsche der historischen Schule gemeinverständlich zusammenzufassen; sie gipfelten in der Regel: „schreibe, wie es die geschichtliche Fortentwickelung des neuhochdeutschen verlangt". Sein Aufsatz, im Jahrgang 1852 der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien abgedruckt, rief den Widerspruch Raumer's hervor. In einer Folge von Abhandlungen und Recensionen wies er aufs bündigste nach, daß von jeher der Grundcharakter unserer Schrift ein phonetischer, kein historischer gewesen sei und daß der Cardinalsatz der deutschen Rechtschreibung laute: „bringe deine Aussprache mit der Schrift in Einklang". Gleichzeitig legte er dar, daß jene angeblich historische Orthographie thatsächlich eine unhistorische genannt werden müsse, weil sie das Wesen der neuhochdeutschen Sprache verkenne und nicht nur das Zeichen, sondern auch den Laut und die Aussprache ändern wolle. Der Einsicht, daß unsere Schreibung besserungsbedürftig sei, verschloß er sich nicht im mindesten, aber er empfahl vorsichtigen Fortschritt auf

der bisher innegehaltenen Bahn. Raumer's Ansichten verschafften sich allmählich in immer weiteren Kreisen Beifall und fanden auch Eingang in die Praxis. Als daher das preußische Cultusministerium im Einvernehmen mit den Regierungen der anderen deutschen Bundesstaaten eine einheitliche Regelung der Orthographie anstrebte, bildete ein in seinem Auftrage durch R. ausgearbeiteter Entwurf die Basis für die Berathungen der sogenannten orthographischen Conferenz, welche im Januar 1876 zu Berlin tagte. Sie bestand aus einer Reihe von Gelehrten und Schulmännern, die den Grundsätzen Raumer's nicht principiell feindlich gesinnt waren; je ein Vertreter des Buchhandels und des Druckergewerbes gesellte sich ihnen bei. Obwohl auf diesem Wege kein Resultat erzielt wurde, welches alle Parteien befriedigt hätte, geschweige denn ein solches, das für den Schulunterricht anwendbar gewesen wäre — denn vielfach hatten in wichtigen Fragen zufällige Majoritäten entschieden —, so bahnte doch die Conferenz bessere Verhältnisse an: 1879 erschien in Baiern, 1880 in Preußen von Amtswegen ein orthographisches Regelbuch, beide fußend auf Raumer's Entwurf und nur in Nebendingen von einander abweichend. Heute haben so ziemlich alle deutschen Staaten Raumer's Principien adoptirt. — Als die historische Commission bei der Münchener Akademie für das von ihr herausgegebene Unternehmen: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ Umschau hielt nach einem Bearbeiter der Geschichte der deutschen Philologie, konnte unter den Lebenden ihr Niemand zu dieser Aufgabe geschickter erscheinen als R. Denn kein anderer hatte sich gleich ihm mit allen Perioden unserer Sprachgeschichte erfolgreich beschäftigt, und keiner besaß in dem Grade wie er die erforderlichen Vorkenntnisse. Bereitwillig unterzog er sich dem Auftrage; Ende 1870 kam sein Werk heraus. — Die Sammlung seiner sprachwissenschaftlichen Aufsätze, welche er 1863 veranstaltete, hatte R. angespornt, das Problem der Lautverschiebung neuerdings zu durchdenken. Dabei glaubte er entdeckt zu haben, daß ein analoger Consonantenwechsel auch zwischen den semitischen und den indoeuropäischen Sprachen gesetzmäßig stattfinde, in der Weise, daß die semitische Media durch eine indoeuropäische Tenuis reflectirt werde. Hieraus sowol wie auf Grund der Annahme, daß das semitische Futurum ähnlich dem indoeuropäischen aus der Composition der Wurzel mit einem Verbalstamm, welcher „sein“ bedeute, hervorgegangen sei, schloß er auf die einstmalige Existenz einer arisch-semitischen Ursprache. An dieser Hypothese hat er, trotzdem sie weder bei den Semitisten noch bei den occidentalischen Sprachforschern Beifall erntete, bis zu seinem Tode mit zäher Beharrlichkeit festgehalten und ihrer Vertheidigung nach und nach ein volles halbes Dutzend kleiner Streitschriften gewidmet.

Der einheitliche Ursprung und innere Zusammenhang der litterarischen Wirksamkeit Raumer's erklärt auch ihre äußere Form. Nicht um ihrer selbst willen betrieb er wissenschaftliche Studien, sondern damit sie dem Leben dienten. Die Wege, welche das deutsche Volk in der Vergangenheit eingeschlagen hatte, in der Gegenwart einzuschlagen sich anschickte, sollten auf ihre historische Berechtigung hin geprüft werden. Daher wandte er sich weit weniger an das fachmännische Publicum als an die breite Masse der Gebildeten. Indem er aber popularisirende Tendenzen verfolgte, mußte er auch populär schreiben. Das verstand er im allgemeinen vortrefflich. Sein Styl war correct, flüssig und ohne jede Manier, sein Ausdruck klar und unzweideutig: stets ängstlich darauf bedacht, Mißverständnissen vorzubeugen, hat er fast alle seine Arbeiten, größere wie kleinere, in Capitel und Paragraphen eingetheilt, damit der Gedankengang übersichtlich hervorträte und die Schlüsse auch äußerlich in wahrnehmbarem Bezug zu ihren Prämissen ständen, und sie mit verdeutlichenden oder einschränkenden Noten begleitet. Freilich den Klippen, welche jedem Gelehrten drohen, der zum

großen Publicum redet, daß er nämlich entweder zu viel oder zu wenig voraussetzt und demgemäß bald zu knapp, bald zu weitläufig sich ausdrückt, hat auch er nicht zu entgehn vermocht. Während es zur Zeit der leidige Stolz vieler namhaften Gelehrten ist, in precieusen, anspielungsreichen Aussprüchen, deren Werth und Zweck den meisten Lesern verhüllt bleibt, zu glänzen, setzte R. bei seinen Deductionen höchstens den Bildungsgrad voraus, welchen der Besuch eines Gymnasiums zu verleihen pflegt. Durchweg beginnt er seine Erörterungen ab ovo, entwickelt bekannte oder selbstverständliche Dinge ausführlich, wiederholt oder resumirt, was er früher über den Gegenstand vorgebracht hat: von dem Vorwurfe der Breite läßt sich somit seine Darstellungsweise nicht freisprechen. Allerdings hat diese Weitschweifigkeit noch eine andere Ursache. Raumer's Einzelansichten flossen mit strenger Folgerichtigkeit aus seiner Grundanschauung über Wesen und Mission des deutschen Volkes. Veröffentlichte er eine Arbeit, was niemals voreilig geschah, so war sie stets so fertig und abgeschlossen, daß er nichts mehr hinzuzufügen oder fortzunehmen hatte. Als er im Jahre 1863, gleichsam zum 25jährigen Jubiläum seiner schriftstellerischen Thätigkeit, seine sprachwissenschaftlichen Aufsätze zusammenstellte, konnte er dieselben, sporadische und unerhebliche Nachträge abgerechnet, unverändert in der Gestalt wieder vorlegen, welche sie bei ihrem erstmaligen Erscheinen besessen hatten: sicherlich ein Beweis dafür, daß die ursprünglichen Fassungen nach wie vor ihm genügten. Wenn daher R. die Forschungen über die deutsche Orthographie, über die Natur der Aspiraten, über die semitisch-arische Sprachgemeinschaft zu verschiedenen Zeiten wieder aufnahm, so that er das nicht, weil er neues von Belang zu sagen hatte, sondern weil er Einwürfe, die ihm gemacht waren, widerlegen, weil er falschen Interpretationen seiner Worte begegnen, kurz weil er seinen Standpunkt wahren wollte. Naturgemäß blieb dann der Inhalt der alte, nur das äußere Kleid wechselte. Hält man hierzu, daß R. so ziemlich alle seine kleineren Schriften zweimal hat drucken lassen, zuerst einzeln, dann gesammelt theils in den „Deutschen Versuchen“ (1861), theils in den „Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen“, so begreift es sich, daß die Summe der von ihm ausgegangenen neuen Gedanken in keinem Verhältniß zu der Bogenzahl seiner Publicationen steht. Fruchtbringend hat sich erstlich sein Buch über Aspiration und Lautverschiebung, zweifellos das hervorragendste Erzeugniß seiner Feder, erwiesen: ist auch die Lösung des Problems, welche R. vorschlug, seit Scherer's epochemachendem Werke: „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ hinfällig geworden, so bezeichnet doch der hier zum ersten Male scharf formulirte Unterschied zwischen Spirans und Aspirata einen sicheren Gewinn, die Trennung der gesprochenen von der geschriebenen Sprache und der Gebrauch der Physiologie zum Behufe intimen Verständnisses lautlicher Vorgänge einen dauernd wirksamen Fortschritt für die Wissenschaft. Das andere wesentliche Verdienst Raumer's besteht darin, daß er die Discussion der orthographischen Frage in rationelle Bahnen gelenkt und die Erkenntniß des Ursprungs der neuhochdeutschen Schriftsprache sowol berichtigt als vertieft hat. In der Hauptsache übten also unter seinen Arbeiten nur die, welche in den „Gesammelten sprachwissenschaftlichen Abhandlungen“ vereinigt vorliegen, einen positiv fördernden Einfluß aus.

Es fällt nicht schwer, das zu erklären. R. war Culturhistoriker, speciell culturhistorischer Sprachforscher, aber er war kein Philologe. Dem Philologen steht überall die Litteratur im Mittelpunkte des Interesses, in ihr erblickt er den vollendetsten Spiegel des Volkslebens; Religion, Sprache, Kunst, Verfassung kommen für ihn nur soweit in Betracht, als sie dem allseitigen Verständniß der Litteraturdenkmäler zu dienen vermögen. Der Philologe hat es immer mit dem Individuellen zu thun, mit dem Allgemeinen nur insofern, als dasselbe den

nothwendigen Hintergrund bildet, von welchem das Einzelwesen sich abhebt. Vergangene Existenzen, vergangene Zustände will er reproduciren: zu dem Ende muß er absoluter Objectivität sich befleißigen, von jeder persönlichen Voreingenommenheit für oder wider abstrahiren und die Dinge ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit ihrer Consequenzen treu beobachten. Bei R. hing aber, wie oben auseinandergesetzt wurde, Wissenschaft und Leben viel zu eng zusammen, sein Denken und Trachten gehörte viel zu sehr der unmittelbaren Gegenwart, als daß er Philologe hätte sein können. Niemals hat er denn auch ein Probestück specifisch philologischer Natur geliefert, und es ist recht significant, daß er zwar die Geschichte der neuesten deutschen Litteratur seit Lessing häufig, zeitweise Jahr für Jahr, in akademischen Vorträgen behandelte, hingegen nur ein einziges Mal zu Anfang seiner Docentenlaufbahn über ältere deutsche Litteraturgeschichte las. Darum stehen diejenigen seiner Schriften, welche das rein philologische Gebiet näher berühren, diejenigen, bei welchen es auf individuelle Charakteristik, auf scharfe Kritik ankam, entschieden hinter den allgemein sprachwissenschaftlichen zurück. Dies Urtheil gilt namentlich dem in theologischen Kreisen maßlos gerühmten Werke über die Einwirkung des Christenthums. Denn seine beiden ersten Capitel, die ausschließlich aus der Vorrede zu Graff's Sprachschatz geschöpfte Uebersicht der althochdeutschen Denkmäler und der Abriß der Bekehrungsgeschichte der deutschen Stämme, erheben sich nirgends über den Stand damaligen Wissens, und sein drittes Capitel, das Verzeichniß der christlichen Termini der althochdeutschen Sprache, bietet nur eine mechanische, äußerliche und gleichfalls ganz von Graff abhängige Zusammenstellung ohne höhere Gesichtspunkte und ohne Kritik im Detail. Der Grundfehler des Buches, welcher freilich durch dessen früher erörterte Genesis bedingt war, liegt in der Beschränkung auf das Althochdeutsche: vielmehr hätten die übrigen germanischen Sprachen in den Plan einbezogen werden müssen. Auf vergleichendem Wege würde sich eine Chronologie der christlichen Nomenclatur bei den Germanen haben feststellen lassen, welche noch immer fehlt und welche die von R. kaum gewürdigten Verdienste der angelsächsischen Glaubensboten in helles Licht zu setzen verspräche. Wenn R. sein Buch sowol auf dem Titel als auch in der 1852 ihm nachgesandten Rechtfertigungsschrift ausdrücklich einen „Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche“ nannte, so geht daraus zwar hervor, daß er es nicht als eine philologische Leistung angesehen wissen wollte; um so mehr fällt aber auf, daß er trotzdem später im 6. Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum einige wenige gothische Worte solcher comparativen Betrachtungsweise zu unterwerfen versuchte. Nicht minder läßt vielfach die „Geschichte der deutschen Philologie“ die nöthige Kritik vermissen: statt scharfer Umrisse und prägnanter Charakteristiken begnügt sie sich nicht selten mit breitspurigen, ermüdenden Excerpten oder trockenen Namenlisten, und häufig beschleicht den Leser der Verdacht, daß er mehr das Resultat der Empfindungen als der Untersuchungen des Autors vor sich habe. Entwirft auch das Buch von dem Werdegange der Disciplin ein Bild, dessen Hauptzüge kaum erheblich in Zukunft sich modificiren dürften, und bietet es ein brauchbares Fachwerk dar, in welches der weitere Zuwachs des Wissens bequem eingeordnet werden kann, so ist auf der anderen Seite zu berücksichtigen, daß gerade diese Hauptzüge bereits 1865 von Scherer in seinen Essays über Jacob Grimm gezeichnet worden waren.

Zu den Philologen zählte also R. nicht. Er fand deßhalb keinen Anlaß, sich in die philologischen Kämpfe einzumischen, welche während der fünfziger und sechziger Jahre die Vertreter der Germanistik in zwei feindliche Lager sonderten. Weil er aber keiner Partei sich anschloß noch anzuschließen brauchte, erfreute er sich bei jeder hohen Ansehens und blieb von dem Lärm des Streites

unbehelligt. Indessen, wäre er auch an den Fehdeobjecten intensiver interessirt gewesen, so würde ihn die animose persönliche Polemik, welche mehr und mehr die Oberhand über sachliche Discussion gewann, von activem Eingreifen abgehalten haben. Denn in allen seinen Aufsätzen und Recensionen herrscht ein höchst urbaner Ton und selbst heftiger Opposition gegenüber stets leidenschaftslose Besonnenheit. Die ernste Ruhe, die große Klarheit und nachsichtige Milde des Urtheils, welche ihn jeder Zeit auszeichneten, ließen ihn der Körperschaft, deren Mitglied er war, besonders werthvoll erscheinen: zweimal (1858 u. 1866) wählte ihn die Hochschule Erlangen zu ihrem Prorector, und fast ununterbrochen betraute sie ihn mit der Sorge für ihre Verwaltungsgeschäfte. Auch um das Gedeihen des Germanischen Museums in Nürnberg hat er sich hochverdient gemacht.

Gedächtnißrede für Herrn Dr. Rudolf v. R., gehalten am 16. December 1876 im Auftrag des Kgl. akademischen Senats von Dr. Carl Heyder, Erlangen 1877 (im Anhange ein fast vollständiges Schriftenverzeichniß). — Acten der Universität Erlangen. Steinmeyer.

Raupach: Bernhard R., protestantischer Geistlicher und Geschichtschreiber, geb. am 20. April 1682 zu Tondern in Schleswig, † am 21. Juni 1745 als Diacon der St. Nicolaikirche in Hamburg. Sohn eines Organisten, in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, bezog der fleißige Junge 1701 die Rostocker Akademie, suchte dann seinen Lebenshalt als Hofmeister in adeligen Häusern da und dort (1705—1710), so in Pommern, Mecklenburg und in der Stadt Bremen. An der Kieler Hochschule las er Collegia (1710), machte eine Reise nach Kopenhagen (1711) und fand später (1717) eine Stellung als Pfarrprediger zu Damshagen im Mecklenburgischen, in der Nähe von Wismar. Er erwarb wol den Doctorstitel (in absentia) an der Tübinger Universität, führte ihn aber nie. Seine letzte und günstigste Lebensstellung war die eines Diacons an der Hamburger St. Nicolaikirche, welche er seit 1724 angetreten hatte. Sein Nachkomme George Ehrenfried Paul Raupach gab ein Jahr nach dem Ableben Bernhard's dessen Biographie (1746, Hamburg 4°) u. d. T.: „Historische Nachrichten von dem Leben und den Schriften Heinrich Bernhard Raupach's" (sammt zwei Predigten) heraus. Außer einer Dissertation: „De iniusto contemtu atque neglectu linguae Saxoniae inferioris", worin er für die Pflege des niedersächsischen Idioms, das Plattdeutsche, eintrat, einer Schrift über den Nutzen seiner Reise nach Dänemark („Comm. de utilitate peregrinationis Danicae") und ein paar theologischen Schriften, veröffentlichte R. 1732—1744 sein historisches, kirchengeschichtliches Hauptwerk: „Das evangelische Oesterreich, d. i. Nachricht von den Schicksalen der evangelischen Kirche im Erzherzogthum Oesterreich." Dasselbe zerfällt in eine beträchtliche Zahl von Theilen und Nachträgen. 1732 erschien „Das evangelische Oesterreich, d. i. Nachricht von den Schicksalen der evangelischen Kirche in Oesterreich 1520—1624" (304 SS., Beilagen XII, S. 1—68, Addenda 69—72 und Register 73—90); 1736 als Fortsetzung: „Erläutertes evangelisches Oesterreich oder fortgesetzte historische Nachrichten 1520—1580", mit Vorrede und dem Sendschreiben Schelhorn's an R. (Summarischer Inhalt LIII—LXII; erzählender Text 1—344, Beilagen XXV, S. 1—208 und Register); 1738 als II. Fortsetzung (375 SS. Text, Beilagen XXVII, S. 1—182) . . . „in welcher die a. 1589 auf Verordnung der evangelischen Stände in Oesterreich unter der Enns angestellte Visitation ihrer Kirchen aus Dr. Lucas Backmeister's geschriebenen Acten umständlich erzehlet, in historische Ordnung gebracht und ans Licht gestellt wird" . . .; 1740: III. Fortsetzung von 1581—1736 (492 SS. Text, Beilage XLVIII, S. 1—268 und Register). 1741—1744 kam das Ganze sodann in 2 Quart-Bänden, verbunden mit einer Pres-

byteriologia austriaca (VIII SS. Vor. 3—212 hist. Text) sammt „kleiner Nachlese einiger zu den evangelischen Kirchengeschichten des Erzherzogthums Oesterreich annoch gehörigen und zum Theil bisher ungedruckten Urkunden und Nachrichten (172 SS.)“ heraus, woran sich noch 1744 eine zweifache Zugabe, nämlich Supplemente und Nachlesen schlossen. Die Weitschichtigkeit des Raupach'schen Werkes, das vorzugsweise den Charakter einer Materialiensammlung an sich trägt, bewog den Hospitalprediger zu Nürnberg, Georg Ernst Waldau, 1784 einen Auszug desselben, sammt kurzer Fortsetzung von 1736—1783 u. d. T. „Geschichte der Protestanten in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain vom Jahre 1520 bis auf die neueste Zeit“, mit einer Vorrede von Joh. Georg Fock, Superintendent und Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Wien herauszugeben (2 Bände. Anspach, 8°).

S. die Biographie G. E. P. Raupach's o. i. Texte. — Jöcher, Gelehrtenlex. III (1751). — Vogel, Specim. Bibl. Germ. Austr. p. II, 87 ff.

Krones.

Raupach: Ernst Benjamin Salomo R. wurde zu Straupitz, einem Kirchdorfe bei Liegnitz in Schlesien, am 21. Mai 1784 geboren. Sein Vater war Prediger, ein ernster Mann von strenger, alter Sitte, allen Neuerungen, aber auch jeglicher „Frohnatur“ vom Grunde seines Herzens aus abhold. Sein Einfluß auf den Bildungsgang, das ganze Wesen des Kindes ist vom ersten Augenblicke an ein so bestimmter, so tiefgehender, daß der Charakter Ernst's, niemals Schwankungen ausgesetzt, das ganze Leben hindurch in scharfen Zügen das Gepräge der väterlichen Leitung aufweist. Der Vater, indem er allein die Erziehung seines Sohnes in die Hand nahm, bezweckte vor allem eine möglichst frühzeitige Ausbildung des Verstandes. Bereits in den ersten Knabenjahren mußte Ernst allsonntäglich die Kirche besuchen, um dann vom Vater geprüft zu werden, ob er aufmerksam gewesen und das Gehörte begriffen habe. Aber während diese Art und Weise, ein Kind schon in der frühesten Jugend zum Nachdenken anzuhalten, es daran zu gewöhnen, stets seine Gedanken in Ordnung zu halten, vortrefflich ist, wenn nebenher auch eine einsichtige Pflege des Herzens und des Gemüthes geht, übte sie bei R. nur eine durchaus einseitige Wirkung, da allein der Verstand, das logische Denken ausgebildet wurden, das Gemüth aber vollkommen unberücksichtigt blieb. Dieser Theil der Erziehung pflegt sonst auch wohl mütterlicher Pflege und Sorgfalt anheimzufallen, aber die Frau Pastorin R. scheint vollständig von der Leitung ihrer Kinder ausgeschlossen gewesen zu sein; denn auch im späteren Leben derselben tritt sie fast gar nicht hervor. Dazu kam, daß dem Knaben der Umgang mit Altersgenossen, die Spiele der Kinder, ihre glückliche Sinnenwelt versagt blieb. Die Bauernkinder waren ja, nach des Vaters strenger Anschauung, nicht standesgemäß, also von vornherein ausgeschlossen; sein Bruder Friedrich aber, um elf Jahre älter als Ernst, besuchte seit 1787 die Stadtschule in Liegnitz. So konnte auch er den unersetzlichen Verlust der Kinderwelt ihm nicht vergüten. Im Gegentheil! Die gelegentlichen Besuche des älteren, erfahreneren Bruders im Elternhause mußten auf Ernst einen Einfluß üben, welcher der Verstandesrichtung in der väterlichen Erziehung nur noch neue Nahrung gab. So blieben die vier Schwestern, von denen eine älter, drei jünger als Ernst waren; aber auch sie wurden jedenfalls in derselben Weise wie ihr Bruder erzogen, und daher kam es, daß dieser in seiner Gemüthswelt auf sich selbst angewiesen, vereinsamte. Vom Vater dazu angehalten, jede Gefühlsäußerung durch die Vernunft zu beherrschen, gerieth der Knabe immer mehr in die Bahn eines nüchternen, kalt berechnenden Verstandesmenschen hinein. Dennoch schlug in seinem Inneren ein warmes Herz, und da er stets gezwungen wurde, seine Gefühle in sich zu verschließen, begann er schon

ßt, seine Mitmenschen zu hassen. Er selbst schildert uns diesen Zustand in
nem Briefe an den Bruder vom Jahre 1803: „Ich hatte ohnstreitig ein
tes Herz, ich fühlte tief und heftig, und hatte für jedes Unglück, auch
r das allerentfernteste, Thränen des Mitleids, und auch den Muth zu
lfen, selbst wenn es über meine Kräfte ging. — Hätte ich nun einen
reund gefunden, der mit mir gleich gedacht, der diese Gefühle in mir
nährt hätte, so würde sich das Kindische, was noch dabei war, nach und nach
sgewickelt haben, und die dafür eintretende Festigkeit des reiferen Alters hätte
ich gewiß zu einem wahren Menschen gemacht. Allein der fehlte mir; ich
ard mit diesen meinen Gesinnungen verlacht und zum Gespött. Eine Probe:
er Rector Werdermann las uns einst bei der Präparation zum Abendmahl ein
irklich schönes Gedicht über den Tod Jesu vor. Er weinte, ich noch heftiger.
ls er fort war, belehrte mich das laute Gelächter aller meiner Mitschüler um
ich her, daß mir die Thränen noch in den Augen standen; man nannte mich
nen weichgebackenen Narren, einen Schwärmer und dergleichen. Diese und ähn-
che Vorfälle stießen mich zurück; ich ward verschlossen und in mich gekehrt; ich
ng an, mich dieser Empfindungen zu schämen, und die Menschen zu verachten,
e mich deswegen verlachten, da ich doch überzeugt war, daß ich nicht Un-
cht that." —

Den ersten erschütternden Seelenschmerz erfuhr der Knabe ganz unvorbereitet
n seinem zehnten Geburtstage: mit dem Vater nichts ahnend im Garten
azierend, sank dieser plötzlich vom Schlage getroffen todt zusammen. War der
nabe bisher schon weit über sein Alter hinaus ernsthaft gewesen, so wich seit
esem Unglückstage jeder Frohsinn von ihm. Dazu kamen jetzt noch die Sorgen
m das Dasein, welche die Familie bedrängten: die Wittwe stand mit ihren
chs, zum größten Theil unerzogenen Kindern vollkommen mittellos da, und so
ußte sich der älteste Sohn, Friedrich, 21 Jahre alt, entschließen, sein Fort-
ommen im Auslande zu suchen, um die Familie vor Mangel zu schützen. Er
ng auf den Rath ausgewanderter Franzosen nach Petersburg, wo er als Lehrer
nd Erzieher in adligen Häusern die Mittel zur Unterstützung seiner Angehörigen
finden hoffte. Die Mutter war inzwischen nach Liegnitz gezogen, um auch
rnst eine Gymnasialbildung zu Theil werden zu lassen. Hier hieß es nun
frigst vorwärts streben und den erhöhten Anforderungen genügen. Aber auch
aterielle Sorgen blieben schon jetzt dem Knaben nicht erspart: er wohnte bei
nem Schulkameraden und mußte sich diese Vergünstigung durch Nachhülfe-
nterricht verdienen. Entschiedene Fähigkeiten und großer Fleiß zeichneten ihn
us, so daß er bereits nach zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahre in die erste
lasse des Gymnasiums aufrücken konnte. Aber Phantasie, Herz und Gemüth
lieben auch auf dem Gymnasium unberücksichtigt; man freute sich eben über
as so früh entwickelte geistige Denken des Knaben; mußte er ja, noch nicht
4 Jahre alt, eine Rede über den Werth der Menschenkenntniß halten! Und
ine Erholung gab es für ihn im geselligen Verkehr; er mied den Umgang mit
inen Kameraden, jedenfalls abgeschreckt durch Spöttereien wie die oben erzählte,
nd suchte in seinen Mußestunden mit Vorliebe einsame Spazierwege auf. Daß
ierdurch ein gewisser Menschenhaß erzeugt, sein eigenes Selbstgefühl aber be-
eutend gesteigert wurde, ist nur zu natürlich; er bekennt dies selbst in dem oben
ngeführten Brief an den Bruder: „So begann ich denn allmählich mich für
esser als Andere zu halten, und die Verachtung, die ich gegen Manche hegte,
reitete sich nach und nach auf Mehrere und fast Alle meines Alters aus. —
Mich liebte Niemand, ich liebte Niemanden — lieben muß der Mensch — ich
ebte mich also selbst." — Dabei beschäftigte er sich mit Dingen, die unter
nderen Verhältnissen seinem Alter noch fern gelegen hätten: er trieb Philosophie,

und trotz seiner 14 Jahre verehrt er doch schon Kant „mit der heiligsten Ehrfurcht".

Bei diesem eifrigen Streben des jungen Mannes kann es auch nicht Wunder nehmen, daß er bereits im Frühjahr 1801, also noch nicht 17 Jahre alt, die Universität Halle bezog, um Theologie zu studiren. Freilich das Studium selbst war jetzt noch Nebensache; denn hier auf dem ungewohnten Boden akademischer Freiheit, in der neuen Umgebung, erfolgte der Rückschlag gegen das bisherige einsame und trübe Leben. Aber zum Besten von Gemüth und Herz gewiß nicht. Es ging ihm wie so vielen jungen Leuten, die nach einer traurigen Knabenzeit in das freie akademische Leben hinauskommen: er sprang mit beiden Füßen in das wilde Burschenleben, das damals die deutschen Universitäten charakterisirte. Und am tollsten war es gerade in Halle. Während im benachbarten Leipzig die Studenten sich bemühten, den eleganten Ton, das gespreizte Wesen nachzuahmen, das damals die Bewohner von „Klein-Paris" auszeichnete, konnte man sich in Halle noch vollkommen in die Zeiten des Simplicissimus versetzt fühlen. Wild und ungebunden, aber auch ohne jede Genialität, so schildern verschiedene Zeitgenossen das Hallenser Studentenleben. Und der tollsten einer war R., er, der bisher stets einsam, in sich verschlossen gelebt, der nie einen Freund besessen, er sah jetzt in Jedem, der sich ihm näherte, einen Freund. So ward er in einen Kreis gezogen, wo durch Fleiß und Kenntnisse keine Ehre mehr zu erwerben war, wohl aber durch Rohheit, durch den Muth, nichts zu scheuen. Und R. war ehrgeizig genug, um auch hierbei der Erste sein zu wollen. Doch auch im wildesten Jubel und Trubel seiner Genossen fühlte er sich innerlich vereinsamt, die Nichtigkeit seines Treibens stand ihm vor Augen; er schildert uns diesen Zustand in einem Briefe vom 8. November 1803: „Geschmack hatte ich eigentlich nie daran, aber es zerstreute mich und ließ mich nie zu mir selbst kommen, und das wünschte ich. Ich war stets allein; mein schlechteres Ich hatte stets Bekannte und Freunde im Uebermaß, aber der bessere Mensch in mir war verlassen. Eine heitere Stunde habe ich während dieser ganzen Zeit nie gehabt, ich war immer unter dem wüthendsten Haufen, um mich zu übertäuben, und alle meine Bekannten haben mich versichert, daß sie sich nicht erinnerten, mich jemals wahrhaft froh gesehen zu haben." So ging es das ganze erste Jahr fort, von Studien, Besuch der Collegien war natürlich keine Rede; aber während Andere in einem solchen Leben zu Grunde gehen, vermochte es R., sich bereits nach einem Jahre loszuringen. Er war sich eben stets über sich selbst, seinen Zustand im Klaren, wie aus dem oben mitgetheilten Briefe hervorgeht, und Selbsterkenntniß ist bereits der Anfang der Heilung. Allerdings trug eine heftige Leberentzündung, eine Folge des wüsten Lebens, viel dazu bei, ihn zur Besinnung zu bringen; und so wandte er sich wieder mit Fleiß den verlassenen Studien zu. Freilich kehrte jetzt auch der Hang zur Einsamkeit, der Haß gegen Menschen mit verdoppelter Schärfe zurück. R. hatte eben nur die abstoßendsten Seiten des Studentenlebens kennen gelernt, kein einziger edler Mensch hatte sich ihm freundschaftlich genähert, an dem er sich hätte aufrichten können. Im Gegentheil! Es blieb ihm nicht erspart, in seinen Bekannten, die er für Freunde gehalten, sich bitter getäuscht zu sehen: er hing mit ganzer Seele an einer Verbindung, die er selbst begründet; aber als man hier gegen ihn intriguirte, zog er sich verbittert zurück und seine Schöpfung zerfiel. „Diese Undankbarkeit, die man gegen mich sich zu schulden kommen ließ, gab meiner ohnehin schwachen Anhänglichkeit an Menschen meines Alters den letzten Stoß; — ich lebte jetzt eingezogener als je."

Es gehörte eine stark entwickelte Willenskraft dazu, aus dieser verbitterten Stimmung sich herauszureißen und sich wieder einer gedeihlichen Thätigkeit zuzuwenden. Und hier bewährte sich die strenge Erziehung, die R. von seinem Vater

erhalten, und die eben darauf ausgegangen war, Gefühle durch den Verstand beherrschen zu können. R. hörte Dogmatik, Moral, römische Alterthümer, die französische Sprache lernte er autodidaktisch, indem er alle Schriften von Rousseau und Voltaire las und den ganzen Lafontaine aus dem Deutschen in das Französische übersetzte. Vor allem beschäftigte er sich indessen mit Geschichte, „denn sie ist eigentlich meine Welt, in der ich lebe". Aber leider verhinderte ihn die Enge seiner Verhältnisse, wissenschaftlich weiter zu streben; leicht hätte er auf diesem Wege durch die Schärfe seines Verstandes und die Leichtigkeit seiner Auffassungsgabe sich einen ehrenvollen Platz in der deutschen Wissenschaft erringen können. Aber die traurige Lage seiner Familie, die angegriffene Gesundheit des Bruders, des Ernährers derselben, erforderten, daß Ernst nicht nur sich selbst erhalte, sondern daß er auch dem Bruder die Last erleichtere oder ganz abnehme. Was blieb ihm da übrig, als ebenfalls die unglückselige Laufbahn eines „Informators" zu betreten, auf der schon so viele edle, aufstrebende Menschen verkümmert oder zu Grunde gegangen waren? Aber sein Bruder, die Enge der deutschen Verhältnisse wohl kennend, verlangte, daß er auch in Rußland sein Fortkommen suche; und all' sein Lernen und Studiren sollte jetzt eine Vorbereitung hierzu sein. Die Hauptsache war das Französische, weil alle Unterrichtsstunden in dieser Sprache abgehalten werden mußten. So finden wir ihn bereits im November 1803 mit diesen Vorbereitungen zu seiner russischen Stellung in Liegnitz beschäftigt.

Eine Hauslehrerstelle in Groß-Wierfewitz, einem Gute in der Nähe von Liegnitz, die er im Frühjahre 1804 antrat, war für ihn der Anfang seiner pädagogischen Thätigkeit. Freilich blieb er nicht lange hier: bereits im Sommer desselben Jahres berief ihn der Bruder nach Rußland, und so verließ Ernst seine Heimath, um sich in Petersburg eine neue Existenz zu gründen. Er sollte hier anfänglich die Stelle seines Bruders in der Familie Nowossiltzoff einnehmen, aber diese drang darauf, daß Letzterer erst die Erziehung des zweiten seiner Eleven vollende. Ernst mußte sich daher einstweilen mit einer weniger vortheilhaften Stelle begnügen, die ihm indes Zeit gewährte, sich in Mathematik und in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Jetzt waren die Brüder vereinigt, und Ernst hatte endlich das gefunden, was er Jahre hindurch zu seinem Unheil hatte entbehren müssen: einen vertrauten Umgang mit einem Freundesherzen, mit einem Menschen, zu dem er aufblicken, der ihm Lust am Leben, Freude an den Menschen wieder geben konnte. Freilich kam der mildernde Einfluß des Bruders jetzt in mancher Beziehung zu spät; Ernst zeigte bereits jenes schroffe Wesen, das ihn sein ganzes späteres Leben hindurch auszeichnete, und wie es bei einem Menschen, der seine Gedankenwelt stets verschlossen im eigenen, vereinsamten Herzen trägt, erklärlich ist. Und auch den Bruder störte die Rücksichtslosigkeit, mit der Ernst das einmal als gut erkannte aussprach und durchführte, während er andererseits an ihm hervorragende Fähigkeiten, leichte Fassungsgabe, reifen Verstand rühmt. Leider dauerte dies Zusammenleben der Brüder nur ein Jahr: Ernst gab seine Stellung in Petersburg auf und ging nach Moskau, von wo ihm vortheilhafte Anerbietungen gemacht worden waren. Indessen wurde er in seinen Hoffnungen betrogen: er übernahm eine Stelle bei einem reichen, aber ungebildeten Russen, der den größten Theil des Jahres auf einem Gute, 250 Werst hinter Moskau, zubrachte. Hier war seines Bleibens nicht lange; denn der biedere Hinterwäldler war jeglicher europäischen Bildung durchaus abhold, und so räumte R. freiwillig dieses Feld unfruchtbarer Thätigkeit.

Er kehrte wieder nach Petersburg zurück und trat nun Anfang des Jahres 1807 das Amt als Erzieher des jüngsten Sohnes im Hause der Generalin

Nowossiltzoff an. Sein Bruder verließ noch in demselben Jahre Petersburg und ging nach Liegnitz zurück, wo er 1809 Professor der Mathematik an der Ritterakademie wurde und als solcher 1819 starb. Ernst lebte nun mit Eifer und angestrengtem Fleiß seinen Pflichten als Lehrer und erwarb sich durch sein gerades, jedem äußeren Scheine abholdes Wesen zwar nicht die Liebe, so doch die Achtung seiner Umgebung. „Ich lebe hier völlig so, als ob ich Herr von diesem Gute wäre; ich genieße einer unumschränkten Freiheit; denn Alles im Hause, von der Frau bis zum letzten Bedienten, fürchtet mich, weil ich es mir von Anfang zum Gesetz gemacht, nie um ein Haar breit zu weichen in dem, was recht und vernünftig ist, und da ich zu stolz bin, um jemals unbescheiden zu sein, so gelten meine Befehle wie die Befehle der Frau, und Niemand hat es noch gewagt, mich zu fragen, warum ich dies oder jenes thue oder nicht thue. Es geht so weit, daß Madame, die sonst häufig des Abends auf Belvedere ging, jetzt keinen Fuß mehr dahin setzt, weil sie fürchtet, mich im Arbeiten zu stören." So schreibt R. am 8. August 1811 an seinen Bruder und scheint also mit seiner ruhigen Stellung zufrieden zu sein. Aber auch die alte Klage tritt wieder hervor: er fühlt sich nicht glücklich, es ist Niemand da, der ihn liebt, und dem er Liebe entgegenbringen kann, er steht unter Menschen dennoch einsam und verlassen. Da beginnt er, sich selbst eine Welt in seinem Inneren aufzubauen, eine Welt, die er liebt, die ihm Ersatz bietet für seine Einsamkeit, in der er leben und weben kann: er beginnt seine dichterische Thätigkeit. Die russische Geschichte hatte ihn zuerst angeregt, Gestalten, die ihn anzogen, dichterisch zu verkörpern, und so vollendete er im Sommer 1811 ein Trauerspiel, „Die Fürsten Chawansky", später ein Lustspiel, „Die Matrone von Ephesus". Freilich lagerten diese Stücke vor der Hand noch in seinem Schreibtisch, und nur der vertraute Bruder wußte darum. Er empfand eben jetzt noch eine reine Freude am Schaffen selbst, es war ja seine Welt, in die er sich aus seiner Verlassenheit flüchten konnte. Aber je mehr er später diese Welt nach seinen Anschauungen ausgestaltete, je mehr er sie dem Ideale, das ihm vorschwebte, zu nähern suchte, desto lebhafter empfand er das Verlangen, sie der Welt da draußen vorzuführen, mit der sie ja so sehr contrastirte.

Diese Beschäftigung mit den Musen regte ihn auch wieder zu wissenschaftlicher Thätigkeit an: er suchte seine Theologie hervor und versuchte sich als Prediger in der deutschen Gemeinde. Dies gelang über alles Erwarten; ja er erwarb sich binnen kurzem einen solchen Ruf als Kanzelredner, daß, als der deutsche Propst gestorben war, er sich um diese Stelle bewerben konnte. Zwar wurde ihm sein Mitbewerber, der Hofprediger des Prinzen von Oldenburg, Volborth, vorgezogen, aber sein Ruf war in der ganzen deutschen Colonie jetzt fest begründet. Dies kam ihm von nun an sehr zu statten: er verließ nämlich 1814, nachdem die Erziehung seines Zöglinges vollendet war, das Haus der Generalin und privatisirte als Lehrer für Sprachen und Geschichte. Er war als solcher in den weitesten Kreisen so bekannt und geschätzt, daß er 1816 an die Petersburger Universität als Ordinarius der philosophischen Facultät berufen und 1817 zum Professor der allgemeinen Weltgeschichte ernannt wurde. Fast schien es, als ob ihm nun ein dauerndes Glück blühen sollte: er, der bisher vereinsamt dagestanden, fand eine Gefährtin für das Leben; er verheirathete sich Anfang des Jahres 1816 mit Cäcilie v. Wildermeth, einer Erzieherin aus Biel in der Schweiz. Aber nur ein Jahr dauerte sein Glück; da traf ihn das Schicksal schwerer als je, seine Frau starb, ihn in der alten, düsteren Einsamkeit zurücklassend. Und wie schrecklich mußte ihm diese erscheinen, nachdem er ein Jahr lang das süßeste Glück genossen! Er war gebrochen an Leib und Seele. Auch als es den Bemühungen seines Bruders gelungen war, einen Verleger für seine

Dichtungen zu finden*), und Kotzebue das Bändchen günstig recensirte, vermochte dieser Erfolg nicht, ihm neue Lebensfreudigkeit einzuflößen. Er schreibt an den Bruder: „Soll ich Dir mein Glaubensbekenntniß vorlegen, so finde ich jetzt eine außerordentliche Gleichgiltigkeit gegen Lob und Tadel dieser Art in mir. Es gab eine Zeit, wo ich nichts Höheres, Wünschenswertheres auf Erden kannte, als einen ausgebreiteten litterarischen Ruf, wo dies das Ziel alles meines Strebens war. Das ist nun anders —.“ Es gehörte wirklich eine eiserne Charakterfestigkeit dazu, diesen Schicksalsschlag zu überstehen; zum Ueberfluß wurde R. noch genöthigt, seine Thätigkeit als Universitätslehrer, von der wir überhaupt sehr wenig wissen, aufzugeben. Die altrussische Partei, der die „Fremdlinge“ ein Dorn im Auge waren, begann Intriguen gegen die Deutschen ins Werk zu setzen. R. und andere in russischen Diensten stehende Deutsche wurden in eine Untersuchung gezogen: man verdächtigte sie wegen der Beziehungen, welche sie mit dem Vaterlande unterhielten. Und wenn auch die Untersuchung kein greifbares Resultat ergab, so war doch R. dadurch der Aufenthalt in Petersburg unleidlich geworden. Er erbat im Herbste 1822 die Erlaubniß zu einer Reise nach Italien und Deutschland, in die Heimath, nach der er sich Jahre lang so sehr gesehnt hatte. Den Winter verlebte er in Italien und ging im Frühjahr 1823 nach Deutschland zurück. Er war jetzt entschlossen, Rußland nicht wieder zu sehen, erbat und erhielt seine Entlassung aus russischen Diensten, in denen er Titel und Rang eines kaiserlichen Hofrathes geführt hatte, unter dem 18. August 1823.

R. hatte sich in Rußland so viel erworben, daß er in Deutschland unabhängig leben konnte; so strebte er denn nach keinem Amte mehr, sondern die Dichtkunst allein sollte der Zweck seines Daseins werden. Weimar, wo noch die Erinnerungen an die alte geistige Größe lebendig waren, zog ihn an; hier wollte er sich niederlassen. Aber R. und Goethe — das ging nicht. Schon die erste Begegnung beider zeigte die Unmöglichkeit: R. in seinem überaus großen Selbstgefühl vermochte es nicht, sich als Jünger dem Meister unterzuordnen, er wollte neben, nicht unter ihm leben. So trat er denn Goethen nicht als der aufstrebende Dichter — als solcher hätte er stets von dem Altmeister gerechte Würdigung erfahren — sondern als der Professor der Geschichte gegenüber und konnte sich nicht entschließen, seinen Docententon abzulegen. Dergleichen litt Goethe im persönlichen Umgange nur dann, wenn er Hoffnung hegte, selbst etwas Neues, Positives zu erfahren, belehrt zu werden. Aber R. konnte ihm nichts Anderes bieten, als was Goethe im Laufe seines überreichen Lebens selbst erprobt und errungen hatte. Daher trennten sich Beide kalt. Goethe behandelte R. naturgemäß nicht anders als jeden anderen Fremden, der von fernher gekommen war, eine „Anschauungsaudienz“ bei dem Herrn Geheimrath durchzumachen; R. aber hatte Beachtung seiner Persönlichkeit erwartet, und, da er sie nicht gefunden, gab er den Plan auf, sich in Weimar niederzulassen. Er wandte sich nach Berlin. Berlin war damals vielleicht der günstigste Boden für ein aufstrebendes Talent, welches versucht, sich Geltung zu verschaffen: das geistige Leben war so rege wie zur Zeit, da Lessing und Mendelssohn den Mittelpunkt desselben bildeten. Männer wie Chamisso, Hegel, Friedrich v. Raumer und andere waren jetzt tonangebend, nicht nur für die preußische Monarchie, sondern auch für die weitesten Theile Gesammt-Deutschlands. Ganz besonders aber durfte ein junger dramatischer Dichter von einiger Bedeutung auf anerkennende Förderung rechnen. Das königliche Hoftheater sollte im Norden Deutschlands dieselbe Stellung einnehmen, die das Burgtheater in Wien seit Jahrzehnten im Süden behauptete; aber da es keine so glänzende Vergangenheit, keine altbewährten Traditionen

*) Dramatische Dichtungen von Ernst Raupach, Liegnitz.

aufzuweisen hatte wie das Burgtheater, so mußte es versuchen, das durch die Neueren zu werden, was dieses in der Glanzzeit deutscher Litteratur geworden war.

Hier trat nun R. ein, fremd, von Niemandem empfohlen, nur mit dem festen Willen ausgestattet, sich einen bedeutenden Wirkungskreis zu schaffen, und mit der Zuversicht begabt, dieses Ziel zu erreichen; und daß er es erreicht, das verdankt er zum großen Theile seiner offenen Geradheit, mit welcher er der Welt entgegentrat und wie sie im Vertrauen auf seine Kräfte in ihm wurzelte. Er reichte der Theaterintendanz sein Lustspiel „Laßt die Todten ruhen", ein und sagte einfach: „Ich habe hier ein Stück, dessen Aufführung ich wünsche." Einer der anwesenden Herren nahm es ihm ab und sagte (es war Raupach's eigene, sehr klare, aber überaus feine Handschrift): „Das ist sehr schlecht geschrieben." R. nahm sein Manuscript wieder und sagte: „Schlecht geschrieben ist es nicht, aber klein geschrieben." Damit ging er zur Thüre hinaus. Dieses Vorgehen imponirte; der Hofrath Esperstedt, der schon von R. gehört hatte, ging ihm nach, und durch seine Vermittelung wurde das Stück mit Beifall aufgeführt, ebenso das bald nachher vollendete Trauerspiel „Isidor und Olga". Von nun an blieb R. in Berlin; die königliche Hofbühne wurde sein eigentlichstes Wirkungsfeld, für sie schuf er seine Dichtungen, hier wurden sie zuerst aufgeführt. Der Generalintendant Graf v. Redern war sein besonderer Gönner und blieb es auch, trotzdem Neid und Scheelsucht diese Verbindung vielfach zu verdächtigen suchten. R. war contractlich verpflichtet, jedes neue Stück zuerst dem Hoftheater einzureichen, aber dieses mußte auch jedes, selbst das mißlungenste, im Fluge hingeschleuderte Stück zur Aufführung bringen. Außerdem erhielt R. ein erhöhtes Honorar, das bei anderen Dichtern allerdings nur 20 Thaler pro Act betrug. Wie er so Jahre hindurch nicht nur die Berliner Hofbühne, sondern alle deutschen Theater zu beherrschen vermochte, soll weiter unten beleuchtet werden. Hier sei nur noch erwähnt, daß auch seine Dictatur über die Schauspieler eine unumschränkte war; doch wird erzählt, daß er bei aller Strenge und Schroffheit niemals die Gerechtigkeit aus den Augen ließ. Im Großen und Ganzen war somit sein Verhältniß zur königlichen Hofbühne ein angenehmes und ehrenvolles; mit unermüdlichem Fleiße sorgte er für das „tägliche Brod der Bühne", wie Goethe einmal sagt. Als aber sein Gönner, der Graf v. Redern, im Jahre 1842 sein Amt als Generalintendant niederlegte, achtete auch er seine Zeit gekommen, um sich von der königlichen Bühne zurückzuziehen, für seine fast zwei Decennien umfassende Thätigkeit reich belohnt durch viele Gnadenbezeugungen des Königs, der ihm auch einen jährlichen Ehrensold bewilligte.

Von nun an lebte er wieder fern vom öffentlichen Leben in stiller Zurückgezogenheit und widmete sich mehr allgemein-wissenschaftlichen Studien. Nur dem Kreise von Männern, welche damals den Kernpunkt des schöngeistigen Berliner Lebens bildeten und die R. bald nach seinem ersten Auftreten in ihre Mitte gezogen hatten, blieb er treu. Es war die „Litteraria", deren fast niemals fehlendes Mitglied R. war und bis zu seinem Tode blieb. Hier verkehrte Alles, was nur irgendwie Anspruch auf Beachtung in wissenschaftlichen oder künstlerischen Kreisen machte. Und die bedeutendsten unter den Mitgliedern dieser Gesellschaft waren auch Raupach's Freunde. So pflegte vor Allem Hegel mit ihm vertrauten Umgang; der große Philosoph wirkte besonders in der späteren Zeit sehr lebhaft auf R., und wir werden bei Besprechung der Werke Raupach's manche der ästhetischen Anschauungen Hegel's in den Dramen seines Freundes verkörpert finden. Auch in der „Litteraria" blieben Beide verbunden in der Bekämpfung Tieck's und seiner Bestrebungen. War auch R. niemals in persönliche Beziehungen zu Tieck getreten, so konnte ihm doch nicht verborgen

geblieben sein, wie vernichtend dieser sich über einige Raupach'sche Stücke, so besonders über „Isidor und Olga" ausgesprochen hatte; bei aller Anerkennung des Verdienstlichen in der Bühnenthätigkeit Raupach's war Tieck doch unerschöpflich in Schmähungen auf die Zumuthung, sich an der Darstellung solcher Zustände, wie sie in diesem Stücke geschildert werden, ergötzen zu sollen. Dazu kam nun noch die Feindschaft zwischen Hegel und Tieck; von vornherein war zwischen diesen beiden Männern eine innere Annäherung und Ausgleichung unmöglich, und auch eine persönliche Begegnung Beider verschärfte nur die Gegensätze. Tieck konnte sich niemals mit der Strenge und scharfen Dialektik Hegel's befreunden, und diesem lag eine den Alten verwandte Kunstanschauung näher als das Gefühlsleben der Romantiker. Alles dies wirkte zusammen, um R. in Gegensatz zu Tieck zu bringen, ein Gegensatz, der sich merkwürdiger Weise niemals nach Außen hin Luft machte, wie man es doch bei Raupach's Natur erwarten sollte. Aber von einem öffentlichen polemischen Auftreten gegen Tieck mag ihn wohl die innige Freundschaft abgehalten haben, welche ihn mit Friedrich v. Raumer verband, dem begeisterten Freunde Tieck's und Vertreter desselben in den Berliner Kreisen. Raumer war infolge seiner mannigfachen Bestrebungen zur Hebung der deutschen Bühne von dem Generalintendanten Graf Redern in das Lesecomité, das über alle dem königlichen Theater eingereichten neuen Stücke zu entscheiden hatte, berufen worden; und hier näherte er sich R. Es entspann sich zwischen Beiden ein reger Verkehr, welcher durch die Gleichheit mancher politischen und künstlerischen Anschauung Nahrung empfing. Besonders wurde Raumer durch diejenigen Stücke Raupach's angezogen, welche auf der Grundlage seines Geschichtswerkes die Schicksale der Hohenstaufen dramatisch behandelten; er betrachtete diese historischen Dramen nicht wie Tieck lediglich vom streng kritischen Standpunkte aus, sondern erkannte ihnen in nationaler Beziehung weittragende Bedeutung zu, in welchem Sinne er sie auch gegen Solger und Löbell vertheidigte.

Neben Hegel und Raumer sind nun noch Adalbert v. Chamisso und der Schauspieler Pius Alexander Wolff als dem Freundeskreise Raupach's angehörig zu betrachten; besonders war das Verhältniß zu Wolff ein recht inniges und herzliches, das nur zu früh durch den Tod Wolff's im J. 1828 gelöst wurde. Aus dem ferneren Leben Raupach's ist nur noch ein Punkt besonders hervorzuheben: das Verhältniß des Dichters zur Bewegung des Jahres 1848. R. hat zu seinen Lebzeiten und bald nach seinem Tode wegen seiner politischen Gesinnungen so viele Angriffe erfahren, daß hier nothwendigerweise eine genaue Darstellung seiner Anschauungen gegeben werden muß. R. war ein Mann einer vergangenen Zeit, mit allen Fasern seines Wesens wurzelte er in früheren Jahrzehnten: und was sein Geist einmal für gut erkannt, das hielt er für alle Zeiten fest, mochte auch Alles um ihn her vorwärts stürmen. So war ihm auch von früher Jugend auf ein Abscheu vor jeder eigenmächtigen Empörung der Völker eingeprägt worden; der lange Aufenthalt in Rußland, die Sympathien, welche er mit den dortigen Zuständen hegte, hatten seinen Glauben an das souverän bestehende Recht des Königs, an den Absolutismus, als die allein wahre Regierungsform, nur noch mehr entwickelt. So stand er denn allen liberalen Bestrebungen fremd, ja feindlich gegenüber und konnte und wollte niemals an eine Besserung der Volkszustände aus dem Willen des Volkes heraus glauben. „Gedankenfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, das sind die beiden Güter, welche das Volk mit Recht von seinen Fürsten verlangen kann", sagte er einst zu dem Schauspieler Genast, „was darüber hinausgeht, sprengt die Schranken der ewigen Ordnung." Noch schroffer tritt er in den meisten seiner späteren historischen Dramen den Forderungen der Menge entgegen:

„Die Freiheit ist's, die Sklavenketten schmiedet,
Weit mehr als Tyrannei ihr Glück ermüdet"

heißt es in Friedrich II., 3. Theil; und der große Monolog Cromwells verficht denselben Gedanken von dem Mißbrauche, der mit dem Schlagworte Freiheit getrieben wird. Ja das Drama Mirabeau, welches dem Jahre 1849 entstammt, ist vollständig dem politischen Kampfe gewidmet. Die Gegner blieben natürlich die Antwort nicht schuldig: man nannte ihn Fürstenknecht und verdächtigte ihn wegen der freundschaftlichen Beziehungen, welche ihn an den Berliner Hof und besonders an den Prinzen Wilhelm fesselten. Als er nun gar in einem politischen Flugblatte „die Aufgabe der jetzigen Kammern" seine gegen alle constitutionellen Forderungen gerichteten Ansichten niederlegte, wandte sich die öffentliche Meinung vollkommen von ihm ab. Er war aber viel zu ehrlich, viel zu überzeugungstreu, als daß er um der Gunst des Volkes willen auch nur ein wenig nachgegeben hätte, und auf der anderen Seite verlangte man, daß vor Allem die deutschen Dichter berufen seien, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und so vereinsamte er immer mehr. Da brachte er einen Entschluß zur Reife, der ihn schon Jahre lang beschäftigt: er verheirathete sich mit der Schauspielerin Pauline Werner. Im Zusammenleben mit dieser Frau, welche bereits 18 Jahre hindurch ihm eine treue Freundin gewesen, in einer stillen Häuslichkeit, wollte er Ersatz finden für das, was er im öffentlichen Leben verloren. Aber nicht mehr lange sollte er das Glück dieser Ehe genießen: er starb plötzlich am 18. März 1852 nach nur zweitägigem Krankenlager.

Ueberblicken wir noch einmal das Leben dieses Mannes, welcher, aus armseligen Verhältnissen hervorgehend, durch eigene Kraft und festen Willen sich einen weiten Wirkungskreis und berühmten Namen schuf, um schließlich noch bei seinen Lebzeiten der Vergessenheit anheimzufallen, so müssen wir sagen, er war ein Charakter; freilich ein Charakter voll rauher, abstoßender Züge, wie sie die Folge einer jede Herzensregung unterdrückenden Erziehung waren, aber gestählt und hart geworden im Kampfe mit dem Schicksal. R. hatte es mit wenig Ausnahmen niemals vermocht, sich Liebe und Zuneigung zu erwerben; man achtete, ja man fürchtete ihn, aber warme, entgegenkommende Liebe und Freundschaft erweckte er nur selten. Dazu hatte sein Aeußeres eben nichts Anziehendes: Eduard Genast schildert ihn als eine hagere, knochige Gestalt mit ehernem Gesicht, in dem kein freundlicher Zug zu erblicken, mit Augen, welche ungleichfarbig nach verschiedenen Richtungen hinblickten, kurz, er war ein Mann, der beim ersten Anblick durchaus keine Sympathien erweckte. Trat man dann aber in näheren, freundschaftlicheren Verkehr zu ihm, lernte man seinen Geist und Scharfsinn, seine oft bezaubernde Liebenswürdigkeit kennen, so konnte man kaum einen anziehenderen Gesellschafter finden. Wenn dagegen Jemand das Unglück hatte, ihm von vornherein aus irgend einem Grunde zu mißfallen, so zeigte er sich als das wahre Urbild seines „Till"; dann fand er seine Freude darin, durch schroffe, geradezu impertinenten Zurechtweisungen sein Gegenüber in Verlegenheit zu bringen, überhaupt den Geist zu spielen, der stets verneint, wobei ihm seine außerordentlich entwickelte Dialektik vortrefflich zu statten kam. Aber alle Züge von Schroffheit, Sarkasmus, Bitterkeit und Menschenverachtung bildeten doch nur die äußere, rauhe Schale, unter der ein warm fühlendes, nur Liebe begehrendes Herz schlug; und diese abstoßenden, verletzenden Züge, sie verschwanden neben seiner strengen Wahrheitsliebe, seiner Fülle von Kenntnissen, seiner edlen und ehrlichen Gesinnung. Daher starb er auch, von der großen Menge, die nur nach Aeußerlichkeiten urtheilt, bereits vergessen, von wenigen wahren Freunden aber tief und aufrichtig auch als Mensch betrauert. — — —

Es wird auf den ersten Blick befremden, daß wir sagen: R. starb in Ber-

gessenheit; denn wie wenige Jahre trennen das Jahr seines Todes 1852 von den Zeiten, da er den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht hatte, da die deutschen Bühnen nur Einen Dichter, R., zu kennen schienen! Und doch ist es so: Man lese den Nachruf, welchen Ludwig Rellstab in der „Allgemeinen Zeitung“ seinem langjährigen Freunde widmete: „Welch' tiefern Eindruck hätte Raupach's Tod gemacht, wenn der Trauerfall vor 10 oder 12 Jahren eingetreten wäre! Seit so langer Zeit ungefähr kann man den scharf denkenden, kritisch sichtenden Dichter als von seiner Thätigkeit für die Bühne zurückgetreten betrachten. — Wer sich aber einmal aus der regsamen Thätigkeit des Theaterlebens herausbegibt, wer in diesem wetteifernden Jagen nach Erfolgen, in diesem Kampf der Intriguen nicht selbst für sich sorgt, der ist schnell verabsäumt, bald vergessen.“ Und sehen wir, wie bald alle deutschen Bühnen die Dichtungen Raupach's, welche nur wenige Jahr vorher das gesammte Repertoire beherrscht hatten, fallen ließen, wie z. B. am Berliner Hoftheater 1861 nur mehr an zwei, 1864 an vier Abenden Stücke unseres Dichters aufgeführt wurden, so finden wir Rellstab's Urtheil nur bestätigt. Und heute ist Raupach's Andenken vollkommen verschollen und verklungen, heute kennt man seine Dichtungen kaum mehr dem Namen nach, und wo man noch von ihm und seinem Streben spricht, da werden allein übertrieben scharfe, einseitig nur die Fehler heraushebende Urtheile laut. Der Historiker aber, welcher ein Bild unseres Jahrhunderts entwerfen will, muß unbekümmert um Urtheil und veränderten Geschmack der Menge, auch der Persönlichkeit, welche zwei Jahrzehnte hindurch die deutsche Bühne zu beherrschen vermochte, die ihr gebührende Stellung in der Entwickelung unserer Litteratur anweisen.

Man hat die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts wiederholt mit dem Alexandrinischen Zeitalter in Vergleichung gebracht, als eine Zeit, der jede schöpferische Kraft fehlte, die man einzig und allein mit der Verarbeitung gegebener, allerdings sehr nachhaltiger Aufgaben beschäftigt hielt. Und in der That, das Neue und Große, welches die Revolutionszeit der deutschen Litteratur gebracht, mußte noch auf lange Zeit hinaus der gesammten Geistesentwickelung Deutschlands die bestimmende Richtung geben. Aber trotzdem kann nicht behauptet werden, daß die dramatische Poesie Deutschlands, als Ein geistiges Princip gefaßt, in der Periode, da Goethe und Schiller die Höhe ihrer künstlerischen Thätigkeit erreicht hatten, sich erschöpft, daß sie eine solche Verkörperung gefunden, daß jede weitere Entwickelung entweder in den Grenzen bloßer Nachahmung, wie die Dichtungen Theodor Körner's, hätte stehen bleiben, oder aus den Grenzen der Kunst überhaupt abirren müssen. Vielmehr reißen sich jetzt die in jener Periode vereinigten Momente von einander los und streben einer einseitigen Ausbildung zu, selbst vor den äußersten Folgerungen nicht zurückschreckend, indem bald der gemeine, nüchterne Verstand die Dichtkunst beherrscht, bald eine übermäßige Genialität alle Schranken durchbricht. Zunächst erhebt sich eine Richtung, welche, auf Diderot's Princip begründet, das Streben nach unmittelbarer Naturwahrheit zu ihrer Hauptaufgabe macht. Vertreter dieser Richtung sind: noch im vorigen Jahrhundert Iffland, mit Anfang des unserigen Kotzebue. Freilich setzt Iffland ein Element hinzu, das den Franzosen vollkommen fremd ist, nämlich das moralische Ergebniß, welches aus jedem seiner Stücke gezogen werden kann. Und indem er nun diese moralische Tendenz nach und nach immer mehr ausbildet, wird ihm schließlich der Lehrzweck Hauptsache und ein wohlfeiles Ersatzmittel für die fehlenden künstlerischen Ideen. Konnte somit Iffland's Muse in dem Lehrzweck immerhin noch ein Princip aufweisen, auf dem ihr Dasein beruht, so fehlt dieses vollkommen bei Kotzebue. Hier feiert allein die dramatische Form ihre Triumphe; denn sehen wir nach den behandelten Stoffen, nach den geschilderten Charakteren, fragen wir nach den etwaigen bewegenden

Ideen seiner Stücke, so gerathen wir sogleich in eine so bunte Mannigfaltigkeit, in ein solches Chaos von atomistischen Momenten hinein, die unter sich gar nichts gemein haben, daß man gezwungen wird, Alles auf ein formales Princip zurückzuführen, wonach viele seiner Fabeln nur dieser Situationen, dieser Collisionen, dieser Effecte willen erfunden sind. Dazu kommt nun noch, daß in Kotzebue's Stücken der gesellschaftliche Indifferentismus, gemengt mit einer gewissen witzigen Frivolität, zur Herrschaft gelangt, so daß wir, im Hinblicke auf Iffland's gutmüthige Pedanterie, in Kotzebue die ganze Richtung ihren letzten Entwickelungspunkt erreichen sehen. Es konnte nicht fehlen, daß diese eben besprochenen Tendenzen bald eine heftige Opposition hervorriefen: dem religiösen und moralischen Indifferentismus trat eine am Glanze des Mittelalters aufgezogene Mystik, dem gesellschaftlichen die Begeisterung der Freiheitskriege entgegen. Es ist bekannt, daß es das Verdienst der ersten Romantiker, Schlegel und Tieck, war, auch die Bühne frei gemacht, die dramatische Poesie von der nüchternen Prosa des gewöhnlichen Lebens gesäubert zu haben; und zwar wirkte Tieck vornehmlich zerstörend durch seine Comödien, Schlegel aufbauend durch die Uebersetzungen fremder Meisterwerke, der Engländer und Spanier. Beider Bestrebungen schufen nun bald eine Schule, freilich eine Schule, deren Gliedern es völlig an dem umfassenden Geist mangelte, der jene auszeichnete; vielmehr ist in Jedem irgend eine extreme Bestimmtheit ausgedrückt: so in Zacharias Werner die Mystik, in Müllner und Grillparzer eine mißverstandene antike Weltansicht, in Immermann eine sklavische Nachahmung von Shakespeare und Molière, bei Platen eine ebenso sklavische Nachahmung Aristophanischen Sinnes und Geistes. Diese innerliche Beschränkung verengt dann natürlich auch den darzustellenden Stoff zu entsprechender Bestimmtheit. Alle obengenannten Dichter zeigen aber gleichmäßig einen willkürlichen Subjectivismus in Auffassung und poetischer Durchführung, wie er aus der subjectiven Ironie entspringen mußte. Indem nun die beiden Richtungen, die Iffland-Kotzebue'sche einerseits, die romantisch-ironische andererseits sich gegenüberstehen, könnte man erwarten, nunmehr einen Dichter auftreten zu sehen, der die Gegensätze vermittelt, aus ihnen ihr wesentlich Gutes aufnimmt und dieses zu einer neuen Einheit herausgestaltet. Das trat nun nicht in vollem Maße ein, vielmehr erkannte ein scharf reflectirender Geist diese Nothwendigkeit und suchte die Aufgabe allein durch den Verstand zu lösen: es ist unser R.

Wir haben oben als Grundzug der Erziehung Raupach's die einseitige Ausbildung einer strengen Verstandesthätigkeit erkannt; wie nun in dem starren Charakter des Mannes diese unglückselige Erziehungsart sich widerspiegelt, so tritt sie auch in seiner gesammten dichterischen Thätigkeit unverkennbar hervor: hier ist ein Mangel jeglicher Phantasie, ein Mangel eines reichen, überquellenden Dichterherzens, der uns immer und immer wieder zur Erkenntniß bringt, daß alle diese Dramen ihre Entstehung lediglich dem Zusammenwirken eines philosophisch streng geschulten Verstandes und einer großen Fertigkeit im Beherrschen der dramatischen Form verdanken. Die erste Nachricht, daß der Hofmeister im Hause der russischen Generalin auch dichterische Bestrebungen hege, gibt er selbst in einem Briefe an seinen Bruder Friedrich vom August 1811: „Vorigen Sonntag habe ich meine poetischen Arbeiten für dieses Sommerhalbjahr beendet. Sie bestehen in zwei dramatischen Gedichten. Das erste ist ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, betitelt: Die Fürsten Chawansky — es ist das längste Stück, was ich bis jetzt geschrieben habe, denn es enthält 4000 Verse. Das zweite ist ein Lustspiel in 5 Aufzügen und in Versen, genannt: Die Matrone von Ephesus. — Dieses Stück ist viel kürzer als das vorige, es enthält nur ungefähr drittehalbtausend Verse." — Es ist bezeichnend für die Art und Weise, wie R. sein

Dichten als „Arbeit“ auffaßt, daß er dem Bruder von seinem Streben nicht viel mehr als die Anzahl der verfertigten Verse mitzutheilen weiß. Diese zwei Dramen neben den schon vorher vollendeten Timoleon und Lorenzo und Cecilia waren auch die ersten, die R. an die Oeffentlichkeit gelangen ließ: sie erschienen als „dramatische Dichtungen“ 1818 in Liegnitz. Nur wenig Gutes kann von diesen Erstlingsarbeiten berichtet werden: es sind eben noch vollkommen unselbständige Versuche, unselbständig in Form und Sprache; und wenn auch vielleicht ein reicheres inneres Leben in ihnen quillt als in vielen der späteren Stücke Raupach's, so kranken sie doch durchgängig an einer zu allgemeinen Idealistik in der Haltung der Charaktere, wir sehen Schattenbilder vor uns, keine Menschen von Fleisch und Blut, und ebenso gehen auch die Verhältnisse der Handlung zum großen Theile über die Sphäre der Wirklichkeit hinaus. Freilich dieselben Vorwürfe muß man fast allen nichtbistorischen Dramen Raupach's machen, wie sie in größerer Anzahl am Beginne seines dichterischen Schaffens und auch vereinzelt während seiner reifsten Zeit entstanden. Nur die Form lernt R. gar bald in hohem Grade beherrschen: vor Allem zeichnen sich die Expositionen aller seiner Stücke durch knappe Gedrängtheit und Uebersichtlichkeit aus, niemals wird die Handlung mit Episoden überladen, der Dialog ist gewandt und sicher. Dagegen wird man nur in wenigen Dramen wirkliche Menschen finden, seine Charaktere haben alle etwas Schemenhaftes und dabei Allzugleichförmiges, nur zu deutlich sieht man die Dialektik und Sophisterei ihres Herrn und Meisters in ihr Fleisch und Blut übergegangen.

Diese nichthistorischen Dramen sind es auch, die zuerst auf der Bühne erschienen: im December 1821 wurde in Berlin „Die Erdennacht, dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen“, erstmalig aufgeführt. Das Stück rief vielfach getheilte Ansichten hervor, doch allgemein erkannte man, daß es durch Gedankenreichthum die anderen Bühnenerzeugnisse der Zeit weit überrage. Dies ist auch wahr, aber leider erstickt der „Gedankenreichthum“ jegliches dramatische Leben; man merkt, das Drama entstammt keiner Dichterseele, es ist das Erzeugniß eines scharfen Verstandes, der dramatisch den Satz erörtern und lösen wollte, den Cicero, de officiis aufstellt: „Wenn der Vater nach tyrannischer Herrschaft strebt, so soll der Sohn das Vaterland dem Vater vorziehen und den Vater anklagen.“ Diese zu Grunde liegende Idee wird nun der ganzen Wucht ihrer Tragik dadurch entkleidet, daß man nicht verkennen kann, der Vater, Faledro, ist im vollen Rechte, wenn er die eingenistete Herrschaft des Adels stürzen und sich selbst zum unumschränkten Herrn des Staates machen will; Rinaldo, der Sohn, aber verwechselt den Begriff des Vaterlandes mit dem der Regierungsform. Hierdurch wird es dem Autor unmöglich, die That seines Helden, der dem Vater und sich selbst den Tod gibt, anders als durch Scheingründe zu motiviren, welche in endlosen moralisch-politischen Gesprächen entwickelt werden. Auch die beiden folgenden Stücke, „Die Gefesselten“ und „Die Königinnen“ in den Jahren 1820 und 1821 entstanden, sind in derselben Weise componirt wie „Die Erdennacht“: eine frei erfundene Fabel, welche die Lösung einer ethischen Grundfrage geben soll. R. ringt auch hier noch mit seiner Aufgabe: wiederum erfolgt die Lösung nicht aus den Charakteren selbst, sondern aus philosophischen Erörterungen, wobei die Handelnden etwa dieselbe Stellung einnehmen wie die Sprechenden in einem Ciceronianischen Dialoge. Auf einer in dramatischer Beziehung entschieden höheren Stufe steht das Drama in 5 Acten „Isidor und Olga oder die Leibeigenen“, welches im März 1825 zum ersten Male in Berlin aufgeführt wurde. Der Stoff ist aus dem russischen Leben gegriffen: all' der Jammer, das Elend, welches die Leibeigenschaft in Rußland mit sich brachte, wird vorgeführt, die Charaktere sind lebensvoll und wahr gezeichnet, da der Dichter sie uns zeigt,

wie er sie in Rußland gesehen hat, nicht so falsch idealisirt wie in den früheren Stücken; dagegen darf nicht verkannt werden, daß R. hier, wenn auch mit großer Sicherheit, nach dem Aeußersten strebt, das für den Effect in der Tragödie gestattet sein dürfte: Motive und Benehmen sind unedel, die Situation übertrieben roh, und auf die ἡδονή, das heißt auf Schönheit, Vergnügen und Anmuth, wie sie Aristoteles (Poetik, XIV, 5, 11) neben der Reinigung der Leidenschaften verlangt, ist gar keine Rücksicht genommen. Dennoch fand das Stück viel Beifall und war Jahrelang auf allen Bühnen sehr beliebt. Mit den „Leibeigenen“ und dem in derselben Zeit entstandenen Schauspiele „Alanghu“ schließt die erste Periode in Raupach's Entwicklungsgange; der Dichter wendet sich jetzt für eine Zeit von dem ernsten Drama, das ihm bisher zur Lösung ethischer und gesellschaftlicher Fragen gedient hatte, ab und erblickt die Hauptstärke seines Talentes im Lustspiele; erst später entstehen neben seinen reifsten historischen Dramen und seinen feinsten Lustspielen auch wieder einige Stücke nach Art der bisher besprochenen. Von ihnen nennen wir „Der Nibelungen Hort“, Tragödie in 5 Acten, zuerst aufgeführt im J. 1828, und „Die Schule des Lebens“, Schauspiel in 5 Aufzügen, aus dem Jahre 1835. „Der Nibelungen Hort“ führen wir mehr der Wahl des Stoffes als der Behandlung wegen an: Das Stück ist vielleicht die schwächste unter den vielen dramatischen Bearbeitungen der Sage, in seine fünf Acte ist die ganze Erzählung von Siegfried's Kampfe mit Fafner bis zu dem Blutbade in Etzel's Palaste zusammengedrängt; aber leider ist das Ganze mehr eine Art Inhaltsangabe aus dem Heldengedichte als ein Drama. R. hat einfach Zeichnung der Charaktere, Motive, Situationen dem Epos entnommen, ohne sie dramatisch neu zu beleben, er steht zu seiner Quelle etwa in demselben Verhältnisse wie in den „Hohenstaufen“ zu Raumer's Geschichtswerke. Dadurch wird die Handlung eine Reihe von Ereignissen, die in einem gewissen Zusammenhange ohne innere Nothwendigkeit auf einander folgen. Bei weitem mehr Anerkennung und Beachtung verdient „Die Schule des Lebens“, zuerst aufgeführt zu Berlin im Mai 1835. Das Stück ist eigentlich kein Schauspiel, wie es R. benennt, steht auch nach Form, Inhalt und Ausführung durchaus außerhalb der übrigen „Schauspiele“ des Dichters; vielmehr könnte man es ein Lustspiel im Sinne der letzten comedies Shakespeare's nennen. Der Stoff scheint einer älteren spanischen Novelle entnommen zu sein: Isaura, einzige Tochter und Erbin des Königs von Castilien, ein trotziges, launisches und herrschsüchtiges Mädchen, wird, nachdem sie aus Eigensinn selbst die trefflichsten Freier ausgeschlagen, eines Liebeshandels mit einem Edelknaben beschuldigt. Vom Vater verurtheilt, flieht sie und muß nun vom Schenkmädchen bis zur Bettlerin eine gewaltige und grausame Schule durchmachen, aus der sie aber geläutert als ein Engel des Lichtes hervorgeht. — Der Einheit der Handlung entsprechend ist der Charakter Isaura's einheitlich gestaltet, voll wahren Lebens und nur wenig idealisirt, entwickelt er sich aus sich selbst. Auch die anderen wenig hervortretenden Personen zeigen dieselben Vorzüge, die wir bisher in Raupach's Stücken nicht beobachten konnten. Die Sprache endlich ist bei R. etwas seltenes, edel, ohne hochtrabende Phrasen, anmuthig und fein ausgearbeitet; kurz, das Ganze kann als eine der gelungensten Schöpfungen Raupach's bezeichnet werden, fand aber vielleicht gerade wegen seiner vielen Vorzüge bei Kritik und Publicum weniger Beachtung als die rohen, kunstlosen Possen. Nur am Schlusse wird der einheitlich-dramatische Eindruck, den die „Schule des Lebens“ macht, etwas gestört: wir erfahren nämlich, daß alle die Prüfungen, welche Isaura durchzumachen gehabt, von ihrem eigenen Vater veranstaltet gewesen, zu dem Zwecke, sie zu läutern. Diese Art und Weise, Personen, Charaktere und dadurch die Handlung gleichsam als Drahtpuppen von einem Menschen, der inmitten des

der Schuld und Sühne im rechten Verhältnisse zu einander stehen. Freilich erlaubt sich R. hier doch eine Abweichung von dem historisch Feststehenden, indem er Heinrich an Gift, das ihm mit Wissen Constanze's gereicht wird, sterben läßt. Auch das folgende Stück, König Philipp, wirkt durch seine reich bewegte Handlung, mehr noch durch das traurige Geschick des edlen Königs anziehend. Dann kommen aber 5 Dramen, welche die Geschichte Friedrich's II. behandeln, die kaum als dramatische Gebilde bezeichnet werden können. In breiter Einförmigkeit fließt Act auf Act dahin, und der Mangel an Handlung wird weder durch treffende Charakterzeichnungen noch durch inhaltsreiche Dialoge ersetzt. Was sollte nun bei dieser Art der Ausführung auf die Zuschauer belehrend wirken? War ja die Macht des Stoffes infolge der Ueberladung mit zwar historischen, aber für die dramatische Entwicklung hemmenden Einzelheiten erstickt und gebrochen. In der That vermochten die „Hohenstaufen“ niemals festen Boden in weiteren Kreisen zu fassen; man bewunderte den Fleiß und den Muth des Autors, der so gewaltige Stoffmassen beherrschte, indessen der Lehrzweck war verfehlt.

R. hat auf der mit den „Hohenstaufen“ beschrittenen Bahn keine Schüler und Nachfolger gefunden, wie er selbst geglaubt hatte. Ein reicher, poetischer Geist hätte vielleicht den Trugschluß, auf dem sich diese neue historische Tragödie aufbaute, überwinden können; aber Poesie, das ist es gerade, was R. fehlt: er ist kein Dichter. Keines seiner Werke ist den Eingebungen der Phantasie entsprungen, bei keinem fühlt man Herz und Gemüth des Dichters. Sie alle, Lustspiele, Dramen, Tragödien sind viel mehr Combinationen eines scharf denkenden Verstandes als Dichtungen. R. ist ein geschickter Arbeiter, dessen Gebilde zwar gut geformt sind, die aber doch nur Formen bleiben, da ihnen ihr Meister den göttlichen, belebenden Odem der Poesie nicht einhauchen konnte.

Pauline Raupach, E. B. S. Raupach 1854. — Nekrolog, 1852, Nr. 63. — Eduard Genast, Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers, III, 21—51. — Karl von Holtei, Charpie, I, 124. — Morgenblatt, 11. April 1852. — Allgemeine Zeitung, 26. März und 28. März 1852.

M. Bendiner.

Rauschard: Karl Heinrich v. R. entstammte einer Quedlinburgischen Familie. Sein Vater Georg Adam R., stiftischer Kammerverwalter zu Quedlinburg, trat kraft seiner 1740 erfolgten Berufung nach Dillenburg als Regierungsrath in Nassau-Oranische Dienste, war 1744 Geheimer Regierungsrath, 1748 vom Kaiser in den Adelstand erhoben, starb zu Dillenburg am 29. Juni 1765. Aus seiner Ehe mit Christiane, Tochter des Kanzleidirectors von Auerbach zu Quedlinburg, wurde als ältestes Kind Karl Heinrich am 5. Juli 1750 zu Dillenburg geboren. Derselbe trat nach (zu Helmstedt?) beendeten Studien in braunschweigische Dienste, war Assessor bei der Justizkanzlei in Braunschweig, folgte dann 1768 einem Rufe nach Dillenburg und wurde am 28. Juni d. J. als wirklicher Assessor bei der fürstlichen Landesregierung eingeführt. 1778 wurde er Regierungsrath und zugleich als Archivdirector der Amtsnachfolger des 1773 verstorbenen hochverdienten Anton Ulrich von Erath (s. A. D. B. VI, 182). Am 3. Febr. 1791 wurde er zum Geheimen Regierungsrath ernannt; er starb zu Dillenburg am 11. Mai 1796. In gleichem Maße wie seinen Vorgänger Erath zeichnete ihn ein unermüdlicher Fleiß aus; seine rastlose und einsichtige Thätigkeit ist für die von Erath begonnene Ordnung und Durchforschung des Dillenburger Archivs äußerst nutzbringend geworden. Eine Veröffentlichung der Früchte seiner langjährigen Studien, insbesondere seines Lieblingswerkes, der nassauischen Geschlechtstafel, verhinderte der Tod; soweit ersichtlich, ist von ihm nichts im Druck erschienen, als der kleine, bei

lichen Dramen beurtheilt wissen, wie er selbst in seiner Vorrede zu den „Hohenstaufen" ausführt: „Das Theater hat, selbst wenn man es als eine bloße Gauklerbude handhabt, immer einen bedeutenden Einfluß auf den Geist des Volkes; es scheint mir daher wünschenswerth, ja der Vernunft wie der Klugheit angemessen, daß man es sogleich als eine Schule der Volksbildung betrachte und behandle. Dies aber würde unstreitig am sichersten erreicht, wenn man die Sagen und die Geschichte des Volkes zum Inhalt der dramatischen Erzeugnisse machte, denn immerdar bleibt unsere eigene Vergangenheit unsere beste Lehrerin, und die Vergangenheit eines Volkes ist seine Geschichte." Ja, ein echtes deutsches Nationaltheater sei erst dann möglich, wenn die deutsche Geschichte von Heinrich I. bis zum westfälischen Frieden in 70—80 Dramen auf der Bühne dargestellt würde. Was nun die Ausführung dieses Planes betrifft, so geht R. von dem Grundsatz aus, daß der Dichter die Geschichte, soll sie wirklich ihren Lehrzweck auf der Bühne erfüllen, in nichts verändern oder umgestalten, am allerwenigsten mit eigenen Erfindungen ausstatten dürfe. Die geschichtlichen Bühnendarstellungen sollen also ungefähr ebenso gestaltet sein, wie die biblischen im Mittelalter. Hiermit stellt sich R. in bewußten Gegensatz zur Lehre des Aristoteles, welcher mit Bezug auf das Drama sagt, der Dichter müsse sich des Gegebenen angemessen bedienen, aber auch erfinden (εὑρίσκειν, Poetik, XIV, 11). Und im neunten Capitel der Poetik, welches das Verhältniß der Dichtkunst zur Geschichte behandelt, heißt es: nicht die Darstellung dessen, was geschah, ist die Aufgabe des Dichters, sondern dessen, wie es hätte geschehen können; d. h. der Dichter soll sich nicht bloß auf das wirklich Geschehene beschränken, sondern er soll erdichten, erschaffen. Hiergegen wendet sich R. mit dem einseitigen Lehrzweck, den er seinen Dramen gibt, indem er behauptet, die Geschichte überwiege durch die Kraft der Wahrheit ihres Inhaltes alle dichterischen Erfindungen, sie sei eben deshalb lehrreich und philosophisch. Daher läßt er in den meisten der Hohenstaufendramen das ästhetische Moment vollkommen bei Seite und gibt uns eigentlich nichts mehr als eine Dialogisirung seiner Quelle. Dazu kommt nun noch, daß diese Quelle nicht etwa eine Chronik aus der geschilderten Zeit selbst ist wie bei Shakespeare, sondern eine moderne Darstellung, die Geschichte der Hohenstaufen von Friedrich v. Raumer. Die „Hohenstaufen" beginnen mit Friedrich Barbarossa; der Dichter führt uns in 4 Dramen die Hauptabschnitte aus dem Leben und Wirken des großen Kaisers vor: Friedrich und Mailand, Friedrich und Alexander, Friedrich und Heinrich der Löwe, Friedrich's Abschied. Die Figur des Kaisers steht zwar stets in der Mitte der Handlung, aber trotzdem können wir nicht zu einem concentrirten und klaren Bilde von seinem Charakter kommen. Mit voller Umständlichkeit sehen wir die Verhandlungen mit dem Lombardenbunde, mit dem Papste, mit Heinrich dem Löwen sich abspielen, der Kampf mit Mailand, mit dem Sachsenherzoge zieht vor uns vorüber, aus allen Bedrängnissen geht der Kaiser siegreich hervor, aber vergeblich suchen wir rein menschliche Züge als Gegengewicht gegen die einseitige Hervorhebung des Staatsmannes und Kriegers. Am schwächsten, weil am wenigsten Handlung enthaltend, ist der zweite und vierte, besser der dritte Theil, welcher das Hinausgreifen eines gewaltigen Menschen über seine Bahn, endlich sein Unterliegen unter das Schicksal zeigt. Die folgenden zwei Stücke, welche der Geschichte Kaiser Heinrich's VI. gewidmet sind, können auch in künstlerischer Beziehung viel mehr Beachtung beanspruchen als die vorhergehenden. Sie sind vor Allem einheitlicher gestaltet, ein Held, Heinrich selbst, der trotz aller seiner Schwächen unser Interesse für seine Pläne, unser Mitgefühl mit seinem Schicksale rege erhält, trägt die Handlung. Besonders der zweite Theil, Heinrich's Tod, ist eine vortreffliche, abgerundete und in ihren Theilen wie in ihrem Schlusse ergreifende Tragödie, in

der Schuld und Sühne im rechten Verhältnisse zu einander stehen. Freilich erlaubt sich R. hier doch eine Abweichung von dem historisch Feststehenden, indem er Heinrich an Gift, das ihm mit Wissen Constanze's gereicht wird, sterben läßt. Auch das folgende Stück, König Philipp, wirkt durch seine reich bewegte Handlung, mehr noch durch das traurige Geschick des edlen Königs anziehend. Dann kommen aber 5 Dramen, welche die Geschichte Friedrich's II. behandeln, die kaum als dramatische Gebilde bezeichnet werden können. In breiter Einförmigkeit fließt Act auf Act dahin, und der Mangel an Handlung wird weder durch treffende Charakterzeichnungen noch durch inhaltsreiche Dialoge ersetzt. Was sollte nun bei dieser Art der Ausführung auf die Zuschauer belehrend wirken? War ja die Macht des Stoffes infolge der Ueberladung mit zwar historischen, aber für die dramatische Entwicklung hemmenden Einzelheiten erstickt und gebrochen. In der That vermochten die „Hohenstaufen" niemals festen Boden in weiteren Kreisen zu fassen; man bewunderte den Fleiß und den Muth des Autors, der so gewaltige Stoffmassen beherrschte, indessen der Lehrzweck war verfehlt.

R. hat auf der mit den „Hohenstaufen" beschrittenen Bahn keine Schüler und Nachfolger gefunden, wie er selbst geglaubt hatte. Ein reicher, poetischer Geist hätte vielleicht den Trugschluß, auf dem sich diese neue historische Tragödie aufbaute, überwinden können; aber Poesie, das ist es gerade, was R. fehlt: er ist kein Dichter. Keines seiner Werke ist den Eingebungen der Phantasie entsprungen, bei keinem fühlt man Herz und Gemüth des Dichters. Sie alle, Lustspiele, Dramen, Tragödien sind viel mehr Combinationen eines scharf denkenden Verstandes als Dichtungen. R. ist ein geschickter Arbeiter, dessen Gebilde zwar gut geformt sind, die aber doch nur Formen bleiben, da ihnen ihr Meister den göttlichen, belebenden Odem der Poesie nicht einhauchen konnte.

Pauline Raupach, E. B. S. Raupach 1854. — Nekrolog, 1852, Nr. 63. — Eduard Genast, Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers, III, 21—51. — Karl von Holtei, Charpie, I, 124. — Morgenblatt, 11. April 1852. — Allgemeine Zeitung, 26. März und 28. März 1852.

M. Bendiner.

Rauschard: Karl Heinrich v. R. entstammte einer Quedlinburgischen Familie. Sein Vater Georg Adam R., stiftischer Kammerverwalter zu Quedlinburg, trat kraft seiner 1740 erfolgten Berufung nach Dillenburg als Regierungsrath in Nassau-Oranische Dienste, war 1744 Geheimer Regierungsrath, 1748 vom Kaiser in den Adelstand erhoben, starb zu Dillenburg am 29. Juni 1765. Aus seiner Ehe mit Christiane, Tochter des Kanzleidirectors von Auerbach zu Quedlinburg, wurde als ältestes Kind Karl Heinrich am 5. Juli 1750 zu Dillenburg geboren. Derselbe trat nach (zu Helmstedt?) beendeten Studien in braunschweigische Dienste, war Assessor bei der Justizkanzlei in Braunschweig, folgte dann 1768 einem Rufe nach Dillenburg und wurde am 28. Juni d. J. als wirklicher Assessor bei der fürstlichen Landesregierung eingeführt. 1778 wurde er Regierungsrath und zugleich als Archivdirector der Amtsnachfolger des 1773 verstorbenen hochverdienten Anton Ulrich von Erath (s. A. D. B. VI, 182). Am 3. Febr. 1791 wurde er zum Geheimen Regierungsrath ernannt; er starb zu Dillenburg am 11. Mai 1796. In gleichem Maße wie seinen Vorgänger Erath zeichnete ihn ein unermüdlicher Fleiß aus; seine rastlose und einsichtige Thätigkeit ist für die von Erath begonnene Ordnung und Durchforschung des Dillenburger Archivs äußerst nutzbringend geworden. Eine Veröffentlichung der Früchte seiner langjährigen Studien, insbesondere seines Lieblingswerkes, der nassauischen Geschlechtstafel, verhinderte der Tod; soweit ersichtlich, ist von ihm nichts im Druck erschienen, als der kleine, bei

Spieß, Aufklärungen S. 32 mitgetheilte Aufsatz über den Beginn des Gebrauchs des Siegellackes; sein werthvoller handschriftlicher Nachlaß ist wol ziemlich vollständig dem Dillenburger Archiv verblieben. Als wichtigste Arbeiten sind zu nennen: 1) eine Sammlung von Zeichnungen von Siegeln des Dillenburger Archivs, deren Anlage Erath begonnen hatte und die bei Gercken, Reisen III, 454 lobende Erwähnung gefunden hat; 2) Ergänzungen und Berichtigungen des Erath'schen Conspectus Histor. Nassoicae durch zahlreiche verbessernde Nachträge. (Ueber diesen Conspectus vergl. Friedemann, Zeitschr. I 39); 3) Nassauische Geschlechtstafel des Ottonischen Stammes nebst einem Versuche eines chronologischen Abrisses der Geschichte der regierenden Herren bis auf die gegenwärtige Zeit. Diese 1789 vollendete, in mehreren Exemplaren handschriftlich vorhandene Arbeit enthält die Stammtafel der einzelnen Linien des Ottonischen Stammes des Hauses Nassau, denen regestenartige Probationes beigefügt sind; die von Hagelgans 1753 veröffentlichte Geschlechtstafel des Walramischen Stammes hat offenbar als Muster gedient. Wenck, hess. Landesgeschichte I 498 bringt Auszüge aus diesem Werke, hingegen sind die dasselbe betreffenden Angaben bei Gercken a. a. O. nicht genau.

Jöcher, Gelehrtenlexikon VI, 1438 und die daselbst angeführten Schriften, sodann archivalische Quellen. Sauer.

Rauschenplat: Johann Ernst Arminius v. R., geboren am 6. Oct. 1807 in Alfeld, besuchte die Schule in Ilfeld und die Universitäten Berlin und Göttingen. An der letztern promovirte er auf Grund einer Dissertation: de onere probandi in negatoria 1829 und habilitirte sich im Jahre darauf. Um dieselbe Zeit siedelten sich in Göttingen an: die Doctoren Ahrens und Schuster, gleichen Alters mit R., Hannoveraner und Privatdocenten der juristischen Facultät wie er, alle drei bekannt durch ihre Theilnahme an dem Göttinger Aufstande vom Januar 1831. Aber während die letztern die Jugendverirrung durch ihr späteres Wirken und Schaffen sühnten, bleibt für R. die Göttinger Revolution die bemerkenswertheste Thatsache seines Lebens. Ein Conflict mit dem Decan, Hugo, machte seinen und seiner Genossen Namen zum erstenmal bekannter. Die Beanstandung einer von Ahrens verfaßten Abhandlung: de confoederatione germanicarum civitatum durch Hugo rief den Zorn der jungen Hitzköpfe wach, sie protestirten dagegen im „Eremiten", und wurden infolge dessen und wegen Veranstaltung eines uncensirten Druckes der Schrift im Auslande in akademische Untersuchung gezogen. Ein Martyrium gewiß nicht schwerer Art, aber in Tagen wie jenen ausreichend, um Anhang zu verschaffen. Die Studirenden sammelten sich zu einer Lesegesellschaft um die drei, und mit den unzufriedenen Elementen in der Göttinger Bürgerschaft wie in der von Osterode, die sich theils durch locale Uebelstände, theils durch die politischen Zustände des Landes bedrückt fühlten, wurden Anknüpfungen gewonnen. Als der Aufstand am 8. Januar ausbrach, stand R. mit seinen Adjutanten, größtentheils Angehörigen der Landsmannschaft der Hildesen, deren Mitglied er selbst als Student gewesen war, an der Spitze. Ohne Widerstand zu finden, setzte man den Magistrat und den Polizeicommissar Westphal ab und bildete einen Gemeinderath, aus einer großen Anzahl von Rechtsanwälten, Privatdocenten und Bürgern bestehend, und bewaffnete die Bürgerschaft und die Studenten. R. war Mitglied des Gemeinderaths und der Chef der bewaffneten Macht. Ein Versuch des akademischen Senats, die Studirenden von den Bürgern zu trennen und in eine unter Langenbeck's (s. A. D. B. XVII, 664) Commando stehende Sicherheitswache zu vereinigen, mißlang durch Rauschenplat's energische und revolutionäre Rhetorik, der der berühmte Mediciner nicht gewachsen war. Das war aber auch alles: Proclamationen, Reden, Umzüge durch die Stadt, bei denen die

akademische Jugend zur Melodie des Marsches aus der Stummen von Portici, der Revolutionsoper, sang: Rauschenplat geh Du voran, Du hast die großen Stiefeln an; die Göttinger wußten in der That mit ihrer siegreichen Revolution nichts anzufangen. Ein bestimmtes Ziel hatte man nicht; das Abzeichen der Aufständischen war die kalenbergische Cocarde roth-grün-lilla. Als der General v. d. Busche zur Unterwerfung aufforderte, bedrohte R. die Muthlosen mit seinen Waffen und verbreitete unter seinen Anhängern das Gerücht, die Franzosen seien an zwei Stellen über den Rhein gegangen. Am 16. Januar rückte das Heer in die Stadt ein; die akademischen Führer waren größtentheils in der Nacht zuvor entflohen, während die bürgerlichen Häupter verhaftet wurden und ihre Betheiligung durch langjähriges Gefängniß zu büßen hatten. R. ging wie seine Genossen nach Frankreich, hatte er doch schon vor dem Ausbruch der Göttinger Revolution sich mit seinen Collegen an den französischen Gesandten in Cassel mit der Bitte gewandt, da sie durch öffentlichen Protest gegen eine Censurverfügung und durch freisinnige Lehren sich mißliebig gemacht und eine Ausweisung aus Göttingen zu befürchten hätten, ihnen eine Anstellung als Lehrer des Staats- oder Civilrechts in Frankreich zu verschaffen. R. begab sich zunächst nach Straßburg, durchstreifte die Länder Westeuropas, betheiligte sich an dem sog. Savoyerzuge, einem Einfalle von Polen, Italienern und Deutschen, der im Februar 1834 aus dem Genfergebiet versucht wurde, ging im Herbst 1835 nach Barcelona, überall bei Aufständen und Unruhen thätig. Ein Mann der revolutionären That, scheint er nur selten zur Feder gegriffen zu haben. Ref. ist nur eine Schrift von wenigen Seiten unter dem Titel: „Briefe über Frankreich und Deutschland“ bekannt geworden, die nichts weiter als ein Abdruck von vier Artikeln der Neuen Basler Zeitung von 1840 und 1841 sind und die Bestimmung haben, den „Eroberungsprahl“ von 1840 als vereinzelt, die Mehrzahl der Franzosen als frei von allen Rheingelüsten darzustellen. Die Amnestie des J. 1848 verschaffte ihm die Freiheit der Rückkehr ins Vaterland; er kämpfte gegen die republikanischen Freischaaren in Baden, trat in den Polizeidienst des Reichsverwesers und kam etwa 1851 in seine hannoversche Heimath zurück, eine Zeitlang in Hildesheim, dann wieder in seinem Geburtsorte lebend. Hier starb er am 21. Dec. 1868; seine Mutter, die Landräthin von R. dankte öffentlich denen, die ihren „unglücklichen“ Sohn zu Grabe geleitet hatten.

Pütter-Oesterley, Göttinger Gel.-Gesch. IV 361. — G. W. Böhmer, der Aufstand im Kgr. Hannover im J. 1831 S. 13 ff. — Conversationslexikon der Gegenwart IV 1 (1840) S. 1054: Art. Seidensticker. — Oppermann, Herm. Forsch S. 187 ff.; hundert Jahre VI 117; zur Gesch. der Entwicklung u. Thätigkeit der allg. Stände des Kgr. Hannover (1842) S. 167 ff. — Gervinus, Gesch. des 19. Jahrh. VIII 710. — Unger, Göttingen u. die Georgia Augusta S. 110. — Ebers, Richard Lepsius S. 354 (mit unrichtigem Jahres- u. Tagesdatum). — Alfelder Wochenblatt v. 23. und 30. Dec. 1868.

F. Frensdorff.

Rauscher: Hieronymus R., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, † als Hofprediger in Amberg i. J. 1569. — Geburtsort, Geburtsjahr und Todestag sind unbekannt. Er war 1548 Diakonus an der Lorenzkirche zu Nürnberg, verlor aber seine Stelle wegen seiner Opposition gegen das Interim, wurde Prediger zu Neumarkt in der Oberpfalz, dann zu Kemnat, zuletzt Hofprediger zu Amberg. Neben Predigten (z. B. über den 125. Psalm, über die Zerstörung Jerusalems, vom Gebet, von der Taufe ꝛc.) und einem dogmatischen Compendium „Loci communes doctrinae christianae“ 1563) hat er besonders durch polemische und satirische Schriften wider die römische Kirche sich bekannt gemacht.

aber auch heftige Angriffe sich zugezogen: so schon 1546 durch eine Schrift u. d. T. „Wahrhaftige Ursache, weshalb so viele in der Christenheit dem Papstthum anhängen und warum so viele vom Papstthum abtreten"; ferner durch eine Schrift: „Von der Communion unter beiderlei Gestalt wider das Concilium Tridentinum", „Von der Dignität, Hoheit und Würdigkeit der papistischen Meßpfaffen" 1562, besonders aber durch seine mehrmals edirte und fortgesetzte satirische Schrift u. d. T. „Hundert auserwelte, große, unverschemte, feiste, wolgemästete, erstunkene papistische Lügen, welche aller Narren Tugend als des Eulenspiegel, Marculf 2c., weit übertreffen, damit die Papisten die vornehmsten Artikel ihrer Lehr vertheidigen, die armen Geister aber verblenden, aus ihren eigenen Scribenten zusammengestellt durch H. R." o. O. 1562. 8°; neue Ausg. zu Neuburg 2c.: — eine Sammlung von 100 katholischen Legenden oder Wundergeschichten, entnommen aus dem Liber conformitatum, dem Buch de proprietate apum, aus Petrus Damiani, aus Vincenz von Beauvais Speculum 2c., nebst beißenden Randglossen des Verfassers. Nachdem er zwei solcher „Lügen-Centurien" herausgegeben hatte, wurde er von katholischen Gegnern wie Martin Eisengrin (s. A. D. B. V, 765) beschuldigt, die von ihm mitgetheilten Geschichten zur Verspottung der katholischen Kirche willkürlich erdichtet zu haben. Er vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf („Widerlegung der gotteslästerlichen Predigt Martin Eisengrins zu Ingolstadt gehalten" 1563) und gab zu seiner Rechtfertigung noch einen dritten Theil heraus (Lauingen 1564), worin er seine Quellen namentlich anführt. Ein neuer Abdruck erschien 1618 zu Gießen.

Vgl. Jöcher, Gel.-Lex. III, 1933; Rotermund VI, 1440 (wo im Ganzen 13 Schriften von ihm angegeben werden). — Will, Nürnbergisches Gel.-Lex. III, 269; Nopitsch, Suppl. III, 224. — Flögel, Geschichte der komischen Literatur III, 299. — Gräße, Lit.-Gesch. III, 1, S. 607. 615.

Wagenmann.

Rauscher: Johann Martin R., geb. in Horb (Württemberg) am 5. Nov. 1592, † in Tübingen am 30. März 1655. Ursprünglich Theolog magistrirte er als solcher in Tübingen 1612. Daß er schon im folgenden Jahr Universitätsprofessor daselbst geworden, ist eine mehrfach nachgeschriebene falsche Angabe, vielmehr feierte er noch von der Zuhörerbank aus im J. 1613 die damaligen Professoren in (gedruckten) lateinischen Versen und promovirte in demselben Jahr unter Christoph Besold's Präsidium. Zum Professor wurde er erst am 5. Jan. 1616 ernannt. Als seine Lehrfächer werden bezeichnet Ethik, Grammatik (der lateinischen Sprache), Rhetorik, Poetik, auch Geschichte; zugleich war er seit 1629 Vorstand (paedagogiarcha) des paedagogium academicum, einer Vorschule, in welcher den Studenten, ehe sie zu ihrem speciellen Fachstudium übergingen, allgemein bildende Kenntnisse philologisch-philosophischer Natur beigebracht werden sollten. Auch die Universitätsbibliothek wurde ihm seit 1641 (jedoch nicht zu ihrem Besten) anvertraut. Seine Bestallung als Professor der Eloquenz brachte es mit sich, daß er bei den verschiedensten Anläßen den Senat als Redner vertrat; die damalige Kriegszeit führte aber auch außerordentliche Lagen herbei, in welcher Universität und Stadt Tübingen von der Rednergabe Rauscher's Nutzen zogen, indem dieser beim Anrücken von Truppen als Abgesandter beider ins feindliche Hauptquartier ging und nicht selten durch geschickte Unterhandlung Aufhebung oder doch Milderung der Quartierlasten oder der Requisitionen erwirkte (wie z. B. von Turenne, welchem er im Januar 1647 nach Pfullingen entgegengesandt wurde). Als Gelehrter hat er nicht viel geleistet. Kurz vor dem Tode Gustav Adolf's widmete er diesem noch unter dem Namen Joh. Mart. Aretius seine „Notitia leonis Septentrionalis" (1631), deren Gegenstand jedoch nicht sowohl der Held selber als sein Land und seine Vorfahren bilden; in einem

andern Buch entwirft er den Stammbaum von dessen Gattin „Stemma Mariae Eleonorae“ 1633). Sein Plan, die schwäbischen Annalen des Martin Crusius fortzusetzen, blieb wie so vieles Andere unausgeführt; vielleicht sollte das Tagebuch, welches er von 1613 an bis nahe an seinen Tod führte, hierzu eine Grundlage abgeben; dasselbe scheint nur im Auszug erhalten zu sein, ist aber auch so für die Geschichte Württembergs zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von Belang.

Quellen: das eigene Tagebuch R.'s auszüglich in den Papieren Joh. Ulr. Pregizers auf dem k. Staatsarchiv in Stuttgart; Briefe von ihm bei Struvius, collect. mss. (s. acta literaria) fasc. 6. Jenae 1709. p. 19—21. — Zeller, Merkwürdigkeiten der Univ. u. Stadt Tübingen. — Klüpfel, Gesch. d. Univ. T. — Roth, imagines professorum Tubing. p. 8. — Tübinger Todtenbuch.

Heyd.

Rauscher: Joseph Othmar Ritter v. R., Theolog und Staatsmann, zu Wien geb. am 8. October 1797 und † am 24. November 1875. Sein Vater, Franz R. v. R., war k. k. Regierungsrath und wurde im J. 1808 in den Adelstand, im J. 1828 in den Ritterstand erhoben. Alle Studien machte R. in Wien. Seines Vaters Wunsche entsprechend, legte er sich auf das Rechtsstudium und absolvirte dasselbe, wandte sich dann aber dem Studium der Theologie zu und wurde im J. 1823 zum Priester geweiht, erlangte noch im selben Jahre die Würde eines Doctors der Theologie, nachdem er zum Kaplan in Hütteldorf bei Wien bestellt worden war. Kaum waren zwei Jahre abgelaufen, als sich sein Ziel, das Lehramt, erfüllte durch die Verleihung der Professur für Kirchengeschichte und Kirchenrecht an der theologisch-philosophischen Lehranstalt (Lyceum) zu Salzburg. Hier hatte er seinen vornehmsten und dankbarsten Schüler in dem Fürsten Friedrich von Schwarzenberg, welcher von 1830 ab daselbst Theologie studirte. Im Jahre 1832 wurde er zum Director der orientalischen Akademie und zum infulirten (Titular-) Abt zur h. Jungfrau von Monastor ob Komorn ernannt. In dieser Stellung, welche ihm wenig Arbeit gab, hatte er volle Muße zu den umfassendsten Studien und erlangte als Lehrer des nachmaligen Kaisers Franz Josef die Möglichkeit, im Falle von staatlichen Aenderungen Einfluß zu üben. Ohne jegliche in die Augen springende Thätigkeit ließ er das Jahr 1848 vorübergehen. Dieses Jahr hatte den alten Zustand auch in kirchlicher Beziehung insoweit gründlich verändert, als die Ausweisung der Jesuiten und Liguorianer erfolgte und die gebildete Gesellschaft sich von den Vorschriften der Staatsgesetze über die Mitmachung kirchlicher Gebräuche emancipirte und kirchliche Unabhängigkeit begehrte. Kurz nachdem Franz Josef den Kaiserthron bestiegen hatte, ernannte der Fürsterzbischof von Salzburg, Cardinal Schwarzenberg, infolge des den Salzburger Erzbischöfen von jeher zustehenden und belassenen Rechts seinen Lehrer R. zum Fürstbischof von Seckau und Verweser der später aufgelösten und getheilten Diöcese Leoben, wie er mir selbst mitgetheilt hat, in der Ueberzeugung, daß R. der richtige Mann sei, um in so schwerer Zeit durch seine Kenntnisse und seinen Einfluß zu wirken. Am 29. Januar 1849 consecrirte ihn Schwarzenberg. Eine günstigere Zeit gab es nicht, um dem Ziele zuzustreben, welches R. vorschwebte. Im Frankfurter Parlamente war die Freiheit der Kirche als „Grundrecht“ hingestellt worden; die deutschen Bischöfe, darunter aus Oesterreich die Erzbischöfe von Salzburg und Olmütz und der Bischof von Brixen, hatten auf Grund der in Würzburg im October und November 1848 gepflogenen Verhandlungen in öffentlichen Schreiben den Gläubigen, dem Klerus und den Staatsregierungen verkündigt, was sie für die Kirche, d. h. die bischöfliche und

päpstliche Leitung forderten. Sobald in Oesterreich der Aufstand niedergeschlagen war, traten die Bischöfe Deutsch-Oesterreichs, nachdem bereits im Jahre 1848 aus mehreren deutschen Kirchenprovinzen Eingaben an den Reichstag und die Regierung im Geiste der Würzburger Beschlüsse ergangen waren, in Wien zusammen und stellten in einer Eingabe vom 30. Mai 1849 nicht blos ihre allgemeinen Grundsätze und Forderungen auf, sondern begründeten diese im Einzelnen bezüglich des Unterrichts, der kirchlichen Verwaltung, der geistlichen Gerichtsbarkeit, der Ehesachen und des Klosterwesens in Eingaben vom 16. Juni an die Regierung. Diese waren von einem Ausschusse entworfen und von Schwarzenberg unterzeichnet. Sowohl in jener Versammlung als in dem Ausschusse nahm R. eine hervorragende Stellung ein. Wer diese Eingaben studirt, mit dem Concordat vergleicht und Rauscher's vielfache Hirtenschreiben, Broschüren und Reden liest, kann keinen Augenblick zweifeln, daß er der geistige Schöpfer derselben war. Der neue Cultusminister, Graf Leo Thun, ging wesentlich auf alle Forderungen ein, sein Vortrag an den Kaiser führte zu den kais. Verordnungen vom 18. und 23. April 1850, welche das sogen. Josefinische System grundsätzlich beseitigten und den Bischöfen die ungehinderte Kirchenregierung im ganzen von staatlicher Einmischung frei zurückgaben. R. verkündete diesen Erfolg seiner Diöcese in einem Hirtenschreiben vom 6. Mai, worin er die Revolution des Jahres 1848 als Strafgericht für die Kirchenvergewaltigung, die beiden Verordnungen als Verzicht auf die „trügerische Lehre von der Staatsallmacht, welche die Vorläuferin der Revolution ist“, hinstellt und zugleich andeutet, daß das Weitere von Verhandlungen mit Rom zu erwarten sei. In der eignen Diöcese war R. mit Erfolg thätig gewesen. Sein Einfluß in Wien führte zur Rückberufung der Redemptoristen, er rettete das Knabenseminar und wußte durch die Anordnung von Pastoralconferenzen einen neuen Geist im Klerus zu erwecken, durch Besuche der Gemeinden und Hirtenbriefe — die anzuführende Sammlung enthält deren 16 — auf Klerus und Volk zu wirken. Der Tod des Wiener Erzbischofs Milde (14. März 1853) gab die Gelegenheit, ihm eine entscheidende Stellung zu verleihen. Der Kaiser ernannte ihn zum Fürsterzbischof von Wien, am 15. August 1853 wurde er inthronisirt. Nach Abschluß des Concordats wurde er auf Ansuchen des Kaisers am 17. December 1855 zum Cardinalpriester ernannt vom Titel S. Maria de Victoria.

Um sein Wirken in kirchlicher und politischer Beziehung zu verstehen, muß man ihn kennen; ich darf auf Grund einer von Ostern 1854 bis zum Jahre 1870 reichenden persönlichen Kenntniß um so mehr versuchen, sein Bild zu entwerfen, als ich nicht blos viele stundenlange Unterredungen mit ihm gehabt, sondern in regem Briefwechsel mit ihm gestanden habe, den er, abgesehen von rein formellen nebensächlichen Dingen, stets ganz eigenhändig führte.

R. hatte eine kleine, kaum die Mittelgröße erreichende schmächtige Gestalt, war sehr kurzsichtig, so daß Viele, welche dies nicht wußten, die Art seines Benehmens und insbesondere das scheinbare Uebersehen oder steife Begrüßen als kalten Hochmuth auslegten, den er nicht besaß. Im höchsten Grade mäßig in Speise und Trank sah er im Studium seinen größten Genuß. Ein Fehler in einer Kinnlade, der wol infolge einer Operation in der Jugend geblieben war, zwang ihn zum langsamen und nicht lauten Reden, wodurch er am eigentlichen Glänzen in der Gesellschaft wie auf der Rednerbühne verhindert sich veranlaßt fand, seine Thätigkeit auf das Schreiben und in der Unterhaltung auf das Demonstriren zu legen; er machte den Eindruck eines vollendeten Stubengelehrten. Die gänzliche Unbekanntschaft mit dem wirklichen Leben des Volks, der Mangel an persönlicher Erfahrung auch in der Seelsorge, das ausschließliche Zurückziehen auf Bücherstudium, das Bewegen im engen Kreise drückten seinem Benehmen

den Charakter eines pedantischen Gelehrten auf. Sein Verhalten war ein ruhig gemessenes, innere Aufregung wurde auf dem fahlen farblosen Gesichte kaum sichtbar; die Worte, sei es im gewöhnlichen Gespräche, sei es im amtlichen Verkehr, waren stets durchdacht, wohlgeformt, durchaus lehrhaft, druckreif. Er hatte sich so vollständig in der Gewalt, daß kein unüberlegtes Wort über seine Lippen kam, das schärfste Urtheil die Frucht reifer Ueberlegung war, nie Personen, sondern stets die Sache, Zustände, Ansichten traf. Er besaß geradezu staunenswerthe Kenntnisse auf dem ganzen Gebiete der Theologie, Jurisprudenz, Staatswissenschaften und auch selbst der schönen Litteratur; ein enormes Gedächtniß unterstützte ihn. Man sagt nicht zu viel mit den Worten: R. war nicht blos jedem Geistlichen in Oesterreich überlegen, er übersah die gesammten Bischöfe, es ist fraglich, ob es in der ganzen römischen Kirche einen Bischof gab, der ihm an Allseitigkeit und Gründlichkeit der Kenntnisse gleichkam. Er benutzte jeden Augenblick, den Amt und Besuche frei ließen, zum Studiren und suchte sich über jede Sache zu orientiren, welche ihn nur irgendwie berührte. Aber trotz dieser geistigen Bedeutung war er kein genialer Kopf, vielmehr durch und durch scholastisch formalistisch gebildet; es fehlte ihm die Productivität eigener Ideen und jeder ideale Schwung; die Religion selbst war ihm nur ein Mittel, die Masse zu guten Staatsbürgern und gehorsamen Befolgern der kirchlichen Vorschriften zu machen. Erzogen in der Zeit des kaum geschwächten Josefinischen Staatskirchensystems und der Metternich-Kolowrat'schen Staatsklugheit, welche im Innern die gegenseitige Nebenbuhlerschaft der verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs als Mittel benutzte, um sie einzeln und insgesammt im Zaume zu halten, in der äußern Politik den deutschen Bund lediglich als geeignet und geschaffen ansah, den Bestand Oesterreichs und hierfür die politische Ruhe zu sichern, war er ein Oesterreicher von altem Schrot und Korn, fühlte sich nur als Oesterreicher, nicht als Deutscher im politischen Sinne, wol im nationalen. Ihm war das alte monarchische Staatswesen, wie es vor 1789 herrschte und in Oesterreich bis 1848 bestanden hatte, das einzig richtige. Aber dieses war nach seiner Ansicht gründlich verdorben worden durch die unglückliche Idee der Staatsallmacht, welche in das Gebiet eingegriffen habe, das der Kirche, d. h. der Hierarchie, vorbehalten sei. R. hatte aus seinen Studien die Meinung fast zur fixen Idee gestaltet, daß alles Unheil der neueren Zeit durch die schlechte Philosophie, die Freimaurer und die Vereine bewirkt werde; er hielt dafür: die durch die „Encyklopädisten“ hervorgerufene Richtung verfolge nur das Ziel, den „Staat ohne Gott“ auszuführen. Diese Ideen ziehen sich wie ein rother Faden durch seine Hirtenbriefe, Ansprachen und Herrenhausreden. Gegen diesen verneinenden Geist hielt er nur ein einziges Mittel für geeignet: eine starke einheitliche, staatliche Gewalt, im treuen Bunde mit der geistlichen, welche auf der Grundlage der Kirchengesetze das gesellschaftlich-rechtliche Gebiet beherrschen könne und überall von jener unterstützt werden müsse. R. war Absolutist nach Anlage und Bildung, als Oesterreicher Centralist, zugleich Josefiner und Episcopalist für Oesterreich, aber auch Curialist, Papalist, weil er nur in einem starken Papstthum den Stützpunkt für die Kirche überhaupt, in dem Kirchenstaate den Halt der Legitimität sah. Er war durchglüht von Liebe und Anhänglichkeit an die Dynastie und insbesondere den Kaiser Franz Josef. Sein warmer Patriotismus erklärt, wie er eine seinen Grundsätzen nicht zusagende Stellung einnehmen konnte.

Rauscher's Vorgänger Milde war Josefiner durch und durch, persönlich von untadelhafter Ehrenhaftigkeit, ein Muster von Mildthätigkeit. Ging ihm nichts über die kaiserlich-königlichen Verordnungen, so strebte R. danach, durch einen

Vertrag mit Rom den ganzen kirchlich-staatlichen Rechtszustand neu zu regeln, die volle Gleichberechtigung und Gleichstellung von Kirche und Staat in der Weise zu erreichen, daß beide einander in die Hände arbeiten, für alle kirchlichen Dinge kirchliches Recht und Gericht gelten sollte, dem Staate aber verbliebe, was ihm kein vernünftiger Staatsmann im 19. Jahrh. versagen könnte, der Klerus in moderner Form eine Gesellschaft im Staate bildete unter vollster Herrschaft der Bischöfe als der nothwendigsten und wirksamsten Stützen der Autorität. Die Verhältnisse konnten nicht günstiger liegen. Ungarn lag am Boden, seine Verfassung galt infolge der Eroberung als beseitigt, das Ideal Bach's: Einheit der Verwaltung, der Gerichtsbarkeit, des bürgerlichen und peinlichen Rechts, war äußerlich hergestellt, die Vertretungskörper waren beseitigt, das Reich gehorchte einem absoluten Herrn, welcher von der ganzen Furchtbarkeit der Revolution überzeugt war. Es fehlte die kirchliche Sanction des Einheitsstaats. R. verstand es, deren Bedeutung in Wien ebenso ins Licht zu stellen als den Abschluß eines Concordats in Rom. Was Pius VI. durch seine Reise nach Wien im J. 1782 vergeblich zu erreichen versucht hatte, schmeichelte sich Pius IX. zu erreichen, welcher 1848 die Fahnen der gegen Oesterreich ziehenden Patrioten gesegnet und durch einen Unterhändler den Kaiser Ferdinand zum Verzicht auf die Lombardei und Venedig hatte auffordern lassen — die Kaiserin wies dem Versucher die Thür —, dann aber die Folgen seines Patriotismus schwer gebüßt hatte und froh war, durch die Waffen Oesterreichs in den Marken seine Herrschaft zu behaupten. Pius IX. forderte den Kaiser zum Abschluß eines Concordats auf. Der Kaiser gab R. die Vollmacht, nur seine Ratification vorbehaltend. R. führte die Verhandlungen in Wien mit dem Nuntius Viale Prelà, zuletzt in Rom mit dem Cardinal Santucci. Die Originalverhandlungen befanden sich noch im September 1867 in Rauscher's Mappe, das Ministerium hatte nur Abschriften. Zur Bedingung wurde österreichischerseits neben andern Punkten die Annahme eines von R. gemachten Ehegesetzes gestellt, da man Einheit und ein geschriebenes Recht wollte; Rom ging darauf ein. Das Concordat vom 18. August 1855 verwirklichte die hervorgehobenen Anschauungen. Anerkannt wurde „mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse“ die staatliche Gerichtsbarkeit über den Klerus in bürgerlichen und Strafsachen, die peinliche Gerichtsbarkeit über die Bischöfe wurde Gerichten überwiesen, die Kaiser und Papst bestellen sollten; die Aufhebung der Zehnten wurde aus gleichem Grunde zugestanden, die kaiserlichen Besetzungsrechte der Bisthümer u. s. w. blieben. Als Gegenleistung erhielt die Kirche: freies Recht der Gesetzgebung, der kirchlichen Gerichtsbarkeit auch in Ehesachen, mit Ausschluß jeder Aenderung der Gesetze über gemischte Ehen, die Leitung des ganzen Volks- und Mittelschulwesens u. s. w. Der Abschluß des Concordats kam wie ein Donnerschlag; es gab in Deutsch-Oesterreich damals bei Klerus und Volk keinen verhaßteren Mann als R., nur durfte der Unmuth sich blos bei verschlossenen Thüren äußern, da der Belagerungszustand herrschte.

Und am Abend seines Lebens gehörte R. zu den populärsten Männern bei den Deutsch-Oesterreichern. Dieser Widerspruch wird seine Erklärung finden. Zeigt sich in ihm eine sonderbare Ironie der Geschichte, so liegt eine noch größere darin, daß R. den ersten Riß in das Concordat selbst verschuldete. Durch den Krieg von 1859 war die Macht des absoluten Oesterreich gebrochen, die ungarische Verfassung wurde hergestellt, nach dem Experimente des Grafen Goluchowski im Diplom vom 20. October 1860 kam das Ministerium Schmerling ans Ruder und mit dem Patente vom 26. Februar 1861 die constitutionelle Verfassung. Die innern Zustände waren bedenklich. Der Magyarismus erhob sein Haupt, der gesammte ungarische Episcopat huldigte ihm, der in

Mähren, Böhmen, Tirol u. s. w. stand auf der Seite der deutschfeindlichen Opposition, oder nahm einen schroff particularistischen Standpunkt ein. R., der 1849 die octroyirte Verfassung, deren Aufhebung und 1861 die neue in Hirtenbriefen vertreten hatte, hielt Oesterreich, wie er mir selbst wiederholt auseinandergesetzt hat, für verloren, wenn es eine Beute der Nationalitätenpolitik würde, er stellte sich entschieden auf die Seite des Deutschthums und der Verfassungsfreunde, blieb diesem Standpunkte treu bis zum Tode. Einen interessanten Beitrag bin ich in der Lage aus eigner Kenntniß zu liefern. Cardinal Schwarzenberg machte auf Andrängen seiner czechischen Umgebung und einiger Adeligen wiederholte Versuche, R. zu bewegen, in Wien czechische Schulen und geistliche Stellen zu gestatten. Fest und entschieden schlug R. dies ab. Schwarzenberg muthete mir zu, auf R. einzuwirken, ich lehnte ab und habe dieserhalb mit Schwarzenberg einige unangenehme Auftritte gehabt. Das Concordat suchte R. zu retten, obwohl durch die Ereignisse nach dem Kriege von 1867 einige Punkte geändert werden mußten. Er verstand sich zu Unterhandlungen, die im August und in den ersten Tagen des September 1867 auf kaiserlichen Befehl in Wien im Palais Rauscher's gehalten wurden. An ihnen nahmen Theil Rauscher, der Justiz- und provisorische Cultusminister R. v. Hye, der Botschafter in Rom, v. Hübner, und ich; es wurde weder ein Protokoll geführt, noch jemand zugezogen, ich habe mir theils während der Sitzungen, theils unmittelbar nachher genaue Aufzeichnungen gemacht, weil ich mit der Vertretung bezw. der Verhandlung über die Resultate in Rom betraut werden sollte, womit man dort einverstanden war. Nun versuchte R. ein äußerstes Mittel. Er berief eine Conferenz der Bischöfe, um durch sie eine Adresse an den Kaiser zu richten. Ich stellte ihm nach Abschluß jener Verhandlungen am 7. September 1867 in seiner Sommerresidenz zu Ober-St. Veit bei Wien das Gefährliche einer Adresse vor, die sich für das unbedingte Festhalten am Concordat erkläre. Er äußerte seine feste Ueberzeugung, der Kaiser werde niemals gegen das Concordat etwas thun. Als ich ihm die Gründe darlegte, welche den Kaiser selbst zum Aufgeben desselben veranlassen könnten, weil die Lage sich nicht mehr durch Machtgebote beherrschen lasse, sagte er zuletzt wörtlich: „wenn man soweit geht, trete ich der Opposition bei; hier auf demselben Sessel, worauf Sie sitzen, hat mir . . . das Angebot gemacht . . . ., wenn ich meine Politik aufgebe; ich habe den Staat gerettet“. Meine Erwiederung war: „Ew. Eminenz werden, davon bin ich überzeugt, das Concordat durch die Bischofsadresse ruiniren, aber den österreichischen Staat niemals einer Sache opfern, welche hierarchische Machtfragen, nicht die Religion betrifft“. Er schwieg, befand sich aber in einem Zustande der Aufregung, den ich nie vorher für möglich gehalten hätte. Die Adresse vom 22. Sept. 1867 wurde vom Kaiser am 15. October in einer Weise abgefertigt, welche schroffer nicht gedacht werden kann. Die Gesetze vom Mai 1868 warfen eine Reihe von Punkten des Concordats über den Haufen, die päpstliche Cassation derselben blieb wirkungslos, am 30. Juli 1870 erklärte der Kaiser das Concordat für hinfällig. Rauscher blieb trotzdem ein warmer und echter Patriot. Wol blieb er durch Jahre den Verhandlungen des Reichsraths fern. Als es aber galt, Oesterreich zu retten gegen die zersetzenden Strebungen des Ministerium Hohenwart und Consorten (7. Febr. bis Ende Oct. 1871) im Vereine mit den Landtagen von Böhmen u. a., da trat R. wieder ein für sein Vaterland und es ist nicht zum kleinsten Theile sein Verdienst, daß dem Slavismus damals fest entgegengetreten wurde.

Die kirchlichen Vorgänge des Jahres 1870 und seitdem zeigen ihn noch in einem Lichte, das zur Zeichnung seiner Person erheblich beiträgt. Obwohl wesentlich auf dem Standpunkte des päpstlichen Syllabus stehend, sah er fast

klarer als irgend einer der übrigen Bischöfe die Unmöglichkeit ein, die Unfehlbarkeit und kirchliche Allgewalt des Papstes zum Glaubensartikel zu erheben. Er war auf dem Vaticanischen Concil der geistige Leiter der Minderheit, verfaßte die Eingabe vom 10. April 1870 gegen die Zuläſſigkeit jener Dogmatisirung, welche ein vernichtendes Denkmal für alle Bischöfe bleibt, die sie unterzeichneten, er stimmte am 13. Juli 1870 gegen die Definition und reiste sofort ab. Sobald er aber vor der Thatsache der am 18. Juli erfolgten Verkündung der päpstlichen Unfehlbarkeit stand und sah, daß die bischöfliche Masse sich fügte, nahm die Sache für ihn den Charakter einer Machtfrage an. Vor die Entscheidung gestellt: soll die Ueberzeugung nnd der Glaube durchdringen, oder auf Kosten beider die einheitliche Macht der Hierarchie gerettet werden? entschied er sich für letzteres, brachte das sacrifizio dell' intelletto zu Gunsten der Macht, ließ am 8. August 1870 in seinem Diöcesanblatte den lateinischen Wortlaut der päpstlichen Bulle Pastor aeternus durch seinen Generalvicar Kutschker verkündigen, suchte in einem Schreiben vom 2. December 1870 an ein Bonner Comité dem Gedanken Eingang zu verschaffen: die deutsche Wissenschaft möge der Infallibilität als Schildknappe dienen, um „sich den ihr gebührenden Einfluß auf die kirchliche Entwicklung zu sichern“, ja setzte in dem Fastenhirtenbriefe vom 5. Februar 1871 seinen „Gläubigen“ auseinander, daß sie die Pflicht hätten, das Unfehlbarkeitsdogma anzunehmen, und belegte schließlich die St. Salvatorcapelle in Wien, nachdem es ihm nicht gelungen war, dieselbe den Altkatholiken zu entreißen, mit dem Interdicte. Von da an aber hatte sein ganzes Verhalten nur den einzigen Zweck: zu verhüten, daß die Hierarchie größern Schaden nehme und zu sorgen, daß die neue Lehre sich ohne Sang und Klang einniste. Er ließ unter der Hand verlauten, es möge darüber nicht gepredigt werden, behelligte auch jene Priester nicht, welche gegen das Dogma schrieben, obwohl er ihre Namen kannte, z. B. den Benedictiner Dr. Vincenz Knauer, Verfasser der in Prag 1872 bei Tempsky gedruckten Schrift „Malleus haereticorum, das ist: Römisch-katholische Briefe zu gründlicher Abfertigung der schrecklich um sich greifenden altkatholischen Ketzerei“, worin das Dogma mit Hohn und Spott gegeißelt wird, ja sein Ordinariat wünschte einem Priester am 9. April 1875, welcher um die Entlassung gebeten, behufs Eintritts in die altkatholische Seelsorge, Segen für die künftige Wirksamkeit (das Document ist gedruckt in: v. Schulte, der Altkatholicismus S. 237). Als der Cultusminister v. Stremayr, der im J. 1870 das Concordat zum Falle brachte durch die Begründung im Berichte an den Kaiser vom 25. Juli: der infallible Papst sei nicht mehr der alte Mitcontrahent des Vertrags, das Concordat (Patent vom 5. Nov. 1855) müsse wegen der „mit dem neuen Dogma verbundenen Gefahren für das gemeine Wesen“ ganz beseitigt werden, weil nur dies „jedem guten Oesterreicher ermögliche, seinen Patriotismus mit der Glaubenstreue zu vereinigen“, die Gesetzentwürfe des Jahres 1874 vorlegte, in deren Motiven dieser selbe Mann die vaticanischen Dogmen für einen unzweifelhaften Bestandtheil der katholischen Lehre ausgab, bemühte sich R., deren Annahme und Sanction zu verhindern. Nachdem sie aber am 7. Mai Gesetzeskraft erlangt hatten, begnügte er sich damit, dazu beizutragen, daß die halben gesetzlichen Maßregeln im Leben noch schwächer gehandhabt wurden, hielt aber fest an der Fahne des verfassungstreuen Oesterreichers und brachte es fertig, daß kaum ein einziger Bischof den Gesetzen einen Widerstand entgegensetzte, wie das seitens der preußischen gegenüber den Maigesetzen des Jahres 1873 geschah. Mag sein Patriotismus, mag die Erkenntniß, daß ein anderes Benehmen die Lage der Hierarchie verschlechtern werde, oder endlich die kluge Rechnung auf die ihm nur zu gut bekannte Verwaltung sein Benehmen bestimmt haben, die Deutsch-

Oesterreicher durften den Cardinal mit Fug und Recht als Patrioten feiern und am Abende seines Lebens vergessen, wofür sie ihn früher gehalten.

Sein Oesterreicherthum verleugnete er auch nicht auf internationalem kirchlichen Gebiete. Als das J. 1866 das politische Band zwischen Deutschland und Oesterreich zerrissen hatte, wollte er von jenem nichts mehr wissen. Er verhinderte, daß die österreichischen Bischöfe die Conferenzen der deutschen Bischöfe in Fulda besuchten. Die denselben vorhergehenden Exercitien haben verschiedene mitgemacht. Das päpstliche Schreiben für die erste war an den Erzbischof von Salzburg gerichtet. Cardinal Schwarzenberg wurde nur durch R. von dem Besuche abgehalten. Preußen haßte er aus ganzem Herzensgrunde, in ihm sah er den verkörperten Protestantismus und den Geist wirken, welcher das moderne Staatswesen treibe und die Macht besitze, durch welche Syllabus und Scholastik zu Nichts werde. Sein Hirtenbrief vom J. 1866 gelegentlich des kaiserlichen Kriegsmanifestes ist fanatisch und im J. 1875 erhob er noch trotz aller Klugheit seine Stimme gegen die preußischen Gesetze und die „Verfolgung der Kirche". Vielleicht hätte ihn der Landtag des J. 1887 mit der Freundschaft zwischen Fürst Bismarck und Leo XIII. ausgesöhnt.

Cardinal Rauscher war unzweifelhaft von 1849 an derjenige, welcher in „Oesterreich diesseits der Leitha", ja darüber hinaus die Bischöfe förmlich beherrschte. Er war bei ihnen nicht beliebt, aber sie sahen mit Staunen zu ihm hinauf und fürchteten seine geistige Ueberlegenheit. Auf der zur Ausführung des Concordats vom 6. April bis 16. Juni 1856 zu Wien gehaltenen Versammlung, an der 66 Bischöfe aus ganz Oesterreich theilnahmen, ist es nach den mir vom Cardinal Schwarzenberg gemachten Mittheilungen zu scharfen Auftritten gekommen, ebenso auf der im September 1867, weil R. die Entwürfe fix und fertig vorlegte und eigentlich von seinen Mitbrüdern nichts wollte und verlangte, als zustimmen und unterschreiben. Es gab kaum eine wichtige zweifelhafte Sache, in der nicht Bischöfe bei ihm anfragten; mir ist selbst in Proceßsachen vor dem geistlichen Gerichte vorgekommen, daß Diöcesanbischöfe sich bei ihm beschwert haben über Entscheidungen des Metropolitangerichts. Schwarzenberg erwiederte mir eines Tags auf meine Einrede, daß R. meine Ausstellungen nicht blos sehr gut aufgenommen, sondern beachtet habe, wörtlich: „Ihnen gegenüber giebt er nach, da Sie ihm als Gelehrter imponiren, seine Mitbischöfe hält er für Ignoranten". R. war lange Zeit der Kirchenregent in Oesterreich. Er hätte mit dem Concordate bei seinem Einflusse und seiner Bedeutung die Kirche heben können. Leider sah er nur in der unbedingten Autorität, in dem stummen Gehorsam das Heil. Darum sündigte er schwer an der Wissenschaft. Durch seinen Einfluß und die von ihm gemachten Satzungen verloren die theologischen Facultäten jede Selbständigkeit und wurden thatsächlich zu „Diöcesan-Lehranstalten" herab gedrückt. Der seit 1857 geltende theologische Lehrplan, sein Werk, hat dem jesuitischen System entsprechend, das Studium zum Einlernen des positiven Materials gemacht, die Geschichte brach gelegt und die Exegese zur bloßen Handlangerin gemacht. Was er anstrebte, zeigte die von ihm geforderte Berufung des Dominicaners Guidi als Interpreten des Thomas von Aquin und des Jesuiten Clemens Schrader als Professor der Dogmatik an die Wiener Universität, sobald das Concordat verkündet war, dann die Schaffung einer eignen Professur für die Auslegung der Decretalen. Daß der hierzu anfänglich berufene spätere Bischof Feßler nach eignem Geständniß beim Antritt dieses Postens von den Decretalen sehr wenig gelesen hatte, that nichts. Er gab nicht zu, daß ein Domherr Professor der Theologie blieb. Die wissenschaftlichen Organe, welche nicht unbedingt seinen Standpunkt vertraten, unterstützte er nicht nur nicht, sondern verhielt sich ihnen gegenüber abwehrend,

ja selbst feindlich. Die „Katholische Literaturzeitung“ ließ er unbarmherzig hinsterben, der „Theologischen Zeitschrift“ — beide in Wien erschienen — war er niemals hold. Für Preßorgane, die seinen Standpunkt vertraten, hat er reichliche Spenden geliefert. Ebenso war seine Hand stets offen für Wohlthätigkeit: er hat für die Kirche unter den Weißgerbern in Wien 60 000 Gulden hergegeben, den kolossalen Kaufpreis für die in der Gründerzeit zu Bauplätzen verkauften Grundstücke milden Zwecken zugewendet, jährlich Tausende für Arme und Kranke gespendet, katholische Maler durch Aufträge zur Copirung Raphael'scher Originale reichlich unterstützt u. s. w.

Die Regierung seiner Diöcese Wien überließ er ziemlich seinen Generalvicaren, anfänglich dem Dompropst und Weihbischof Zenner, nach dessen Tode Kutschker. Dieser war Weihbischof, Generalvicar und Ministerialrath zu gleicher Zeit und verstand es, diese Aemter so zu führen, daß er als Ministerialrath die Abweisung für Anträge dem Minister vorlegte, welche er als Generalvicar gestellt hatte, ja auf Wunsch des Ministers seine Entwürfe umänderte, wenn letzterer mit dem kirchlichen Standpunkte nicht einverstanden war. Der Cardinal beschränkte sich auf die Firmung, auf Abfassung von Hirtenbriefen und allgemeine Anordnungen und den Vorsitz in den Sitzungen des Consistorium.

Könnte es nach dem Vorausgegangenen scheinen, als habe R. keine nachhaltige Wirksamkeit geübt, so ist dem nicht also. R. ist der eigentliche Schöpfer der ultramontanen Partei in Oesterreich. Vor 1849 existirte eine solche nicht. Die Herrschaft des Concordats von 1855 bis 1867 hat zunächst den Klerus zu vollständigen willenlosen Dienern der Bischöfe gemacht. Dies ging soweit, daß z. B. ein vom Bischof von Linz abgesetzter Geistlicher auch nach der Kassation des Urtheils durch das Wiener Metropolitangericht weder in das Amt wieder eingesetzt wurde, noch Unterhalt erhielt. Die Regierung, des Schutzes des Klerus entwöhnt, hat sich desselben auch seit 1874 nicht angenommen und es ist heute kaum anders, als zur Zeit des Konkordats. Die Erziehung des Klerus ist durch die Knabenseminare, die in den Universitätsstädten bestehenden Seminare, worin mit sehr wenigen Ausnahmen die Theologiestudirenden wohnen, die bischöflichen Lehranstalten mit Seminarien und den schon erwähnten theologischen Lehrplan eine durchaus scholastische und römische. Infolge der von R. veranlaßten Klostervisitation ist die frühere Selbständigkeit der Orden, auch der Benedictiner, lateranensischen Chorherrn, Prämonstratenser und Cistercienser gefallen, der römische Geist eingedrungen. Durch das Begünstigen der Jesuiten und der ihnen verwandten geistlichen Orden, das Missionsabhalten u. s. w. ist der Ultramontanismus ins Volk gedrungen. An den Mittelschulen (Gymnasien u. s. w.) hat man seit 1855 regelmäßig nur Religionslehrer dieser Richtung angestellt. Die Bischöfe lenkten allmählich in das römische Fahrwasser, die neuen gehörten der curialistischen Richtung an, oder nahmen sie an. Die katholischen Vereine, welche in Wien, dann auch anderwärts sich bildeten und auf deren Bildung und Leitung R. einwirkte, erhielten Gewicht. Unter dem Adel bildete sich seit 1855 eine ultramontane Gruppe, welche auf das kirchliche Vereinsleben, insbesondere seit der Zeit Einfluß gewann, wo die nationalen Strömungen zu Gegensätzen führten, seit 1860. Während bis 1860 jedes andere als kirchliche Vereinsleben entweder unmöglich, oder nur in den engsten Schranken gehalten war, durfte sich das kirchliche entfalten. Bis 1860 gehörte die streng kirchliche Haltung zu den Mitteln, Einfluß zu gewinnen. Und auch von den Ministerien seit 1860 geschah nicht ein einziger Schritt, um dem Ultramontanismus mit Erfolg entgegen zu treten. Alle Ministerien suchten bis 1867 mit R. sich gut zu stellen und auch seitdem bildeten sie eine Stütze der äußeren Kirchlichkeit, dem Fundamente des Romanismus. R. ist, wenn nicht der Schöpfer, so doch der

Hauptförderer der ultramontanen Tagespresse gewesen. Dem populären „Oesterreichischen Volksfreund", für den er große Opfer brachte, gesellte sich das aristokratische „Vaterland" zu, dessen Gründer und Hauptförderer Graf Leo Thun war und geblieben ist, allmählich eine Reihe anderer. Die ultramontane Richtung hat es ermöglicht, daß die Bischöfe in Böhmen, Mähren u. s. w. den antideutschen Bestrebungen von Adeligen beitraten. Wenn heute Fürsten und Grafen, welche die Namen Schwarzenberg, Oettingen, Liechtenstein, Thurn und Taxis, Clam, Harrach, Schönborn u. s. w. führen, an der Spitze der antideutschen und slavischen Partei stehen, so ist das freilich mehr als sonderbar, aber für den Kenner der österreichischen Zustände von 1849 an begreiflich. In diesem Einflusse liegt die große Bedeutung Rauscher's, der eine jener Erscheinungen war, die nur in der römischen Hierarchie vorkommen, ein Mann von hoher geistiger Bedeutung, Willenskraft und Ausdauer, zugleich voll von Widersprüchen und fähig, dem Zwecke das Mittel dienstbar zu machen, das Muster eines Bischofs, in dessen Augen die Kirche die vollendetste Regierungsmaschine ist.

Schriften: „Geschichte der christlichen Kirche". Sulzbach 1829, 2 Bde.; „Instructio pro iudiciis ecclesiasticis imperii austriaci quoad caussas matrimoniales" (die mit officieller Geltung für die geistlichen Gerichte versehen ist); „Observationes quaedam de infallibilitatis ecclesiae subiecto." Neapel 1870, deren in Wien erschienene deutsche Uebersetzung vom Verfasser im Herbst 1870 aufgekauft wurde, um diese schärfste Verurtheilung des neuen Dogma aus der Welt zu schaffen. Seine zahlreichen Hirtenbriefe u. s. w. sind mehrmals gesammelt erschienen, manche auch als Broschüren, z. B. „Die Ehe" 1868; „Der Staat ohne Gott" 1865; „Der Papst und Italien" 1860; „Oesterreich ein katholischer Staat" 1866; „Das allgemeine Concil" 1870.

v. Wurzbach, Biogr. Lex. XXV, 51 ff. (1873), der eine Zusammenstellung von Zeitungsartikeln u. s. w. gibt.

v. Schulte.

Rautenberg: Johann Wilhelm R., lutherischer Pastor zu Hamburg, wurde am 1. März 1791 zu Moorfleth, einem Dorfe in den Elbmarschen östlich von Hamburg und zum hamburger Gebiet gehörig, geboren. Sein Vater, der aus der Altmark eingewandert war, war Bäckermeister; die Mutter stammte aus dem benachbarten Curslack, einem Dorfe in den Vierlanden. Der Knabe besuchte zuerst die heimathliche Dorfschule und zeichnete sich von früh an durch tiefes Gemüthsleben und reiche Geistesgaben, besonders auch durch musikalische Anlagen aus; gegen den Sinn des Vaters wollte er Lehrer oder Organist werden, da der frühere Herzenswunsch, es zum Geistlichen zu bringen, unerreichbar erschien. Er arbeitete einige Jahre als Schulgehülfe in St. Pauli und dann in Altona, und machte sich in dieser Zeit besonders auch mit dem Französischen und Englischen bekannt. Doch befriedigte ihn diese Thätigkeit nicht; ein Freund gab den Anstoß, das Studium der Theologie wieder ins Auge zu fassen und mit Bewilligung seiner damals schon verwittweten Mutter ließ sich gegen Weihnacht 1810 der bald zwanzigjährige in die Quarta des Johanneums aufnehmen, um namentlich die classischen Sprachen zu lernen. Aufs kräftigste förderte seine Studien der Director Gurlitt (s. A. D. B. X, 182 ff.), ein Mann, dem es die größte Freude war, Bedürftige zu unterstützen, und der sich Rautenberg's auch auf der Universität und noch später in der uneigennützigsten und liebreichsten Weise angenommen hat und seine Wohlthaten noch nicht einschränkte, als R. aus dem von Gurlitt bis an sein Ende festgehaltenen alten Rationalismus sich schon mit voller Begeisterung zum positiven Christenthum gewandt hatte. R. muß die Classen schnell durchlaufen haben; schon im Sommer 1811 trieb er hebräisch und als er im Juni 1813 sich nach Kiel begab, weil er vor den

Franzosen, welche Hamburg wieder eingenommen hatten, fliehen mußte, da war er schon ein Jahr Primaner gewesen. In Kiel hatte R. zunächst eine Zeit äußerer und innerer Nöthe durchzumachen; für weitere philologische Studien hatte Gurlitt ihn dem Professor Karl Friedrich Heinrich (s. A. D. B. XI, 647 f.) warm empfohlen, der sich seiner auch nach Kräften wird angenommen haben; aber die Sorge ums tägliche Brot, der Druck der politischen Verhältnisse, böse Nachrichten aus der Heimath, dazu dann die Oede des Rationalismus, der die officielle Theologie beherrschte, nahmen ihm allen Muth und hatten auf seine Stimmung und seine Gesundheit einen üblen Einfluß. Doch kamen bessere Zeiten, als Twesten nach Kiel kam; daß R. sodann die Sommermonate der Jahre 1814 und 1815 als Hauslehrer in der Familie Schleiden auf Ascheberg verleben konnte, brachte ihm dann auch leibliche und geistige Erholung. Von Ostern 1816 bis Michaelis 1817 hat R. darauf noch in Berlin studirt und ist ein begeisterter Schüler von Schleiermacher, mit dem er auch in persönlichen Verkehr trat, gewesen. Unter seinen Freunden in Berlin ist außer August Pauli (später in Bremen), der ihn besonders nach Berlin gezogen hatte, und Johann Martin Lappenberg (s. A. D. B. XVII, 707 ff.) vor allem Gustav Adolph Sieveking, der Bruder von Amalie Sieveking, zu nennen, der am 1. Mai 1817 starb; seine Pflege brachte R. in Verbindung mit der Schwester, deren Freund und Seelsorger er hernach wurde. So kam R. im Herbst 1817 in seine Vaterstadt zurück, als einer, der von Twesten das Christenthum kennen gelernt hatte und von Schleiermacher mit glühendem Eifer, das Evangelium zu verkündigen, erfüllt war. Er galt in Hamburg schon nach kurzer Zeit für einen entschiedenen Vertreter der lutherischen Orthodoxie, was nach der Ausdrucksweise jener Zeit von Andersgesinnten bald als Mysticismus, bald als Neigung zum Katholicismus bezeichnet ward; er selbst war und blieb bei immer vollerer Zustimmung zu den Lehren der lutherischen Kirche ein innerlich freier Mann, der sich über jede Erscheinung echten Glaubens freuen konnte und bei Uebereinstimmung in der Hauptsache verschiedene Ansichten über Nebensachen gern duldete. Seine Begabung für das Volksthümliche machte ihn dabei zum geborenen Seelsorger und sein sprudelnder Geist und seine gewaltige Beredsamkeit haben in seinen besten Jahren eine außerordentliche Anziehungskraft ausgeübt. Nachdem er am 28. Februar 1818 sein theologisches Examen in Hamburg in verhältnißmäßig schon vorgerücktem Alter gemacht, sah er sich zunächst aufs Unterrichten angewiesen; bei einer Bewerbung um eine Collaboratur am Johanneum erhielt er Gurlitt's Unterstützung nicht mehr, „weil ich Christum höher halte als Sokrates", wie er seiner Mutter schreibt. Am 3. September 1820 wurde er darauf zum Pastor in der damaligen Vorstadt St. Georg (jetzt zur Stadt gezogen) gewählt und am 12. October eingeführt; in diesem Amte ist er bis zu seinem Tode geblieben. Wollte man seine Wirksamkeit als Pastor genügend schildern, so müßte man eine Kirchengeschichte Hamburgs für die folgenden 40 bis 50 Jahre schreiben, und doch bliebe dann noch das Beste, was er als Seelsorger vielen Tausenden in allen Ständen gewesen ist, unausgesprochen. Es sei deshalb nur gesagt, daß nicht leicht ein Geistlicher wie er im Stande war, bei fast unerfüllbaren Ansprüchen, die in der stets und schnell wachsenden Gemeinde an seine Leistungsfähigkeit gemacht wurden, sich stets geistig frisch zu halten und jedem einzelnen gegenüber das rechte Wort zu finden, und daß er leitend oder helfend Antheil genommen hat an allen Unternehmungen und Thätigkeiten, die in dieser Zeit Hebung und Förderung des kirchlichen Lebens sich zur Aufgabe setzten. Dabei übte er durch seine Predigt namentlich in den mittleren Jahren seines amtlichen Wirkens einen außerordentlichen Einfluß aus. Auch als Dichter geistlicher Lieder verdient er genannt zu werden, wenn auch während seines Lebens außer Ge-

legenheitsgedichten nur die kleinen Lieder oder Verse bekannt wurden, mit denen er seine Predigten häufig anfing oder schloß und die mit seinen Denkblättern, d. h. wöchentlich erscheinenden Auszügen aus seinen Predigten, herauskamen. Um seines Glaubens willen hat er manchen Strauß ausfechten müssen; besonders schmerzlich war es ihm aber, daß er es noch erleben mußte, daß in seiner eigenen Gemeinde solche gegen ihn auftraten, denen seine Weise nicht entschieden, sein Bekenntniß nicht kirchlich genug war. Das waren Nägel zu seinem Sarge. Er starb an seinem 74. Geburtstage am 1. März 1865.

Gurlitt im Michaelisprogramm des Johanneums vom Jahre 1814, S. 31 f. — H. Sengelmann, Zum Gedächtniß Johann Wilhelm Rautenberg's, Hamburg (1865). — F. A. Löwe, Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken des Johann Wilhelm Rautenberg, Hamburg (1866). — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. VII, S. 292 f. — Aus Rautenberg's Denkblättern, sowie aus seinem Nachlaß gab H. Sengelmann unter dem Titel „Festliche Nachklänge aus dem Leben eines Heimgegangenen" eine größere Anzahl geistlicher Lieder Rautenberg's heraus, Hamburg 1865.

l. u.

Rautenstrauch: Franz Stephan R., Theolog und Kanonist, geb. zu Platten in Böhmen am 26. Juli 1734, † 1785 auf einer Reise in Ungarn. Nach der Vorbereitung auf dem Gymnasium trat R. in das Benedictinerstift St. Margareth (Břewnow) bei Prag, welches mit Braunau einen Abt hat, studirte die Theologie in Prag, empfing hier die Priesterweihe und verwaltete sodann mehrere Jahre das Amt eines Lectors der Theologie und des kanonischen Rechts im Ordenshause. Die von ihm während dieser Zeit geschriebenen „Prolegomena in jus ecclesiasticum" (Prag 1769, neu 1774) riefen den Antrag des Prager Erzbischofs Anton Peter Graf Pzrichowsky dieselben zu verbieten hervor. Dem trat der Director der Prager juristischen Facultät, Wenzel Stephan v. Kronenfels mit solchem Erfolge entgegen, daß die Kaiserin Maria Theresia, statt dem Antrage nachzugeben, dem Verfasser die goldene Medaille für Wissenschaft verlieh und den Erzbischof beauftragte, ihm dieselbe mit dem Beifügen zu überreichen, „daß Ihre Majestät gerne sähen, wenn R. die ganze Zustandebringung seines Werkes sich nach Möglichkeit angelegen sein ließe". Dieser Erfolg und seine persönliche Bedeutung, sowie die richtige Annahme, daß die Wahl eines bei Hofe gut angeschriebenen Prälaten einen Schutz biete, wenn die in der Luft schwebende Klosteraufhebung stattfände, bewirkten seine am 13. März 1773 erfolgte Wahl zum Abte der beiden Stifte. Die Kaiserin erließ sofort aus Freude darüber die Taxe von 12 000 fl., welche für die Bestätigung hätte gezahlt werden müssen und beauftragte ihn mit der Entwerfung eines theologischen Lehrplans. Derselbe wurde im J. 1774 eingeführt und hat im wesentlichen bis 1857 gegolten. Er ist selbst von Werner (Gesch. der kath. Theologie S. 200 ff.) günstig beurtheilt und steht dem seit 1857 gebrauchten jedenfalls nicht nach; schon durch diesen Lehrplan, der zuerst die Pastoral in den Kreis der theologischen Studien aufnahm, hat R. eine Bedeutung für das österreichische Kirchenwesen gehabt. Sowohl dieser Plan wie auch andere Ausführungen Rautenstrauch's fordern eine wissenschaftliche und fruchtbringende praktische Vorbildung des Klerus. Bereits 1774 wurde er zum Director der theologischen Facultät in Prag ernannt, welche ihm das Ehrendoctorat verlieh, im nächsten auch zum Präsidenten der theologischen Facultät in Wien, zum Hofrathe bei der böhmischen Hofkanzlei und Vorsitzenden der Hofcommission in Cultusangelegenheiten. In dieser Stellung hat er besonders für die Einrichtung der Generalseminarien gewirkt. Mit der Organisation der theologischen Studien beauftragt und zugleich im Interesse seines Ordens machte er die Reise nach Ungarn, auf

der ihn der Tod hinwegraffte. Seine Klöster entgingen der Säcularisation infolge seines Ansehens. Für seine Wirksamkeit darf nicht unerwähnt bleiben, daß die von ihm in der anzuführenden Schrift gemachten Vorschläge über das für den Eintritt in geistliche Orden erforderliche Alter nicht bloß in Oesterreich eingeführt wurden, sondern von Pius IX. auch kirchengesetzlich für Oesterreich und theilweise für die ganze Kirche vorgeschrieben worden sind. Rautenstrauch's Standpunkt ist der des gemäßigten Staatskirchensystems jener Zeit, wie es bei Febronius ausgeführt wird und in den Gesetzen der Kaiserin Maria Theresia und Josef's II. sich ausprägt; aber R. hat weder alle Maßregeln des letztern gebilligt, noch dieselben veranlaßt.

Schriften (außer den Prolegomena): „Institutiones juris ecclesiastici cum publici tum privati usibus Germaniae accommodatae.“ Prag 1769, 1774 (erweitert als „Inst. j. eccl. G. acc. T. I. continens jus publicum eccl.“ 1772, mehr nicht erschienen). „Synopsis juris eccl. publ. et privati, quod per terras hereditarias augustissimae Imperatricis Mariae Theresiae obtinet“. Wien 1776 (anderwärts nachgedruckt). Dieses mit Unrecht von Einzelnen P. J. Riegger zugeschriebene Verzeichniß enthält in 253 Sätzen die in Oesterreich für das Kirchenrecht maßgebenden Sätze; das Hofdecret vom 5. October 1776 erlaubte nur aus ihm behufs der öffentlichen Disputation bei Promotionen Thesen aufzusetzen und zu vertheidigen. Hierin liegt ein großer Einfluß desselben. Obwohl factisch vielfach ignorirt, galt die Vorschrift eigentlich bis zum Jahre 1849. Der päpstliche Nuntius beklagte sich noch bei der Krönung des Kaisers Ferdinand in Prag (7. Sept. 1835) bitter darüber, daß ein solches Buch im amtlichen Gebrauche stehe. — „De jure principis praefigendi maturiorem professioni monasticae solemni aetatem diatribe.“ Prag 1773, 1775. „Anleitung und Grundriß der systematischen dogmatischen Theologie.“ 1774. 4. „Institutionum hermeneuticarum veteris testamenti sciographia.“ 1775. 4. „Sciographia institutionum hermeneuticarum veteris et novi testamenti.“ Prag 1776. „Patrologiae et historiae literariae theologiae conspectus.“ ib. eod. „Institutum theolog.“ Vindobon. 1778. „Theologiae dogmaticae tradendae methodus et ordo.“ 1778. „Theol. pastoralis et polemicae delineatio tabellis proposita.“ eod. „Tabellarischer Grundriß der in deutscher Sprache vorzutragenden Pastoraltheologie.“ Wien 1777. „Entwurf zur Einrichtung der theologischen Schulen in den k. k. Erblanden.“ Wien 1782. „Entwurf zur Einrichtung der Generalseminarien in den k. k. Erblanden.“ Wien 1784. Keine einzige Schrift ist auf den Index gesetzt worden.

Weidlich, Biogr. Nachr. II. 249. — De Luca, Gelehrtes Oesterr. I. 2. S. 36. — v. Wurzbach, Biogr. Lex. XXV. 67 ff. (führt noch andere an). — Wiedemann im „Archiv für österreichische Geschichte“ L. 301 ff. legt die Synopsis Eybel bei und gibt an, Rautenstrauch habe sich „als Protector und Eybel als Verfasser bekannt“. Die Angabe daselbst, die Synopsis sei „als Lehrbuch bestimmt“ ist gänzlich irrig.

v. Schulte.

Rautenstrauch: Johann R., österreichischer Schriftsteller und insbesondere dramatischer Dichter, geb. am 10. Januar 1746 zu Erlangen, kam schon in seiner Jugend nach Wien, wo er die Rechte studirte und das Licentiat derselben erlangte, er lebte jedoch später fast ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten, von denen die ersteren dem dramatischen Fache angehören, wie das Lustspiel „Die unversehene Wette“ (1771) und das Lustspiel „Der Jurist und der Bauer“, welches im J. 1773 unter großem Beifall des Publicums in Wien zur Aufführung gelangte. Schon ein Jahr darauf schloß der Director desselben Theaters mit R. einen Vertrag, nach welchem derselbe jährlich für diese Bühne sechs

Theaterstücke zu liefern hatte. Ein begeisterter Anhänger der großen Kaiserin Maria Theresia, über welche er auch das Lebensbild: „Biographie Maria Theresiens“ (1779) herausgab, trat er in seinem litterarischen Schaffen nach dem Regierungsantritte Joseph's II. auf die Seite jener Männer, welche die Aufklärungsgedanken im Sinne jenes Monarchen vertheidigten und insbesondere den Ueberhebungen und Mißständen auf geistlichem Gebiete entgegentraten. Vom Jahre 1775 bis 1781 gab er die „k. k. privilegirte Realzeitung“ in Wien heraus, das erste Blatt, welches sich eingehender mit der Litteratur Oesterreichs beschäftigte und für jene Zeit besondere Geltung erlangt hatte. R. zeigte eine bedeutende universelle Bildung und die satyrische Schärfe in seinen Schriften lenkte die Aufmerksamkeit des Hofes wiederholt auf ihn. In fortwährender Verbindung mit den geistig hervorragenden Männern der Residenz übte er, insbesondere auch durch die von ihm herausgegebenen Zeitschriften auf das geistige Leben in Oesterreich bedeutenden Einfluß aus. Trotzdem ist über sein äußeres Leben nur wenig bekannt geworden. Er starb am 8. Januar 1808 zu Wien. — Rautenstrauch's Lustspiele zeigen einen einfachen Aufbau, doch sind die Figuren derselben charakteristisch gezeichnet und der gewandte Dialog ist recht witzig gehalten. Als patriotischer Dichter trat er mit einer Sammlung „Kriegslieder für Joseph's Heere“ 1778), sowie mit einigen einzeln erschienenen Gedichten auf Marie Antoinette (1770), auf Maria Theresiens Tod (1781) u. s. w. auf, sowie er den Text zu einigen von Süßmayer componirten Cantaten, wie sie zu jener Zeit üblich waren, verfaßte. Später wurde seine hauptsächlichste litterarische Richtung satyrisch und polemisch. Im J. 1780 erschien die culturhistorisch merkwürdige Schrift: „Ueber die Stubenmädchen in Wien“, welcher später zumeist polemische Broschüren gegen die Geistlichkeit folgten, von denen hier nur die großes Aufsehen erregenden: „Warum kömmt Pius VI. nach Wien?“ (1782), „Ueber das Betragen der Herren Bischöfe in den k. k. Staaten in Rücksicht der landesherrlichen Verfügungen in geistlichen Sachen“ (1782), „Ueber das Betragen des Herrn Mazzioli Canonicus und Pfarrer im Bürgerspital Sonntags den 25. August 1782“ (Wien 1782) und „Betrachtungen über die Aufhebungen der Eheverlöbnisse“ (1783) angeführt seien. Von verschiedenen Lustspielen und ähnlichen Schriften polemischen Charakters ist es nicht erwiesen, daß R. der Verfasser ist, wie z. B. von der „Oesterreichischen Biedermanns-Chronik“ (1784), von den „Beiträgen zur Geschichte der Kapuziner in Wien“ (1783) u. a. m. Auch die schon erwähnte Biographie Maria Theresia's verwickelte R. in einen litterarischen Streit, der verschiedene Schriften und Gegenschriften zur Folge hatte.

Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller, Augsburg 1825. Bd. II, 2. — Wurzbach, Biogr. Lex. XXV, S. 61.

A. Schlossar.

Rauw: Johannes R. (Ravius), geboren zu Meimbressen (Hessen), war seit 1569 Prediger in Kirchlothheim, 1571 zu Haina, zuletzt zu Wetter, wo er 1600 starb. Er gab 1595 zu Frankfurt a. M. „Christliche Predigt, darinnen die vier streitigen Religions-Artikel gründlich erklärt werden“ und 1597 eine „Weltbeschreibung, d. i. eine schöne, richtige und vollkomliche Beschreibung des Göttlichen Geschöpffs, Himmels und der Erden, beides der himmlischen und irdischen Kugel“ u. s. w. (der langathmige Titel ist bei Strieder unrichtig gegeben). Das Buch, ein Frankfurter Druck (Bassäus), enthält über 1000 Folioseiten mit Abbildungen und Karten, darunter eine von Amerika, ist dem Landgrafen Ludwig von Hessen zugeeignet und durch die theologische Facultät von Marburg in einer Vorrede gutgeheißen, bezw. empfohlen. Eine neue Ausgabe erschien 1612. Das Buch hat sich nicht weit verbreitet und ist sehr selten.

Eine Beschreibung desselben steht in den Litterarischen Blättern, Nürnberg 1803, III, S. 251.

Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd. 11, 12, 13. Friedrich Ratzel.

Auf Veranlassung des Buchdruckers Nicolaus Bassäus in Frankfurt a. M. und bei demselben gedruckt gab R. ein Gesangbuch heraus mit meist vierstimmig von ihm gesetzten Melodien. Außer den Liedern Luther's enthält es noch eine größere Anzahl anderer, zum Theil seltener vorkommender, im ganzen beinahe 150. In der vom 1. Januar 1589 datirten Vorrede widmet R. das Buch dem Bürgermeister und Rath und der Gemeine der Stadt Wetter. Wackernagel gibt den genauen Titel und eine ausführliche Beschreibung dieses Gesangbuches.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. I, S. 553 ff. Nr. 285. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 209. Nr. 18. l. u.

Rauwolf: Leonhard R. (Dasylycos), Arzt, Botaniker und namhafter Reisender, als Sohn eines Kaufmanns zu Augsburg geboren, wurde von Jugend an trefflichen Lehrern übergeben, die ihn für das Universitätsstudium vorbereiteten, welchem er in Deutschland (Basel?), dann in Italien und Frankreich sich widmete. 1560 ging er nach Frankreich, 1562 erwarb er sich den Doctorgrad in Valence und studirte dann in Montpellier, dessen berühmten Rondelet er mit Vorliebe als seinen Lehrer bezeichnet, Botanik. In der Gegend von Montpellier, Cette und Frontignan sammelte er ein Herbarium von 600 Arten. Sein Begleiter war in Südfrankreich Jeremias Martius (Mertz) aus Augsburg, der später in seiner Vaterstadt als ein berühmter Arzt lebte. 1563 ging er nach Italien, wo er, nach seiner Pflanzensammlung zu urtheilen, u. a. in Verona, Bologna, Florenz, Parma verweilte und von wo er, den gleichen Zeugen zufolge, über den Gotthard, Luzern, Basel, den Schwarzwald die Heimath wieder gewann. Die Bekanntschaft mit Conrad Gesner war eine der Früchte dieser Reise. Nach Deutschland zurückgekehrt, vermählte sich R. am 26. Febr. 1565 mit Regina Jung und ließ sich zuerst in Augsburg, wo er auch einen Pflanzengarten begründete, später in Aichach, endlich in Kempten als Arzt nieder. Seine Biographen erzählen, wie er, von Liebe zur Wissenschaft der Pflanzen und von dem Wunsche getrieben, die Heimathsorte der wichtigen officinellen Pflanzen des Orients zu erkunden, nach wenigen Jahren „mit Zustimmung und Erlaubniß der Seinigen“ seine große Reise angetreten habe. Seine späteren Schicksale scheinen außerdem anzudeuten, daß es ihm auch an einer gewissen inneren Unruhe nicht gefehlt habe. Von seinem Schwager Manlich, welcher Geschäftsverbindungen mit der Levante unterhielt, ausgestattet, reiste R. am 18. Mai 1573 in Begleitung des Augsburgers Friedrich Rentz über Lindau, Chur, den Splügen, nach Mailand und über Nizza nach Marseille, wo er im Hause seines Schwagers wohnte, bis er am 1. September in Gesellschaft des Ulmer Kaufmanns Ulrich Krafft den Hafen verlassen konnte, um nach Tripolis in Syrien zu fahren. Vom 30. Sept. bis 9. Nov. wurde hier Station gemacht, gesammelt und beobachtet. Das 3. und 4. Capitel seines Buches, Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Türken und Schilderung der um Tripolis wachsenden Pflanzen, sind offenbar unter dem ersten Eindruck der fremden Welt geschrieben. Einen zweiten längeren Aufenthalt nahm R. in Aleppo, wo er sich hinreichend mit Sitte und Sprache des Landes vertraut machte, so daß er mit einem neugewonnenen Gefährten, einem Niederländer, im August 1574 im Gewand eines armenischen Kaufmanns und ausgestattet mit einem größeren Waarenvorrath sich nach Bagdad begab. Die Reise ging in Gesellschaft anderer Kaufleute nach Bir, hier wurde ein Schiff bestiegen und auf diesem nicht ohne Fährlichkeit der Euphrat bis Bagdad be-

fahren, welches am 27. October erreicht wurde. In mehrwöchentlichem Aufenthalt hat R. Bagdad und seine Umgebung ziemlich genau kennen gelernt, hauptsächlich stand aber sein Sinn nach Erforschung der Wege, welche von hier nach Indien führen möchten. Als R. einen Brief aus Aleppo erhielt, der ihn nach dieser Stadt zurückrief, nahm er mit schwerem Herzen von diesem Plane und zugleich von seinem Gefährten, der bald darauf im persischen Meerbusen Schiffbruch litt und ertrank, Abschied, hatte aber das Glück, noch vor seiner Abreise mit einem eingeborenen Christen bekannt zu werden, der ihm Gastfreundschaft und Förderung seiner Unternehmungen anbot. Am 16. September zog R. in Gesellschaft einiger Juden, welche mit ihm den Euphrat herabgefahren waren, über Mossul und Ursa nach Aleppo zurück. Einigen Anfechtungen durch räuberische Kurden und seine eigenen Reisegefährten, war der gelehrte Mann, der seine Brust mit Päcken Pflanzenpapier, das er für seine Sammlungen mit sich führte, gepanzert hatte, herzhaft entgegengetreten und hatte sie nahezu ohne Schaden überstanden. Sein früherer Reisegefährte Ulrich Krafft war unterdessen in türkische Gefangenschaft gerathen, in welcher er zu Tripolis drei schwere Jahre zubrachte, und R. entging mit knapper Noth dem gleichen Geschicke. Er mußte sich Monate lang still im Fondo der Franzosen aufhalten, welche damals in Aleppo als Handelsleute und durch den Schutz der türkenfreundlichen Politik ihres Landes selbst den Venetianern voranstanden. Unter den Kranken, die in größerer Zahl seinen Rath suchten, war hier auch ein maronitischer Patriarch, mit dem, als er genesen war, R. den Libanon besuchte. Von diesem Gebirge entwirft er eine etwas mehr als die meisten seiner sonstigen Berichte ins Einzelne gehende Beschreibung, aus welcher besonders einige Notizen über die Cedernhaine sowie das Capitel über die Bedrückungen der Maroniten und „Trusci“ durch die Türken hervorragen. Am 7. September 1575 verließ R. in Gesellschaft einiger Niederländer den Hafen von Tripolis, fuhr in 6 Tagen nach Joppe und verweilte in Jerusalem und Umgebung bis zur Rückkehr nach Tripolis, welches er dann, nach vergeblichen Anstrengungen zur Befreiung Ulrich Krafft's, der erst nach drei Jahren dem türkischen Gefängniß entrann, am 6. November 1575 verließ. Nach stürmischer Seefahrt landete er in Venedig und kam am 12. Febr. 1576 in Augsburg wieder an. Hier erhielt er die Aufsicht des Pestspitals und scheint eine durch seine Erfahrung und Wissenschaft angesehene Stellung eingenommen zu haben, bis er 1588 sich in den Streit über den Gregorianischen Kalender und die Berufung der Geistlichen verwickeln ließ und vom Senat, der an seiner Opposition Anstoß nahm, gleichzeitig mit seinem Collegen Adolph Occo entlassen wurde. R. ging nach Linz, wo er als „Poliater et Ordinum Archiducatus Austriae Medicus“ Anstellung fand. Er begleitete später die oberösterreichischen Streitkräfte in den Türkenkrieg und starb, von häuslichem Unglück bedrückt, 1596 (nach Coberus, nach Veith's weniger glaubwürdiger Angabe 1606) an Dysenterie bei der Belagerung von Hatvan*). Die Reisebeschreibung, welche den Namen Rauwolf's unter denen der hervorragenderen deutschen Reisenden nie vergessen lassen wird, erschien 1582 im Original zu Lauingen, ebendaselbst 1583 in neuer (Titel-) Ausgabe und 1582 in einem Nachdruck zu Frankfurt. Letzterer ist von Vielen, auch von Veith in der Bibliotheca Augustana für das Ori-

*) In einem Exemplar der 1582er Ausgabe der Rauwolf'schen Reisebeschreibung in der Universitätsbibliothek zu Leipzig ist von wenig späterer Hand eingetragen, R. sei wenige Jahre nach der Rückkehr von seiner Reise zu Augsburg beim Wettspringen in einen Brunnen gestürzt und dadurch ums Leben gekommen. Wenn auch gegenüber des Coberus Angabe nicht glaubwürdig, soll diese Notiz um so weniger verschwiegen sein, als die in Linz angestellten Nachforschungen, seinen Namen unter den dort im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ansässigen Aerzten nicht haben auffinden lassen. R.

ginal gehalten worden. Eine 1581er Ausgabe, die Stuck und nach ihm E. Meyer angibt, scheint nicht vorhanden zu sein. Den drei Theilen der 1583er Ausgabe ist ein vierter Theil, bestehend aus einer Zuschrift an die Leibärzte des Herzogs von Württemberg, und 42 in Holzschnitt ausgeführten Pflanzenbildern angehängt. Ein weiterer Nachdruck der drei ersten Theile erschien 1609 in Frankfurt a. M., englische und holländische Uebersetzungen 1693, 1707 und 1738, zu einer Lügenreise verballhornt wurde endlich Rauwolf's ehrliches Werk 1681 in Rotenburg als „Leonis Flaminii Itinerarium per Palaestinam“. Der vierte, rein botanische Theil, ist, nach einer Mittheilung von A. Haller von Danty d'Isnard in Paris ins Lateinische übersetzt worden, doch ist von einer Ausgabe dieser Uebersetzung nichts bekannt. Wohl aber erscheinen die Rauwolf'schen Pflanzenbilder verkleinert in dem zweiten Bande von Dalechamp's Historia Generalis Plantarum 1586 mit ausführlichen lateinischen Beschreibungen, welche kaum ein Anderer als R. selbst angefertigt haben könnte. Des Rauwolf Pflanzensammlung soll nach dem Tode ihres Besitzers in die Bibliothek des Kurfürsten von Baiern, aus dieser nach Schweden und von dort durch Isaac Vossius nach Holland gekommen sein, wo sie bis heute im Besitz der Universitätsbibliothek zu Leiden sich befindet. Zeitweilig lag sie auch in England, wo sie u. A. von Ray und 1693 von Breyn benutzt worden ist. Gronovius hat über 300 Pflanzen dieses Herbariums nach dem Linné'schen System beschrieben und 1755 herausgegeben. Rauwolf's botanische Verdienste sind von Vielen bereitwillig anerkannt worden; sie werden erhöht durch den musterhaften Fleiß, mit welchem er sein Herbarium geordnet und die Vulgärnamen aufgezeichnet hat. Die Aufmerksamkeit Rauwolf's ist während seiner ganzen Reise mit rührender Beständigkeit dem Pflanzenreiche zugewandt gewesen. Von den Ranunkeln und Saxifragen, die er auf dem Wege von Bregenz nach Feldkirch findet, bis zu der Masse der zuerst von ihm beschriebenen Pflanzen, die um Tripolis und Aleppo wachsen, und deren Aufzählung das ganze 4. und 9. Capitel des ersten Theiles füllt, und bis zu den Bananen, dem Zuckerrohr, dem Kaffeebaum, der Dattelpalme bleibt nichts unerwähnt. Fleißig werden Dioscorides, Theophrast, Avicenna und mit besonderer Verehrung Clusius und Rondelet citirt. Mit Hülfe seines Gefährten Ulrich Krafft legte R. sein Herbarium an, dessen Dauer die Sorgfalt bezeichnet, mit welcher es hergestellt wurde. Breynius, der 1663 das Rauwolf'sche Herbarium benutzte, fand die Pflanzen desselben so frisch, als ob sie eben erst gesammelt worden seien. Mit den Mitteln der Wissenschaft seines Jahrhunderts konnte er kaum so viel leisten wie Kämpfer und Tournefort, zumal ihm auch die officinelle Verwerthung der Pflanzen überall im Vordergrund steht. Er hat nicht die Vertiefung des wahren Forschers, vielleicht auch nicht die Muße desselben besessen. Schade, daß er die im vierten Theil seines Reisebuches begonnene systematische Verwerthung seiner Sammlungen nicht fortgesetzt oder vertieft hat. Mit besonderer Vorliebe hat R. alle medicinischen Dinge, Krankheiten, Heilmittel, Bäder, Speisen und Getränke und alle Industrien besprochen, nicht ohne daß durch Leichtgläubigkeit, wie sie der Zeit gegenüber den Erzählungen von fremden Ländern eigen war, auch manches Fabelhafte (s. die Schilderung des Greises im 8. Capitel des 2. Buches) mit unterläuft. R. muß ein genaues Tagebuch geführt haben, er würde sonst nicht im Stande gewesen sein, eine solche Fülle einzelner genauer Angaben zu bieten. Seine Beschreibungen der Völker und ihrer Tracht und Sitten sind sehr eingehend, auch die Lage größerer Städte ist sorgfältig geschildert, wogegen geradezu ärmlich alles Geographische erscheint. Von der Natur der Gebirge und Flüsse ist wenig die Rede und über den Landschaftscharakter der durchreisten Gebiete schweigt sich R. womöglich noch vollständiger aus als

andere seiner Zeitgenossen. Es ist, als ob Alpen, Libanon, Taurus, Sinai gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hätten, der irgend einer Erwähnung werth wäre. Die Reste alter Großstädte am Euphrat, die er mit unter den Ersten erwähnt, beschreibt er leider nur oberflächlich, während das moderne Städteleben der Orte, wo er länger verweilte, wie Aleppo, Bagdad, Jerusalem besonders nach der handelsgeographischen und politischen Seite oft sehr eingehend geschildert wird. Auch die Verhältnisse in Jerusalem werden besonders nach der politischen und ethnographischen Seite ausführlich besprochen. Die Beschreibung der verschiedenen Arten von Christen, die er an den heiligen Stätten vertreten fand, hat dauernden Werth, wenn auch die Ausstellungen nicht ungegründet sind, welche man von katholischer Seite gegen Einzelheiten derselben erhoben hat. Das Deutsch des Buches ist schwerfällig, die Darstellung ungleich, so daß mehr im wissenschaftlichen als im litterarischen Werthe die Erklärung des Erfolges liegen dürfte, welchen mehrmalige Auflagen und Uebersetzungen bezeugen.

Bibliotheca Augustana von Veith, Bd. VIII (1792), S. 148—54. — Coberus, Observationum Medicorum Castrensium Dec. III., Ed. 1685. Observ. 3. — Adamus, Vitae Medicorum. — Beckmann, Litteratur d. ält. Reisebeschreibungen I. — Gronovius, Flora orientalis, Lugd. Bat. 1755. — Meyer, Gesch. der Botanik IV, 1857.

Friedrich Ratzel.

Raveaux: Franz R., Politiker in den Jahren 1848 und 1849, wurde geboren am 1. April 1810 in Köln als Sohn des Magazin- und Fourageverwalters bei der Festungsverwaltung in Deutz, Peter Raveaux und der Anne Marie, geb. Maaß. Der Vater stammte aus Frankreich, lebte 1794 und während der französischen Zeit des Rheinlandes in Bonn, dann in Mainz, seit 1805 in Köln und Deutz. Für den Kaufmannsstand bestimmt, besuchte R. die Handelsschule von Schumacher, 1820—24 das Gymnasium der Karmeliter in Köln. Hier zeichnete er sich jedoch mehr als Anführer bei tollen Streichen als in den Studien aus; seine Geschicklichkeit und Kühnheit rief aber vielfach Anerkennung hervor, namentlich nachdem er als Schwimmer 4 Personen das Leben gerettet. 1824 wegen Ausschreitungen vom Gymnasium gewiesen, nahm er 1825 Unterricht in der Malerakademie zu Düsseldorf, trat jedoch bald darauf als Freiwilliger in ein preußisches Dragonerregiment. Diesem entfloh er während der siebenmonatlichen kriegsgerichtlichen Untersuchung wegen eines Streits mit einem Landwehrmajor. In das nahe Ausland flüchtend, betheiligte er sich an der belgischen Revolution von 1830 und 1834 zog ihn sein abenteuerlicher Sinn nach Spanien, wo er unter den Christinos gegen die Karlisten kämpfte. Von diesen wurde er eine Zeit lang gefangen gehalten. Nach der Befreiung zeichnete er sich in den Kämpfen gegen dieselben so sehr aus, daß er mehrere Orden erhielt und zum Hauptmann aufrückte. Nach dem Ende des Krieges durchschweifte er die Schweiz und Frankreich, dann wandte er sich dem Vaterlande wieder zu. Er ließ sich 1837 in Köln nieder, wo er sich mit Brigitte Neukirchen vermählte und dann einen Arrest abbüßte, weil er als Landwehrmann ohne Urlaub in fremde Kriegsdienste getreten war. In Köln fand er geschäftliche Schwierigkeiten, weshalb er nach Blankenheim in der Eifel verzog. Hier hatte er zwar mehr Glück mit dem Geschäft, er mußte aber den Ort bald wieder verlassen, weil er in einem Schriftchen: „Die Bürgermeisterwahl oder Erzeugnisse eines humoristischen Katzenjammers“ (Köln 1843) dortige Vorgänge in beißender Weise und in Knittelversen besungen hatte und deßhalb gerichtlich bestraft war. Nach Köln zurückgekehrt, redigirte er den „Kölnischen Anzeiger“ und gab Unter-

richt im Französischen und Spanischen. Gleichzeitig legte er eine Cigarrenfabrik an, wodurch seine Vermögensverhältnisse eine Besserung erfuhren. Eine öffentliche Wirksamkeit eröffnete sich ihm zunächst im „Verein der Dombaufreunde", wo er als Redner große Erfolge errang; Bedeutung für Köln erlangte er aber dadurch, daß er 1844 die Wahl des Vorstandes dieses Vereins durch Stimmenmehrheit durchsetzte und so die langjährige Praxis des sog. Klüngels oder einer Anzahl mit einander verwandter Familien stürzte. Infolge weiteren Verfalls des Klüngels trat er mit Genossen aus und gründete im „Neuen Kuhberg" einen neuen Carnevalsverein, welcher volksthümlicheren Grundsätzen folgte und den alten an Mitgliederzahl wie Glanz der Aufführungen weit übertraf. Auch wurde hier die Politik grundsätzlich in die freien Vorträge gezogen, was zur Folge hatte, daß sich die politische Opposition in Köln während der nächsten Jahre unter der Narrenmaske weit hervorwagte. Präsident dieses Vereins, pflegte R. beim Carneval als beliebter Sprecher aufzutreten. Vermöge gesunden Mutterwitzes und durch geschickte Benutzung des rechten Augenblicks gelang es ihm, größere Versammlungen zu einstimmigen Beschlüssen fortzureißen. Seine Beliebtheit wuchs noch erheblich durch sein Vorangehen in productiven Angelegenheiten des Rheinlandes. Insbesondere nahm er sich durch kühnes Auftreten in der Presse mit Erfolg der armen Weinbauern gegen die Verfälscher des rothen Ahrweins an. Eine Sammlung der hierauf bezüglichen Zeitungsartikel gab er unter dem Titel „Die Ahr" (Köln 1844) heraus. Als am 3. August 1846 Volkshaufen in Köln, welche sich zur Feier der Kirmeß von St. Martin belustigten, mit Militär blutig zusammengestoßen waren, trat R. vermittelnd auf. Sein umsichtiges Benehmen den Behörden gegenüber fand allseitige Anerkennung, aber die von ihm gebildete und geleitete Bürgercommission behufs Feststellung der Einzelheiten über das Verhalten des Militärs wurde wegen Anmaßung richterlicher Befugnisse in Anklage versetzt; man mußte jedoch infolge seiner Schrift „Die Kölner Ereignisse vom 3. und 4. August nebst ihren Folgen" (Mannh. 1846) von der Anklage wieder Abstand nehmen. Nur wegen Zurechtweisung eines Lieutenants erhielt R. Arreststrafe, worauf er zur Anerkennung seines Verhaltens in den Stadtrath gewählt wurde. Solchergestalt allmählich der populärste Mann in Köln geworden, war er hier auch im März 1848 der thätigste. Nachdem er am 5. März an der das Vorparlament berufenden Versammlung liberaler Männer in Heidelberg Theil genommen, veranlaßte er als Stadtverordneter am 15. März die Absendung der Deputation nach Berlin, welche hier Veranlassung zum Barrikadenbau gab. Die Leichenscene im Berliner Schloßhof hat er als Augenzeuge geschildert in Kolatschek's „Deutscher Monatsschrift f. Pol. u. Wiss." (Stuttg. 1849, Märzheft, S. 417). Am 19. März setzten ihn radicale Berliner auf die Liste einer projectirten provisorischen Regierung. Nach Köln zurückgekehrt, war er für kurze Zeit Commandant der Bürgerwehr. Ende März war er fast der Einzige, welcher auf einer von vielen Rheinländern besuchten Versammlung in Mainz, die sich zum Vorparlament begeben wollte, der constitutionellen Monarchie nicht zustimmte. Im Vorparlament sprach er sich neben Hecker am lebhaftesten für Permanenz der Versammlung und für die Republik aus, die er jedoch „nicht jählings" eingeführt wissen wollte. Parlamentarischen Ruf erlangte er dadurch, daß er am 2. April nach dem Ausscheiden von Hecker und Genossen erklärte, er habe zwar mit den Ausgetretenen gestimmt, sei aber zurückgeblieben, weil er denjenigen für den freisinnigsten halte, der seine Meinung der Mehrheit unterwerfe. Die geschickte Entschlossenheit, mit welcher er auf diese Art in einem Augenblicke großer Verwirrung vielen Mitgliedern die rechte Haltung wiedergab, ja die Versammlung in eine erhöhte Stimmung versetzte, machte so günstigen Ein-

druck, daß ihm der Vorsitzende besonderen Dank aussprach. Schon vorher hatte er in öffentlichen Versammlungen zu Frankfurt mehrere für die Republik aufgetretene Redner durch besonnenen und warnenden Hinweis auf die Macht der entgegenstehenden Hindernisse gezügelt. Im 50er Ausschuß vertrat er die Ansicht, daß die Nationalversammlung das Recht habe, allein die Verfassung zu beschließen. An Arbeiten betheiligte er sich hier nicht, sondern ließ sich nebst Blum und Spatz an den Rhein senden, um die Uferregierungen in der Herstellung der durch Gewaltthätigkeiten gestörten Schifffahrt zu unterstützen, die Deputation hatte aber geringen Erfolg. Als Vertreter Kölns sprach er sich im deutschen Parlamente gegen eine kirchliche Feier zu dessen Eröffnung aus und regte schon am 19. Mai die wichtigsten Fragen an. Nachdem er am 1. Mai mit Simon und Jacoby den preußischen Minister Camphausen ersucht hatte, die preußische Nationalversammlung erst nach Vollendung der Reichsverfassung einzuberufen, verlangte er nun, daß die zugleich nach Frankfurt und Berlin Gewählten berechtigt sein sollten, beide Mandate anzunehmen. Damit berührte er die Frage eines Zwiespalts beider Constituanten und die des Vorrangs unter denselben. Am 22. Mai präcisirte er seinen Antrag dahin, daß die Landtage sich, zur Vermeidung von Widersprüchen mit der zu schaffenden Reichsverfassung, nicht mit Verfassungsfragen beschäftigen sollten, und wußte diese Frage schließlich durch den von ihm und Werner beantragten Beschluß über das Verhältniß der Verfassungen der Einzelstaaten zum deutschen Verfassungswerk tactvoll zu einem so versöhnlichen Abschluß zu bringen, daß er seitdem als erfolgreicher Vermittler im Parlamente galt. Anfangs hielt er sich zur Linken, unterschied sich aber bald von vielen Mitgliedern derselben durch seine Beachtung der wirklichen Verhältnisse. Auch hielt er sich außerhalb des Parlaments völlig rein von der Aufstachelung böser Leidenschaften. Daher stand er auch an der Spitze der Gemäßigteren, welche sich Anfang Juni vom Club der Linken, dem „Deutschen Hof“ trennten und im „Holländischen Hof“ ein linkes Centrum gründeten, welches bald darauf unter dem Namen des „Württembergischen Hofs“ die nächst dem Casinoclub zahlreichste Partei wurde. Im Juli trennte er sich mit Andern, die doch wieder mehr nach links drängten, von diesem Club und gründete mit H. Simon den Club der gemäßigten Linken in „Westendhall“. Ferneren parlamentarischen Erfolg hatte R. am 24. Juni bei den Verhandlungen über die provisorische Centralgewalt. Er trat zwar für den unterliegenden Vorschlag Schoder's auf Einsetzung eines von den Regierungen zu bezeichnenden, von der Versammlung zu bestätigenden unverantwortlichen Präsidenten auf, machte aber im übrigen großen Eindruck, indem er die Versammlung aus dem Gewirre der Programme auf den Standpunkt des praktisch Möglichen rief, dann sie zu einer lebhaften Erwiderung des von der französischen Nationalversammlung den Deutschen gesandten Grußes hinriß und diese Einmüthigkeit geschickt zu einer Aufforderung an die Parteien, sich einander zu praktischen Schritten zu nähern, benutzte. Den Gipfel der Popularität erlangte R. auf kurze Zeit als Mitglied der Abordnung zur Einholung des Reichsverwesers. In den auf der Reise nach Wien an vielen Orten gehaltenen Ansprachen entfaltete er sein in Köln lange geübtes Talent, volksthümlich zum Herzen und dem gesunden Verstande zu reden. Als er krank in Wien zurückbleiben mußte, wurden ihm dort viele Ehrenbezeigungen zu Theil. Von hier begab er sich nach seiner Vaterstadt, welche ihn in einer sonst nur beim Empfang des Königs üblichen Weise begrüßte. Hierauf trat jedoch ein entschiedener Wendepunkt für R. ein. Seine Ernennung zum Gesandten des Reichsverwesers in Bern erfolgte, weil man keinen geeigneteren Vertreter zu dem republikanischen Nachbarvolke senden zu können glaubte, als den maßvollen An-

hänger der idealen Republik. Beim feierlichen Empfang in Bern am 12. Sept. 1848 hielt er an Funk, den Präsidenten der Tagsatzung, eine längere Ansprache. Es zeigte sich aber bald, daß ihm für eine solche Stellung geschäftliche Gewandtheit und politischer Tact fehlten. Gern hätte er sich in ein gemüthliches Verhältniß zu den Schweizern versetzt; mußte nun aber an die dortige Regierung eine entschiedene Note wegen der heimlichen und offenen Unterstützung der Flüchtlinge aus Hecker's badischem Aufstande richten und sich eine starke Zurückweisung gefallen lassen. Im Gefühl des Unpassenden seiner Stellung entfernte er sich von seinem Posten zu einer Zeit, wo die Vorbereitungen der Flüchtlinge in der Schweiz zu einem neuen Einfall in Deutschland seine ganze Wachsamkeit hätten in Anspruch nehmen sollen, stimmte am 16. September zu Frankfurt in einer Cabinets-, der Malmöer Waffenstillstandsfrage, gegen das Reichsministerium und griff dasselbe auch in öffentlichen Versammlungen heftig an, ohne aber von der Stellung zurückzutreten. Im Parlament bestand seine Hauptthätigkeit auch ferner in Kundgebungen. So rief er am 23. November den Beschluß wegen einer Todtenfeier für Blum hervor und beleuchtete am 30. November das bisherige „Intriguenstück“ der Abgeordneten Oesterreichs. Bis zuletzt einer der entschiedensten Widersacher der nach Gagern's Programm angelegten Reichsverfassung, gehörte er doch zu dem kleinen Theile derselben, welche am 12. März 1849 auf die Verhandlung über Welcker's Antrag überhaupt eingingen. Er schlug damals vor, den König von Preußen vorläufig auf 6 Jahre zu wählen. Nach Vollendung der Reichsverfassung ward er ihr eifrigster Vertheidiger, namentlich wies er als Vorsitzender einer Versammlung der Linken und der Centren eindringlich auf die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens aller Parteien für die Verwirklichung der Verfassung hin. Eine Folge dieser Besprechungen war die Einsetzung eines 30er Ausschusses, in welchem die Linke für eine Regentschaft stimmte, während R. und die Gemäßigten sich mit Berufung des Reichstages und Beeidigung aller Beamten sowie des Heeres auf die Verfassung begnügen wollten. Nachdem dann am 10. Mai 1849 der Reichsverweser vom Parlament aufgefordert war, alle Bestrebungen zur Durchführung der Verfassung in Schutz zu nehmen, führte R. Namens der Parlamentsdeputation, welche den Reichsverweser wegen Ernennung eines diesen Beschluß befolgenden Ministeriums befragen sollte, das Wort. Wohl im Hinblick auf seinen hierbei gezeigten Eifer wurde R., nachdem er am 11. Mai für die Bildung eines Heeres der reichsverfassungstreuen Regierungen aufgetreten war, am 12. Mai von dem die Geschäfte vorläufig fortführenden Ministerium Gagern als Reichscommissar entsandt, um am 13. in Offenburg auf der behufs Durchführung der Reichsverfassung angesagten badischen Landesversammlung mäßigend einzuwirken. Hier wurde er jedoch kaum angehört. Auf der Rückreise schilderte er dem Minister Bekk in Karlsruhe die Besinnungslosigkeit in Offenburg, Eindrücke, welche er später in der „Deutschen Monatsschrift“ (I, 106) wieder verwischt hat, und rieth dann dem Parlamente, zur Fernhaltung radicaler Elemente die Bewegung selbst in die Hand zu nehmen. Das geschah nicht, aber die Linke des Parlaments sandte auf Wunsch aus Rastatt am 18. Mai ihn und v. Trützschler nach Baden, um bei der dortigen provisorischen Regierung belehrend und vermittelnd zu wirken. In der That bewog er den gemäßigteren Brentano, an die Spitze des Landesausschusses zu treten und unterzeichnete mit v. Trützschler und Erbe am 19. Mai die von diesem Ausschuß und der Vollziehungsbehörde Badens an das deutsche Volk und an die badischen Soldaten erlassenen Aufrufe. In diesem, welcher mit den Worten „Tod den verbündeten Tyrannen!“ schloß, war wahrheitswidrig behauptet, das Parlament habe durch R. den Schutz des badischen Volkes erbeten. Dann entwarf er einen Feldzugs-

lan zur Umgehung der im Odenwald stehenden aus hessen-darmstädtischen
Truppen bestehenden Reichsarmee. Die provisorische Regierung genehmigte diesen
Plan und sandte R. nach Stuttgart, wo er den Minister Römer erfolglos zu
bestimmen suchte, die württembergischen Truppen nicht ferner der Centralgewalt
u unterstellen. Zugleich traf er dort Vorbereitungen zur Uebersiedelung der
Nationalversammlung. Am 26. Mai neben Brentano, Fickler, Peter, Sigel
und Struve zum Mitglied einer geheimen Kriegscommission in Baden mit den
usgedehntesten Vollmachten ernannt, bewirkte er, daß Eichfeld, der badische
Kriegsminister und Oberfeldherr, weil er nicht rasch an die Ausführung von
Raveaux' Kriegsplan ging, durch Sigel ersetzt wurde. Mit diesem und Bren-
tano hielt er am 27. Mai bei Mannheim Heerschau ab und stellte hier in
iner Ansprache den Truppen die Aufgabe, „ganz Deutschland die Freiheit zu
bringen". Dann sorgte er als Stadtcommandant von Mannheim für Disciplin
unter den Truppen, überwachte die Einheit der Operationen und nahm am 28. Mai
mit Sigel und als Civilcommissar bei demselben in längerer Ansprache „an das
deutsche Volk" die Zwecke des Aufstandes gegen Verdächtigungen in Schutz. Nach
dem für die Aufständischen unglücklichen Gefechte bei Heppenheim verhinderte er
mit Brentano eine Meuterei der Truppen in Heidelberg. Am 5. Juni von der
provisorischen Regierung Badens zu ihrem Mitgliede ernannt, lehnte er das
ihm vom badischen Landesausschuß angebotene Kriegsministerium ab, um an
der Nationalversammlung in Stuttgart theilzunehmen, welche ihn am 6. Juni
zum Mitglied der Reichsregentschaft wählte. In dieser übernahm er mit Becher
das Kriegsdepartement. Nach Sprengung der Versammlung flüchtete er am
20. Juni mit der Regentschaft nach Freiburg i. Br. Hier zeigte er sich, in der
Meinung, „daß der Terrorismus noch im Stande sei, die Sache zu retten",
auf Struve's Anregung zur Uebernahme der Dictatur bereit, es scheiterte dies
jedoch an der badischen Constituante. Nachdem am 22. Juni 1849 vom Ober-
procurator in Köln auf Grund der Art. 87 und 88 des rheinischen Strafgesetz-
buchs „wegen versuchter Bildung eines Complotts" sowie wegen „Complotts
zum Umsturz der bestehenden Regierungen und zur Bewaffnung der Bürger
gegen dieselben" ein Steckbrief gegen R. erlassen war, fand er beim weitern
Vordringen der preußischen Truppen am 30. Juni zugleich mit v. Itzstein ein
Asyl in Thierachern bei Thun, auf dem Gute des Nationalraths Carlen. Von
hier aus trat er am 4. November öffentlich der Behauptung Mieroslawski's ent-
gegen, daß er für seine Theilnahme am badischen Aufstande Geld bezogen habe
A. Allg. Ztg. 1849. Nr. 319). In seinen „Mittheilungen über die badische
Revolution" (Frankfurt a. M. 1850) schilderte R. seine Thätigkeit in Baden,
ie Unfähigkeit mehrerer dortiger Führer und die Gleichgültigkeit der Stuttgarter
egen das Parlament. Von der Rathskammer in Köln wurde am 19. Decbr.
850 ein Verhaftsbefehl gegen R. erlassen und durch Beschluß des Anklage-
nats vom 12. April 1851 wegen Betheiligung am badischen Aufstand sowie
egen Uebernahme der Reichsregentschaft Anklage gegen ihn erhoben. Er hielt
ch nach seiner Ausweisung aus der Schweiz eine Zeit lang in Frankreich, wo
„französische Briefe" in Kolatschek's Monatsschrift schrieb, auf, und ließ
ch dann in Brüssel nieder, wo er, fern von Politik, seine früheren ge-
häftlichen Verbindungen wieder aufnahm. Nachdem eine von der Polizei-
rection in Köln am 28. April 1851 gegen seinen dortigen Aufenthalt erhobene
inspruche unbeachtet geblieben war, wurde er am 8. Juni an mehreren Orten
ölns, unter Begleitung eines Militärpiquets und unter Trommelschlag von
nem Gerichtsvollzieher aufgefordert, sich zu stellen. Auf Bedingungen, auf
elche er sich hierzu bereit erklärte, wurde nicht eingegangen. Der Assisen-
of in Köln verurtheilte ihn am 8. Juli zum Tode und am 11. Juli ward

der Name des einst in Köln so populären Mannes auf dem dortigen Altmarkt an den Pranger geheftet. Diese Wendung hat R. nicht lange überlebt. Nach langen Brustleiden starb er am 13. September 1851, nachdem er eben seine Memoiren begonnen hatte, in einem kleinen Gartenhause zu Laeken bei Brüssel. Am Leichenbegängniß betheiligten sich am 16. September zahlreiche seiner Freunde und die deutschen Arbeiter in Brüssel. Eisenstuck, der Dichter Arago, ein Belgier und ein Ungar trugen die Zipfel des Leichentuches. Am Grabe hielten Prof. Merz aus Brüssel und Gemeinderathsmitglied Schemmer aus Köln Reden. Charakteristiken Raveaux' finden sich in Grenzboten, 1849 (2. Sem., 3. Bd. S. 104 und Bd. 4 — „Deutsche Flüchtlinge in der Schweiz" —); in den „Brustbildern aus der Paulskirche" (Lpz. 1849) S. 149 und in der „Gegenwart" (Bd. 5, Lpz. 1850. S. 197), vornehmlich aber in Ludw. Simon's „Aus dem Exile", Bd. 1 (Gießen 1855), S. 58, 101, 140; Nekrolog in Köln. Ztg. 1851, Nr. 224.

Fr. Raveaux, sein Leben und Wirken (Köln 1848). — Art. Fr. R. in Steger's Ergänz. Konv.-Lex. Bd. 4 (Lpz. 1849). — Biedermann, Erinn. a. d. Paulsk. (Lpz. 1849). — G. v. Struve, Gesch. d. drei Volkserhebungen in Baden (Bern 1849. S. 182). — Laube, D. 1. d. Parl. — Haym, D. d. Nat.-Vers. — Amalie Struve, Erinn. a. d. bad. Freiheitskämpfen (Hamb. 1850. S. 150). — Häusser, Denkw. z. Gesch. d. bad. Rev. (Heidelb. 1851). — J. W. Schirmer's hinterl. autobiogr. Fragmente in d. Deutschen Rundschau v. Juni 1877, S. 393. — W. Koch, Kölsche Scheldereie (III: Et Johr Aachunveezig), Köln 1885. — Biedermann, Mein Leben ein Stück Zeitgeschichte (Bd. 1. Breslau 1886) S. 361.

Wippermann.

Ravensberger: Hermann R., evangelischer Theologe, geb. am 30. September 1586 zu Siegen, † am 20. December 1625 zu Gröningen. Nachdem er die Lateinschule seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er die hohe Schule zu Herborn, wo er am 9. Mai 1603 immatriculirt wurde, um Jurisprudenz zu studiren, disputirte auch im folgenden Jahre de donationibus, wandte sich aber sodann der Theologie zu und disputirte 1608 über die controversiae de impulsiva praedestinationis causa, über welche er zugleich eine Abhandlung verfaßt hatte. Nachdem er noch die Universitäten Heidelberg und Marburg besucht und 1609 die Würde eines Doctor theologiae erworben hatte, wurde er im J. 1610 zum außerordentlichen Professor der Theologie zu Herborn ernannt und begann sofort auch eine litterarische Thätigkeit, welche zunächst für die Praxis seiner Lehrvorträge bestimmt war. So verfaßte er die „Gemmae theologiae h. e. brevis et facilis locorum SSae. theolog. communium institutio", Herb. 1611 und die „Censura et iudicium de subtilitatibus h. e. rarioribus vel difficilioribus theol. quaestionibus, pentades octo", ib. 1610—1611, sowie das „Florilegium theol. s. disputationes sacrae in schola Herb. habitae", Offenbach 1612. Allein schon nach zwei Jahren vertauschte er seine Stelle mit einer gleichen in Steinfurt, wo er auch zugleich Inspector der Kirche wurde. Wieder nach zwei Jahren (1614) nahm er einen Ruf als Professor primarius an die Universität Gröningen an, wo er nach elf Jahren starb. Von hier ließ er noch mehrere Schriften gleicher Richtung wie die oben genannten ausgehen, als: „Tirocinium sacrum", Gron. 1615; „Hortus Theol.", Amst. 1616; „Globus sacer", ib. 1617; „Via veritatis et pacis, quibus modis ecclesia ad veram SS. scripturarum intelligentiam et firmam concordiam pertingere possit", u. a. Auch ließ er sich auf Polemik ein, wie in der Schrift „Causa Dei contra turmam Racevianorum" (einer damals in Polen bestehenden socinianischen Secte), Bremen 1621. — Derselben Familie als Herm. R. gehört wohl —

der Jurist Johann Justus Ravensberg, geb. ebenfalls zu Siegen am 11. April 1720, † am 15. Sept. 1754 zu Herborn. Derselbe ließ sich als Docent zu Jena, wo er promovirt hatte, im J. 1746 nieder, wurde außerordentlicher Professor der Rechte, aber verließ im J. 1751 diese Stelle, um das Amt eines Advocaten am Reichskammergericht in Wetzlar zu übernehmen. Außer zwei Dissertationen schrieb er „Opusculum de conditionibus contractuum et ultimarum voluntatum", Jen. 1752. 8°. Die Beschäftigung zu Wetzlar scheint ihm nicht zugesagt zu haben; im J. 1753 ging er als Professor nach Herborn, starb aber schon im folgenden Jahre.

Außer einigen archivalischen Notizen sind benutzt über Herm. Ravensberger H. Witte, Diarium biographicum, Ged. 1688 (20. December 1625). — Effigies professorum Groning. S. 61, sowie v. d. Linde, Nassauer Drucke S. 270 f. u. S. 372. — Ueber Joh. Just. Ravensberg auch Meusel s. v.

F. Otto.

Ravenstein: Albert R., der erste Buchdrucker der Stadt Magdeburg, war aus der Altmark gebürtig, und zwar vermuthlich aus Stendal; wenigstens wird in den Schloßregistern von 1479 und 1486 ein Jakob Rauensten erwähnt, und außerdem verband sich R. als Drucker in Magdeburg mit einem Kunstgenossen aus Stendal. In Magdeburg hatte der Erzbischof Ernst, Herzog von Sachsen, die Einführung der Druckkunst eifrigst gefördert, und, wie man wohl annehmen kann, die „Brüder vom gemeinsamen Leben", die clerici de vita communi, die schon an verschiedenen anderen Orten, wie Marienthal, Rostock, Brüssel 2c. die schwarze Kunst ausübten, veranlaßt, auch in seiner Stadt ihre Thätigkeit zu entfalten. Im J. 1483 errichtete R. mit Joachim Westfal aus Stendal, beide Brüder vom gemeinsamen Leben, daselbst die erste Officin. Beide Drucker erscheinen in den Schlußschriften ihrer Bücher stets zusammen („dorch de meystern düsser kunst Albertum rauensteyn Jochim westval brodern in der staed Magdeborch"). Das erste Werk dieser Drucker war der „Tractatus de septem sacramentis", der seiner Schlußschrift zufolge schon am 15. November 1483 vollendet wurde, während das stets als Erstlingsdruck Ravenstein's angeführte „Officium Missae impr. in inclyta civitate Magdeb. per Albertum Ravenstein et Joachim Westval" erst vom 16. December des gleichen Jahres datirt ist. Auch noch ein anderer Druck ist diesem Werke vorausgegangen, nämlich der „Tractatus d. interdicto observando", welcher am 3. December ausgegeben wurde. Von den übrigen Druckwerken dieser Officin verdient als Hauptwerk das 1484 erschienene niederdeutsche Evangelienbuch hervorgehoben zu werden. Wie der erstgenannte Tractat die älteste lateinische Ausgabe dieser Schrift, die zu jener Zeit mehrfach gedruckt wurde, so ist auch dieses Evangelienbuch, das mit einigen mittelmäßigen Holzschnitten ausgestattet in Folio erschien, die erste niederdeutsche Ausgabe dieses Werkes. Ueber Ravenstein's Lebensgang ist Näheres nicht bekannt; er war nur in den beiden Jahren 1483 und 1484 in Magdeburg mit Westfal thätig und verschwindet dann gänzlich, wogegen der Letztere 1486 mit der Druckwerkstatt in seiner Vaterstadt Stendal erscheint, wo er unter anderem einen niederdeutschen und lateinischen „Sachsenspiegel" druckte.

Falkenstein, Geschichte S. 194. — Kapp, Geschichte S. 165. — Götze, Buchdruckergeschichte Magdeburgs S. 12—38, 170. — Meusel, Magazin 1791, S. 179. — Scheller, Bücherkunde S. 89. — Kinderling, Geschichte d. niedersächs. Sprache S. 346—348. — Serapeum 1840, I, S. 98. — Panzer, Annales I, 450. II, 1, 2. Suppl. 51. — Ebert, Lexikon II, 135. — Praet, Catal. des livres imprim. sur velin I, 222 u. s. w.

J. Braun.

Ravesteyn: Jan van R., berühmter Bildnißmaler, geb. im Haag im J. 1572, † ebend. im Juni 1657. Wenn Immerzeel sagt, daß von diesem vorzüglichen Künstler „keinerlei Lebensbesonderheiten“ bekannt sind, so theilt er dieses Schicksal mit vielen anderen Künstlern, von denen man nicht einmal das Geburts- oder Sterbejahr oder beide angeben kann. R. scheint aus dem Haag nicht herausgekommen zu sein; hier wurde er 1597 in die Lucasgilde aufgenommen, in der er zu wiederholten Malen das Amt eines Doyen bekleidete. Trotzdem ließ er sich mit anderen Künstlern 1655 in eine Verschwörung gegen die Gilde ein, die den Zweck hatte, die Kunst vom Handwerk zu scheiden, die Illuminirer und Decorateure nicht als gleichberechtigt anzusehen. Zu den Hauptwerken seiner Kunst gehören die s. g. Schutterstücke (Schützen- oder Bürgerwehrstücke), welche die Glanzzeit Hollands und zugleich die Tüchtigkeit seiner Bürger verherrlichen. Im Rathhause und im städtischen Museum im Haag werden solche Bilder aufbewahrt. Die Schützen im Haag, die jährlich vor dem Statthalter und dem Stadtrath vorbeidefilirten, wurden damit geehrt, daß ihre Officiere dann vor dem Rathe erschienen und mit Wein bewirthet wurden. Auf dem einen Bilde, das 1616 entstand, sind die Officiere im Begriff einzutreten, auf dem andern sind sie bereits eingetreten. Eigentlich historische Bilder sind es nicht, aber hinter der lebensvollen Wiedergabe der Persönlichkeiten ist die holländische Geschichte verborgen, die das aufmerksame Auge leicht in ihrer Herrlichkeit entdeckt. Im Haag befinden sich noch 24 Porträts von Obersten, die sich im Dienste des Landes befanden. Sie sind 1611 bis 1624 datirt; endlich im Rathhause die Berathung des Magistrats über den Bau eines neuen Schützenhauses, vom Jahre 1636. Im Museum zu Braunschweig ist ein interessantes Familienbild, Kniestück in Lebensgröße zu sehen. Die zwei Gruppen, der Vater mit drei Söhnen links, die Mutter mit fünf Töchtern rechts, sind um ein Spinett versammelt, das eine der Töchter spielt. Leider ist der Name der Familie nicht bekannt. Ein zweites Bild derselben Galerie, das Porträt eines Rechtsgelehrten, ist vom Jahre 1622. Berlin besitzt im Bildniß des Nieuwekerke ein Hauptwerk des Meisters. In Brüssel befindet sich das Bildniß der berühmten Heroine von Harlem, der Kinau van Aasselaer, in Amsterdam die Porträts von Jan P. Snoeck und dessen Frau, in Dresden das Bildniß des Moritz von Oranien. Auch München besitzt drei Bilder von ihm. Sein Portrait hat van Dyck gezeichnet, und von Pontius gestochen befindet es sich in der bekannten Ikonographie. Houbraken, van Delft, Th. Matham, J. Stolker u. A. haben nach seinen Bildern Stiche ausgeführt.

S. Immerzeel. — Hymans (van Mander). — Riegel, Niederl. Kunstgeschichte.

Weissely.

Ravesteyn: Jodocus (Josse) R., von seinem Geburtsorte Tilet in Flandern oft einfach genannt Tiletanus, Jodocus Tiletanus, geboren 1506, studirte in Löwen, wo er dann im J. 1546 nach einander an der Universität daselbst Magister der Philosophie, Doctor und Professor der Theologie wurde. Die Gründlichkeit seiner Vorträge und seine Gewandtheit bei öffentlichen Disputationen machten ihn bald zu einer Zierde der Universität. Von Kaiser Karl V. wurde er auf Veranlassung der Universität nebst den Professoren Hasselt, Tapper und Sonnius 1551 zum Concil von Trient gesendet. Hier nahm er an der 14. allgemeinen Sitzung sowie an vielen Vorberathungen Antheil; es wurden ihm insbesondere die Ansichten der Protestanten über die Sacramente der Buße und der letzten Oelung, in bestimmten Artikeln formulirt, zur Widerlegung und Antragstellung zugewiesen. Im J. 1552 kehrte R. mit seinen Genossen wieder nach Löwen zurück. Auf Veranlassung K. Ferdinand's I. ging R. 1557 zum Religionsgespräche in Worms, welches aber wie die meisten dieser Colloquien *keinen weiteren* Erfolg hatte. Zweimal bekleidete R. die Würde eines Rector

ſicus der Universität Löwen. Inzwiſchen hatte ſeit 1551 Michael Bajus, alls Profeſſor der Theologie zu Löwen, in ſeinen Vorträgen über ver-ne Dogmen Anſichten geäußert, welche im Widerſpruche mit der Kirchen-ſtanden. Da war es nun nebſt Cunerus Petri beſonders R., welcher mit dogmatiſchen Scharfſinn auf das Irrige im Syſteme des Bajus hinwies uch bewirkte, daß die in den Schriften und Vorträgen desſelben enthaltenen ümer in beſtimmte Sätze gefaßt, zuerſt von einigen Facultäten und end-om Papſte Pius V. ſelbſt verurtheilt wurden. Die an ihn im J. 1560 gene Einladung, wieder am Concile von Trient Theil zu nehmen, lehnte gen Kränklichkeit ab. Seit 1559 verſah er neben der Profeſſur zugleich telle eines Directors der Religioſen an einem Spitale zu Löwen. Schon V. hatte ihm eine lebenslängliche Penſion auf das Kloſter St. Peter bei angewieſen, außerdem erhielt er durch Cardinal Granvella mehrere ein-che Beneficien, endlich auch die Propſtei Walcheren bei Namur. Im Jahr zeigte ſich R. noch bei einer Disputation mit Bajus über den Opfer-ter der h. Meſſe für die Reinerhaltung der kirchlichen Lehre thätig. en Eifer bewies er gegen die in Antwerpen kurz vorher eingedrungenen canten, gegen welche er, da ſie in einer Schrift, Confessio genannt, ihre ſätze veröffentlichten, eine „Confutatio confessionis" und dann, da dieſelbe en Prädicanten angegriffen wurde, eine „Apologia confutationis" ſchrieb, elche Arbeiten er vom Rathe zu Antwerpen mit einem goldenen Becher nkt wurde. Obwohl ſchon länger kränkelnd, ſtarb R. doch eines plötzlichen am 7. Februar 1570. Er hinterließ folgende Werke: 1) „Demonstratio nis Christianae ex verbo Dei, libri 3", Parisiis 1566; 2) „Confessionis a ministris Antwerpiensibus confutatio", Lovanii 1567; 3) „Catholicae tationis profanae illius et pestilentis confessionis (quam Antverpiensem sionem appellant pseudoministri quidam) contra varias et inanes cavilla- Mathiae Flacii Illyrici Apologia seu Defensio", Lovan. 1568. Sein twerk iſt: 4) „Apologiae seu Defensionis decretorum sacrosancti concilii ntini, quae quidem ad religionem et doctrinam Christianam pertinent, sus censuras et examen Martini Chemnitii, ministri ecclesiae Brunsvicensis I.", Lovan. 1568, gewidmet dem Statthalter der Niederlande, Herzog Pars II. Lovan. 1570, gewidmet dem Abte des Kloſters St. Peter bei Gislenus Temmermans. Wahrſcheinlich wollte R. noch einen dritten dieſes Werkes ſchreiben, wurde aber vom Tode daran gehindert. Dieſe t erſchien ſpäter in etwas veränderter Geſtalt unter dem Titel: „Apologia torum concilii Tridentini de sacramentis", Lovan. 1607. Lange nach dem des Verfaſſers wurde in Rom veröffentlicht: „De concordia gratiae et arbitrii epistolaris disputationis inter Jod. Ravesteyn et R. Tapper liber geticus", 1734.

Vgl. Foppens, Bibl. belg. II, 770. — (Paquot) Mémoires pour vir à l'histoire littéraire des dixsept provinces, des Pays-Bas et de Principauté de Liège, publiés sans nom d'auteur à Louvain 1770. — Ram, Mémoire sur la part, que le clergé de Belgique et spé-ement les docteurs de Louvain ont prise au Concile de Trente, lié dans Mémoires de l'Académie royale des Sciences de Belgique, e XIV. 1841. — Nouvelle Biographie Générale (ed. Hoefer) tome 41, 723. — Le Plat, Monumentorum ad historiam concil. Trid. potissimum strandam collectio, Lovanii 1787. vol. IV. 279—334, beſonders V, 350 359. — Karl Werner, Geſchichte d. apol. u. polem. Liter. der chriſtl. ologie IV, 279, 473. — Linſenmann, Michael Bajus und die Grundlegung Janſenismus, S. 27, 32, 39, 44, 51, 57, 59, 248. — Aug. Theiner,

Acta genuina SS. Concilii Trid. Tom. I, p. 540, 558, 613. — Hurter, Nomenclator I, 34. — Vieles auch in Gerberon, Opera Mich. Baji, Coloniae 1696, tomo I.

Otto Schmid.

Ravit: Johann Christian R., geboren am 16. August 1806 in der Stadt Schleswig. Sein Vater war früher Kammerrath und Klosterschreiber in Preetz. Seine Vorbildung erhielt er auf den Gymnasien in Plön und Lübeck und er studirte darauf seit 1826 Rechts- und Staatswissenschaften in Kiel, Heidelberg und Jena. 1831 bestand er das juristische Amtsexamen in Schleswig. Darauf trat er als Volontär in die königliche Rentekammer zu Kopenhagen und rückte hier zum Comtoirchef und wirklichen Kammerrath vor. 1842 ward er zum ordentlichen Professor der Nationalökonomie und Statistik an der Kieler Universität berufen. 1843 hier Dr. phil. h. c., 1845 zugleich Administrator der königl. Schulbuchdruckerei daselbst; 1848 Mitglied der Stände- und Landesversammlung für die Universität, Director der Kiel-Altonaer Eisenbahn. 1851 von der dänischen Regierung aus seinen Aemtern entlassen, siedelte er nach Hamburg über und gründete hier 1854 die Hamburg-Bremer Feuerversicherungsgesellschaft, 1856 war er erster Director der Mitteldeutschen Creditbank in Meiningen, legte diese Stelle jedoch nach einem Jahre nieder, weil der ursprüngliche Plan, dieses Bankinstitut theilweise auf große industrielle Unternehmungen zu stützen, verlassen ward. Er zog dann nach Oldenburg, wo er eine Bank errichtete. Nach dem Tode seiner Frau zog er 1861 nach Lübeck, 1865 war er mit thätig bei den Verhandlungen über die finanzielle Auseinandersetzung zwischen dem Königreich Dänemark und den Herzogthümern Schleswig-Holstein, trat aber vor Beendigung derselben zurück, wegen des Gangs, den die Auseinandersetzung nahm. Er hielt sich dann eine Zeit lang in Kiel auf, ging 1867 nach Hamburg und ist am 9. September 1868 in Schleswig gestorben. Im Auftrag der königl. Rentekammer hat er Bd. IX der systematischen Sammlung der Verordnungen für Schleswig-Holstein bearbeitet, als Secretär der statistischen Commission in Kopenhagen die Volkszählungslisten 1840. Er war Mittheilnehmer an der Herausgabe des „Staats- und Erbfolgerechts des Herzogthums Schleswig“ 1846; gab mit Falk heraus: „Sammlung der wichtigsten Urkunden, welche auf das Staatsrecht der Herzogthümer Schleswig und Holstein Bezug haben“, Kiel 1847; redigirte von 1845–1848 das Jahrbuch der Gesetzgebung und Verwaltung der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg; gab ferner heraus: „Staatshandbuch für Schleswig-Holstein“, 1849; „Archiv staatswissenschaftlicher Abhandlungen“, Lübeck 1862, 1863. Außerdem erschien von ihm: „Ueber unsere Münzzustände“, Kiel 1848; „Der Civilstaatsdienst in den Herzogthümern Schleswig-Holstein“, Kiel 1852; „Ueber progressive Einkommensteuer“, Lübeck 1862; „Untersuchungen über die Staatssuccession im Herzogthum Lauenburg“, Kiel 1864; „Die Steuern in Schleswig-Holstein und das Preuß. Steuersystem“, Hamburg 1867 und verschiedene Beiträge zu Zeitblättern und Zeitschriften.

Alberti, Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. II, 239; Fortsetzung II, 15[illegible].

Carstens.

Ravius: s. o. Raue.

Raynald: R. von Nimwegen, einer jener zahlreichen deutschen Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, deren Thätigkeit es Venedig wesentlich mit zu verdanken hat, daß es unter den Incunabelstädten in erster Reihe steht. R. nennt sich zwar immer nur mit der lateinischen Form des Namens: R. de Novimagio und da dieser Name (richtiger: Noviomagum, —us) außer der genannten Stadt und

r ganzen Anzahl von Orten — in Deutschland, Frankreich, England und Schweiz — zukommt, so ist es nicht so ohne weiteres sicher, daß R. gerade Nimwegen gewesen ist. Es ist dies aber die gewöhnliche Annahme und wird das richtige treffen. Durch den Beisatz, den R. fast regelmäßig bei em Namen macht: Alemannus, Teutonicus u. dgl. sind jedenfalls die fran-schen und englischen Orte ausgeschlossen. Von den deutschen und schweizeri-n aber, Speier, Neumagen an der Mosel und Nyon im Kanton Waadt, kann erstgenannte nicht wohl in Betracht kommen, da R., wenn aus Speier mend, sicher den allbekannten lateinischen Namen der Stadt, Spira, gebraucht te, nicht den ganz ungewohnten und ohne Beisatz unverständlichen Noui-gium; die beiden andern Orte aber sind im Vergleich mit Nimwegen so klein unbedeutend, daß bei jenem lateinischen Namen gewiß Niemand zunächst einen von ihnen, sondern an die holländische Stadt gedacht hat. Dazu mt, daß R. anfangs in Verbindung mit einem Genossen erscheint, dessen Hei-th (s. u.) ebenfalls auf Holland hinweist. Darf es nun hienach als aus-acht betrachtet werden, daß wirklich Nimwegen der Ort der Herkunft unseres uckers ist, so ist dies freilich auch alles, was wir über die Person des Letz-n wissen. Wir kennen nur seine Thätigkeit und auch diese nur aus ihren eugnissen, aus den Drucken seiner Presse. Darnach tritt er zum ersten Mal J. 1477 in Venedig auf und zwar in Gesellschaft von Theodoricus de nsburch (d. i. das heutige Rijnsburg, ein Dorf in Südholland). Auch ere scheinen z. Th. in dieser Gesellschaft gewesen zu sein, wenigstens ist in m der Drucke den Namen der beiden Meister „ac socii" beigefügt. Der rke, welche sie mit einander gedruckt haben, sind, so viel bekannt, nur , die alle den Jahren 1477 und 1478 angehören; darunter eine latei-he Bibel und Petrarca's Gedichte im italienischen Original. Während nun r der auch sonst gänzlich unbekannte Theodoricus nach 1478 verschwindet, nen wir von R. bis zum Jahr 1496, vermuthlich dem letzten seiner Thätig-, noch 28 weitere Drucke, und auch dies sind wohl noch nicht alle, da aus Jahren 1484, 1485, 1487, 1491—95, in welchen seine Presse schwerlich e gestanden, bis jetzt kein Druck von ihm bekannt geworden ist. Ein be-deres Gebiet der Litteratur hat R. nicht gepflegt; Medicin, Philologie, Theo-ie, Jurisprudenz kommen nach einander an die Reihe. Wir nennen insbesondere e Ausgabe lateinischer Dichter, des Terenz, Virgil, Horaz und Persius, und ann Justinian's Institutionen, von 1490, letztere auch darum, weil es nach Bibliographien zweifelhaft erscheinen könnte, ob dieser Druck überhaupt tirt; er ist auf der königl. Universitätsbibliothek in Tübingen vorhanden. chtige Editiones principes sind freilich nicht unter Raynald's Drucken, dafür r auch keine oder fast keine Nachdrucke oder bloße Abdrücke von Handschriften: immer ist die bessernde oder mit Beigaben bereichernde Hand der seiner esse nahe stehenden Gelehrten zu erkennen, so daß seine Ausgaben neben an-en ihren eigenthümlichen Werth besaßen. Was die technische Seite betrifft, zeigen die Erzeugnisse seiner Presse dieselbe treffliche Ausstattung in Druck Papier, welche wir sonst an den venetianischen Drucken des 15. Jahr-nderts bewundern. Daneben aber scheint der Meister auf Correctheit noch onderen Werth gelegt zu haben; wenigstens macht er auf dieselbe in einigen ucken mit einem Stolze aufmerksam, der an Robert Stephanus und an Se-tian Gryphius erinnert. Ob R. ein Druckerwappen besaß und welches, ver-chten wir nicht festzustellen, da der Druck, in welchem ein „insigne typo-phicum" vorkommen soll, das Digestum vetus von 1489 (Hain 9554), in Exemplar der Hof- und Staatsbibliothek in München ein solches nicht mehr

aufweist — es ist ausgeschnitten —, ein anderes Exemplar aber nicht aufzufinden war.

Vgl. van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux de quelques imprimeurs belges, établis à l'étranger, Gand 1844 sqq., p. 229 sqq., wo auch — S. 305—338 — Raynald's Drucke aufgezählt sind (zweimal aufgeführt ist übrigens eine und dieselbe Ausgabe des Liber moralium super Job von Gregor d. Gr., nämlich S. 315 beim Jahr 1480 und S. 329 beim Jahr 1484, so daß sich die dort angegebene Zahl der Drucke um einen reducirt). Man findet die Drucke übrigens auch in derselben Vollständigkeit schon in Hain's Repert. bibliogr. und mit Ausnahme von Hain 15411 bei Panzer, Annales typogr. III, p. 132—383, 493 u. IV, p. 442 verzeichnet.

Steiff.

Razenried: Gebhard R., geb. 1585 zu Ratzenried im jetzigen württembergischen Oberamt Wangen (Donaukreis), † zu Mantua (?) am 14. August 1652. Er trat im J. 1605 zu Lüttich in den Jesuitenorden, unterrichtete in den Gymnasialstudien, legte 1620 das letzte Gelübde ab, war Rector des Collegium zu Eichstädt und Augsburg, wurde Beichtvater der Erzherzogin Isabella Clara Eugenia (der bekannten Tochter Philipp's II. von Spanien). Diese Angabe macht de Backer. Da diese Prinzessin in Mantua nicht gelebt hat, dürfte wohl ein Irrthum obwalten. Er verfaßte erbauliche und andere theologische Schriften, als bekannteste „Vindiciae pro pontificis in ecclesiam potestate", München 1629, gerichtet gegen den ersten lutherischen Prediger Lorenz Laelius in Onolzbach, nebst einigen anderen controversistischen betreffend denselben Gegenstand, dann die Beichte u. a.

Alegambe, Bibl. p. 154. — De Backer, Bibl. V, 602.

v. Schulte.

Reael: Laurens R., niederländischer Staatsmann, Gelehrter und Dichter, wurde am 22. October 1583 in Amsterdam geboren. Der gleichnamige Vater, Besitzer eines bedeutenden Ostseehandelsgeschäfts, hatte als Führer der Reformirten bei den Religionswirren im J. 1566 eine hervorragende Rolle gespielt, mußte aber infolge dessen die Flucht ergreifen und war erst 1578, als die Stadt sich der nationalen Sache anschloß, zurückgekehrt. Dann hatte er, durch Reichthum und Aemter ausgezeichnet, in hohen Ehren gelebt bis zum Jahre 1601. Selber nicht ohne Bildung, denn er gehörte der sogenannten „Alten Kammer" an, der Rhetorikergesellschaft, welche damals daselbst die erste Stelle in der Litteratur einnahm, hat er handschriftliche Aufzeichnungen über seine Erlebnisse, namentlich in den Jahren 1566—68 hinterlassen, welche von den Amsterdamer Historikern Brandt und Wagenaar benutzt sind; den Sohn erzog er sehr sorgfältig. R. erwarb sich nicht allein den Doctortitel, sondern auch bald einen Platz in jenem Kreis aufstrebender litterarischer und künstlerischer Kräfte, welche erst im Hause des bekannten Kaufmanns und Dichters Roemer Visscher und in späteren Jahren im Muydener Schloß, wo Hooft (s. A. D. B. XIII, 95 ff.), Reael's Altersgenosse und intimer Freund Drost war, den Mittelpunkt fanden. In jenem Kreise herrschte der Geist des Humanismus, es entstand da eine holländische Spätrenaissance, welche sich nicht allein der Ausdrucksweise sondern auch den Ideen des classischen Alterthums und der italienischen Renaissance anzupassen versuchte. Man war daselbst gut protestantisch aber zugleich tolerant, namentlich den Katholiken gegenüber (gehörten doch Visscher und seine beiden begabten Töchter, die Dichterinnen Anna Roemer und Maria Tesselschade, der alten Kirche an) und durchaus freisinnig in der Religion, libertinisch, wie die *Calvinisten* sagten; man bewunderte Oldenbarnevelt. Von jenem Geiste der

Bildung und der Humanität war R. ganz durchdrungen; seine Gedichte, meistens in seiner Jugend verfaßt, haben am meisten Aehnlichkeit mit denen von Hooft; einige sind in das Geusenliederbuch aufgenommen, andere in Sammlungen von Dichtungen jenes Kreises; theilweise sind sie erst nach seinem Tode, nie in einer Gesammtausgabe gedruckt. Ihr dichterischer Werth ist nicht sehr groß. Auch in lateinischer Dichtung versuchte R. sich; später wandte er sich mehr den Naturwissenschaften zu und schrieb eine Abhandlung über den Magnetismus, die vierzehn Jahre nach seinem Tode zusammen mit einer gleichartigen Arbeit des Barlaeus gedruckt wurde. Bis zum Jahre 1611 trat R. nicht in die Oeffentlichkeit. Dann aber wurde er, man weiß nicht durch welche Veranlassung, wahrscheinlich durch Oldenbarnevelt's Einfluß, von der Ostindischen Compagnie mit der Führung von vier nach Indien bestimmten Schiffen betraut. Es scheint fast, er hoffte sich daselbst finanzielle Vortheile zu erringen. Kaum in Indien angelangt, erlangte der begabte vornehme Patricier eine hervorragende Stellung: er wurde Gouverneur der Insel Ternate, eines Hauptortes der Niederländer im Archipel. Vier Jahre später wurde er vom Rath von Indien, als der Generalgouverneur Reynst gestorben war, zu dessen Nachfolger gewählt und als solcher von den Directoren im Mutterlande bestätigt, 1616. Es fehlten ihm aber die Eigenschaften, welche in jener schwierigen Zeit dem Oberhaupt der niederländischen Macht in Indien unentbehrlich waren, Beharrlichkeit, Entschlossenheit und Selbstvertrauen. Niemand wußte dieses besser als R. selbst, und so kam es, daß er, noch bevor er von den Directoren bestätigt war, drei Monate nach seiner Wahl seine Entlassung einreichte, in einem merkwürdigen Briefe, der den ganzen Mann zeichnet. Er sagt darin, er habe die Würde nur widerwillig angenommen, dieselbe verursache ihm Kosten, die von der Besoldung ganz und gar nicht gedeckt würden, es gäbe viele Menschen in Indien und dem Mutterlande, die den Schwierigkeiten der Stellung viel besser gewachsen seien, und namentlich könne er den Generalhandelsdirector Coen (A. D. B. IV, 391 ff.) als Nachfolger empfehlen. Jedoch, fügte er am Ende hinzu, er sei zwar jetzt fest entschlossen, seinem Amte zu entsagen, doch wisse er nicht, wie er später darüber denken könne, vielleicht lasse er sich später bewegen, namentlich durch finanzielle Vortheile, in Indien zu bleiben. Kein Wunder gewiß, daß die Directoren einem so wenig festen Charakter nicht trauten und seine Entlassung annahmen. Es dauerte indessen an die zwei Jahre, bevor er dieselbe erhalten konnte, so langsam und spärlich waren die Verbindungen zwischen Indien und Holland in jenen Tagen. Während derselben hat R. sich redlich bemüht, sein Amt nach Kräften zu führen: es waren schwierige Zeiten, die Concurrenz mit den Engländern drohte in offene Feindseligkeit umzuschlagen; den Eingeborenen, namentlich in den Molukken und der Bandagruppe mußte man entweder das niederländische Monopol aufzwingen, oder sie den Spaniern, Portugiesen und Engländern überlassen; gegen die mächtigen Fürsten in Java mußte eine fest eingehaltene Politik durchgeführt, ihnen die Superiorität der Niederländer gezeigt werden. Dem unentschlossenen, alle Extreme scheuenden, von seiner Verantwortlichkeit niedergedrückten R. ging es bei aller Begabung und Gewandtheit schlecht, entweder er fügte sich widerwillig den Anordnungen seiner Vorgesetzten, der Directoren, oder dem Entschluß seiner Räthe, namentlich dem Einflusse seines Generaldirectors Coen. Dies gilt namentlich inbetreff der Behandlung der Eingeborenen. R. war ein viel zu humaner, rechtlicher und edler Charakter, um sich nicht gegen eine Politik zu sträuben, die um die Nagelpflanzungen nicht sich vermehren und den Preis der Nagel nicht sinken zu lassen, die Nagelinsel theilweise wüst und entvölkert wissen wollte, doch ließ er sich bewegen, die Bandanesen durch Aushungerung zu einem Tractat zu zwingen, der, wie er schrieb, ihnen Verpflich-

tungen auflegte, welche sie unmöglich erfüllen konnten. So muß es ihm eine Erlösung gewesen sein, als Coen im Anfang des Jahres 1619 die Zügel der Regierung übernahm. Er begleitete seinen Nachfolger als erster Rath auf dessen Zug zum Entsatz der niederländischen Factorei in Jacatra und wohnte der Erstürmung und Verwüstung der javanischen Stadt (30. Mai 1619) bei. Nachdem er noch über die pflichtvergessenen Beamten und Officiere, die fast die Festung den Engländern und Javanen überliefert hätten, mit zu Gericht gesessen hatte, kehrte R. nach Holland zurück. Hier lag damals die Partei, welcher R. mit Leib und Seele angehörte, vollständig am Boden, und es währte bis zum Tode des Prinzen Moritz von Oranien, ehe R. wieder ein Amt erhielt. In seiner Ernennung zum Viceadmiral einer Flotte, welche mit einer englischen gegen die spanische Küste operiren sollte, sahen die Gesinnungsgenossen ein Vorzeichen ihrer Erhebung. Jedoch das Unternehmen, in viel zu später Jahreszeit, dem Herbst des Jahres 1625 angefangen, mißlang vollständig. Ohne Kampf kehrten die Verbündeten vom Sturm gejagt nach dem Hafen zurück. Doch von jetzt an galt R. wieder etwas in der Republik, namentlich in den damals äußerst verwickelten Geschäften der Ostindischen Compagnie wurde sein Rath gehört. Die Haltung derselben den Engländern gegenüber und namentlich die zweite Ernennung von Coen zum Generalgouverneur im J. 1627 wird seinem Einfluß zugeschrieben. Bald nachher wurde R. von den Generalstaaten mit einer geheimen Mission nach Dänemark betraut; es galt, König Christian IV. zu einer engen Verbindung mit der Republik zu veranlassen, und zwar weniger im Interesse der deutschen Protestanten als um des baltischen Handels willen. Denn R. wollte bei König Christian durchsetzen, daß einige tausend Mann niederländischer Truppen die Festungen am Sunde besetzten, damit, für den Fall, daß er, wie vorauszusehen war, von den Kaiserlichen allzuarg bedrängt würde, jene vor ihnen sicher wären und die freie Durchfahrt unbehelligt bliebe. Als er dann Anfang 1628 vom Könige einen abschlägigen Bescheid empfangen hatte und die jütische Küste umschiffte, scheiterte sein Schiff, und er selbst, ans Land unter die Kaiserlichen gerathen, wurde gefangen nach Wien abgeführt, wo er bis nach dem Lübecker Frieden verbleiben mußte. Er verdankte, sagt man, seine Befreiung weniger den Beschwerden der Generalstaaten, die in seiner Haft eine Verletzung des Völkerrechts sahen und den Bemühungen des staatischen Residenten in Hamburg, des gewandten Diplomaten Foppe van Aitzema, als dem Beistande der Jesuiten. In welchem Sinn dies aufzufassen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Von jetzt an lebte R., wenn auch in der städtischen Regierung sitzend, doch hauptsächlich den Wissenschaften und der Litteratur. Mit allen namhaften Gelehrten der Zeit scheint er in Verbindung gestanden zu haben, in dem Amsterdamer Dichter- und Künstlerkreis war er eine hervorragende Gestalt. Als Galilei, mit welchem er schon lange in Verkehr stand, sein Buch über die Bestimmung der Länge geschrieben hatte, suchte er demselben einen Lehrstuhl an dem neuen Amsterdamer Athenaeum illustre zu verschaffen, welches so recht eigentlich eine Schöpfung jener wissenschaftlichen Kreise in der Handelshauptstadt war und an dessen Entstehen R. großen Antheil hatte. Fünf Jahre später, den 10. October 1637, ist R. an der Pest gestorben, von allen Besten, namentlich aber von seinen Freunden beweint, wie Hooft schrieb. — Wenn auch R. weder als Staatsmann noch als Dichter und Gelehrter eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Republik einnimmt, so ist doch seine Persönlichkeit bedeutend genug, um es verwunderlich erscheinen zu lassen, daß ihm noch keine ausführliche Biographie zu Theil ward.

Einige Artikel über R. schrieb van Hoëvell in der Tijdschrift van Nederl. Indien, Jahrgang I und V. — Ueber seine Regierung in Ostindien: De Jonge.

Opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost Indien, 4 vol. — Weiter Aitzema, Saken van Staet en Oorlogh T. I. — Wassenaer, Historisch Verhael T. XVII. — Wagenaar, Beschrijving van Amsterdam und Vaderlandsche Historie. — Arend, van Rees und Brill, Alg. Gesch. des Vaderlands T. III, 4, die Briefsammlungen von Hooft und Barlaeus. — Jonckbloet, Gesch. der Nederl. Letterkunde T. III, 3. Ausgabe ꝛc. P. L. Müller.

Rebenstock: Heinrich Peter R., deutscher Bearbeiter des Hekastus des Niederländers Georg Macropedius; seine Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Hekastus, ein geistlich Spiel vom Ampt und Beruf eines jeden Menschen", Frankfurt 1568. Als Pfarrer zu Eschersheim verfaßte er Reime zu Josias Aßmann's neuen biblischen Figuren (1571) und zu den aus Livius gezogenen Bildern der römischen Geschichte (1572). Ferner gab er Lutheri colloquia, meditationes, consolationes, consilia, iudicia, narrationes, responsa, facetiae, 2 Bände, Frankfurt 1571 heraus.

Weller, Annalen I, 329. — Goedeke, Grundriß II, 378.

H. Holstein.

Rebentisch: Johann Karl Freiherr v. R., preußischer Generalmajor, ward im Jahre 1710 aus einer mährischen Familie in Siebenbürgen, wo sein Vater k. k. Hofkammerrath und Kammerdirector war, geboren. Büsching nennt ihn in seiner „Reise nach Kyritz" den Sohn eines Postmeisters zu Wusterhausen an der Dosse und erzählt, daß sein Bildniß dort auf dem Rathhause aufgehängt sei; erstere Angabe entbehrt indessen der Begründung. R. trat früh in das österreichische Heer, dessen Reihen er 1747, durch Winterfeldt, welchen er in Karlsbad kennen gelernt hatte, veranlaßt und empfohlen, verließ, um in Preußen Dienste zu nehmen. Friedrich der Große ernannte ihn zum Oberstlieutenant und behielt ihn zunächst als Flügeladjutanten in seinem Gefolge; 1751 aber beförderte er ihn zum Oberst im Infanterieregiment v. Kalsow Nr. 43. Mit diesem zog R. in den siebenjährigen Krieg, wurde in der Schlacht bei Prag verwundet und nach derselben zum Generalmajor befördert, gerieth aber durch die am 12. November des nämlichen Jahres erfolgte Einnahme der Festung Schweidnitz, zu deren Besatzung er gehörte, in österreichische Gefangenschaft. Im folgenden Jahre kehrte er aus derselben rechtzeitig zurück, um an der Belagerung von Olmütz Theil nehmen zu können; bei einem heftigen Ausfalle, welchen der Feind am 4. Juni aus derselben machte, befehligte er in den Laufgräben. 1759 focht er bei Kunersdorf und ging dann unter dem General Fink zur Armee des Prinzen Heinrich nach Sachsen, wo er am 21. September zum glücklichen Ausgange eines den Oesterreichern unter Haddik bei Meißen gelieferten Treffens wesentlich beitrug. Am 7. October übernahm er, an des erkrankten Generals von Bülow Stelle, den Befehl eines bei Eilenburg zum Zwecke der Verbindung mit Torgau aufgestellten Corps, wurde am 15. durch Buccow von den Höhen bei Schildau, wo er Stellung genommen hatte, nach Süptitz zurückgedrängt, stieß dann bei Kemberg zum General Wunsch und bestand am 29. bei Pretzsch ein Gefecht gegen den österreichischen General Aremberg, durch welches er viel Ehre einlegte. Fink's Capitulation bei Maxen aber bereitete seiner Laufbahn in preußischen Diensten ein ruhmloses Ende. Er hatte sich an dem der Uebergabe vorhergehenden 20. November 1759 brav geschlagen und seinem Rufe als einsichtiger, tüchtiger und tapferer General alle Ehre gemacht; das Regiment Nr. 11, zu dessen Chef er 1758 ernannt worden war und welches seinen Namen führte (jetzt das 2. Ostpreußische Grenadier-Regiment Nr. 3, vgl. dessen Geschichte, 1. Theil vom Premierlieutenant Becker, Berlin 1885), zählte am Abend nur noch 200 Mann, ein großer Theil der Leute, namentlich die ge-

borenen Oesterreicher und Russen, war zum Feinde übergegangen. Als nun am folgenden Morgen Fink, welcher anfangs einen Durchbruchsversuch geplant, dann aber dessen Aussichtslosigkeit erkannt hatte, einen Kriegsrath versammelte, vertrat R., während die Uebrigen schwiegen und nur Wunsch dafür sprach, daß die Reiterei sich der Gefangennahme entziehen solle, die Meinung, daß ein fernerer Widerstand nutzlos und Capitulation das einzige übrig bleibende Auskunftsmittel sein würde. Er ward nun zu Daun gesandt, um eine solche abzuschließen. Sie brachte dem gesammten Corps die Kriegsgefangenschaft. Als er nach Friedensschluß aus dieser zurückkehrte, verurtheilte das unter Zieten's Vorsitz in Berlin zusammengetretene Kriegsgericht ihn im Juni 1763 zu einjährigem Festungsarrest und zur Dienstentlassung. Der König bestätigte den Spruch; er hatte R. besonders übel genommen, daß dieser sich zum Abschluß der Verhandlungen hatte gebrauchen lassen; Fink selbst trat für ihn ein, indem er sagte, R. habe offen seine Meinung ausgesprochen, während die anderen entweder diesen Muth nicht gehabt oder, wie Wunsch, Dinge auf sich genommen hätten, die sie später nicht hätten ausführen können. Nachdem R. seine Strafe in Spandau verbüßt hatte, ging er nach Wien und trat durch Vermittelung des dortigen portugiesischen Gesandten Don Ambrosio Freyre d'Andrade e Castro, welcher mit der Schwester von Rebentisch's Gemahlin, einer geborenen Gräfin Schafgotsch, verheirathet war, in portugiesische Dienste, in denen man die preußischen Heereseinrichtungen zur Einführung bringen wollte. Er kam im Februar 1765 in Lissabon an, wurde vom König sehr gnädig empfangen und zum Generallieutenant ernannt, machte sich mit Eifer an die Lösung seiner Aufgabe, starb aber schon im August des nämlichen Jahres, wie man vermuthete, an Gift, welches ihm von der seinen Neuerungen feindlichen Partei beigebracht sein sollte.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben (vom Ordensrath König) 3. Theil, Berlin 1790. — Fr. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, 4. Band, Leipzig 1852 (kurz).

B. Poten.

Reber: Balthasar R. wurde am 7. December 1805 zu Basel geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf den Schulen seiner Vaterstadt und besuchte dann während der Jahre 1825—30 die Universität Berlin, wo er unter Böckh, Lachmann, Raumer, Ranke, Neander und Schleiermacher Philologie, Geschichte und Theologie studirte. Später zum Doctor der Philosophie, zum Mitgliede der Baseler historischen Gesellschaft und der Schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft ernannt, widmete er sich in seiner Vaterstadt historischen Studien und Forschungen und beschäftigte sich nebenbei mit der schönen Litteratur. Im Jahre 1852 wurde er zum außerordentlichen Professor der Geschichte, zumal der Landesgeschichte, an der Universität in Basel erwählt, und in dieser Stellung starb er am 13. März 1875. — R. ist ein echt vaterländischer Dichter, ein Poet von echt deutscher Gesinnung, die sich namentlich in seinen mit Wilhelm Wackernagel herausgegebenen „Zeitgedichten" (1843) kräftig und edel ergossen hat. Vorwiegend Epiker, bewegt er sich mit besonderem Glück in der malerisch-plastischen Sphäre der Poesie, in der geschichtlichen Charakterschilderung, z. B. in seinen Klängen „Erasmus. Platter. Holbein. Nachklänge zur 400jährigen Säcularfeier der Universität Basel" (1862), wie auch in der historischen Darstellung der Großthaten seines Volkes, wovon seine „Bilder aus den Burgunderkriegen" (1855) Zeugniß geben. Die Darstellung fußt auf den genauesten Quellenforschungen und ist als solche, in der Charakterschilderung sowol, als in der Darstellung breiter geschichtlicher Situation, frei individuell, und da R. die historische Idee an ihrer Quelle erfaßt, so strebt

auch ein warmes geschichtliches Leben durch seine Geschichtsbilder. Sein Stil zeichnet sich aus durch kühne und erhabene Bilder, welche seinen Schöpfungen frische Originalität und Pracht verleihen. Hin und wieder freilich stellt sich der Dichter mit seiner epischen Phantasie auf den Standpunkt des Historikers, und dann entgeht er nicht der Gefahr des sich überstürzenden rhetorischen Pathos, das den poetischen Duft nicht ersetzen kann, weil es nicht auf dem Boden der Poesie, sondern der Geschichte und der Politik erwachsen ist. Von seinen historischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs, nach den Urkunden der Zeitgenossen herausgegeben" (1844); — „Der Staat Ludwig's XIV. von Frankreich" (1863); und die Monographie „Felix Hemmerlin von Zürich. Neu nach den Quellen bearbeitet" (1846), die auch in litterarhistorischer Hinsicht von Wichtigkeit ist.

J. Hub, Deutschland's Balladen- und Romanzendichter, 2. Band, S. 362. — Rob. Weber, Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz, 2. Bd., S. 208 ff. Franz Brümmer.

Rebhan: Johann R., Jurist, wurde als Sohn des Superintendenten Nicolaus R. geboren am 14. Februar 1604 zu Römhild in Franken, wollte sich anfangs der Theologie widmen, ging dann aber zur Jurisprudenz über, deren Studium er in Jena, Altorff und Straßburg oblag. An letzterer Universität ward er 1637 Professor der Institutionen, später des Codex und des Lehnrechts und verblieb sein ganzes langes Leben hindurch in dieser Stellung, so daß er allmählich zum Senior der Facultät und Universität wurde; außerdem hatte er die Würde des Vorgesetzten des Stiftes zu St. Thomae, auf dessen Präbenden die Straßburger Professuren gegründet waren, und eines kaiserlichen Pfalzgrafen inne und diente verschiedenen Fürstlichkeiten und Städten als Rath; gestorben ist er am 30. October 1689. Trotz ihrer statistischen Kürze dürften nicht uncharakteristisch sein die uns über ihn erhaltenen Angaben, daß er neunmal Rector, sechsunddreißigmal Decan war, 436 Examen abhielt, einunddreißigmal als Promotor fungirte, dabei 65 Licentiaten und Doctoren creirte und in 55 Jahren dreiundvierzigmal die Bibel durchgelesen hat, ohne je einer Brille zu bedürfen. — Seine hauptsächlich römischrechtlichen, z. B. im Appendix zu Jöcher aufgeführten Werke sind theils selbständige Abhandlungen, vielfach ausgeprägt didaktischen Inhaltes (wie z. B. der den Institutionen folgende Hodegeta iuris), theils schließen sie sich Schriften älterer Juristen an, wie dem vielbenutzten „Collegium Argentoratense" des Justus Meier, dem Pandektenwerke des Wesenbecius, dem Testamentstractate des Scipio Gentilis; er zeigt sich in ihnen durchweg als gelehrter, vernünftiger und besonnener Dogmatiker, welcher freilich historisch an eine Größe wie Conring entfernt nicht heranreicht und daher, wenn er gegen diesen oder dessen „Tractatus de Origine iuris Germanici" einen formal ebenso scharfen wie sachlich schwachen Angriff als Note zu § 12 Chart. 1 des Hodegeta zu richten wagt, mit Recht in der Vorrede zu der dritten Auflage jenes Tractats eine überaus kräftige Abfertigung erfährt.

Witte, Diarium biographicum II, 170. — Zedler, Universal-Lexikon 30, 1242 f. Ernst Landsberg.

Rebhun: Paul R., einflußreicher deutscher Dramatiker, geb. zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu Waidhofen an der Ips in Oesterreich, † 1546 wenige Monate nach Luther's Tode. Er war der Sohn des Rothgerbers Hans R. zu Waidhofen, ein Bruder des Pfarrers Johann R. in Eichigt bei Oelsnitz, der, daselbst seit 1545 im Amte, 1584 verstarb und dem im Pfarramt zu Eichigt Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w. bis zum Jahre 1752 in ununterbrochener Reihe folgten. Paul R. hat seine Studien in Wittenberg gemacht, auch in Luther's

Hause gelebt und Melanchthon nahe gestanden. Er kam zuerst als Schulmeister nach Kahla, von da 1531 als Tertius an das Rathsgymnasium zu Zwickau, wo er 1535 Conrector wurde. 1538 übernahm er das Rectorat zu Plauen, aber schon nach einigen Wochen trat er das ihm übertragene Pfarramt daselbst an; er verwaltete dasselbe bis 1542, wo er auf Luther's Empfehlung Pfarrer zu Oelsnitz im Voigtlande und Superintendent im Amtsbezirke Voigtsberg wurde. Dies Amt versah er bis zu seinem Tode. Sein Vorhaben, eine auf Luther's Werke gestützte deutsche Grammatik herauszugeben, ist nicht zur Ausführung gelangt; mindestens ist die Arbeit nicht zum Druck befördert worden; durch sie würde er den Ruhm erlangt haben, als Vater der deutschen Grammatik genannt zu werden. Als Dramatiker ist R. von größter Bedeutung durch sein „geistlich Spiel von der gottfürchtigen und keuschen Frawen Susannen" geworden, das zuerst am Sonntag Invocavit 1535 in Kahla unter seiner Leitung von den dortigen Bürgern aufgeführt wurde und 1536 zu Zwickau im Druck erschien. Während Inhalt und Behandlung volksthümliches Gepräge tragen, nähert sich das Stück der Form nach dem Kunstdrama, indem die Handlung nach dem Vorgang der Antike auf Acte vertheilt ist, denen Chorgesänge in lyrischen Strophen folgen. Dies letztere hatten zwar schon Kolros (A. D. B. XVI, 496) und Birck (A. D. B. II, 656) versucht; aber R. bemühte sich, auch antike Versmaße in den Dialog einzuführen, indem er sich nicht mit dem jambischen und trochäischen Verse begnügte, sondern, diesen um einige betonte Silben verlängernd, bis zum elf- und zwölfsilbigen Verse vorschritt. Als diese „schulmeisterliche Grille" nicht den erhofften Beifall fand und seine „Susanna" in einem Wormser Nachdruck (1538) in lauter achtsilbige Verse, allerdings unter argen Verdrehungen und Verrenkungen, umgeschrieben erschien, suchte er in einer zweiten Ausgabe (Zwickau 1544) durch Beifügung der Versmaße seine Zeitgenossen zu belehren, wobei er ausdrücklich bemerkte, daß ihm seine Reime nicht im Traume entfahren seien, sondern daß er sie mit gutem Bedacht und aus bestimmten Ursachen versucht habe. So wurde R. für einige Dramatiker vorbildlich; aber von dauerndem Erfolge war seine Neuerung nicht, der Achtsilber behauptete sich bis zum Ende des Jahrhunderts. Trotzdem ist R. von großem Einfluß auf eine Reihe von Bühnendichtern geworden, die von ihm gelernt haben. Von der unmittelbaren Anregung, die Hans Ackermann (A. D. B. I, 35) durch R. erhielt, zeugt dessen Vorrede zu seinem „Tobias" (1539); Hans Tirolf's Uebersetzung des „Pammachius" des Thomas Naogeorg (A. D. B. XXIII, 245) vom Jahre 1541 entstand unter Rebhun's Mitwirkung. R. sandte zur Empfehlung des „deutschen Gedichtes" einige deutsche Verse voraus, weil durch Tirolf's Uebersetzung die deutsche Sprache geschmückt und reich gemacht werde. Andere Dramatiker, wie Johannes Chryseus (A. D. B. IV, 253), Johannes Krüginger (A. D. B. XVII, 236), Martin Hayneccius (A. D. B. XI, 163), stehen nur in entfernter Beziehung zu R., sodaß es gewagt erscheint, von einer Rebhun'schen Schule zu reden, während sich nicht leugnen läßt, daß Zwickau durch R. gewissermaßen der Ausgangspunkt einer Bewegung auf dramatischem Gebiete geworden ist. Die „Susanna", welche wiederholt aufgeführt wurde (in Zwickau 1537, in Frankfurt 1545, in Münnerstadt 1549 und 1589 u. s. w.), blieb Rebhun's Hauptwerk. Neudrucke lieferten Goedeke (1845), Palm (Tübingen 1859), Tittmann (Leipzig 1868). Das zweite Drama Rebhun's, „Die Hochzeit zu Cana", das er 1538 schrieb, steht der „Susanna" in formeller Beziehung bedeutend nach. Es ist ein dem Ehestand zu Ehren gedichtetes Spiel, mit welchem R. die fromme Ehe feiern wollte; aber da er die bei einer etwaigen Aufführung entstehenden Schwierigkeiten sah, so schrieb er 1546 gewissermaßen als Ersatz die Hochzeitspredigt vom „Hausfrieden", als

längeres Gedicht, in welchem er in einfacher, oft auch sehr drastischer Weise die fromme holdselige Hausfrau dem unfriedlichen zanksüchtigen Eheteufel gegenüberstellt. „Die Klag des armen Mannes oder Sorgenvoll" (1540) ist ein poetischer Dialog von großer Breite. Ein „Gespräch von der Summa des christlichen Glaubens" nennt Döllinger, Reformation II, 203. Endlich wird R. als Verfasser eines lateinischen Schulbuches: „Latine dicendi formulae ad informandam puerilem linguam ex Terentio collectae" genannt, das er bereits 1545 schrieb, das aber erst 1580 zu Görlitz gedruckt wurde.

(Schwindel) Thesaurus bibliothecalis IV, 162. — Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung, Leipzig 1849, I, 71 ff., und Grundriß II, 358 f. — Rebhun's Dramen, herausgegeben von Hermann Palm. Stuttgart (Litt. Verein Nr. 49) 1859. — Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert, herausgegeben von Julius Tittmann. Erster Theil. Leipzig 1868 (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Zweiter Band) S. XXII f., 19—106. — Rob. Pilger, die Dramatisirungen der Susanna im 16. Jahrhundert, Halle 1879; vgl. Goedeke, Gött. gel. Anz. 1880, 651 f. — Bolte, Märkische Forschungen XVIII, 197.

H. Holstein.

Rebmann: Andreas Georg Friedrich v. R. wurde am 24. November 1768 zu Kitzingen in Franken von bürgerlichen Eltern geboren; sein Vater wohnte dort als Directorialcassirer des Ritterorts am Steigerwald. Mit glänzenden Gaben ausgestattet und durch tüchtige Lehrkräfte gebildet, war der Sohn schon im Alter von 13 Jahren so weit mit Kenntnissen ausgerüstet, daß er zur Universität hätte übertreten können; doch wartete er mit diesem Schritt noch vier Jahre, worauf er die Akademie zu Erlangen bezog. Bald wandte er sich nach Jena, wo er seine Studien beendete, die sich hauptsächlich auf Rechtsgelehrsamkeit erstrecken sollten, ihn aber bald auf das ihn mehr anziehende Gebiet der Staatswissenschaften führten. Der Abschluß seiner akademischen Lehrzeit traf mit dem Ausbruch der französischen Revolution zusammen. Rebmann's Individualität machte ihn zu einem feurigen Anhänger der Grundsätze, die sich in ihr entwickelten. Ehe er für dieselben mit der Feder eintrat, lebte er in seiner Heimath als Reichsritterorts-Steigerwaldischer Procurator zu Erlangen, dann in Leipzig, Berlin, Jena und seit dem 15. November 1792 zu Dresden in stiller Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit litterarischen Arbeiten, theils staatspolitischer, theils belletristischer Art. Zu letzteren gehören seine Romane „Heinrich von Neideck" (1791) und „Albrecht der Friedländer. Hochverräther durch Kabale" (1793), seine satyrischen Schriften „Empfindsame Reise nach Schilda" (1793), „Hans Kiekindiewelts Reise in alle vier Welttheile und in den Mond" (1794), „Leben und Thaten des jüngeren Herrn von Münchhausen, Bürgermeisters zu Schilda" (1795), sowie Schilderungen seiner Reisen durch Deutschland („Nelkenblätter"; II, 1792—93 — „Kosmopolitische Wanderungen durch einen Theil Deutschlands"; II, 1793—95 — „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands", 1795). Dann aber erfaßte sein Blick die mancherlei Schäden, die in der Regierung Kursachsens und vieler anderer deutschen Provinzen grell zu Tage traten und mit den Grundsätzen einer echten Staatsweisheit nicht im Einklange standen, und er hielt es für seine Pflicht, den Regenten ein ernstes Mahnwort zuzurufen. Er that dies in der anonym erschienenen Flugschrift „Wahrheiten ohne Schminke, bei Gelegenheit des Werkes von Arthur Young: Die französische Revolution, ein warnendes Beispiel rc." (1794). Diese im bitteren Unwillen geschriebene und mit grellen Farben überladene Schrift verfehlte aber ihre Wirkung vollständig; sie brachte ihren Urheber vielmehr in den Verdacht, als deutscher Jacobiner im Solde der französischen

Republik zu stehen und für die letztere in Deutschland Stimmung zu machen. Gleichwol würde ihn die kursächsische Regierung ohne Gefährdung in ihrem Gebiete geduldet haben, wenn er sich nicht auch ferner mit politischen Angelegenheiten befaßt hätte. Man schien bereits sein bisheriges Auftreten in einem milderen Lichte anzusehen, als er unvermuthet eine Uebersetzung der berüchtigten Rede Robespierre's, „Ueber die politische Lage Europa's" bei Vollmer in Dessau (1794) herausgab. Dieser Buchhändler hatte R. im Sommer 1794 zu sich eingeladen, um mit ihm die Gründung einer Buchhandlung und einer politischen Zeitschrift unter der Redaction Rebmann's ins Werk zu setzen. Von dieser Zeitschrift „Das neue graue Ungeheuer" (erschienen sind 10 Stücke, vom 7. Stück an war R. nicht mehr daran betheiligt) waren die ersten Hefte ausgegeben, als die oben angeführte Robespierre'sche Rede alle Unternehmungen ins Stocken brachte. Der Fürst von Anhalt verbot nicht nur die Gründung der projectirten Buchhandlung in Dessau, sondern verwies R. auch des Landes. Dieser ging mit Vollmer Ende des Jahres 1794 nach Erfurt, der damals kurmainzischen Stadt, und setzte hier die Herausgabe seiner Zeitschrift ungestört fort. Da geschah es, daß die sogenannten Mainzer Clubbisten in der Citadelle von Erfurt internirt wurden. Die Behandlung, welche hier diesen Männern widerfuhr, die R. als die Märtyrer derselben Grundsätze ansah, zu denen er sich bekannte, erweckte seine lebhafteste Theilnahme und bewog ihn, in Wort und Schrift für die Clubbisten einzutreten, sodaß die Gefangenen ihrer Haft entlassen wurden. Dafür hatte er aber den ganzen Zorn der Erfurter Regierung auf sich geladen, und als bald darauf der aus Mainz vertriebene Kurfürst in Erfurt einzog, waren die Feinde Rebmann's so geschäftig, daß dieser einer schweren Strafe durch die Flucht sich glaubte entziehen zu müssen. Unter manchen Hindernissen und Gefahren gelangte er über Heiligenstadt und Göttingen nach Altona, wo er sich nach Ueberwindung einer ernstlichen Krankheit sofort wieder in den politischen Kampf stürzte und zunächst dem Publicum in zwei Broschüren Aufklärung über seine Angelegenheiten gab: „Vorläufiger Abschluß über mein sogenanntes Staatsverbrechen, meine Verfolgung und Flucht ꝛc." (1796) und „Die Wächter der Burg Zion. Nachricht von einem geheimen Bunde gegen Regenten- und Völkerglück und Enthüllung der einzigen wahren Propaganda in Teutschland" (1796). Dem Ansinnen der Erfurter Regierung, R. an sie auszuliefern, wurde von Seiten Dänemark's nicht entsprochen; gleichwol hielt sich R. für die Dauer in Altona nicht sicher, und daher begab er sich nach sechsmonatlichem Aufenthalte in dieser Stadt 1796 über Holland, wo er die „Vollständige Geschichte meiner Verfolgungen und meiner Leiden ꝛc." (1796) in Druck gab, nach Paris. Ueber den Geschäftskreis, in dem er sich während seines Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt bewegte, fehlen nähere Nachrichten; doch wissen wir, daß er sich nicht der besonderen Gunst der Machthaber Frankreichs erfreute und sogar aus Paris verwiesen wurde. Dagegen war er ungemein thätig als Schriftsteller, und es erschienen in rascher Folge neben anderen weniger bedeutenden Schriften „Frankreich's politische Verhältnisse zum übrigen Europa, vorzüglich zu Preußen und Oesterreich" (1796) — „Die fünf Männer. Lebensgeschichte der fünf jetzt in Frankreich regierenden Directoren" (1797) — „Zeichnungen zu einem Gemälde des jetzigen Zustandes von Paris" (1797) — „Holland und Frankreich; in Briefen geschrieben auf einer Reise ꝛc." (II. 1797—98) — „Der politische Thierkreis oder die Zeugen der Zeit" (1798). Wir finden R. zu Anfang dieses Jahrhunderts wieder als zweiten Criminalrichter bei dem Obertribunal des Departements Donnersberg zu Mainz, wo er 1803 Präsident des Peinlichen und Specialgerichts wurde und 1804 von *Napoleon den* Orden der Ehrenlegion erhielt. Der von ihm geführte Proceß gegen

die berüchtigten Räuber Damian Hessel und Schinderhannes und viele ihrer Spießgesellen setzte seiner richterlichen Umsicht und Energie ein ehrenvolles Denkmal. Als Schriftsteller war er nur selten und dann ausschließlich auf dem Gebiet der Rechtspflege thätig. Im Jahre 1811 wurde R., als die peinlichen Gerichte der Departements eingegangen waren, Präsident des kaiserlichen Gerichtshofes in Trier und nach der Restauration (1816) vom Könige von Bayern zum Präsidenten des für den Rheinkreis errichteten Appellationsgerichts ernannt, und fungirte er als solcher erst in Kaiserslautern, dann in Zweibrücken. Er starb am 16. September 1824 zu Wiesbaden, wo er Linderung seiner Leiden gesucht hatte.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1824, S. 885. — Meusel, Das gelehrte Teutschland, Bd. 6, 10, 11, 19, 22.

Franz Brümmer.

Rebmann: Johannes R., ein in Basel und England gebildeter Missionar, ist in Gerlingen bei Stuttgart am 16. Januar 1820 geboren und am 4. October 1876 in Korntahl gestorben. Er ging aus einfachen Verhältnissen hervor. Sein Vater war Bauer und Weingärtner. Schon in der Volksschule zeigte sich seine Begabung; er lernte schnell lesen, und die Bibel ward ihm sein liebstes Lesebuch; seine Mitschüler nannten ihn deßhalb nur den Pfarrer; der Schullehrer erklärte ihn öffentlich für seinen bravsten Schüler, was, wie er bekennt, ihn gerade in den Leichtsinn getrieben habe. Ein Vicar ertheilte den Confirmandenunterricht, ohne seine Schüler in den Mittelpunkt der evangelischen Lehre einzuführen. Nach seiner Confirmation fand er bei seinem Vater Arbeit genug. Wie in Württemberg überhaupt wol in den meisten evangelischen Gemeinden Privatversammlungen der christlich angeregten Leute stattfinden, so auch in Gerlingen. Auch der junge R. hielt sich zu ihnen, und gleich in der ersten Stunde wurde die Missionssache behandelt. Daß sich R. von nun an fest an die Versammlung anschloß, trug ihm den Spott der Welt ein. Bei ihm aber begann der ernste Kampf zwischen Geist und Fleisch, welchen er in seinem nach Basel geschickten Lebenslaufe auf eine ergreifende Weise schildert. Obwol noch ein junger Mensch, regte sich in ihm mächtig der Gedanke, Missionar zu werden. Sein kenntnißreicher Pfarrer Stange stellte ihm das Zeugniß aus: „R. ist nach Geist und Herz, nach natürlichen Anlagen und Leibesconstitution, vor allem aber nach dem Leben, das aus Gott ist, zum Missionsdienste tauglich.“ Obwol erst 19 Jahre alt, berief ihn das Comité, um in Basel seine Vorbereitung für den Missionsdienst auszuführen. Weil aber Basel damals noch nicht genug selbständige Missionsarbeit hatte, so wurde er an die kirchliche Missionsgesellschaft in London abgetreten. Wir besitzen eine Reihe von Briefen von ihm an den damaligen Inspector Hoffmann, späteren Generalsuperintendenten in Berlin, in welchem er seine Erlebnisse in Islington schildert, bis er endlich vom Bischof von London nach vorausgegangener Prüfung zum englischen Geistlichen ordinirt ward. In Ostafrika arbeitete Dr. Krapf schon längere Zeit, man möchte fast sagen, fruchtlos, doch bedurfte er dringend Unterstützung. Dazu wurde nun sein Landsmann, unser R., bestimmt. Die Reise dahin um das Cap der guten Hoffnung währte lange. Endlich ist er in Mombas bei Dr. Krapf und freut sich „der grossen Stärkung und Förderung“, die er bei ihm reichlich findet. Mit ihm machte er bald einen Besuch im Wanikalande, und in dem Dorfe Rabbai Empia wurden sie freundlich aufgenommen. R. meint, es sei ihnen hier eine große Thüre geöffnet. Später mußten sie schmerzliche Erfahrungen machen. Gegen Ende des August 1846 machten sich die beiden Männer auf den Weg, ihre Mission in Rabbai zu beginnen; es war ein Leidensweg, denn sie litten am Fieber. R. giebt eine rührende Schilderung. Krapf war sterbenskrank, und

R. hätte am liebsten alle 20 Schritte geruht. Endlich sind sie am Ziele angekommen. Was für Noth hatten sie nun, bis eine Hütte, die nicht viel besser war, als die der Wanikas, hergestellt war. Nur mit Mühe gelang es ihnen, den Heiden das Vorurtheil zu nehmen, daß sie nicht gekommen seien, Handel zu treiben, sondern ihnen den Rath Gottes zur Seligkeit der Menschen zu verkündigen. Es währte nicht lange, so bauten sie sich eine andere Wohnung, unter dem Namen Kisiludini bekannt, etwa eine halbe Stunde von Rabbai entfernt. Weil überhaupt Ostafrika ein unbekannter Continent war, so entschlossen sie sich, Reisen ins Innere zu unternehmen. Eine solche und zwar eine bedeutende führte R. aus. Das Ziel war das Schneeland Dschagga. Wir haben eine ausführliche Beschreibung derselben. In sieben Tagen kam er mitten durch die Wüste an das Gebirg Bura, das aus mehreren Bergketten bestand. Als er die zweite Kette bestieg, war er ganz entzückt über die herrliche Gegend. „Wie prächtig", ruft er aus, „ist doch die ganze Landschaft in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von Bergen, Hügeln und Thälern mit dem üppigsten Pflanzenwuchs! Ich glaubte, in den Jurabergen oder in der Gegend um Cannstatt in meinem Vaterlande zu wandeln, so schön war das Land, so lieblich das Klima. Ich wandelte über Berg und Thal so leicht und froh wie dort." An einem Sonntage schreibt er: „Es war mir, als ob die Natur mit mir den Sonntag feierte. Die hoch anstrebenden Berge mit ihrer üppigen Vegetation und der mannichfaltige, schöne Gesang der Vögel priesen mit mir ihren Schöpfer . . . Der tiefe Abfall des Menschen von Gott zeigt sich in diesen Ländern namentlich auch darin, daß die Natur über ihn herrscht, statt er über die Natur." Am 11. Mai kamen die Gebirge von Dschagga in Sicht, aus deren Mitte wie ein König ein Bergkegel hervorragte, dessen Gipfel mit ewigem Schnee geziert war. Es war kein anderer Berg, als der nun allgemein bekannte Kilimandscharo. An der Küste hatten beide Missionare öfters von diesem Schneeberge gehört. Jetzt sah ihn R. zum ersten Male. Endlich wollte er wieder zurückreisen und schreibt: „Ehe ich von dem schönen Berge herunterging, auf dem ich eine so großartige Aussicht genossen hatte, betete ich aus der Tiefe meines Herzens für alle Völker umher: „Dein Reich komme!" Noch im November desselben Jahres (1848) machte sich R. abermals auf den Weg, um nach Kikuyu, nordwestlich von Dschagga, vorzudringen. Es war trockene Jahreszeit; sein Weg führte ihn 6 Stunden vom Fuß des Kilimandscharo vorüber. Die Umrisse dieses interessanten Gebirgsstockes zeigten sich in voller Klarheit, sogar bei Mondschein konnte man ihn erkennen; aber die Kälte war so empfindlich, wie im November Europas. Das Land, das er bereiste, war von Thälern durchschnitten, wohl 2000 Fuß tief, und durchströmt von Bächen und Flüssen, deren er in anderthalb Tagen zwölf zählte, die er sämmtlich zu überschreiten hatte. Hier hörte R. zum ersten Male von großen Seen, die weiter im Inneren lägen. Auch von einem Lande Uniamesi, das weiter im Westen liege, sprach man ihm. Als er zurückgekehrt war, trat den beiden kühnen Männern der Gedanke wieder nahe, eine Reise bis in die Mitte des Erdtheils und, wenn möglich, bis an die Westküste zu versuchen. Hatte doch der König von Madschame versprochen, zur Ausführung behülflich zu sein. Und wirklich machte sich, reichlich ausgerüstet, unser R. am 6. April 1849 auf den Weg; Dr. Krapf begleitete ihn bis Kadiaro. Es war ein sehr beschwerliches Unternehmen. Was aber den Reisenden am meisten schmerzte, war die Treulosigkeit des Königs, welcher statt dem Wanderer Schutz und Freundschaft zu gewähren, ihn seiner Habseligkeiten beraubte. Da entschloß er sich, wieder umzukehren. Nur noch eine Tagereise von Rabbai entfernt, konnte er unter der langen Anstrengung und bei dem Mangel an gehöriger Speise fast nicht mehr fortkommen. Bei dem ersten

Wanika fand er etwas bessere Speise und kam am 27. Juni glücklich in Rabbai an, wo inzwischen zwei Gehilfen, die Missionare Erhardt und Wagner, angekommen waren. Er sah mit Dr. Krapf ein, daß man mit der weiteren Entdeckung des Inneren von Afrika Geduld haben müsse. Schön und wahr sagt R. in seinem Reisebericht: „Wenn des Herrn Stunde gekommen ist, so wird kein König mehr den eindringenden Missionar aufhalten können.“ Die Schneeberge Ostafrikas und namentlich das Binnenmeer, von welchem die Missionare nach Europa schrieben, wurde von vielen Seiten als ein Hirngespinnst mit Spott und Hohn übergossen. Sie zeichneten sogar eine Karte, welche im Calwer Missionsblatt erschien. Sie gaben die Kartenskizze nicht als eine fertige und unwiderlegbare Thatsache, sondern wollten blos zu weiteren Nachforschungen anregen. Was man in Deutschland und anderwärts verspottet hatte, das betrachtete die königliche geographische Gesellschaft in London mit Ernst und veranlaßte eine Expedition der Kapitäne Burton und Speke zur Erforschung der Angaben. Was für interessante Entdeckungen diese muthigen Männer, welche selbst Freunde der Missionare waren, gemacht haben, liegt aller Welt vor Augen. Es gehört nicht hierher, näher darauf einzugehen. R. fühlte das Bedürfniß, in den Ehestand zu treten. Die Auserwählte war Mrs. Tyler, die er in Kairo als Lehrerin in der Lieder'schen Schule als gewünschte Gattin kennen gelernt hatte. Obwol sie 10 Jahre älter war, als er, war es eine glückliche Ehe. Kinder hatten sie keine. Im Januar 1852 kehrte er mit ihr nach Ostafrika zurück. Auch seine Gattin wußte sich in die Nöthe der ostafrikanischen Mission zu finden. Sie hatten eine höchst bescheidene, jedoch zureichende Wohnung in Kisiludini, welches, wie gesagt, eine halbe Stunde von Rabbai auf der Grenzscheide des Wanika- und Wakambagebietes liegt. Hier war der Mittelpunkt der Missionsarbeit. Schon Dr. Krapf hatte mit angestrengtem Fleiße sich die verschiedenen Sprachen der umliegenden Stämme angeeignet, und nun trat auch R. mit Begabung in diese Arbeit ein. Grammatisch und in Wörterbüchern wurden die Sprachen behandelt, auch einzelne Theile der heiligen Schrift in dieselben übersetzt. Was den Missionaren aber die meiste Noth verursachte, war der harte Boden der Heiden. Die Klagen der Missionare darüber sind oft erschütternd. Stumpfheit, Grausamkeit und Wollust beherrschten die Herzen derer, an denen sie zu arbeiten hatten. Dazu kamen die Einflüsterungen der Muhamedaner, welche die Heiden mit Mißtrauen gegen die Missionare erfüllten. In einer Denkschrift der Missionare vom Jahre 1854 an ihr Comittee in London sprachen die Missionare es geradezu aus, daß nach ihrer Ueberzeugung die Zeit für eine Mission in Ostafrika noch nicht gekommen sei, daß sie jedoch auch bereit seien, in Geduld ihre mühevolle Arbeit fortzusetzen, wenn es das Comittee wünsche. Dieses wünschte es mit Hinweis, daß in manchen anderen Missionsgebieten die Zeit der Prüfung noch viel länger gedauert habe. Weil zwei Kräfte, Krapf und Erhardt, wegen gebrochener Gesundheit gezwungen waren, Ostafrika zu verlassen, so war es unserem R. sehr erwünscht, den Missionar Deimler, welcher sich in Bombay ein Jahr lang für diese Mission vorbereitet hatte, im Jahr 1856 als Gehilfen zu erhalten. Da starb auf einmal der alte Imam von Maskat, welcher bisher die Stütze der Missionare gewesen war. Der Consul in Sansibar rieth den Missionaren, Kisiludini zu verlassen, weil schreckliche Kämpfe um die Thronfolge bevorständen. Auch der fromme Commodore Trotter, der die Missionare besuchte, rieth ihnen, sich auf sein Kriegsschiff zu begeben. Deimler nahm die Einladung an, dagegen blieb R. mit seiner Gattin, und hatte die Freude, die beiden Kapitäne Burton und Speke in seiner einsamen Wohnung zu empfangen. Da verbreitete sich auf einmal das Gerücht, daß die Masai, einer der wildesten und grausamsten Stämme,

im Begriff seien, in das Gebiet der Wakamba und Wanika, ja bis an die Küste einen Plünderungs- und Raubzug auszuführen. Bald brach auch der Feind wie ein Gewitter über sie herein. Ganze Familien wurden umgebracht, weder Alte noch Junge, weder Weiber noch Kinder wurden geschont. Der einzige bekehrte Wanika Abe Gundsche entkam mit seiner Familie. Auch die Missionare entflohen. R. schreibt: „Endlich am 14. Februar schifften wir uns von Mombas nach Sansibar ein. Es hindert mich nichts, nach Europa zurückzukehren; allein der Wunsch, die Sprache der Wanika noch gründlicher zu studieren, hält mich hier noch wahrscheinlich bis zum Herbst zurück. Denn dessen bin ich gewiß, daß die ostafrikanische Mission nicht wirklich aufgegeben, sondern nur für eine Zeit unterbrochen ist, bis der Herr die Thüren wieder öffnet.“ Sie öffneten sich wirklich, die Heimsuchung durch die Masai hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Wie freute sich Krapf, als er nach zehn Jahren eine kleine Christengemeine von Wanika begrüßen durfte. Dieses Gemeinlein wurde vermehrt und gestärkt durch christliche Afrikaner, die in Bombay namentlich durch Missionar Isenberg gebildet und vorbereitet waren. Aber nach diesen für R. frohen Erlebnissen traf ihn ein schwerer Schlag. Es starb ihm nämlich am 8. November 1866 sein ihm so theures Weib. Er sagt von ihr: „In der dunkelsten Zeit der ostafrikanischen Mission stand sie mir mit Treue und Hingebung zur Seite, und ich werde immer auf sie als eine für eine Lage, die in dem von den Europäern so gefürchteten Ostafrika so viele Entbehrungen mit sich brachte, besonders ausgerüstete Person zurückblicken. Ihr Gedächtniß wird in der ostafrikanischen Mission im Segen bleiben, obgleich sie, theils wegen ihres vorgerückten Alters, theils aus Mangel an Sprachbegabung der Landessprache nicht so weit Meister wurde, daß sie sich mit Leichtigkeit mit den Eingeborenen unterhalten lernte. Schon jetzt spüre ich unter den Frauen eine größere Bereitwilligkeit, zu Jesu zu kommen.“ Das letzte Lebewohl der Sterbenden war ein freundliches Lächeln. Es ist bekannt, daß man von Seiten Englands damit umging, wie in Westafrika, so in Ostafrika eine Colonie für befreite Sklaven anzulegen. Dem Sklavenhandel ein Ende zu bereiten, war der bewährte Staatsmann Sir Bartle Frere beauftragt. Es war eine frohe Botschaft für den Veteran R., den gründlichen Kenner der Sprachen Ostafrikas. Daß er und seine Mitarbeiter bereit waren, für dieses edle christliche Werk einzustehen, versteht sich. Jedoch war ihm wenig Gelegenheit gegeben, hier einzugreifen; er wirkte in seinem Kisiludini in der Stille fort. Beinahe hätte den lieben Einsiedler seine Gesellschaft zurückgerufen; aber sie war froh, es nicht gethan zu haben, als im Jahr 1873 eine neue Zeit für Ostafrika anbrach. Er konnte nun ruhig von seinen Wanikachristen abreisen, freilich mit dem Gedanken, nach Afrika zurückzukehren, wenn der abgearbeitete Mann sich wieder erholt hätte. Er kam im April 1875 mit seinem Begleiter Nyendo nach England, um eine Augenoperation an sich vornehmen zu lassen. Sie gelang auch an einem Auge, das andere war verloren. Daß er seine Heimath Gerlingen nach 31 Jahren zuerst wieder aufsuchte, ist begreiflich. Der Aufenthalt in den heimathlichen Verhältnissen bei naßkaltem Herbstwetter taugte nicht für einen Mann, welcher drei Jahrzehnte im heißen Afrika gewesen war. Er erkrankte aufs heftigste an Lungenentzündung und verlor sein Augenlicht ganz. Dr. Krapf holte ihn nach Kornthal ab und fand eine Pflegerin, die den Missionar als Kind kennen gelernt hatte. Als ihr aber der Antrag gestellt wurde, R. zu heirathen, konnte sie sich nur schwer dazu entschließen. Endlich entschloß sie sich zu dem Ehebunde, da strahlte Rebmann's Angesicht, und er fing an, den 103. Psalm zu sagen. Er hätte wirklich keine geeignetere Gehilfin finden können. Zu seiner Erholung gingen sie mehrere Wochen in das Bad Liebenzell, wo

ihm auch gut that, denn er wollte wieder gesund und stark werden, um nochmals nach seinem geliebten Afrika zurückzukehren. Eine abermalige Lungenentzündung warf ihn aufs Krankenlager. Als seine Frau weinte, fragte er sie: „Warum weinst Du? Ich sterbe noch nicht; ich habe noch viele Arbeit vor mir.“ Ein kurzer Todeskampf nahm ihn hinweg. Er war gerade so alt geworden, wie seine erste Frau. Zu dem Suaheli-Wörterbuche des Dr. Krapf hat er viele Zusätze beigefügt, während ein anderes Suaheli-Wörterbuch von ihm allein herrührt.

Aus Tagebüchern des Archivs des Baseler Missionshauses, aus dem Baseler Missionsmagazin und Tagebüchern Rebmann's.

Ledderhose.

Rebmann: Joh. Rudolf R. (Ampelander), geboren 1566 in Bern, Tochtersohn des Wolfgang Musculus, studirte u. a. in Heidelberg, war seit 1589 Pfarrer in Kirchlindach, 1592 Pfarrer in Thun, 1604 in Muri bei Bern, † 1605. Er ist der Verfasser des geschmacklosen beschreibenden Lehrgedichts „Poetisches Gastmahl und Gespräch zweier Berge, des Niesen und Stockhorn“ 1605. Weitere Ausgaben, vermehrt und verbessert durch seinen Sohn Valentin, datiren von 1606 und 1620.

J. Baechtold.

Rebs: Christian Gottlob R., Dr. der Philosophie, evangelischer Geistlicher und Schulmann, geboren am 23. August 1773 zu Roßleben, † am 10. December 1843 zu Zeitz. Den ersten Elementarunterricht bis zu seiner Confirmation erhielt R. in der Klosterschule seiner Vaterstadt; nachdem er noch weitere sechs Jahre daselbst Gymnasialbildung genossen hatte, ging er 1792 nach Leipzig und widmete sich dort dem Studium der Theologie; Rosenmüller und Morus waren hier seine Lehrer; zugleich suchte R. aber auch sich zum Lehrfach zu befähigen; zu diesem Zwecke trat er mit Plato und Dolz, die damals an der neuerrichteten Rathsfreischule zu Leipzig wirkten, in nähere Beziehung, durch welche Männer er in das Gebiet der Pädagogik und Katechetik eingeführt wurde. Nach vierjährigem Universitätsstudium, während welcher Zeit er auch als Hauslehrer praktische Uebung sich zu erwerben Gelegenheit hatte, wurde R. als Conrector an das Lyceum zu Reichenbach im Voigtlande berufen, wo seine pädagogische Neigung und Erfahrung einen erweiterten Wirkungskreis fand. 1799 schied er von dieser Anstalt und übernahm eine Lehrstelle an der damaligen Stiftsschule zu Zeitz; hier wurde ihm neben seiner sonstigen Lehrthätigkeit auch das Amt eines Gesanglehrers und Dirigenten geistlicher Musik, sowie die Leitung des Religionsunterrichtes übertragen, wo seiner musikalischen Begabung und Bildung und seiner tief religiösen Gesinnung eine besonders zusagende Aufgabe ward. Sein Religionsunterricht war vorzugsweise auf die religiöse Erziehung des Gemüths berechnet, wobei ihn die eigene wahre Empfindung und eine hierauf beruhende beredte Lehrweise unterstützte. R. beschränkte aber seine letztere Wirksamkeit nicht auf sein Lehramt allein, sondern suchte auch durch Erbauungs- und Belehrungsschriften auf die religiöse Bildung einzuwirken. So erschienen von ihm 1815 „Drei Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung oder letzte Ermahnung eines Lehrers an die Jugend“, sodann 1816 „Tägliche Betrachtungen und Gebete am Morgen und Abend nach der Zeitfolge der Jahreszeiten“, ferner „Andachtsbuch für die Jugend“ u. s. w. Leipzig 1821; später folgten „Die Stunden der Weihe im häuslichen Leben“ u. s. w., Leipzig 1828, „Die Schulandacht“ u. s. w., Leipzig 1830, sowie „Gebete und Betrachtungen für das Haus und die Schule“, Leipzig 1833. Aber auch noch auf anderem als religiösem Gebiete entfaltete R. seine didaktische Thätigkeit; angeregt durch Pestalozzi's Lehrweise, suchte er besonders dessen

Rechenmethode zur praktischen Anwendung zu bringen; er verfaßte zu dem Zwecke mehrere nach Pestalozzi'schen Grundsätzen angelegte Lehrbücher für den Rechenunterricht; so erschien 1813 seine „Praktische Anleitung zum Rechnen nach Pestalozzi's Lehrart“ u. s. w., die 1816 und 1819 weitere Auflagen erfuhr, und wovon 1820 auch ein Auszug herausgegeben wurde; sodann folgte seine „Anweisung zum Rechnen für Lehrer und Lernende“, 1. und 2. Cursus, Kopf- und Tafelrechnen, Leipzig 1819. Beide Lehrbücher fanden in Fachkreisen günstige Aufnahme. Auch der Verbesserung der Methode des deutschen Sprachunterrichts wendete R. sein Interesse zu; in dieser Absicht veröffentlichte er das Ergebniß seiner Studien und Erfahrungen in den 1821 erschienenen „Denk- und Sprechübungen“ und in der 1824 herausgegebenen „Anleitung zur Kenntniß und Behandlung der deutschen Sprache“. — Zur Pflege der Naturkunde hatte R. schon zuvor 1817 seine beifällig aufgenommene „Naturlehre für die Jugend nach der Elementarmethode“ verfaßt. Schließlich sind noch zwei Schriften Rebs' nicht zu übergehen, von denen die eine 1813 erschien und besonders darauf berechnet war, in der deutschen Jugend die Erkenntniß der großen Bedeutung der damaligen Tage und das deutsch-nationale Gefühl zu wecken und zu beleben; diese Schrift ist betitelt: „Das Bild unserer Zeit“; in der zweiten Schrift „Das Leben und die Schule“, Leipzig 1827, stellt sich R. die Aufgabe, den Einfluß darzulegen, den das Leben in seinen vielfachen Gestaltungen auf den Organismus der Schule übt. Neben seiner Wirksamkeit als Geistlicher, Lehrer und didaktischer Schriftsteller fand R. noch Zeit zur Pflege der ihm von Jugend an lieb gewordenen Tonkunst und zur Verwerthung seiner musikalischen Kenntnisse und Fertigkeiten beim Unterricht: in dem zu Zeitz bestehenden Lehrerseminar war ihm der Unterricht in der Harmonielehre und im Orgelspiel übertragen; auch gründete er in dieser Stadt einen Gesangchor zur Pflege des Chorals und des Figuralgesanges. Im Herbste 1842 sah sich R. durch körperliches Befinden gezwungen, um Enthebung von seiner Lehrthätigkeit und seinen kirchlichen Functionen zu bitten; eine bald nachher eintretende gänzliche Erblindung vermehrte noch in geistiger Hinsicht das Leiden des sonst an Thätigkeit gewöhnten Mannes; am 10. December 1843 endete der Tod ein der hohen Aufgabe der Förderung menschlicher Bildung stets und ganz gewidmetes Leben. Die leitende Idee, von der die Persönlichkeit dieses Mannes in seinem Wirken durchdrungen und getragen war, spricht sich am deutlichsten in den Worten aus, die sich in seiner zu Zeitz 1839 erschienenen Schrift „Erinnerung aus meinem Leben“ finden: „Sollte man es unbegreiflich finden, wie mancher Lehrer von geringen Kenntnissen dennoch viel auf seine Kinder wirkte, so wird dies erklärlich durch die Ueberzeugung, daß er sie wahrhaft liebte. Erzieherin und wahre Lehrerin kann nur die Liebe sein.“

Vgl. Nekrolog, mitgetheilt von M. Kloß in der Allgem. Schulzeit. 1844 Nr. 202. — Selbstbiographie im 2. Bd. des von Diesterweg herausgegebenen „Pädagogischen Deutschland“. Berlin 1836. — „Erinnerungen aus meinem Leben“. Zeitz 1839.

Binder.

Reccard: Gotthilf Christian R. wurde zu Wernigerode, wo sein Vater Johann Philipp R. damals Diaconus war, am 13. März 1735 geboren. Bis zum siebzehnten Jahre besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt, welches von dem hochverdienten strengen Rector H. K. Schütze geleitet wurde. Im Jahre 1752 siedelte er auf das Pädagogium zu Kloster Bergen bei Magdeburg über. Unter den dortigen Lehrern hat namentlich Joh. Jesaias Silberschlag auf ihn Einfluß gewonnen und ihm seine eigene, die Theologie mit der Naturwissenschaft apologetisch verbindende Richtung gegeben; merkwürdigerweise war

auch das spätere Lebensschicksal beider ein ähnliches, indem der Lehrer in zwei Aemter einrückte, die der Schüler bereits vor ihm bekleidet hatte. Da er sich für die theologische Laufbahn entschieden hatte, so war für R. die Wahl der Universität, wie damals die Verhältnisse lagen, fast selbstverständlich; er studirte zu Halle von 1754 bis 1758. Da schon hier seine geistige Bedeutung von einflußreichen Personen erkannt worden war, so brauchte er nach vollendetem Studium nicht in die Heimath zurückzukehren, sondern konnte sofort einen ehrenvollen Ruf an die Realschule zu Berlin annehmen, wo ihm auch die Aufsicht über die Bibliothek und, seinen naturhistorischen Neigungen entsprechend, die über das Naturalien- und Kunstcabinet, sowie über die Sammlung von Maschinen und Modellen übertragen wurde. Im Jahre 1762 wurde er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und zweiter Inspector der Realschule. Bald darauf machte er aus Gesundheitsrücksichten und zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung eine zweimonatliche Reise durch Sachsen und Franken, auf welcher er namentlich die Bergwerke des Harzes besuchte. Da der Berliner Realschule von Seiten des Publicisten J. G. Groß, Redacteurs der Erlanger Zeitung, eine große Schenkung zugefallen war, wurde er im Jahre 1765 zur Erledigung der damit zusammenhängenden Geschäfte nach Erlangen und Nürnberg geschickt und knüpfte daran eine litterarische Reise nach Frankreich, England und Holland, wobei er sich namentlich in Straßburg, Paris, London, Amsterdam und Leyden aufhielt. Kaum nach Berlin zurückgekehrt, erhielt er wiederum einen Ruf und zwar als ordentlicher Professor der Theologie an die Universität zu Königsberg und zugleich als Pfarrer der Sackheimischen Gemeinde daselbst. Im Jahre 1766 wurde er, 31 Jahre alt, Doctor der Theologie, 1767 Oberpfarrer, 1772 Consistorialrath und endlich 1775 Director des einen der Königsberger Gymnasien, des Collegium Fridericianum. Dieser Anstalt hat er dann noch in rüstigem Wirken 23 Jahre lang vorgestanden, bis er am 3. October 1798 starb. Unter seinen Schriften ist die allgemeinste und am meisten anerkannte sein „Lehrbuch, darin ein kurzgefaßter Unterricht aus verschiedenen philosophischen und mathematischen Wissenschaften, der Historie und Geographie gegeben wird“; dieses Werk erschien zuerst zu Berlin 1765, in sechster Auflage ebenda 1782; auch der gleichzeitig aus diesem Lehrbuche veranstaltete und für Landschulen bestimmte Auszug erlebte im Jahre 1783 die vierte Auflage. Seine rein theologischen Schriften beschränken sich im Wesentlichen auf eine Anzahl Predigten, die hier nicht im Einzelnen erwähnt werden können; außerdem ist etwa zu nennen sein „Programma de evangelio in universo terrarum orbe divulgando“, Regiomonti 1776. Andere Abhandlungen zeigen seine Neigung, seine astronomischen Kenntnisse auf theologischem Gebiete zu verwerthen. Dahin gehören folgende: „Programma de stella, quae Magis nato Christo apparuit“, Regiom. 1766; „Dissertatio I et II de notione immensitatis Dei contemplatione magnitudinis mundi“, ebendaselbst in demselben Jahre; „Programma in rationes et limites incertitudinis circa tempus nativitatis Christi inquirens“, ebendaselbst 1768; „De noviluniis“, ebendaselbst 1772; „De fuga infantis Jesu in Aegyptum“, ebendaselbst 1780; „De neomenia Judaeorum paschali“ etc. Rein astronomischen Inhalts sind dagegen: „Abhandlung von der Entdeckung eines Trabanten der Venus, aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen“, Berlin 1761; „Abhandlung von der großen Sonnenfinsterniß, die sich im Jahre 1764 ereignen wird“, Berlin 1763; zweite, sehr vermehrte Ausgabe nebst einem Anhange, „darin neun Mondfinsternisse und alle sichtbaren Finsternisse der Jupitertrabanten desselben Jahres, desgleichen alle künftigen Sonnen- und Mondfinsternisse dieses Jahrhunderts berechnet werden“, Berlin 1764; „Beobachtungen der Sonnenfinsterniß des 1. April 1764, ingleichen der Mondfinsterniß den 17. März dieses Jahres,

nebst den daraus hergeleiteten Schlüssen", Berlin 1764. Außerdem veröffentlichte er mehrere astronomische Wahrnehmungen in den Leipziger „actis eruditorum", sowie verschiedene Abhandlungen in deutschen und französischen Zeitschriften. Für seinen Charakter spricht es, daß er, nachdem sein Bruder Johann Friedrich R. 1763 als praktischer Arzt in Wernigerode gestorben war, eine „Nachricht vom Leben und Tode" desselben zu Berlin 1764 herausgab.

Goldbeck, litterarische Nachrichten von Preußen, Berlin 1781, S. 101—104. — Denina, la Prusse littéraire sous Fréderic II. Berlin 1791. — Kehlin, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode, Magdeburg 1856.

E. Förstemann.

Rechberg: Hans v. R. war als vierter Sohn des Heinrich von Hohenrechberg und der Gräfin Agnes von Helfenstein darauf angewiesen, sich eine anderweitige Herrschaft zu gründen. Durch Heirath mit Veronika Truchsessin von Waldburg und nach ihrem Tode mit Gräfin Elisabeth von Werdenberg-Sargans wurde er der Stifter der schwarzwälder Linie seines Hauses. Zunächst trat er in die Dienste Oesterreichs, nachdem er 1438 Lehen von demselben in der Grafschaft Veringen gekauft. Ein fehde- und beutelustiger Ritter, betheiligte er sich als Vogt zu Laufenburg 1441 an der Plünderung der nach Genf bestimmten städtischen Kaufmannsgüter auf dem Bodensee. 1443 vertheidigte er als Hauptmann die Reichsstadt Zürich gegen die Eidgenossen, verhandelte dann im Auftrage Kaiser Friedrich's III. mit den Armagnacs und schloß sich diesen, nachdem er aus dem von den Schweizern belagerten Schloß Farnsburg entronnen war, zum Entsatze Zürichs an. Nach Beendigung des Kriegs führte er eine Privatfehde mit der Stadt Rheinfelden, bot aber, da er bei diesem Anlasse von Oesterreich beleidigt wurde, 1449 den Städten seine Dienste an. Diese trauten ihm nicht recht; dagegen bestellte ihn Nürnberg zum Obersten der Wagenburg, als welcher er hervorragenden Antheil an der Besiegung des Markgrafen Albrecht bei Pillenreute (1450) hatte. Schon im folgenden Jahre schickte er Fehdebriefe an Ulm und andere Städte, weil einer seiner Genossen sich von ihnen geschädigt glaubte. In diesem Kampfe wurde sein Schloß Ramstein bei Rottweil genommen. Hans v. R. rächte sich durch unmenschliche Gewaltthätigkeiten von seinem Schlosse Ruckburg bei Bregenz aus, das schon vorher als Raubnest gefürchtet war. Den Städten glückte es, auch Ruckburg zu zerstören; freilich mußten sie, weil es nicht in offenem Kriege geschehen, bedeutende Entschädigungen bezahlen. Mit dem erhaltenen Gelde baute der Ritter, um einen sicheren Rückhalt zu haben, die Feste Schramberg, ließ sich, als diese vollendet war, 1461 von Graf Ulrich von Württemberg zum Feldhauptmann bestellen, zog sich aber, da er gegen den Pfälzer Krieg war und die Rüstungen ihm zu schwach schienen, nach Schramberg zurück. Jetzt verbündete er sich mit einigen gleichgesinnten Rittern und benützte die Klage eines Knechts gegen den Grafen Hans von Werdenberg, um aufs neue eine Fehde zu beginnen. Im September 1464 zog er mit 300 Reitern und einigem Fußvolk auf die Alb und verwüstete die Werdenbergischen Besitzungen. Da trat ihm der Georgenbund entgegen. Zwar glückte es diesem nicht, den Hohentwiel, den Hauptstützpunkt der Gegner, zu nehmen; aber Graf Eberhard von Württemberg hielt Hans v. R. bei Schramberg fest. Bei einem Ausfall, den dieser machte, um die Umgegend auszuplündern, wurde er angegriffen und, während er die Feinde siegreich verfolgte, durch einen Pfeilschuß verwundet. Nach Villingen gebracht, starb er am 13. November 1464.

Pfister, Geschichte von Schwaben V, 20, 38, 93, 166. — Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort 410. — v. Stälin, Wirtemb. Geschichte III

560. — Beschreibung des Oberamts Gmünd 143. — Württemb. Vierteljahrshefte 1886, 253.

Eugen Schneider.

Rechberg-Rothenlöwen: Alois Franz Graf v. R., baierischer Staatsmann, geboren am 18. September 1766, der älteste Sohn des Freiherrn Max Emanuel v. Rechberg und Rothenlöwen, Herrn der Graf- und Herrschaften Hohenrechberg, Donzdorf, Scharpfenberg, Weißenstein und Kellmünz, zuletzt baierischen wirklichen Geheimraths und Obersthofmeisters, und seiner Ehefrau Maria Walpurgis, geb. Freiin v. Sandizell. (Nachdem die Herrschaft Rechberg 1810 unter württembergische Staatshoheit gekommen war, wurden die aus der Linie Weißenstein stammenden Freiherrn am 1. November 1810 in der Person Max Emanuel's v. R. in den Grafenstand erhoben; 1815 wurde die Familie in die Kategorie jener Standesherren aufgenommen, auf deren Besitzungen Reichs- und Kreisstimmen ruhten.) Alois Graf v. R., seit 9. Februar 1797 vermählt mit Maria Anna Gräfin v. Schlitz, genannt Görz, begann die staatsmännische Laufbahn als pfalzzweibrückenscher Comitialgesandter zu Regensburg. Nachdem er von September 1798 bis Februar 1799 als Bevollmächtigter Herzog Max Joseph's am Friedenscongreß zu Rastatt theilgenommen hatte, erhielt er (16. Juli 1799) den pfalz-baierischen Gesandtschaftsposten in St. Petersburg, der von besonderer Wichtigkeit war, weil der Nachfolger Karl Theodor's durch Aufhebung des Malteserordens in Baiern den Zorn des Zaren Paul so gereizt hatte, daß dieser eine Besetzung Baierns durch russische Truppen anzuordnen und Einverleibung des Kurfürstenthums in die österreichischen Erblande zu begünstigen Willens war. Durch Wiederherstellung des Ordens und Zusage eifrigerer Theilnahme Baierns am Kriege gegen Frankreich gelang es aber, den Zaren zu versöhnen, und am 20. September (1. October) 1799 konnte sogar durch R. ein Allianzvertrag zwischen dem Kaiser aller Reußen und dem Kurfürsten von Pfalz-Baiern abgeschlossen werden. Im October 1800 ging R. als Gesandter nach Berlin, im Februar 1801 nach Regensburg, wo er bis zur Auflösung des deutschen Reichstages blieb. Im April 1801 ging er nochmals in außerordentlicher Mission nach St. Petersburg, um den Nachfolger des ermordeten Paul, Alexander I., für die Entschädigung der deutschen Fürsten durch Säcularisationen günstig zu stimmen; er konnte jedoch, wie Montgelas in seinen Denkwürdigkeiten versichert, nur vage Zusicherungen als Ergebniß seiner Sendung zurückbringen. Nachdem er im Sommer 1806 die ersten fruchtlosen Unterhandlungen wegen eines baierischen Concordates mit dem Nuntius Hannibal Grafen de la Genga eingeleitet hatte, wurde er am 25. December 1806 als Vertreter der baierischen Krone nach Wien abgeordnet. Rechberg's Scharfblick erkannte zuerst, wie sein Gegner Montgelas hervorhebt, im Herbst 1808 die Schwenkung des österreichischen Cabinets, das sich zu neuem Krieg gegen Frankreich anschickte, um dem Kaiser das alte Uebergewicht in Deutschland und die verlorenen Provinzen zurückzuerobern; es wurde von Kaiser Napoleon dem baierischen Diplomaten hoch angerechnet, daß er, das Geheimniß des Wiener Hofes durchschauend, nach München und Paris Warnungen richtete, während der französische Botschafter Andreassy nur rosig gefärbte Schilderungen entwarf und an feindselige Stimmung und Gefahr nicht glauben wollte. Im Juli 1809 aus Wien abberufen, wurde R. zum Hofcommissär der drei südlichen Kreise des Königreichs ernannt, mußte aber bald wieder mit den flüchtigen baierischen Truppen aus Tirol abziehen, ohne zu amtlicher Thätigkeit gelangt zu sein. Darauf wurde er als Hofcommissär zur Besitznahme des Fürstenthums Baireuth abgeordnet; nach Abschluß des Preßburger Friedens kehrte er auf den Gesandtschaftsposten in Wien zurück. Am 10. Juli 1815 wurde er als baierischer Bevollmächtigter dem Hauptquartier der alliirten Mächte bei-

gegeben. Sowohl in dieser Stellung als während des Wiener Congresses fand er wiederholt Gelegenheit, die baierischen Interessen vortheilhaft zu vertheidigen und sich die Gunst des Kronprinzen Ludwig zu erwerben. Als dieser im Januar 1816 nach Mailand ging, um den dort weilenden Kaiser Franz für Abtretung des badischen Main- und Tauberkreises an Baiern zu gewinnen, ließ er sich von R. begleiten. Nach Eröffnung des Frankfurter Bundestages wurde R. zum Bundestagsgesandten ernannt (13. April 1816), vorläufig jedoch, da seine Anwesenheit in Wien zur Ausgleichung der deutschen Territorialangelegenheiten noch nothwendig war, durch den Generalcommissär in Aschaffenburg, Baron v. Gruben, ersetzt. Zum Sturz des Premierministers Grafen Montgelas scheint R. nicht beigetragen zu haben, wenigstens zählt ihn Montgelas in seinen Denkwürdigkeiten nicht unter den „Verschworenen“ auf, welche für den Cabinets- und Systemwechsel thätig waren, und blieb, auch nachdem R. sein Nachfolger geworden war, mit ihm in freundschaftlichem Verkehr. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ebenso, wie auf die Entlassung Montgelas', auch auf die Wahl des Nachfolgers der Thronfolger Ludwig entscheidenden Einfluß ausübte, wenn auch bald darauf die politischen Ansichten des Thronfolgers und des Ministers in Conflict geriethen. Durch Entschließung vom 2. Februar 1817 wurde Montgelas, „um bei den Angriffen auf seine Gesundheit eine Erleichterung in seinen Geschäften zu empfangen, der ganzen Last der ihm bisher anvertrauten Staatsämter“ enthoben und an dessen Stelle neben Graf Thürheim als Minister des Innern und Baron Lerchenfeld als Finanzminister R. zum Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten erhoben. Das neue Ministerium hatte namentlich zwei wichtige Aufgaben zu erledigen: die schwierigen Verhandlungen mit der Curie wegen Gründung einer baierischen Landeskirche zum Ziel zu führen, und den Forderungen der Verfassungsfreunde, an deren Spitze Marschall Wrede und der Kronprinz standen, gerecht zu werden. Die Kirchenpolitik Rechberg's ist ebenso wenig liberal wie klerikal zu nennen; er wünschte den Frieden mit Rom, ohne jedoch die überspannten Bedingungen der Curie gut zu heißen. Freilich wurden durch das im Juni 1817 abgeschlossene Concordat die Hoheitsrechte des Staates auf empfindliche Weise geschädigt, doch trifft die Schuld nicht den leitenden Minister, sondern den Vermittler, den mit dem Cardinalshut belohnten Häffelin, der die Verhandlungen eigenmächtig zu einem Abschluß führte, welcher den Intentionen der baierischen Regierung völlig zuwiderlief und die Gesetzgebung der zwei letzten Jahrzehnte gefährdete. Als daher in den protestantischen Landestheilen ernste Mißstimmung hervortrat, wurde beschlossen, das Concordat zugleich mit einem die Rechtsverhältnisse aller Religionsgesellschaften regelnden constitutionellen Edict zu veröffentlichen. Rascher wurden demnach, obwohl R. und Thürheim durchaus keine wohlwollenden Freunde einer wirklichen Repräsentativverfassung waren, die Arbeiten der schon 1814 berufenen Verfassungscommission gefördert, so daß am 26. Mai 1818 das Werk zum Abschluß gelangte. Als aber der erste Landtag 1819 stürmischen Verlauf nahm und insbesondere die vom Abgeordneten Hornthal gestellte Forderung, daß das Militär auf die Verfassung beeidigt werde, große Aufregung hervorrief, richtete R. an das Berliner Cabinet eine vertrauliche Anfrage, was von Preußen zu erwarten sei, wenn man sich in Baiern genöthigt sehen würde, die Verfassung wieder aufzuheben. Die Antwort lautete jedoch nicht ermuthigend, und da auch die Opposition in der Kammer etwas gemäßigter auftrat, wurde der geplante Staatsstreich aufgegeben. Es ist kaum glaublich, daß R. ohne Wissen und gegen den Willen des Königs jene Anfrage gestellt habe, doch scheinen die übrigen Minister nicht darum gewußt zu haben. In einem Briefe des Finanzministers Lerchenfeld wird bitter geklagt über die „Gewohnheit Rechberg's, Alles, was mit auswärtigen Staaten ver-

handelt werde, als eine auswärtige Angelegenheit zu betrachten und deshalb als ausschließlich zu seinem Ressort gehörig zu behandeln, ohne Rücksicht darauf, wie tief der Gegenstand in die inneren Angelegenheiten des Landes eingriff". Als bald nach Schluß des ersten Landtages die tonangebenden Staatsmänner der deutschen Großmächte heftige Angriffe gegen den süddeutschen Constitutionalismus zu richten begannen, wäre R., der in den Conferenzen zu Karlsbad Baiern vertrat, nicht abgeneigt gewesen, der Gunst Metternich's die neue Institution zu opfern. Obwohl R. die Karlsbader Beschlüsse sorgfältig geheim hielt, verbreitete sich das Gerücht, der Kronprinz wolle den Minister im Reichsrath wegen Hochverrathes belangen. Das Gerücht hatte zwar übertrieben; thatsächlich aber wurde nur durch energisches Vorgehen des Kronprinzen und der verfassungstreuen Minister verhindert, daß durch die Karlsbader Zwangsgesetze die Verfassung selbst zertrümmert werde. In der entscheidenden Conferenz sah sich R. isolirt und gab schließlich seine Zustimmung zu einem Compromiß, wonach die Karlsbader Beschlüsse zwar veröffentlicht werden sollten, doch mit dem Zusatz, dieselben sollten nur gelten, insofern sie nicht mit der Unabhängigkeit der Krone und den verfassungsmäßigen Rechten der Unterthanen im Widerspruch ständen. Als die Gesandten der Großmächte gegen diesen Vorbehalt, der eine Lossagung Baierns von gemeinsamen Bundesbeschlüssen bedeute, entrüsteten Protest erhoben, führte R. zur Entschuldigung an, die baierische Regierung denke nicht daran, sich vom Bunde zu trennen; die Form der Bekanntmachung habe „bloß Beruhigung der königlichen Unterthanen" bezweckt. Treitschke, nur auf Berichte des preußischen Gesandten sich stützend, versichert, zu den Wiener Ministerconferenzen sei R. deshalb nicht gegangen, weil er „mit seiner Menschenkenntniß voraussah, daß der des Liberalismus verdächtigte Bureaukrat Zentner als ein warmer Verehrer Metternich's von der Donau heimkehren" werde; diese gesuchte Erklärung dürfte jedoch kaum den Vorzug verdienen vor Lerchenfeld's Darlegung, wonach es als glücklicher Erfolg der Verfassungspartei im Ministerium anzusehen war, daß nicht R., sondern der aufrichtig constitutionelle Zentner als Vertreter Baierns nach Wien entsendet und die Instruction für ihn nicht vom Minister des Aeußeren allein, sondern vom gesammten Ministerrath festgesetzt wurde. Da jedoch der König einmal gegen den umsturzsüchtigen Liberalismus mißtrauisch geworden war, befestigte sich die Stellung Rechberg's bald wieder, und wenn auch an den constitutionellen Formen nichts geändert wurde, so blieb doch für die deutsche Politik des Münchener Hofes der Einfluß des mit den Principien der deutschen Großmächte sympathisirenden R. maßgebend. Als im Landtage von 1822 die Forderung laut wurde, „das in Karlsbad gegebene Beispiel eines ersten Attentats auf die Verfassung nicht ungeahndet zu lassen", nahm R. wieder den Beistand Metternich's und Bernstorff's gegen die „Feinde aller Autorität" in Anspruch, erhielt jedoch nur kühlen Trost. Vielleicht hatte aber auch der Hülferuf nichts anderes bezweckt, als das Odium, das die stürmischen Auftritte in der Kammer im Lager der Gegner des Constitutionalismus wachgerufen hatten, von der Regierung abzulenken. Der von Treitschke erhobene Vorwurf, vom Münchener Cabinet sei bei dieser und anderer Gelegenheit zweideutige Politik getrieben worden, ist nicht unberechtigt, aber man darf auch nicht vergessen, in welch' peinlicher, ängstlicher Lage sich die mittleren und kleinen Staaten befanden, da ihnen unaufhörlich in drohendem Tone vorgehalten wurde, daß ihr Verfassungsleben die allgemeine Ruhe und Ordnung gefährde. Deshalb braucht man weder anzunehmen, daß die reactionären Versicherungen, womit R. während Metternich's Aufenthalt in Tegernsee im Mai 1824 besonders freigebig war, der wirklichen Gesinnung des Ministers entsprachen, noch darf mit solcher Doppelzüngigkeit gar zu streng ins Gericht gegangen werden. Die herrschende Strömung der Zeit

war so mächtig, daß nicht bloß R., sondern auch seine politischen Gegner Zentner und Lerchenfeld der im Herbst 1825 beantragten Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse zustimmten. Die von Lerchenfeld längst befürchtete Katastrophe, auf welche Metternich mit Hochdruck hinarbeitete, die Aufhebung der Verfassung wäre wohl unvermeidlich gewesen, wenn nicht die am 12. October 1825 erfolgte Thronbesteigung Ludwig's I. das constitutionelle Princip neu gekräftigt hätte. Schon am 28. October 1825 wurde R. in den Ruhestand versetzt. Fortan hielt er sich abwechselnd in München und auf seinen Gütern in Württemberg auf. Er starb auf Schloß Donzdorf am 10. März 1849. — Ein jüngerer Bruder des Ministers, Joseph Maria Adam Graf v. R., geb. am 3. März 1769 in Donzdorf, rückte in baierischem Heeresdienst zum Generallieutenant vor, wurde aber auch mehrfach mit diplomatischen Aufgaben betraut. Am 23. Januar 1816 wurde er zum Gesandten in Berlin ernannt, am 10. September 1825 in den Ruhestand versetzt. Er starb zu München am 27. März 1833.

Sicherer, Staat und Kirche von 1799—1821, S. 113, 222, 240 ff. — v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, II, S. 349, 504, 580; III, 269, 335, 348 ff. — M. Frhr. v. Lerchenfeld, Aus den Papieren des k. b. Staatsministers Maximilian Freiherrn von Lerchenfeld, S. 62, 84, 121, 136 ff. — Personalacten im k. geh. Staatsarchiv zu München.

Heigel.

Rechberg-Rothenlöwen: Anton Graf v. R., geb. am 13. Mai 1776 zu Donzdorf in Württemberg als Sohn des baierischen Oberstkämmerers Freiherrn v. R., † als baierischer Generallieutenant am 4. Januar 1837 zu München, trat 1794 in die baierische Armee ein und zeichnete sich insbesondere in den Kriegen 1805 und 1806—1807 aus. 1808 zum Erzieher des Prinzen Karl erwählt, blieb R. bis 1813 in dieser Verwendung. Am Kriege 1813—14 gegen Frankreich nahm er als Chef des Generalstabes des baierischen Heeres unter Wrede Theil und war als solcher auch 1815 in Thätigkeit. Nach dem Kriege trat R. wieder in den Dienst des Hofes, wurde 1816 Oberhofmeister des Prinzen Karl und 1818 Generaladjutant des Königs.

Schrettinger, Der baierische Militär-Max-Joseph-Orden und seine Mitglieder. München 1882.

Landmann.

Rechberger: Augustin R., katholischer Theologe, geb. am 18. November 1800 zu Linz als der Sohn des Kanonisten und (weltlichen) Consistorialkanzlers Georg R. (s. u.), studirte das Gymnasium und die Theologie in Linz, wurde 19. August 1824 Priester, wirkte durch vier Jahre als Cooperator an der St. Mathiaspfarre in Linz und erhielt 1828 die Lehrkanzel der Dogmatik an dem (damaligen) Lyceum in Linz, die er mit großem Eifer bis 1852 versah, wo er die ansehnliche Pfarre Waizenkirchen bekam. In die Zeit seines Lehramtes fällt die Herausgabe des folgenden dogmatisch-speculativen Werkes: „Das dreieinige Leben in Gott und jedem Geschöpfe, durch katholische Speculation als Interpretation nachgewiesen von Dr. Karl M. Mayrhofer; aus dessen wissenschaftlichem Nachlasse zusammengestellt von zwei Professoren der Theologie in Oesterreich" (nämlich Rechberger und Jos. Reiter), 2 Bände, Regensburg 1851. Dieses Werk beruht vielfach auf einem während der Jahre 1833—38 zwischen dem genialen Arzte Mayrhofer, der sich mit theologischer Speculation viel befaßte und zwischen R. geführten Briefwechsel, welchen R. völlig zu einem förmlichen Werke erst umarbeitete. Der erste Band bietet Grundzüge einer katholischen Metaphysik, Kosmologie und Anthropologie; der zweite behandelt die Urgeschichte *der Menschheit*, des Völker-, Staats- und Kirchenrechtes. Der interessanteste

Theil des ganzen Werkes ist die speculative Begründung des Trinitätsdogmas und das Eigenthümliche ist hierbei, daß zum Ausgangspunkte der Speculation die Idee des Lebens genommen wird; von mancher Seite wurde das geistreiche Werk bemängelt mit Rücksicht auf die dogmatische Orthodoxie, doch wurde der Scharfsinn und der gute Wille des ursprünglichen Verfassers, der seine Schrift nur als einen Versuch betrachten wollte, stets anerkannt. Die tiefsinnige Abhandlung über die Geistigkeit Gottes erinnert hie und da an Schelling's System. R. rief außerdem durch seine Bemühungen die einstige „Linzer theologisch-praktische Quartalschrift" im J. 1848 wieder ins Leben, deren Hauptredacteur er bis 1852 blieb; eine gründliche Arbeit aus seiner Feder ist in dieser Zeitschrift der Aufsatz „Ueber die Tradition" (Jahrg. 1848). Außerdem veröffentlichte R. ein Schriftchen: „Das kirchliche Institut der Volksmission", Linz 1851. Durch vielseitige Thätigkeit im Predigtamte, in Leitung von Exercitien u. dgl. wurde dieser gründlich gebildete Dogmatiker abgehalten, größere litterarische Arbeiten zu verfassen. Nachdem er bereits 1849 zum Ehrendomherrn ernannt war, wurde er 1859 wirklicher Domherr und zugleich Regens des bischöflichen Priesterseminars, als welcher er die Liebe seiner Alumnen in höchstem Grade sich erwarb, wie er überhaupt in der ganzen Diöcese und auch bei der Laienwelt im größten Ansehen stand. R. starb am 8. December 1864.

Vgl. Linzer katholische Blätter, Jahrg. 1864, Nr. 99 u. 100. — v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates, 25. Bd., S. 94—95. — Eigene Notizen.

Otto Schmid.

Rechberger: Georg R., Kanonist, geb. am 10. Mai 1758 zu Linz in Oberösterreich, † daselbst am 13. (nach anderen Angaben 18.) December 1808. Er legte in seiner Vaterstadt die Gymnasialstudien zurück, an der Universität zu Wien die juristischen, erwarb an dieser im J. 1779 die juristische Doctorwürde und wurde im J. 1780 als Advocat zu Linz vereidigt. Im J. 1785 wurde er Kanzler des neu errichteten Bisthums Linz (errichtet mit Bulle Pius' VI. vom 28. Januar 1784) und am 30. April desselben Jahres Rath am bischöflichen Consistorium. In dieser Stellung hat er maßgebenden Antheil gehabt an den Arbeiten für die Diöcesansynode von 1787, die Dotation des Bisthums und Capitels 1792, die Errichtung der theologischen Lehranstalt und des Seminars 1801. Er erfreute sich des vollsten Vertrauens der beiden ersten Bischöfe von Linz, Ernst Johann Nepomuk Graf v. Herberstein (14. Februar 1785 bis 1788) und Joseph Anton Gall (15. December 1788 bis 1814), welche im Sinne der Reformen Kaiser Joseph's II. wirkten. An den Josephinischen Reformen als solchen hat er keinen hervorragenden Antheil genommen, weil er keine staatliche Stellung hatte; desto größer ist aber sein Einfluß gewesen auf die Richtung der Beamten in kirchlicher Hinsicht. Denn sein „Handbuch des österreichischen Kirchenrechts" (Linz 1807, 2 Bde.; neue Auflage, mit Rücksicht auf das bürgerliche Gesetzbuch, bearbeitet von Gapp, 1815 und 1824, in 5. Aufl. 1825, verm. und verb. von J. N. Enßlin, Reutlingen 1836; lateinisch von R. selbst) „Enchiridion jur. eccles. austriaci", Linz 1809, 1819, 1824, 2 Bde., italienisch von F. Foramiti „Manuale del gius eccles. cet.", Venez. 1819) wird in der „Instruction des höchst genehmigten Lehrplanes über das juridisch-politische Studium" vom 25. October 1810 als das bei den Vorlesungen zu Grunde zu legende Lehrbuch angesehen und blieb das officiell vorgeschriebene Lehrbuch des Kirchenrechts für alle österreichischen Lehranstalten (juristische Facultäten, theologische Lehranstalten) bis in die Mitte des Jahres 1834, obwohl mit Decret vom 17. Januar 1820 nach dem Erscheinen der italienischen Ueber-

setzung „omnes editiones et versiones“ des Buches auf den römischen Index der verbotenen Bücher gesetzt worden waren. Dieses Buch ist wissenschaftlich eines der unbedeutendsten, die es gibt. Für alle Gegenstände, welche keiner unmittelbaren staatlichen Einwirkung nach den geltenden Gesetzen unterstanden, bietet das Buch nichts als die auf die bekannten Werke gallicanischer Richtung gestützte Darstellung; wo es principielle Fragen behandelt, wendet es Gründe an, welche denen der Gegner an Seichtheit nicht nahestehen und bei schlauer Behandlung leicht für das Gegentheil gebraucht werden können. Das System ist das zu seiner Zeit gebräuchliche. Die Bedeutung des Buches liegt nur darin, daß für alle durch staatliche Gesetze und Verordnungen geregelten Gegenstände die Darstellung lediglich auf diesen fußt. Auf solche Weise kommt der es Benutzende nicht einmal zu dem Bewußtsein, daß es für diese Dinge auch andere Normen gäbe, und läßt das Buch als ein systematisches die „in publico-ecclesiasticis“ geltenden Vorschriften mit deren eigenen Worten abgekürzt bietendes Compendium keinen Zweifel an der Richtigkeit dieses Systems entstehen. So begreift man auch, daß die an der Hand dieses Buches unterrichteten Beamten und Geistlichen die Geltung der Staatsgesetze für alles, was solche ordneten, als selbstverständlich ansahen. Auf diesem Standpunkte standen in Wirklichkeit mit verschwindenden Ausnahmen ziemlich Alle, deren Studienzeit in die dreißiger und vierziger Jahre fiel. Ein Stärkung fand dieser Einfluß Rechberger's durch seine „Anleitung zum geistlichen Geschäftsstyl in den österreichischen Staaten, mit vielen Beyspielen“, Linz 1807, 4. Aufl. 1826, welche bis auf die von Helfert fast überall in Gebrauch war. Seine Erstlingsschrift war „Dissert. jur. de advocatis s. causarum patronis“, Wien 1780.

Fr. Ser. Jos. Freindaller, Denkschr. auf Georg Rechberger in Linz, Linz 1809. — Sam. Bauer, Allg. historisch-biogr. Handwörterbuch II, 287. — v. Wurzbach, XXV, 27. — v. Schulte, Geschichte II, 300 ff.

v. Schulte.

Reche: Johann Wilhelm R. wurde am 3. November 1764 zu Lennep im Bergischen geboren, ward im J. 1786 Pastor in der neu gegründeten lutherischen Gemeinde zu Hückeswagen, kam 1796 als Pastor nach Mühlheim a. Rh., ward Mitglied des Consistoriums zu Köln, legte 1830 sein Pfarramt nieder und lebte dann zu Lülsdorf (zwischen Köln und Bonn), wo er unverheirathet am 9. Januar 1835 starb. Er war begeisteter Kantianer und suchte den kantischen Rationalismus in die evangelische Kirche einzuführen; dem nach den Befreiungskriegen erwachenden neuen Glaubensleben war er abgeneigt. Er hat das „Christliche Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden im Großherzogthum Berg“, Mühlheim 1800, ein völlig neumodisches Gesangbuch, herausgegeben, das einen jahrelangen Streit verursachte. Außer einer Anzahl von ihm umgearbeiteter Lieder hat er 64 eigne in dieses Gesangbuch aufgenommen, die wenig poetischen Werth haben. Einige seiner Lieder haben sich trotzdem noch in Gemeindegesangbüchern erhalten, wie z. B. sein Lied: „Zaget nicht, wenn Dunkelheiten auf des Lebens Pfade ruhn“ (im Elberfelder und Barmer Gesangbuch), und „Herrlich ist's in deinem Reiche, König der erlösten Schaar“ (im Hamburger Gesangbuch).

Rambach, Nachricht von den Verfassern der Lieder im Hamb. Gesangbuch. Hamburg 1843, S. 23. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. VI, S. 259, wo auf das Reformirte Wochenblatt, Elberfeld 1866 Nr. 45 verwiesen wird.

l. u.

Rechenberg: Johannes R., geboren am 28. October 1687 in der damals zu Polen gehörigen Stadt Thorn, studirte in Wittenberg Theologie und ward hier im J. 1709 Magister, war dann Rector zu Unruhstadt und wurde am

26. Februar 1717 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Thorn, zuerst deutscher und polnischer, seit 1721 nur deutscher. Während der schrecklichen Verfolgung der Evangelischen in Thorn durch die Jesuiten im J. 1724, die dann zum „Thorner Blutbad“ führte, tröstete er die Verurtheilten in ihrem Gefängniß. Unter allen Drangsalen, die den Evangelischen zu theil wurden, hielt er tapfer aus. Nachdem er am 23. Januar 1758 emeritirt war, starb er am 6. März desselben Jahres. Von ihm gibt es mehr als dreihundert geistliche Lieder, die er selbst unter dem Titel: „Neue Scherflein geistlicher Gedichte“, Thorn 1732, herausgab.

Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1515. — Raßmann, Handwörterbuch, S. 131. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl. V, S. 544 ff.

l. u.

Rechenberg: Karl Otto R., Jurist, ward geboren zu Leipzig am 26. November 1689 als Sohn des Theologen Adam R. (s. d.) und der Ehefrau desselben Susanna Katharina Spener, von welch' letzterer er eine von den Zeitgenossen überall gleichmäßig hochgerühmte sorgfältige erste Erziehung erhielt. In der Geburtsstadt machte er seine Schul- und Universitätsjahre durch, speciell den juristischen Studien lag er ob unter Lüder Menke (s. A. D. B. XXI, 311 ff.) und namentlich Titius, welchem er später, 1714 die Grabrede halten sollte; 1709 erwarb er, ebenfalls in Leipzig, den Magistergrad und holte sich 1710 den Doctorhut aus Wittenberg, ohne daß eine peregrinatio academica für ihn als nothwendig befunden worden wäre, da man schon damals, wie für ein halbes Jahrhundert später das classische Wort Goethe's beweist, den Aufenhalt in der Weltstadt Leipzig als sattsam geeignet betrachtete, Welt- und Menschenkenntniß sowie feinere Umgangsformen auszubilden; ausdrücklich wird uns bezeugt, daß R. auf diese einfache Weise es ebensoweit wenn nicht weiter in allen diesen Beziehungen gebracht habe, als Andere durch die zeit- und geldraubenden Reisen. So ist er denn auch sein ganzes Leben hindurch in Leipzig geblieben; schon 1711 ward für ihn dort die erste Professur des Staats- und Völkerrechtes errichtet, welche er bis 1718 versah und als deren Inhaber ihm auf ausdrücklichen königl. Befehl Sitz und Stimme in der Facultät zukam; 1715 erhielt er hierzu die Professur über die Titel de regulis iuris et de verborum significatione, war 1717 Rector der Universität, gelangte 1720 zur Professur der Institutionen, ward noch in demselben Jahre Professor der Pandekten, Kanonikus zu Naumburg, Beisitzer am Oberhofgericht zu Leipzig und Mitglied des kleinen Fürstencollegiums; 1723 verwaltete er die drei alten Dorfschaften der Akademie als Großpropst; kam 1726 dazu, seine Beisitzerstelle in der Facultät einzunehmen, rückte 1727 in die Professur des Codex vor, mit welcher sich das merseburgische Kanonikat und das akademische Decemvirat verband, und ward endlich 1734 als Nachfolger Gribner's Ordinarius der Facultät, Professor der Decretalen und oberster Beisitzer des Oberhofgerichtes. In dieser Stellung ist er, 1735 noch zum königl. polnischen und kurfürstl. sächsischen Hof- und Justitiarrath ernannt, verblieben bis zu seinem am 7. April 1751 eingetretenen Tode. — R. war zweimal verheirathet; er wird uns geschildert als ein Mann von großem Wuchse, edlen Gesichtszügen, vornehmer Haltung und gewinnendem Benehmen, als fesselnder Redner und gewandter Dichter; der Ruf seiner Gelehrsamkeit war zu seiner Zeit ein außerordentlich großer; seine, durchweg in kleinen Programmen und Dissertationen zerspaltenen Schriften, wie sie Meusel aufzählt, verbreiten sich über alle möglichen Zweige der Rechtswissenschaft; zu größeren Arbeiten schließen sich zusammen die beiden, im Anschlusse an seine beiden ersten Professuren entstandenen Dissertationenreihen, welche sich als „Institutiones Juris-

prudentiae naturalis“ und als „Regulae iuris privati quo utimur naturalis romani canonici patrii“ (Gesammtdruck Leipzig 1726) bezeichnen und einen theilweise ziemlich weit in die Einzelheiten gehenden Ueberblick über die einschlägigen Materien in kurzen, lehrbuchartigen, ohne litterarisches Material auftretenden Sätzen oder Thesen geben; ähnlich verhält es sich mit den „Institutiones iuris publici“. Diese Werke, verbunden mit der Menge einzelner Beiträge zum Römischen, Sächsischen, Straf- und Kanonischen Recht stellen in ihrer sauberen Anordnung und Ausarbeitung, elegant gezierten Schreibart und kaum je tiefer eindringenden Vernunftmäßigkeit recht genau den Standpunkt dar, welchen die Jurisprudenz um die Mitte des 18. Jahrhunderts durchschnittlich einnahm, welchen in irgendwie bedeutsamer Weise zu heben, R. jedoch nicht beigetragen haben dürfte.

J. G. Bauer, Oratio parentalis C. O. Rechenbergo dicta 7. April 1752. — Weidlich, Lexikon jetzt lebender Rechtsgelehrten II, 299 ff. — Jenichen, Unpartheiische Nachrichten 166 ff. — Kriegel, Nützliche Nachrichten über Leipzig III, 160 ff. — Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Deutschen Gelehrten XI, 72 ff. — Gerber, Ordinarien der Juristenfaculiät zu Leipzig, 38. — v. Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur des kanonischen Rechtes III, 2, 99. — Friedberg, Das (Leipziger) Collegium juridicum, S. 73, Anmerk. 75, 96.

Ernst Landsberg.

Recke-Volmerstein: Adelbert Graf von der R.-V. wurde geboren am 28. Mai 1791 und starb am 10. November 1878. Seine Wiege stand in dem väterlichen Schlosse Overdyk bei Bochum in der Grafschaft Mark, die gerade dort mit einem sehr fruchtbaren Boden gesegnet ist. Heute spielt eine hochentwickelte Industrie auf Grund reicher Kohlenbergwerke dort die erste Rolle. Das nach den Freiheitskriegen neu erwachte Glaubensleben trieb dort seine ersten Sprossen. Man kannte noch nicht die Anstalten der reich gesegneten innern Mission, von denen heute alle Gegenden Deutschlands viel Gutes zu berichten wissen. Die Familie von der Recke-V. gehört einem der ältesten Geschlechter der Grafschaft Mark an und wohnte seit dem Ende des vorigen Jahrhundert in Overdyk. Schon unter dem Vater des Grafen Adelbert, Philipp, bildete dieses Schloß einen leuchtenden Mittelpunkt christlicher Humanität für die ganze Gegend. Er bethätigte seinen menschenfreundlichen Sinn durch Errichtung einer Normalschule auf seinem Gute, an welcher der später als Pädagog so hervorragende Wilberg gewirkt hat. Die Franzosen hoben diese Schule auf, aber kaum hatte die Fremdherrschaft mit den Freiheitskriegen ihr Ende erreicht, so bot sich dem christlichen Sinne der gräflichen Familie die Gelegenheit dar, sie, wenn auch in anderer Weise, der Jugend und dem Reiche Gottes zurückzugeben. Die Freischule wurde durch sie zur Freistätte für arme verlassene und verwahrloste Kinder, zur Mutter und zum Muster für alle die Hunderte von Rettungsanstalten, welche seitdem in ganz Deutschland durch die christliche Liebe ins Leben gerufen worden sind. Die Franzosen und die Kriegsjahre hatten damals eine Menge Vagabunden, Waisen und verlassene Kinder hervorgerufen, welche bettelnd das Land durchzogen. Auch Overdyk sah solche Unglückliche in großer Menge. Aber hier fanden sie mehr als kalte Almosen, hier fanden sie warme, zur gründlichen Hülfe bereite Herzen. Insonderheit jammerte den jungen Grafen der armen Kinder. Zuerst versuchte er in Gemeinschaft mit seinem edlen Vater ihre Unterbringung in christliche Familien und nahm auch ins eigene Haus einige jener Kinder auf. Allein er erkannte bald, wie bedenklich diese Aufnahme für die eigene Familie werden könnte. Da bot denn das alte Schulhaus eine willkommene Stätte und er zog am 19. November 1819, nachdem er in der

Zeitschrift „Hermann" die christlichen Menschenfreunde um Hülfe angerufen und eine förmliche Gesellschaft gebildet hatte, mit 3 Zöglingen in das neue Heim ein, begleitet von dem für diese Knaben bestimmten Lehrer und einer Haushälterin. Zugleich bildete sich ein Jungfrauenverein, der es sich besonders zur Aufgabe setzte, allerlei Geschenke, Handarbeiten u. s. w. jährlich zur Verlosung zu bringen und den Ertrag der Anstalt zuzuführen. Christen und Juden, Alte und Junge, Kleine und Große, Arme und Reiche bezeugten ihre warme Theilnahme sowohl durch Einsendung von Verlosungsgegenständen wie durch Abnahme von Losen. Man fragte nicht nach Confession oder Landesgrenze; die Liebe lehrte über das Alles hinwegblicken. Aus Rußland, Polen, Dänemark, Holland, Hannover, Sachsen, Braunschweig, Hessen, Baiern, Württemberg, Baden und der Schweiz strömten die Opfer der Liebe herbei, namentlich als die Anstalt durch Ankauf der Abtei Düsselthal bei Düsseldorf eine bedeutende Erweiterung erfahren hatte. Und dieser Ankauf war auf so merkwürdige Weise zu Stande gekommen, daß Graf v. d. R. in seinem Vertrauen auf Gottes Durchhülfe gar sehr gestärkt wurde. Einen großen Theil der auf dem Gute haftenden Schuld übernahm 3 Jahre später der hohe Gönner der Anstalt, König Friedrich Wilhelm III. Auch von anderen Seiten steuerte man willig bei, so daß am 19. Juni 1822 der Graf mit 24 Knaben und 20 Mädchen seinen Einzug halten konnte. Die Anstalt Overdyk blieb unter der Leitung seines Vaters und seiner Schwester Ida. In Düsselthal gab es nun ein recht reges Leben. Wo einst schweigende Mönche umhergewandert waren und nur das monotone memento mori hatten ertönen lassen, tummelte sich jetzt eine fröhliche Kinderschar. Beschränkte Räume und verfallende Gebäulichkeiten mußten entfernt und neue an deren Stelle gesetzt werden. Den Kreis der Freunde suchte man mehr und mehr zu erweitern, indem von Neujahr 1825 an als Organ der Anstalt „Der Menschenfreund" herausgegeben wurde, dem sich im Jahre 1830 die „Christliche Kinderzeitung" anreihte. Im J. 1836 wurden 173 Morgen freilich etwas nassen Landes, aber auch für nicht vieles Geld hinzugekauft, das hauptsächlich aus England kam. Ein anderes Gut Zoppenbrück, anstoßend an das Düsselthaler Gebiet, wurde im J. 1840 angekauft, wozu zum Theil wenigstens die Kaiserin von Rußland und der König von Holland die Deckung zu liefern die Gnade hatten. Ein wichtiges Ereigniß brachte das Jahr 1845. Durch Allerhöchste Cabinetsordre wurden die vom Grafen entworfenen Statuten genehmigt und der Anstalt die Vorrechte öffentlicher Armenanstalten und Hospitien verliehen. Der edle Stifter, der sein Werk bis hierher gebracht sah, blieb einstweilen noch Leiter der Anstalt, bis andauernde Kränklichkeit ihn veranlaßte, einen Andern an seine Stelle treten zu lassen. Am 18. November 1847 übergab er die Anstalt einem Curatorio resp. dem zum Director erwählten früheren Seminarinspector Georgi und zog nach Craschnitz in Schlesien. Wollte man sich wundern, daß Graf v. d. R. sich schon jetzt als ein Mann von 56 Jahren von seinem Segenswerk zurückzog, so möge man außer der schon genannten Kränklichkeit auch die sehr schwierigen Verhältnisse in Betracht ziehen, unter welchen er bisher gearbeitet hatte. Außer dem geringen Ertrage der Landwirthschaft einem so zahlreichen Personal gegenüber, außer den Erwachsenen etwa 140 Kinder, und außer dem geringen Pflegegelde, das ihm für die Kinder gezahlt wurde, von denen auch immer eine Anzahl ohne jegliches Kostgeld aufgenommen wurde, war er auf freiwillige Gaben angewiesen, welche eingehen oder auch nicht eingehen konnten. In den verschiedenen Jahresberichten kann man die Nöthe und Verlegenheiten finden, in welche er so sehr oft gerathen ist, freilich auch die häufigen Durchhülfen Gottes, die ihm ganz unerwartet in den Schoß gefallen sind. Die Wartezeit läßt aber gemeiniglich tief gehende Spuren

zurück. Dazu kommt die gewaltige Erregung in der fast ganz katholischen Nachbarschaft, welche ganz offen die Beschuldigung aussprach, er habe nur darum seine Anstalt in der Nähe fast ganz katholischer Orte gegründet, um Proselyten zu machen. Einen Beweis solchen Strebens wollte man auch darin finden, daß er es sich angelegen sein ließ, einige Häuser zu errichten, worin solche Juden Aufnahme fanden, welche die Absicht kundgaben, zum Christenthum überzutreten. In Wort und Schrift wurde er darum von seinen nächsten Nachbarn angegriffen, obgleich man einen Beweis zu liefern nicht im Stande war. So konnte man wohl allmählich auch einen kräftigen Mann mürbe machen, allein sein Werk trägt auch heute noch den Stempel eines Gott wohlgefälligen an sich, indem einige Jahre nach seinem Abgange auf dem früher schon genannten Zoppenbrück eine dritte Anstalt gegründet wurde, 12 Minuten von der Hauptanstalt Düsselthal, die wie die früher gegründeten in Blüthe steht. Nach dem Heimgange des Director Georgi trat an seine Stelle der Pfarrer W. Imhaeusser im J. 1863, unter dessen Leitung das Ganze seitdem steht, außer den Erwachsenen etwa 270 Kinder und 90 Lehrlinge und Dienstmädchen außerhalb, im Ganzen etwa 360 Kinder. Das Verlangen, seinen armen Mitmenschen zu helfen, begleitete den Grafen auch in seine neue Heimath Craschnitz. Es dauerte nicht lange, so erstand auch dort eine Reihe von Liebeswerken, deren erstes den armen Idioten galt. Eine große Anzahl dieser Unglücklichen hat dort Linderung und Besserung ihres Zustandes gefunden. Daneben wurde ein Diakonissenhaus sammt Krankenanstalt errichtet, so daß auch die Provinz Schlesien dem edeln Wohlthäter zu großem Dank verpflichtet ist. Möglich wurde diese Fortführung unermüdlicher Menschenliebe nur dadurch, daß ihm seine gleichgesinnte Gemahlin, die sich in Düsselthal schon als ausgezeichnete Hausmutter bewährt hatte, sowie einige seiner Töchter sich hülfsbereit an seine Seite stellten, mit denen einer seiner Söhne, der Majoratsherr, Hand in Hand geht. W. Imhaeusser.

Recke: Charlotte Elisabeth Konstantia v. d. R., deutsche Dichterin und Schriftstellerin, wurde am 20. Mai 1756 in (dem damaligen Herzogthum) Kurland geboren und im Hause ihres Vaters, des Reichsgrafen v. Medem sorgfältig erzogen. Fünfzehnjährig mit dem zweiunddreißigjährigen Kammerherrn Baron v. d. Recke, einem ausschließlich den politischen und ständischen Interessen seiner Heimath lebenden Kampfgenossen des siebenjährigen Krieges verheirathet, führte die sensitive und seit ihrer Kindheit zur Schwermuth neigende junge Frau an der Seite des anders gearteten Gatten eine so unglückliche Existenz, daß ihre Ehe 1776 getrennt und nach dem Tode ihrer einzigen Tochter im J. 1781 geschieden wurde; auf diese Scheidung war es nicht ohne Einfluß, daß Elise an dem Professor des Mitauer akademischen Gymnasiums David Hartmann (aus Württemberg) einen Verehrer im Werther'schen Stil gefunden hatte (vgl. den Artikel D. H. im Goethe-Jahrbuch für 1888). Seit der im J. 1779 erfolgten Verheirathung ihrer Halbschwester Anna mit Peter Biron, dem letzten Herzoge von Kurland, lebte Elisabeth vornehmlich am Mitauer Hofe, dessen gefeiertester Gast damals Cagliostro war. Anfänglich entschiedene Anhängerin des geschickten Betrügers und Mitglied der von ihm gestifteten Loge (d'Adoption) hatte sie demselben bereits ihre Begleitung an den Hof der Kaiserin Katharina II. zugesagt, als einige von unsittlicher Lebensauffassung zeugende Aussprüche des angeblichen Grafen und königl. spanischen Obristen das Mißtrauen der feinfühligen kaum 24jährigen jungen Frau weckten. Ohne Cagliostro vollständig durchschaut zu haben, brach Elise ihre Beziehungen zu ihm ab, und trug sie dadurch wesentlich zur Erschütterung seiner Mitauer Stellung bei. Nach Entdeckung der sog. Halsbandgeschichte trat sie mit der im J. 1787 zu Berlin erschienenen, noch in demselben Jahre *ins Russische* und später (1792) ins Holländische übersetzten Schrift „Nachricht

von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau 1787 und von dessen magischen Operationen" öffentlich gegen den Betrüger auf, der sich von diesem Schlage nicht wieder zu erholen vermochte (vgl. Cagliostro in Mitau, Balt. Monatsschrift 1864, Bd. X, S. 354 ff. — Cagliostro in Mitau, Berlinische Monatsschrift 1790, Stück 10, S. 302 ff.). Zur Zeit der Veröffentlichung dieser Schrift, welche europäisches Aufsehen erregte, weilte die Verfasserin in Deutschland, wo sie durch ihre von Joh. Adam Hiller componirten „Geistlichen Lieder einer vornehmen kurländischen Dame" (Leipzig 1780), sowie durch die gleichfalls von J. A. Hiller herausgegebene Gedichtsammlung „Elisens geistliche Lieder" bekannt geworden war. Zu Ende der achtziger Jahre nach Mitau zurückgekehrt, reiste sie bald nach der im J. 1796 erfolgten Unterwerfung Kurlands unter das russische Scepter nach St. Petersburg, wo sie von Katharina II. mit Auszeichnung empfangen und durch Verleihung des (von 508 Menschen bewohnten) Domänengutes Pfalzgrafen in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt wurde. Eine Zeit lang mit philanthropischen Plänen zur Besserung der Lage der Bauern ihres Gutes Subern beschäftigt, wurde sie bei der Ausführung derselben durch die Thronbesteigung Paul's I. unterbrochen und zu dauernder Niederlassung in Deutschland veranlaßt (vgl. den an den Schriftsteller G. Merkel gerichteten Brief d. d. Pyrmont d. 8. Sept. 1797 bei J. Eckardt, Die baltischen Provinzen Rußlands, — 2. Aufl. — Leipzig 1869, S. 191 ff.). Seit dem Jahre 1797 lebte Elise v. d. R. abwechselnd in Berlin, Leipzig, Dresden und auf dem ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland gehörigen Gute Löbichau und zwar in Gesellschaft des ihr nahe befreundeten Dichters Tiedge, mit welchem sie in den Jahren 1804 bis 1806 eine Reise nach Italien unternommen hatte (vgl. das von Böttiger herausgegebene „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien" 4 Bände. Französische Ausgabe: Voyage en Allemagne, dans le Tyrol et en Italie par Mme. de la Recke, traduit de l'Allemand par Mme. la Baronne de Montolieu, Paris 1819. — Briefe aus Italien, in den Mitauer Wöchentlichen Unterhaltungen, Bd. 2 [1805]. — Caroline von Binzer, Drei Sommer in Löbichau). Sie starb im J. 1833 (13. April) zu Dresden, wo sie während der letzten 14 Jahre ihres Lebens dauernden Aufenthalt genommen und ihre früheren Beziehungen zu Tiedge fortgesetzt hatte (vgl. Eberhard, Blicke in Tiedge's und Elisa's Leben, Berlin 1844). Die übrigen der Frau v. d. R. gewidmeten litterarischen Zeugnisse und ein Register ihrer zahlreichen Schriften finden sich in dem Allgem. Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Liv-, Est- und Kurland, von J. F. v. Recke und K. E. Napiersky (Mitau 1831, III, 480 ff.) und den Nachträgen und Fortsetzungen zu demselben (Mitau 1859, S. 135). Litterargeschichtlich kommen die poetischen wie die prosaischen Schriften dieser ihrer Zeit vielgenannten Dichterin höchstens als charakteristische Typen des Zeitalters rationalistischer Schönseligkeit in Betracht. Ihren Ruf hat die Schwester der letzten Herzogin von Kurland nicht sowohl ihrem Talent, als ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrem Charakter zu danken gehabt, der ungewöhnliche Energie mit ebenso ungewöhnlicher Güte verband. Eckardt.

Recke: Johann v. d. R., Meister deutschen Ordens in Livland, geboren . 1480 zu Heren in Westfalen, tritt nach 1514 in den deutschen Orden in Livland, wird 1525 Cumpan des Schäffers in Wenden, 1523 Comthur zu Marienberg, 1535 Comthur zu Fellin, 1542 Coadjutor des Meisters und 1549 nach Brüggenev's Tode Meister. Gestorben c. Juni 1551 zu Fellin. Ein tüchtiger Mann, der aber die von Rußland drohende Gefahr nur aufzuschieben, nicht zu beseitigen vermochte, auch nur mit Mühe den sich steigernden Verfall im Innern aufhielt. Eine genügende Darstellung seiner Regierung fehlt noch.

Vgl. Toll-Schwartz, Brieflade III. — Geschichte der Familie Recke, Breslau 1878 und Winkelmann, Bibliotheca Livoniae hist.

Jobst v. d. R., Neffe des Vorigen. — War Domherr in Münster, erkaufte 1543 das Bisthum Dorpat von Johannes Bey, 1544 zeichnet er als confirmirter Bischof. 1552 verließ er sein Bisthum und zog nach Deutschland, um den inneren Schwierigkeiten und dem drohenden russischen Kriege aus dem Wege zu gehen. Als Herr von Heren, dem Sitz seines verstorbenen Bruders, ist er c. 1570 gestorben.

Litteratur wie oben. Schiemann.

Recke: Dr. Johann Friedrich v. R. (eigentlich Reck) wurde am 1. August 1764 in Mitau, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf der Mitauer großen Stadtschule, die unter der Leitung der Rectoren K. A. Kütner und Joh. Heinr. Kant (eines Bruders des Königsberger Philosophen) stand, und dann auf dem dortigen akademischen Gymnasium. Nicht geringen Einfluß auf seine Geistesrichtung gewann der herzoglich kurländische Kanzleirath v. Raison und der Buchhändler Hinze, ein gründlicher und geschmackvoller Humanist, der ihn bei seinen Arbeiten, besonders bei der Lectüre der römischen Classiker, unterstützte. Kaum 17 Jahre alt, bezog R. die Universität Göttingen, wo er die Rechte studiren sollte, sich aber vorzugsweise dem Studium der Geschichte und Statistik, Alterthumskunde und Kunst zuwandte. Seine Lehrer, besonders Heyne, Schlözer und Blumenbach würdigten ihn ihrer Freundschaft und versahen ihn, als er sich nach beendetem Cursus zu längerem Aufenthalte nach Paris wandte, mit wichtigen Empfehlungen. Hier ließ er keine Bücher- und Kunstsammlung unbenutzt und, mit reichem Wissen ausgestattet, kehrte R. im J. 1785 nach Mitau zurück, wo er sich zunächst dem Studium der Geschichte seines Vaterlandes eifrigst hingab. Im August 1787 ernannte ihn Herzog Peter von Kurland zum Adjuncten des Archiv- und Lehnsecretärs Hartmann, dessen Stelle ihm bald ganz übertragen wurde. In diesem Amte konnte R. ganz seiner Neigung leben und, wie er selbst sagte, nach Herzenslust in vaterländischen Urkunden stöbern. Eine Gefahr, in welche der ihm anvertraute Schatz gerieth, brachte ihn auch selbst in Gefahr: bei einer im December 1788 im Mitau'schen Schlosse ausgebrochenen Feuersbrunst war R. mit der Bergung der auf den Schloßplatz hinausgeworfenen Schriften außerordentlich thätig und hatte hierbei das Unglück, beide Füße zu erfrieren, so daß er ein viermonatliches schmerzhaftes Krankenlager zu bestehen hatte. — Nachdem Kurland sich Rußland unterworfen hatte (1795) wurde R. Secretär der kurländischen Gouvernementsregierung und darnach Kameralhofsrath. Als die Franzosen während des Krieges von 1812 Kurland occupirt und daselbst eine französische Landesregierung errichtet hatten, erachtete R. es für eine dem Vaterlande gegenüber zu erfüllende Pflicht, seine amtlichen Obliegenheiten fortzusetzen. Dieses wurde ihm von der russischen Regierung sehr verdacht, welche ihn „wegen seiner Anhänglichkeit an den Feind" zu maßregeln beabsichtigte. Indessen gelang es R. sich zu rechtfertigen und Kaiser Alexander I. bestätigte ihn in seinem bisherigen Amte, in welchem er dem Staate noch manche wichtige Dienste zu leisten vermochte. Nach fast vierzigjährigem Wirken im Staatsdienste nahm R. im J. 1826 seine Entlassung aus demselben, um fortan seine Kraft ganz der von ihm mitgestifteten kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst und dem von ihm geschaffenen kurländischen Provinzialmuseum, in deren Interesse er bis an sein Lebensende unermüdlich thätig war, sowie der Förderung litterarischer Unternehmungen zu widmen. Schon früher hatte er Hiärne's Chronik bearbeitet und mehrere Jahre lang eine theils der Unterhaltung theils der Besprechung wissenschaftlicher Gegenstände dienende Zeitschrift: „Wöchentliche Unter-

haltungen" herausgegeben; nun nahm er einen langgehegten Plan, die Herausgabe eines „Allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikons der Provinzen Liv-, Est- und Kurland" wieder auf und führte dieses grundlegende, exacte Werk im Verein mit Dr. C. E. Napiersky in den Jahren 1827—32 durch. — Seine übrigen Arbeiten betreffen Studien auf dem Gebiete der kurländischen Predigergeschichte, Genealogie etc. — In hohem Alter erlebte R. noch zwei Ehrentage: bei der Jubelfeier der Universität Göttingen im J. 1837 fand er als der älteste lebende Schüler der Georgia Augusta ehrenvolle Aufnahme und Anerkennung, und zu seinem 80. Geburtstage (1844) wurden ihm von vielen Seiten die herzlichsten Ehrenbezeugungen dargebracht. Nach kurzem Krankenlager starb R. am 13. (25.) September 1846 zu Mitau.

Allg. Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Liv-, Est- und Kurland III 485—491. — Mitau'sche Ztg. 1846, Nr. 80. — C. E. Napiersky, Darstellung des Lebens und Wirkens von Dr. Joh. Friedr. v. R. in: Sendungen der kurl. Gesellsch. für Lit. und Kunst 1847, III, 129—143.

Alexander Buchholtz.

Recke: Thies (Mathias) v. d. R., geb. Ende des 15. Jahrhunderts auf Schloß Heiden in Westfalen, † 1580 zu Neuenburg in Kurland. R. zog 1525 nach Livland, um in den deutschen Orden zu treten, wurde 1545 Schaffer zu Goldingen, danach Adjunct des Comthurs von Doblen, 1550 endlich Comthur von Doblen. In dieser Stellung hat er an dem 1558 ausgebrochenen russischen Kriege theilgenommen; 1559 wurde ihm propter bene merita — worunter namentlich eine Geldhülfe zu verstehen ist — die Burg Doblen mit allem Zubehör auf Lebenszeit verschrieben. Dann finden wir ihn als Mitunterzeichner des vom letzten Ordensmeister Kettler (s. A. D. B. XV, 685) mit Polen geschlossenen Schutzvertrages (14. Februar 1560). Seine Zustimmung zur Säcularisation des Ordensstaates ertheilte er gegen die Zusicherung (d. d. Dünamünde April 1560), daß ihm Doblen, Hof zum Berge, Autz und Neuenburg erblich zufallen sollten, auch hat er nicht dem neuen Herzog geschworen, sondern dem Könige von Polen einen immediaten Lehnseid geleistet. Er nannte sich Herr und Erbgesessen zu Doblen und dachte wie Kettler auf eigenem Grund und Boden zu herrschen. Nun war aber Kettler gleichfalls mit Doblen belehnt worden, und da ihm eine unabhängige Herrschaft mitten in seinem Herzogthum unerträglich erscheinen mußte, suchte er durch gütliche Vereinbarung und als das nichts fruchtete, sich durch Gewalt in den Besitz Doblens zu setzen. Im August 1566, als R., der inzwischen geheirathet hatte, im Begriff war nach Deutschland zu reisen, ließ er ihn unterwegs überfallen und in der Gefangenschaft nöthigte er ihn zum Verzicht auf Doblen, wogegen das 13 Quadratmeilen große Kirchspiel Neuenburg ihm überlassen blieb. Kaum war jedoch der alte Comthur in Freiheit gesetzt worden, so machte er einen Proceß gegen den Herzog in Polen anhängig und verweigerte nach wie vor die Huldigung und die Anerkennung der Oberhoheit des Herzogs. Erst nach 14jähriger erbitterter Fehde kam am 18. Februar 1576 ein Vergleich zu Stande, gegen Anerkennung seiner vollen persönlichen Unabhängigkeit verzichtete R. auf Doblen. Nur den Roßdienst zum Schutz des Vaterlandes sollte er zu leisten gebunden sein. Nach dem Tode des alten Comthurs aber sollte Neuenburg wieder in den directen Verband des Herzogthums eintreten. So ist Thies der letzte selbständige Ritter deutschen Ordens in Livland gewesen und als solchem mag ihm wohl ein Raum an dieser Stelle gebühren. Von ihm stammt das noch heute in Kurland blühende Geschlecht der Freiherren von der Recke ab.

Schiemann.

Reckenberger: Johann Leonhard R. war seit 1733 Adjunct der philosophischen Facultät zu Jena, 1740 außerordentlicher Professor. Er las alttestamentliche Exegese; chaldäische, syrische und hebräische Grammatik und Accentlehre. Seine Schriften gehören dem Gebiete der biblischen Hermeneutik und Archäologie an. Innerhalb des ersteren war er nicht selbständig, sondern lieferte meistens nur einen Auszug aus J. J. Rambach's Institutiones hermeneuticae. Er schrieb einen „Tractatus de studio s. hermeneuticae", 1732 und einen „Nexus canonum exegeticorum naturalis", 1736 (hier ist von ihm selbst seine Abhängigkeit von Rambach bereits auf dem Titel vermerkt), s. d. vollständigen Titel bei Rosenmüller, Hdb. f. d. Lit. d. bibl. Krit., Bd. 4 S. 82. Ueber die Grundsätze dieser Hermeneutik der pietistischen Schule, insbesondere Rambach's vgl. Meyer, Versuch einer Hermeneutik des Alten Testamentes, 1. Thl. S. 81—83. Außerdem verfaßte er eine Schrift, betitelt: „Sacri Judaeorum ritus antiqui secundum res gestas et dogmata illorum ad codicis sacri utriusque foederis illustrationem descripti", 1740. Der erste Theil handelt von der israelitischen Geschichte in den Zeiten vor dem Gesetz, unter dem Gesetz und unter dem Messias, der zweite Theil ist biblisch-theologisch und handelt 1) de veterum Judaeorum theologia, 2) de articulis fidei.

Siegfried.

Red: Con. Red. wird in dem zu Hamburg 1558 gedruckten „Enchiridion geistliker Leder und Psalmen" der Dichter des Liedes: „Jck dancke dy, Godt, vor alle dyne woldadt, dat du hefſt mick u. s. f." genannt. Das Lied ist nicht in einem frühern Drucke bekannt. Im Stettiner Gesangbuch von 1576 wird Johann Freder als Verfasser dieses Liedes genannt (s. A. D. B. VII, 327 ff.); aber das ist offenbar Verwechslung mit einem Liede Freder's, das einen fast gleichen Anfang hat; wäre Freder Dichter auch dieses Liedes, so hätte man das 1558 in Hamburg gewiß gewußt, wie denn andere seiner Lieder in diesem Hamburger Gesangbuch mit seinem Namen bezeichnet sind. Daß das Lied von einer Frau gedichtet sei, ist eine Annahme, die auf verkehrtem Verständniß des Wortes Gemahl, als ob dasselbe nur den Ehemann, nicht auch die Ehefrau bezeichne, beruht, weshalb auch die Deutung von con. durch coniux (Gattin) hinfällig ist. Die Bezeichnung Con. Red weist auf einen Conrad Red . . . . .; ob an einen Redinger (mit Wackernagel), einen Reder (ein Conrad Rheder, Sohn eines Bergedorfer Rathmannes, starb am 8. November 1575), einen Redeker (der Philologe Konrad Redeker lebte viel später) oder an wen sonst zu denken ist, muß dahingestellt bleiben, so lange jeder weitere Anhalt fehlt. Es ist anzunehmen, daß die Abbreviatur damals in Hamburg unmißverständlich war. Das Lied selbst hat in niederdeutschen Gesangbüchern eine ziemlich große Verbreitung gefunden.

Geffcken, die hamburgischen niedersächsischen Gesangbücher. Hamburg 1857, S. 142. — Wackernagel, das deutsche Kirchenlied IV, S. 111. — Mohnike, des Johannes Frederus Leben und geistliche Gesänge. Stralsund 1840, III, S. 19; hier steht unter Nr. 5 unser Lied und unter Nr. 6 das Lied Freder's mit dem ähnlichen Anfange. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. II, S. [illegible] Nr. 11.

L. u.

Redecker: Christoph R., Jurist, geboren als Sohn eines Bürgers zu Osnabrück am 10. November 1652, † zu Rostock am 15. Juni 1704. Er kam 1661 zu seinem Oheim Heinrich Rud. Redecker nach Rostock, bezog 1667 das Gymnasium zu Stettin, studirte die Rechte seit 1672 in Rostock, war Hofmeister bei zwei reichen Jünglingen, machte von 1667 ab mit einem *Dänen* Reisen durch Holland, England und Frankreich, wurde 1682 in Rostock

Dr. iuris, 1685 ord. Prof. der Rechte (des Codex) und Assessor beim Consistorium, am 24. Februar 1693 Senator, am 7. März desselben Jahres Bürgermeister. Schriften: „De comitiis eorumque iuribus“, Rost. 1684; „De venatione eiusque iuribus“, Rost. 1685; „De feudis“, 1690; „De fictione iuris civilis“, 1690; „De decimis laicorum in terris protestantium“, 1691. 4°. Handschriftlich hinterließ er „Annales Mecklenburgenses“.

Quistorp, Progr. ad exequias C. R. Redecker, Rost. 1704. 4°. — Rostochia liter. p. 196 sqq. — Jöcher III, 1951. Forts. VI, 1526.

v. Schulte.

Redecker: Heinrich Rudolph R., geboren zu Osnabrück am 14. September 1626, † zu Rostock am 23. December 1680. Nachdem er im J. 1647 zu Rostock disputirt hatte, setzte er die juristischen Studien zu Marburg und Straßburg fort, wurde Erzieher des Grafen Ludwig Friedrich von Nassau-Saarbrücken, erwarb 1655 in Straßburg die Würde eines Dr. iuris, machte hierauf Reisen durch Frankreich und Holland, wurde 1657 Rathsprofessor der Institutionen zu Rostock, 1671 der Pandekten und Assessor des Consistoriums, 1672 fürstlicher Professor, 1677 Geheimrath, auch königl. dänischer Rath. Schriften: „De fideiussoribus“, Straßb. 1647; „De errore calculi“, 1664; „De morte“; eod. „De advocatis“, 1665; „De rescriptis principum sub — et obreptitiis“, eod.; „De haereditate conventiali“, 1667; „De exceptione non numeratae pecuniae“, eod.; „De liquidatione“, 1668; „De interesse“, 1669; „De grossatoribus“, 1670; „De datione in solutum; de exceptione SCti Macedoniani“, 1672; „De assessoribus“, 1672 (u. Jen. 1755); „De contractibus realibus“, 1670; „De usuris et mora“, 1674; „De traditionibus“, 1675. — „De gratia“, Arg. 1655; „De exjuramento perhorrescentiae“, 1661; „De carceribus“, 1666; „De vulneribus“, 1667; „De crimine sacrilegii“, 1670. — „De summo principe imperii“, 1652; „De homagio“, eod.; „De majestate“, 1659; „De postis“, 1662; „De electione episcopi ad l. 31. C. de episc. et cler.“, 1667. Alle in 4°. Wo kein Ort zugefügt ist, in Rostock gedruckt. Einige andere mir nicht bekannte bei Adelung angegeben.

Witte, Diarium. — Westphalen, Monum. inedit. III, 1296, 1399 ff. — Jöcher III, 1951. Fortsetzung von Adelung VI, 1527.

v. Schulte.

Redel: Karl Andreas R. wurde am 2. Juni 1664 zu Halle a. d. S. geboren, wo sein Vater Oberbornmeister war; er studirte seit 1684 in Leipzig Theologie und ward hier Magister. Nachdem er einige Jahre in Leipzig als Docent gewirkt, ward er im J. 1692 Adjunct an der Liebfrauenkirche zu Halle und in demselben Jahre noch Pastor und Superintendent zu Pegau; von hier aus ward er im J. 1700 in Leipzig Doctor der Theologie. Im J. 1707 ward er Superintendent in Delitzsch und 1712 Generalsuperintendent in Altenburg, wo er am 2. September 1730 starb. — R. ist Herausgeber des Altenburger Gesangbuches von 1714, sowie des zweiten Theiles desselben von 1727; in dieses Buch nahm er acht eigne Lieder auf. Von seinen Liedern ist das eine: „Die Seligkeit ist mein Verlangen, ich suche sie einst zu empfangen“ noch im Altenburgischen beliebt.

Jöcher III, Sp. 1952. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1528. — Blätter für Hymnologie, Jahrgang 1887, S. 76 f. l. u.

Reden: Franz Ludwig Wilhelm v. R., hannoverscher Staatsmann, geboren am 10. October 1754 zu Hoya, † am 4. März 1831 zu Berlin. Er war der Sohn des Generallieutenants Ernst Friedrich v. R., der in der Schlacht bei Atzenhain (östlich von Gießen) am 21. März 1761 fiel, als er an der Spitze

seines Dragonerregiments den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig vor der Gefangennahme durch die übermächtige Cavallerie des Marschalls Broglie rettete. Nach dem Besuche der Ritterakademie zu Lüneburg studirte Franz v. R. seit 1772 in Göttingen die Rechte gleichzeitig mit dem Freiherrn vom Stein und Rehberg, die durch ihn mit einander bekannt wurden. Nachdem er 1777 Auditor bei der Justizkanzlei in Hannover geworden war, besuchte er zu Anfang des Jahres 1779 zusammen mit Stein die Höfe von Mannheim, Darmstadt, Stuttgart und München. Zum Mitgliede der Kriegskanzlei ernannt, erledigte er verschiedene schwierige Aufträge mit großem Geschick, so insbesondere die Verhandlungen mit der englischen Regierung über die Pensionsverhältnisse der aus Ostindien zurückgekehrten hannoverschen Officiere. Das gab Veranlassung, ihn in den diplomatischen Dienst zu ziehen, dem er von 1792 bis zu seinem Tode angehörte. Seine erste Mission war die Begleitung des Ministers v. Beulwitz zur Krönung Kaiser Franz II. Die ihm darauf übertragenen Gesandtschaftsposten in Mainz und in Köln ließen sich nur kurze Zeit behaupten, da beide Höfe alsbald vom Sturm der Revolution hinweggefegt wurden. Als hannoverscher Subdelegirter nach Rastadt entsandt, hat er die ganze traurige Verhandlung dieses Congresses mit durchgemacht und konnte erst nach dessen Auflösung die ihm schon länger übertragene Gesandtenstelle in Berlin übernehmen (s. A. D. B. XXIV, 356). 1800—1803 fungirte er in Berlin, wurde dann nach Regensburg zum Ersatz des verstorbenen Comitialgesandten v. Ompteda geschickt und hatte als solcher Gelegenheit, Protest gegen die Occupation Hannovers durch die Franzosen wie gegen die Verletzung des badischen Gebietes durch die Gefangennehmung des Herzogs von Enghien zu erheben und den Antrag auf eine angemessene dem Reiche genugthuende Erklärung zu stellen, Schritte, die von der theils scheuen, theils Frankreich ergebenen Reichstagsmehrheit sehr unbequem empfunden wurden. Gegen die Besetzung Hannovers durch Preußen im Januar 1806 richtete sich die Deduction aus Reden's Feder: „Wahre Darstellung des Benehmens S. K. Majestät von Preußen gegen S. K. Maj. von Großbritannien als Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg" (1806), welche das Verfahren Preußens in völkerrechtlicher, staatsrechtlicher und politischer Beziehung untersuchte und als ein Gewebe von hinterlistigen und eines Staates unwürdigen Handlungen brandmarkte. Nach Auflösung des Reiches behielt R. seinen Wohnsitz in Regensburg, vertauschte ihn nachher mit Aschaffenburg und zog sich 1813, als ihn der Fürstprimas nicht mehr zu schützen vermochte, nach Oesterreich, der Zuflucht so vieler, der französischen Polizei verdächtiger Patrioten, zurück. In Linz und Prag, wo er seinen Aufenthalt nahm, lebte er litterarischen Studien. Während des Congresses ging er nach Wien, ohne aber eine öffentliche Stellung zu bekleiden. Erst nach Wiederherstellung des Friedens trat er aufs neue in den diplomatischen Dienst und wurde an den Höfen zu Stuttgart und zu Karlsruhe als Gesandter accreditirt, seinen regelmäßigen Wohnsitz in Karlsruhe aufschlagend. Auf die anmuthende Geselligkeit des Reden'schen Hauses kommt Varnhagen, der zu derselben Zeit preußischer Ministerresident in Karlsruhe war, in seinen Denkwürdigkeiten wiederholt zu sprechen, wie er nicht müde wird, den Hausherrn zu rühmen, der über alles unterrichtet und mittheilsam den Menschen, mit denen er verkehrte, voll Gutmüthigkeit und Freundlichkeit begegnete und in ihnen sogar den Liberalen und Demokraten vergaß, so gründlich abgeneigt er auch allem Verfassungswesen und den verfluchten Constitutionellen war, welche er in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte. 1819 trat eine größere Aufgabe als die bisherige an R. heran. Schon 1816, als man sich in Hannover anschickte, die Stellung der katholischen Kirche im Lande durch Verhandlung mit dem römischen Stuhle zu ordnen, hatte man an

nz v. R. gedacht, aus gewissen höfischen Rücksichten aber dem Kammerherrn Fried- v. Ompteda, ehedem westfälischen Gesandten in Wien, den Vorzug gegeben, von dem Staatsrath Leist (s. A. D. B. XVIII, 227) und dem geheimen gleirath August Kestner unterstützt, bis zu seinem in Rom erfolgenden Tode März 1819) die Geschäfte führte. Jetzt griff man auf R. zurück, der so zweiten Male Nachfolger eines Ompteda wurde. Im Juli 1819 traf R. seiner Frau, zwei Töchtern und seiner Schwägerin, Fräulein v. Wurmb in ein und installirte sich in der Villa di Malta, die bald zu einem an- nden und vielfach ersprießlichen Mittelpunkte für die deutschen Kunstfreunde Künstler wurde. Stackelberg, Launitz, Gerhard, die Brüder Riepenhausen, ner, sie alle sind seines Lobes voll. Während aber Kestner ihn einen frischen Herrn, gebildet und wohlwollend nennt, heißt ihn Niebuhr einen un- zen alten Mann, der sich kindisch den Hiesigen von Anfang an an den Kopf orfen habe. Das Ministerium in Hannover dachte kaum anders als Nie- und klagte über Reden's unbesonnene Nachgiebigkeit in den Verhandlungen der Curie. Als R. bei Uebernahme des Postens die Abberufung Leist's Bedingung gemacht hatte, mochte neben der Abneigung gegen den west- chen Staatsrath das Selbstvertrauen des Diplomaten der Reichszeit mit- rkt haben, in den kirchlich-politischen Dingen hinlänglich bewandert zu sein. Consalvi und Cappacini war aber die Regensburger Weisheit nicht ge- sen. Der zunächst noch als Grundlage festgehaltene Concordatsentwurf, hen Ompteda und Consalvi im August 1818 vereinbart hatten, erregte ere Bedenken in Hannover. Im April 1821 wurden die Verhandlungen abgebrochen und im nächsten Jahr nach Niebuhr's Rath und Preußens gang auf eine ganz andere Basis gestellt. Man einigte sich anstatt über ein cordat über eine Circumscriptionsbulle, die noch unmittelbar vor dem Tode s' VII., insbesondere durch Kestner's glückliches Eingreifen gefördert, am August 1823 zum Abschluß kam und im Mai des nächsten Jahres als e Impensa Romanorum pontificum publicirt wurde. Der politischen und lichen Gegensätze ungeachtet bildeten sich zwischen R. und Consalvi die ndlichsten Beziehungen. Nach dem Tode des letzteren (Januar 1824) stellte R. an die Spitze einer Subscription zu einer Denkmünze auf den Cardinal schrieb selbst das Programm dazu. Im Mai 1825 schied R. von Rom, den Posten eines hannoverschen Gesandten in Berlin zu übernehmen und dritten Mal Nachfolger eines Ompteda, des zum Staatsminister beförderten wig v. Ompteda (s. A. D. B. XXIV, 358) zu werden. In dieser Gesandten- e verblieb er bis zu seinem Tode. Neben seinen künstlerischen Neigungen n R. auch fortwährend litterarische Arbeiten beschäftigt. Außer einer tersuchung über die Päpstin Johanna" (Regensb. 1808), dem „Versuch einer schen Entwicklung der Geschichte des hörnenen Siegfrieds" (Karlsruhe 8), einer „Historischen Erläuterung" (Hannover 1826) zu dem Gemälde, hes auf Reden's Verwendung durch die Brüder Riepenhausen für den Ritter- des Residenzschlosses zu Hannover ausgeführt wurde und die Vertheidigung er Friedrich's I. durch Heinrich den Löwen zum Gegenstand hatte, ist das e genealogische Prachtwerk zu nennen, das ihn lange beschäftigt hat und vor seinem Tode in die Oeffentlichkeit trat: „Tableaux généalogiques et oriques de l'empire Britannique" (Hannover 1830), worin außer den Stamm- n der Regentenstämme Großbritanniens auch die seines hohen Adels, be- et von genealogischen Untersuchungen theils zur schottischen, theils zur wel- n Geschichte gegeben sind.

Neues vaterl. Archiv des Kgr. Hannover, Jg. 1831, Bd. II, 312 ff. — onvers.-Lexikon der neuesten Zeit III, S. 708 ff. (1833). — Pertz, Stein

I, 14. — Rehberg, Der Minister v. Stein (Minerva, November 1835, S. 168). — Gerhard, Hyperboreisch-römische Studien II, 311. — O. Meier, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage II, 2, S. 126, 261 ff.; III, 62 ff., 237 ff. — Ders., Der römische Kestner in Biographisches S. 115, 157 ff. (1886). — Varnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 66, 99, 103, 257, 512, 537, 545.

F. Frensdorff.

Reden: Friedrich Wilhelm Graf v. R., preußischer Minister, ward geboren am 23. März 1752 zu Hameln. Unter der Leitung seines Oheims, der die zum Kurfürstenthum Hannover gehörenden Bergwerke des Oberharzes als Berghauptmann verwaltete, entwickelte sich bei ihm ein früh gewecktes Interesse für den Hütten- und Bergwerksbetrieb, dem er dann durch Studien auf der Universität zu Göttingen eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen wußte. Höchst bedeutungsvoll wurden für ihn Reisen, die ihn nicht nur die hauptsächlichsten deutschen Berg- und Hüttenwerke kennen lernen ließen, sondern auch die von England und Schottland, welche letzteren beiden damals einen besonderen Aufschwung nahmen dadurch, daß man lernte die Steinkohle für die Roh- und Schmiedeeisenerzeugung und vornehmlich zur Speisung der in diesem Interesse zu verwendenden Dampfkräfte zu benutzen. Die Ueberzeugung, daß, wo reiche Steinkohlenschätze ein billiges Brennmaterial lieferten, die wesentlichste Grundlage für eine bedeutende industrielle Entwicklung geboten sei, brachte R. von diesen Reisen mit und fand nun auch bald ein geeignetes Feld der Wirksamkeit für diese Ideen und zwar im preußischen Staatsdienste. Der Minister von Heinitz hat das Verdienst, den vielversprechenden Jüngling an sich gezogen zu haben. Schon 1778 erhält derselbe durch eine Cabinetsordre Friedrich's des Großen die Ernennung zum Oberbergrath in dem Ministerium, zugleich mit der Hofcharge eines Kammerherrn und ein Jahr später die neugeschaffene Stelle eines Directors bei dem Oberbergamte, welches damals von Reichenstein nach Breslau verlegt wurde. In dieser Stellung nun hat R., nachdem es ihm einmal gelungen war, von dem in Geldbewilligungen bekanntlich ziemlich kargen Könige die erforderlichen Mittel zu erlangen, wahrhaft Großes geleistet und den Staatskassen für die gewährten Aufwendungen reichen Ersatz verschafft. Vor Allem war er unermüdlich dafür thätig, die Einführung der Steinkohlenfeuerung auf dem ganzen Gebiete der Privatindustrie durchzusetzen, wobei er denn zuweilen die Umänderung der Feuerungsanlagen aus Staatsmitteln gewährte oder wenigstens Rathschläge dazu und Zeichnungen darbot, manchmal sogar Prämien aus der Bergbeihülfskasse zahlte, dabei auch die Abfuhrwege für die Kohlen verbesserte. Er erzielte auf diesem Wege segensreiche Wirkungen nach den verschiedensten Seiten hin, er verschaffte der Industrie ein billigeres Feuerungsmaterial, welches dann wiederum die Anlage von Dampfmaschinen erleichterte, steigerte mit dem Absatz der Kohlen den Ertrag der Bergwerke und wirkte gleichzeitig der zunehmenden Entwaldung des Landes entgegen. Als R. sein Amt antrat, besaß Oberschlesien noch nicht einmal eine besondere Bergbezirksbehörde (Bergdeputation, wie es damals hieß); denn der Steinkohlenbergbau dieses Landestheils war ganz unbedeutend, und die beiden unter Friedrich dem Großen hier gegründeten übrigens nicht besonders ertragreichen Hüttenwerke zu Malapane und Kreuzburger Hütte ressortirten direct von der Domänenverwaltung. Indem jetzt R. auch diese letzteren in seine Verwaltung mit übernahm, erkannte er zugleich mit schnellem Blick die ungemeine Bedeutung der hier noch ruhenden mineralischen Schätze. Bereits 1781 erklärt er dem Minister Heinitz, er getraue sich zu behaupten, daß die Eisenerze Oberschlesiens sämmtliche in den königlich preußischen Landen gelegenen Werke auf eine unabsehbare Reihe von Jahren mit den erforderlichen Schmelz-

materialien zu versehen vermögen würden. Und ohne Zögern hatte R. unmittelbar nach seinem Amtsantritte in dieser Richtung Schritte gethan; bereits 1779 ward eine besondere Bergdeputation zu Tarnowitz errichtet, welche einige Jahre später den Charakter eines Bergamtes erhielt. Den König für diese oberschlesischen Pläne Reden's lebhafter zu interessiren, gelang vornehmlich dadurch, daß man demselben eine Neubelebung des oberschlesischen Bleibergbaues in Aussicht stellte, woran König Friedrich einen um so lebhafteren Antheil nahm, da er längst beklagt hatte, daß für Blei, welches in seinen Staaten nirgends gefördert ward, jährlich ansehnliche Summen außer Landes gingen. So setzte man zunächst die Wiederaufnahme des alten aber im Laufe der Zeit fast ganz eingeschlafenen Tarnowitzer Blei- und Silberbergbaues ins Werk, und nachdem es 1782 gelungen war, die Ansprüche der Grafen Henckel als Besitzer der Standesherrschaft Beuthen-Tarnowitz im Wege eines Vertrages abzufinden, konnte im Juli 1784 die Eröffnung der Friedrichsgrube bei Tarnowitz erfolgen, für welche man Steiger und Häuer aus dem Mansfeldischen verschrieben hatte. Man darf dies als den eigentlichen Ausgangspunkt für die ganze oberschlesische Bergindustrie ansehen. Die Mächtigkeit des hier gefundenen Gesteins setzte alle Welt in Erstaunen, ein Probehauen schüttete aus 1 Quadrat-Lachter 44⅕ Centner reines Erz (1 qm = 643 kg). Eine für die Culturgeschichte unseres Staates hochbedeutsame That war es dann, als R. für diese Grube, bei welcher dann sogleich auch eine Schmelzhütte errichtet ward, im J. 1786 bei Gelegenheit eines Besuches seines Chefs, des Ministers von Heinitz, die Bestellung einer Dampfmaschine in England durchsetzte, nachdem er dargelegt hatte, daß die erforderliche „Sümpfung der zusitzenden Wasser" mit Roßkräften 14000 Thlr. und mittelst Dampfkraft nur 3700 Thlr. kosten würde. R., der eben damals (im October 1786) von dem ohnlängst auf den Thron gekommenen Könige Friedrich Wilhelm II. in Anerkennung seiner Verdienste in den Grafenstand erhoben und zum Geheimen Ober-Finanzrath ernannt worden war, durfte die Beschaffung der gewünschten Maschine an Ort und Stelle betreiben, indem er neben dem berühmten Freiherrn von Stein (damals Geheimen-Ober-Bergrath) zum Studium der englischen Berg- und Hütteneinrichtungen im Spätherbst 1786 nach England entsendet ward (Pertz, Leben Steins I, 74). Die infolge davon 1787 nach beschwerlichem Wassertransport (bis Oppeln und von da per Axe) nach Schlesien gelangte Dampfmaschine war neben einer andern gleichzeitig für den Saalkreis beschafften, die erste Dampfmaschine, welche in dem damaligen preußischen Staate in dauernde Thätigkeit kam, wenn gleich schon früher Versuche mit Dampfmaschinen von Privaten gemacht worden sind, denen auch bereits Friedrich der Große eine gewisse Aufmerksamkeit zugewendet hat. Zu erweitertem Betriebe sollte nach des Ministers Ansicht eine zu bildende Gewerkschaft die Mittel bieten, und der König erklärte sich 1785 einverstanden, allerdings nicht ohne noch besonders einzuschärfen, man möge sich wohl bemühen, „recht gute Leute dazu auszusuchen, die bei der Sache ehrlich zu Werke gehen und nicht so stehlen und betrügen, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt". R. aber wünschte wenigstens für Oberschlesien zunächst nur die Staatsindustrie vertreten zu sehen, und es ist hier auch damals zu keiner Gewerkschaft gekommen. Der Ruf dieser Tarnowitzer bergmännischen Anlagen, vor allem das neue Schauspiel einer erfolgreich arbeitenden „Feuermaschine", wie man damals sagte, führte zahlreiche Besucher, die oft aus weiter Ferne kamen, nach der sonst so entlegenen Gegend. Schon 1788 besuchte sie Friedrich Wilhelm II., 1790 durfte R. die Anlagen dem Herzoge Karl August und Goethe zeigen und dann Beide noch auf einem Ausfluge nach Krakau und Wieliczka begleiten. Goethe hebt in einem seiner Briefe ausdrücklich hervor, daß sie an R. „einen sehr guten Gesellschafter gehabt hätten". Trotz aller sonstigen

Erfolge aber stieß gerade der Hauptplan Reden's, in Oberschlesien eine mächtige Eisenindustrie, gespeist von hier geförderten Steinkohlen ins Leben zu rufen, auf Schwierigkeiten, welche einen minder thatkräftig und ausdauernden Willen wohl hätten zurückschrecken können. Schon die vorbereitenden Schritte, die Bereisung und Erforschung des Landes war ein mühseliges Werk, es fehlte überall an Karten, Plänen, Nivellements; nicht einmal ordentliche Wege gab es, von Kunststraßen ganz zu geschweigen; abseits von den wenigen alten Verkehrsstraßen fanden sich selbst in den kleineren durchweg ungepflasterten Landstädten nirgends Wirthshäuser, die eingeborene Bevölkerung, durchweg polnisch, erschien auf niedrigster Culturstufe stehend, in der Leibeigenschaft halb verkommen; hier inmitten ausgedehnter Forsten, wo nicht einmal das Holz aus Mangel an Abfuhrwegen einen Preis hatte, die Steinkohlenfeuerung und eine lohnende Kohlenförderung einbürgern zu wollen, konnte aussichtslos scheinen und äußerst schwierig, deutsche Arbeitskräfte zu vermögen, sich hier ein Feld ihrer Thätigkeit zu suchen und Capital hier anzulegen. Der Eindruck, den die hiesigen Zustände auf Fremde machten, spiegelt sich recht deutlich ab in dem Erinnerungsblatte, das Goethe bei seinem Besuche hier zurückließ, und in welchem er mit fast bedauernder Verwunderung die Tarnowitzer Knappschaft fragt:

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, was hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?

Aber Reden's Beharrlichkeit siegte über alle Hindernisse, und der Reichthum der hier vorhandenen mineralischen Schätze, auf welchen hinzuweisen er unermüdlich beflissen war, übte seine Anziehungskraft; die Billigkeit des Arbeitslohnes vermochte auch zu locken und die Bevölkerung erwies sich im Grunde als anstellig und gutmüthig. Bald wurden die fiscalischen Kohlengruben der Zabrzer Gegend und der Königsgrube, bei welchen dann auch Dampfkräfte zur Anwendung kamen, eröffnet und für die Galmei- und Zinkgewinnung die Steinkohlenfeuerung eingeführt, der Zabrzer und der Klodnitz-Kanal vermochten die Abfuhr zu erleichtern, allmählich, wenn auch nur langsam hob sich der oberschlesische Kohlenbergbau; doch bedurfte es großer Anstrengungen und vielfacher zum Theil unter Reden's unmittelbarer Leitung angestellter Versuche, um die bequeme Verwendung der oberschlesischen Steinkohlen für die Eisenindustrie zu ermöglichen. Als dies endlich gelungen war, konnte im September 1796 bei Gleiwitz der erste Kokshohofen auf dem europäischen Continent angeblasen, und bald darauf von 1800 an ein noch größeres Werk, die Königshütte eröffnet werden, welches bald 3 Hohöfen erhielt. Die großartige Thätigkeit Reden's entbehrte nicht der verdienten Anerkennung. Bereits seit 1790 ward derselbe auch außerhalb Schlesiens verwendet, dann 1795 zum Berghauptmann und 1802 nach dem Tode des Ministers v. Heinitz zum Oberberghauptmann ernannt, wo ihm dann das gesammte Bergwerks- und Hüttendepartement nebst der Porcellanmanufactur unterstellt wurde. Die volle Selbständigkeit brachte ihm dann im J. 1804 die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Staatsminister. Die Katastrophe des preußischen Staats im J. 1806 erschütterte ihn auf das tiefste, und als nach Napoleon's siegreichem Einzuge in Berlin auch von R. eine eidliche Verpflichtung für die inzwischen eingerichtete französische Verwaltung verlangt ward, weigerte er den Eid, gab aber auf die dringende Vorstellung seiner Collegen, daß seine Weigerung dem Könige und dem Lande Schaden bringen, sein Verbleiben aber vielleicht größere Verluste werde abwenden können, am 9. November 1806 die verlangte Versicherung noch ab. Nach dem Tilsiter Frieden schied R. 1807 aus dem Staatsdienste, nicht aber aus der Gemeinschaft der patriotischen Männer, welche im Stillen an der Wiedergeburt Preußens arbeiteten. Auf seinem Schlosse *Buchwald* im Riesengebirge fand 1809 der von Napoleon geächtete und ver-

folgte Freiherr von Stein die erste Zuflucht, und wenn dieser gleich bald seine Sicherheit jenseits der böhmischen Berge suchen mußte, so blieb er doch mit R. in dauernder Verbindung, und als der 1810 wieder zur Leitung des Staates berufene Hardenberg, im Interesse seiner kühnen und tief einschneidenden Finanzprojecte, welche der schrecklichen Noth Preußens steuern sollten, eine Unterredung mit Stein dringend ersehnte, war es wiederum R., welcher die Zusammenkunft, zu welcher Stein von Prag herbeikommen mußte, am 16. September 1810 in Hermsdorf unter dem Kynast ins Werk setzte und zwar mit solcher Umsicht und Behutsamkeit, daß kein Späherauge etwas davon gewahrte. Hardenberg, der Zustimmung des großen Freiherrn sicher, konnte dann um so unerschrockener in seinen Reformen vorgehen. Ueber eine weitere politische Thätigkeit Reden's in dieser Zeit liegen keine Zeugnisse vor, doch mag angeführt werden, daß aus den oberschlesischen Hüttenwerken, die er zum Theil erst ins Leben gerufen, dann für die preußischen Heere der Befreiungskriege der Hauptsache nach das Material an Kugeln und Geschossen geliefert worden ist. Auch dessen möge noch kurz gedacht sein, was R. aus seinem allerdings reizend gelegenen Landsitze Buchwald zu machen verstanden hat, wie er hier nach englischem Vorbilde das, was man dort ein Prachtlandgut (ornamented farm) nennen würde, errichtete und vor allem gleichfalls nach englischem Stile, den in Schlesien zuerst der Minister Graf Hoym durch die Anlage des Parkes von Dyhrenfurt eingebürgert hatte, jenen bewunderungswürdigen Park schuf, der mit seinen uralten Bäumen jeder Art, seinen künstlichen Ruinen, Grotten und Felsgruppen, der sogen. Abtei, dem Pavillon mit seiner herrlichen Aussicht u. dergl. allen Besuchern des Riesengebirges wohl bekannt ist. Die Nähe des Hochgebirges, welche es gestattet z. B. das Spiegelbild der Schneekoppe in dem größten der 54 Teiche, die der Park umfaßt, zu erblicken, giebt diesem Parke einen ganz besonderen Reiz. Hier in Buchwald hat dann R. an der Seite seiner liebenswürdigen menschenfreundlichen Gattin (geb. v. Riedesel), deren Andenken im Riesengebirge noch heute fortlebt, und der zu Ehren König Friedrich Wilhelm IV. neben der Kirche Wang im Riesengebirge ein Marmorrelief hat aufstellen lassen, im Kreise geistvoller Freunde, deren Manchem er in seinem Parke jetzt leider verfallene Denksteine errichtete, wie z. B. dem schlesischen Historiker Klöber (s. A. D. B. XVI, 201) und dem schlesischen Geographen Weigel, noch glückliche Jahre verlebt und ist hier am 3. Juli 1815 sanft entschlummert. Waldenburger Bergknappen haben seine irdischen Ueberreste zu Grabe getragen. Zu seiner Ehre aber haben im J. 1852 „die dankbaren Gruben- und Hüttengewerke und Knappschaften Schlesiens“ ihm auf dem Redenberge bei Königshütte ein stattliches Denkmal errichtet, dessen Enthüllung König Friedrich Wilhelm IV. beiwohnte.

Carnall, Das Denkmal des Ministers Grafen von Reden (mit Abbildg.) in der Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen I, 201 ff. — Koch, Denkschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Friedrichsgrube. Berlin 1884.

Grünhagen.

Reden: Friedrich Wilhelm Otto Ludwig Freiherr v. R., Statistiker, Sohn des königlich hannoverschen Oberstlieutenants a. D. Klaus Friedrich Wilhelm Karl v. R., Erbherrn auf Hameln, Esbeck und Bennigsen (geb. am 7. November 1774, † am 6. Juni 1840 in Hameln) und der Freiin Philippine Auguste Amalie v. Knigge (geboren 1775, † 1841), einzigen Tochter des 1796 verstorbenen Schriftstellers Freiherrn v. Knigge (s. A. D. B. XVI, 288), wurde am 11. Februar 1804 auf dem Familiengute Wendlinghausen in Lippe-Detmold geboren. Er besuchte die Schule in Detmold, dann bis Michaelis

1820 das Gymnasium in Lemgo, studirte bis 1823 in Göttingen die Rechte, promovirte dort auf Grund einer Abhandlung „De pertinentiis castri germanici“ und studirte hierauf noch ein Jahr Cameral- und diplomatische Wissenschaften. Nach der Staatsprüfung trat er im Herbst 1824 in den hannoverschen Staatsdienst als Auditor und Assessor bei den Aemtern Hameln, Westen-Thedinghausen und Hannover. Er zeichnete sich durch Fleiß, Ordnungsliebe, sowie ein besonderes Verwaltungstalent aus und bekundete eine Vorliebe für die Beschäftigung mit der Verbesserung des Zustandes der bedürftigen Volksklassen. 1832 zum Vertreter der Hoya'schen Provinziallandschaft in die erste Kammer der hannoverschen allgemeinen Ständeversammlung gewählt, nahm er, besonders als Mitglied fast aller Commissionen, an der gesetzgeberischen Thätigkeit regsten Antheil, redigirte auch die öffentlichen Mittheilungen über die Verhandlungen dieser Kammer. 1833 beantragte er hier Anknüpfung von Unterhandlungen mit Preußen wegen Anschlusses an den Zollverein. 1834 begründete er mit Anderen den Gewerbeverein für das Königreich Hannover, dessen Generalsecretär er 6 Jahre war, und welcher einen günstigen Einfluß auf die gewerbliche Thätigkeit des Landes übte. Mit Rücksicht auf seine Wirksamkeit in diesem Verein unternahm er mehrere Jahre ausgedehnte Reisen. Als 1837 König Ernst August von Hannover die Verfassung von 1833 aufhob, sprach R. als stellvertretender Generalsecretär der ersten Kammer seine Mißbilligung dieses Actes aus. Hierdurch zog er sich die Abneigung der Regierung in solchem Grade zu, daß ihm fernere Aussichten im Staatsdienste verschlossen erschienen. Die daher erbetene Entlassung aus demselben wurde unter dem Vorgeben eventueller Verbindlichkeit für den angeblichen Kassendefect eines Kirchenrechnungsführers, welcher 8 Jahre früher unter Reden's amtlicher Oberaufsicht gestanden, verzögert und erst nach mehreren Jahren ertheilt. Anträge Reden's, den Weg Rechtens gegen ihn zu betreten, waren erfolglos geblieben. Er widmete sich nunmehr vorzugsweise schriftstellerischer Wirksamkeit und erwarb sich einen Ruf als Statistiker durch seine Berichte über die Gewerbeausstellungen für das Königreich Hannover 1835 und 1837, sowie durch die Schriften „Der Getreide- und Mehlhandel Deutschlands“ (Hannover 1838) und „Der Leinwand- und Garnhandel Norddeutschlands“ (Hannover 1839). Im März 1841 erhielt er die Stelle eines verwaltenden Specialdirectors der Berlin-Stettiner Eisenbahngesellschaft und hatte als solcher bis 1843 die Mitleitung von Bau und Betrieb dieser Bahn. Seine schriftstellerische Thätigkeit sowie persönliches Wohlwollen A. v. Humboldt's verschafften ihm sodann vom preußischen Unterrichtsministerium die Offerte einer ordentlichen Universitätsprofessur für Staatswissenschaften; er zog jedoch eine Stellung im preußischen Ministerium des Aeußern vor, wo er keiner Abtheilung zugewiesen, sondern zur unmittelbaren Verwendung des Ministers, vorzugsweise für industrielle und Handelsangelegenheiten, gestellt wurde. Infolge solcher Aufträge hatte er die Mitleitung der deutschen Gewerbeausstellung in Berlin 1844 und ward er 1845 zur Gewerbeausstellung nach Wien gesandt. Ueber diese und „ihr Verhältniß zur Industrie des deutschen Zollvereins und die gegenseitigen Handelsbeziehungen“ veröffentlichte er eine Denkschrift (Berlin 1846). Hervorzuheben ist auch seine „Kulturstatistik des Kaiserreichs Rußland“ (Berlin 1843), ferner seine „Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbe-Geographie und Statistik“ (Berlin 1844), „Deutsches Eisenbahn- und Dampfschiff-Buch“ (Berlin 1845), „Eisenbahn-Jahrbuch“ (2 Jahrg. Berlin 1846—47), „Vergleichende Kulturstatistik der Großmächte Europas“ (Berlin 1846), sodann „Die Eisenbahnen Frankreichs“ (Berlin 1846) und „Die Eisenbahnen Deutschlands, geschichtlich-statistische Darstellung“ (11 Lfgn., Berlin 1843—47). Infolge seines Aufrufs vom März 1846 entstand der „Verein für deutsche Statistik“, dessen Zeitschrift er leitete. Neue Aufträge des Ministers

führten R. nach Ungarn. Als er am 3. Mai 1848 in Berlin zum Wahlmann für die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung gewählt war, sprach A. v. Humboldt „dem freisinnigen, geistesunabhängigen Freunde“, unter Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen, die Hoffnung aus, daß er Mitglied jenes Parlaments werden möge. Dieselbe wurde erfüllt durch Reden's Wahl im 10. hannoverschen, dem Harzbezirke. In Frankfurt a. M. hielt er sich im Club des württemberger Hofes, dann im Westendhallclub zum linken Centrum und zeichnete sich als arbeitsames Mitglied der Ausschüsse für Volkswirthschaft, für Arbeiter-, Gewerbs- und Handelsverhältnisse, für Volksbewaffnung und Landesvertheidigung, für Marinesachen und für Legitimationsfragen aus. Im ersteren Ausschusse lieferte er ausführliche Arbeiten, namentlich eine „Vergleichende Zusammenstellung der Grenzeingangsabgaben in Oesterreich, dem Zollverein, dem norddeutschen Steuerverein und dem Herzogthum Schleswig-Holstein“, ferner über „Die heimische und fremde Zollgesetzgebung“ und über „Die Ergebnisse des Handels, die Schiffahrt- und die Gewerbe-Gesetzgebungen Deutschlands“. Als Vertreter von Duderstadt auch in die 2. Kammer der am 1. Februar 1849 zusammengetretenen hannoverschen Landesversammlung gewählt, suchte er hier für Anerkennung der Reichsgesetze zu wirken; legte aber, nachdem wegen des Uebertritts in preußische Dienste seine Wahlfähigkeit in Zweifel gezogen war, das Mandat nieder und kehrte nach Frankfurt zurück. Hier trat er in den Verhandlungen des Parlaments vorzugsweise auf, nachdem der König von Preußen die Kaiserwürde abgelehnt hatte. Ging auch sein Antrag vom 4. Mai 1849 wegen Beeidigung aller Civil- und Militärbeamten auf die Reichsverfassung nicht durch, so wurde doch auf seinen Antrag am 10. Mai die Aufforderung an die Centralgewalt, Preußens „schwerem Bruche des Reichsfriedens“ in Sachsen entgegenzutreten, ferner am 12. Mai die Aufforderung, zum Schutze der Reichsverfassung Commissare nach Franken zu senden, und am 19. Mai die Aufforderung an die verfassungstreuen Regierungen, Maßregeln zur Durchführung der Reichsverfassung zu treffen, beschlossen. Wegen dieser Haltung wurde R. in Berlin als Regierungsrath auf Wartegeld gesetzt. Er lebte seitdem in Frankfurt a. M., dann in Wien, mit statistischen Arbeiten beschäftigt und veröffentlichte noch eine „Allgemeine vergleichende Finanzstatistik“ (4 Bde. Darmstadt 1851—56), ferner Werke über „Die Staaten des Stromgebietes des La Plata“ (Darmstadt 1852), über „Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft unter den letzten vier Regierungsformen“ (Darmstadt 1853), sodann eine „Erwerbs- und Verkehrsstatistik des Königreichs Preußen“ (3 Bde. Darmstadt 1853—54), endlich „Deutschland und das übrige Europa. Handbuch der Boden-, Bevölkerungs-, Erwerbs- und Verkehrs-Statistik, des Staatshaushalts und der Streitmacht“ (Wiesbaden 1854). Dieses Werk bezeichnete er in der Vorrede als sein letztes, weil seine Arbeiten einen seine alleinigen Mittel übersteigenden Kostenaufwand erforderten. R. starb in Wien am 12. December 1857.

Biogr. Umrisse d. d. const. Nat.-Vers. zu Frankfurt. Heft 3 u. 4 (Frankfurt a. M. 1849). — Brustbilder a. d. Paulskirche (Leipzig 1849). — Biedermann, Erinn. a. d. Paulskirche (Leipzig 1849). — Haym, D. d. Nat.-Verf. III. — Laube, D. d. Parl. III. — A. Allg. Ztg. 1857, Nr. 349 u. 356.

Wippermann.

Reden: Johann Wilhelm v. R., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Generalfeldmarschall, ward am 7. März 1717 zu Hannover als das neunte Kind des Oberhofmarschalls v. R. geboren, diente in der Infanterie seines Heimathsstaates und ward, als der Kurstaat sich im Frühjahr 1757 zu thätiger Theilnahme am Siebenjährigen Kriege entschloß und der Herzog von Cumberland

am 23. April den Oberbefehl der sogen. alliirten Armee übernahm, dessen Generaladjutant. In gleicher Verwendung hat er dessen Nachfolger, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, bis zum Ende des Feldzuges zur Seite gestanden und sich den Ruf eines durchaus zuverlässigen, gewissenhaften und eifrigen Officiers erworben, welcher alle ihm zufallenden Geschäfte zu vollständiger Zufriedenheit seines Chefs besorgte. Es gehörte zu den Pflichten seines Amtes die Besorgung alles dessen was auf den inneren Dienst der Truppen gleichviel welchem der vielen Contingente, aus denen das Heer sich zusammensetzte, dieselben angehörten, Bezug hatte; die Befehle fertigte er in der Herzoge wie in seinem eigenen Namen aus. Näheres über seine Thätigkeit enthält sein, von seinem Schwiegersohne Oberst von der Osten, unter dem Titel „Feldzug der alliirten Armee in den Jahren 1757 bis 1763", Hamburg 1805—1806, in drei Theilen herausgegebenes Tagebuch, welches übrigens keine wichtigen Aufschlüsse bringt; dazu fehlten dem Schreiber sowohl Zeit wie Talent. Bei Beginn des Krieges Oberstlieutenant, war R. während desselben zum Generallieutenant aufgestiegen, zu welchem Grade er 1762 befördert wurde; Herzog Ferdinand hatte ihn schon nach dem glücklichen Treffen von Wellinghausen (15.—16. Juli 1761) dazu vorgeschlagen; König Georg III. trug aber seines Dienstalters wegen Bedenken, den Vorschlag zu genehmigen (v. d. Knesebeck, Ferdinand Herzog von Braunschweig während des Siebenjährigen Krieges, II, 334—339, Hannover 1858). Als im Jahre 1781 der Feldmarschall von Hardenberg gestorben war, trat R. als „General der Infanterie und commandirender General der gesammten Truppen" an die Spitze der hannoverschen Armee, wurde auch 1784 zum Feldmarschall befördert, als aber, nachdem die französischen Truppen in das deutsche Reich eingefallen waren, auf Anordnung des Reichstages zu Regensburg ein Reichsheer aufgestellt und Kurbraunschweig-Lüneburg sein Contingent zu demselben stellen sollte, fühlte R. sich den Anforderungen, welche die Zeit an ihn stellte, bei seinem hohen Alter nicht mehr gewachsen; er legte am 18. October 1792 den Oberbefehl nieder und starb zu Hannover am 8. Januar 1801. Sein Waffengefährte aus dem Siebenjährigen Kriege, Martin Ernst von Schlieffen (s. d.) kennzeichnet ihn mit den Worten „stets geschätzt, wo gekannt"; er schreibt den Namen fälschlich „Rheden" (Nachrichten von einigen Häusern des Geschlechts der v. Schlieffen, Cassel 1784, S. 446).

L. v. Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee, III und IV, Hannover 1870—71. B. Poten.

Redenbacher: Wilhelm R., Volksschriftsteller. Zu Pappenheim an der Altmühl, wo sein Vater Decan und Stadtpfarrer war, am 12. Juli 1800 geboren, verlebte R. seine Jugend unter den günstigen Eindrücken, welche ein glücklicher Familienkreis und die Reize einer durch ihre Naturschönheiten anziehenden Gegend auf sein empfängliches Gemüth übten. Bald aber stiegen für ihn trübe Wolken auf. Denn kaum war er von der Lateinschule seines Heimathstädtchens auf das Gymnasium in Ansbach übergetreten, so versetzte der Tod seines Vaters, welcher der kurz zuvor verlorenen Mutter in das Grab folgte, ihn und seine Geschwister in eine ziemlich hülflose Lage. Sein Vormund gab ihn daher einem Kaufmann in Weiden in der Oberpfalz in die Lehre; aber der Knabe ruhte nicht, bis er nach einem Jahre diesen seinen Neigungen und Wünschen widerstrebenden Beruf wieder verlassen durfte. Ohne nun wieder ein Gymnasium zu besuchen, unternahm er es, sich selbst für die Absolutorialprüfung vorzubereiten, wobei ihn der damalige Subrector in Pappenheim, der bekannte Jugendschriftsteller Karl Stöber unterstützte. Er bestand dieselbe 1819 in Ansbach und konnte nun auf die Universität Erlangen abgehen, wo er bis 1823 dem Studium der Theologie oblag. Nach bestandener theologischer Aufnahmsprüfung wurde er 1823 Pfarr-

verweser zu Burk am Hesselberg, vertauschte diese Stelle aber noch im nämlichen Jahr mit einer Hauslehrerstelle in Augsburg, wurde etwas später dort Stadtvicar und 1828 Pfarrer in Jochsberg in Mittelfranken, von wo er 1837 nach Sulzkirchen in der Oberpfalz übersiedelte. Dem damals herrschenden Rationalismus gegenüber hatte ihn schon in Erlangen die Anregung des trefflichen reformirten Pfarrers Krafft und der Umgang mit Freunden in der Burschenschaft, der er angehörte, einer warmen, positiv gläubigen Richtung zugeführt; in Augsburg hatte diese durch den Einfluß des ihm befreundeten Pfarrers (späteren Kirchenraths) Bomhard, sowie durch die Berührung mit einem durch die Herrnhuter Brüdergemeinde angeregten Kreise neue Nahrung bekommen. Er trat bald auch in den litterarischen Kampf gegen den Rationalismus ein, zuerst durch Aufsätze in dem „homiletisch-liturgischen Correspondenzblatt“, um welches damals die Gegner jener Richtung in Baiern sich schaarten, dann durch ein von ihm gegründetes „Sonntagsblatt“, das er drei Jahre lang redigirte, sowie durch populäre Schriften. In weiteren Kreisen aber wurde sein Name bekannt, als im Jahre 1842 sein mannhaftes Auftreten in der sogenannten „Kniebeugungsfrage“ die Blicke der evangelischen Welt auch außerhalb Baierns auf ihn zog. Als nämlich weder die Proteste der Kirchenbehörden, noch der Antrag von 36 protestantischen Landtagsabgeordneten, welcher von der zweiten Kammer angenommen, von der ersten aber abgelehnt wurde, die Aufhebung der Kriegsministerialordre vom 14. August 1838, welche den protestantischen Soldaten befahl, vor dem Sanctissimum der Katholiken das Knie zu beugen, hatten erwirken können, veröffentlichte R. nach vorheriger Anzeige an das Oberconsistorium, daß seine Gewissensbedrängniß ihm nicht erlaube, zu der Sünde seiner Glaubensgenossen länger zu schweigen, einen Synodalvortrag, den er als Verweser des Decanats Pyrbaum gehalten hatte („Simon von Cana“. Mit Vorwort vom 3. März 1843), in welchem er von dem thätigen Gehorsam gegen jene Verordnung abmahnte. Erst 8 Monate später erfolgte die Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung, im März 1844 die Suspension von seinem Amte und im December desselben Jahres die Verurtheilung „wegen Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe durch Mißbrauch der Religion“ zu einjähriger Festungshaft, die er jedoch nicht anzutreten brauchte, weil dem Erkenntniß sogleich die königliche Begnadigung beigefügt war. Die Amtsentsetzung aber blieb bestehen. Bald darauf wurde jedoch auch jene Kriegsministerialordre zurückgenommen. R. war nach seiner Entfernung vom Amte nach Nürnberg gezogen, um sich statt des verlorenen einen neuen Wirkungskreis zu gründen als Schriftsteller für das Volk, dessen religiöse Erwärmung und sittliche Hebung ihm ein Herzensanliegen war. Hier begann er seine „Volksbibliothek“, von der nach einander 7 Jahrgänge (1846—53) erschienen sind. Seine gute Erzählergabe, der sittliche Gehalt und die Wärme einer entschiedenen, aber nicht engherzigen christlichen Ueberzeugung haben diesen Erzählungen, denen er später noch andere folgen ließ (1848—50 „Reisen des Capitän Cook“, 3 Bde.; 1855 „Der Maronit“ u. s. w.) eine günstige Aufnahme verschafft. Viele sind wiederholt, eine siebenmal, eine andere fünfmal neu aufgelegt worden. Er entbehrte aber auch den von ihm sehr vermißten amtlichen Wirkungskreis nicht für die Dauer. Sein Proceß hatte weithin Aufsehen gemacht; auch die berliner theologische Facultät war in einem Gutachten kräftig für ihn eingetreten; er erhielt die Mittheilung, daß auch Friedrich Wilhelm IV. sein Schicksal mit warmer Theilnahme verfolge. Nach seiner Verurtheilung ließ ihm dieser nun wirklich eine Pfarrei in Preußen anbieten. Zwar zögerte R. mit der Annahme des Rufes; denn er hatte Bedenken gegen einen unbedingten Eintritt in die Union. Glücklicherweise ließen sich diese aber durch nähere gegenseitige Erörterungen bei seiner milden Denkungsart leicht

heben. Ein grundsätzlicher Gegner jeder Union war er nicht; man gab ihm eine ursprünglich lutherische Gemeinde; gegen die Anerkennung eines gemischten Kirchenregiments hatte er keine Einwendung. So siedelte er denn am 1. Februar 1846 nach Sachsenburg an der Unstrut über. In seiner neuen Heimath, der Provinz Sachsen, regte sich gerade damals die freireligiöse Agitation, der er ebenfalls mit der Feder gegenübertrat. Die Sehnsucht nach seinem Geburtslande veranlaßte ihn jedoch, 1852 nach Baiern, wo man ihn gerne wieder aufnahm, zurückzukehren. In zwei Pfarreien, Großhaslach bei Ansbach und seit 1860 Dornhausen im Altmühlthal, hat er noch im Segen gewirkt. Auch hier ruhte seine litterarische Thätigkeit nie. Im Auftrag des Calwer Vereins hatte er schon 1856 eine Reformationsgeschichte herausgegeben; nun ließ er (1860—67) ein „Lesebuch der Weltgeschichte" (in 3 Bänden) folgen. Es war immer das christliche Volk, auf das er zu wirken suchte. Er war ein Volksmann im besten Sinne; trotz seiner gründlichen theologischen Bildung war es sein Stolz, ein rechter Landpfarrer zu sein. Auch seine einfache, aber gediegene Predigtweise gab davon Zeugniß. Er hat auch hier durch seine in mehreren Auflagen erschienenen „Betrachtungen", seine Casualreden und seine „Evangelienpostille" auf weitere Kreise gewirkt. Am Abend seines Lebens hatte er noch die Freude, eine Sammelausgabe seiner Erzählungen veranstalten zu können, deren Vollendung er aber nicht mehr erlebte. Ein glückliches Familienleben verschönerte ihm, wie die früheren sorgenvollen Jahre, so sein Alter; im Kreise von Kindern und Enkeln beschloß er am 14. Juli 1876 seine Tage.

Einen kurzen Lebensabriß hat sein Sohn der in Ansbach 1876 gedruckten Grabrede beigegeben; sonst nach schriftlichen Mittheilungen und theilweise mit Benützung von Redenbacher's Papieren.

G. Mezger.

Redern: Friedrich Freiherr v. R., der erste Präsident der schlesischen Kammer, † 1564. Aus einem alten schlesischen Adelsgeschlechte stammend, ist er der Sohn des Christoph v. R. auf (Markt) Bohrau, zugleich Herren von Warkotsch, Jenkwitz und Schönfeld. Sein Geburtsjahr ist unbekannt und sicher nicht das traditionelle 1524, wie die nachfolgenden Zahlen deutlich zeigen. Sein Vater scheint bereits 1533 gestorben zu sein, in welchem Jahre er urkundlich als Herr zu Bohrau auftritt. 1535 erfolgt eine Sonderung unter den aus den beiden Ehen Christoph's hinterlassenen Kindern. 1539 heirathet Friedrich Salome, die Tochter des als Kriegsmann bekannten Georg v. Schönaich. 1540 wird ihm das erste der acht Kinder geboren, welche er aus dieser Ehe gewinnt. In diesem Jahre und 1542 wird Friedrich v. R. auf Bohrau (nicht auf Guhrau wie vielfach gedruckt zu lesen) urkundlich als Schloßhauptmann des Gröditzberges erwähnt. Nachdem bereits 1541 durch den Tod ihres kinderlosen Vatersbruders Georg er und seine Brüder die Ruppersdorfer Güter ererbt, erwirbt er dann 1546 noch käuflich das im Strehlenschen gelegene Dorf Mückendorf nebst einem andern seitdem anscheinend untergegangenen Gute Namens Baude. Die Hauptmannschaft des Gröditzberges hat er um diese Zeit schon nicht mehr verwaltet (bereits 1545 begegnet uns urkundlich ein anderer Name), sondern auf seinen Gütern bei Strehlen gelebt, und etwa 1549 eine schwere Krankheit überstanden, von der genesen er dann im Anfange des Jahres 1550 seiner Gemahlin eine neue Verschreibung macht, zum Dank für die von ihr genossene Pflege. Wahrscheinlich hat Redern's Ruf als erfahrener Landwirth und eine darauf gegründete Empfehlung des Landeshauptmanns Bischof Balthasar's von Breslau, König Ferdinand bewogen, 1551 Jenen mit unter die Commissarien zu berufen, welche in des Königs Auftrage die Uebernahme des aus der Pfandschaft zu lösenden Fürstenthums Oppeln vorzunehmen und dabei nun aller Orten etwaige vorge-

nommene Meliorationen oder auch Vernachlässigungen zu veranschlagen hatten. Offenbar hat man bei dieser Sendung nun noch weitere Talente als die blos ökonomischen bei R. wahrgenommen, und im J. 1552 erscheint derselbe nicht nur wiederum bei der Abschätzung der königlichen Einkünfte im Fürstenthum Oppeln, wozu jetzt auch noch das Fürstenthum Ratibor kam, beschäftigt, sondern zugleich auch als Diplomat bei der Königin Isabella von Ungarn, der er die Erträge der beiden schlesischen Fürstenthümer in so günstigem Lichte darzustellen vermochte, daß sie zu Ferdinand's großer Freude (Ende des Jahres 1552) darein willigte, diese schlesischen Lande gegen ihr siebenbürgisches Erbe einzutauschen. Wohl schien sie dann noch einmal andern Sinnes werden zu wollen, und R. hatte im Februar 1553 eine neue Instruction erhalten, mit dem von Reinsperg und seinem nachmaligen Collegen Dr. Kindler zu neuen Veranschlagungen in das Fürstenthum Ratibor zu gehen, als die Königin endlich weiteren Widerstand aufgeben zu wollen erklärte, worauf dann allerdings noch einmal im April 1553 R. als Gesandter an Isabella gesandt ward, um sie noch weiter für seines Königs Interesse zu gewinnen. Wenngleich das ganze Tauschgeschäft manche bedenklichen Seiten hatte, so war es doch im Großen und Ganzen für König Ferdinand so vortheilhaft, daß wir es begreifen, wenn wir den Letzteren beflissen sehen, den Mann, der an dem glücklichen Abschlusse jenes Vertrages einen hervorragenden Antheil hatte, reich zu belohnen. So erhielt Friedrich v. R. im J. 1553 die oberschlesischen Städtchen Tost und Peißkretscham (1554) sammt ihren königlichen Gefällen in Pfandbesitz, für eine Summe, die ihm immer noch eine sehr erwünschte Verzinsung in Aussicht stellte. Ungleich bedeutungsvoller aber wurde es noch, daß der König R., den er bereits während jener diplomatischen Verhandlungen zu seinem Rath ernannt und an den Hof nach Wien gezogen hatte, für einen neu zu schaffenden Posten in Aussicht nahm, auf welchem derselbe die gesammte Vertretung der landesherrlichen fiscalischen Interessen in allen Theilen Schlesiens auszuüben haben sollte. Es war nämlich Schlesien seit dem Tode des energischen Ungarkönigs Mathias Corvinus 1490 einer ständischen Regierung anheimgefallen, an deren Spitze ein aus den schlesischen Fürsten zu wählender Oberlandeshauptmann stand. Es war erklärlich, wenn Ferdinand bei dieser Einrichtung seine besonderen fiscalischen Interessen, auf welche er bei seinen beständigen Geldnöthen großes Gewicht legte, nicht hinreichend gewahrt fand. Er hatte sich zwar dadurch helfen zu können geglaubt, daß er die Landeshauptmannschaft nur den Breslauer Bischöfen anvertraute in der Hoffnung, daß diese zum Danke für den sichern Rückhalt, den ihnen der Oberlandesherr gegenüber dem fast ganz der neuen Lehre zugefallenen Lande gewährte, einen besondern Eifer für dessen eigenste Interessen an den Tag legen würden. Aber Bischof Balthasar v. Promnitz (1539—62) hatte in seiner milden und nicht sehr energischen Art diese Erwartungen getäuscht und speciell im J. 1553 nicht verhütet, daß die Fürsten und Stände durch einen Berechnungsmodus den Werth der dem König bewilligten Jahressumme um fast ein Dritttheil herabgemindert hatten. Da entschloß sich der König schnell, diese Interessen einem besonderen Beamten anzuvertrauen und nun eben Friedrich v. R. als Vitzthum (vicedominus) mit einem Jahresgehalt von 700 Thalern nach Schlesien zu schicken, dem zugleich Wohnung und Amtslocale in der alten königlichen Burg zu Breslau (an der Stelle der heutigen Universität) eingeräumt wurden. R. wußte sehr genau, wozu er eigentlich hierher gesandt worden und ging ohne irgendwelche Rücksichten an das Werk, dem Könige die Gefälle aus den landesherrlichen Regalien, auch wo dieselben etwa im Laufe der Zeit aus der Uebung gekommen, zurückzuerobern und der allgemein in Brauch gekommenen stillschweigenden Umwandlung der Lehne in Allodien entgegenzutreten. Sehr vieler Orten wurden Rechte, die in

gutem Glauben ausgeübt worden waren, mit einem Mal in Frage gestellt und für solche urkundliche Beweise verlangt und ebenso häufig Gefälle oder Leistungen, die längst außer Brauch gekommen, wieder aufs neue in Uebung gebracht. Ganz besonders waren es auch die Städte, das mächtige und selbstbewußte Breslau nicht ausgeschlossen, welche ihre Privilegien und deren hergebrachte Auslegung einer wenig wohlwollenden Kritik unterziehen lassen mußten und ebenso so manches durch Gewohnheit erworbene Recht jetzt streng erweisen sollten, deren Handel auch durch die vielfach neu eingeführten Zölle gehemmt und gestört ward, und welche deshalb den Urheber aller dieser Neuerungen mit sehr feindlichen Augen ansahen, während dieser herrisch und trotzig allen Gegenvorstellungen sich versagte, sicher von dem Könige geschützt zu werden, den er noch dazu durch wiederholte Vorschüsse sich verpflichtet hatte. Es schienen die Zeiten des so übel beleumundeten Georg von Stein unter König Mathias wiederkehren zu sollen. Mit welchem glühenden Hasse der damalige breslauer Stadtschreiber Franz Faber gegen R. erfüllt war, ist geradezu erstaunlich. In seinem Heldengedichte Sabothus sive Silesia, welches in lateinischen Hexametern die ältere Geschichte Schlesiens skizzirt, kommt er immer von neuem auf die Unthaten des Faunus (welchen Namen als den einer den Städten feindlichen ländlichen Gottheit er für R. gewählt hat), besonders gegenüber der Budorgis (Breslau) zurück, und was er hier an Verunglimpfungen jenes Mannes geleistet, wird noch unendlich übertroffen durch ein anderes handschriftlich in mehreren Abschriften erhaltenes Gedicht unter dem Titel Faunus sideratus, in welchem er auf die Nachricht von dessen plötzlichem Tode noch einige hundert lateinische Hexameter zur Unehre des Todten verfaßt, ohne dabei doch eigentlich bestimmte greifbare Thatsachen anzuführen. Umsomehr war aber König Ferdinand mit ihm zufrieden; er verlieh ihm als Zeichen besonderer Gnade 1558 gegen eine Geldsumme von 40 000 Thlr. die nach dem kinderlosen Tode Christoph's von Biberstein heimgefallene ansehnliche oberlausitzer Herrschaft Seidenberg „als ein Erblehn männlichen Geschlechts“, auf welcher sich F. v. R. seinen Unterthanen als ein milder, wohlwollender auch der Reformation freundlich gesinnter Herr bewiesen hat; die Herrschaft ist dann seinem Enkel nach der Schlacht am weißen Berge genommen worden. Eben weil Ferdinand mit der Thätigkeit seines Vitzthums äußerst zufrieden war, fiel es nicht schwer ihn zu überzeugen, daß für das hier neu eröffnete Feld der Wirksamkeit mehr Arbeitskräfte nöthig seien, und im J. 1557 entsprang aus seinen Berathungen mit seinem Sohn Erzherzog Ferdinand der Plan, jenes Amt zu einer eigentlichen Behörde zu erweitern und neben der böhmischen Kammer eine besondere schlesische Kammer zu schaffen, welche dann auch 1558 eingeführt ward, und bei welcher unter Friedrich v. R. als Vorsitzendem noch drei Räthe, nämlich Hans Schaffgotsch, H. v. Hoberg und Dr. Fabian Kindler zu arbeiten hatten. Wie die Breslauer über die neue Behörde dachten, mochte man daraus erkennen, daß es den neuen Kammerräthen geraume Zeit nicht gelingen wollte, trotz aller Geldanerbietungen in Bürgerhäusern der Stadt Wohnungen zu erlangen. Aus der von Ferdinand für die neue schlesische Kammer entworfenen Instruction ersehen wir, daß derselbe weit über den Rahmen einer blos fiscalischen Interessenvertretung hinaus hier eine politische Aufsichtsbehörde für das ganze Land zu schaffen beabsichtigt hat, in einem so umfassenden Sinne, wie das sonst jener Zeit nicht geläufig war, und ohne nachweisen zu können, daß diesen Absichten vollständig entsprochen worden ist, sehen wir doch dann nach den verschiedensten Seiten hin auch bei den Ständeverhandlungen Friedrich v. R. thätig, und es ward z. B. auch jener bekannte viele Jahre hindurch fortgespielte Proceß wegen der Tarnowitzer Bergwerke auf Grund eines von ihm verfaßten ausführlichen Gutachtens 1560 begonnen; während er daneben doch auch, wie uns glaubhaft

richtet wird, noch mehrmals von dem Kaiser zu diplomatischen Sendungen
n einige Seestädte und ebenso auch an einige Fürsten des Reiches verwendet
orden ist. Am 8. März 1564 ist er in der königlichen Burg zu Breslau eines
öblichen Todes gestorben. Ob und inwieweit er den Haß, mit dem er von
ancher Seite verfolgt worden ist, verdient hat, darüber mit Sicherheit zu ent-
heiden, fehlt es an geeignetem Material; eigentlich substantiirt erscheinen die
orwürfe nirgends, und von allgemeinem Standpunkte aus wird man immer
rvorheben dürfen, daß die organisatorische Thätigkeit Ferdinand's I. im Großen
nd Ganzen, schon insofern sie dem zersplitterten Lande eine gewisse einheitliche
usammenfassung gab, für Schlesien förderlich gewesen, und daß Friedrich v. R.
nzweifelhaft für Ferdinand's bedeutendsten Minister in Schlesien gelten darf.

Der Hauptsache nach aus archivalischem Material. Einzelnes aus Kürschner, Die Errichtung der kgl. Kammer in Schlesien. Schlesische Zeitschr. XI, 1. — Knothe, Gesch. des oberlausitz. Adels S. 448.

Grünhagen.

Redern: Melchior R. s. Rödern.

Redern: Sigismund Ehrenreich Graf v. R., geboren 1720, † am
Juli 1789 zu Königsbrück. R. war Herr der freien Standesherrschaft
önigsbrück in der Oberlausitz. Er wurde 22 Jahre alt zum Großmarschall
i der Mutter Friedrich's II. ernannt und gleich darauf Ehrenmitglied der
kademie der Wissenschaften in Berlin. 1751 wurde er als einer der Curatoren
r Akademie eingesetzt. Nach dem Tode der Königin zog er sich von seiner
edienung nach der Lausitz zurück. R. hat eine Reihe von Abhandlungen aus
m Gebiete der Optik in den Mémoires de Berlin 1759—61 veröffentlicht, in
nen u. A. die Dollond'sche Erfindung der achromatischen Objective (1757) behandelt
ird. Außer den bei Poggendorff genannten Abhandlungen sind noch zu er-
ähnen: „Sur la perfection des telescopes“ 1766; „Sur la position la plus
vantageuse des lentilles objectives“ 1769. Später scheint R. metaphysische
nd chemische Studien getrieben zu haben.

Poggendorff's biogr.-lit. Handwörterbuch II, 582. — Rotermund VI, 1531. — La Prusse littér. III, 208.

Karsten.

Redern: Sigismund Ehrenreich Graf v. R., geboren zu Berlin am
. Juli 1761, trat nach Vollendung seiner Studien, denen er in Leipzig ob-
legen hatte, in den sächsischen Staatsdienst und ward, 25 Jahre alt, zum
vollmächtigten Minister am spanischen Hofe ernannt. Er blieb in Madrid
s 1789 und kehrte, durch den Tod seines Vaters veranlaßt, danach in die
eimath zurück, um bald darauf (März 1790) in preußische Dienste zu treten.
m Juli desselben Jahres wurde er Gesandter in London, blieb daselbst aber
ur zwei Jahre, zog sich nach seiner Abberufung (Mai 1792) aus dem Staats-
enste zurück, und begab sich auf seine Güter in der Lausitz. Hier lebte er
usschließlich dem Wohle seiner Unterthanen, hob die damals dort noch herr-
hende Leibeigenschaft auf, schaffte Frohndienste ab, überließ den Bauern einen
heil des Bodens als Eigenthum, sorgte für Ordnung, Sittlichkeit, gesunde
inliche Wohnungen und hob Ackerbau und Viehzucht. Nach Verlauf einiger
eit siedelte er auf seine großen Besitzungen in Frankreich über, wo er bis 1815
bte und auch hier mit gemeinnützigen Einrichtungen beschäftigt war. Im J.
819 trat Graf R. in den zu München eben neu gegründeten Verein für
olonisation und für das Wohl deutscher Ausgewanderter in Virginien, dem er
dem Wunsche, für seine Mitmenschen segensreich zu wirken, auch dann treu
ieb, als sich bald ein großer Theil der Mitglieder zurückzog. Erst nach acht

Jahren, reich an den größten Opfern aller Art und nicht minder reich an traurigen Erfahrungen, sah er das Unternehmen mit schwerem Herzen scheitern. Seit 1827 lebte er auf dem Lande mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Er hatte bereits mehrere derselben veröffentlicht: „Des modes accidentels de nos perceptions“, und „Abrégé historique de la grande émigration des peuples barbares“, ferner „De l'influence de la forme des gouvernemens sur les nations“; diesen ließ er nun (1835) die ersten Bände der „Considérations sur la nature de l'homme en soi-même et dans ses rapports avec l'ordre social“ folgen. Seine freundschaftlichen Beziehungen zum Professor Schlosser in Heidelberg veranlaßten eine Reihe von Beiträgen für die Heidelberger Jahrbücher der Litteratur (1840, 1841). Im J. 1840 übersiedelte Graf R. nach Weinheim an der Bergstraße, wo er, durch die Schönheit der Gegend und den Reichthum der Natur angezogen, sich der Botanik widmete; doch starb er schon am 7. April des folgenden Jahres (1841).

Neuer Nekrolog der Deutschen. Neunzehnter Jahrgang 1841. Weimar 1843, S. 387 ff.

Ernst Friedlaender.

Redern: Wilhelm Friedrich Graf v. R., Sohn des Grafen Wilhelm Jakob Moritz, Kammerherrn und Hofmarschalls beim Prinzen Heinrich von Preußen und der Gräfin Wilhelmine Florentine Dorothea, geb. v. Otterstädt, war am 9. December 1802 geboren. Nachdem er das Gymnasium und die Universität in seiner Vaterstadt Berlin besucht hatte, trat er 1823 in den Staatsdienst, ward 1825 Kammerherr bei der Kronprinzessin, der spätern Königin Elisabeth, und übernahm 1828 interimistisch und 1832 definitiv die Generalintendantur der königl. Schauspiele. In die Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit fiel eine glänzende Epoche der dramatischen Kunst in Berlin. Henriette Sontag erschien und der dem Grafen von Jugend auf befreundete Meyerbeer führte seinen Robert der Teufel im Opernhause auf. Auch mit Felix Mendelssohn-Bartholdy verband ihn nahe Freundschaft. Zur Vorbereitung der Aufführungen des Faust besprach er mit Goethe selbst in Weimar die Kürzungen und Anordnungen. Nach 10 Jahren legte er sein Amt nieder und wurde am 1842, zum Generalintendanten der königl. Hofmusik ernannt, der zugleich die Aufsicht über den königl. Domchor und über sämmtliche Militärmusikcorps zu führen hatte. 1853 wurde er Obertruchseß und als König Wilhelm im J. 1861 seinen Hofstaat bildete, stellte er den Grafen als Oberstkämmerer an die Spitze desselben. In diesem Amte ist er bis zu seinem Tode geblieben. Zugleich war er General der Cavallerie, Kanzler des Schwarzen Adlerordens, erblichen Mitglied des Herrenhauses. Er war seit dem 16. December 1834 mit der Tochter des Senators Jenisch zu Hamburg in kinderloser Ehe vermählt und Wittwer seit dem 28. Juli 1875. Graf R. starb am 5. November 1883, als einer der reichsten Großgrundbesitzer Preußens, Erbherr mehrerer großen Fideicommißherrschaften, vieler Güter in Brandenburg und Pommern; allein die Besitzungen in der Mark Brandenburg umfassen mehr als 60 000 Morgen. Er war ein hervorragender Kenner und Förderer der Künste; sein schönes von Schinkel in den ernsten Verhältnissen eines in sich geschlossenen florentinischen Palastbaues umgestaltetes Palais birgt eine prächtige Bildergalerie, und der große feierliche, in streng architektonischem Sinne gehaltene und theilweise in edlem Materiale hergestellte Festsaal war von Anfang an der Sammelpunkt für die in jeder Richtung erste Gesellschaft der Hauptstadt. Graf R. war in der Musik selbstthätig; schon 1820 ist eine Ouverture seiner Composition in Berlin aufgeführt, und er meinte es so ernst mit seiner Kunst, daß er noch im reiferen Alter als Obertruchseß gründliche theoretische Studien bei Ed. Grell betrieb. Die Frucht derselben ist eine Reihe

on Kirchenmusikcompositionen, eine Cantate für Solo, Chor und Orchester, ele Stücke, Tänze, Märsche für Instrumentalmusik, endlich eine mit Beifall ufgenommene große Oper in drei Acten, Christine, Text von Tempely, welche am 17. Januar 1860 zuerst im Berliner Opernhause gegeben orden ist.

Freiherr v. Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins. — Taschenbuch der gräflichen Häuser 1884. — Vossische Zeitung 1883.

Ernst Friedlaender.

Reding: Alois, Graf R. von Biberegg, Landammann der Schweiz, b. am 6. März 1765, † am 5. Februar 1818, entstammte einem Geschlecht ier Leute des Landes Schwyz, das schon im 13. Jahrhundert urkundlich ereint, im fünfzehnten Schwyz und den Eidgenossen einen höchst einflußreichen ührer gab (s. unten Ital R.), in neuerer Zeit von seinem ursprünglichen ohnsitze den Zunamen von Biberegg führt und von jeher viele angesehene wyzerische Magistrate und viele ausgezeichnete Officiere zählte, die im Ausnde, in den französischen, spanischen, savoyischen und neapolitanischen Heeren enten. Nicht weniger als 28 Officiere R. standen 1693 unter den Fahnen dwig's XIV. vor Charleroi. Alois R. gehörte einer besonders militärischen inie des Geschlechtes an, deren Ahne, Oberst Rudolf, in allen Schlachten der tzten Valois focht und dessen gleichnamiger Sohn und Nachfolger das Reding'sche tammhaus an Schmidgassen, eine Zierde des Fleckens Schwyz, erbaute. Des etztern Nachkomme in fünfter Generation war der spanische Oberstlieutenant heodor Anton R., Vater von vier Söhnen: Theodor, Marschall und Grande on Spanien; Nazar, Marschall in Spanien und Gouverneur der Balearen; udolf, Gardehauptmann König Ludwig's XVI., am 10. August 1792 in den uilerien verwundet und Opfer der Pariser Septembermorde, und Alois, dem ngsten der Brüder. Auch Alois stand 1791 als Hauptmann in Spanien im egimente R., focht gegen die französische Republik, wurde Oberstlieutenant, 794 in den Kämpfen um San Sebastian schwer verwundet, nahm seinen Abhied und kehrte heim, dem greisen Vater zur Pflege. Bald riefen ihn die eitereignisse auch hier ins Feld. Von der Landsgemeinde Schwyz zum Landesauptmann ernannt, befehligte er im Herbst 1796 ihr Contingent in der eidenössischen Grenzbesetzung am Rheine und im März 1798 das schwyzerische ülfscorps, welches Bern gegen den Angriff der Franzosen unterstützen sollte, doch — ohne Reding's Schuld — nicht zu wirklicher Theilnahme am Kampfe elangte. Ein paar Monate später aber trat R. an die Spitze des ganzen Aufebotes der Waldstätte gegen dieselben Feinde, als die demokratischen Länder in er Schweiz die Täuschung erkannten, in die sie sich hatten einwiegen lassen, aß Frankreichs Krieg nur den städtischen Aristokratien, nicht aber auch ihnen elte. Nachdem ein Versuch, das französische Directorium zur Anerkennung ihrer nabhängigkeit und althergebrachten Freiheit zu bewegen, von General Schauenurg und dem französischen Civilcommissär Lecarlier schimpfliche Zurückweisung fahren hatte, verwarf die Landsgemeinde von Schwyz am 16. April einmüthig as Ansinnen der Franken, sich der von ihnen errichteten helvetischen Republik nzuschließen. Sie wurde nun zum Mittelpunkt eines Widerstandes, dem sich idwalden, Zug und Glarus, dem zögernd auch Uri, und nach anfänglich tgegengesetztem Entschlusse, auch Obwalden sich anschlossen. Zum Haupt des itenden Kriegsrathes und obersten Anführer wurde einstimmig R. erkoren. Der lan, angriffsweise zu verfahren, mußte freilich bei dem gänzlichen Mangel an nterstützung von Seite der die Länder umgebenden Bevölkerung des schweizeschen Flachlandes und bei der Uebermacht des kriegsgeübten französischen Heeres hon nach den ersten Schritten aufgegeben werden. Rasch concentrirte sich die

ganze Wucht des Kampfes auf die Vertheidigung der schwyzerischen Landesgrenzen gegen Schauenburg's Angriffe. Hier aber stritt R. in den Tagen des 2. und 3. Mai mit unerschütterlichem Muthe und der ausharrendsten Treue an der Spitze der Schwyzer und der ihnen zugezogenen Männer aus den Nachbarkantonen, warf an der Schindellegi und am Rothenthurm die Feinde siegreich zurück und erkämpfte seinem Lande die Achtung Schauenburg's und eine Capitulation, die Schwyz gegen Anschluß an die helvetische Republik Friede, Räumung seiner Grenzen von den Franzosen, Beibehaltung der Waffen und Achtung des katholischen Glaubens und seiner kirchlichen Institutionen zusicherte. Schwyz entsagte damit freilich seiner fünfhundertjährigen vollen Unabhängigkeit; aber mit Recht konnte R. an den ihm befreundeten Zschokke schreiben: Der Todeskampf des kleinen Staates sey zwar über alle Maßen hartnäckig gewesen, aber nur reine Freiheitsliebe habe sein Volk beseelt und wenigstens die Ehre gerettet. Er hätte noch beifügen können: auch das Wiedererstehen von Schwyz gesichert. Denn das heldenmüthige Verhalten des kleinen Landes bildete ein paar Jahre später den Hauptbeweggrund für Bonaparte, bei seinem entscheidenden Eingreifen in die schweizerischen Dinge die kantonale Selbständigkeit jeder der drei Waldstätte in seinem Verfassungsentwurf von Malmaison (1801) wiederherzustellen und in der Mediationsacte von 1803 festzuhalten. R., den das Vertrauen und die Liebe seines Volkes seit jenen bewegten Tagen unbedingt umgaben, nahm nach denselben die Haltung ein, welche ihr Abschluß ihm vorzuschreiben schien. In stiller Zurückgezogenheit lebte er im Schooß der Heimath und der Seinigen. Er nahm keinen Theil an der Unterstützung, die der Aufstand von Nidwalden gegen die helvetische Republik im September 1798 auch in Schwyz fand, was den Hinfall der Capitulation vom 4. Mai und die Besetzung und Entwaffnung von Schwyz durch die Franzosen (12. September) zur Folge hatte. Er lehnte im Februar 1799 das Anerbieten des helvetischen Directoriums ab, in dessen Dienste ein Truppencommando zu übernehmen, als der Ausbruch des zweiten Coalitionskrieges bevorstand. Er bemühte sich am 28. April 1799 mit eigener Lebensgefahr, dem wüthenden Volksaufstand, der in Schwyz bei Annäherung des österreichischen Heeres an die schweizerischen Grenzen ausbrach und die Franzosen vertrieb, die schlimmsten Folgen zu benehmen. Er verweigerte aber auch, sich an die Spitze der Aufgestandenen zu setzen und erließ mit Gleichgesinnten einen freilich vergeblichen Aufruf an das ebenfalls aufständische Uri, sich General Soult nicht zu widersetzen, der am 3. Mai in Schwyz (schonend) wieder einmarschirte und am 8. Altorf mit Gewalt bezwang. Um ähnlichen Verwicklungen zu entgehen, verließ R. Schwyz, als die Oesterreicher Mitte Juni 1799 daselbst einrückten, und siedelte mit den Seinigen erst nach Glarus und dann nach Rorschach über. Hier brachte er die entscheidenden Wochen des Krieges zu, in welchen Massena durch seinen Sieg bei Zürich über Korsakow und Suwarow's Zurücktreiben über das Gebirge die Oesterreicher und Russen ganz aus der Schweiz verdrängte. Mitte October kehrte R. heim. Er fand Haus und Habe von den Franzosen, die ihn seit dem 28. April als den angeblichen „général des paysans“ mit unverdientem Hasse verfolgten, vielfach beschädigt und nur durch Zschokke, der als helvetischer Regierungsstatthalter in Schwyz gewaltet hatte, vor gänzlicher Verwüstung bewahrt, das Land aber und die benachbarten Thäler alle durch den Krieg von dem äußersten Elend heimgesucht. In Bemühungen, dieses Elend mit Hülfe unterstützender Freunde zu mildern, und in Betrachtung des Ganges der Dinge in den helvetischen Räthen, denen er ferne stand, gingen ihm jetzt die Tage hin. Er machte sich in denselben mit dem Gedanken vertraut, daß eine Rückkehr der Schweiz zu dem unbedingten Föderalismus der Vergangenheit nicht mehr möglich, das Bestehen einer Centralgewalt unum-

gänglich und wohlthätig sei; aber er wünschte doch von der frühern Selbständigkeit und vollen Demokratie seines Landes und der übrigen Waldstätte ein möglichst großes Maaß bewahrt und die Grundlagen für die schweizerischen Verhältnisse durch eine neue allgemeine Versammlung von Abgeordneten festgestellt zu sehen. In diesen Anschauungen sowie durch seine ganze Persönlichkeit war R. unter den Männern der Waldstätte weitaus der angesehenste Vertreter der föderalistischen Partei, mit dem sich die Gleichgesinnten in den übrigen Kantonen, vorzüglich in den Städten Zürich und Bern, in freundschaftliche Verbindung zu setzen begannen. Als nun nach dem Frieden von Luneville (9. Februar 1801), welcher der Schweiz Unabhängigkeit und das Recht verhieß, sich ihre Verfassung selbst zu geben, die lebhaften Bestrebungen hierfür bei den Parteien begannen, Frankreich aber, dessen Truppen noch in der Schweiz standen, sich thatsächlich doch die entscheidende Verfügung über die bleibende Gestaltung des schweizerischen Staatswesens vorbehielt, ward R. zweimal eine nur kurze, aber eingreifende Rolle in den politischen Parteikämpfen beschieden. Beide Male machte ihr Frankreich, wegen Reding's zu großer Selbständigkeit seinem Einflusse gegenüber, ein rasches Ende; sie gewann aber R. die Achtung und das Vertrauen weitester Kreise in der Schweiz. Im August 1801 berief Schwyz einmüthig R. in die Kantonaltagsatzung, welche für den wiederhergestellten alten Kanton Schwyz eine Verfassung zu entwerfen hatte, und diese Versammlung ernannte ihn zu ihrem Abgeordneten zur allgemeinen helvetischen Tagsatzung in Bern. Am 28. October 1801 erfolgte die gewaltsame Auflösung und Ersetzung der letztern durch einen in seiner Mehrheit föderalistisch gesinnten helvetischen Senat, der am 21. November R. an die Spitze der obersten Vollziehungsbehörde, des Kleinen Rathes, mit dem Titel des ersten Landammanns der Schweiz setzte. Allein während es nun dem („Redingischen") Senate nicht ohne die größten Anstrengungen gelang, gegenüber dem Widerstande der Unitarier und der dieselben unterstützenden revolutionären Elemente aller Arten den Entwurf einer schweizerischen Bundesverfassung zu Stande zu bringen und darin den für R. wichtigsten Punkt, das Verhältniß der Waldstätte zur Centralgewalt, auf einem Wege zu ordnen, der bei der spätern Reconstituirung der Schweiz im Jahre 1815 in analoger Weise betreten wurde, war R. selbst in der ihm obliegenden Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der Schweiz nicht von Erfolg begleitet. Wohl erkennend, daß von der Anerkennung Frankreichs der Bestand der Dinge in der Schweiz abhänge und daß Frankreichs Wille derjenige des ersten Consuls sei, dessen Werkzeuge Talleyrand, der Minister des Aeußern, und dessen gleich doppelzüngiger Vertreter in der Schweiz, Verninac, waren, entschloß sich R., ohne weitere Ankündigung den ersten Consul selbst persönlich in Paris anzugehen, ihm die Lage der Schweiz vorzustellen und sich von Bonaparte's wirklicher Gesinnung und Willen gegen dieselbe unmittelbare Kenntniß zu verschaffen. Anfänglich schien der ungewöhnliche Schritt, Reding's männlich offenes Verfahren, erwünschten Erfolg zu haben; R. fand in Paris, wo er am 7. December 1801 anlangte, bei Talleyrand und in zwei Audienzen bei Bonaparte befriedigende Aufnahme und anscheinend günstige Worte. Aber des Ministers und des Consuls Sprache täuschten ihn. Bereits waren sie gegen ihn eingenommen, sahen mit Mißtrauen seine Verbindung mit altgesinnten Bernern, von denen er einen, Bernhard v. Diesbach (s. A. D. B. V, 145), zum Begleiter gewählt hatte, wurden in diesem Mißtrauen durch den helvetischen Gesandten in Paris, Stapfer, bestärkt, der zwar R. ihnen amtlich vorzustellen hatte, und waren nicht gewillt, Reding's Bestreben nach unabhängiger Haltung der Schweiz zwischen ihren Nachbarn anzuerkennen. Unmittelbar nach Reding's Wiedereintreffen in Bern (17. Januar 1802), wo man ihn *froher Hoffnung* voll empfing, gab sich der wahre Verhalt

der Dinge kund, der aus einer vor R. selbst in Bern eingetroffenen Antwortnote Bonaparte's an den Landammann vom 6. Januar Verninac schon bekannt war und von Näherstehenden bereits befürchtet wurde. Zunächst wurde die Aufnahme von sechs der hervorragendsten schweizerischen Unitarier in den Senat und einiger derselben in den neu zu bestellenden Kleinen Rath zur Bedingung für Frankreichs Anerkennung dieser Behörden gemacht und die angebahnte gewaltsame Losreißung des Wallis von der Schweiz ungeachtet Reding's dringender Vorstellungen durchgeführt. Nach wenigen Wochen aber löste, unter dem Beifall Verninac's und Stapfer's lebhaftem Antrieb von Paris aus, der unitarische Staatsstreich vom 17. April 1802 den Senat auf, bewirkte den Rücktritt Reding's aus seiner unhaltbaren öffentlichen Stellung und legte die Gewalt in die Hände der Unitarier. Freilich nur für kurze Zeit. Denn als Bonaparte den Augenblick gekommen sah, als unumgänglicher „Vermittler" die Schweiz ganz nach seinem Willen zu gestalten, genügte der im Juli 1802 von ihm verfügte Abzug der französischen Truppen aus derselben, um sofort die entschlossene Erhebung der großen Mehrheit des deutsch-schweizerischen Volkes gegen das ihm aufgezwungene Einheitssystem zum Ausbruch zu bringen und dadurch die vom ersten Consul beabsichtigte Lage der Dinge zu erzeugen. R., der im Juni 1802 die Actenstücke über seine Verhandlungen in Paris mit Bonaparte veröffentlicht, aber sein persönliches Verhältniß zu demselben dadurch nicht verbessert hatte, wurde beim Aufstande gegen die Helvetik von Schwyz, welches am 1. August durch Versammlung seiner Landsgemeinde das Zeichen gab, wieder an die Spitze des Landes gesetzt und leitete dann, hauptsächlich unterstützt durch Hans Caspar Hirzel von Zürich (s. A. D. B. XII, 490), die in Schwyz versammelte schweizerische Tagsatzung. In energischer und würdiger Weise vertrat sie den Gedanken der Selbständigkeit und Selbstbestimmung der Schweiz, bis die Gewalt bei unter General Ney gegen Ende October wieder einrückenden französischen Heeres ihr nur mehr Protestation gegen die Vergewaltigung des Landes übrig ließ. R. und Hirzel büßten ihren Widerstand gegen den Willen des Consuls und den Verdacht, welchen sie Ney einflößten, durch mehrmonatliche Haft auf der Feste Aarburg, wohin Ney sie und einige andere angesehene Föderalisten in der zweiten Woche des November bringen ließ, und wo R. und Hirzel am längsten verbleiben mußten. Erst gegen Ende Februar 1803 freigegeben, sahen sie durch die mit gelassener Würde ertragene Unbill ihr Ansehen bei allen unabhängig gesinnten Männern nur vermehrt. Ney, der dies schließlich selbst erkannte, vermochte denn auch den ersten Consul, die kleinlichen Beschränkungen, die sein Minister Talleyrand an die Freilassung der beiden Männer hatte knüpfen wollen, fallen zu lassen. Auch ihnen sollten alle Rechte gewährt sein, welche die durch den Vermittler nun unwiderruflich eingeführte Verfassung der Schweiz jedem ihrer Bürger zusicherte. So trat auch für R. jetzt eine Friedenszeit ein, in welcher ihm bescheert war, ohne Störung in schweizerischen und kantonalen Angelegenheiten eine verdienstliche Thätigkeit zu entfalten. Einmüthig berief ihn Schwyz am 20. März 1803 zu seinem ersten Landammann, einmüthig zum Bannerherrn, dessen Händen das alte Banner von Morgarten am 3. Mai feierlich zur Bewahrung übergeben wurde. An den schweizerischen Tagsatzungen der zehnjährigen Mediationszeit aber nahm R. beinahe alljährlich als erster Gesandter seines Kantons einen wesentlichen Antheil, war in deren wichtigsten Commissionen der Vertreter der Waldstätte, 1804 der erste schweizerische Commissär in Unterhandlungen mit Spanien über eine Militärcapitulation und wurde von der Tagsatzung bei Beginn der schweizerischen Militärorganisation und Bildung des ersten schweizerischen Generalstabs am 28. August 1804 mit dem Range eines Generalinspectors der Truppen bekleidet. Vom activen Ober-

fehl in den Grenzbesetzungen der Jahre 1805, 1809 und 1813 schloß ihn
ilich die Rücksicht auf Napoleon aus, in dessen Ohren der Name R. nicht
hlklang, zumal, wie der Kaiser selbst dies bemerkte, als Reding's ältester
uder, der General Theodor R., im Juli 1808 durch seinen Sieg bei Baylen
er General Dupont und dessen Capitulation der französischen Macht in Spanien
erste wichtige Schlappe beibrachte. Auch als die europäischen Ereignisse von
13 den Sturz der Mediationsverfassung in der Schweiz hervorriefen und die
richtung eines neuen Bundesvertrages sich anbahnte, nahm R. anfänglich, ob-
l sein Einfluß in Schwyz sich zu mindern begann und er als zweiter Ge-
dter seines Kantons neben dem Landammann Franz Xaver Wäber auf den
gsatzungen erschien, im Kreise der schweizerischen Magistrate seine bisherige
ellung ein. Er wurde im December 1813 unter Beiordnung des zürcherischen
delmeisters Hans Konrad v. Escher (s. A. D. B. VI, 350) in das Haupt-
rtier der alliirten Monarchen in Frankfurt a. M. gesandt, um die Aner-
nung der Neutralität der Schweiz zu bewirken, was anfänglich erreichbar
ien, aber schließlich durch das militärische Hauptquartier in Freiburg im
eisgau unter Schwarzenberg verweigert wurde. Er nahm auch wesentlichen
theil an allen politischen Vorgängen in Zürich bis zum 10. Februar 1814,
durch die Bildung einer „Eidgenössischen Versammlung" am 29. December
er dem Vorstand von Landammann Hans v. Reinhard (s. diesen) und die
leitungen zur Wiedererrichtung der Eidgenossenschaft der 19 durch die
diation geschaffenen Kantone zu Stande kamen. Als aber in Schwyz, wie
eits in Bern, Luzern und einigen andern Kantonen geschehen, der Gedanke
Rückkehr zu den politischen Grundlagen der Schweiz vor 1798 zur Geltung
, die drei Waldstätte mit Luzern am 2. März in Gersau ihren alten Bund
n Jahre 1332 neu beschworen und am 17. März eine Versammlung der
chgesinnten Orte in Luzern im Gegensatz zu derjenigen in Zürich zusammen-
t, vermochte R., ohnehin für die Aussicht auf vollere Unabhängigkeit des
okratischen Landes Schwyz und den Einfluß seiner bernerischen Freunde nicht
mpfänglich, dieser von Schwyz eingeschlagenen Bahn nicht zu begegnen.
geblich sandte Reinhard um Mitte Februar den glarnerischen Landammann
olaus Heer (s. A. D. B. XI, 239) zu ihm; vergeblich besuchten ihn in
wyz die bevollmächtigten Minister der Alliirten, Lebzeltern und Capodistria,
tte März 1813, nach ihrem Wiedereintreffen in Zürich mit neuen Vollmachten.
e bestimmte Erklärung, daß die Alliirten nur eine, auf die 19 Orte gegrün-
Eidgenossenschaft anerkennen würden, führte gegen Ende März die Auf-
ng der Versammlung in Luzern und die Besammlung der 19örtigen Tag-
ung in Zürich am 6. April 1814 herbei, die bis zum 4. Juli gl. J. die
hältnisse der Schweiz zum Auslande leitete, und den Entwurf einer Bundes-
assung ausarbeitete. R. nahm in derselben, wenn auch nur als zweiter Gesandter
es Ortes, den gewohnten Platz ein. Er war wieder der Vertreter der Wald-
te in den wichtigsten Berathungen und erstes Mitglied der aufgestellten
litärcommission. Aus dem bernischen Schulheißen v. Mülinen (s. A. D. B.
II, 783), aus R. und dem Wadtländer Monod bestellte die Tagsatzung am
Mai ihre Gesandtschaft an König Ludwig XVIII. in Paris und an die da-
st verweilenden Kaiser von Oesterreich und Rußland, welche bei denselben
den Tagen des Abschlusses des ersten Friedens von Paris und der feierlichen
chwörung der Charte durch den König und das Parlament von Frankreich
die schweizerischen Interessen zu wirken bemüht war. R., dem sein Name
ei vielfach Auszeichnung zuzog, unterstützte in einer Audienz bei Kaiser
xander Mülinen's beredte Vertheidigung von Bern gegen des Kaisers Vor-
fe, der sich auf Reding's Ansichten berufen hatte. Er wurde von König

Ludwig, in Erinnerung an die Dienste seiner Vorfahren unter den Bourbonen, mit dem erblichen Titel eines Grafen beehrt, der ihm freilich in der schweizerischen Heimath mehr Eifersucht erweckte als Vortheil brachte. Anfangs Juli in Zürich zurück, erstattete die Gesandtschaft ihren Bericht in der Tagsatzung, im Augenblicke, als sich diese nach Vollendung ihres den sämmtlichen Kantonen zur Annahme empfohlenen Bundesentwurfes am 4. Juli für zwei Wochen vertagte. Während nun aber Bern, Nidwalden und Appenzell-Inner-Rhoden dem Bundesentwurf ihren Beitritt versagten, andere Orte Vorbehalte machten und nur 8½ Kantone ihm unbedingt beitraten, nahm in Schwyz, wie in den Waldstätten überhaupt, die Strömung mehr als je überhand, welche sich von der übrigen Schweiz abzusondern und die Wiederherstellung der unbedingten Unabhängigkeit der Länderdemokratien zu erreichen trachtete. Reding's Einfluß wich wiederum demjenigen Wäber's und vorzüglich dem demagogischen Treiben eines jüngeren Mannes, des Obersten Auf der Mauer, der beim Zuge der schweizerischen Milizen gegen die helvetische Regierung im Herbst 1802 eine militärische Führerrolle gespielt hatte. Unter Wäber verwarf der Landrath von Schwyz am 12. Juli den Beitritt zum Bundesentwurfe und es beschloß eine Conferenz der drei Länder in Brunnen, an der Tagsatzung in Zürich gemeinsam vorzugehen und bestimmte Bedingungen zu stellen. Eine Gesandtschaft von Schwyz, die ohne R. in Zürich erschien, befürwortete dieselben mit Uri und Unterwalden und verließ die Tagsatzung noch vor den Boten der letztern Orte, da ihre Wünsche nicht volle Berücksichtigung fanden. Und als nach den mühsamsten Verhandlungen die Tagsatzung am 9. September 1814 die Annahme des am 16. August zu Stande gekommenen neuen Bundesentwurfes durch 15 Orte constatiren konnte, worunter auch Uri und Obwalden, waren Schwyz und Nidwalden nicht allein allen Verhandlungen fremd geblieben, sondern hielten sich auch jetzt noch fern. R., der sich von der Bewegung seines Heimathkantons ganz überflügelt sah, hatte derselben soweit nachgegeben, daß er sich sogar, freilich vergeblich, nach Altorf senden ließ, um Uri von seiner Haltung abzubringen. Schwyz und Nidwalden erneuerten und beschworen jetzt untereinander am 17. September 1814 den Länderbund vom Jahre 1315, den sie angemessen zu revidiren sich vorbehielten. Sie blieben in dieser Stellung, bis Napoleon's Rückkehr aus Elba Europa aufs neue in Waffen vereinigte und auch die Schweizer zur Einmuth brachte. Am 13. April 1815 erklärte die Landsgemeinde von Schwyz ihren Beitritt zum Bundesentwurfe vom 16. August 1814 und ihre Annahme der Wiener Congreßdeclaration vom 20. März 1815 über die schweizerischen Angelegenheiten. R., um diese Zeit krank, von seinen persönlichen Gegnern, insbesondere Auf der Mauer, aus politischem Einflusse ganz verdrängt, selbst seine Bannerherrnstelle niederlegen wollend — was aber die Landsgemeinde nicht zugab —, blieb nun den schweizerischen Angelegenheiten, auch dem abschließenden Bundesschwur vom 7. August 1815 in Zürich fern. Er begnügte sich, in seiner Heimath in Armen-, Schul- und Kirchensachen mitzuwirken. Diesen waren die letzten Tage seiner öffentlichen Thätigkeit gewidmet. Von jeher als entschiedener Katholik dem Glauben und den Uebungen seiner Kirche warm ergeben, hatte er, im Zusammenhange mit seinen politischen Anschauungen, schon 1805 die auftauchende Idee der Gründung eines besondern schweizerischen Bisthums für die Waldstätte und Zug und Glarus gebilligt, sich 1808 den ökonomischen Einsprachen und religiösen Bedenken der Waldstätte gegen die Bildung ihrer Cleriker in den Seminarien in Meersburg und in Luzern angeschlossen, die unter Wessenberg's, Generalvicars des Bischofs Dalberg, Einflusse standen und war 1810 und 1812 bei Versuchen der Errichtung eines bischöflichen Seminars im Kloster Einsiedeln, die aber an des Klosters Selbständigkeit

gegenüber Anforderungen der bischöflichen Curie scheiterten, wesentlich betheiligt. Da regten im December 1812 neue Bedenken von Schwyz gegen den Geist des Seminars in Luzern unter Reding's Vorgange bei den Waldstätten, mit Wissen des jene Bedenken schürenden Nuntius Testaferrata, den Gedanken der Abtrennung vom Bisthum Konstanz wiederum an. Landrathsbeschlüsse in Schwyz, Conferenzen der Länder, Unterredungen Reding's mit dem Nuntius, ein förmliches Gesuch von Schwyz an den Papst um Lostrennung von Konstanz, ein Zurückziehen der schwyzerischen Seminaristen aus dem Seminar in Luzern folgten, und die religiöse Bewegung, welche Napoleons Verhalten gegen Papst Pius VII. auch in den Ländern erzeugt hatte, ließ diese Fragen nicht mehr zur Ruhe kommen. Verhandlungen zwischen Rom, dem Nuntius, Konstanz und den Waldstätten zogen sich in mannichfachen Wendungen während der Jahre 1813 und 1814 fort und schlossen am 31. December 1814 mit der durch Testaferrata eifrig geförderten vorläufigen Abtrennung des gesammten schweizerischen Theiles der Diöcese Konstanz von derselben, kraft eines von dem Papste am 7. October erlassenen Breve. Die Appellation des Domcapitels Konstanz in Dalberg's Auftrag blieb unbeachtet und der Propst von Beromünster, Bernhard Göldlin, wurde als apostolischer Vicar für einstweilen mit der kirchlichen Verwaltung der abgetrennten Lande beauftragt, ehe noch die Verhältnisse dieser Verwaltung zu den betheiligten Kantonen bestimmt oder über die künftige, bleibende Diöcesaneintheilung derselben irgend etwas festgesetzt war. Bei den verschiedenartigen Bemühungen, diese zu gestalten, welche die folgenden Jahre erfüllten, war R. einer der steten und vorzüglich thätigen Vertreter von Schwyz. Noch am 19. Januar 1818 wohnte er als solcher einer Conferenz der Waldstätte in Gersau bei. Bei dieser Gelegenheit zog er sich eine Erkältung zu, infolge deren er gleich nach seiner Heimkehr von dem in Schwyz herrschenden Nervenfieber ergriffen wurde, und erlag demselben am 5. Februar in seinem 53. Jahre. In der Schweiz erregte sein Hinschied allgemeine Trauer. Denn wie man auch von seiner im Felde mehr, als im Rathssaal, glücklichen öffentlichen Laufbahn denken mochte, sein edelmüthiger ritterlicher Charakter, sein gerades, biederes Wesen, ohne Arg und ohne Furcht, seine Tugenden als Privatmann hatten ihm bei Freund und Feind einmüthige Achtung erworben. Noch heute liest der schweizerische Wanderer mit Rührung die Worte, die einen einfachen Grabstein bei der Kirche in Schwyz zieren: † Aloysius Reding de Biberegg, Comes, Cujus nomen summa laus.

Amtliche Sammlung der Eidgen. Abschiede. — Faßbind, Geschichte des Kantons Schwyz, 5. Bd., 1838. — D. Steinauer, Geschichte des Freistaates Schwyz, 2. Bd., Einsiedeln 1861. — M. Kothing, Die Bisthumsverhandlungen der schw.-konstanzischen Diöcesanstände, Schwyz 1863. — Die schweizergeschichtlichen Werke von H. Escher, Monnard, Tillier u. A. — H. Zschokke, Prometheus, 3. Theil, Aarau 1833. — Beilage zur Allgem. Zeitung vom 28. Februar 1818, Nr. 28, Nekrolog Reding's (mit irriger Angabe des Geburtstages). U. a. m.

G. v. Wyß.

Reding: Augustin R., Fürstabt von Einsiedeln 1670—92, war geboren am 10. August 1625 zu Lichtensteig, wo sein Vater Johann Rudolph von Reding-Biberegg Toggenburgischer Landvogt war, ein wegen seiner classischen Bildung gerühmter Mann, bald der schweizerische Seneca, bald der eidgenössische Cicero genannt. Er starb als ein sehr angesehener Mann 1658 zu Lichtensteig. Seine Gemahlin in zweiter Ehe war Margaretha Pfyffer von Altishofen, die Mutter unseres Augustin. Dieser machte seine Studien im Kloster Einsiedeln

und legte daselbst den 26. December 1641 die Klostergelübde ab. Erst 24 Jahre alt, konnte er schon als Professor der Philosophie auftreten, feierte den 13. September 1649 die erste heilige Messe und ward bald darauf auch Novizenmeister. Im October 1654 erlangte er an der Universität Freiburg alle philosophischen Grade und das Doctorat der Theologie. Gleich darauf ward er als Professor der Theologie an die Universität der Benedictiner in Salzburg berufen, wo er sich durch sein Wissen und seine Tugend allgemeine Achtung erwarb. Doch kehrte er schon anfangs 1658 wieder nach Einsiedeln zurück, wo er im folgenden Jahre zum Decan ernannt wurde. Als solcher spielte er eine Rolle im Streite des Abtes Placidus Reimann mit der Curie von Konstanz. Nach dessen Tode ward er am 17. Juli 1670 fast einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt, wegen des Konstanzer Streites aber erst ein Jahr später bestätigt. Als Abt übernahm er von den drei Urkantonen als Herren zu Bellenz 1675 das dortige Collegium, welches die Jesuiten 26 Jahre inne gehabt, aber wegen ungenügender Einkünfte wieder aufgegeben hatten. Es verblieb bei Einsiedeln bis zum Jahre 1852. 1678 erwarb er im Thurgau das Schloß und die Herrschaft Sonnenberg. 1674—84 erbaute er im Kloster den Chor, die Beichtkirche und die St. Magdalenencapelle, welche heute noch stehen. Auch war er 1684 bis 1687 thätig für den Neubau der Kirche und des Frauenklosters in der Au. 1684 machte er eine Romreise und fand bei Papst Innocenz XI. ehrenvolle Aufnahme. Er hatte einen Ruhm als eifriger Prediger und als Vater der Armen. Unter ihm stieg die Zahl der Conventualen von 53 auf 100. Er bereicherte die Bibliothek mit theologischen Werken und förderte auch sonst das Studium und die Bildung seiner Leute, deren eine Anzahl als Professoren auswärts berufen wurde. Unter den Theologen seiner Zeit nimmt R. einen hohen Rang ein, so daß ihn Papst Innocenz XI. mit Anspielung auf den großen Kirchenlehrer, dessen Namen er trug, den Augustin seiner Zeit nannte. Seine Schriften füllen mehr als 20 Folianten und viele kleinere Bände, die meisten aus der von seinem Vorgänger Abt Placidus gegründeten Druckerei des Klosters, nicht zu dessen ökonomischem Vortheil, hervorgingen. Sein Hauptwerk ist „Theologiae scholasticae in primam (secundam) partem Divi Thomae ad normam Theologorum Salisburgensium Tomi XIII. Fol. Typis Monasterii Einsidlensis 1687." Andere enthalten theologische Polemik im Stile jener fehdelustigen Zeit, eine Vertheidigung des Concils von Trient: „Oecumenici Tridentini concilii veritas". 1677—1684. V vol. Fol. gegen Joh. Heinr. Heidegger (s. A. D. B. XI, 295); eine Vertheidigung des Baronius: „Vindex veritas Annalium ecclesiasticorum." 1680. Fol., gegen Joh. Heinrich Ott von Zürich. Mehreres ist noch handschriftlich vorhanden. Sein Todestag ist der 13. März 1692.

Augustin's jüngerer Bruder war Jost Dietrich R. mit dem Klosternamen P. Placidus. Er war geboren 1652, studirte in Einsiedeln, trat daselbst 1668 ein, erhielt 1676 die Priesterweihe und lehrte Theologie und Philosophie in Einsiedeln, Pfävers und Gengenbach. Er überlebte seinen Bruder nur kurze Zeit, denn er starb schon am 31. Mai 1692. Als Mabillon 1683 Einsiedeln besuchte, begleitete er ihn auf der Reise von da nach St. Gallen, lieferte demselben Auszüge aus den Handschriften von Einsiedeln und stand später noch mit ihm in Correspondenz.

P. Gall Morel, Augustin Reding, Fürstabt von Einsiedeln, als Gelehrter und Schulmann. Programm von Einsiedeln 1861. — Ders., Geschichtliches über die Schule in Einsiedeln. Progr. das. 1855. — Hurter, Nomenclator literarius II, p. 315—318. — v. Mülinen, Prodromus einer schweizerischen

Historiographie, S. 89 (über Plac. R.). — P. Alb. Kuhn, Der jetzige Stiftsbau Maria-Einsiedeln, S. 35—39.

P. Gabriel Meier.

Reding: Ital R., der ältere, Landammann in Schwyz, † am 6. Febr. 1447; — stand in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts während mehr als 30 Jahren mit so hervorragender Bedeutung an der Spitze des Landes Schwyz und unter den Häuptern der Eidgenossenschaft, daß seiner nicht bloß die öffentlichen und privaten Urkunden, sondern auch die so selten Individuelles hervorhebenden zeitgenössischen Chroniken oft gedenken. Ende des 14. Jahrhunderts geboren, 1403 zum ersten Male als Zeuge bei einem Rechtsgeschäfte von Privaten, 1411 als einer der schweizerischen Boten auf einem eidgenössischen Tage erwähnt, tritt er Ende 1412 als „Ammann“ (Landammann) von Schwyz auf und bekleidet nun dies Amt fast ununterbrochen bis ins Jahr 1444. Ob und wie weit R. schon in früherer Zeit auf die kräftige, sehr ausgesprochen demokratische Politik von Schwyz, insbesondere in den Angelegenheiten von Zug (1404) und Appenzell (1403—11), Einfluß übte (wie neuere Schriftsteller anzunehmen pflegen), ist nicht zu ermitteln. Gewiß ist dagegen, daß er, einmal an die Spitze des Landes gestellt, die Seele desselben für lange Zeit war und mit seltener Kraft und Einsicht dessen Angelegenheiten leitete. Der natürlichen Vergrößerungspolitik, welche damals die Eidgenossen aller Orte im Gegensatze zu Oesterreich und dem Adel beseelte, wußte Reding's Begabung, mit der sich ein unbeugsamer Wille, der bis zur grausamen Härte ging, verband, ungeahnte Erfolge für Schwyz zu verschaffen. Daß schon in den Anfängen seines Amtes seine Persönlichkeit vielfache Aufmerksamkeit auf sich zog, zeigen die zahlreichen Fälle, in welchen ihm nicht bloß im Umkreis der Waldstätte, sondern auch auswärts, wie in den räthischen Streitigkeiten der Räzüns, Toggenburg und Metsch, mit dem Bischof von Chur, dem Abt von Disentis und den Herren von Sax (18. März 1413), oder in bernisch-solothurnischen Streithändeln (2. April 1413) schiedsrichterliche Thätigkeit zugedacht oder wirklich übertragen wurde. Entschieden war R. nun der Vertreter der höchst selbständigen, von Luzern, Uri und Unterwalden sich trennenden Haltung, welche Schwyz theils in den Beziehungen der Eidgenossen zum Wallis, theils in denjenigen zu Mailand beobachtete. Nicht nur nahm es an den Landrechten jener drei Orte mit den Walliser Gemeinden (1416, 1417) keinen Theil, sondern bemühte sich, als die Befehdung des Freiherrn Guiscard von Raron durch die Walliser (1414—16) den Letzteren genöthigt hatte, Berns Hülfe anzurufen, wo er verbürgert war, mit Zürich, Glarus und Zug (1416—20) eifrig um Vermittelung in diesen Wirren. Ja es stellte sich zuletzt am entschlossensten auf die Seite Berns, als es um Entscheidung aufgeworfener bundesrechtlicher Fragen zu thun war. Daß die drei Orte, die auf Seite der Walliser standen, dies bitter empfanden (zumal Zug, und wol auch Glarus, von Schwyz unzweifelhaft beeinflußt waren) und daß R. persönlich sehr entschieden die Politik seines Ortes vertrat, zeigt sich aus einer von Schwyz freilich zurückgewiesenen Bitte von Luzern (17. August 1419), es möge doch ihren Ammann R. anweisen, diejenigen „sicher zu sagen“, welche denselben geschmäht hätten. Ebenso spürbar bestand ein wesentlicher Unterschied in der Haltung von Luzern, Uri und Unterwalden und derjenigen von Schwyz gegenüber Mailand. Denn weder in den Kriegszügen der Eidgenossen ins Eschenthal, noch in denjenigen ins Tessin, nahm Schwyz von Landes wegen einen so regelmäßigen und lebhaften Antheil, wie jene Orte es von ihm stets gewünscht hätten. Als vollends jene drei Orte nebst Zug am 30. Juni 1422 vor Bellenz eine blutige Niederlage gegen Carmagnola erlitten (Schlacht bei Arbedo), wäh-

rend eine Schaar ins Feld gezogener Schwyzer einen Beutezug ins Eschenthal unternommen hatte, blieb bei Jenen, zumal bei Luzern, ein neuer tiefer Unwille gegen Schwyz haften. Eine Aeußerung Reding's, auf einen Anspruch gegen Luzern nie verzichten zu wollen, der noch von der Eroberung des Aargau (1415) herstammte (April 1423), konnte Luzerns Stimmung nicht verbessern. Und selbst als die Bitten aller Eidgenossen Luzern endlich vermocht hatten, einem von Schwyz und R. beharrlich verfolgten Wunsche nachzukommen und ihnen die einst von Zug (1404) gegen Schwyz erlassenen eidgenössischen Spruchbriefe zurückzugeben, war mit Vernichtung dieser Documente (Stans, 24. August 1424) Luzerns Unwille noch nicht begraben (November 1424). Die letzte Anstrengung der Eidgenossen, sich in den Besitz von Bellenz zu setzen, verlief bei so bewandten Dingen fruchtlos (1425) und was jenseits des Gotthard lag, blieb aufgegeben (Friede mit Mailand 1426).

Die tiefsten Beweggründe zu dieser Politik Reding's lagen nicht so fast in der Unmöglichkeit für Schwyz, bei festem Anschlusse an die drei Orte sich, wenn auch ihm weniger naheliegende, aber doch ebenso sichere Vortheile wie Jene bleibend zu erwerben, als vielmehr im Verlangen, für unmittelbare Interessen und Ausdehnung seines eigenen nächsten Gebietes den Blick und die Kräfte zu sparen. R. hatte einst über dem Antheil an gemeinsamer Erwerbung des Aargau durch die Eidgenossen nicht versäumt, für Schwyz von König Sigmund zu allernächst die Verleihung der obersten Gerichtsbarkeit, des Blutbannes, in Schwyz, in der Waldstatt Einsiedeln, in der March und in Küßnach am Vierwaldstättersee zu gewinnen (28. April 1415). Ebenso setzte er über der unumgänglichen Theilnahme an den eidgenössischen Angelegenheiten nach Süden hin die größern Aussichten nicht außer Augen, welche für Schwyz in ganz anderer Richtung lagen: die Möglichkeit neuer Erwerbungen von Herrschaften und Einfluß in den Landschaften zwischen dem Zürich- und Walensee, Appenzell und dem Rhein, bei dem voraussichtlichen einstigen Auseinanderfallen der ausgedehnten Herrschaften, die Graf Friedrich von Toggenburg hier, von Graubünden herab bis ins Thurgau, theils erblich besaß, theils als Pfand von Oesterreich oder Lehen vom Reiche durch eine schlaue Staatskunst zusammengebracht hatte und hielt. Als die Aussicht schwand, daß ein Nachkomme oder stammverwandter Erbe dem Grafen folgen werde, und gewiß wurde, daß die Theilung seines Nachlasses unter zahlreiche Verwandte entfernteren Grades erfolgen müsse, konnten auch bloße Nachbarn hoffen, aus demselben Manches für sich davon zu tragen. In Schwyz wie in Zürich war man gleich begierig, dereinst den entscheidenden Einfluß im Lande vom obern Zürichsee bis an die Eingänge Graubündens zu gewinnen. Dort war R., hier der zürcherische Bürgermeister Stüßi der Träger dieser vorschauenden Gedanken, welche beide Orte gegenüber Graf Friedrich und, im Zusammenhange hiermit, gegenüber Appenzell seit dem Anfange des Jahrhunderts leiteten und seit der Mitte des dritten Jahrzehnts immer bestimmter den entscheidenden Gesichtspunkt für ihre gesammte Politik bildeten. Die Geschichte der Schweiz erzählt den einleitenden diplomatischen Kampf zwischen beiden Orten und den zehnjährigen blutigen Krieg zwischen Schwyz, Glarus nebst den übrigen eidgenössischen Orten einer- und Zürich andrerseits, der aus dieser Wettbewerbung um den 1436 eröffneten Toggenburgischen Nachlaß entstand und durch Zürichs unnatürliche Verbindung mit König Friedrich (1442) beinahe zur Zerstörung der Eidgenossenschaft geführt hätte. Die Erschöpfung aller Streitenden brachte endlich, 1446, einen dauernden Waffenstillstand zu Stande. R., der vom Frühjahr 1428—1432 im Landammannamte durch Hans Ab Iberg ersetzt worden war (unbekannt warum), aber 1432 dasselbe wieder antrat, wurde und blieb von da an bis 1444 der Führer seines Volkes im Rathe und im Feld. Er schlug in immer entscheiden-

derer Weise durch Kaltblütigkeit und Gewandtheit in Unterhandlungen mit Hoch und Niedrig, durch Energie und Unerbittlichkeit im Kriege und unterstützt durch die ganze Macht eidgenössischer Erinnerungen und demokratischer Gesinnung in den schweizerischen Völkerschaften, seinen allzuvordringlichen Gegner Stüßi, das dessen Einflusse gänzlich hingegebene Zürich und Zürichs Bundesgenossen Oesterreich und den Adel. R. wußte sich Graf Friedrich's Gunst und bindende Verheißungen für Schwyz, im Gegensatz zu Zürich, noch in des Grafen letzten Jahren zu verschaffen; er nahm nach dessen Tode rasch die toggenburgische, Schwyz verheißene Obere March ein (Mai 1436), schloß gemeinsam mit Glarus Landrechte mit den toggenburgischen Unterthanen in Toggenburg, Uznach und Gaster (December 1436), für welche er persönlich bei Herzog Friedrich von Oesterreich in Feldkirch (Januar 1437) und bei den toggenburgischen Erben (December 1437) Anerkennung erwarb, und gewann von beiden Theilen die Verpfändung dieser Landschaften und der Grafschaft Sargans an Schwyz und Glarus (Spätherbst 1437 und Februar 1438). So schloß er Zürich von jedem Erfolg in dessen Bestrebungen aus. Der Krieg von Schwyz und Glarus, unter Beistand der übrigen eidgenössischen Orte, gegen Zürich (1440) und gegen Zürich und Oesterreich (1442 bis 1446) sah R. am Zürichsee (1440) mächtig, wo Zürich ein Stück seines Gebietes an Schwyz abtreten mußte, sah ihn vor Zürich (Juli 1443) und vor Greifensee (Mai 1444) an der Spitze des schwyzerischen Volkes. Die schauerliche Katastrophe, welche die Belagerung dieser letztgenannten Burg beendigte, die grausame Hinrichtung von 62 Mann ihrer muthigen zürcherischen Besatzung, während nur wenigen Zehn Gnade ward, — eine That, wodurch die Sieger unwiderstehlichen Schrecken zu verbreiten gedachten —, erreichte diesen Zweck nicht; sie machte den Krieg nur beiderseits roher und entsetzlicher. Zürcherische Chroniken etwas späterer Zeit schildern den Ammann Ital R. als den eigentlichen Urheber der grausen That, der im Gegensatz zu Stimmen in der Kriegsgemeinde der Belagerer den Tod der Gefangenen durchgesetzt habe. Aus amtlichen Briefen der Luzerner Hauptleute erwies Dr. Th. v. Liebenau 1873, daß diese letztere Behauptung unrichtig ist, daß den Belagerten vor der Uebergabe jede Zusicherung von Gnade verweigert wurde, daß die im Lager befindlichen Truppen jedes Ortes für sich allein über das Schicksal der Gefangenen abstimmten, in allen das Mehr sich für deren Tod, im luzernischen und schwyzerischen Contingente nicht für den Tod durchs Schwert, sondern für Verbrennen von ganz Greifensee, Burg, Stadt und Leuten sich aussprach, und daß dann die versammelten Hauptleute aller Orte im Sinne der erstern, mildern Meinung entschieden. Damit ist indessen nicht ausgeschlossen, daß beim Vollzuge des Beschlusses (unter Aufsicht der Hauptleute) sich R. doch vor Andern durch Grausamkeit ausgezeichnet haben mag. Denn nicht bloß der ziemlich spätere Edlibach (s. A. D. B. V, 647), sondern schon der ältere, nicht-zürcherische Schodeler weiß von dieser Härte Reding's (einfacher als E.) zu erzählen, und es ist auch auffallend, daß mit 1444 Reding's Ammannschaft aufhört. Sollte das nicht mit der Empfindung zusammenhängen, die sehr bald bei den Kriegführenden beider Parteien entstand und sich mehr als einmal in den folgenden Jahren kund gab, daß die fürchterliche That von Greifensee den eigentlichen Wendepunkt für die Siege der Eidgenossen über Zürich (nicht über Oesterreich) bildete? 1445 und 1446 wurde Ulrich Wagner auf den Stuhl des Landammanns in Schwyz erhoben. Von R. selbst wissen wir nur noch, daß von ihm, als „Alt-Ammann“, die Klage der Eidgenossen gegen Oesterreich besiegelt war, welche im September 1446 dem in Kaiserstuhl tagenden Schiedsgerichte zwischen Zürich und den Eidgenossen eingereicht wurde. In demselben waren Peter Goldschmid von Luzern und des Altammanns gleichnamiger Sohn Ital R. der jüngere die Vertreter der

Eidgenossen. Dem Letztern übertrug Schwyz von 1447 bis 1464 das Ammannamt.

R. starb am 6. Februar 1447, ohne den endlichen vollen Friedensabschluß unter den Eidgenossen erlebt zu haben. Sein Name blieb allem Volke in Erinnerung; Schwyz mit vollem Recht. Denn es hatte ihm eine Ausbreitung seines Ansehens, seines Einflusses und seines Gebietes zu verdanken, die für alle Zukunft von Bedeutung war.

Amtliche Sammlung der Eidgen. Abschiede, Bd. I u. II. — Urkunden. — Chroniken: Die Klingenberger Chronik, h. von Henne, Gotha 1861; Chronik von Fründ, h. von Kind, Chur 1875, und von Edlibach, h. von der Antiq. Gesellschaft in Zürich. Mitth. Bd. IV, 1846. — Anzeiger für schweiz. Geschichte, 1873, S. 302 und 1875, S. 131—134 und 165. — Geschichtsfreund der V Orte, 1872, S. 112 ff. — Archiv des histor. Vereins des Kantons Bern. Bd. VII, S. 402.

G. v. Wyß.

Redinger: Joh. Jakob R. stammt aus Neftenbach im Kanton Zürich, ein verfahrener Schwärmer, Feldprediger in Piemont, nachher Pfarrer zu Dietikon, Buchdrucker in St. Gallen, brachte neue Offenbarungen, trug dieselben dem König von Frankreich vor, ging u. a. ins Türkenlager, den Großvezier zu bekehren, irrte unter absonderlichen Abenteuern in der Welt herum, bis er in Zürich, im Spital eingesperrt, 1688 starb. Er ist der Verfasser eines nicht uninteressanten lateinisch-deutschen Wörterbüchleins: „Latinisher Runs der Tütshen Sprachkwäl" 1656.

Ueber sein Leben vgl. Leonhard Meister über die Schwermerei, 1775, S. 79 ff. — Leu, Suppl. V, 50. — Ueber sein Wörterbüchlein vgl. meinen Aufsatz: Die Verdienste der Züricher um die deutsche Philologie u. Literaturgesch. 1880. — Kluge, Von Luther bis Lessing, 1888. S. 73.

J. Baechtold.

Redinghoven: Johann Godfried v. R., oder wie er sich selbst schrieb, Redinchoven, geb. zu Düsseldorf am 10. November 1628, als Sohn des Dr. med. Johann Winand v. R. († 1631) und der Margaretha Mattenclot, entstammte einem patricischen Schöffengeschlechte Nymwegens, welches schon im 13. Jahrhunderte urkundlich auftritt, in verschiedenen seiner zur Ritterwürde gelangten Glieder an Fehden und Schlachten (wie z. B. Sander v. R. 1397 an der Schlacht bei Cleverhamm) betheiligt war und im Zusammenhange mit mannichfacher Begüterung seine Zweige an den Niederrhein, insbesondere in die Herzogthümer Cleve und Jülich, verbreitete. Zwischen 1539 und 1615 erscheinen nacheinander Albert und Robert v. R., beziehentlich Beider Nachkommen im Besitze des kurkölnischen Burglehns Haus Graffschaft im Amte Linn, in den drei letzten Decennien des 16. Jahrhunderts zu Düsseldorf zuerst Sibert v. R., herzoglicher Rathssecretär und Zollschreiber und dessen Gattin Elisabeth Monheim, die Großeltern Johann Godfrieds, dann seit 1611 und mindestens bis 1635 des Ersteren Vetter Dr. jur. Johann v. R., welcher im Gegensatze zu seinen katholischen Verwandten der reformirten Gemeinde Düsseldorfs angehörte und dieser als Diakon, Aeltester und Vorsitzender des Consistoriums diente, daneben sich auch als langjähriger Rechtsbeistand der Grafen von Dhaun und Falkenstein zu Broich bewährte. Das Landsteuerbuch Düsseldorfs von 1632 (herausgegeben von H. Ferber, Düsseld. 1881) bezeichnet als in der Altstadt daselbst ansässig den letztgenannten Dr. Johann und die Wittwe Winand's v. R., unter deren mütterlicher Obhut der junge Johann Godfried aufwuchs. Von den äußeren Lebensumständen desselben ist leider äußerst wenig überliefert: wir wissen nur, daß er nach absolvirtem Rechtsstudium und erlangtem Doctorgrade in die Landes-

verwaltung oder wie man damals sagte „zur fürstlichen Kanzlei“ übernommen, vor 1662 jülich-bergischer Archivar, sowie Mitglied des Hofraths und später des Geheimen Raths wurde. Bei der durch den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm am 23. Juli 1668 verfügten Neubildung des Hofraths ward R. neben dem Kanzler Frhr. v. Leerodt, den Freiherren v. Metternich, Hugenpoet, v. Ketzgen und v. Hochkirchen, den Doctoren Lennep, Jansen und Kerris ausdrücklich zu diesem Collegium „verordnet“. Am Archive wie in der Leitung der Lehnsangelegenheiten wirkte mit ihm zusammen der als Kenner und Bearbeiter des jülich-bergischen Rechts bekannte Archivar Dr. jur. Michael Voets, gleichfalls Mitglied des Hofraths und des Geheimen Raths, bis zu seinem Tode (1685). Als diesem Dr. Hettermann gefolgt war, scheint R. sich mehr und mehr von seiner amtlichen Thätigkeit am Archive zurückgezogen und diese zuletzt quittirt zu haben; soviel wenigstens ist gewiß, daß um die Wende der beiden Jahrhunderte nur noch der damalige Geheimrath Dr. Hettermann die Archivstelle bekleidete, indem derselbe in den jülich-bergischen Landrentmeisterei-Rechnungen der Jahre 1698—1704 als Archivarius und Geheimer Etatssecretär, R. daselbst dagegen bloß als Geheimrath ohne Beisatz und mit dem Hofrathsgehalte von jährlich 300 Rthlr. aufgeführt wird. Der gleichen Rechnung für 1704 zufolge starb R. am 23. Juni 1704 (nicht also, wie Hartzheim, Bibl. Colon. p. 175 angibt, am 8. Mai 1678). Ersteres Todesdatum stimmt auch zu eigenhändigen Aufzeichnungen Redinghoven's über Vorkommnisse der Jahre 1698—1702. Sowol diese Aufzeichnungen, als eine erhebliche Anzahl genealogisch-historischer Excerpte, Copieen und Ausarbeitungen, Repertorien über die jülich-bergischen Lehen u. A. m. im Düsseldorfer Staatsarchive, vornehmlich aber 79 Foliobände handschriftlicher Collectaneen zur Geschichte und Genealogie der niederrheinischen Lande und verschiedener Nachbargebiete, von denen die königlich bairische Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. 2213) noch 73 bewahrt, haben Zeugniß gegeben von dem ungemeinen, jedenfalls bis in das höhere Alter und die Jahre größerer Muße fortgesetzten Sammelfleiße des Mannes: indem er manche Dupla des Archivs, sowie theilweise die Vorarbeiten und Abschriften seiner Ahnen von mütterlicher Seite, des Urgroßvaters Lic. jur. und Archivars Gabriel Mattenclot († 1593) und des Großvaters Joachim M. († 1620) seinen Sammlungen einverleibte und in seiner Weise bestrebt war, die urkundlichen Grundlagen für die Landesgeschichte zusammenzubringen, wohlbelesen in der einschlägigen Litteratur, doch in Bezug auf Kritik des Ueberlieferten sich freilich nicht über den Standpunkt der Zeit erhebend und Rüxner's Turnierbuch ebenso excerpirend wie Butken's Trophées du Duché de Brabant, Reusner's und G. Bucelinus Genealogieen u. A. m., darf er neben den Kölnern Johann und Aegidius Gelenius mit Fug und Recht als einer der hervorragendsten Sammlertypen des 17. Jahrhunderts nicht nur am Niederrhein, sondern in Deutschland überhaupt bezeichnet werden. Weit über 3000 jülich-bergische Urkunden sind auf ihrer Rückseite von Redinghoven's fester, großer und deutlicher Hand registirt; außerdem hat er den das fürstliche Haus und das Lehnswesen betreffenden Litteralien, wie aus den Spuren seiner ordnenden Thätigkeit erhellt, besondere Aufmerksamkeit gewidmet, überhaupt nichts unberücksichtigt gelassen, was nach dem damaligen engern Begriffe zum fürstlichen Archive gehörte und im Nordthurme des Düsseldorfer Schlosses untergebracht war. Als Hofrath und Hofgerichtscommissarius auch mit geistlichen und gerichtlichen Verhältnissen der Heimath befaßt, vererbte R. Sammelgeist wie Sammlungen auf seinen einzigen Sohn aus der Ehe mit Maria Elisabeth Ley zu Bulgenau und Vinstel, welcher gleichfalls Johann Godfried hieß, Licentiat beider Rechte war und schon bei Lebzeiten des Vaters als Geheimer Rath und Religionscommissarius fungirte.

Von diesem jüngern Johann Gottfried, der auch zu Subdelegationen an das Wetzlarer Reichskammergericht (1704, 1707—13) und zu andern Missionen verwendet und von Kaiser Karl VI. am 14. März 1712 in den Freiherrnstand erhoben wurde, sind genealogische Entwürfe und Rechtsgutachten, wenn auch in beschränktem Umfange, erhalten, in denen Studien und Anschauungen des Vaters sich fortsetzen. Von seiner Gattin Maria Theresia v. Jaentzen zu Etzelsbach († am 27. Mai 1714) hatte der jüngere Johann Godfried drei Söhne, welche das Geschlecht anscheinend nicht fortpflanzten. Im Testamente der Wittwe des zweiten dieser Söhne, Johann Konrad († am 27. December 1758, nachdem er zehn Jahre vorher das Haus der Väter zu Düsseldorf, Ratingerstraße 10, verkauft), der Anna Magdalena geb. Freiin v. Wymar zu Pesch († am 24. December 1762) begegnet der Name R., soweit ermittelt werden konnte, zum letzten Male und es sind zudem keine dieses Geschlechts, nur ein Bruder und Neffe der Erblasserin, beide Freiherren von Wymar, in diesem vom 21. September 1761 datirten Documente zu Erben eingesetzt. Das Wappenschild der erloschenen Familie, durchaus verschieden von demjenigen gleichnamiger Duisburger Schöffen des 14. und 15. Jahrhunderts, zeigt eine aufsteigende schwarze Spitze im goldenen Felde und darüber in den Winkeln rechts und links je ein schwarzes Seeblatt. Was übrigens die Manuscriptensammlung des Archivars R. anbelangt, so ward dieselbe von den Erben des jüngeren Johann Godfried durch die Vermittelung des Archivars Paul v. Reiner um 1750 für 4000 Rthlr. dem Kurfürsten Karl Theodor verkauft und von diesem darauf der kurfürstlichen Bibliothek zu Mannheim überwiesen. Zwei Mitglieder der Academia Theodoro-Palatina daselbst, welche den reichen Inhalt der Sammlung zuerst untersuchten, Christoph Jacob Kremer und Anton Lamey, haben derselben bekanntlich das Material zu ihren Publicationen, einestheils der „Akademischen Beyträge zur Gülch- und Bergischen Geschichte" (3 Bde., Mannheim 1769—81), anderntheils der „Diplomatischen Geschichte der alten Grafen von Ravensberg" (ebendaselbst 1779) entnommen. Und noch heute sind die stattlichen Pergamentbände eine unerschöpfte, von der Direction der Münchener Hof- und Staatsbibliothek mit dankenswerther Liberalität den Forschern eröffnete Fundgrube, das dauerhafteste Denkmal gewiß des alten fleißigen R.

Staatsarchiv zu Düsseldorf, insbes. auch Redinghoven'sche Papiere daselbst. — Harleß, Entwicklungsgang des Kgl. Provinzialarchivs zu Düsseldorf, in der Zeitschrift des Berg. Geschichts-Vereins III, S. 303 f. — Hartzheim, Bibl. Colon. (Col. 1747). — A. Fahne, Kölnische, Jül.-Berg. Geschlechter I, 353 f. — H. Ferber a. a. O. und Die Häuser Düsseldorfs, S. 8 u. 43. — Ein Inhaltsverzeichniß über Redinghoven's Manuscriptensammlung zu München ist 1885 von dem königlich preußischen Generalmajor z. D., Freiherrn v. Hammerstein zu Hildesheim, in der Vierteljahrsschrift für Heraldik veröffentlicht worden, auf welches wir gerne hier verweisen.

Harleß.

Redlhamer: Joseph R., katholischer Theologe, Jesuit, geboren am 20. October 1713 zu Erlakloster in Niederösterreich, trat mit 18 Jahren in die Gesellschaft Jesu ein, wurde Doctor der Philosophie und Theologie, wirkte zuerst ein Jahr als Prediger in Großwardein, lehrte dann in Wien die Ethik, trug hierauf in Linz, Graz und Wien überall durch drei Jahre, wie dies bei den Jesuiten gebräuchlich war, die Philosophie vor. Im J. 1754 wurde er ordentl. Professor und Examinator an der theologischen Facultät zu Wien und lehrte als solcher mit großem Beifalle die Controversen und die Dogmatik. Er legte das vierte Gelübde im Orden ab, was bei den Jesuiten als höherer Grad gilt und starb, während des Vortrages in der Schule vom Schlage gerührt, am 9. Juli

1761. Seine Schriften sind theils philosophische, theils theologische. Zu den ersteren gehören: 1) „Philosophia rationalis." Viennae 1752 et 1755. 2) „Philosophia naturalis seu Metaphysica, Ontologiam, Cosmologiam, Psychologiam et Theologiam naturalem complectens." II Tomi, Viennae 1753, Varsaviae 1761. 3) „Philosophia naturalis seu Physica generalis et particularis." Partes II, Viennae 1755. Bezüglich des philosophischen Standpunktes Redlhamer's ist u. a. zu bemerken, daß derselbe die sogenannten angeborenen Ideen (ideae innatae) vertheidigte. Seine theologischen Schriften gab er unter dem gemeinsamen Titel heraus: „Institutiones Theologiae scholastico-dogmaticae"; hiervon erschienen: „Tractatus de Deo uno et trino" Viennae 1756; „De Incarnatione Verbi divini" Viennae 1757; „De gratia Christi" 1758 und „De virtutibus theologicis" 1759. Von dem ersteren Tractate erschien schon 1760 eine zweite Auflage, von den übrigen eine solche zwischen 1766 u. 1768. R. folgt in vielem dem h. Thomas, hält die scholastische Methode besonders in der Vorführung und Lösung der Objectionen ein, hat aber manches mit der Auffassung und Darstellung seines Ordensgenossen Nicolaus Muszka gemein.

Vgl. Stöger, Scriptores Provinciae Austriacae. Vien. 1856, p. 295. — K. Werner, Geschichte der katholischen Theologie seit dem Trienter Konzil bis zur Gegenwart. München 1866, S. 167, 172, 198. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon XXV, 106. — Hurter, Nomenclator II, 1235. — Wappler, Geschichte der theol. Facultät an der k. k. Universität Wien. Wien 1884, S. 426. Otto Schmid.

Redn: Justus R., geboren zu Brixen, † am 3. August 1728 zu Bozen. Er war Franciscaner in Brixen, am 9. Mai 1707 zum Provinzial der tiroler Ordensprovinz gewählt. Schriften: „Opus canonico-politicum de electione et electionis praeside, ex principiis juris canonico-civilis compositum, in obsequium utriusque fori ecclesiastici et politici." Augsb. 1721. 3 vol. Fol. „Discursus panegyrici pro investionibus ac professionibus religiosarum personarum annexis quibusdam concionibus." Colon. 1700. 4°.

Greiderer, Germ. Franc. II, p. 26, 30, 218. v. Schulte.

Redslob: Gustav Moritz R., geboren am 21. Mai 1804 zu Querfurt, wo sein Vater Lehrer an der Stadtschule und Küster an der Stadtkirche war. In der Schule seiner Vaterstadt und sonst durch Privatunterricht vorgebildet, kam er auf das Domgymnasium zu Merseburg und von da auf die lateinische Hauptschule des Waisenhauses zu Halle. Von hier aus bezog er die Universität Leipzig, woselbst er im J. 1830 zum Dr. phil. promovirt ward. 1831 habilitirte er sich dort in der philosophischen Facultät und ward 1834 außerordentlicher Professor. 1841 ward er als Professor der Philosophie und der biblischen Philologie an das akademische Gymnasium zu Hamburg berufen — ein Ruf, welchen äußere Verhältnisse den sich schwer von der akademischen Wirksamkeit trennenden anzunehmen nötigten. Daß man ihn auch in Leipzig zu schätzen wußte, beweist die Verleihung der theologischen Doctorwürde, welche ihm 1846 bei der dreihundertjährigen Gedächtnißfeier des Todes Luther's von dort zu theil wurde. — Er verheirathete sich mit Auguste Pauline geb. Schimmel. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und drei Töchter. Er starb am 28. Februar (früh gegen 4 Uhr) des Jahres 1882 zu Hamburg. (Schroeder-Klose, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller, Heft 22, S. 179, Nr. 3113.) —

R. muß als Lehrer etwas ungemein Anregendes und Fesselndes gehabt haben. Seine Schüler sprechen alle mit warmer Anhänglichkeit, manche mit Begeisterung von ihm. Ebenso muß er als Mensch liebenswürdige und treffliche Charaktereigenschaften besessen haben. Das bezeugt der warme Nachruf, welchen

ihm das Vorlesungsverzeichniß „des Hamburgischen Akademischen und Realgymnasiums vom Jahre 1882 p. IV u. V“ widmet. — Als Gelehrter hatte er außerordentlich vielseitige Interessen und sich infolge dessen reiche Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten erworben. Sein Forschen und Streben hatte einen originellen Zug, der nur leicht einen gewissen Beischmack des Absonderlichen erhielt und ihn dann sich im Mystischen und Ungenießbaren verlieren ließ. Wenn sich eine derartige Grille in seinem Kopfe festgesetzt hatte, so schossen rasch um diesen Krystallisationspunkt die verschiedengestaltigsten Materialien zusammen, wie sich ihm dieselben aus seinem reichen Wissensschatz darboten. Alle wurden sie dann dazu verwendet, die seltsame Hypothese zu stützen, und was an sich höchst interessant und belehrend war, wurde wie durch eine Art Ansteckung dann ungenießbar. Da er sich außerdem vorgesetzt hatte, den Leser durchaus seines Sinnes zu machen, so konnte es nicht ausbleiben, daß er denselben oft durch die Weitläufigkeit seiner Auseinandersetzungen ermüdete und ihm durch das Andringende seiner Ueberredungsversuche lästig fiel. Besonders tritt dies hervor in seinen theologischen Arbeiten. So hat er es sich z. B. in den Kopf gesetzt, daß in der Bibel „eine gewisse Geheimgeschichte“ „ein gewisses geheimes politisches System der hebräischen Nation angedeutet sei“; aber diese kabbalistische Geheimweisheit sei mit einer gewissen Geflissentlichkeit verhüllt worden. Darum stelle der Pentateuch diese philosophischen Sätze in Mythen dar und es gehe durch das ganze Alte Testament eine „Hüllsprache“ hindurch, die bis in das Neue Testament hineinreiche, auch an Jesus überliefert sei und deren Chiffern Judas Ischarioth in seinem γλωσσόκομον (Joh. 12, 6; 13, 29) aufbewahrt habe. Die Aufgabe der Wissenschaft sei es nun „dieses doppelte religiöse Begriffsgebiet“, das durch die ganze Bibel hindurchlaufe, ans Licht zu stellen. Für die gewöhnliche Ausdrucksweise der Bibel sei die wörtliche Auslegung ausreichend, der Geheimsinn aber erfordere die Allegoristik. Dieser methodische Wahnsinn ist von R. in seiner „Apokalypsis. Blätter für pneumatisches Christenthum und mystische Schrifterklärung“, Bd. I, 1859 niedergelegt worden. Er suchte dies dann weiter durchzuführen in den Schriften: „Das Mysterium oder der geheime Sinn der Stelle 2. Cor. 12, 1—10“ 1860; „Die kanonischen Evangelien als geheime kanonische Gesetzgebung“ 1869; „Das Mysterium der evangelischen Perikope Matth. 13, 1—23, Marc. 4, 1—20, Luc. 8, 1—25“ 1870, „Die Verurtheilung der Simonie in mystischer Redeform“ 1874, deren genauere Inhaltsangabe der Leser nach dem Vorigen uns gewiß gern erlassen wird. Derselben Gattung gehört die bereits 1856 erschienene Abhandlung an: „Die biblische Angabe über Stiftung und Grund der Passafeier vom allegorisch-kabbalistischen Standpunkte aus betrachtet“, in welcher er von der ganz unhistorischen Annahme ausgeht, das Passah sei ein im Frühjahr abgehaltener Hirtenschmauß gewesen, welchen die Herren der Heerden beim Ausziehen der Letzteren ins Freie hätten geben müssen. — Ebenso geschraubt und unatürlich und ohne Verständniß für den poetischen Gehalt des alttestamentlichen Stückes, das sie behandelt, ist die Schrift „Der Schöpfungsapolog 1. Mose 2, 4 — 3, 24 ausführlich erläutert ꝛc.“ 1846. Man lese S. 89, welch eine lahme altkluge Tendenz der Verfasser in die herrliche naturkräftige Dichtung hineinlegt. — Glücklicher war R. in der Schrift über „den Begriff des Nabi“ 1839 gewesen, welche manche richtige und werthvolle Gedanken über den hebräischen Prophetismus und seinen zugleich religiösen und nationalen Charakter damals zuerst aussprach, wenn auch die Deutung des Wortes Nabi als „des Angesprudelten (S. 5), des vom Fluidum des Jahvegeistes physisch Durchdrungnen“ wol kaum als haltbar wird gelten können. — Mit diesem Gegenstand hing die Abhandlung zusammen über „Das Zeichen . . . . . bei den Propheten“ 1840. — *Anregend* war, wenn auch in manchen Combinationen bedenklich, die Abhand-

lung über „Die alttestamentlichen Namen der Bevölkerung des wirklichen und idealen Israelitenstaates“ 1846, worin er eine Frage behandelte, welche später durch Nestle (Die israelitischen Eigennamen nach ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung, 1876) einer besseren Lösung im historischen Sinne entgegengeführt wurde. Auch hier fehlt es bei R. nicht an seltsamen Einfällen. So sollen die Namen der Kainiten- und Sethitentafel auf die Einströmung des Bythos in die Welt deuten u. dgl. m. — Neben diesen gelehrten Arbeiten ging her ein „Allgemeines Volks-Bibellexikon, ein praktisches populäres Realwörterbuch“, . . . begründet von A. G. Hoffmann, fortgesetzt von R. 1849, 1850 (2te Aufl. 1853), welches übriges auch für den Gelehrten manches werthvolle enthielt (vgl. darüber Hamburger Nachrichten 1849 Nr. 294. Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft, Bd. 4 (1850), S. 277. Diestel, Geschichte des Alten Testaments, S. 579). Jetzt ist es durch Riehm's Handwörterbuch des biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser 1884 überholt worden. — Wir werden hierdurch auf Redslob's philologische und archäologische Studien geführt, bei denen man mit reinerem Wohlgefallen verweilt, weil man hier seltener durch den oben berührten Hang zu seltsamen Vorurtheilen gestört wird. Auf dem sprachlichen Gebiete führte R. sich ein durch eine in Jahn's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1833 erschienene Recension der grammatischen Arbeiten von Ewald und Maurer, welcher 1835 eine „Commentatio de particulae hebraicae כִּי (ki) origine et indole“ folgte. Den letzteren Gegenstand griff er noch einmal auf in der Abhandlung: „Ueber die angeblich relative Grundbedeutung der hebräischen Partikel כִּי (ki)“ 1839. Daran schlossen sich 1840 sprachliche Abhandlungen zur Theologie (in ihnen auch die oben berührte Arbeit über das Zeichen, S. 794). — Ebenso gab er sprachliche Untersuchungen über einzelne hebräische Worte in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, die freilich von einer gewissen Künstelei des Etymologisirens nicht freizusprechen sind. Wir meinen z. B. die Aufstellung der Grundbedeutung von jada (wissen) Bd. 25, 506—508 auf Grund des arabischen wada als „in den Boden stecken, feststellen“, woraus dann „eine Richtung geben, dem Geiste eine Richtung geben“ = „wahrnehmen, erkennen“ hergeleitet wird. — Oder die Deutung von schem (Name) aus Wurzel schama „sich weithin erstrecken“, daher schum der Knoblauch von seiner Weithinriechbarkeit, schem das Weithinsichtbare, daher bisweilen = Denkmal, oder das Weithinruchbare = der Name (Bd. 26, 751—756). Hier wird doch das Etymologisiren zum geistreichen Spiel. — Der hebräischen Archäologie gehörte die Arbeit an über „die Leviratsehe bei den Hebräern“ 1836, in welcher er den Nachweis zu führen suchte, daß nur der unverheirathete nachgelassene Bruder zu dieser Zwangsehe mit der Wittwe des verstorbenen Bruders verpflichtet gewesen sei, was gewiß unrichtig ist. Interessant aber allerdings auch fragwürdig ist die exegetisch-sprachliche Untersuchung (Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft Bd. 16, S. 733 bis 742) über Damask und Damast zu Amos 3, 12. Die Urbedeutung des Wortes Demesek sei „bunte Arbeit“, bei Säbelklingen „bunte Verzierung“, bei einer Landschaft: „bunte Fläche“ „farbenreiche Matte“; daher rühre der Name der Stadt Damask. — Aehnlich muthet den Leser die Untersuchung über „Mosaik“ an (a. a. O. Bd. 14, S. 663—678). Der Verfasser findet Mosaik bereits im Tempel Salomo's, bei Ezech. 40, 17 f., im Hohenliede 3, 10. Das Wort Mosaik leitet er vom hebräischen maskith Lev. 26, 1 her und meint, in dieser Schriftstelle seien Steinplatten mit eingeritzten Götteremblemen zu verstehen, vor denen man sich niederwarf und sie anbetete. — Auf dem weiteren orientalistischen Gebiete hatte sich R. 1837 durch seine Koranausgabe (Corani textus recensionis Fluegelianae) bekannt gemacht. — Durch Graf's scharfsinnige Untersuchung (Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft, Bd. 8, S. 442—449)

angeregt, stellte R. über „den Zweihörnigen des Korân“ eine neue Ansicht auf. Im Gegensatz zu jenem, welcher den Ausdruck (wol mit Recht) auf Alexander den Großen bezogen hatte, wollte R. (a. a. O. Bd. 9, S. 214—223) denselben auf Cyrus deuten, denn auf diesen passe der Ausdruck: er sei ein Wall gegen Gog und Magog, da Cyrus die Scythen über den Kaukasus zurückgeworfen habe. Auch der dem Zweihorn zugeschriebene prophetenartige Charakter stimme mit der Auffassung des Cyrus bei Deuterojesaja. Der Ausdruck Zweihorn stamme aus Dan. 8, 8. 20, wo der zweihörnige Widder gleich dem Könige von Medien und Persien sei. Wie man sieht, auch hier wieder geistreiche oder gewagte Combinationen. — Ein besonderes Interesse wandte R. auch der Erforschung der phönikischen Handelswege zu. So suchte er in einem Hamburger Programm 1849 („Tartessus. Ein Beitrag zur Geschichte des phönikischen Handels“) den Nachweis zu führen, Tartessus sei eine Stadt bei den Säulen des Herkules gewesen und sei identisch mit dem unweit der Ebromündung gelegenen Dertose, jetzt Tortosa. In einem Vortrage, über welchen in der mehrfach genannten morgenländischen Zeitschrift Bd. 7, S. 94 berichtet ist (später gedruckt Leipzig 1855), führte er aus, daß die Spuren der phönikischen Handelswege vorzugsweise den Flußläufen Spaniens und Frankreichs entlang führten und daß die Phöniker auf diese Weise allmählich ins Bernsteinland = Schleswig-Holstein gekommen seien, wobei Thule mit der schwedischen Insel Tyloe combinirt wird. Beispiele feiner und anregender Untersuchungen sind auf dem Gebiete des Neuhebräischen die Erläuterung des Ausdrucks beli hattechibôth, den er = ohne Verbindlichkeit als Geschäftsausdruck für veränderliche Preise faßte (Zeitschrift Bd. 18, 302 vgl. 16, 759. 17, 377), auf dem Gebiete der Paläographie eine Deutung des Siegels des Tempelordens (a. a. O. Bd. 16, 245—257). Er erklärte das Emblem als Bild eines Templers, der als barmherziger Samariter einen Verwundeten zu sich auf sein Pferd genommen habe, um denselben in das Ordenshospiz zu schaffen. — Man wird aus allen diesen Untersuchungen von R. etwas lernen. Der Reichthum des hereingezogenen Stoffs, die feinen Combinationen bieten stets Belehrung und Genuß und entschädigen in gewissem Maße für den Mangel an wirklich gesicherten Resultaten, der allerdings nicht zu verkennen ist. — Zu Dank hat er sich alle Freunde der orientalischen Studien durch die trefflichen Register verpflichtet, welche er zu der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft in 3 Heften zu Bd. 1—10, 11—20, 21—30 mit Sachkunde und musterhafter Sorgfalt ausgearbeitet hat. — Ein vollständiges Verzeichniß der selbständig erschienenen Schriften von R. findet man im Eingangs erwähnten Hamburger Programm von 1882 auf S. VI u. VII.

C. Siegfried.

Redtenbacher: Ferdinand Jacob R., Professor des Maschinenbaues an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe (Baden), geboren zu Steyer am 25. Juli 1809, † zu Karlsruhe am 16. April 1863. Als Sohn eines in Steyer ansässigen Eisenhändlers, aus einer seit mehreren Jahrhunderten in Oberösterreich weitverbreiteten und angesehenen Kaufmannsfamilie stammend, auch seinerseits zum Kaufmann bestimmt, trat R. schon im 11. Jahre bei einem Steyrer Handelshause in die Lehre. Nachdem er dort eine vierjährige Lehrzeit durchgemacht hatte, ohne zum Handelsfach irgend Liebe zu gewinnen, kam er im Januar 1825 zur k. k. Baudirection nach Linz, wo er bis zum September „im Zeichnen jeder Art Baupläne und zur Aushilfe bei geometrischen Aufnahmen verwendet“ wurde. Dies läßt voraussetzen, daß er die Mußestunden seiner Lehrzeit eifrig zu seiner Fortbildung anwandte und sich dadurch fähig machte, im Herbst 1825 in das Polytechnicum in Wien einzutreten. An dieser Anstalt und seit 1827 auch an der Universität hörte er die Vorlesungen von Salomon, Altmütter,

Neumann, Arzberger, Stampfer, Purkinje über Technologie, höhere Mathematik, Physik, Maschinenlehre, Feldmeßkunst und Land- und Straßenbaukunde und von Ettingshausen und Littrow über Mathematik und theoretische Astronomie. Die sogenannten Tentamina am Jahresschlusse, zu denen die Professoren nur die Elite ihrer Schüler zuließen, bestand er mit Auszeichnung. Der ebenso talentvolle als arbeitsfreudige Jüngling zog immer mehr die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, von denen Arzberger ihn im J. 1829 zum Assistenten für Mechanik und Maschinenlehre erwählte. Der Umgang mit diesem bedeutenden Manne war für Redtenbacher's Zukunft maßgebend. Er beschloß, sich vollständig dem Lehrfach zu widmen, und hatte das Glück, im J. 1833 seine Bewerbung um die Stelle eines Lehrers der Mathematik und des geometrischen Zeichnens an der oberen Industrieschule in Zürich von Erfolg begleitet zu sehen. Schon 2 Jahre später zum Professor der angewandten Mathematik ernannt, fand R. in Zürich, besonders in der bekannten Maschinenfabrik von Escher & Wyß die erwünschte Gelegenheit, sich mit der Praxis, für die seine realistisch angelegte Begabung stets große Neigung empfunden hatte, in steter Fühlung zu halten und sich mit dem Maschinenbau auf das gründlichste vertraut zu machen. Im Juli 1840 erhielt R., besonders auf Empfehlung von Philipp Jolly, der ihn von Wien kannte, damals Professor an der Universität Heidelberg, eine Berufung als Professor der Mechanik und Maschinenlehre an die polytechnische Schule in Karlsruhe, mit deren ruhmvoller Geschichte von da an sein Name aufs engste verbunden blieb. Sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller entfaltete er von dem Zeitpunkte, da er sein Lehramt antrat (im Sommer 1841) bis zu seinem Ableben eine umfassende und wahrhaft bewundernswerthe Thätigkeit. Ueber seine Lehrthätigkeit urtheilt einer seiner ausgezeichnetsten Schüler, sein Nachfolger im Lehramt, F. Grashof folgendermaßen: „Redtenbacher's Wirken als Lehrer war ausgezeichnet durch eine ungewöhnliche Lehrgabe und durch einen auf seiner ganzen Persönlichkeit beruhenden außerordentlich anregenden Einfluß auf die Schüler. Vermöge seines großen Talents der Darstellung durch Wort und Zeichnung verstand er es meisterhaft, die complicirtesten Maschinen und Processe vor den geistigen und leiblichen Augen der Schüler entstehen und sich entwickeln zu lassen und seine eigene tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre auf die Zuhörer zu übertragen; stets wußte er das Interesse rege zu erhalten, indem er auch an und für sich trockenen Gegenständen durch die Aufdeckung ihres Zusammenhanges mit der Gesammtheit der Naturerscheinungen eine tiefere Bedeutung abzugewinnen vermochte.“ Eigenartig wie seine Lehrthätigkeit war auch seine Wirksamkeit als Schriftsteller. Hier wie dort trat allenthalben seine bedeutende, originelle, in Auffassung und Urtheil ganz und gar selbständige Persönlichkeit scharf hervor. Er bot nicht nur die Resultate seiner Forschungen dar, sondern er machte es, wie dem Zuhörer, so auch dem Leser möglich, den ganzen Gang seiner Untersuchung bis ins Einzelne zu verfolgen. Er scheute dabei vor der Erörterung der schwierigsten Probleme nicht zurück und ging bei seinen Untersuchungen vielfach auch von allgemeinen naturphilosophischen Gesichtspunkten aus. Zur Vorbereitung aller dieser Studien und zur Ausgestaltung seiner Arbeiten war R., der ganz auf dem Bildungsniveau eines genialen Autodidakten stand, vielfach die nachträgliche Erwerbung elementarer Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten des Wissens nothwendig, und es hatte für die humanistisch gebildeten Freunde und Collegen des bedeutenden Technikers oft etwas Rührendes, wenn ihnen aus seinem Munde wie ein neu Geoffenbartes entgegentrat, was ihnen ihr Bildungsgang als Altbekanntes zu betrachten gestattete. Neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit entfaltete R. seit 1857 auch noch eine umfassende administrative Wirksamkeit in seiner Eigenschaft als ständiger Director des Polytechnicums. Die

Blüthe, zu der diese Anstalt unter seiner Leitung gedieh, ist der beste Beweis dafür, daß die Regierung auch für dieses Amt in R. die geeignetste Persönlichkeit gefunden hatte. Der vielseitigen angestrengten Thätigkeit des im Uebermaß in Anspruch genommenen Mannes war auf die Dauer sein, obzwar sehr rüstiger und widerstandsfähiger Körper doch nicht gewachsen. Seit dem Jahre 1861 zeigten sich Spuren eines Magenleidens, das sich rasch und heftig entwickelte und am 16. April 1863 diesem arbeitsreichen Leben ein zu frühes Ziel setzte. Im Hofe der technischen Hochschule zu Karlsruhe vor dem Gebäude der nach seinen Angaben erbauten Maschinenbauschule steht in Erz gegossen die wohlgetroffene Büste Redtenbacher's, eine Stiftung seiner Schüler, Collegen und Freunde, ein Werk des Bildhauers Möst, 1866 feierlich enthüllt; am 25. Juli 1879 wurde an seinem Geburtshause in Steyer eine Gedenktafel angebracht und seinen Manen eine begeisterte Huldigung gewidmet.

Werke: „Theorie und Bau der Turbinen und Ventilationen," 1844, 2. Aufl. 1860; „Theorie und Bau der Wasserräder," 1846, 2. Aufl. 1858; „Resultate für den Maschinenbau," 1848, 2.—4. Aufl. 1852, 56, 60, 5. Aufl. (von Grashof) 1869, französische Ausgabe 1851; „Principien der Mechanik," 1852, 2. Aufl. 1859; „Die Luftexpansionsmaschine," 1852 in 2 Aufl.; „Die Gesetze des Locomotivbaues," 1855; „Die Bewegungsmechanismen," 1857; „Neue Folge," 1861; „Das Dynamidensystem," 1857; „Die anfänglichen und gegenwärtigen Erwärmungszustände der Weltkörper," 1861; „Der Maschinenbau," 3 Bde. 1861—65 (der 3. Band herausgegeben v. Hart).

Bad. Biographien 2, 161. — Biographische Skizze von Rud. Redtenbacher, München 1879 (Nekrologe 2c. aufgeführt S. 14, 16, 73).

v. Weech.

Redtenbacher: Joseph R., Chemiker, geb. am 12. März 1810 zu Kirchdorf in Oberösterreich, † am 5. März 1870 in Wien. Sein Vater war Kaufmann und war bemüht, seinen drei Söhnen Joseph, Wilhelm und Ludwig eine sorgfältige Erziehung zu geben. Die erste Ausbildung erhielt Joseph im Stiftsgymnasium zu Kremsmünster. Von dort ging er zum Studium der Medicin nach Wien. Hier aber beschäftigte er sich hauptsächlich mit Botanik, angezogen durch Mohs, der im Jahre 1828 seine berühmten botanischen Vorlesungen eröffnete. Auch seine Dissertation („De Caricibus" Mai 1834) behandelt ein botanisches Thema. Bald nachdem er zum Doctor der Medicin promovirt worden, wählte ihn Jacquin, der in jener Zeit die Professuren für Botanik und Chemie bekleidete, zum Assistenten und zwar natürlich für das Fach der Botanik. Allein der damals so mächtige Freiherr von Stift bestimmte, daß er Assistent der chemischen Abtheilung werde. In dieser Stelle verblieb er nahezu fünf Jahre, bewarb sich aber in der Zwischenzeit um mehrere Professuren. Im Januar 1839 erhielt er eine Lehrkanzel an der chirurgischen Vorbereitungsanstalt in Salzburg, trat aber diese Stellung nicht an, da er gleichzeitig ein Stipendium zu einer 1½jährigen Reise ins Ausland erhielt. Er benutzte dies, ging zunächst zu Heinrich Rose nach Berlin, um sich in der Mineralanalyse auszubilden, dann zu Liebig nach Gießen, wo er sich in der organischen Chemie zu vervollkommnen suchte. Von dort machte er mit einigen in Gießen gewonnenen Freunden eine Reise durch Deutschland nach Frankreich und England und kehrte dann in seine Heimath zurück, wo er inzwischen zum Professor der Chemie in Prag ernannt worden war. Dort wirkte er bis zum Jahr 1849, und ging von dort als Nachfolger Pleischel's nach Wien. Hier setzte er nach langen fruchtlosen Bemühungen endlich die Erbauung eines großartigen chemischen Institutes durch, das nach seinen und des berühmten Architekten Ferstel's Plänen im J. 1869 begonnen wurde, dessen Vollendung er aber nicht mehr erlebte. Unter den aller-

dings nicht sehr zahlreichen Untersuchungen Redtenbacher's seien hier nur die hervorragenderen erwähnt. Dahin gehört eine mit Liebig gemeinschaftlich ausgeführte Arbeit über das Atomgewicht des Kohlenstoffs aus dem Jahr 1841. Sie fanden dabei freilich eine zu hohe Zahl: 75,85 (für 0=100). Seine erste Arbeit in Prag hatte die Zersetzungsproducte des Glycerins durch die Wärme zum Gegenstand und kann wol als seine bedeutendste Leistung angesehen werden. Er hat hierbei das Acrolein und die Acrylsäure entdeckt, ihre Zusammensetzungen festgestellt und ihre Beziehungen richtig erkannt, indem er sie mit Aldehyd und Essigsäure in Parallele stellt. Dann folgen Untersuchungen über das Cholesterin und das Taurin, von denen namentlich die letztere wichtig ist, da sie erst zur richtigen Formel des Taurins führte, während die früheren Forscher über diesen Gegenstand den Schwefelgehalt desselben übersehen hatten. Schließlich sei noch eine kurze Mittheilung über die Gährung des Glycerins durch Hefe erwähnt, welche von ihm entdeckt wurde. Alle diese Arbeiten sind in Prag entstanden, mit seiner Uebersiedlung nach Wien hört seine wissenschaftliche Schaffenskraft fast vollständig auf, nur eine kleine Abhandlung über die Trennung von Rubidium und Cäsium mit Hülfe ihrer Alaune, nach neueren Untersuchungen die beste aller Trennungen dieser Metalle ist aus dieser langen letzten Periode seines Lebens zu erwähnen. Größere litterarische Arbeiten hat R. nicht hinterlassen, doch sei hier betont, daß er als ein vorzüglicher Redner und Lehrer galt.

Schrötter, Nekrolog Redtenbacher's in den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Ladenburg.

Redtenbacher: Ludwig R., bedeutender Entomolog, wurde am 10. Juni 1814 zu Kirchdorf in Oberösterreich geboren. Er erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium in Kremsmünster und bezog alsdann die Universität Wien, um Medicin und Naturwissenschaften zu studiren. Schon damals begann er eine Sammlung der Coleopteren Oesterreichs anzulegen, die später zu seinem bedeutendsten Werke Veranlassung gab. 1843 promovirte R. Seine Doctordissertion behandelt ebenfalls die Coleopteren: „Tentamen dispositionis generum et specierum coleopterorum Austriae“. Auch als praktischer Arzt gab er seine ihm lieb gewordene Beschäftigung mit der Entomologie nicht auf und arbeitete als Praktikant am kaiserlichen zoologischen Hofcabinet. Damals schrieb er den entomologischen Theil von Russegger's Reisen in Europa, Asien und Afrika und veröffentlichte 1845 eine Abhandlung über die Gattung Alexia, sowie sein Hauptwerk „Fauna austriaca, die Käfer nach der analytischen Methode bearbeitet“; bis in die allerneueste Zeit das vorzüglichste Werk zum Bestimmen österreichischer resp. deutscher Käfer. 1849 gab R. in Verbindung mit Fenzl und Heckel „Abbilbildungen und Beschreibungen neuer und seltener Thiere und Pflanzen in Syrien und dem westlichen Taunus von Kotschy gesammelt“, heraus. 1851 wurde R. als Professor der Zoologie an die Universität Prag berufen, kehrte jedoch schon im folgenden Jahre als erster Custos am kaiserlichen Museum nach Wien zurück und wurde nach Kollar's Tode 1860 Director desselben. R. starb am 8. Februar 1876 im Alter von 62 Jahren. Seine werthvolle Büchersammlung befindet sich jetzt im Museum zu Wien. W. Heß.

Reeb: Georg R., Jesuit, geb. 1593 zu Eichstädt, † 1662 zu München. Er trat 1615 in den Orden, war Professor der Philosophie und 13 Jahre der Theologie, Rector zu Mindelheim und Dillingen; bei dem Einfalle der Schweden wurde er für einige Zeit als Gefangener nach Ulm geführt. Seine „Axiomata philosophica frequentius tradita“, und „Distinctiones philosophicae, quarum in omni disputatione frequentior est usus“, beide zuerst 1629, haben drei bezw. vier Auflagen erlebt. Außerdem hat er ein dreibändiges Werk „Prudentiae

christianae regulae", 1636 veröffentlicht und 1652 eine vermehrte Ausgabe des Trithemius besorgt.

Backer. — Kobolt, Baierisches Gelehrten-Lex., S. 547. **Reusch.**

Reedtz: Holger Christian v. R., Historiker und Astronom, geb. zu Odense am 14. Februar 1800, † am 11. Februar 1857 zu Palsgaard. Aus einer alten schleswigschen Familie abstammend, welche dem dänischen Staate schon manchen Diener geliefert hat, genoß v. R. eine sehr sorgfältige Erziehung und wandte sich frühzeitig geschichtlichen und juridischen Studien zu. Schon 1821 gewann er den historischen Preis der Universität Kopenhagen, 1823 machte er sein Staatsexamen, 1824 wurde er Kammerjunker und als solcher machte er, mit Unterstützung seiner Regierung, eine größere wissenschaftliche Reise nach Süddeutschland, um die dortigen Archive, vorab diejenigen Münchens und Wiens, zu durchforschen. Als Frucht dieser Thätigkeit erschien in Göttingen 1826 eine „Geschichte Dänemarks von Knut I. an". v. R. wendete sich dann der Diplomatie zu, bekleidete 1831—43 ein Secretariat im Ministerium des Aeußeren und hatte in dieser Stellung namentlich die Verhandlungen über Schleswig-Holstein zu führen; seine Verdienste wurden 1833 durch den Danebrog, 1840 durch den Kammerherrntitel anerkannt. Im J. 1845 zog sich v. R. ganz von den Geschäften zurück und erwarb, um sich in der Zurückgezogenheit völlig den Wissenschaften widmen zu können, das Landgut Palsgaard im südlichen Jütland. Vorübergehend freilich kehrte er nochmals unter dem Ministerium des Grafen Moltke zur Diplomatie zurück, und unterhandelte in Berlin als dänischer Bevollmächtigter neben Frhrn. v. Pechlin den Frieden vom 2. Juli 1850. Allein schon am 20. Decbr. 1851 trat er in Gemeinschaft mit dem Ministerpräsidenten wieder aus dem Cabinete zurück. v. R. hat zu mehreren nordischen Zeitschriften Beiträge geliefert, insbesondere zu „Det Skandinaviske Litteratur-Selskabs Skrifter", „Ny Danske Magazin" und „Kjoebnhavns Skilderi". Seine astronomischen Beiträge, ausnahmslos in Briefen an Schumacher in dessen „Astronomischen Nachrichten" (Bd. 21, 22, 23 und 26) niedergelegt, sind dagegen deutsch geschrieben und beschäftigen sich vorwiegend mit der Bestimmung der Breite von Palsgaard, sowie der Längendifferenz zwischen diesem Orte einerseits, Altona und Senftenberg (in Mähren) andererseits. Mit richtigem Takte hielt sich v. R. an Sternbedeckungen durch den Mond; er hatte sich auf seiner Besitzung eine kleine Sternwarte eingerichtet, und diese u. a. mit einem schönen tragbaren Passageinstrumente englischer Construction ausgerüstet.

Vapereau, Dictionnaire universel des contemporains, Vol. II, Paris 1858, S. 1446. — Erslev, Almindeligt Forfatter-Lexicon for Danmark, med tilhørende Bilande, Vol. II, Kopenhagen 1847, S. 655 ff. **Günther.**

Reeland: Adrian R., auch Reland, Theologe und Orientalist, 1676 bis 1718. Er war in Ryp in Westfriesland als der Sohn des dortigen Pastors Johann R. am 16. Juli 1676 geboren, besuchte in Amsterdam, wohin sein Vater berufen war, das Gymnasium, dann die Universität Utrecht und erwarb hier, erst 17jährig, den Magistergrad mit einer Abhandlung „De libertate philosophandi". Seine Studien beendigte er in Leyden und übernahm alsdann die Erziehung des Grafen Portland, nachdem er eine Berufung als Lehrer der orientalischen Sprachen am akademischen Gymnasium in Lingen „wegen der zu großen Entfernung von der Heimath" abgelehnt hatte. 1699 wurde ihm die Professur der Philosophie in Harderwyk übertragen, aber schon Ende 1700 wurde er als Professor der orientalischen Sprachen nach Utrecht berufen, wo er bis an seinen Tod verblieb. Er starb am 5. Februar 1718 an den Pocken. Von seinen zahlreichen

Schriften haben die auf hebräische und arabische Altertümer bezüglichen („Palaestina ex monumentis illustrata“ 1714. „De religione Muhammedica libri duo“ 1717. „De nummis Hebraeorum diss. V.“ 1709 u. A.) seiner Zeit viel Werthschätzung erfahren. — Ein Bruder Adrian Reeland's war der vor 1715 gestorbene Jurist und Philologe Pieter R., Rathsherr in Harlem, dessen nachgelassenes Werk „Fasti consulares“ Adrian R. 1715 in Utrecht herausgab.

Burmanni Trajectum eruditum, S. 293—301. — Oratio funebris von J. Serrurier 1718. — Elogium in den Leipziger Acta erudit. 1718 Aug.

R. Hoche.

Regelsperger: Christoph R., Jesuit, Dichter, geb. am 23. Sept. 1734 zu Statzendorf in Niederösterreich, trat mit 17 Jahren in die Gesellschaft Jesu ein, studirte in Wien Philosophie, in Graz Theologie, lehrte dann in Marburg in Steiermark in den Grammaticalclassen. Im J. 1768 wurde er Doctor der Philosophie und lehrte von diesem Jahre an die Poesie in Wien theils am akademischen Gymnasium, theils an jenem zu St. Anna. Er wurde im Orden ein professus quatuor votorum, was nicht jedes Mitglied der Gesellschaft Jesu erreicht. Auch nach Aufhebung des Ordens blieb R. in seiner früheren Stellung bis zu seinem am 21. December 1797 erfolgten Tode. Er gab eine Menge meist kleinerer Gelegenheitsgedichte heraus; einige sind lateinisch, die meisten deutsch, im Geschmacke der damaligen Zeit verfaßt; so: 1) „Hochzeitslied auf die Vermählung K. Joseph II. mit Josepha von Bayern“, Wien 1765. 2) „Idyllen auf die Abreise der Erzherzogin M. Carolina nach Neapel“ 1768. 3) „Zwei Gedichte auf die Abwesenheit und Ankunft K. Joseph II.“ 1769. 4) „Auf Gellert's Tod, Erzählung“ 1770. 5) „Auf Rabener's Tod, Tröstungsgesang“ 1771. 6) „Ode auf die Anwesenheit des Kaisers“ 1773. 7) „Horazens Dichtkunst in neu entdeckter Ordnung, das vollkommenste Lehrgedicht, ein Meisterstück der Nachahmungskunst und Kürze. Lateinisch nach einer 800jährigen Handschrift; übersetzt in eben dieselbe Versart mit Commentar, Anmerkungen und Lesearten und einem Auszug aus Aristoteles' Dichtkunst“ 1797 u. a. m. Lateinisch erschienen: 1) „Panegyricus divis martyribus Cosmae et Damiano, facultatis medicae patronis“ 1759. 2) „Carmina a poeseos alumnis in Universitate Vindobonensi recitata“ (bei Gelegenheit der jährlichen Prämienvertheilungen), von den Jahren 1760 und 1761. 3) „Premlechneri et Regelspergeri Carmina“. Der gleichzeitig lebende Jesuit Premlechner verfaßte ähnlich wie R. zahlreiche Oden auf dieselben Veranlassungen. 4) „Prosodia seu de syllabarum dimensione“, Viennae 1784. R. befaßte sich unter des tüchtigen Astronomen Liesganig's Leitung mit mathematischen Studien und verfaßte: „Kurze, deutliche, gründliche Anweisung zur Rechnungskunst und Algebra“, Wien 1776 und 1789. Manches liegt noch im Manuscripte.

Vgl. Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Leipzig 1808. Bd. XI. 84—86. — Oesterreichische National-Encyclopädie von Gräffer und Czikann, Wien 1835. Bd. IV. 361. — Stoeger, Scriptores Provinciae Austr. S. J., S. 295—296.

Otto Schmid.

Regenauer: Franz Anton R., großherzoglich badischer Finanzminister, geboren zu Bruchsal am 10. Februar 1797, † zu Karlsruhe am 18. August 1864, genoß als Sohn eines fürstbischöflich speyerischen Hofchirurgen seine erste gelehrte Bildung auf dem Gymnasium zu Bruchsal und auf dem Lyceum zu Rastatt, und bezog 1814 zum Studium der Cameralwissenschaften die Universität Heidelberg. Nachdem er schon 1816 die Staatsprüfung vorzüglich bestanden und 1817 eine Lehrstelle für Mathematik an dem v. Fellenberg'schen Erziehungs-

institut in Hofwyl angenommen, auch eine Zeit lang an den Lyceen zu Mannheim und Rastatt das gleiche Fach gelehrt hatte, wurde er durch den seine hervorragende Befähigung erkennenden Finanzrath Nebenius in den Dienst der Staatsverwaltung gezogen und zuerst als Kreisassessor in Durlach angestellt. In ähnlicher Stellung zu Mannheim und Wertheim thätig, wurde R. 1824 zum Rath bei der damals neuerrichteten Hofdomänenkammer ernannt, wodurch sich ihm ein ebenso wichtiges als schwieriges Gebiet amtlicher Thätigkeit bei völliger Neugestaltung dieses umfassenden Verwaltungszweiges eröffnete. 1832 als Rath in das Finanzministerium berufen, lag ihm, unter Leitung des ausgezeichneten Finanzministers v. Böckh, die Ausarbeitung des Entwurfes zu einem Zehntablösungsgesetze ob, der, trotz schroffer Opposition aus den von Rotteck geleiteten Kreisen der Abgeordneten, schließlich auf dem Landtag von 1833 mit wenigen Abänderungen angenommen und die Grundlage für die glückliche Lösung einer ebensowohl vom finanziellen wie vom socialpolitischen Standpunkte aus hochwichtigen Frage wurde. Auch an der von bestem Erfolg begleiteten neuen Organisation des Forstwesens nahm R. als Referent im Finanzministerium während der Jahre 1832—34 in hervorragender Weise Theil. Schon im J. 1831 war R. zum Abgeordneten der II. Kammer des Landtags gewählt worden, der er von da an während einer langen Reihe von Jahren angehörte. In dieser Eigenschaft befürwortete er mit Eifer und Erfolg den anfangs von der liberalen Mehrheit des badischen Landtages leidenschaftlich bekämpften Beitritt Badens zum deutschen Zollverein, an dessen weiterer Entwicklung er auch fortan durch Theilnahme an den Zollvereinsconferenzen als badischer Commissar einen nennenswerthen und für die Interessen der Gesammtheit wie seines Heimathlandes höchst förderlichen Antheil nahm. 1842 zum Ministerialdirector ernannt, wurde R. 1844 als Präsident des Finanzministeriums der Nachfolger des hochverdienten Ministers v. Böckh. Die bewegten Zeiten, welche seinem Amtsantritte bald folgten, veranlaßten zu Ende des Jahres 1847 seinen Rücktritt, da in einer Verfassungsfrage die liberale Kammer so entschieden sich gegen seine Amtsführung aussprach, daß er mit Einreichung seines von dem Großherzog Leopold nur ungern angenommenen Entlassungsgesuchs einer politischen Nothwendigkeit gehorchen zu müssen glaubte. Doch dauerte seine dadurch herbeigeführte Entfernung von den Amtsgeschäften nicht lange. Als Großherzog Leopold nach Niederwerfung der 1849er Revolution sich anschickte, in sein Land zurückzukehren und zuvor in Mainz ein neues Ministerium bildete, berief er auch R. wieder in den obersten Rath der Krone. Am 18. August 1849 mit seinem Fürsten in die Residenz heimgekehrt, ging er sofort mit seiner nie ermüdenden Arbeitskraft daran, die heilende Hand an die schweren Wunden zu legen, die auch in finanzieller Beziehung die Revolution dem Lande geschlagen hatte. Das ganze Jahrzehnt, das seinem Wiedereintritt in das Finanzministerium folgte, weist eine Reihe vielfach tief eingreifender Finanzgesetze auf, die seiner Initiative entsprangen und nach und nach die Finanzen des Großherzogthums wieder in den blühenden Zustand versetzten, deren sie sich vor der Revolution erfreut hatten. Seine segensreiche Wirksamkeit wurde durch den Tod des Großherzogs Leopold und den Regierungsantritt seines Sohnes, des Großherzogs Friedrich, nicht beeinträchtigt, da er dessen Vertrauen in gleichem Grade wie das seines Vaters besaß. In den 1850er Jahren war R. mit Erfolg, soweit der Einfluß Badens dabei in Frage kam, für die Erhaltung des Zollvereins thätig und trat nicht minder erfolgreich für die Herabsetzung der Rheinzölle ein, die in Verbindung mit der Aufhebung der Durchgangszölle für Baden von hoher Wichtigkeit war. Als im J. 1860 nach dem Falle des Concordats mit dem päpstlichen Stuhle ein neues Ministerium gebildet wurde, blieb zwar R., der kurz vorher (3. März 1859) sein 40jähriges Jubiläum als Staatsbeamter unter großen Ehrenbezeugungen gefeiert hatte, zunächst noch Finanzminister, trat jedoch bald aus dieser Stellung in den Ruhe-

stand, da er mit den Ansichten seiner neuen Collegen nicht in allen Beziehungen sich im Einklang befand. Eine würdevolle Muße, die ihm noch erwünschte Gelegenheit bot, ein sehr verdienstliches Werk: „Staatshaushalt des Großherzogthums Baden in seinen Einrichtungen, seinen Ergebnissen und seinen seit der Wirksamkeit der landständischen Verfassung eingetretenen Umgestaltungen“ (Karlsruhe 1863) auszuarbeiten, schloß sein nach kurzer Krankheit am 18. August 1864 eintretender Tod ab. Conservativ, ohne die modernen Ideen feindlich abzulehnen, ein streng kirchlich gesinnter Katholik, aber stets bestrebt, dem Staate zu geben, was der Staatsgedanke fordert, human gegen seine Untergebenen, ein treuer Diener seines Fürsten, unermüdlich in der Arbeit für sein Amt, war er denen, die unter ihm standen, ein Vorbild, zu dem alle voll Ehrfurcht und Liebe aufblickten.

Vgl. Bad. Biographien 2, 163. v. Weech.

Regenbogen galt der meistersingerischen Tradition neben Frauenlob als der verehrungswürdige Ahn und Gründer der holdseligen Kunst des Meistergesanges; nie fehlt er unter den 12 (oder 4) alten Meistern; oft nimmt er die erste Stelle ein. Dieselbe wenig glaubwürdige Tradition gibt ihm den Vornamen Barthel (Bartholomäus), selten Berthold, und verlegt seine Heimath nach Mainz oder Ulm: kaum sicherer ist eine neuere Vermuthung, die ihn aus Speier stammen läßt, weil ein Reinbold Regenbogen dort 1336 nachgewiesen ist: doch mag der Dichter ein Oberdeutscher gewesen sein, da ihm die Jenaer Handschrift keinen Platz gewährte. Daß R. von Beruf Schmied war, bezeugt auch die Miniatur der großen Heidelberger Liederhandschrift; ob er aber wirklich Hufschmied war, wie die Tradition meldet, und nicht vielleicht die social viel höher stellende Goldschmiedekunst trieb, ob er das Handwerk aufgab, an den Rhein zog um des Gesanges willen und dadurch in Noth und Hunger gerieth, wie uns Lieder von problematischer Echtheit vorklagen, das Alles ist nicht über Zweifel erhaben. Einen mindestens vorübergehenden Aufenthalt in Mainz legen seine gut bezeugten Sangeskämpfe mit Frauenlob, dem berühmteren und gelehrteren Nebenbuhler, nahe; auch daß mehrere Gedichte, die unter seinem Namen gehen, einen grimmigen fanatischen Judenhaß athmen, würde in die Mainzer Verhältnisse des ausgehenden 13. Jahrhunderts vortrefflich passen: wenn jene Gedichte nur echt sind! Das gleiche kritische Bedenken verbietet mir, aus einer Todtenklage auf Frauenlob zu schließen, daß er diesen überlebt und also mindestens das Jahr 1318 erreicht habe. Der litterarische Verkehr mit Frauenlob, der um 1300 sich abgespielt haben mag, bleibt der einzige feste Punkt in seiner Biographie.

Zuversichtlicher über Regenbogen's Leben und Dichten zu sprechen wird erst dann möglich sein, wenn philologische Untersuchungen, die für die Anfänge des Meistersangs noch durchaus fehlen, uns gelehrt haben, Echtes und Unechtes zu sondern. Die wenigen Strophen, die in der einzig zuverlässigen Quelle, der großen Heidelberger Handschrift, unter Regenbogen's Namen stehen, entfernen sich in Nichts von der guten Technik des 13. Jahrhunderts. Sichten wir Regenbogen's Gedichte nach diesem Maßstab, so erkennen wir in ihm einen Spruchdichter von ausgeprägt bürgerlichem Charakter, redlich und schlicht, aber wenig bedeutend, und sehr ärmlich in Sprache und Reim. Er mahnt den Wehr- und Lehrstand, den Ritter und Pfaffen, zu einträchtiger Ausübung seiner Pflicht: der Pflug thut schon Alles, was er soll. Als der Frauen höchste Tugend besingt er die Ehre. Zu ihrem Lobe schlägt er Töne an, die ihn Frauenlob's Minnelyrik gelehrt hat. Selbst unmittelbare Anlehen scheint er nicht verschmäht zu haben, so streitlustig er bei anderer Gelegenheit diesem Größeren sich entgegenstellt. Es ist die unerfreulichste Seite seiner Dichtung, diese Kampfesstrophen, die ihre

Bilder gern der ritterlichen Turniersprache entnehmen. Mit unmotivirter Grobheit, oft geradezu schimpfend, sucht er den eiteln, aber an Gelehrsamkeit, Kunst und Talent unendlich überlegenen Gegner zu ducken; er verficht ihm gegenüber die Ehre der alten guten Meister, Walther's, Wolfram's, der Reinmare, er verwirft Frauenlob's capriciöse Bevorzugung des Wortes „Frau" vor „Weib"; leider aber verleitet ihn Neid und Ehrgeiz, dem Feinde auf das mißliche Gebiet geistlicher Symbolik und Räthselpoesie, vielleicht auch naturwissenschaftlicher Speculation, wenige Schritte weit zu folgen, und da wankt ihm der Boden unter den Füßen; in seinem Bar auf die 7 freien Künste erfreut das warme Lob der Musika; wenn er aber z. B. von der Astronomie sagt, sie lehre Reinheit und Freigebigkeit, so ist ihm jenes Wort nichts weiter als Schall ohne Inhalt.

Unendlich reicher und auch charakteristischer läßt sich Regenbogen's Bild gestalten, wenn man, wie dies in der Regel geschehen ist, eine größere Menge der zahlreichen Gedichte als sein Eigenthum in Anspruch nimmt, die in den ältern Meisterliederhandschriften in seinen Tönen verfaßt stehen. Zweierlei spricht gegen dies Verfahren: einmal die ganz abweichende Technik, die rohen, theils ober-, theils mitteldeutsch gefärbten Reime, die Unsicherheit in der Scheidung stumpfer und klingender Ausgänge, die Neigung zu langen Reihen anaphorischer Satz- und Versanfänge; dann der Umstand, daß die Sammler jener Handschriften wohl für den Schöpfer des Tons, fast nie aber für den Verfasser des Gedichtes und einstehen wollen, und im 14., 15. Jahrhundert dichtet man nicht nur unbedenklich, sondern der Regel nach in fremden Tönen. Verwickelt wird die kritische Frage durch die Thatsache, daß in einer großen Anzahl jener technisch mangelhaften Lieder, zumal in Streitgedichten, sich R. selbst mit Namen nennt oder in der Ueberschrift der einzelnen Strophe als redend genannt wird. Das macht mich nicht irre; es erklärt sich das aus der typischen Bedeutung, die Regenbogen's Persönlichkeit für den Meistergesang gewonnen hatte. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts sondert sich der studirte, gelehrt sein wollende Meister mit bewußtem Stolz vom ungelehrten, volksthümlichen Spruchdichter. Der Meistergesang als eigenthümliche litterarische Erscheinung ist durchaus das Product einer mehr oder minder bedenklichen Gelehrsamkeit. Auch der Handwerker R. widerstand nicht der lockenden Moderichtung, so fadenscheinig sein Wissen auch war. Aber es blieb nicht so. An die Stelle des berufsmäßigen Meisters tritt der dilettirende Meistersinger, der in der Regel unwissend und Handwerker ist. Auch er entsagt dem gelehrten Unsinn nicht, aber er hat das unbehagliche Gefühl seiner Unbildung. Da richtet er sein Selbstgefühl an R. auf, der, gleich ihm Handwerker, es dennoch gewagt hat, mit der Berühmten Berühmtestem, mit dem Doctor der Theologie, Heinrich Frauenlob in die Schranken zu treten. Dies typische Kämpferpaar wird zu Helden zahlreicher Streitdialoge und Kranzgesänge gemacht. Es bilden sich Parteien: die einen geben R. den Sieg, die andern lassen Frauenlob das Kränzchen gewinnen, den dritten bleibt der Kampf unentschieden. In diesen Tenzonen entwickeln beide genau die gleiche sinn-, inhalt- und zwecklose symbolisirende Scheingelehrsamkeit. Sie geben sich unrathbare Allegorien als Räthsel auf. Sie verfangen sich in und fangen sich durch Wortspiele. Die wenigen Strophen, in denen einst Frauenlob und R. über Weib und Frau stritten, schwellen zu einem großen scholastischen Disput an; nach seinem Vorbild ward der Krieg zu Würzburg gedichtet, der die Vorzüge von Mann und Frau zum Thema hat. Auch gegen Andere muß R. jetzt seine kampfberühmte Zunge wenden: er siegte, ein zweiter Sylvester, über die ungläubigen Juden; selbst mit dem Tode wagt er ein freilich unglückliches Duell. Manchem mochte es widerstreben, daß die beiden Heroen des Meistersangs so uneinig seien: so muß R. dem todten Frauenlob eine Thräne

nachweisen: und ein Friedrich Stoll aus Marburg (aus Meister Stolle entstellt?) will von ihnen gemeinschaftlich in einer Mainzer Kneipe in die Geheimnisse des Meistersangs eingeweiht worden sein. Bewundernde Verehrer erfinden die Fabel, wie R. am Würzburger Hofe die verhaßte Concurrenz der Instrumentalmusik durch seinen Gesang beseitigt. Echte Gedichte werden erweitert und parodirt; rühmte er z. B. als höchste Tugend der Frau die Ehre, so preist ein Nachdichter an erster Stelle ihre Nüchternheit. Sein Name dient diesen Dichtern, die eigene litterarische Prätension nicht kannten, als empfehlendes Aushängeschild; lange geistliche Dichtungen unter seinem Namen und in seinen Tönen, darunter eine trefflich erzählte Veronicalegende, sind noch im 16. Jahrhundert als fliegende Blätter verbreitet. Und mehr als ein Dutzend Töne legt ihm die anerkannte Tradition des Meistergesanges bei: gesichert scheint mir seine Autorschaft nur für die Briefweise, an der erst späte Quellen auch Frauenlob Antheil haben lassen, und etwa für den langen Ton, einen der 4 gekrönten Töne des meisterlichen Horts; in zweiter Reihe seien der graue und der blaue Ton genannt, von denen der letztere dasselbe Gemäß zeigt, wie Frauenlob's Ritterweise. Regenbogen's litterarhistorische Bedeutung beruht lediglich auf der halb mythischen Rolle, die ihm die spätere Tradition des Meistergesangs zuertheilt hat: das erstarkte Selbstgefühl des Bürgerthums konnte und wollte seine Lieblingskunst nicht ausschließlich anknüpfen an die ragende Gestalt jenes gelehrten Theologen; so stellt es seinen an sich unbedeutenden Nebenbuhler, den Handwerker, auf ein hohes Piedestal und putzt ihn heraus, daß kaum mehr einige Züge des Originals hindurchschimmern.

Echte Gedichte in v. d. Hagen's Minnesingern II, 309, 344—346 (III, 344, 452, 468[k], 1, 3); anderes ihm beigelegtes ebenda III, 344—354, 468[k] ff. — Heinrichs v. Meißen Leiche, Sprüche u. s. w., herausg. v. Ettmüller, Quedl. 1843. S. 108 ff., 159. — Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, herausg. v. Bartsch, S. 175 ff., 334 ff., 338—424 u. ö. — Phil. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II, 254—270. — Die Erlösung, herausg. von Bartsch, Quedlinburg 1858, S. 209 ff. — Ueber ihn handelt v. d. Hagen, Minnesinger IV, 633 ff., allzu unkritisch. Eine überschätzende Würdigung gibt Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung II[5], 156 ff.

Roethe.

Regenbrecht: Michael Eduard R., geb. zu Braunsberg 1792, † an der Cholera zu Breslau am 9. Juni 1849. Er war anfänglich zum Kaufmann bestimmt, wandte sich dann aber dem juristischen Studium in Breslau zu, verließ dieses 1813, um in die Armee einzutreten, machte als Officier im 2. westpreußischen Infanterieregiment die Feldzüge mit und erwarb das eiserne Kreuz II. Classe. Nach Beendigung des Krieges studirte er von neuem die Rechte in Breslau, Göttingen und Berlin, promovirte in letzterer Stadt am 8. Juli 1820 mit der anzuführenden Dissertation, habilitirte sich in Breslau gleichzeitig mit E. Th. Gaupp zu Michaelis desselben Jahres, wurde am 9. October 1821 zum außerordentlichen und am 12. April 1826 zum ordentlichen Professor der Rechte ernannt und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. Er trat infolge der Ronge'schen Bewegung aus der römisch-katholischen Kirche aus und begründete diesen Schritt durch eine „Erklärung an den Bisthumsverweser und Weihbischof Dr. Latussek über seinen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche", Breslau 1845, meldete aber mit einem Schreiben vom 31. December 1846 auch seinen Austritt aus der „christkatholischen" (deutschkatholischen) Gemeinde, weil diese unter der Vorstandschaft des Nees van Esenbeck zu Grunde gehen müsse. — Schriften: „Diss. de acquirendo rerum dominio", Berl. 1820; „Disp. de origine regiminis ecclesiastici. P. I.", Bresl. 1824; „De canonibus apostolorum

lorum et codice ecclesiae Hispanae", Vratisl. 1828 (Habilitationsschrift für die ord. Professur 28. Dec. 1828); „De origine regiminis ecclesiast. partic. I", Lips. 1840.
v. Schulte.

Regensburg, der Burggraf von R., Minnesänger. Unter diesem Namen sind in der Pariser und Heidelberger Liederhandschrift vier Gedichte aufgezeichnet. Daneben erscheint in den Handschriften noch als Dichter der burggrâve von Rietenburg. Da nun das aus Stevening (heute Steffling, Amtsgericht Nittenau) stammende Geschlecht der Burggrafen von Regensburg sich auch nach seiner Besitzung Rietenburg (an der Altmühl) nannte, lag die Vermuthung nahe, welche von der Hagen aussprach, Haupt halb und halb anerkannte, die beiden seien in Wahrheit ein und dieselbe Person. Eine genaue Untersuchung der ihnen von den Handschriften beigelegten Lieder durch Scherer hat aber in Sprache, Stil, Metrik und Inhalt viele beträchtliche Unterschiede ergeben. Danach darf man der Ueberlieferung glauben und zwei Dichter unterscheiden, die derselben Familie angehören. Ihre Zeit läßt sich nur aus ihren Gedichten durch litterarhistorische Combination bestimmen. Die Lieder des „Burggrafen von Regensburg" tragen ein alterthümlicheres, volksmäßigeres Gepräge als die des Burggrafen von Rietenburg, sind ohne Zweifel die früheren und mögen etwa um 1170 gedichtet sein. Wahrscheinlich waren die beiden Dichter Brüder, da für Vater und Sohn der Abstand ihrer Kunst nicht groß genug ist, und zwar Söhne des Burggrafen Heinrich III., der bedeutendsten Persönlichkeit des tüchtigen, hochangesehenen Geschlechts, der seit 1143 die Burggrafschaft inne hatte und zwischen 1174 und 1177 starb. Der ältere der beiden Minnesänger war entweder Friedrich (in Urkunden zuerst 1150, neben dem Vater Burggraf seit 1160, † 1181/82) oder dessen jüngerer Bruder, Heinrich IV. (Burggraf seit 1176, † nach 1184/85), während man den jüngeren Dichter für Heinrich II. oder für den Stiefbruder Otto III. († nach 1185) halten kann. Die Lieder des Burggrafen von Regensburg stehen in ihrem Charakter den anonymen, unter dem Namen des Kürenberger überlieferten am nächsten. Gleich diesen sind sie die ältesten erhaltenen Beispiele einer naiven, volksmäßigen Liebespoesie aus den ritterlichen Kreisen der bajuvarischen Lande. Gewöhnlich hält man die Kürenberglieder für ein wenig älter, aber auch das umgekehrte Verhältniß ist möglich, und die Vergleichung der Strophenformen könnte sogar dafür sprechen: der Regensburger bewahrt noch den alten Typus der Otfriedstrophe mit vorgesetzten reimlosen Zeilen (Waisen), die Kürenbergstrophe (= der Nibelungenstrophe) verkürzt die ersten drei Reimzeilen. Jedenfalls bestand zwischen Baiern und Oesterreich auf dem Gebiet der Lyrik damals ein lebendiger Verkehr, eine gemeinsame Tradition. Und das erklärt sich in diesem Falle auch noch aus persönlichen Beziehungen: die beiden Brüder Friedrich und Heinrich IV. von Regensburg waren Söhne der Babenbergerin Bertha, der Tochter Leopold's III. von Oesterreich, hielten sich oft und lange in Oesterreich auf; Friedrich verwaltete die österreichischen Besitzungen des Hauses, besuchte wiederholt seinen Oheim Heinrich II. wie seinen Vetter Leopold V., den Gönner Reinmar's des Alten; und auch Heinrich IV. war zeitweise in Wien. „Der Burggraf von Regensburg" ist der älteste uns mit Namen bekannte Minnesänger Baierns, aber er macht aus seinem Dichten noch keine Profession. Schon sein Stand verbot das: er gehörte als Burggraf, der nicht nur königlicher Beamter in der Stadt, sondern Gaugraf in einem Theile des Donaugaus war und als solcher den Gerichtsbann, Heerbann und Administrationsbefugnisse besaß, zu den principes, kam dem Range nach unmittelbar hinter den Markgrafen und war den Pfalzgrafen ebenbürtig; seine Familie konnte sich der Verwandtschaft mit deutschen Königen und den ersten Männern des Reiches rühmen. Ein wichtiges Beispiel wie damals — zwischen 1160 und 1170 — das ritter-

rarische Interesse des hohen Adels in selbständige poetische Thätigkeit umschlug. Der Vater wurde nach einer sehr glaubhaften Vermuthung Haupt's (zu Minnesangs Frühling 25, 21), die angezweifelt, aber durch keine bessere ersetzt ist, als ein Gönner der Fahrenden von einem anonymen Sänger gerühmt, die Söhne üben selbst die Kunst. Aber es ist noch eine freie Kunst, vielleicht nur „der natürliche Ausfluß eines oder zweier poetischer, liebebewegter Jugendjahre", jedenfalls noch keine Gesellschaftspoesie, noch keine Berufsdichtung: die ersten Blüthen jenes lyrischen Frühlings, die wie Improvisationen anmuthen, ohne es doch völlig zu sein, Confessionen des persönlichen Verkehrs der Liebenden unter einander, der Wirklichkeit selbst entlehnt. Wie die Kürenberglieder sind es Perlen ohne prunkende Fassung, die eine glückliche Welle des Zufalls aus den heimlichen Gründen der volksthümlichen Dichterkraft emporgespült hat, versprengte Reste unmeßbarer Schätze, die jene Tiefen beschlossen und die wir nur ahnen können. Hier herrscht noch die alte Auffassung von dem Verhältniß der Geschlechter: der Mann ist der Gebieter, die Frau die Werbende, Sehnsüchtige, zart Empfindende. Keine Spur noch von dem modernen, aus Frankreich eingeführten Begriff der Galanterie, der höfischen Etikette, des förmlichen Minnedienstes. In den drei Frauenstrophen des Regensburgers erklingt ein weicheres Gefühl, die eine Mannsstrophe ist keck, hat nur über Neid der Merker zu klagen, kennt nicht den Kummer der Liebe. Nichts findet sich aber auch von den typischen Zügen des alten chorischen Tanzliedes, das wir aus Neidhart's Reien erschließen können: weder Naturbild, noch Tanzbild, noch Anrede an ein Publicum, was doch höfische Dichter, wie z. B. Veldeke in ihren für die Gesellschaft gedichteten Liedern benutzen. Es ist eben durchweg monodische, durchweg einsame Lyrik, d. h. solche, die sich als Aeußerung eines Einzelnen gibt und die sich an keinen gegenwärtigen Hörer wendet. Es könnten poetische Billets der Liebenden an einander sein, Aufträge an Boten, die Keime einer später kunstmäßig gepflegten Gattung: der Botenlieder. Es fehlen alle epischen und alle dramatischen Elemente (kein Dialog), die Empfindung strömt rein lyrisch dahin. Die Charakteristik der Liebenden beschränkt sich auf Andeutung: kaum ein paar directe Epitheta. Wir gewahren im Unterschied von den Kürenbergliedern weder Scene noch bestimmte äußere Situation noch Handlung; einmal begegnet ein Hinweis auf die Jahreszeit mit sparsamstem Gebrauch einer typischen Formel. Es erklingen die uralten, einfachen Motive natürlicher Liebe unter natürlichen Menschen: zwei die mit Seele und Leib eins sind, ungescheut ihre Sinnlichkeit offenbaren, müssen heimlich ihr Glück genießen, werden von Aufpassern gestört, betheuern sich ihre Treue, gedenken vergangener Wonnen, weisen Trennungsversuche zurück. Und ebenso einfach die Mittel der Sprache, des Stils, der Verskunst: Syntax und Wortgebrauch noch ungekünstelt, kein complicirter Satzbau, keine raffinirte Terminologie, keine Antithesen, keine rhetorischen Figuren, keine Metaphern und Vergleiche; die Reime noch theilweise unrein. Die Grundthatsachen, die Urelemente aller Liebeslyrik reden aus den wenigen Versen, nicht so lebendig, so leuchtend und quellend wie in den Kürnbergliedern, aber auch unter der stillen Gefaßtheit dieser wortkargen Bekenntnisse birgt sich echte Leidenschaft, spüren wir das Zittern wahrhaft bewegter Herzen.

Von der Hagen, Minnesinger II, 171. IV, 480 ff. — Lachmann und Haupt, Des Minnesangs Frühling, 3. Ausg. Leipzig 1882, Nr. IV, S. 16 ff., 233 ff., 239 ff. — Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh., 2. Ausg. Stuttgart 1879, Nr. V. — Scherer, Deutsche Studien II (Sitzungsberichte d. Wiener Akad. phil.-hist. Cl. Bd. LXXVII, Jahrg. 1874) S. 27 ff., 76 ff. — Martin, Zeitschr. f. deutsch. Alterth. XX, 64. — Burdach, Reinmar und Walther, Leipzig 1880, S. 166. — R. M. Meyer, Zeitschr. f. deut. Alterth.

XXIX, 190 ff. — Grundlos ist die Athetese des ersten Tons durch Becker, Altheimischer Minnesang, Halle 1882, S. 75 ff., 222, 225. — Das Historische jetzt am besten bei Manfred Mayer, Geschichte der Burggrafen von Regensburg, München 1883, wo die früheren Arbeiten von Wittmann, Theodor Mayer, Giesebrecht und die in Betracht kommenden Urkundensammlungen verzeichnet sind. Konrad Burdach.

Regent: Karl Xaver R., Jesuit, geb. am 2. Juli 1689 zu Frankenstein in Schlesien, † am 20. April 1752 zu Mariaschein in Böhmen. Er trat 1708 in den Orden, war viele Jahre in Schlesien, Böhmen und Mähren als Missionär thätig und machte in seinen letzten Lebensjahren im Interesse der schlesischen Katholiken Reisen an die Höfe von Oesterreich, Preußen und Polen. Außer neun, größtentheils deutschen, zum Theil lateinischen Streitschriften gegen die „Schwenkfelder“ schrieb er: „Unparteiische Nachricht von der in Lausniz überhandnehmenden und hieraus in die benachbarten Länder, insonderheit in Schlesien einreisenden neuen Sekte der sog. Schäfferianer und Zinzendorfianer, nebst Gegenbericht“, 1729. Dagegen schrieben 1730 Melchior Schäffer, Pastor in Görlitz, und der Rostocker Professor J. J. Weidner (Regentius male regens). Darauf veröffentlichte R. 1731: „Abfertigung der herrnhuthischen Zeugnisse“ und „Vollkommene catholische Regierungsform“.

Wurzbach 25, 131. — Fortges. Samml. 1732, 284, 943. — Acta hist.-eccl. (1738) III, 409. Reusch.

Reger: Johann R., Buchdrucker in Ulm, übte daselbst von 1486—99 die Druckkunst aus. Es ist nicht unmöglich, daß derselbe vorher in Nürnberg thätig war, obgleich er aus Kemnat stammte; wenigstens führt Baader in dem Anzeiger für Kunde der Vorzeit (1860 Nr. 4) unter den ältesten Buchdruckern Nürnbergs einen Johann Christoph R. 1484 auf. Sein Vorgänger in Ulm, Leonhard Holl (s. A. D. B. XII, 747), hatte hier von 1482—1484 u. A. als sein erstes Werk die Geographie des Ptolemäus mit in Holz geschnittenen Landkarten gedruckt, war jedoch in Schulden gerathen, weshalb er aus der Stadt verwiesen wurde. Um seine Gläubiger zu befriedigen, mußte er seine Officin opfern, und dadurch kamen dessen Typen und Platten an den Venetianer Justus de Albano, welcher durch seinen Factor, Johann R., 1486 eine neue Ausgabe des Ptolemäus in seinem Verlag erscheinen ließ. In demselben Jahre muß R. die Druckerei Holl's erworben haben, denn er veröffentlichte von 1486—1499 eine Anzahl Druckwerke, die sämmtlich mit den Holl'schen Typen hergestellt sind. Von seinen Drucken sind zu nennen: die „Wallfart oder Bilgerung unser lieben frawen“, 1487; die „Cyromancia Aristotelis“, 1490, der „Tenor fraternitatis de memoria mortis“, 1491, und der „Almanach nova plurimis annis venturis inservientia per Joannem Stoefflerinum Iustigensem et Jacobum Pflaumen Ulmensem“, 1499. Auch die Schriften des Wilhelm Caorsin über Rhodus wurden von R. gedruckt, aus dessen Officin von 1486—1499 im Ganzen ungefähr 15 Druckwerke bekannt sind. Ueber seinen Lebensgang ist nichts bekannt.

Haßler, Buchdr. Ulms, S. 129—132. — Zapf, Buchdr. Schwabens, S. 9, 96, 105. — Panzer, Annalen, Suppl. 56, 57, 74. — Panzer, Annales III, 536—46. — Kapp, Geschichte, S. 136, 137. — Falkenstein, Geschichte, S. 172. — Klemm, Katalog, S. 333. J. Braun.

Reginar (Raginar) Langhals, Graf im Haspen- und Hennegau, wahrscheinlich der Sohn des Grafen Gieselbert vom Maasland, der eine Tochter Kaiser Lothar's entführte und gegen den Willen des Vaters zur Frau behielt. Der Sitz von Reginar's Macht war der Haspengau zwischen Maas und Dyle, doch hat vermuthlich bereits er auch in einem Theile des Hennegaus

gräfliche Gewalt ausgeübt. R. ist der Ahnherr eines Geschlechts, das in der Geschichte Lothringens eine eingreifende Rolle gespielt hat. Seit Lothar's II. Tod war das Stammland des karolingischen Hauses der Schauplatz und das Ziel unaufhörlicher Kämpfe zwischen den Herrschern des ost- und westfränkischen Reiches. Die im Vertrag von Meersen (870) vereinbarte Theilung wurde nicht aufrecht erhalten. Nach Ludwig's des Deutschen Tod suchte Karl der Kahle die deutsche Hälfte zu erobern, doch Ludwig der Jüngere wahrte gegen den Oheim sein Recht und unterwarf nach Ludwig's des Stammlers Hinscheiden den westfränkischen Antheil seiner Herrschaft. Wurde die im Kampf errungene Provinz nur mit Mühe bei dem ostfränkischen Reiche erhalten, so konnte selbstverständlich von sicherer Handhabung gesetzlicher Ordnung nicht die Rede sein, vielmehr waren die Großen des Landes, denen auch die Normannenkämpfe selbstständige Freiheit in größerem Ausmaße verschafften, in der Lage, ihre Parteinahme den Ansprechern der Herrschaft um guten Preis zu verkaufen. Für einen gewandten, muthigen Mann gab es viele Gelegenheit zu reichem Erwerb an Macht und Besitz, doch lag eine große Schwierigkeit und Gefahr darin, daß die lothringischen Großen einerseits die einstige Selbständigkeit ihres Landes nicht vergessen konnten, andererseits mit ihren persönlichen Neigungen und Beziehungen mehr auf Seite der westfränkischen Karolinger standen, nach beiden Richtungen aber in Widerspruch gegen die geschichtliche Entwicklung kamen, die mit dem Anfall Lothringens an das deutsche Reich endete. Von diesem Gegensatz ist auch die Geschichte des hennegauischen Geschlechtes erfüllt.

Schon in früher Zeit hatte R., der von der mächtigen Gestalt den Beinamen Langhals (Longus-Collus, Longicollis) trug, den er auf seine Nachkommen gleichen Namens vererbte, in Niederlothringen eine vorwaltende militärische Stellung gewonnen, mit den Bischöfen Radbod von Utrecht und Franco von Lüttich war er gegen die Normannen, die im J. 881 hart an der Grenze seiner Grafschaft zu Elsloo ein festes Lager bezogen hatten, zu Felde gezogen. Ob er eine Person mit jenem Grafen R. ist, der an der Vertheidigung von Paris gegen die Normannen Theil nahm, muß dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß er nach Karl's III. Entthronung sich Karl dem Einfältigen anschloß. Als aber Arnolf die Anerkennung der Lothringer gewonnen hatte, als zuerst Karl und nach ihm sein Nebenbuhler Odo sich vor dem ostfränkischen Könige beugten und dieser durch die Erhebung seines unehelichen Sohnes Zwentibold zum Könige von Lothringen den Ansprüchen des Landes Rechnung trug, da gab R. seinen Widerstand auf, trat mit andern Edeln zu Zwentibold über und wurde bald dessen vertrauter Günstling. R. war vor allem bedacht, so lange ihm des königlichen Freundes fördernde Gunst zu Theil ward, seinen Besitz zu erweitern; als Laienabt von Epternach gewann er Einfluß im Mosellande, mit schlauer Gewalt bemächtigte er sich der Abtei S. Servaes zu Maastricht. Da erstand ihm in dem rechtmäßigen Besitzer dieser Abtei, dem Erzbischof Ratpod von Trier, ein gefährlicher Gegner. Ein Jahr lang dürfte der Streit der beiden einflußreichen Männer gewährt haben, in dem der maßvoll handelnde Prälat über den stolzen Grafen die Oberhand behielt. Noch am 28. December 897 wird in einer Urkunde Zwentibold's R. als Fürbitter genannt, bereits am 5. Februar des folgenden Jahres befestigte der König in Trier die Aussöhnung mit dem Erzbischofe durch Bestätigung der Abgabenfreiheit. Der mächtige Graf, dessen alter Gönner Karl der Einfältige seit dem am 1. Januar 898 erfolgten Tode Odo's der allgemein anerkannte Beherrscher Westfranciens war, nahm den Umschlag der Stimmung am lothringischen Hofe nicht gleichmüthig hin. Es kam zum offenen Bruche. Zwentibold ächtete seinen einstigen Freund und sprach ihm seinen Besitz ab, R., dem sich Graf Odaker, der schon früher des Königs Zorn

erfahren hatte, anschloß, warf sich mit Weib und Kind und zahlreichem Gefolge in seine Feste Dursos (Doveren bei Heusden?). Ihm nach eilte Zwentibold zur Belagerung. Aber die in den Normannenkriegen geübten Kämpen wehrten den Angriff auf den durch Sümpfe und die vielgewundenen Gewässer der Maas geschützten Platz erfolgreich ab, der König mußte die Belagerung aufheben. Nun trat die Verbindung der Geächteten mit Karl dem Einfältigen zu Tage. Auf ihren Ruf brach der westfränkische König in Lothringen ein, doch verglich er sich mit Zwentibold und kehrte in sein Reich zurück. Im J. 899 erschien Zwentibold wieder vor Dursos, ohne aber besseren Erfolg als das erste Mal zu erringen. Im März des folgenden Jahres wurde Ludwig IV. in Diedenhofen auch von den Lothringern als Herrscher anerkannt, R., dessen Genosse Odaker als Vertreter Karl's von Westfrancien an den Friedensverhandlungen zu St. Goar, wo bereits Ludwig's Nachfolge vereinbart worden war, Theil genommen hatte, trat auf seine Seite. Durchwegs finden wir R., der die Abteien Stablo und Malmédy erhielt und sich wiederum in den Besitz von S. Servaes setzte, in gutem Einvernehmen mit den ostfränkischen Machthabern. Die im obern Lothringen als Herzoge waltenden Konradiner rührten nicht an die selbständige, man darf sagen, herzogliche Stellung, die R. im niederen Lothringen behauptete. Nachdem im J. 906 die um Metz und Trier begüterten Grafen Gerard und Matfrid von den Konradinern ihrer Macht und ihres Besitzes beraubt worden waren, im J. 910 Herzog Gebhard im Kampfe gegen die Ungarn den Tod gefunden hatte, stand R. auch im obern Lothringen ohne Nebenbuhler da, er nimmt fortan die erste Stelle im ganzen Lande ein. Wahrscheinlich unter seiner Führung erkannten die Lothringer vielleicht noch vor Ludwig's des Kindes Tod Karl den Einfältigen an und dieser lohnte die eingreifende Klugheit seines alten Freundes mit dem Kloster S. Maximin bei Trier (vielleicht erhielt R. auch Chèvremont). R. vereinigte nunmehr den Besitz fünf großer, reich ausgestatteter Klöster in seiner Hand. Ende 915 oder in den ersten Tagen des Jahres 916 ist R. bei Meersen gestorben, der König wohnte der Leichenfeier bei. Vermählt war R. mit Albrada, die ihm zwei Söhne, Giselbert und Reginar schenkte, von denen der erstere dem Vater in der herzoglichen Würde folgte, während der andere die Grafschaft Hennegau erhalten haben wird. (Irrthümlich werden noch ein Graf Albert, Bischof Balderich von Utrecht, Erzbischof Rotbert von Trier als seine Söhne bezeichnet.)

Ueber Reginar II. erfahren wir nur, daß er im J. 916 auf einem Hoftage Karl's zu Herstal erschienen ist, daß im J. 924 seine Kinder als Geiseln für ihren Oheim Giselbert gestellt wurden, daß er im J. 928 im Kampfe mit seinem Bruder lag, sich aber mit ihm aussöhnte und später an der Reform des Klosters S. Ghislain Antheil nahm, endlich wird er uns als Gönner des Klosters Nivelles genannt. R. II. ist noch vor seinem Bruder gestorben, als seine Söhne lernen wir Reginar III., Rudolf und Liethard kennen, von denen jedoch nur die beiden ersten in die politischen Verhältnisse eingriffen. R. und Rudolf standen im Kampfe Giselbert's gegen Otto I. auf des Oheims Seite, mußten aber nach dessen Tod (939) ihren Widerstand aufgeben und sich im J. 940 unter ungünstigen Bedingungen dem Könige unterwerfen, aber noch im J. 944 zog in dessen Auftrag Herzog Hermann von Schwaben gegen sie zu Felde. Als im selben Jahre das Herzogthum Lothringen an Konrad verliehen wurde, dürfte auch die Stellung der beiden als Neffen Gerberga's dem königlichen Hause nahe verwandten Brüder geregelt worden sein, R. verwaltete die Grafschaft im Hennegau, Rudolf die im Gau Maasland, die herzogliche Würde blieb fortan dem Geschlechte versagt. Im J. 949 erschienen sie auf dem zu Nymwegen abgehaltenen Hoftage, sie scheinen also sich der neuen Ordnung gefügt zu haben.

Bald darnach (951) wird uns aber von einem Kampfe beider Brüder gegen Herzog Konrad berichtet, der den Schein rechtmäßigen Gebahrens erhielt, als dieser sich gegen den König empörte. Nach einem hartnäckigen Gefechte an der Maas zwang R. den aufrührerischen Herzog Lothringen zu verlassen, zur Vergeltung geleitete dieser die Ungarn gegen das Gebiet des verhaßten Gegners (954). Durch die endliche Niederlage Konrad's wurde des Hennegauers Stellung bedeutend gehoben, er setzte es gegen den Erzbischof Bruno von Köln durch, daß dessen Schützling Rather das Bisthum Lüttich aufgeben mußte, an dessen Statt sein jugendlicher Neffe Balderich eingesetzt wurde (955), lediglich die eidliche Zusicherung der Treue gegen den König erlangte Bruno als Gegengabe. Balderich erwies sich dem Oheim dankbar und verlieh ihm die Abtei Lobbes, in der dieser die strengere Regel einzuführen bestrebt war, doch stieß R., der unter dem Vorwande der Reform die eigennützige Absicht, einen größeren Theil der Einkünfte des Klosters für sich zu erhalten, verhüllt zu haben scheint, auf den zähen Widerstand der Mönche, die den von dem Grafen als Abt eingesetzten Erluin blendeten und verjagten. Mit vielfacher Gewaltthat strafte R. die grausame Handlung.

War R. in seinem Verhalten gegen Konrad und Bruno auch bemüht, die Bahn einzuhalten, auf der sein Großvater zu gebietender Machtstellung gelangt war, so mußte er doch im Kampfe gegen eine übermächtige Gewalt zu Grunde gehen. Nach dem Siege über die Ungarn war die Macht des sächsischen Hauses unbestritten, im westfränkischen Reiche hatte nicht ein dem deutschen Reiche mißgünstiger Karolinger, sondern des deutschen Königs Schwester Gerberga die oberste Gewalt inne und die hohe Frau hatte persönlichen Grund zur Feindschaft gegen R., der ihr das von ihrem ersten Gemahl Giselbert ausgesetzte Witthum vorenthielt. Auch entbehrte R. des durch thatkräftige Klugheit erworbenen Ansehens seines Ahnherrn, nicht wie ein mächtiger Adelsherr waltete er seines Amtes, vielmehr wie der Führer einer Schaar adliger Kirchenräuber hauste der gefürchtete Mann im Lande. Einem Rheimser Vasallen entriß er eine Burg am Chiers, die Güter des Bisthums Cambrai suchte er mit Plünderung und Verwüstung heim, ein Verfahren, doppelt gefährlich in einer Zeit, da man den reichstreuen Episcopat als eine Stütze des Thrones anzusehen und zu schützen gewohnt war. Im J. 956 unternahm der junge Lothar einen Kriegszug gegen R., er eroberte jene Burg am Chiers und nahm des Grafen Kinder gefangen, vielleicht ist auch Mons, der Hauptort des Hennegaus, von den westfränkischen Kriegern eingenommen worden. Erzbischof Bruno vermittelte einen Ausgleich, in dem Gerberga den ihr widerrechtlich entzogenen Besitz, R. seine Kinder erhielt. Doch erntete er wenig Dank hierfür, mußte vielmehr im nächsten Jahre selbst den Kampf gegen den hennegauer Grafen aufnehmen. Als Gerberga mit Lothar dem Bruder zu Hülfe eilte, da konnte R. nicht mehr auf Erfolg hoffen, er begab sich nach S. Saulve bei Valenciennes zur Unterhandlung mit Bruno, und wurde, da er sich nicht rechtfertigen konnte und sich weigerte, die geforderten Geiseln zu stellen, gefangen genommen, im J. 958 von Otto I., als dieser in Lothringen verweilte, gerichtet und nach Böhmen in die Verbannung gebracht. Seine Güter, sowie vermuthlich auch die seines Bruders Rudolf, wurden eingezogen, seine Kinder fanden Aufnahme am westfränkischen Hofe. Eher denn R. I. ist wohl er als Urbild des Reinecke Fuchs zu betrachten, wenn schon diese Gestalt des Thierepos mit einer bestimmten, geschichtlichen Person in Zusammenhang gebracht werden soll. So lange Otto der Große lebte, mußten Reginar's III. jugendliche Söhne **Reginar** IV. und Lambert Ruhe halten, unmittelbar nach des Kaisers Tod brachen sie aber in den Hennegau ein, des Vaters Güter und Aemter wieder zu erlangen. Sie schlugen die ihnen unter

Führung Reinald's und Werner's entgegengeeilte Kriegerschaar bei Peronnes-lez-Binche zurück und setzten sich in der Burg Bussud (Boussoit-lez-Binche oder Boussu, westlich von Mons) fest. Otto II. nahm am 21. Januar 974 die Burg ein und zwang die Brüder zur Rückkehr nach Frankreich. Bereits in der Charwoche des Jahres 976 konnten sie von dem Bruder Lothar's, Karl, und mehreren französischen Adligen begleitet einen neuen Einfall wagen, der diesmal gegen Mons gerichtet war. Gottfried, der seit 975 die Grafschaft im Hennegau inne hatte, und Graf Arnulf von Valenciennes wiesen den Angriff ab. Otto II. wollte, in den bairischen Krieg verwickelt, an der Westgrenze des Reichs Ruhe schaffen und gab den Brüdern das Erbe ihres Vaters zurück, beließ aber Gottfried im Besitze der Grafschaft. Dieser halbe Ausgleich befriedigte die Beiden keineswegs, wir dürfen annehmen, daß sie an dem Einbruch Lothar's in Lothringen (978) betheiligt waren; auch als Lothar die Wirren nach Otto's II. Ableben für seine Pläne ausnützen wollte, waren sie im westfränkischen Sinne thätig, sie nahmen im J. 984 an einer Versammlung zu Compiègne Theil und der westfränkische König bemühte sich, ihnen die Grafschaft des Vaters zu verschaffen. Graf Gottfried aber weigerte sich, trotzdem er in französische Gefangenschaft gerathen war, zu ihren Gunsten auf sein Amt zu verzichten. Wie sehr man in Frankreich ihre Parteinahme schätzte, können wir daran ermessen, daß R. die Tochter Hugo's Capet, Hadwig, Lambert die Herzog Karl's, Gerberga zur Frau erhielt. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurden ihre Ansprüche befriedigt, R. wurde Graf im Hennegau, sein Bruder Graf von Löwen. Die hohe Verwandtschaft und der reiche Besitz, den R. durch die Erwerbung der Landschaft von Couvin noch erweiterte, sicherten ihnen den Vorrang unter den lothringischen Grafen. Die letzten Jahre seines Lebens, er ist etwa 1013 gestorben, scheint R. in ruhiger Beschäftigung mit litterarischen und religiösen Angelegenheiten verbracht zu haben. Er hinterließ einen Sohn Reginar und eine Tochter Beatrix.

Reginar V. kämpfte im Bunde mit seinem Oheim Lambert und, nachdem dieser im J. 1015 gefallen war, mit dessen Sohn gegen Herzog Gottfried von Niederlothringen, den Sohn des erwähnten Grafen Gottfried, der Streit der Väter war von den Söhnen erneuert worden. Erst im J. 1018 wurde unter Kaiser Heinrich's II. und Bischof Gerard's von Cambrai Vermittelung auf einem Hoftage zu Nimwegen ein Friede abgeschlossen, zu dessen Befestigung R. die Nichte Gottfried's, Mathilde, die Erbtochter des Grafen Hermann von Eenham heirathete, die ihm das brabanter Land bis zur Dender zubrachte. R. blieb von nun an dem früher von ihm befeindeten Herzog in enger Freundschaft verbunden, er nahm als dessen Gefährte an dem unglücklichen Zuge gegen Dietrich von Holland Theil, auf dem beide des Gegners Gefangene wurden (1018), und war mit Gottfried einer der Führer des Widerstands, den die Lothringer nach Heinrich's II. Hinscheiden gegen König Konrad übten. In einer Fehde mit dem Grafen von Flandern wurde Reginar's brabantische Hauptburg Eenham zerstört (1033). Gleich dem Vater brachte R. V. kirchlichen und litterarischen Angelegenheiten lebhafte Theilnahme entgegen. Er stand mit dem gelehrten Abt Olbert von S. Ghislain, den bereits der Vater begünstigt hatte, in Verkehr. Olbert widmete dem Grafen die Lebensbeschreibung eines h. Veronus, dessen Gebeine R. in feierlichem Zuge nach seiner Residenz Mons brachte. Doch stellte R. sich der von dem Abt von Stablo Poppo mit Unterstützung Konrad's II. und des Bischofs Gerard von Cambrai geleiteten Klosterreform entgegen. Den von Gerard in S. Ghislain eingesetzten Abt Heribrand, einen Schüler Poppo's, und die ihm anhängenden Mönche verfolgte er auf jede Weise, so daß sie genöthigt waren, des Kaisers Schutz zu erflehen. Der von dem Ahnherrn ererbte

Gegensatz des adeligen und landschaftlichen Sonderthums gegen die Reichsgewalt trat auch in dieser rein geistlichen Sache hervor.

R. V., dessen Todesjahr unbekannt ist, war der letzte männliche Sprosse der älteren hennegauischen Linie seines Geschlechtes, er hinterließ nur eine Tochter, Richildis, die sich in zweiter Ehe mit dem Grafen Balduin VI. von Flandern vermählte und die Ahnfrau jenes Balduin wurde, den im J. 1204 die Kreuzfahrer zum Kaiser von Byzanz erhoben.

Butken's Trophées de Brabant tome I. — Ernst, Mémoire historique et critique sur les comtes de Hainaut de la première race, in Compte-rendu des séances de la commission royale d'histoire, 2ème Série, tome IX., p. 393 ff., Bruxelles 1857. — Reiffenberg, Histoire du comté de Hainaut, tome I. — Ch. Duvivier, Recherches sur le Hainaut ancien p. 87 ff. — Wauters, Table chronologique des chartes et diplomes, tome I. — Mühlbacher, Regesten der Karolinger. — Jahrbücher des deutschen Reichs. — Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit., 1. und 2. Bd. — Kalckstein, Gesch. des französischen Königthums, 1. Bd. — Wittich, Die Entstehung des Herzogthums Lothringen, Göttingen 1862. — Witte, Lothringen in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. Götting. 1869. — A. Vogel, Ratherius v. Verona. Uhlirz.

Regino von Prüm wurde um die Mitte des 9. Jahrhunderts zu Altripp am Rhein (alta ripa), in der Nähe von Speier gelegen, geboren und von Jugend auf im Kloster Prüm erzogen. Im J. 892 „erlag dieses herrliche Kloster den räuberischen Dänen; der Abt Farabert legte nach der Zerstörung desselben sein Amt nieder und zu seinem Nachfolger wurde Regino gewählt“. Obwohl er unter den schwierigsten Verhältnissen seines Amtes mit Eifer und Gewissenhaftigkeit waltete, war es ihm doch nicht vergönnt, länger als sieben Jahre Vorsteher des Klosters zu bleiben, weil nach seiner eigenen Aussage (Chronicon ad annum 899) Nebenbuhler fortwährend gegen ihn agitirten. Schon bei der letzten Wahl hatten die Grafen Gerhard und Matfried von Hennegau alles aufgeboten, um ihrem Bruder die Abtswürde zu verschaffen. Trotz des Mißerfolges gaben sie ihren Plan nicht auf und wußten es schließlich durchzusetzen, daß R. im J. 899 dem Richarius weichen mußte. Erzbischof Ratbod zu Trier nahm sich jetzt des unschuldig verfolgten Mannes an und ernannte ihn zum Abt des Klosters St. Martin bei Trier, um das Klosterwesen zu reformiren. Aber auch hier war seine Wirksamkeit nicht von langer Dauer. Nach Ratbod's Tode mußte R. das Kloster wieder verlassen. Seine letzten Lebenstage verbrachte er im Kloster St. Maximin bei Trier, wo er im J. 915 starb. In der Klosterkirche fand man im J. 1581 sein Grab. Sein Hauptwerk ist die Chronik in zwei Büchern. Das erste umfaßt die Jahre von der Geburt Christi bis zum Tode Karl Martell's 741. Das zweite „über die Thaten der Frankenkönige“ reicht bis zum Jahre 906. „Dieses Werk“, sagt Wattenbach, „verdient unsere Beachtung als einer der frühesten Versuche, die Weltgeschichte in einer ziemlich ausführenden Erzählung zusammenzufassen, eine Aufgabe, an welche sich damals nicht leicht Jemand wagte, und deren Schwierigkeiten außerordentlich groß waren. Die Ausführung ist freilich auch sehr mangelhaft geblieben und namentlich die Chronologie in der höchsten Verwirrung; auch versucht er gar nicht wie Frechulf eine Verarbeitung seiner Quellen, sondern begnügt sich mit wörtlichem Ausschreiben“. Ebenso wichtig für die Culturgeschichte, wie für die Entwicklung der kirchlichen Disciplinargerichtsbarkeit ist seine in zwei Bücher getheilte Sammlung kirchenrechtlicher Bestimmungen, welche er auf Ratbod's Wunsch verfaßte, zu dem praktischen Zwecke, bei Visitationen und Sendgerichten als Norm zu dienen. Die Sammlung führt den Titel: „Reginonis libri duo de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis“ (neue Ausgabe von Wasserschleben Lipsiae

1840). Ein drittes Werk, welches er seinem Gönner, dem Erzbischof Ratbod dedicirte, ist betitelt: „De harmonica institutione“. Die Veranlassung zu dieser Arbeit war der confuse und fehlerhafte Gesang in den Kirchen, den er als Begleiter des Erzbischofs auf dessen Visitationsreisen kennen gelernt hatte. Außer praktischen Instructionen enthält dieser Tractat eine vollständige „Theorie der Musik“ nach den Anschauungen der damaligen Zeit. Die nothwendige Ergänzung hierzu bildet der „Tonarius“, in welchem alle 8 Kirchentöne mit ihren Differenzen in Neumennotation beschrieben werden. Jeder Ton wird durch eine gewisse melodische Formel, von Alters her Nonanneane u. s. w. genannt, charakterisirt. Vermöge dieser Formeln sollen die Sänger den Unterschied der Kirchentöne untereinander ihrem Gedächtnisse einprägen. Dann folgt die Intonation mit den Textworten: Gloria patri et filio et spiritui sancto: Sicut erat in principio et nunc et semper et in secula seculorum. amen. Bei den letzten beiden Worten werden die Differenzen (d. h. die Abweichungen in den Schlußclauseln) angegeben. Hieran schließen sich die Antiphonenanfänge des betr. Kirchentones, dann folgen die Introitusgesänge und die Communionen. Den Schluß bilden Responsoriengesänge, ebenfalls nach den einzelnen Tönen geordnet.

W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 4. Aufl., Berlin 1877. S. 210 ff. — Marx, Geschichte des Erzstiftes Trier, Bd. II, S. 253 ff., Trier 1858—1864. — Reginonis Chronicon ed. Pertz. M. G. I, 536—612, übersetzt von Dümmler, Berl. 1857. — De harmonica institutione, abgedruckt in Gerbert's Scriptores eccl. de musica sacra I, 230—247. Auszug daraus in Bäumker's Buch „Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland“, S. 40—48, Freiburg 1881. — Den Tonarius edirte v. Coussemaker in Facsimile im II. Bande seiner Scriptores S. 3—73.

Wilh. Bäumker.

Regiomontanus s. **Müller** Bd. XXII, S. 564.

Regis: Johann Gottlob R., einer der glücklichsten und gelehrtesten Uebersetzer, deren die deutsche Litteratur sich rühmt, wurde am 23. April 1791 zu Leipzig geboren. Er entstammte einem protestantischen Pfarrhause: Magister Johann Gottlob R., sein Vater, ist Prediger am Zucht- und Waisenhause zu St. Georgen und später Subdiaconus an der Nicolaikirche gewesen. Carolina Henriette, die Mutter, war eine geborene Bauer und gehörte jener berühmten Gelehrtenfamilie an, welche Deutschland mit einem hervorragenden Philologen, zwei bedeutenden Juristen und einem trefflichen Gottesgelehrten beschenkt. Heinrich Gottfried Bauer, Regis' Großvater, war Beisitzer des Oberhofgerichts und ordentlicher Professor an der Universität Leipzig (vgl. Meusel Bd. 1); schon der Vater desselben, Johann Gottfried B., ist ein bekannter Jurist gewesen; der Bruder, Karl Ludwig Bauer (1730—99, s. A. D. B. II, 145 f.), hat sich als Rector am Hirschberger Gymnasium um die Philologie seiner Zeit sehr verdient gemacht, der älteste Sohn, Karl Gottfried Bauer (1765—1842, s. A. D. B. II, 146) hat sich als Prediger und Amtsgenosse des alten R. einen Namen erworben. Die Nachrichten über Gottlob's Leben und Bildungsgang fließen nur spärlich, denn der Uebersetzer Rabelais' führte ein gleichmäßiges Gelehrtendasein, das in Stille, Zurückgezogenheit und Beschränkung verlief. Zugleich mit einem jüngeren Bruder, Karl Gottfried R., erhielt er den ersten Unterricht, die ersten geistigen Anregungen im väterlichen Hause; dann besuchte er eine kurze Zeit die Nicolaischule; eines Lehrers, mit Namen Ernst Platner, gedachte er später noch oft in Verehrung. Auch ein Bruder der Mutter, des Professors jüngerer Sohn Heinrich, der gleichfalls Jurist war und eine Schrift „De pigneratione“ verfaßt hat, beschäftigte sich gern mit dem begabten, aufgeweckten Knaben. Am 26. April 1803

ward R. in die bekannte Klosterschule Roßleben (Thüringen) aufgenommen, zunächst als „Extraneus", fünf Monate später aber als „Alumnus" (9. Septbr.). Auch der Bruder wurde in die Anstalt geschickt, als deren Zögling er am 6. Juli 1811 verstarb. Unter der Leitung des Rectors Benedict Wilhelm, eines tüchtigen Pädagogen, welcher neben ansehnlicher Gelehrsamkeit die Gabe besaß, „jeden Schüler nach seiner Individualität zu beurtheilen und zu behandeln", des Theologen Hennicke, des Conrectors Weineck, der Philologen Nietzsche und Iphofen legte Joh. Gottlob die Grundlagen seines umfassenden allgemeinen Wissens. Er war, wie die vorhandenen Zeugnisse beweisen, ein eifriger, arbeitsamer Schüler, der nicht blos durch angeborenes Talent, sondern auch durch eine fleißige Selbstausbildung die Mitschüler überragte. Ein lebhaftes Temperament verleitet ihn manchmal zu kleinen Ausschreitungen, welche die Lehrer zu rügen haben. Sein „ingenium omnis venustatis et capacissimum et amantissimum" sucht die geistige Beschäftigung gern abseits der Schulwissenschaften; „die leichtere und süße Speise" zieht ihn mehr an als die „nahrhafte", wie es in einem Zeugnisse heißt. Die pedantischen Lehrer sind versucht, diese Vorliebe für die schöne Litteratur und die Künste, die heute anerkennenswerth und begreiflich erscheint, als eine schlimme Verirrung auszulegen: „Hat seinen Fleiß und seine Kräfte zu sehr auf dasjenige gewendet, was höchstens nur als Erholung stattfinden kann", so lautet eine ihrer Klagen. In einem Reisetagebuche theilt er aus seiner frühesten Jugend eine selbständige lateinische Aufzeichnung mit, welche den Tod des großen Klopstock betrifft, und fügt hinzu: „Auch in dem Munde der Säuglinge hattest Du Dir ein Lob bereitet, o Dichter." Am 14. Juli 1808 verläßt er mit einem guten Abgangszeugniß die Anstalt, um in das Vaterhaus zurückzukehren und die Universität zu beziehen. In Leipzig widmete er sich zunächst der Rechtswissenschaft und erwarb sich sogar den Grad eines Baccalaureus iuris utriusque; dann aber kehrte er diesem, ihm wahrscheinlich aufgezwungenen Berufe entschlossen den Rücken und vertiefte sich in das Studium der alten und neuen Sprachen und Litteraturen. Zu Beginn der zwanziger Jahre finden wir R. in Halle, wo er sich nach vorübergehendem Aufenthalte in Dresden, in seiner Heimath und in der Schweiz dauernd niedergelassen hat. Es existirt, wie bereits erwähnt, ein Tagebuch von Regis' Hand (Kgl. Bibliothek zu Breslau IV Qu. 143 a), welches der Verfasser nicht zur Veröffentlichung bestimmt hat, und das auch unseres Bedenkens nur nach einer weitläufigen Umarbeitung sich für den Druck eignet: „Reisebüchlein eines Sterblichen, Erinnerungen." Nicht weil es eine große, erlebnißreiche Fahrt durch Norddeutschland und Schlesien (31. Juli 1822 bis 6. April 1823) schildert, ist es für den Biographen wichtig, sondern darum, weil es über den persönlichen Charakter, die geistige und seelische Eigenart des Mannes willkommenen Aufschluß giebt. Da R., frei von schöngeistiger Redseligkeit, seine Erlebnisse, Gedanken und Empfindungen ohne Rücksicht auf Form und litterarische Verwerthung niederschrieb, sich in jedem Augenblicke so gab, wie er war, nichts übertrieb und nichts herabsetzte, sind diese Blätter zu echten documents humains geworden. Hier lernt man ihn nicht als trockenen, dem Leben abgewandten Gelehrten, sondern als einen Mann der naiven Lebensfreude, des heiteren Genusses, als eine reine, ehrliche, poetisch gestimmte Seele kennen, als einen Menschen, den man von Herzen lieb gewinnen kann. Er zieht mit voller Brust, freiem Sinn und offenen Augen, ein echter deutscher Wandersmann, in die weite Welt. Von Halle geht die Reise über Wittenberg, Berlin, Greifswald nach Rügen, wo er zwei Wochen umherstreift. Die Sehnsucht nach der Nordsee treibt ihn weiter, über Rostock und Lübeck nach Hamburg; eine Fahrt auf dem Meere beschließt diesen Ausflug. Andächtig weilt er am Grabe Klopstock's. Dann wendet er sich dem Harze zu, wo er den Stätten der Goethe'schen

Walpurgisnacht besondere Aufmerksamkeit schenkt, und kehrt nach Halle, seinem „Berufsort" zurück. Doch nicht lange hält es ihn hier. Er begiebt sich in seine Heimathstadt und reist von dort durch die sächsische Schweiz nach Schlesien und in das Erzgebirge. Er sieht die Schneekoppe, die Sturmhauben, die Elbquellen, den Zackenfall zur Winterszeit und lebt theils in Breslau, theils im Pfarrdorfe Rogau. Ende März 1823 weilt er wieder in Halle. R. hegt und offenbart da eine Naturschwärmerei, wie sie nur den Gemüthern der romantischen Zeit eigen war. Nichts ist ihm unbedeutend. Die Pflanze, der Stein, der Bach entzücken ihn ebenso, wie der rauschende Eichenwald, der himmelanstrebende Fels, der stolze Strom. Ueberall zeigt er scharfe Beobachtungsgabe, seine Aufnahmefähigkeit, gediegene Sachkenntniß. Die Darstellung ist nicht immer frei von Pathos und Sentimentalität, aber hinter diesem Pathos steckt der Enthusiasmus für die angeschauten Dinge. Der Anblick des gewaltigen Meeres, der hehren, schweigenden Gebirgswelt erfüllt ihn mit glühender Bewunderung. Weich und schweigsam wird er nur, sobald er sich allein befindet. Er sucht die Menschen auf, forscht regsam nach ihren Sitten, Lebensgewohnheiten und den Eigenthümlichkeiten ihres Stammes. In den Städten bekümmert er sich nicht um die „Berühmtheiten", sondern um den schlichten, gemeinen Mann. Von allen Orten macht das große Hamburg den stärksten Eindruck auf ihn. Das bunte Treiben, der Lärm des Marktes, der üppige Reichthum, das verschwenderische Leben rufen ein naives Staunen in ihm wach. Das lockere Hetärenwesen der Seestadt hat für ihn etwas Athenisches. Er fühlt sich aus dem berückenden Wirrwarr zu der Stille des Meeres gezogen. Als er die Stadt im Rücken hat, setzt er sich auf dem Verdeck des Schiffes nieder, zieht seinen Homer aus der Tasche und liest, bezeichnend genug, — Ulyssens Abfahrt von den Phäaken. Homer, Shakespeare und Goethe sind seine treuen Reisebegleiter. Zu Goethe hegt er eine besonders heiße Neigung. Aus der tiefen, nebelhaften Dämmerung des Gebirges glaubt er Euphrosyne heraufsteigen zu sehen. In Schlesien trifft ihn die Nachricht von einer schweren, scheinbar tödtlichen Erkrankung des Dichters; er befragt seine „Divination". „Da hatte ich", schreibt er, „eine bestimmte Versicherung, daß Goethe für jetzt noch bey uns bleibt . . . . Habe mir schon früher manchmal recht herzlich gewünscht, Goethe's Tod nicht zu überleben. Denn ich kann gar nicht sagen, wie kahl mir der deutsche Musenberg dann aussehen wird, wenn die große Eiche erst niedergefällt ist. Ich möchte davon nicht Zeuge seyn." Regis' Belesenheit ist staunenswerth; schnell und reichlich fließen ihm bei würdigen Gegenständen Erinnerungen aus der Geschichte, Litteratur, Kunst, Philosophie, Religion und Sage zu. Seine Betrachtungen über die Schätze der Dresdener Galerie sind eingehend, verständnißreich und von schöner Begeisterung durchdrungen. Jetzt zeichnet er eine geographische Karte nach der Natur, dann spricht er sich über das Theater mit nicht gewöhnlicher Kenntniß aus, ein andermal schreibt er über den Frost eine naturwissenschaftlich-mythologische Auseinandersetzung — kurz, mannichfach und bedeutend ist sein Streben . . . . Im Jahre 1825 nimmt R. vom Wanderleben Abschied und schlägt sein Zelt für immer in Breslau auf, um sich fortan ganz der ruhigen Thätigkeit eines Privatgelehrten und Schriftstellers zu widmen. Jetzt beginnt eine reiche litterarische Wirksamkeit. Unverheirathet, führt er ein recht bescheidenes, arbeitvolles Leben. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der sich schon als Kronprinz für Regis' Leistungen interessirt hatte, gewährt dem unbemittelten Manne eine jährliche Pension von 300 Thalern, welche ihm vom 1. Januar 1841 bis zu seinem Lebensende ausgezahlt wurde. R. ist nun ein vielgenannter Uebersetzer und Gelehrter von Ruf: Am 23. April 1842 beförderte die philosophische Facultät der Breslauer Hochschule ihn, „qui arte pariter atque ingenio praestans

Gallicas, Italicas, Anglicas, Hispanicas musas Germanico ore sonantes fecit," zum Ehrendoctor. Abgeschnitten von dem großen litterarischen Treiben Deutschlands ist er sein Leben hindurch eigene Wege gegangen. Ein kleiner Freundeskreis befriedigte sein Geselligkeitsbedürfniß, später jedoch mußte er wegen zunehmender Körperschwäche allem Verkehr entsagen. Karl Gustav Carus (s. A. D. B. IV, 73 f.), der berühmte Gynäkologe und Künstler, ist ihm immerdar ein treuer Freund geblieben. Seine letzten Kräfte weihte R. noch der Arbeit: Schon erfüllt von Todesahnungen, „mit schwindendem Bewußtsein" feilte er an seiner Uebersetzung der Anthologie. In der siebenten Abendstunde des 29. August 1854 starb er an Entkräftung. Professor F. Haase, der Philologe, der R. in Breslau offenbar am nächsten stand, zeigte den Heimgang des Freundes an; in dem unglaublich dürftigen Nekrologe der Schlesischen Zeitung heißt es: „Regis gehörte zu den edelsten Menschen, den wackersten Männern." — Bei der Betrachtung dieses Lebens muß man unwillkührlich an Regis' großen Mitstrebenden, an Joh. Dieterich Gries denken, zumal ja auch die Bemühungen Beider um Bojardo eine Parallele nahe legen. An ursprünglicher Begabung ebenbürtig, überragte dieser den erstern an künstlerischer Reife und äußerem Erfolge, jener aber Gries an Wissen und Weite des litterarischen Blickes. Lebens- und Bildungsgang bestimmte die Eigenart Beider. Immerhin hat ihr Dasein manche ähnlichen Züge. Beide stammen aus angesehenen Familien, geben sich widerwillig dem Rechtsstudium hin, welches sie aber gewissenhaft zu Ende führen und mit einem glücklichen Examen krönen, um dann frei dem „genio zu indulgiren"; beide befinden sich ein gut Theil ihres Lebens berufslos auf der Wanderschaft, werden von demselben Preußenkönige geschätzt sowie mit einer Rente bedacht, und überschreiten das 60. Jahr, ohne das Alter des Psalmisten zu erreichen. — Aber während Gries unter den Augen Goethe's und Schiller's gewandelt hat, von Wieland in sein litterarisches Amt eingeführt wurde, in regem Gedankenaustausch mit Novalis, Fichte, Schelling, den Schlegels, F. H. Jacobi, Uhland lebte und schuf, so hat R. durch persönlichen Verkehr niemals befruchtende Einwirkungen von großen Geistern erfahren, sondern sich ganz aus sich selbst heraus entwickelt und zu litterarischer Eigenart mit kräftiger Selbstbildung durchgerungen. Ueber Gries' Werken ruht der heitere mannichfaltige Glanz, die leichte Freiheit und der zauberhafte Reiz romantischer Uebersetzungskunst; R. ist ernst, kraftvoll, gewissenhaft, oft sonderbar, aber stets feinsinnig und interessant; jener opfert der Schönheit Vieles, dieser kennt nur die Wahrheit; Gries besitzt eine Verständlichkeit, die schmeichelt, und setzt nichts voraus, R. verlangt einen reifen Leser und stellt vor den Genuß den Schweiß. Jener wirkte im Geist und Geschmack der Zeit unmittelbar für das Geschlecht der Mitlebenden, trat als Mensch hervor und wurde so im höchsten Grade populär, R. jedoch verschmähte es, in die Eigenart der Originale irgend etwas von dem litterarischen Charakter seiner Zeit hineinzutragen, giebt sich, auf sich selbst gestellt, der stilleren Thätigkeit des Nachbildners hin und läßt seine Person ganz zurücktreten. Beide sind im Ausdrucke mannichfach: Gries dadurch, daß er sich in persönlicher Freiheit über die Originale erhebt, und gleichsam auf eine idealistische Art; R., indem er an denselben Quellen der Empfindung und des Verstandes schöpft, die den Dichtern selbst geflossen, in realistischer Weise. Dieser konnte in der Zurückgezogenheit intensiver streben und ein ganzer Gelehrter werden, während Gries sein Leben auch nach außen reich entfaltete, und so neben großem Nutzen auch mancherlei Nachtheile erfuhr, — er war dichterisch angehauchter Künstler, R. dagegen ein vortrefflicher Philologe und Litterator, der den Andern durch gediegene Kenntniß zweier Sprachen, des Französischen und Englischen, übertroffen hat. Dieser läßt sich

durch die Beschäftigung mit dichterischen Genies nicht verleiten, ein mittelmäßiger Poet zu werden, indessen Gries schwächliche Producte seiner eigenen Muse der Welt in Fülle mittheilt .... Durch diese kurze Vergleichung, welche die Vorzüge und Mängel Beider gleichmäßig beleuchtet, ist zugleich Regis' litterarische Begabung und Uebersetzungsverfahren genügend angedeutet: Es war, wie bemerkt worden, eine feine peinliche Nachahmungsarbeit bei erstaunlichem Reichthum im Ausdrucke; der Uebersetzer steht nicht freiwaltend über, auch nicht in knechtischer Abhängigkeit unter den Originalen, sondern mit weiser Selbstbeschränkung neben ihnen. Dies geht am klarsten aus der Verdeutschung des Rabelais hervor, dem bedeutendsten Werke des thätigen Mannes. Aristophanes, der lachende Weise von Meudon und Swift beschäftigen R. sehr früh und sehr stark. Schon im Tagebuche (1822) bezeichnet er sich als den Uebersetzer des französischen Satirikers und in Wachler's „Philomathie" (1822, 3. Bd. S. 85 bis 160) giebt er zu gleicher Zeit ein geschicktes kritisches Inhaltsverzeichniß der großen Swift-Ausgabe vom Jahre 1765 nebst einer prächtigen Uebertragung des berühmten ironischen Aufsatzes „The Abolishing of Christianity in England (1708)", wobei er übrigens den Zusammenhang zwischen „Gullivers Reisen" und den beiden letzten Büchern des Rabelais berührt. Doch erst 1832 erschien nach langer mühseliger Arbeit bei J. A. Barth in Leipzig „Meister Franz Rabelais der Arzeney Doctoren Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht"; Einleitung, Commentar, philologische Materialiensammlung kamen erst 7 Jahre später in einem besonderen, 1562 Seiten starken Bande heraus. Die Schuld lag nicht bei R., sondern am Verleger, der wortbrüchig den Druck einstellte, weil kein schriftlicher Vertrag vorhanden. Später besann sich der Mann eines Besseren. Im „Rabelais" bemüht sich der Uebersetzer, den deutschen Ausdruck ungefähr auf dieselbe Stufe der sprachlichen Entwickelung zu rücken, wo in Frankreich, zeitlich genommen, die Rede Rabelais' stand. Ein solches Bestreben mußte ihn geraden Weges auf die „Haupt- und Heldensprache" des 16. Jahrhunderts, zu seinem großen Vorgänger Johann Fischart zurückführen. Ein anderer Uebersetzer Rabelais', der Schleswiger Chr. L. F. Sander, genannt Dr. Eckstein, vermochte R. nichts zu geben, denn sein (Wieland gewidmeter) „Gargantua und Pantagruel" (1785) ist nichts Anderes als eine elende Beschneidung und Verwässerung des Fischart'schen Werkes, welches doch auch nur — eine kecke Erweiterung — vom französischen Romane kaum mehr als die Grundvesten und das Fachwerk stehen läßt. Bei Sander, der sich, wie er selbst sagt, damit begnügt, Fischart's Buch „in ein neues verständliches und sittiges (!) Deutsch zu kleiden" und die übelriechenden Scherze daraus zu entfernen, ist nicht einmal der Schatten Rabelais' zurückgeblieben: Kurz, der erste wirkliche Dolmetsch des Franzosen ist für uns Deutsche Regis geworden! Mit Fischart's Sprache hat er sein eigenes Ausdrucksvermögen weise und harmonisch durchdrungen, ohne sie zu copiren. Er hat das alte Deutsch so kunstvoll mit jungdeutschen Sprachelementen verschmolzen, daß einerseits ein edler Archaismus uns den Geist des Rabelais'schen Wortes mittheilt, andererseits aber auch unsere moderne Sprachempfindung ihr Recht bekommt. Vom „Prologe" ist unter Regis' Papieren ein Stück Manuscript vorhanden, das uns ahnen läßt, wie sehr sich der Verdeutscher mit dem Ausdruck abgemüht. Frivole z. B. war zuerst mit „gekenartig", ridicule en son maintien mit „lächerlich in seinem Betragen", coupeur d'oignon mit „Zwiebelschnitten, courage mit „Muth" übersetzt, bis dafür „schnakisch", „linkisch in seinem Bezeigen" und (nach Fischart) „Zwiebelschelff", „Standmuth" eintrat. Die poetische Anrede an den Leser lautet in der ursprünglichen und der letzten Fassung:

Freunde, wollt ihr lesen diese Geschichten	Ihr Leser dieses Buches lobesan
Müßt ihr auf Leidenschaft ganz verzichten;	Thut ab von euch Affect und Leidenschaft,
Euch sonst auch nicht scandalisiren;	Und wann ihrs leset, ärgert euch nicht dran:
Sind drin kein Arg noch Ungebühren;	Denn es kein Unheil noch Verderben schafft.
Vollkommenes zwar ist wenig drinn,	Die Wahrheit zwar zu sagen, musterhaft
Das einer herausstudiren könnte,	Ist wenig drinn, wenn wir nicht Lachen meinen,
Es wäre dann, daß ihm sein Sinn	Den Text erwählt mein Herz und weiter keinen.
Auf ein ergötzlich Lachen stände:	Seh ich den Kummer, der euch nagt und frißt,
Denn andres bringt mir nicht Gewinn.	Handl ich von Lachen lieber denn von Weinen,
Sind Jammer und Noth doch eure Schlächter;	Dieweil des Menschen Fürrecht Lachen ist.
Drum wend ich vom Weinen zum Lachen mich hin.	
Denn des Menschen Eigenthum ist Gelächter.	

Hier wie schlagend und glatt, was dort so unzutreffend und so unsäglich breit ist. Einzelne Worte und Wendungen entnahm R. unmittelbar dem Fischart. Im Prologe: Zech, Genügung, [Ms. Zufriedenheit], vollkommenen Trost, verschildwachtet, Hundsmüh; im 4. Kapitel: Bautzen, Dreckkäun; im 7. Kapitel: Ochsen-Kärchel; im 8. Kapitel: Glockenspeiß (esmail), Latz, Fuckart (statt Fugger) 2c. Die Beispiele lassen sich leicht vermehren. Oft giebt ein Fischartscher Ausdruck nur den Anlaß zur Bildung eines Wortes; z. B. S. 17 Mittagimbiß (après diner, Fisch.: Mittaganbiß); S. 29 mit Gold durchsadmet (profilé d'or, Fisch.: durchgoldsadmet), unbenannte Farbe (couleur innommé, Fisch.: ungewisse vnnd vnamhaffte farb); eine Wendung wie „zu Weiber vnglückhafftig" (infortuné en femmes) ersetzt er durch die zwar moderne, aber matter klingende „bey Weiber übelangesehen (S. 4)". In manchen Theilen wächst er über Fischart hinaus, wie an diesen beiden Stellen, welche in ihrer Einfachheit zugleich als Proben vortrefflicher Uebersetzungskunst gelten mögen (1. Kapitel): Sokrates trägt zur Schau „eine unglaubliche Verachtung alles dessen darum die sterblichen Menschen so viel rennen, wachen, schnauffen, schiffen, rauffen (pourquoy les humains tant veillent, courent, travaillent, naviguent et bataillent); „eitel Spottwerk, Narreteiden und lustige Lügenmährlein (mocqueries, folateries et menteries joyeuses). Dem litterarischen Werthe der Uebertragung kommt die wissenschaftliche Bedeutung des ungeheuren Commentars vollkommen gleich, der durch sich selbst bestehen wird, falls (was wir nicht glauben) die Uebersetzung einmal verdrängt werden sollte. R. faßt den französischen Satiriker ganz richtig als einen gewaltigen „Polyhistor" auf, der so sehr in die Sitten seiner Zeit hineingewachsen war, so voll steckte von altclassischen Fremdwörtern, Provinzialismen, Masken und Symbolen, daß es zu seinem Verständnisse eines „encyklopädischen Handbuches bedarf". In der „Einleitung" (223 S. stark) giebt er eine ausführliche Vita des Dichters, eine philologisch genaue Uebersicht der Quellen und Ausgaben, sowie der früheren Bearbeitungen der Gargantua-Sage (mit einem vollständigen Beispiele) und der späteren Uebersetzungen, Paraphrasen und litterarischen Urtheile, die Rabelais' Werk erfuhr, endlich eine breitausgearbeitete synchronistische Zeittafel von 1483—1553. R. macht kein Hehl daraus, wieviel er im Einzelnen alten und neuen französischen Erklärern des Rabelais, wie den Ungenannten der Separatausgabe des 4. Buches (1552) und der Amsterdamer Edition (1659), vor allen aber dem Refugié Jacob Le Duchat, ferner de Marsy, Perau, Jean Bernier, Delaulnaye, Johanneau, Salverte, Esmangart, Lacroix u. A. verdankt; die Namen der fremden Scholiasten und Deuter sind sogar in vielen, besonders in strittigen Fällen der Anmerkung beigefügt. Doch als Ganzes ist der Commentar durchaus des Deutschen Werk, berechnet für den deutschen Leser, welchen der Uebersetzer und Erklärer für den bei uns wenig gekannten Rabelais erst zu gewinnen hatte. Die historisch-allegorischen Deutungen der

Masken Rabelais', an denen (nach Regis' eigenen Worten) Hunderte herumgerathen haben und der neue Commentator nur noch eine kritische Sonderung vorzunehmen hatte, sind in einem selbständigen Theile untergebracht. Der „Anhang" endlich enthält eine philologisch genaue Varianten-Sammlung der Lyoner Ausgabe des 2. Buches (1533), Briefe von und an Rabelais, u. A. zwei griechische des großen Budäus, dichterische und prosaische Urtheile der Zeitgenossen und der Nachwelt in Menge. — Bevor R. noch seinen Rabelais vollständig der Oeffentlichkeit übergeben, hatte er sowohl in Wachler's „Philomathie" (I, 221—238; II, 245—250) einige Uebersetzungsproben aus Petrarca, Dante, Michelangelo und den Southampton-Sonetten gegeben, als auch zwei große Shakespeareverdeutschungen zum Druck befördert: „Timon von Athen" (Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker, Zwickau 1821; widerrechtlich abgedruckt in Jul. Körner's einbändiger Ausgabe von Shakespeare's Werken, 1836 S. 87—108) und den „Shakespeare-Almanach," d. h. eine deutsche Wiedergabe sämmtlicher „Sonnets", des „Passionate Pilgrim" und des Zwischenspieles aus Th. Middletons „Mayor of Quinborough" (Dodley's Collection) mit litterarhistorischem Apparat und Parallelstellen. Daneben aber vollendete er bis 1838 sein zweites Hauptwerk, die Uebersetzung des Orlando inamorato von Matteo Maria Bojardo; sie erschien allerdings erst im J. 1840 (Berlin, G. Reimer). Vom „Timon" existirte nur eine freie Prosabearbeitung für das Prager Theater von F. J. Fischer (1778), so daß Regis' Werk recht eigentlich die erste deutsche Uebertragung des Dramas darstellt. Die Sonette hatte schon 1820 Karl Lachmann übersetzt; an einer Bojardo-Verdeutschung arbeitete zu gleicher Zeit Gries, trat aber 5 Jahre früher als R. damit hervor. Man kann nicht sagen, daß R. Beiden irgend etwas verdanke, oder dem guten L. H. v. Nicolay, welcher (Vermischte Gedichte 1778—86) zwei Episoden Bojardo's in gereimten vers irréguliers zu selbständigen „Dichtungen" breitgeschlagen: „Morganens Grotte" (4 Bücher, Bd. IV) und „Reinhold und Angelika" (12 Gesänge, Bd. VI—VIII). So wenig wußte er von Gries' Arbeit, daß er auf das Titelblatt die Worte setzte: „nach den bisher zugänglichen Texten der Urschrift zum erstenmale vollständig verdeutscht". Während er sich in den „Sonetten" eine gewisse Freiheit der Auffassung und des Ausdruckes einräumt (z. B. S. LXVI: Müde von alle diesem wünsch ich Tod: Verdienst zum Bettler sehn geboren werden, Und hohle Dürftigkeit in Grün und Roth, Und wie sich reinste Treu entfärbt Erden Und goldnen Ehrenschmuck auf Knechteshaupt [gilded honour shamefully misplaced] etc.), — ist er im „Roland" oft so ängstlich an der Diction des Originals hängen geblieben, daß er in der dichterischen Rede steif wird, mit dem Reim sich unsäglich abquält und auf diese Weise die Poesie der schönen, volltönenden, leichtgeschwungenen Stanze Bojardo's auch nicht annähernd so erreichte, wie Gries bei aller Willkür im Einzelnen. Was ihm in seinen Prosaübersetzungen zum Vortheil gereicht, wird hier sein Schaden. Das „Glossar" zum „Roland" bietet erschöpfende Nachrichten von des Dichters Leben, sachliche und sprachliche Mittheilungen über dessen Schriften und einen Grundriß der gesammten abendländischen Litteratur im Mittelalter. — Im Jahre 1842 allein gab der thätige Litterator drei neue Verdeutschungen heraus: Macchiavelli's „Fürst" (mit dem berühmten Briefe an Francesco Vettori vom 10. October 1513), „Michel Angelo Buonarotis d. Ae." Sämmtliche Gedichte" (nebst dem italienischen Texte) und „Das Liederbuch vom Cid". Von den Sonetten Michelangelo's hatte Karl Witte 1820 eine deutsche Ausgabe veranstaltet, der „Cid" dagegen war bisher noch nicht nach den Quellen übertragen worden, denn Herder's Werk ist eine freie dichterische Umgestaltung einer schlechten französischen *Uebersetzung* und V. A. Huber's Leben des Cid giebt sich als prosaisches Historien-

buch. Die „Epigramme der Griechischen Anthologie“, die erst nach Regis' Tode, 1856, herauskamen, leiden an einer fühlbaren Unvollständigkeit und den Schäden einer überstürzten Ausarbeitung; der Ausdruck ist im Ganzen vortrefflich ausgefallen, der Hexameter aber ist sehr lässig behandelt: Dieses Versmaß sagte ihm überhaupt nicht zu, wie aus einer vollendeten, doch nicht veröffentlichten Uebersetzung des homerischen Hymnus auf den Apoll (Breslauer Bibliothek) noch deutlicher erhellt. Dagegen hat R. in dem 1847 erschienenen „Swiftbüchlein“ seine litterarischen Kräfte noch einmal zusammengenommen, um etwas dauerndes zu schaffen. Die Einleitung ist datirt vom 9. October 1845, dem hundertjährigen Todestage des Dechanten von St. Patrick; den „Manen Swift's“ wurde das kleine Werk gewidmet. R. nennt sich selbst einen vieljährigen „Freund“ Swift's, und das Buch ist die Frucht einer fleißigen Lectüre, die der Verfasser mit der Feder in der Hand getrieben. Schon 1822 hat er, wie erwähnt worden, einen anziehenden Entwurf von Swift's litterarischem und menschlichem Charakter gegeben und in systematischer Art das Wesen der Swift'schen Satire zu ergründen versucht. R. hatte hier kein leichtes Spiel, denn für das volle Verständniß Swift's war in der deutschen Litteratur nicht eben viel geschehen. Die Gründe dafür liegen nicht fern. Einerseits konnte man Swift seine unerhörten Angriffe auf Deutschland nicht vergeben, andererseits schreckte die grillige Natur seines voluminösen Schaffens, welches tief in den besonderen Umständen der englischen Zeitgeschichte und den nationalen Eigenthümlichkeiten seines Stammes wurzelte, den Fremden ab. Die ersten Verdeutschungen von „Gullivers travels“ und „A Tale of a Tub“ waren allerdings schon 1729 erschienen und in der Folge oft aufgelegt worden. Zwar hatte Joh. Joachim Schwabe die unter Swift's Namen laufende Satire *περὶ βάθους* (im Gegensatz zu Longius *περὶ ὕψους*) nebst „ebendesselben Staatslügenkunst“ und einer Nachahmung Gottsched's, „von dem Bathos in den Opern“, deutsch herausgegeben (1734; vgl. auch Beitr. III, 9, 168 ff.); zwar war Hawkesworth' Swift-Charakteristik schon in dem Jahre ihres Erscheinens in Deutschland bekannt geworden (1752); zwar hatte Lichtenberg etwas vom Wesen Swift's aus England heimgetragen, hatten Herder, Jean Paul (Vorsch. d. Aesthetik), F. H. Jacobi, Friedr. Schlegel sich mit der satirischen Kunst des Engländers beschäftigt*): Eine Gesammtanschauung jedoch war durch alle diese Bestrebungen nicht begründet worden. Auch Kottenkamp's dreitheiliges Werk, das zu gleicher Zeit mit dem „Swiftbüchlein“ entstand, weist auch wieder nur eine Seite der Swift'schen Natur, die humoristische, auf. R. ist thatsächlich der erste, der es unternimmt, in einem abgerundeten Bilde die ganze Persönlichkeit des Engländers den Deutschen vor die Augen zu stellen. Von biographischer Darstellung, einer vollkommenen Uebersetzung der Werke Swift's, geschichtlichen, litterarischen und ästhetischen Raisonnements sieht er von vornherein ab: Er läßt seinem Helden selbst das Wort, doch mit einer gewissen Beschränkung. An der Hand der Roscoe'schen Ausgabe geht er sämmtliche Schriften durch und hebt in klarer, regelvoller Zusammenstellung dasjenige daraus hervor, was allgemein menschlich ist, für immer Gültigkeit besitzt und litterarische Bedeutung hat; von dem Besonderen aber gibt er nur, was dem Hauptzwecke dienlich ist: seine Landsleute zu reizen, die Werke des merkwürdigen

---

*) Zu der deutschen Swift-Litteratur vor R. gehören noch: Satyrische und ernsthaffte Schriften, 1756 und 1760; Schreiben an einen jungen Geistlichen, 1782; Thomas Sheridans Swift-Biographie, abgekürzt und übersetzt von Philippine Freyin Knigge, 1795; Swifts und Arbuthnots vorzügliche prosaische Schriften, 1798; Swifts Klugheits-Regeln für Befehlende und Dienende, 1800; Abhandlung über die Zwiste in Athen und Rom, 1820, Gullivers Reisen von A. Diezmann, 2 Thle, 1839.

Fremden selbst aufzusuchen. Unbekannte Briefwechsel fanden besondere Berücksichtigung. Die einzelnen Verdeutschungen gehören zu dem Besten, was R. geleistet; sie zeigen klar, daß er sich in das Wesen des Satirikers ganz hineingelebt hatte und aus dem Vollen schöpfte. Die epigrammatischen Spitzen, die Witzworte, die breitausgeführten Ironien, die gehaltreichen Sentenzen und Sprüche hat er oft so treffend wiedergegeben, daß man den fremden Ursprung kaum spürt. — Die gedruckten Werke umfassen Regis' Uebersetzerthätigkeit bei Weitem noch nicht ganz. In den nachgelassenen Heften finden sich Ansätze zu weiteren Uebertragungen aus dem Shakespeare (Hamlet, Romeo, Lear, Cymbeline, Coriolan A. I, Heinrich VIII A. I u. II); ferner Proben aus Ossian, Milton, Sterne, Petrarca, Cervantes, Aristophanes, Byron, 16 spanische Romanzen aus dem Tesoro des Eugenio de Ochoa (1831) und die 3 ersten Gesänge aus Dante's „Hölle". Wiewohl sich keine hervorragenden Urtheile über Regis' Wirksamkeit finden lassen, so weiß man doch, daß seine Arbeiten in gutem Ansehen bei den Zeitgenossen standen. Populär ist er nicht geworden; die Gründe kennen wir jetzt. Unserem Geschlechte ist er bedauerlicher Weise ganz aus den Augen gerückt, und selbst die bedeutenderen Litteraturgeschichten verzeichnen von ihm kaum mehr als den Namen. Nicht einmal ein vollständiges Verzeichniß seiner Leistungen war vorhanden. In nicht allzuferne Zeit fällt die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages. Da ist es wohl eine Sache der Billigkeit, das Andenken des bescheidenen Menschen, der die Schatzkammer der deutschen Litteratur so tapfer bereichern half und in seiner Art eine patriotische Pflicht erfüllte, dadurch wieder wachzurufen, daß man eine seiner Schöpfungen durch den Druck aufs neue in die Welt schickt.

Vgl. K. G. Nowak's Schles. Schriftst.-Lex. 1838, 3. Heft S. 124 f. (die wenigen Daten sind von R. selbst geliefert); die „Schles. Ztg." vom 1. Septbr. 1854; die redactionelle Anmerkung in der Anthologie-Uebers. S. III. — Privatmittheilungen der Herren Rector Prof. Dr. phil. Neumann zu Roßleben, Pfarrer Dr. theol. Hölscher in Leipzig und der Bibliotheks- und Universitätsverwaltungen zu Breslau an den Verfasser.

Julius Elias.

Regis: Jean R., ein Niederländer des 15. Jahrhunderts, über dessen Leben wir noch sehr wenig wissen, obgleich er einstmals ein gefeierter Componist war. Fétis und van der Straeten vermuthen, daß sein eigentlicher Name De Coninck oder Le Roy war und R. nur eine Latinisirung desselben. Straeten begründet seine Vermuthung auf ein Document, worin 1532 ein „Jean de Coninck" als Tenorist am Dome zu Herzogenbusch erwähnt wird. Dieses Document kann aber nur auf einen anderen Sänger als den obigen R. bezug haben, da die Jahreszahl 1532 eine viel zu späte Zeit bezeichnet, in der R. nicht mehr leben, oder wenigstens nicht mehr als Tenorist angestellt sein konnte. Weit glücklicher ist Herr Haberl in Regensburg gewesen, der ein Document (Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, Leipzig 1885, S. 439) mittheilt, in welchem R. 1463 ein Singmeister der Knaben am Dome zu Antwerpen genannt wird und vielleicht auch der Secretär Dufay's war, der 1474 in Soignies ein Kanonikat bekleidete. Von den Compositionen Regis' hat nur Petrucci zu Venedig sieben Gesänge in seine Drucke von 1503 und 1505 aufgenommen. Es sind dies sechs Motetten und ein Chanson zu vier und fünf Stimmen. Zahlreich sind aber die Compositionen, die sich in Codices des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts von ihm befinden, von denen aber die meisten nur dem Namen nach bekannt sind. In neuerer Zeit hat nur Kiesewetter in „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst", Amsterdam 1829, S. 62 und dann wieder in seine „Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges" (Leipzig 1841) S. 11, das aus Petrucci bekannte Chanson „S'il vous plaisist" zu vier Stimmen

bekannt gemacht. Ueber dieses Chanson äußert sich Ambros in seiner Musikgeschichte, Bd. II, S. 469, daß es durch die kühne, energische Harmonie mit wohl motivirten Ausweichungen, Trugschlüssen und durch sichere, effectvolle Behandlung der Dissonanzen frappirt. Der Discant beantwortet das Liedmotiv des Tenors ganz fugengerecht in der Oberquinte.

Rob. Eitner.

Regius: Henricus R. (Hendrik de Roi), Arzt, am 29. Juli 1598 in Utrecht geboren, hatte in Franeker zuerst Jurisprudenz, später Medicin studirt und nach erlangter Doctorwürde sich in einem Dorfe in Ostfriesland, dann in Naarden (Nordholland), zuletzt in seiner Vaterstadt als Arzt niedergelassen. Bald nach Begründung der Universität in Utrecht trat er an derselben als Lehrer auf, 1638 wurde er zum Prof. extraord. der theoretischen Medicin und Botanik, 1661 zum Prof. ord. der praktischen Heilkunde ernannt und diese Stelle hat er bis zu seinem am 18. Februar 1679 erfolgten Tode ausgefüllt. — Durch Reneri, der den Lehrstuhl der Philosophie in Utrecht bekleidete, war er mit dem Cartesianismus bekannt geworden und hatte sich für diese Lehre in einem so hohen Grade begeistert, daß er mit seinen Collegen Stratenus, Ravensperg, Voët und andern Gegnern der französischen Philosophie in einen heftigen Streit verwickelt wurde, der dieselben veranlaßte, seine Demission, wiewol vergeblich, zu beantragen. — Wenn R. somit einer der ersten Anhänger Descartes' in den Niederlanden gewesen ist, so trat er auch infolge eines Angriffes, welchen D. auf die von ihm veröffentlichten „Fundamenta physices“ gemacht hatte, als einer der ersten Gegner dieses Philosophen auf und sagte sich 1645 von dem Cartesianismus öffentlich los, ohne übrigens die Grundsätze desselben ganz aufzugeben. — Von den zahlreichen, sämmtlich vom Standpunkte Descartes' bearbeiteten ärztlichen Schriften Regius' verdient die gegen Primerose gerichtete Streitschrift „Spongia pro eluendi sordibus animadversionum Jacobi Primerosii in theses de circulatione sanguinis“ (1641), der die unter Regius' Vorsitz von Joannes Hayman vertheidigte „Dissertatio med.-physiol. pro sanguinis circulatione“ (1640) angegriffen hatte, einer besonderen Erwähnung. R. ist einer der ersten gewesen, der in den Niederlanden für die Harvey'sche Lehre von dem Blutkreislaufe aufgetreten ist, und damit hat er sich ein unbestrittenes Verdienst erworben.

Burmann, Trajectum eruditum, 1738. — Eloy, Dict. hist. de la méd. Mons 1778, II, 119.

A. Hirsch.

Regius: Urbanus R. s. **Rhegius**.

Regler: Ludwig Wilhelm v. R., preußischer Generalmajor und Chef des Ingenieurcorps, 1726 zu Oranienburg geboren, ward 1747 Lieutenant und nahm, 1754 zum Capitän, 1760 zum Major befördert, ohne besonders hervorzutreten, am Siebenjährigen Kriege theil. Im August 1757 wird er in der Rangliste als Kriegsgefangener bezeichnet, im folgenden Jahre war er bei der Belagerung von Olmütz wieder in Thätigkeit. Nach Friedensschluß leitete er zunächst die Vermessung und die Aufnahme der Grafschaft Glatz und erhielt dann den Auftrag, Pläne für die Verstärkung der Befestigungen der Stadt Glatz und des Warthapasses, sowie zur Anlage eines Sperrforts bei Silberberg auszuarbeiten. Ob bei der späteren Erbauung der Festung Silberberg seine oder die Entwürfe seines Kameraden v. d. Lahr (s. A. D. B. XVII, 526), welcher die Ausführung leitete, zu Grunde gelegt sind, ist unentschieden. Ersteres geschah aber bei dem Ausbau von Glatz, wo 1770 der Bau begann und R. demnächst Commandant wurde. Er stand damals bei Friedrich dem Großen sehr in Gunst. Am 19. Februar 1778 ward er geadelt. Später verlor er die eine Zeitlang

lang in hohem Grade genossene Gunst und trat ganz in den Hintergrund; die Ursache dafür ist nicht erkennbar; die Thatsache aber veranlaßte ihn, zumal da er kränklich und schwerhörig war, im J. 1785 mehrfach um seinen Abschied zu bitten, welchen er jedoch nicht erhielt. Er war daher als Oberst und Commandant von Glatz noch im Dienst, als der König starb und bat nun dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. um Wiederzuwendung des ihm früher geschenkten königlichen Vertrauens. Dasselbe ward ihm in vollem Maße zu Theil. Der König machte freilich zunächst einige Versuche, als Chef seines Ingenieurcorps, welches, seit Balbi's 1779 erfolgtem Tode, einer eigentlichen Spitze entbehrt hatte und jetzt ganz neu organisirt werden sollte, einen Ausländer zu gewinnen; als dies aber nicht gelang, ernannte er im Mai 1787 R., welchen er von der Stellung als Commandant von Glatz entband, zum Chef; gleichzeitig beförderte er denselben zum Generalmajor. Bald nachher, am 25. Juni 1787, wurde in dem „Vierten Departement des Ober-Kriegs-Collegii" zu Berlin eine Centralbehörde für sämmtliche Ingenieurangelegenheiten geschaffen und R. zum Director des Departements ernannt. Die Formation des Corps, die Errichtung einer bereits am 15. April 1788 unter dem Namen „Ingenieur-Akademie" zu Potsdam ins Leben getretenen Anstalt zur Heranbildung von Officieren und die Herstellung einer als „Ingenieur-Reglement" am 14. Februar 1790 herausgegebenen Vorschrift, welche die gesammten Verhältnisse des Corps, den Geschäftsgang innerhalb desselben und seine Beziehungen zu den übrigen Theilen des Heeres ordnete und lange Zeit als Grundlage für alle diese Angelegenheiten in Wirksamkeit geblieben ist, waren die hervorstechendsten äußeren Merkmale seiner Thätigkeit; die Bearbeitung des Reglements rührt großentheils von R. selbst her. In dieser Stellung hat er bis zu seinem 1792 erfolgten Tode gewirkt. Die Bibliothek der Kriegsakademie zu Berlin besitzt die Handschrift eines von R. verfaßten Werkes über Befestigungskunst. Anderer schriftlicher Nachlaß findet sich im Archiv des Kriegsministeriums.

v. Bonin, Geschichte des Ingenieurkorps und der Festungen in Preußen. 1. Theil, Berlin 1877.

B. Poten.

Regnart: Jakob R., ein niederländischer Componist des 16. Jahrhunderts, dessen Leben erst in der jüngsten Zeit durch archivalische und bibliographische Untersuchungen in seinem wahren Verlaufe aufgedeckt ist (Monatshefte für Musikgesch. 1880, S. 88 ff.), so daß alle früheren Darstellungen als hinfällig erscheinen. Sein Geburtsland ist Flandern, doch der Ort noch unbekannt. Wenn bisher Douai angenommen wurde, so ist dies eben nur eine Vermuthung, die ihren Grund darin hat, daß seine Brüder August und Franciscus dort lebten. Jakob kam schon als Knabe nach Wien an die kaiserliche Hofcapelle und wurde Alumnus. Die deutschen Hofcapellen dieser Zeit bezogen fast alle Knabensänger aus den Niederlanden. Sie erhielten in den Alumnaten eine wissenschaftliche und musikalische Erziehung, wurden später, wenn ihre Stimme mutirte, auf eine Hochschule auf Kosten des betreffenden Fürsten gesandt und fanden dann gewöhnlich eine feste Stellung am Hofe ihres Herrn. So auch R., der unter dem Kaiser Ferdinand I. Sängerknabe war und unter seinem Nachfolger Maximilian II., am 1. December 1564 als Tenorist in die kaiserliche Capelle in Wien mit einem Monatsgehalte von 12 Gulden eintrat. 1566 begleitete die Elite der Sänger den Kaiser auf den Reichstag nach Augsburg und es befindet sich R. auch darunter. Am 1. August 1573 wurde er zum Lehrer der Chorknaben mit 15 Gulden monatlichem Gehalt ernannt, am 24. October 1579 zum Untercapellmeister und 1580 finden wir ihn in der königl. Capelle in Prag. In Dresden war am 18. Januar 1580 Antonio Scandello, der

Hofcapellmeister gestorben und wandte man sich unter Anderen auch an R., um ihn nach Dresden zu ziehen; er lehnte aber ab, dagegen zieht ihn der Erzherzog Ferdinand, der in Innsbruck residirte, am 9. April 1582 als Vicecapellmeister an seinen Hof, als Alexander Utendal gestorben war und ernennt ihn später zu seinem Capellmeister. Das Jahr dieser Ernennung ist noch nicht festgestellt und nur aus seinen Druckwerken erfahren wir, daß er sich seit 1588 obigen Titel beilegt. Erzherzog Ferdinand starb im J. 1595 und R. scheint nach den Registern der Hofcapelle einige Zeit ohne Anstellung gewesen zu sein, denn erst mit dem 1. Januar 1598 wird er wieder als Vicecapellmeister der kaiserlichen Capelle genannt. R. muß im Anfange des Jahres 1600 gestorben sein, denn am 31. December 1599 unterzeichnet er seine letzte Messensammlung und bittet den Kaiser in der Dedication, für seine Frau und Kinder sorgen zu wollen, da er jeden Augenblick seinen Tod erwarte. Da nun diese Messensammlung erst 1602 von der Wittwe, die nach München übergesiedelt war, herausgegeben wird, so ist anzunehmen, daß der bald darauf eingetretene Tod Regnart's die Herausgabe so lange verzögert hat. Seine Frau war die Tochter des bairischen Bassisten Hans Vischer (Fischer) in München, mit Namen Anna, und muß er etwa um 1581 dieselbe geheirathet haben, da er in obiger Dedication von sechs unmündigen Kindern spricht, die er hinterläßt. Frühere Biographen haben sich durch den Aufenthalt der Wittwe in München verleiten lassen, R. für einen bairischen Capellmeister zu halten und verwechselten dabei den Kurfürsten Maximilian von Baiern mit dem Kaiser Maximilian. Doch der Irrthümer sind so vielfältige begangen worden, daß es uns zu weit führen würde, sie alle anzuführen und sei deshalb auf die oben angezeigte Biographie in den Monatsheften verwiesen. — R. stand als Componist unter seinen Zeitgenossen sehr geachtet da. Dies beweisen nicht nur die vielfachen Ausgaben seiner Werke, sondern auch die zahlreiche Aufnahme einzelner Gesänge in die Sammelwerke damaliger Zeit, in denen von den Verlegern stets die beliebtesten Compositionen aufgenommen wurden. Obgleich sich Regnart's Messen, Motetten und andere kirchliche Gesänge in der Art des Stils und der Contrapunktik in keiner Weise von denen seiner Zeitgenossen unterscheiden, so liegt doch in der Stimmenführung und der dadurch erzeugten harmonischen Klangfarbe ein Reiz, der ihnen die bevorzugte Stellung sichert. Am meisten fanden aber seine Compositionen der deutschen Lieder Anklang und unter diesen wieder die dreistimmigen Lieder nach Art „der Neapolitanen oder welschen Villanellen". Dem ersten Theile dieser Tricinien, der 1576 in Nürnberg erschien, läßt er folgendes launige Gedicht an die „Music verstendigen Leser" vorangehen: „. . . Laß dich darumb nit wenden ab, | Das ich hierin nit brauchet hab, | Vil zierligkeiten der Musik, | Wiß, das es sich durchauß nit schick, | Mit Villanellen hoch zu prangen, | Und dardurch wöllen Preiß erlangen, | Wird sein vergebens und umb sunst, | An andre ort gehört die kunst." Und im dritten Theile, der in erster Ausgabe 1579 erschien, sagt er am Schlusse des einleitenden Gedichtes: „Nimm nichts davon, thu nichts dazu, | Sing sie allein, wie dann wöllen | Gesungen werden Villanellen, | Bleibsttu nicht bei der art, | so werdens dir gefallen hart." Es sind aber auch launige Gebilde, die uns hier R. vorführt. Sie sind ein Gemisch von deutscher Gemüthlichkeit und Ursprünglichkeit mit niederländischem Phlegma und niederländischer Motivbildung, denn eine Melodiebildung war dem Niederländer noch versagt, das war eine Gottesgabe, die bis dahin nur dem Deutschen eigen war. Franz Commer besaß sämmtliche 67 Tricinien in Partitur, wovon er leider nur drei in den 13. Band seiner Collectio (Berlin 1870, T. Trautwein) aufgenommen hat. Doch nicht genug, daß R. den deutschen Componisten nachahmen wollte, er streute auch die Eigenthümlichkeiten des mehrstimmigen

improvisirten Liedergesanges des Volkes ein, welches noch mit Vorliebe in Quintenfolgen sang. So erhalten wir ein merkwürdiges Gemisch von Kunst- und Volksgesang, der aber den damaligen kunstgeübten Sängern sehr viel Vergnügen gemacht haben muß, denn die 67 Lieder liegen uns noch bis zum Jahr 1611 in 10 Auflagen vor (siehe die Bibliographie in den Monatsh. f. Musikgesch. XII, 99 ff.). Leonhard Lechner, ein Zeitgenosse Regnart's, bearbeitete 21 Lieder aus dem 1. und 2. Heft zu fünf Stimmen, die in Nürnberg 1579 und 1586 erschienen, doch streift er ihnen dadurch das originelle Gewand ab und macht Kunstlieder daraus, die mit den Regnart'schen nur noch einzelne Motive gemein haben. Lechner ist für diesen Mißgriff nur zu entschuldigen, wenn er diese Arbeit aus Geldnoth auf die Speculation des Nürnberger Verlegers gemacht hätte, denn sonst müßte man ihm jegliche Erkenntniß der Eigenart der Regnart'schen Lieder absprechen. — R. schrieb außerdem noch zwei Hefte vier- und fünfstimmige deutsche Lieder; sie zeichnen sich aber in keiner Weise von den übrigen Machwerken niederländischer Componisten aus, die sich am deutschen Liede vergriffen. Es sind meist recht trockene Compositionen, wie die von Hollander und manche von Lassus. Dem Niederländer war es nicht gegeben, sich in die deutsche Denkweise einzuleben. Er nahm wol seine Texte, aber seine tiefe Empfindungsweise und schwärmerische Vertiefung in den Text konnte er ihm nicht nachempfinden. Selbst die Art der Stimmenbehandlung war bei ihm eine andere, und während der Deutsche den getragenen melismenreichen Gesang liebte, gab der Niederländer kurze und schnelle Noten und zerhackte den Text auf jämmerliche Weise. Trotz dem Gefallen, den die Regnart'schen Tricinien in Deutschland hervorriefen, fanden sie doch keine Nachfolge und Nachahmung und die Art starb mit ihm dahin. Wir bedauern dies nicht, denn es war immerhin mehr Caricatur, als Naturwahrheit. Fast möchte es scheinen, als wenn er sich über den deutschen Volksgesang lustig machte und ihn persiflirte.

Rob. Eitner.

Regner: Cyprian R. ab Oosterga, Jurist, geb. 1614, † zu Utrecht am 24. October 1687. Sein Vater war Thurmwächter in Zwolle — daß er aber nicht hier geboren war, obwol er sich Swollanus nennt, sagt er in „Dedic. censurae Belg. ad Pand." selbst; Swollanus nennt er sich, weil er seine Kindheit dort zubrachte, geboren ist er in Friesland —, was ihn zu dem Witze veranlaßte, geboren zu sein „ex altissimo genere", er machte die juristischen Studien in Leyden, wurde hier 1637 Dr. juris und lehrte privatim. Am 3. März 1641 erhielt er eine Professur zu Utrecht als Nachfolger von Bernhard Schoten mit 600 Gulden Gehalt unter der Bedingung, in den ersten vier Jahren keinen auswärtigen Ruf anzunehmen, und zwar für Institutionen, später für Pandekten. Bereits 1642 wurde sein Gehalt auf 800, im J. 1649 auf 1000 Gulden erhöht, am 6. April 1670 wurde er „primarius juris professor"; er hat auch das Rectorat geführt. An der damaligen Streitfrage über die Nutznießung der Kirchengüter betheiligte er sich durch eine pseudonyme (Petri Philomeni) Abhandlung zu Gunsten der Domherrn und eine Rechtfertigung derselben gegen die Angriffe von Voët, deren Verkauf vom Magistrat verboten wurde. — Schriften: Civilistische: „Censura belgica sive novae notae et animadversiones in quatuor libros Institutionum cum disputt. iuris." Ultraj. 1648; „Censura belg. cet. in omnes et singulas leges quae in libris Pandectarum continentur moribus praecipue Belgii, moribus generalioribus Christianorum, iure divino can. cet. confirmantur, illustrantur, refutantur." ib. 1661. 65. 11 vol. 4°; „Cens. belg. cet. in omnes leges Codicis." 1666; „Cens. belg. cet. quibus omnes et singulae Authenticae s. Novellae Constitutiones feudales cet." ib. 1667.

Ausg. mit Noten von „Everh. Bronchorst methodus feudorum.“ 1652; „Dem. logicae verae iuridicae cet.“ 1638. — Kanonistische: „Cens. belg. cet. quibus omnes et singuli canones qui in toto iur. can. corpore continentur, iure div. cet. illustrantur, cum diss. de iure can., quomodo et quando locum habeat in foris Protestantium cet.“ Leyd. 1669. 4° (die beigefügten Dissert. und Reden auch früher 1644). Andere bei Lipenius, Bibl. iuris 138.

Andreas, Bibl. p. 860. — Burmann, Trajectum eruditum. p. 253. — Foppens, Bibl. I, 223. — Jugler, Beitr. II, 331. — Jöcher III, 1969. Forts. VI, 1580. — v. Schulte, Gesch. III, 2, S. 265.

v. Schulte.

Rehberg: August Wilhelm R., Staatsmann und politischer Schriftsteller, geboren am 13. Januar 1757 zu Hannover, † am 10. August 1836 zu Göttingen. Sein Vater war der Commissär Johann Friedrich R., Beamter der kalenbergischen Landschaft, zuletzt Schatzeinnehmer im hannoverschen Quartier; die Mutter stammte aus einer Refugiéfamilie, die ihren Namen St. Martin in Siemerding germanisirt haben soll. Nach dem Tode des Vaters im September 1779 wurde die Mutter, eine bedeutende Frau, Vormünderin der vier Kinder, zweier Söhne und zweier Töchter. Der trauernden Familie stand damals Boie, der als Stabssecretär in Hannover lebte, mit seinem Rath zur Seite und unterhielt so nahe Beziehungen zu ihr, daß er mit der einen Tochter verlobt gesagt wurde. R. wuchs mit seinem Bruder, dem Maler Friedrich R., und Ernst Brandes, die beide ein Jahr jünger waren, zusammen auf. Er erlernte die alten und neuen Sprachen, machte sich mit ihrer Litteratur bekannt und wurde, wie er selbst hervorhebt, durch den Unterricht eines Theologen der Leipziger Schule, der die Religion als ein dürres System der Schulweisheit vortrug, früh zur selbstthätigen Beschäftigung mit metaphysischen Fragen gereizt. Im Herbst 1774 bezog er die Universität Göttingen. Bei seiner Immatriculation am 15. Sept. schrieb er sich als studiosus medicinae ein und ist unter dieser Bezeichnung in den Logislisten bis Ostern 1779 aufgeführt. Eine kurze Zeit hat er auch in Leipzig studirt. Mit der angeblich von ihm selbst herrührenden Mittheilung, er habe nie ein juristisches Colleg gehört, muß man Pütter's Selbstbiographie zusammenhalten, die ihn unter dessen Zuhörern aus der Zeit 1774—77 erwähnt. Gleich seinen Landsleuten Ernst Brandes, v. Ramdohr und v. Bremer war er Mitglied der Ordensverbindung Z. N., welche Ton und Sitten der Studierenden zu heben strebte und selbst von Professoren empfohlen wurde. Durch Franz v. Reden (oben S. 508) wurde er mit dem Freiherrn v. Stein bekannt, der gleichalterig mit R. schon ein Jahr vor ihm nach Göttingen gekommen war. Anderthalb Jahre engen Freundschaftslebens verbanden Stein und R., und noch in ihrem Alter gedachten sie dieser Zeit mit Freuden. R. begleitete während jener Jahre einmal Stein nach seiner Heimath Nassau und lernte dessen Familie kennen. Mit besonderer Theilnahme gedenkt er der ältesten Schwester, der nachherigen Frau von Werthern, und ihres innigen Verhältnisses zum Bruder. „Es ist etwas unbeschreiblich Anziehendes und Erhebendes in einem solchen Verhältniß zu einer Schwester“, fügt R. hinzu, der selbst mit einer sehr liebenswürdigen Schwester vor seiner Verheirathung glücklich zusammenlebte. Rehberg's Studien galten vorzugsweise der Philosophie. Da die Göttinger Vertreter, vor allem Feder, nicht mehr boten als die englische Popularphilosophie, so war R. auf sich selbst angewiesen. Er machte sich mit den philosophischen Hauptsystemen der Zeit bekannt, ohne von einem derselben befriedigt zu sein. Bei Stein fand er für seine philosophische Beschäftigung wenig Theilnahme, umsomehr verband sie gemeinsames Interesse für Geschichte, insbesondere Englands. Die Jugendfreundschaft überdauerte die Universitätszeit. R. widmete einer seiner ersten Schriften, den

„Cato“, Karl v. Stein. Noch 1792 nennt Stein in einem Briefe an Frau v. Berg R. unter den drei Menschen — neben seiner Schwester Marianne und der Correspondentin — in deren Umgang es ihm unbedingt wohl sei, weil er mit ihnen in Empfindungen und Begriffen vollkommen übereinstimme und vor ihnen keinen verborgenen Gedanken haben möge und auch nicht vorsätzlich habe. Nach Abschluß seiner Studienzeit war R. längere Zeit ohne Stellung, beschäftigte sich litterarisch und mit dem Unterricht von Engländern, an welche die Mutter den größten Theil der Wohnungen ihres Hauses (Osterstraße 88) vermiethet hatte. Boie, der im Frühjahr 1781 sein Amt aufgab und Hannover verließ, wünschte sich R. zum Nachfolger; hatte er aber selbst seine belletristische Thätigkeit sorgfältig verbergen müssen, so gereichte R. die philosophische um nichts mehr zur Empfehlung, ungeachtet eines früh errungenen Erfolges. Im J. 1779 hatte die Berliner Akademie als Preisfrage: Das Wesen und die Einschränkungen der Kräfte gestellt. R. bot das Thema die erwünschte Gelegenheit, seine Ideen über die Gründe und die Grenzen der menschlichen Erkenntniß vorzutragen; der Akademie gegenüber, welche eine Lösung im Sinne ihres großen Stifters Leibniz erwartete, kleidete er das Resultat, das eine wirklich befriedigende Auflösung des Problems ausschloß, in das Gewand, daß er die Leibniz'schen Ideen als die einzige Rettung vor dem Spinozismus darstellte. Rehberg's Schrift, die nicht den Preis, nur das Accessit erhielt, hatte dem Secretär der Akademie, Merian, so wohl gefallen, daß er ihn dem Könige zum Nachfolger Sulzer's in der Professur der Philosophie an der Berliner Ritterakademie empfahl. Allein Friedrich der Große meinte, er beziehe zwar seine Köche aus Hannover, seine Philosophen aber aus der Schweiz, und übertrug die Stelle dem Genfer Prevost. In Hannover erging es R. nicht besser. Der Geheimrath v. d. Bussche, dem man ihn zur Anstellung in der Kriegskanzlei empfahl, äußerte: gute Köpfe seien keine guten Beamten, man könne sie in Hannover nicht gebrauchen. Die Zugehörigkeit zu dem Orden der Z. N., der unter den jungen Beamten in Hannover noch eine Zeitlang fortgesetzt wurde, scheint das Mißfallen des Ministers besonders erregt zu haben und R., der des schützenden Familienzusammenhanges entbehrte, am längsten nachgetragen zu sein. Inzwischen hatte Rehberg's Erstlingsschrift mannichfaches Befremden erregt bei den Anhängern der dogmatischen Systeme der Metaphysik sowohl wie bei denen der sg. Erfahrungsphilosophie. Er ließ ihr deshalb zur Erläuterung und Vervollständigung eine Reihe von Abhandlungen folgen: „Cato“ (Basel 1780), „Philosophische Gespräche über das Vergnügen“ (Nürnberg 1785), „Ueber das Verhältniß der Metaphysik zur Religion“ (Berlin 1787), Untersuchungen, die sich der von ihm mit Freuden begrüßten Kantischen Philosophie anschlossen. Rüstige Mitarbeiterschaft an verschiedenen Journalen ging nebenher. Man findet seine Feder in Lichtenberg u. Forster's Göttingischem Magazin, wie in der Berliner Monatsschrift. Dort nicht bloß in einem wenig charakteristischen Aufsatze: „Leben des Kayser Rudolf von Habsburg“, der durch ein Preisausschreiben der Akademie zu Mannheim von 1781 hervorgerufen war, sondern auch in der anonymen Abhandlung: „Ueber die deutsche Litteratur“ (Jg. II, St. 5, 1782), die durch ihr energisches Auftreten gegen Klopstock Aufsehen erregte und R. den Tadel Boie's eintrug: „Die jungen Leute in Hannover haben alle einen fatalen Ton anjetzt. Sie urtheilen so dreist über Literatur, als mancher Mann von Erfahrung nicht thun würde. Rehberg und Brandes sind à la tête und von Lichtenberg's Partei“ (Brief an Louise Mejer vom 3. Juni 1783). In der Berliner Monatsschrift wandte er sich gegen die Aufsätze Justus Möser's über *die* allgemeine Toleranz (Werke Bd. V, 293 ff.) und suchte dessen politische Be*denken* gegen die Unabhängigkeit des Genusses bürgerlicher Rechte von der

ubensbekenntniß von einem Standpunkt zu widerlegen, den er später selbst Befangenheit in den Speculationen der abstracten Philosophie bezeichnet Von den philosophischen Studien, die seine jungen Jahre beherrscht hatten, bte sich R. in seinem Mannesalter immer mehr ab, und nur selten lenkten Arbeiten zu der früheren Lieblingsbeschäftigung zurück. Seit 1780 etwa, Ernst Brandes angeregt, hatte er angefangen, sich mit der staatsrechtlichen ratur der Engländer bekannt zu machen und die seit dem Regierungsantritt g's III. erschienenen Streitschriften nebst den Parlamentsverhandlungen der eingehend studirt. Eine schriftstellerische Nachwirkung dieser Beschäftigung e erst später sichtbar. Dagegen bildete sie den Uebergang von der philo- sch-litterarischen zu einer praktisch-politischen Thätigkeit, in die R. mit dem e 1783 eintrat. Er erlangte nicht ohne Mühe, insbesondere durch die fehlung des Geh. Kanzleisecretärs Höpfner die Stelle eines Secretärs bei drich, Herzog von York, dem Sohne König Georg III., seit seinem zweiten nsjahre (1764) postulirten Fürstbischofe von Osnabrück. Die Seele der bischöflichen Regierung war Justus Möser, der nominell das Amt eines ge- en Referendars bekleidete. Der neue Posten führte R. auf eine Zeit nach abrück, und die fünf Monate, welche er hier verbrachte, wurden entscheidend seine politische Richtung. Er lernte das Archiv der vormundschaftlichen erung kennen und wurde durch den lebendigen Interpreten in die Geschäfte führt. Hatte er bisher in der philosophischen Welt gelebt, so wurde ihm die bürgerliche durch J. Möser erschlossen. Als 1786 der Herzog von York England zurückkehrte und seine fürstbischöflichen Geschäfte der deutschen zlei in London zur Besorgung überließ, empfahl er R. zu einer Anstellung Hannover. Durch den Tod des Hofraths Best war damals gerade eine anz in der Geheimen Kanzlei entstanden. Der Inhaber der zweiten Licent- dition, Kestner, rückte infolge dessen in die erste auf und R. erhielt jene; Kestner 1792 starb, verwaltete R. die erste Expedition zunächst einige Zeit sächlich, bis sie ihm im Januar 1794 förmlich übertragen wurde, da er, das Ministerium dem Könige berichtete, ein sehr capables und zuverlässiges ject sei und sich in den betreffenden Geschäften sowol überhaupt wie nament- bei Gelegenheit des vorjährigen Landtages, der einer der schwierigsten über- t vorgekommenen gewesen sei, vortrefflich bewährt habe. Nach dem Aus- h der französischen Revolution trat er gleich seinem Freunde Brandes der breitung ihrer Ideen nach Deutschland entgegen. Die seit kurzem gegründete nische Allgemeine Litteraturzeitung, welche den Berliner flachen Rationalismus ekämpfen sich zum Ziel setzte, wurde das Organ, in dem er die Schriften die Revolution in den Jahren 1790—1793 besprach. In den „Unter- ungen über die französische Revolution“ (2 Thle, Hannover und Osnabrück 3) sind die Aufsätze gesammelt und in der Form einer Umarbeitung unter- n. Dies Auftreten zog ihm zahllose Angriffe zu. Obscurantist, bestochener hist waren die Ehrentitel, die ihm angehängt wurden; man warf ihn mit kleinen litterarischen Parteigängern wie Girtanner, Reichard u. a. zusammen; da er auch die Götzen des Tages Knigge und nun gar Mirabeau nicht te, war es um seine litterarische Reputation geschehen. Klein und Groß n gegen ihn auf. Fichte's Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums die französische Revolution (1793) ist vorzugsweise gegen Rehberg's Recen- n gerichtet. Kaum war der Kampf gegen das Eindringen der revolutionären n als vergeblich fallen gelassen, so bot sich im eigenen Lande Gelegenheit für Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung thätig zu werden. Eine Verhand- mit den kalenbergischen Ständen über Aenderungen im Steuersystem nahm ge des Auftretens des Land- und Schatzraths v. Berlepsch (s. A. D. B. II, 403).

eines Mannes, der das altständische Wesen mit den Künsten eines modernen Demagogen zu verbinden verstand, politische Dimensionen an, welche die Regierung zu durchgreifenden Maßregeln nöthigte. Sie entsetzte den Mann, der die Neutralität der kalenbergischen Nation in dem Reichskriege gegen Frankreich zu proclamiren beantragt hatte, seiner Aemter. Da nun alles darauf ankam, wie die Stände sich zu dem Vorgehen der Regierung verhalten würden, wurde wenig Wochen vor der Eröffnung des Landtages eine Schrift des Helmstedter Professors Häberlin: „Ueber die Dienstentlassung des Hofrichters von Berlepsch" vertheilt, die mit juristischen Scheinargumenten für Berlepsch Stimmung zu machen suchte. R. erwiderte mit einer „Actenmäßigen Darstellung der Sache des Herrn von Berlepsch", die, fünf Tage vor Eröffnung des Landtags ausgegeben, die Stände verhinderte, sich mit Berlepsch's Auftreten zu identificiren. R. hatte die Ansicht durchgeführt, daß in einem Falle wie diesem ein Vorgehen nicht bloß nach Rechtsgrundsätzen, sondern auch nach Rücksichten der Landespolizei gerechtfertigt sei, und war nun dem ganzen Ansturm der litterarischen Bewegung ausgesetzt, welche durch die Berlepsch'sche Angelegenheit hervorgerufen wurde und neben den revolutions- und franzosenfreundlichen Parteien auch die blinden Verehrer der Reichsjustiz als der höchsten Instanz des Staatslebens umfaßte. Kleingewehrfeuer und grobes Geschütz spielten gegen ihn. Schnitzer in den Titulaturen und bedingungslose Hingabe an die hannoversche Aristokratie wurden ihm vorgeworfen. Er ließ das Geschrei ohne Antwort und setzte seine Arbeit fort, führte die Steuerreform durch und brachte die Vereinigung der Landschaften Kalenberg und Grubenhagen zu Stande. Wenn er in dem eigenen litterarischen Berichte darüber später hinzufügte, es sei das in demselben Jahre geglückt, in welchem England mit Irland vereinigt wurde, so hätte ihn der Zusatz: wenn es anders erlaubt ist, diese große Maßregel bei einer so geringen Veranlassung zu erwähnen, vor dem Verdacht jeder Ueberhebung schützen sollen. Die Bewegung der neunziger Jahre war ein Vorbote des Sturmes, der im folgenden Jahrzehnt über das Land kommen sollte. Die Entschädigungsländer, welche der Reichsdeputationshauptschluß den deutschen Erbfürsten bestimmte, wurden von den zukünftigen Herrschern in Besitz genommen, noch ehe das letzte Reichsgrundgesetz fertig vorlag. So verfuhr Preußen in Hildesheim, Hannover in Osnabrück. Im November 1802 erschien in Osnabrück als Commissarius, um die Besitznahme der neuen Provinz zu vollziehen und ihre Organisation ins Werk zu setzen, der Minister v. Arnswaldt, dem Hofrath v. Berg, welcher seine Göttinger Professur seit kurzem mit dem Staatsdienst vertauscht hatte, als Consulent, R. als Expedient beigegeben waren. Die Verantwortung für das schonungslose Verfahren, mit der man das geistliche Gut einzog, lehnt R. aufs bestimmteste ab und weist sie dem Consulenten und dem mit Domanialsachen beauftragten Commerzrath Heise zu. Die hannoversche Herrschaft in Osnabrück währte nur kurze Zeit; nach sechs Monaten kamen die Franzosen. Um diese Zeit, kurz vor der Katastrophe von 1803, fanden merkwürdige Verhandlungen Statt. Stein, der von seinen westfälischen Dienststellen, Minden, Münster, aus nahe Beziehungen zu Hannover und seinen alten Freunden unterhalten hatte und durch seine Heirath in Verbindung mit dem hannoverschen Adel gekommen war, wurde im Sommer 1802 der Antrag gemacht, als Minister in den hannoverschen Staatsdienst zu treten, ob durch seinen Schwager v. Steinberg, ob auf Anrathen Rehberg's ist bisher nicht bekannt geworden. Dagegen weiß man, daß Stein, der das Anerbieten ablehnte, sich in derselben Zeit bemühte, R. in den preußischen Dienst zu ziehen. „Kommen Sie mit, wir wollen den Münsterländern die preußische Accise einimpfen", redete ihm Stein zu, ohne damit gerade die für R. anziehendste Seite des Antrages herauszukehren. Es war das letzte Mal, daß sich

die Jugendfreunde sahen. Die bisher lebhafte Correspondenz zwischen beiden erlosch, je mehr das praktische Staatsleben die politischen Gegensätze zwischen R. und Stein hervortrieb. Verstärkend mag der Zusammenhang Stein's mit dem hannoverschen Adel hinzugekommen sein; denn so große Verdienste sich R. um das hannoversche Staatswesen erwarb und so conservativ er seinem politischen Bildungsgange war, den Ansprüchen des Adels hat er nie genug zu thun vermocht. Das zeigt das Schicksal einer in dieser Zeit von ihm veröffentlichten Schrift: „Ueber den deutschen Adel" (1803). So würdig er über den Adel denkt, so warm er von seiner Verbindung mit den Geschicken, ja mit der Regierung eines Landes und dem Grundbesitze spricht, er kann doch nicht umhin, zugleich dem Adel ins Gewissen zu reden und ihn zur Selbstreform aufzufordern. Das Geringste war, ihm das Unzeitgemäße seiner Veröffentlichung vorzuhalten und verstärkte Erbitterung der Stände unter einander als die Wirkung der Schrift zu prophezeien; andere und zwar hochgestellte Edelleute gingen weiter und versuchten, wenn auch vergeblich, die gerichtliche Bestrafung des Verfassers herbeizuführen. Während der Fremdherrschaft, die von 1803—1813 mit kurzer Unterbrechung das Land gefangen hielt, hat R. keine amtliche Stellung von politischer Bedeutung bekleidet. Zweimal war er Mitglied von Deputationen der hannoverschen Stände, die an den feindlichen Gewalthaber abgesandt wurden: das erste Mal im Winter 1806 auf 1807 an Napoleon im Hauptquartier zu Posen, das andere Mal im Laufe des Jahres 1807 auf Veranlassung des in Hannover waltenden Intendanten, beide Mal, um Zeuge der souveränen Willkür zu werden, mit der der französische Kaiser in seinen politischen Combinationen das hannoversche Staatswesen verwendete oder zu verwenden gedachte. Fern von dem Sitze der Regierung und des Hofes verlebte R. die französisch-westfälische Zeit in der Stellung eines Directors der indirecten Steuern in Hannover, dem Hauptort des Allerdepartements, bestrebt wenigstens im Stillen seinen Landsleuten nützlich zu werden. Er erlangte Beziehungen zu dem Domänendirector d'Aubignose durch die Vermittlung eines bis dahin in einem hannoverschen Geschäfte angestellten Polen Mierzinsky, den der französische Beamte zum Secretär annahm. Durch diese Verbindung gelang es, manche schädliche Maßregel abzuwenden und hannoversches Eigenthum für das Land zu retten. Die schriftstellerische Thätigkeit, die auch in dieser Zeit nicht nachließ und sich theils in Recensionen, theils in selbständigen Büchern äußerte, hatte ausschließlich staatswissenschaftliche Themata zum Gegenstand. Die 1807 erschienene Schrift: „Ueber die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft des Regenten" entstand unter dem frischen Eindruck der Thätigkeit, welche die preußische Verwaltung 1806 in Hannover entwickelt hatte. Schonungslos deckt R. ihre Schäden auf, wendet sich gegen das statistische Treiben, welches die eine Hälfte der Landeseinwohner damit beschäftigt zu protocolliren, was die andere beschickt, gegen den übertriebenen Werth, der auf die Ausbildung der Formen gelegt wird, alle Thätigkeit nach eigener Einsicht erstickt, die Civilbedienten in ein beständiges Aufgebot setzt, um dem Groschen nachzujagen, der aus den Rechnungen zu desertiren droht, aber den Verstand und die Aufmerksamkeit lähmt, welche Thaler in die Rechnungen hineinschaffen könnten. Aber auch alle sonstigen die Zeit interessirenden Seiten des Staatsdienstes, insbesondere auch die Unabsetzbarkeit der Beamten außer durch gerichtliches Urtheil, welche R. als eine den Staatsdienst zur Pfründe herabsetzende Auffassung verwirft, werden berührt und bald mehr, bald minder eingehend behandelt; denn nicht auf systematische Vollständigkeit kommt es ihm an, hier so wenig, wie sonstwo; er will weder ein Lehrbuch noch eine gelehrte Abhandlung schreiben; zu wiederholen, was andere gesagt haben, widerstrebt ihm, der den Ueberfluß an litterarischen Registraturen

als einen Hauptschaden der deutschen Bücherwelt so oft gerügt hat. Eine zweite Schrift dieser Jahre: „Das Buch vom Fürsten von Niccolo Macchiavelli“ (Hannov. 1810, zweite Aufl. 1824) enthält eine Uebersetzung ins Deutsche nebst einer jedem übertragenen Capitel des Werkes angehängten Erläuterung. Hier wie in der dem Ganzen vorausgeschickten Einleitung ist eine der frühesten objectiven Würdigungen des großen Florentiners unternommen, die aus ihrer Zeit heraus die Schrift und die Rathschläge ihres Verfassers erklärt. Eine dritte Arbeit: „Ueber den Code Napoleon und dessen Einführung in Deutschland“ (Hannover 1814), im December 1813 ausgegeben, ist geschrieben zu dem Zweck, den revolutionären Geist dieses Gesetzbuches aufzuzeigen und das deutsche Volk vor der Annahme des ihm zugedachten Systems von Recht und Rechtspflege, das alle seine angeerbten Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten vernichten würde, zu bewahren. Das Wiederaufleben der rechtmäßigen Herrschaft brachte R. in eine leitende Stellung. Die Jahre 1813—19 sind die bedeutendste Zeit seines Lebens. Als Mitglied der provisorischen Regierungscommission, die im Herbst 1813 eingesetzt wurde, bemühte er sich in dem allgemeinen Drängen nach unbesehener Restauration, das Princip der unbedingten Legitimität darnieder zu halten und die Beseitigung auf das zu beschränken, was der Feind selbst gethan, dagegen fernzuhalten von dem, was während seiner Herrschaft rechtmäßig zu Stande gekommen war. Wurde R. dabei durch den Minister Bremer gestützt, so war der Minister v. d. Decken der unbedingten Wiederherstellung des Alten zugethan. Doch behielt die Rehberg'sche Maxime: wiederherstellen und bessern eine Zeitlang die Oberhand, namentlich solange sie eine Stütze an dem Minister bei der Person des Königs, dem Grafen Münster hatte. Seit 1814 zum Geheimen Cabinetsrath ernannt, wurde R. die Seele der ständischen Reform. Als die wichtigste Aufgabe verfolgte die Regierung die Vereinigung der Provinzialstände zu einem einheitlichen Organ. Ohne auf Anträge oder Zustimmung der einzelnen Provinzialstände zu warten, berief sie nach einem von ihr aufgestellten Wahlreglement eine Versammlung von Deputirten der Stifter, der Ritterschaften und der Städte, vor allem darauf bedacht, diese allgemeine Ständeversammlung, der von nun ab alle wichtigen Angelegenheiten des Landes zum Beschluß vorgelegt werden sollten, ohne Verzug in eine nützliche Thätigkeit zu setzen. Anstatt ihr eine Verfassungsurkunde vorzulegen oder die Entwerfung einer solchen von ihr zu verlangen, ließ man sie die alten anerkannten Rechte der Stände in einer den Umständen angemessenen Art ausüben. R. hatte das alles in die Wege zu leiten. Er arbeitete die Geschäftsordnung für die Versammlung aus, in der neben fremden Vorbildern insbesondere des englischen Parlaments Einrichtungen, wie sie bisher bei den Provinzialständen üblich waren, benutzt sind. Auch die von dem Generalgouverneur des Landes, Herzog Adolf von Cambridge, am 15. December 1814 gehaltene Rede zur Eröffnung des Landtags ging aus seiner Feder hervor; ebenso aber auch die Erwiderung des Grafen v. d. Schulenburg-Wolfsburg, des Präsidenten der allgemeinen Stände. Das Verhältniß setzte sich auch in der Versammlung fort: R. gehörte ihr als Deputirter des Stifts beatae Mariae virginis zu Eimbeck an, redete und proponirte aber zugleich namens des königlichen Cabinets. Diese Einheitlichkeit übertrug sich nicht auf die Thätigkeit der Versammlung, mochte auch in den ersten Wochen alles so friedlich verlaufen, daß der lüneburgische Landrath v. Meding gegen R. äußerte, er werde sich erst eine Opposition machen müssen. Gegen den, der die erklärten Absichten des Königs vertrat, bildete sich eine Adelsfaction unter Führung des Freiherrn v. Schele, die alles Alte, namentlich alle Arten von Exemtionen und Privilegien aufrecht zu erhalten strebte, ihre Mitstände der demokratischen Tendenzen beschuldigte und nur in Geburt und Reichthum eine Gewähr für die

Sicherheit des Staats erblickte. Solange R. durch seine öffentliche Stellung gestützt wurde, einen Rückhalt an dem Minister Bremer in Hannover und dem Grafen Münster in London hatte, gelang es, der Opposition die Stange zu halten. Allmählich gewann sie aber durch ihre höfischen Verbindungen weitreichenden Einfluß und wußte den Grafen Münster gegen R., der sich der ganzen Regierungsgewalt zu bemächtigen suche, einzunehmen. Ihr Ziel war Einführung des Zweikammersystems, weil sie dadurch ihre Minorität von 26 Stimmen zu einem der Majorität gleichwichtigen Factor machen konnte. Als von England der Befehl zur Ausarbeitung einer Landschaftsordnung mit zwei Kammern kam, legte R. einen Entwurf vor, aber doch von der Gestalt, daß dem Uebergewicht des Adels gewehrt war. Die Regierung ließ eine den Adelsplänen entsprechende Vorlage ausarbeiten. Als R. derselben nur eine laue Unterstützung gewährte und der Landtag die neue Einrichtung einer ritterschaftlichen und einer bürgerlichen Kammer verbat, wurde sie von London aus decretirt und R. sah sich zum Rücktritt genöthigt. Nicht zufrieden, ihn gestürzt zu haben, beschuldigte ihn die siegreiche Partei noch des unredlichen Verhaltens bei der französischen Liquidation und wußte den Grafen Münster so weit für sich zu gewinnen, daß R. die Mittel zu seiner Vertheidigung vorenthalten wurden. Die auf Rehberg's eigenes Verlangen angestellte Untersuchung ergab die völlige Grundlosigkeit jener Anschuldigungen und die Ausführung der angefochtenen Geschäfte nach Münster's eigenen Anweisungen. So wurde, während man in der Verfassung des Landes glücklich „zwei Köpfe und zwei Willen, aber kein verfassungsmäßiges Mittel zur Vereinigung und keinen Obmann" hatte, der Regierung ihre tüchtigste Kraft entzogen. Wohl dem Lande, das solche Männer entbehren zu können glaubt, meinte damals eine Zeitschrift. Die Zeit von 1820 bis zu seinem Tode verbrachte R. im Ruhestande. Reisen und schriftstellerische Thätigkeit theilten sich in seine Muße. Längere Zeit hindurch war Dresden sein Wohnsitz, 1828 und 1829 verlebte er in Italien, seit 1830 war er in Göttingen ansässig. Die Zeitereignisse, der eigene Antheil an den öffentlichen Geschäften wie an den öffentlichen Streitfragen bildeten den Gegenstand seiner Arbeiten. 1826 erschien: „Zur Geschichte des Königreichs Hannover in den ersten Jahren nach der Befreiung von der westfälischen und französischen Herrschaft", ein Buch, in dem neben gelegentlichen Rückblicken auf die Fremdherrschaft die Geschichte der Jahre 1814—19 erzählt und beleuchtet wird. Der Verfasser hat selbst von dem Buche gesagt, es enthalte Wahrheit, nichts als Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Einige Ergänzung bietet ein Aufsatz Rehberg's in der Hannoverschen Zeitung von 1832, Nr. 66 ff., wo gelegentlich einer Recension von Stüve's Schrift: „Ueber die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover" Mittheilungen zur Geschichte der ersten allgemeinen Ständeversammlung gemacht werden. Die Beziehungen zu Münster sind auch hier unberührt geblieben. Seine größte Arbeit aus dieser Zeit ist die Herausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften", von denen Bd. I 1828, Bd. II 1829, Bd. IV 1831 erschien, Bd. III niemals veröffentlicht ist. Es ist das nicht bloß ein Wiederabdruck alter Journalaufsätze und selbständiger Schriften, sondern eine Bearbeitung und Umarbeitung der letzteren und Herstellung eines litterarisch-historischen Rahmens zur Verbindung aller dieser Veröffentlichungen, der von hohem Interesse und Werthe ist. Der durch die Julirevolution hervorgerufene politische Aufschwung veranlaßte R. zu einer Reihe von Betrachtungen über Zeitfragen in der Hannoverschen Zeitung, welche unter Pertz' Redaction den Anlauf zu einem politischen Organ höhern Ansehens nahm. Er hat sie bald nachher unter dem Titel: „Constitutionelle Phantasieen eines alten Steuermannes im Sturme des Jahres

1832“ (Hamburg 1832) gesammelt. Den großen Todten der Zeit, Stein und Goethe, hat er sein Opfer dargebracht, jenem in einem Aufsatze der Hannov. Zeitung (1832, S. 170), der vermehrt in Bran’s Minerva (November 1835) wieder abgedruckt ist, Goethe in dem anonym erschienenen Aufsatze: „Goethe und sein Jahrhundert“ (das. August 1835). „Die Erwartungen der Deutschen von dem Bunde ihrer Fürsten“ (ebenda 1835) enthalten nicht etwa Betrachtungen über die verfehlten Hoffnungen, die man auf jene Organisation setzte, oder Vorschläge zu ihrer Reform, sondern erörtern vorzugsweise die auf Grund der Bundesacte geschaffenen landständischen Einrichtungen, die Conflicte zwischen Justiz und Verwaltung und die Behandlung der Universitäten. „Lord Porchester’s Aufenthalt in Spanien während der Revolution von 1820“ (Braunschweig 1834) ist eine Uebersetzung aus dem Englischen, von Bemerkungen über die neuesten Ereignisse in England begleitet. Die Betrachtungen des Lords über die Cortes von 1820 geben dem Uebersetzer Anlaß, die Stellung des Verfassers zur Parlamentsreform von 1832 und diese selbst zu erläutern. In ununterbrochenem Verkehr mit der Göttinger Bibliothek hat er sein ganzes Leben lang gestanden; fast ebenso lang ist er ein getreuer Mitarbeiter der Göttingischen Gelehrten Anzeigen gewesen. Noch kurz vor seinem Tode hat er hier eine Recension über Tocqueville’s de la démocratie en Amérique niedergelegt (1836, St. 25—27), die die große Bedeutung dieses Werkes vollauf würdigt und von Tocqueville eine Epoche in der Geschichte der politischen Wissenschaften datirt.

Fichte hat mit Bezug auf R. gesagt: „es ist weder Ehre noch Vergnügen gegen einen Schriftsteller zu Felde zu ziehen, dem die Natur die Talente versagt hat zu sein, was er gern wäre, ein blendender Sophist; und der in Gedanken und Ausdruck zur letzten Klasse der Autoren gehört, welche gerade vor den Scriblern hergeht.“ Wenn schon damals (1793) einige gutmüthige Leser existirten, wie Fichte zugab, die R. in die erste Classe der Schriftsteller Deutschlands setzten, so ist dieses Urtheil später von solchen wiederholt, deren Kritik nicht durch Gutmüthigkeit ersetzt wurde. Es genügt Stein, Niebuhr, Perthes zu nennen. In R. hat die Litteratur und das staatliche Leben Deutschlands offenbar einen originellen Geist und charaktervollen Mann besessen wie wenige. Er bildet ein Glied in der Kette bedeutender Männer, welche die hannoversche Geschichte der neuern Zeit auszeichnen. Damit soll nicht eine blos chronologische Folge von Persönlichkeiten, auch ein geistiges Band unter ihnen angedeutet sein. Wie R. mit Justus Möser zusammenhängt, so reicht er wieder Stüve die Hand. Genährt durch Studien des classischen Alterthums und der Philosophie, der englischen Geschichte und Litteratur, insbesondere auch der staatswirthschaftlichen, ohne den üblichen Gang der juristischen Vorbildung in Theorie und Praxis einzuschlagen und auf den Stufen der Beamtenhierarchie reglementsmäßig emporzusteigen, ist er aus der Stellung des Schriftstellers in die des praktischen Staatsmanns hinübergetreten. Der schriftstellerischen Thätigkeit ist er auch als Beamter treu geblieben. Die Feder in der Hand, hat er die hervorragenden Erscheinungen des politischen Lebens wie der staatswissenschaftlichen Litteratur begleitet. Wie es seine Stellung nöthig machte und seiner natürlichen Anlage entsprach, schrieb und arbeitete er rasch und energisch. Hat ihm das in seiner Jugend den Tadel der Bedächtigen, nachher von Fichte den Vorwurf eingetragen, durch seinen schneidenden Ton sich einiges Ansehen ertrotzt zu haben, so genießt der Leser seiner Schriften den Vortheil einer körnigen, in kurzen Sätzen, epigrammatischen Wendungen sich bewegenden Vortragsweise. Ein kräftiges Wort beleuchtet wie mit einem Blitz die Situation z. B. in einer Schilderung des Jahres 1814: das Volk ertrug nicht einmal die Berechnung nach Franken und Centimen, die auf einige Zeit beibehalten ward, um die Verwaltung zu erleichtern. Es hätte allen-

falls mehr bezahlt, um nur jene verfluchten Worte nicht mehr zu hören (Hannov. Ztg. 1832 Nr. 66). Die anziehende Form birgt die Arbeit eines sorgsamen Beobachters, eines scharfen Denkers. So sehr ihn theoretische Untersuchungen zu fesseln wissen, so ist doch sein Zweck überwiegend praktisch. Aber nicht engherzig und banausisch versteht er diesen Zweck. Er warnt davor, auf den Universitäten die Praxis vorweg zu nehmen, den theoretischen Unterricht, der den Verstand nährt und stärkt, zu vernachlässigen und den praktischen Unterricht, der dem Geschäftsleben vorbehalten sein soll, in das Jünglingsalter hinüberzuziehen. Er erklärt sich gegen das Verlegen der Universitäten in Residenzen auch aus dem Grunde, daß das Interesse der öffentlichen Angelegenheiten und der Geschäfte zu früh von den allgemeinen Kenntnissen und einer blos wissenschaftlichen Ausbildung des Geistes abziehe, welche die Grundlage aller wahren Brauchbarkeit ausmacht. Die praktischen Aufgaben, die er als Schriftsteller verfolgt, haben das Gemeinsame, daß sie überwiegend abwehrender Natur sind. Er hat selbst von seinem Leben gesagt, es sei zum größten Theil dem Geschäft gewidmet gewesen, dem Strom der öffentlichen Meinung in allen falschen Richtungen, die er genommen, entgegenzuarbeiten. Zuerst war es der Einbruch des metaphysischen Staatsrechts, wie er gern sagt, in die öffentlichen Geschäfte, den er bekämpfte. Es sind nicht sowohl einzelne Menschen und Handlungen der französischen Revolution, die er angreift, als ihren Grundsatz der allgemeinen staatsbürgerlichen Gleichheit. Er hält fest an der Einrichtung des ständischen Staats, dessen Mißbräuche er nicht verkennt; aber ihre Abstellung will er durch das reformatorische Vorgehen der Regierung, nicht durch den revolutionären Ansturm des Volkes erreicht sehen. Er hat seinen Kampf gegen die Revolution wohl als einen vergeblichen bezeichnet; wenn aber ein Mann wie Gentz gesteht, daß Rehberg durch seine Schriften viel zu seiner heilsamen Belehrung beigetragen habe, so durfte er mit einiger Befriedigung darauf zurückblicken, ungeachtet aller Invectiven, die Fichte gegen ihn schleuderte, wenn er sich sein Urtheil als das eines Empirikers verbat oder ihm als einem Geschäftsmanne in Diensten eines gegen die französische Revolution erklärten Hofes das Recht mitzureden absprach. Befremdlich klingt es, wenn Fichte Ernst Brandes als den selbstdenkenden und ehrlichen Mann ihm gegenüberstellt, obschon beide Freunde in ihrem Kampfe doch nur von gleicher Grundanschauung ausgehen und in gleicher öffentlicher Stellung sich befinden. Nächst den Ideen der französischen Revolution sind es die Neuerungen in der Pädagogik, die ihn zum öffentlichen Widerspruch herausfordern. Als ihren Kern bezeichnet er das Mechanisiren der Erziehung. Er wendet sich gegen das uniforme Erziehen wie gegen das zuviel Erziehen. Wenn in gelehrten Vorträgen alles dem jungen Menschen erklärt wird, was bleibt dann der eigenen Thätigkeit seines Geistes übrig? Feste und tüchtige Gesinnung zu begründen, die Denkkraft auszubilden, erscheint ihm werthvoller als das Bestreben, das Wissen zu vermehren und die Menschen früh recht praktisch zu machen. Die Kraft zu denken wird durch die Sprache am besten ausgebildet; in der Kenntniß der alten Sprachen erblickt er deshalb das tüchtigste Erziehungsmittel, das nicht blos für wenige gute Köpfe, sondern als allgemeines Gesetz in Geltung bleiben muß. Diese feste männliche Gesinnung, dieser sittliche Ernst leitet ihn überall. Er tritt dem Streben entgegen, die Verbrechen als Verirrungen des Geistes aufzufassen, weil dadurch das Strafrecht, die Grundfeste der Staaten und der bürgerlichen Ordnung, erschüttert wird. Die weichliche Denkart, die alles erklärt, statt es zu beurtheilen, ist dem gemeinen Wesen schädlich; ihm ist nicht mit scrupulösen und ängstlichen Männern gedient, sondern mit solchen, deren ernster und starker Sinn Muth hat, gerecht zu sein. Mit der gleichen sittlichen Strenge tritt er an die Beurtheilung von Dichterwerken. Den Ton der matten Gleichgültigkeit

gegen das Unsittliche, solange es nur gefällig, nicht roh auftritt, ist ihm zuwider. Die Verbannung aller moralischen Rücksichten aus dem ästhetischen Urtheil, wie sie Goethe in der Anmerkung zu Diderot, Rameaus Neffe, vertritt, würdigt nach seiner Meinung die schönen Künste zu lediglich dem Zeitvertreibe dienenden Gaukelspielen herab. Nach diesem Gesichtspunkt urtheilt er auch über Goethe's Werke Nicht nur Stella, die Wahlverwandtschaften, auch Faust fällt ihm zum Opfer; das Beste am Faust dünkt ihn die Zueignung, die er für das vollkommenste hält, was Goethe geleistet; seinem Nachrufe an Stein hat er einen Vers daraus vorangestellt. Gleich als wenn Goethe alle seine Sünden der Welt hätte abbitten wollen, hat er Hermann und Dorothea geschaffen, eine wahrhaft homerische Bürger-Epopöe; die Welt aber nahm diese Sühne nicht an und fühlte sich behaglicher in der Gesellschaft des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau mit Caffeeschälchen und Tabackspfeife. Die Iphigenia ist ihm ein bewundernswürdiges Gedicht, aber kein Drama. Theoretische Untersuchungen über das Wesen des Dramas haben ihn lebhaft beschäftigt. Wohl das letzte, was von ihm gedruckt ist, ist ein Aufsatz: über die Erklärung der Tragödie in der Poetik des Aristoteles (Bran's Minerva 1836 März). R. war nicht blos ein originaler, sondern auch ein reicher Geist, ein Mann von vollendeter Bildung. Er war in der classischen, deutschen und englischen Litteratur, nicht minder in der der romanischen Völker, der Spanier und Portugiesen so gut wie der Franzosen und Italiener, zu Hause. Ihre schöne Litteratur wie ihre Geschichte, Politik und Staatswirthschaft haben ihn beschäftigt. Ferner scheint ihm das Civilrecht zu liegen. Aber über die beiden großen Codificationen des Preußischen Landrechts und des Code Napoleon hat er sich doch eingehend geäußert, wenn er gleich vorzugsweise die Partieen berücksichtigt, in welchen sich das Privatrecht mit öffentlichem Recht berührt. Er ist voll lebhaften Interesses für die schönen Künste. Von früher Jugend auf waren ihm die Sammlungen des Brandes'schen Hauses zugänglich. Die Musik erfreute sich einer begeisterten Pflege in seiner Familie. Und um die Richtung zu erkennen, die er hochhielt, lese man, wie er sich über das Stabat mater des Palestrina „des Hohenpriesters aller andächtigen Gefühle", ausspricht, über Beethoven's Compositionen Goethe'scher Gedichte im Gegensatz zu denen Zelter's, über Mozart's Opern im Gegensatz zu Weber's Freischütz, der seinen Erfolg dem Geschmack des Publikums am Unheimlichen, an dem grausamen Vergnügen gequält zu werden, verdankt. Durch seinen Aufenthalt in Dresden, in Rom, Neapel und Florenz hatte er seinen Sinn für die Schauspielkunst, Musik, Malerei gepflegt, mit offenem Auge sich aber auch unter den Menschen umgesehen und versucht an den Orten, wo originale Maler gelebt hatten, im lebenden Geschlechte die Spuren des frühern zu finden, das jenen zu Vorbildern gedient hatte. Ueber das Verhältniß der Künste zum öffentlichen Leben finden sich lehrreiche Bemerkungen in dem Aufsatze über Friedrich Buchholz (S. Schr. Bd. IV): ein Volk, das Sinn fürs Schöne hat, will genießen, was dem Publikum gehört; das reiche und wollüstige Volk hingegen will genießen, was jeder selbst besitzt, und das muß wohl immer etwas kleines sein; dabei blühen nicht die Künste, sondern nur die Fabriken; die Künste müssen als ein Luxus des Regenten betrachtet werden, und hier ist ein Punkt, wo die Künste sich in der wirklichen Welt an die Politik anschließen. Die Verhältnisse und Bedürfnisse der realen Welt sind es, die ihn überall leiten. Scharfsinnig hat er sie beobachtet; man wird aber bemerken, daß, während Möser und Stüve vorzugsweise den Stand der Bürger und Bauern und ihre Interessen berücksichtigen, R. seine Erfahrungen im Kreise des Adels und der Beamten gesammelt hat und deren Beziehungen zum Staat richtig zu erkennen und zu ordnen sucht. Unberührt ist kaum ein Verhältniß von öffentlichem Interesse in dem reichen Schatz von Arbeiten geblieben,

der sich ergiebt, wenn man zu den in den drei Bänden der sämmtlichen Schriften vereinigten noch die später erschienenen oder dort nicht berücksichtigten Aufsätze und Bücher hinzunimmt. Am wenigsten wird man für die Fragen finden, die dem heutigen Leser die wichtigsten sind: die nationalen. Gegen Stein, der wie fast alle preußischen Staatsmänner der Zeit auf Vergrößerung ihres Staats bedacht war und die Lösung der deutschen Wirren von einer Theilung des Reiches unter die Herrschaft Preußens und Oesterreichs erwartete, bemerkte er, ob das deutsche Volk, unter zwei einander so feindselige Regierungen getheilt, wohl eine andere Bestimmung haben könne, als sich unter einander die Hälse zu brechen. Von jener unter den hannoverschen Staatsmännern erblichen Abneigung gegen Preußen ist er nicht freizusprechen. Die Erfahrungen des Jahres 1806 traten verstärkend hinzu. Er verschloß sich nicht gegen den Aufschwung, der nach 1807 eintrat; aber viele der falschen Richtungen, die er bekämpfte, fand er doch im preußischen Staat verkörpert. Er ist jedoch so wenig doctrinär, daß so heilsam er für das eigene Land die Ausbildung der ständischen Einrichtung erachtete, sie ihm keineswegs als die Panacee für die Schäden des Nachbarstaats erschien. Im ganzen behandelt er dessen Verhältnisse aller Nachbarschaft ungeachtet als etwas Fremdes. Er mischt sich nicht in sie und wehrt sich nur gegen das Uebergreifen seiner Verwaltungsmaximen und Einrichtungen in die seines Staats. Er bekämpft sie von dessen Standpunkt aus, verkennend daß die Controlle, welche im kleinen Lande durch persönliche Verhältnisse und gegenseitige Beaufsichtigung ermöglicht und erleichtert ist, im großen durch künstliche Mittel ersetzt werden muß. Daß er bei diesem Kampf die heimatlichen Verhältnisse in ein ebenso vortheilhaftes Licht setzt als die fremden in ein ungünstiges, läßt sich nicht leugnen; gewinnt er doch selbst den Subsidienverträgen und dem Kriegsdienst der Landeskinder für fremde Zwecke eine vortheilhafte Seite ab.

R. ist vorhin mit Justus Möser und mit Stüve zusammengestellt worden. Er ist aber nicht wie sie von der Jurisprudenz und der Geschichte ausgegangen, mochte ihn auch die liberale Kritik schablonenmäßig als historischen Doctrinär abfertigen, sondern von der Philosophie und Staatswirthschaft. In der Philosophie hat er selbständig gearbeitet, in der Staatswirthschaft nur kritisch. Die Grundzüge seines Wesens kehren auch hier wieder. Büsch, dessen Abneigung gegen alles doctrinäre Behandeln wirthschaftlicher Dinge ganz seiner Sinnesweise entspricht, ist ihm der große Kenner der National- und Staatswirthschaft. R. ist ein Mann in seinen besten Jahren, als das Licht Adam Smith's aufgeht und in Deutschland enthusiastisch begrüßt wird. Bei aller Vorliebe für englische Litteratur und englisches Leben, der Abgötterei, die in Deutschland mit der Theorie des Reichthums und ihrem Herolde getrieben wurde, versagte er seinen Dienst. Die politische Oekonomie betrachtete er nicht als eine mechanische, lediglich der Berechnung unterworfene, sondern als eine moralische Wissenschaft. Sir James Stuart's Principles of political oeconomy stellte er deswegen über Adam Smith. Auf das Intellectuelle und Moralische, auf die menschlichen Sitten und Gewohnheiten, die sich der Berechnung nicht unterwerfen lassen, will er geachtet wissen. Er macht deshalb auch Front gegen die übertriebene Werthschätzung der Statistik, der es nur auf die Quantität, gar nicht auf die Qualität ankommt. Die Sammlung der Beobachtungen erscheint ihm nur dann von Werth, wenn die Beobachtung mit eigenthümlichem Geiste angestellt ist. Von solchem Standpunkt aus bekämpft er auch die Verherrlichung der preußischen Staatsverwaltung. Er ist nicht mit den preußischen Staatsbedienten von der unübertrefflichen Vollkommenheit ihrer Grundsätze, ihren untrüglichen Etats, ihrer Unterordnung aller Finanzangelegenheiten unter eine oberste Rechnungsbehörde überzeugt und widersetzt sich ihrer Ausdehnung. Stein's erste Maßregel als Minister war die Gründung eines statistischen Büreaus;

die volkswirthschaftliche Autorität, der er am meisten folgt, ist Adam Smith; für die Ausdehnung der preußischen Accise hat er R. zu gewinnen gesucht. Um so freudiger bewegt es R., daß Stein bei der Reorganisation der innern Verfassung des preußischen Staats Grundsätze befolgt, welche eine größere Freiheit und Theilnahme der Staatsbürger an den öffentlichen Angelegenheiten begründen. Er glaubt darin Spuren des Einflusses seiner frühern Unterredungen mit Stein, der Ansichten zu erkennen, welche er in dem Buche über die Staatsverwaltung deutscher Länder ausgesprochen hat. Grade dies Buch hat R. den Vorwurf der Feindschaft gegen den preußischen Staat eingetragen. Neben jener herben Kritik der preußischen Verwaltung wird ihm das Verhalten Hannover-Englands von 1813 und 1814 zum Vorwurf gemacht, obschon er kaum für die auswärtige Politik in dem Maße verantwortlich gemacht werden darf, wie für die innere. Niebuhr trug ihm besonders die Rede zur Eröffnung der Ständeversammlung von 1814 nach, in der von dem Antheil Preußens an der Befreiung Deutschlands so gut wie gar nicht die Rede war. Auf dem Wege ihn zu besuchen kehrte Niebuhr 1815 in Erinnerung an dies Verhalten um. Als Schriftsteller hat er ihn darum nicht minder werth gehalten. Als 1828 die Sammlung seiner Schriften erschien, fühlte er sich aufs neue zu R. hingezogen. So sehr seine historische und Rehberg's philosophische Natur entgegengesetzt sind, ihn persönlich kennen zu lernen und mit ihm zu discutiren schien ihm fast wichtiger als Goethen kennen zu lernen. Nach allen Seiten empfiehlt er die Schriften. Ohne mit dem Inhalt übereinzustimmen, preist er den Rahmen, in dem die Arbeiten älterer und neuerer Zeit hier zusammengefaßt und durch Darstellung des eigenen geistigen Entwicklungsganges wie desjenigen der Zeit verbunden sind, als gradezu musterhaft, die Sicherheit und Klarheit des Vortrages als bewundernswürdig. Eine öffentliche Besprechung, die er Pertz zugesagt hatte, hat er nicht gegeben; die Wiederholung der feindseligen Aeußerungen gegen Preußen, wie die bittere Abneigung gegen Goethe hielten ihn davon zurück. Gleichwohl bleibt sein Ausspruch bestehen: es ist doch sehr schlimm, daß man solche Autoren, auf die wir stolz sein sollten, versäumt!

Als praktischer Politiker war R. berufen zuerst zum Erhalten, nachher zum Aufbauen. Das eine wie das andere verstand er nur verbunden mit der Verpflichtung zu bessern. Sein ganzes conservatives Wesen ist nur so zu verstehen. „In meinen ersten Versuchen herrschte durchaus der Gedanke: bessert, damit nicht eingerissen werde. So wie nun dies furchtbare Einreißen immer weiter ging und gepriesen ward, trat jener Gedanke in den Hintergrund, und es ward dagegen dieser hervorstechend: reißet nicht ein, was fehlerhaft ist, wenn ihr nicht sicher seid, besseres zu machen. Die Zeit ist sehr bald eingetreten, da man nicht mehr gegen das Einreißen zu warnen hat und wieder zu der Frage zurückkehren muß, wie zu bessern sei?“ Die Reform des ständischen Wesens und der damit eng zusammenhängenden Steuerverfassung war ihm zur Aufgabe gestellt. Behutsam, maßvoll ging er vor. Die Betheiligung anderer als der drei Stände an den Landtagen schien ihm in weiter Ferne zu liegen: wenn die Menschen einander in Ansehung des Vermögens, der Lebensart und anderer Verhältnisse ähnlicher geworden sind, so vertragen sie auch nicht mehr eine auffallende Verschiedenheit der Rechte. Wenn der Bauer sich dem Edelmanne in allen jenen Stücken nähert, alsdann, aber auch nicht früher, kann er am Ende fähig werden, Theil an der ständischen Verfassung zu nehmen. Nach Verlauf einer unabsehbaren Reihe von Jahren kann sich eine neue Classe von Staatsbürgern bilden, welche als Stand im Staate anerkannt werden muß. Daß R. auch mit Energie zu handeln verstand, haben die Berlepsch'schen Händel und die Vorgänge von 1814 gezeigt. Man würde sehr irren, wenn man ihn sich als eine langsame

bedächtige Natur vorstellte. Wenn er selbst meint, kein Beruf erzeuge so unvermeidlich eine grenzenlose Bedenklichkeit über und gegen alles, als die praktische Rechtsgelehrsamkeit, so hat ihn schon sein eigenthümlicher Bildungsgang vor diesem Abwege bewahrt. Mag Stein ihm einst, als er eine Frage, der er lieber ausgewichen wäre, zu beantworten zauderte, zugerufen haben: wenn Sie erst ein paar Feldzüge mitgemacht hätten, so würden Sie sich nicht so lange besinnen, alle, die R. kannten, berichten doch von der Leidenschaftlichkeit und Hitzigkeit seines Temperaments, die mit dem Besten in ihm zusammenhängend, ihn zuweilen weiter, als ihm selbst lieb, hingerissen habe. Was er an staatlichen Maßregeln empfahl oder durchführte, hat nie diesen Charakter getragen. Das Gemäßigte mit Kraft thun, entsprach seinem Sinn. Die Gefahren demokratischer Umtriebe früh erkennend, hat er sie zu unterdrücken das Seinige gethan; nicht minder nöthig erschien ihm aber für den Staat, die Aristokratie durch die landesherrliche Gewalt zu bändigen. Das hat ihm die Aristokratie nie verziehen. So ist er aller Umsicht, alles Maßhaltens ungeachtet dem Loose nicht entgangen, das in diesem Lande auch dem maßvollsten Reformer bestimmt zu sein scheint. Daß er der Helfer in der Noth gewesen ist, in der schwersten Lage des Staats alle Arbeit und alle Verantwortung auf sich genommen hat, schützt ihn nicht; sobald die nächste Gefahr vorüber ist und sich ein leidlich freier Blick eröffnet, wird der Steuermann über Bord geworfen und giftige Schmähungen fliegen ihm nach. R. hat das Loos ohne Bitterkeit getragen. Als er die Abhandlung über den Adel zur Aufnahme in die Sämmtlichen Schriften umarbeitete, geschah das eher zu Gunsten, als zum Nachtheil seiner alten Gegner. Die herben Erfahrungen, die er gesammelt, haben ihn nicht dem Leben abgewandt. Seine geistige Rüstigkeit, sein lebhafter politischer Sinn, seine streitbare Natur haben ihn bis zuletzt auf dem Kampfplatze erhalten. Neben der Richtung seiner Gedanken auf das gemeine Wohl ging ein warmes Interesse für Freundschaft und Familienleben her. Aus seiner Ehe mit der Tochter des berühmten Juristen Höpfner zu Gießen, einer wegen ihres reichen Geistes von allen gerühmten Frau, gingen vier Töchter und ein Sohn hervor, der lange Jahre Mitglied des Göttinger Obergerichts, vorher der Justizkanzlei war. Einen schönen Beweis von Rehberg's Sinn für Freundschaft geben die beiden Aufsätze, die er zur Erinnerung an Ernst Brandes und an Stein geschrieben hat.

Rehberg, Sämmtliche Werke passim. — Ders. in Bl. f. litt. Unterhaltung 1828, I, S. 470; in Hannov. Ztg. 1832, Nr. 66 ff. — Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Litteratur III, (1833) S. 711. — Neuer Nekrolog der Deutschen XIV, 491. — (Pertz) Hamburg. Corresp. 1836 8. u. 9. Dec., wiederabgedruckt in: Hugo, Erinnerung an den verstorbenen Geh. Cabinetsrath Rehberg (Civil. Magazin VI, 4). — Pertz, Stein I, 12, 115, 158 ff., 194; IV, 314; V, 295 ff.; VI, 678, 983. — Lebensnachrichten über Niebuhr III, 214 ff., 229, 236. — Cl. Th. Perthes, Fr. Perthes Leben I, 208, 327; II, 246, 250; III, 417. — Weinhold, Boie S. 82. — Fichte, Sämmtliche Werke VI, 51 u. 220. — Stüve, Art. Hannover in Bluntschli und Brater, St.W.B. IV, 722 ff. — Gervinus, Gesch. des 19. Jahrhunderts II, 417 ff. — v. Treitschke, Deutsche Gesch. III, 545 ff. — Roscher, Gesch. der Nationaloekonomik, S. 744 ff. — R. v. Mohl, Gesch. und Litt. der Staatswiss. I, 318; II, 367. — O. Mejer, Der römische Kestner, in Biographisches (Freiburg 1886) S. 117. — Mittheilungen aus den Acten des Staatsarchivs zu Hannover und aus dem Briefwechsel von Louise Mejer (vgl. Weinhold, Boie S. 80), die ich Herrn Präsidenten Dr. O. Mejer zu verdanken habe.

F. Frensdorff.

Rehberg: Friedrich R., Historienmaler, geb. am 22. Oct. 1758 zu Hannover, wurde nach dem Vorbilde des Vaters für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, dann aber, als seine Vorliebe zum Zeichnen und Malen hervortrat, rechtzeitig in die damals mögliche Bahn gelenkt. R. erhielt den ersten Unterricht in Leipzig bei Oeser, dann bei Casanova und Schenau in Dresden, wo ihn unter den Bildern der berühmten Galerie vorzugsweise die italienischen Maler fesselten und die Sehnsucht erweckten, dieses Land kennen zu lernen, wozu ihm seine selbständige Stellung die erwünschten Mittel bot. Neunzehn Jahre alt kam R. nach Rom mit guten Empfehlungen an den hochgefeierten Raphael Mengs, den spanischen Gesandten Azara und den einflußreichen Legationsrath Reiffenstein, ging dann in retrograder Weise an das Studium der Caracci, des Dominichino und Michel Angelo, insbesondere aber Raphael's, dann machte er sich an das Nachzeichnen der Antiken und der in der französischen Akademie in besonders günstigem Lichte aufgestellten Gypsabgüsse, wobei R. mit Jacques Louis David bekannt wurde und wetteifernd mit dessen „Horatiern“ die Composition seiner „Niobe“ begann, eines sehr complicirten großen Bildes (radirt von Pinelli), womit er sich nutzlos durchs ganze Leben schleppte. Als R. 1783 schon als renommirter Maler in seine Vaterstadt zurückkehrte, erhielt er viele Aufträge, besonders im Porträtfach und 1784 einen Ruf als Zeichenlehrer an das Philanthropinum in Dessau mit dem Auftrage, dem Erbprinzen Unterricht im Zeichnen und Malen zu ertheilen. Schon 1786 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie zu Berlin und im nächsten Jahre seine Ernennung als Professor an dieser Anstalt mit der Bedingung, wieder nach Rom zurückzukehren und die Leitung einer dort zu errichtenden preußischen Kunstschule zu übernehmen — ein Project, welches infolge der politischen Ereignisse nicht zur Ausführung kam. R. blieb deßungeachtet in Rom und lieferte eine Anzahl von großen Bildern — darunter ein von der Berliner Akademie preisgekrönter „Belisar“ (gestochen von Bettelini), „Oedipus und Antigone“, „Julius Sabinus“, „Kain's Brudermord“ —, welche er meistentheils öfters, einen „Bacchus und Amor“ sogar achtmal wiederholen mußte. Der König von Preußen, der Herzog von Leuchtenberg, der Herzog von Cambridge zählten zu seinen Gönnern, einen „Jupiter mit der Venus“ erhielt die Kaiserin Josephine; auch der Fürst Taxis, die Kaiserin Maria von Rußland und der von Jos. Anton Koch als „Lord Plumpsack“ verspottete Kunstmaecen Lord Bristol wetteiferten in der Erwerbung der Erzeugnisse Rehberg's, der in den neunziger Jahren auf der leichterrungenen Höhe seiner Kunst stand und deshalb hochmüthig auf die unvergleichlich mehr gediegenen Schöpfungen eines Carstens, Koch und Reinhart herabsah. „Sein Streben war zwar durchaus edel und auf das Höchste in der Kunst gerichtet, er besaß große Gewandtheit im Erfinden und Componiren, suchte eine weiche und gefällige Formengebung mit effectvoller Beleuchtung zu verbinden, aber Unnatur hielt noch den reinen Sinn gefesselt, Modelle und Gliedermann vertraten die Stelle unmittelbarer Naturanschauung, im hohlen, leeren Formenwesen ohne kräftiges Innenleben und ohne gemüth- und geistvolle Tiefe sah er das Ideal des Schönen.“ Deshalb ging auch die Nachwelt über ihn hinweg, obwol ihn seine Zeit eine Spanne lang hoch trug. R. lebte in Rom auf großem Fuße, sah die römische Gesellschaft und was sonst von auswärtigen Celebritäten daselbst verkehrte, darunter auch Goethe, in seiner glänzenden Wohnung. Lord Bristol und andere Geldjungen fröhnten dieser alsbald wieder in ihr Nichts zerrinnenden Kunstrichtung, welche Jos. Anton Koch in seiner „Modernen Kunstchronik“ (oder „Rumfordischen Suppe“, Karlsruhe 1834) sehr ergötzlich aber vielleicht auch mit neidischer Mißgunst geißelt, wobei unser R. als „Spitznäschen“ unverkennbar eine Rolle spielt. Zu Anfang der neunziger Jahre machte R. einen Ausflug nach Neapel

und zeichnete, empfohlen an den Lord William Hamilton, die Attituden der schönheitberühmten Lady Hamilton. Diese mimisch-plastischen Darstellungen erschienen unter dem Titel: „Drawings faithfully copied from nature" 1794 in Rom, gestochen von Piroli, ohne den Namen der Lady zu nennen. Nur die schlechten Copien des Leipziger Industrie-Comptoirs erhielten den Titel: „Attitüden der Lady Hamilton" und erschienen schließlich in Lithographie von H. Dragendorf, herausgegeben von Auguste Perl zu München 1840 (bei Joh. Deschler in der Au. 12 Blätter, 4°). Sie zeigen die schöne Frau als Sibylle, Magdalena, Träumerin, Sophonisbe, Nymphe, als Muse des Tanzes, Iphigenie, Priesterin, Cleopatra, als heil. Rosalie und Niobe. Diese an sich höchst harmlosen Bilder brachten durch den Namen der Lady Hamilton R. in großen Ruf und trugen Rehberg's Kunst weiter als seine Oelbilder und sonstigen Compositionen. Von diesen letzteren veranstaltete R. nach seiner Rückkehr zu Berlin eine große Exposition (1805), die Folge davon war große Anerkennung von Seite der Majestäten, insbesondere von Seiten der Königin, und eine Anzahl neuer Aufträge. Seine Producte bewegten sich, ganz ahnungslos daß es auch nationale Stoffe gebe, in dem nichtssagenden Repertoire des damaligen Empire: „Amor, Bacchus und Bathyll, Trauben kelternd"; „Metabus, König der Volsker, seine Tochter im Bogenschießen unterrichtend"; „Narciß am Quell"; „Orpheus und Euridice"; „Oedipus und Antigone"; „Homer von der Muse geführt"; „Belisar und sein Sohn"; „Julius Sabinus und seine Familie; „Kain"; „Niobe mit ihren Kindern" und „Endymion". Staatskanzler von Hardenberg, der neue Curator der Akademie, würdigte den Künstler seiner besonderen Gunst und Freundschaft mit dem Wunsche, R. solle die Geschäfte der in Rom neu zu gründenden preußischen Akademie als Secretär führen. Der Glückliche ergriff mit Freuden diese Auszeichnung, unternahm zur weiteren Information eine Reise durch England, Frankreich und Deutschland und kehrte über Wien nach Rom zurück, um daselbst zu erfahren, daß der neue Akademieplan vorerst unausgeführt sein Beruhen habe. R. arbeitete mit Eifer weiter an seinen alten Projecten, aber seine Glanzperiode lag schon hinter ihm; unter dem Eindruck der gewaltigen Zeitereignisse frug Niemand mehr nach seiner „Niobe mit ihren Kindern" oder nach „Aeneas und Dido", obwol ersteres ursprünglich für den Palast des Vicekönigs von Mailand bestimmt war. Anfangs 1813 erschien R. wieder in Berlin, veranstaltete abermals eine Exposition seiner Werke, für welche unter den obwaltenden weltgeschichtlichen Umwälzungen noch weniger Zeit und Gelegenheit war. R. glaubte sich bei seinem Monarchen verleumdet und dessen königlicher Huld beraubt und verließ nun gekränkt anfangs April Berlin, um in England neuen Fuß zu fassen. Er verweilte mehrere Jahre in London, kam auch mit Fürst Blücher zusammen und gewann mit seinen Bildern und Zeichnungen Beifall. Unter Anderen malte er eine lederne Allegorie auf Napoleon's Absetzung (auch in Stich von Godby) unter dem Titel „Bonaparte resigning the Crown and Sceptre to the British Lion" u. s. w. Ein anderes ebenfalls 1814 zu London in Kupfern edirtes Werk feiert die Ankunft des Herzogs von Cambridge in Hannover (The Arrival and Reception of his royal Highness the Duke of Cambridge at Hannover). R. ging 1818 von London über München durch Tirol nach Rom zurück und lieferte zu der im nächsten Jahre im Palast Caffarelli auf dem Capitol abgehaltenen Ausstellung von Arbeiten deutscher Künstler mehrere Kreidezeichnungen. Infolge davon ertheilte ihm der Kaiser von Oesterreich den Auftrag, ein Panorama von Innsbruck zu zeichnen. R. eilte nach Tirol und entledigte sich mit 5 (je 14 Zoll hohen und 20 Zoll breiten) nachmals auch lithographirten Blättern zur höchsten Zufriedenheit seiner Aufgabe. Um selbe in Steindruck zu vervielfältigen und sich in dieser Technik

überhaupt gründlich auszubilden, nahm R. seinen Aufenthalt zu Münche
bei auch der Wunsch des Staatsministers und Curators der Berliner A
maßgebend war, welcher die Absicht hatte, diesen Kunstzweig in Berlin
zubringen und R. dorthin zu berufen. Allein R. sah Berlin nicht wiede
dern blieb bis an sein Ende in München. Hier beschäftigte ihn ein
historisches Werk über „Rafael Sanzio (!) aus Urbino", welches 182
Fleischmann) in fünf Heften erschien. Hier gab R. nach dem damaligen
der Forschungen einen beiläufigen Ueberblick über die Entwickelung der italie
Kunst vor Raphael und eine immerhin nicht unverdienstliche Schilderung vo
Leben und den Werken des Urbinaten, wozu als lehrreiche Beispiele eine
von lithographischen Abbildungen kamen; die Redaction des Textes leitete
nicht besonders schreibgewandten R. der Buchhändler Börner aus Leipz
welchem unser Maler im Bade zu Gastein conferirte. Infolge dieses Werkes
R. durch Frhr. v. Stein den Auftrag, eine Anleitung zum Zeichnen mit pa
Vorlageblättern in Steindruck herauszugeben. Das Opus erschien auch
1828, wurde aber alsbald eine bibliographische Seltenheit, da R. in S
des Unmuths die zerstörende Hand an die Steine und die gedruckten Ex
(ebenso an seinen „Raphael") legte. Seine letzten Jahre verliefen übe
düster und sorgenvoll. R., der einst in guten, ja glänzenden Verhältniss
lebt, endete von Gram, Kummer und Unmuth niedergebeugt, nach langer
heit vereinsamt und verlassen am 20. August 1835. Im Nachlasse de
verarmten Mannes fanden sich außer den beiden großen Bildern „Niob
ihren Kindern" und „Aeneas und Dido in der Unterwelt", welche ver
auf allen Ausstellungen einen Käufer gesucht hatten, eine große Meng
Handzeichnungen, von denen er sich nicht trennen konnte, Cartons von fas
seinen Gemälden, eine Anzahl von Naturstudien, Landschaften u. s. w. Di
seinen Gemälden und Zeichnungen gestochenen und lithographirten Blätter
sich bei Andresen verzeichnet, ebenso Rehberg's Radirungen.

Vgl. den Nekrolog in Nr. 61 des Stuttgarter Kunst-Blatt vom 1.
1836. — Nagler, Künstler-Lexikon, 1842, XII, 373 ff. und dessen M
grammisten, 1860, II, 864 (Nr. 2387). — Andresen, Maler-Radirer,
II, 61—88.

Hyac. Holla

Rehberger: Andreas R., geboren zu Nürnberg am 18. November
wo sein Vater Prediger und hernach Senior war, studirte seit 1734 zu
und dann zu Halle Theologie, stand seit 1740 in verschiedenen geistlichen Ae
vor und in Nürnberg und ward schließlich am 28. September 1761 Pfar
St. Jacobi daselbst, als welcher er am 16. Mai 1769 starb. Seit 174
hörte er dem Pegnitzorden an. Er war ein ausgezeichneter Prediger und
sorger. Hier ist er zu nennen als Dichter geistlicher Lieder, deren er eine
Anzahl (nach Raßmann 131) gedichtet hat. Die meisten derselben fanden
nahme in den beiden Liedersammlungen, welche der Buchdrucker Georg Chr
Rümler, Nürnberg 1764 f., unter dem Titel: „Evangelische Sterbe- und
psalmen" herausgab; der Titel gibt schon ihren Inhalt an; es sind groß
Ausblicke ins ewige Leben, voll Innigkeit und Glaubenszuversicht und m
in einer schönen und edlen Form. Einige seiner Lieder finden sich mit
noch in Gemeindegesangbüchern, so z. B. das Lied: „Zu dir ist meine
stille".

Raßmann, literarisches Handwörterbuch, S. 196 f. — Rotermund
Jöcher VI, Sp. 1586. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Au
S. 396 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, zweite Hälfte, S. 465a.

Rehbinder: Nicolai Graf R. entstammte einer alten livländischen Adelsfamilie und wurde am 6. December a. St. (18. December n. St.) 1823 zu Reval geboren. Er erhielt seinen Unterricht theils durch Hauslehrer, theils auf der Ritter- und Domschule seiner Vaterstadt, trat im 17. Jahre als Junker in den russischen Flottendienst und wurde nach zwei Jahren Officier. Nachdem er mehrere interessante Seefahrten im baltischen Meere und in der Nordsee, darunter eine mit dem Großfürsten Konstantin längs der finnischen Schären und eine nach Dänemark, mitgemacht hatte, trat er 1845 aus dem Seedienst und lebte nun einige Zeit als Gutsbesitzer und Landwirth in Esthland. Doch gab er diese ihm nicht zusagende Beschäftigung bald wieder auf, zog als Privatmann nach Reval und trat 1848 in russische Civildienste. Er amtirte viele Jahre in Hapsal, einem Ostseestädtchen, das als Badeort von den Bewohnern der benachbarten Provinzen und besonders von den Petersburgern während des Sommers gern besucht wird, nachmals in Libau, wo er 1860—61 die „Libau'sche Zeitung“ herausgab, während des polnischen Aufstandes 1863—64 an der russisch-preußischen Grenze in Polangen und zuletzt als Beamter der baltischen Eisenbahn in Reval. Treu seiner Ueberzeugung und ein unermüdlicher Kämpfer für Aufklärung, Wahrheit und Recht, ist er hart vom Schicksal heimgesucht worden und hat schwer zu leiden gehabt, sowol im Kampfe gegen alles Ultramontane und Feudale von seinen Standesgenossen, die ihn unerhört anfeindeten, als auch im Streit gegen die Corruption des Beamtenthums in seinen Dienstverhältnissen; ja es gelang seinen Feinden sogar, ein ihm und seinen Kindern zustehendes Vermögen durch Erbschleicherei ihm zu entziehen. Alle diese Kämpfe spiegeln sich auch in vielen seiner lyrischen Poesien wieder und eröffnen erst das rechte Verständniß derselben. Als Dichter zeichnete sich R. durch ein edles Streben, einen unermüdlichen Eifer und besonders durch Förderung junger poetischer Landsleute aus. In dem von ihm herausgegebenen „Baltischen Album“ (1848) und dem „Musenalmanach der Ostseeprovinzen“ (III, 1854—56) vereinigte er eine Reihe von jungen Poeten, von denen mehrere später eine achtungswerthe Stellung in der Litteratur einnahmen. Seine Berichte in der Zeitschrift „Das Inland“ über „Die belletristische Litteratur der Ostseeprovinzen Rußlands von 1800—1852“ (sep. 1854) bieten eine klare und erschöpfende Uebersicht der litterarischen Personen und Werke während jenes Zeitraums. Von R. selbst besitzen wir folgende Sammlungen seiner Gedichte: „Blätter“ (1846); „Neue Gedichte“ (1848); „Seemanns Ende. Episches Gedicht“ (1849); „Vom Meeresstrande“ (1856); „Aus dem Innersten. Letzte Gedichte“ (1873). Von seinen Dramen zeichnet sich besonders „Rizzio, Trauerspiel in 5 Acten“ (1849) aus. Seit dem Jahre 1874 schwer leidend, suchte R. vergebens Hülfe durch den Besuch deutscher Bäder, doch blieb ihm auch in seiner Krankheit die Muse noch treu und konnte er noch die Veröffentlichung seines letzten Werkes „Jesus von Nazareth, Trauerspiel in 5 Acten“ (1875) in Wiesbaden ins Werk setzen. In die Heimath zurückgekehrt, mußte er sich bald in Dorpat einer schweren, gefährlichen Operation unterwerfen, und an den Folgen derselben ist er am 31. August a. St. (12. September n. St.) 1876 in Dorpat gestorben.

Jegór v. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland. Studien zur Litteraturgeschichte. Berlin 1855, S. 593. — Mittheilungen aus der Familie.

Fr. Brümmer.

Rehbock: Jakob R. s. **Waldemar**, Markgraf v. Brandenburg.

Rehdantz: Karl Otto Albert R., Philologe und Schulmann, 1818 bis 1879. Er wurde in Landsberg a. d. Warthe am 16. März 1818 geboren, erhielt seine erste Bildung auf der dortigen Bürgerschule, dann seit 1831 als

Alumnus auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, studirte von 1837 bis 1840 in Berlin Philologie und trat noch 1840 sein Probejahr am Joachimsthal an. An dieser Anstalt fand er sodann auch seine erste Anstellung, in der er verblieb, bis er 1851 zum Oberlehrer am Gymnasium in Halberstadt ernannt wurde. Von hier aus unternahm er 1859 eine längere Studienreise nach Italien. 1861 wurde er Oberlehrer am Domgymnasium in Magdeburg, 1868 Director des fürstlichen Gymnasiums in Rudolstadt. Diese ihn an sich befriedigende Stellung aufzugeben nöthigten ihn 1873 trübe persönliche Verhältnisse; da sich ein anderes ihm zusagendes Amt nicht bot, mußte er sich entschließen, die Leitung der höheren Schule in Kreuzburg in Oberschlesien, welche zu einem Gymnasium umgestaltet werden sollte, anzunehmen. Ehe die neue Anstalt bis zum völligen Abschluß gekommen war, starb er am 31. Januar 1879. — R. hat sich vornehmlich durch seine Arbeiten zu Demosthenes einen sehr geachteten Namen gemacht, besonders hat seine Ausgabe der Philippischen Reden, zuerst 1860, dann vielfach neu herausgegeben, allgemeine Anerkennung wegen der „Gründlichkeit der Erklärung und Selbständigkeit der Kritik“. Auch seine Ausgabe der Lycurgischen Leocratea (1876) und besonders seine verschiedenen Arbeiten zur Kritik und Erklärung der Xenophontischen Anabasis werden mit Recht geschätzt; seine erklärende Ausgabe dieser Schrift erschien zuerst 1863.

Bursian, Biogr. Jahrbuch 1879, S. 2—4, wo auch die kleineren Arbeiten von R., wenn auch nicht vollständig, aufgeführt sind.

R. Hoche.

Rehdiger: Thomas R., Gelehrter und Stifter der nach ihm benannten schönen Bibliothek, geboren in Striesa bei Breslau am 19. December 1540, † zu Köln am 5. Januar 1576, war der vierte Sohn des älteren Nikolaus R. und der Anna Mornberg, Tochter jenes hochgebildeten Stadtschreibers Gregor Mornberg, der einst den Plan der Errichtung einer städtischen Universität in Breslau so lebhaft betrieben hatte. Die Herkunft des Vaters, der sich Rudinger, Rudiger, Rüdiger nennt, während sich die Söhne Rediger, Redinger, Rehdiger, Rhediger schreiben und ein Reh im Wappen führen, auf das die heutige Namensform des noch im schlesischen Landadel blühenden Geschlechtes R. zurückgeht, ist noch unerforscht; er erwarb sich durch Großhandel und Bergbau ein sehr stattliches Vermögen und kaufte mehrere Rittergüter, darunter Striesa, den Stammsitz der Familie. Mehrere seiner Söhne zeichneten sich durch einen lebhaften Eifer für die Wissenschaften, der sie auf längere Zeit in die Ferne trieb, und durch eine ausgesprochene Neigung, litterarische und Kunstschätze zu sammeln, aus. Thomas wurde theils auf dem von dem tüchtigen Schulmann Andreas Winkler geleiteten Elisabetan, theils durch den Umgang mit dem der Familie eng befreundeten Dr. Joh. Crato, einem der größten Aerzte des 16. Jahrh., für eine wissenschaftliche Laufbahn vorbereitet. Im J. 1558 auf die Wittenberger Universität gesandt, trieb er dort zuerst unter der Leitung Melanchthon's, in dessen Hause er auch wohnte, dann unter der von dessen Schwiegersohn Caspar Peucer ebenso ausgebreitete wie eifrige Studien; der Rector Georg Major ertheilte ihm bei seinem Abgange von Wittenberg ein überaus glänzendes Zeugniß. Nach kurzem Aufenthalt in der Vaterstadt trat er im Frühjahr 1561, wie es nach der Sitte der Zeit für einen jungen Mann seiner Stellung unerläßlich war, die große Tour nach dem Westen an. Der bekannte Hubert Languet, der auch Beziehungen zu Breslau und namentlich zu Crato hatte, geleitete ihn zunächst nach Paris. Hier schloß er sich dem gelehrten Botaniker Clusius, der ihm zum Hofmeister bestimmt ward, in Freundschaft an. Mit diesem floh er vor der Pest nach Orleans, und als sie bei der Rückkehr die Pariser Universität noch immer verödet fanden, wandten sie sich nach Clusius' niederländischer [illegible]

ath. Doch weder in Antwerpen noch in Löwen sagte R. das Leben zu, und
ging, sobald es die unruhigen Verhältnisse Frankreichs erlaubten, im J. 1563
ch Bourges, wo er, wie früher sein Bruder Johannes, in dem großen Juristen
ijacius nicht nur einen Lehrer, sondern auch einen Freund gewann. Ein
anglofes Leben im Umgang mit gelehrten und geistreichen Freunden gefiel
n reichen Jüngling derartig, daß er bei seiner Großjährigkeit nach Hause
te, um über sein Vermögen ganz freie Verfügung zu erlangen. Von der Zeit
gestaltete er sein Leben selbständig, ohne Rücksicht auf die Wünsche und
äne der Familie. Zunächst ging er nach Bourges zurück zu Cujacius und
gte diesem 1566 auch nach Valence, nachdem er nur einen kurzen Abstecher
ch Paris gemacht hatte, um die Praxis des dortigen Parlaments kennen zu
nen. Im J. 1567 sich weiter nach Italien wendend lebte er in Padua, wo
mals viele Deutsche zusammenströmten, über ein Jahr auf dem Fuße eines
ßen Herrn, in einem eigens für ihn gemietheten Palaste, in Begleitung des
h. Neodicus aus Elbing, der ein Schützling von Crato und seines eigenen älteren
uders Nikolaus war. Derselbe war zugleich sein Mentor und sein Amanuensis;
half ihm namentlich hier beim Sammeln von Büchern, Handschriften,
ünzen und andern Kunstwerken der Bildnerei und Malerei. Die Universität
hnete den freigebigen jungen Deutschen durch das Angebot des Rectorats
s, doch lehnte er ab. Das Leben in Padua gefiel ihm nicht, und er war
er in Venedig und einige Zeit auch in Bologna; dann durchzog er die Halb-
el bis Rom und Neapel, wobei er unterwegs zu Celsius Socinus in freund-
aftliche Beziehungen trat. Der Heimath entfremdete er sich immer mehr,
hrscheinlich infolge von Zerwürfnissen mit seinem ältesten Bruder Nikolaus.
wandte er sich, als er nach zweijährigem Aufenthalte über die Alpen heim-
rte, zunächst nach Antwerpen, wo er Clusius wiedersah, und dann nach
eier, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts. Noch mochte er den
danken an die juristische Laufbahn nicht aufgegeben haben, doch scheint ihn
Genußleben der von vielen Fremden besuchten Stadt mehr gefesselt zu
en, als ernste Beschäftigung mit einem Brotstudium. Wenigstens nahm
to, als er ihn 1570 bei Gelegenheit des Reichstags dort wieder sah, diesen
druck mit fort. Seiner Vaterstadt und seiner Familie war er verloren. Seit
Jahre 1571 nahm er seinen Aufenthalt in Köln, wo ein junger Philologe
Nymwegen, Gerhard Falkenburg, an Neodicus' Stelle als sein Gesellschafter
t. Auf einer Reise von dort nach Heidelberg erlitt er durch das Umwerfen
es Reisewagens eine Quetschung am Ellenbogen des rechten Armes, die durch
Ungeschicklichkeit des Heidelberger Arztes Pigafetta so verschlimmert wurde,
sich ein entzündlicher Knochenfraß bildete, dessen zerstörender Fortgang zwar
emmt, aber nicht gänzlich aufgehoben werden konnte. Er ließ sich nach
n zurückbringen und erlag dort nach dreijährigem Leiden einem frühzeitigen
de, kaum 35 Jahre alt. R. hatte in Köln, wie schon früher in Padua, ein
freies Haus geführt, in heiterer Umgebung, wie sie ihm zusagte, ganz nach
t und Laune lebend, die Liebe zu den Wissenschaften in seiner Weise bethä-
nd durch einen lebhaften persönlichen oder brieflichen Verkehr mit den hervor-
endsten Gelehrten der Zeit, durch verständnißvolle Vermehrung seiner Samm-
gen und durch freigebige Unterstützung bei der Herausgabe gelehrter Werke.
erfuhr u. a. auch Henricus Stephanus in reichem Maße. Mehr als ein
tzend ihm dedicirter Werke waren nur mit seiner Unterstützung zum Druck
ngt; ihre Verfasser preisen ihn in ihren Widmungen nicht nur als hoch-
zigen Mäcen, sondern auch als feinsinnigen Kenner der Wissenschaften, nament-
der alten Litteratur, und als liebenswürdigen Freund. Als schaffender
ehrter ist er selbst nicht aufgetreten. Das Hauptverdienst seines kurzen Lebens

bleibt die mit großem Verständniß von ihm gesammelte Bibliothek, aus etwa 300 Handschriften von theilweis sehr hohem Werthe und 6000 Büchern bestehend, neben einer Sammlung der römischen Kaisermünzen und andern Denkmälern der Kunst, von denen indeß das Meiste frühzeitig verloren gegangen ist. Er vermachte die Bibliothek in seinem Testamente seinen jüngern Brüdern Adam und Jakob unter der Bedingung, daß sie dieselbe in Breslau in einem zweckmäßigen Gebäude zum öffentlichen Gebrauch aufstellen ließen. Obwol der Breslauer Magistrat im Eifer für das die Stadt ehrende Vermächtniß 1589 ein Local dazu anbot, gelangte diese Bedingung doch nicht eher zur Ausführung, als bis im J. 1645 die Rehdiger'sche Familie die ganze Bibliothek an die Stadt abtrat, die ihr nun in der Elisabetkirche das alte theologische Auditorium einräumte und einen besonderen Bibliothekar dazu anstellte. Sie behielt stiftungsgemäß den Namen der Rehdiger'schen Bibliothek, auch als sie 1865 mit andern Bibliotheken zusammen zur Breslauer Stadtbibliothek vereinigt ward.

Alb. Wachler, Thomas Rehdiger und seine Büchersammlung in Breslau. Breslau 1828. — Gillet, Crato von Crafftheim und seine Freunde. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1860.

Markgraf.

Rehfues: Philipp Joseph v. R., geschätzter Schriftsteller und langjähriger Curator der Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. — Philipp Joseph R. wurde geboren zu Tübingen am 2. October 1779 und war der Sohn des dortigen wohlverdienten Bürgermeisters Johann Jakob R. Der junge R. besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, fand dann Aufnahme im Stift und studirte Theologie; mit besonderer Vorliebe wandte er sich jedoch dem classischen Alterthum zu; eine litterarische Erstlingsarbeit „über den jüngeren Philostratus und seine Gemäldebeschreibung" ging aus diesen Studien hervor und gewann den Palm'schen Preis (gedruckt 1800 bei Heerbrandt in Tübingen). In diese Studienzeit fällt die gemeinschaftliche litterarische Thätigkeit Schiller's und Goethe's: „Welch ein Ereigniß für uns", schrieb lange Jahre nachher R. in einer Autobiographie, welche sich in seinem Nachlaß vorgefunden hat, „welch ein Ereigniß für uns war damals ein Musenalmanach von Schiller, ein neues Heft seiner Horen! . . . Gott, welch ein Genuß, welche Bewunderung, welche Freude über diese neuen Schönheiten, die der Welt hier geboten wurden!" Aber auch Wieland stand den jungen Stiftlern sehr hoch; Winckelmann, Lessing und Herder wurden von R. eifriger studirt als seine theologischen Handbücher und Compendien, doch bestand er vor dem Landesconsistorium eine leichte theologische Prüfung und hielt auch „in Gegenwart einiger alten schlafbedürftigen Consistorialräthe" seine Probepredigt. „Sein ganzes Dichten und Trachten" war jedoch auf Italien gerichtet, auf das Land seiner Sehnsucht, in welchem er, wie er in der Autobiographie sagt, „recht eigentlich nichts sah, als die Gruppe des Laokoon, den vaticanischen Apollo und die mediceische Venus, als eine große Galerie von Statuen, Gemälden und schönen Frauen". Und das Glück war ihm über Erwarten günstig: es kam ihm der Antrag, im Hause des Consuls Stichling zu Livorno eine Hauslehrerstelle zu übernehmen, und R. ging sofort auf diesen Antrag ein. Am 16. Juli 1801 reiste er von Tübingen ab, verweilte einige Zeit in Florenz, wo ihn besonders der Palast der Uffizien anzog, und traf am 16. August in Livorno ein. Hier machte R. gleich nach seiner Ankunft die Bekanntschaft des reformirten Predigers J. P. Schulthesius, eines Mannes von lebhaftem Interesse für Litteratur, von reichen Lebenserfahrungen und ausgebreiteter Landeskunde. Durch ihn wurde R. in die italienische Litteratur eingeführt, lernte er Alfieri schätzen, vielleicht auch überschätzen, und Boccaccio nebst anderen älteren Novellisten kennen, unter welchen ihn die volksthümlichen am meisten anzogen. In

chultheſius'ſchen Hauſe ſchloß R. auch eine Freundſchaft fürs Leben. Gleich-
itig mit ihm weilte in Livorno Johann Friedrich v. Tſcharner aus Chur,
ohn des bedeutenden Staatsmannes Joh. Bapt. v. Tſcharner, um ſich im
auſe Lambruschini auf eine ſpätere kaufmänniſche Thätigkeit vorzubereiten.
ſcharner hatte in Erlangen Staatswiſſenſchaften, Jurisprudenz und Philoſophie
udirt und beſaß ein nicht gewöhnliches Talent zu metriſchen Uebertragungen.
ies beſtimmte die beiden Freunde, ſich gemeinſam an den Tragödien Alfieri's
verſuchen; Tſcharner überſetzte „Saul", „Virginia" u. a. Stücke, R. den
Oreſt" und „Polynikes". Einige dieſer Uebertragungen, darunter die letzt-
nannte, erſchienen 1804 bei Unger in Berlin, machten jedoch in Deutſchland
ine Wirkung; man fand dieſe Dichtungen „merkwürdiger als genießbar".
eſſer erging es den beiden jungen Litteraten mit einem journaliſtiſchen Verſuch.
Ein Almanach über Italien" ſchien R. ein Bedürfniß für Deutſchland, und
nger erklärte ſich bereit, eine Handel, Kunſt und Litteratur vorzugsweiſe berück-
chtigende, in Monatsheften erſcheinende Zeitſchrift zu übernehmen. So entſtand
e noch heute ihres reichen Inhalts wegen geſchätzte und jedem Forſcher über
malige italieniſche Zuſtände unentbehrliche Zeitſchrift „Italien", welcher, nach-
m ſie eingegangen, die „Italieniſchen Miscellen" (Stuttgart, Cotta) folgten.
m Sommer 1802 machte R. mit dem ungariſchen Maler Dorfmeiſter einen
chſt lohnenden Ausflug nach Genua und ſiedelte dann nebſt Tſcharner, nach-
m beide ihre Stellungen in Livorno gelöſt, Ende Mai oder Anfang Juni 1803
ch Rom über; ſie fanden aber hier nicht, was ſie unter ihren jetzigen Um-
inden ſuchten, und beſchloſſen deshalb bereits im Auguſt einen längeren Aufent-
lt in Florenz zu nehmen. Hier eröffnete ſich ihnen ein weiteres Feld der
eobachtung, als in dem „zu vielfach durchforſchten und beſchriebenen" Rom.
o wohnten ſie z. B. im Palazzo vecchio der Huldigung bei, als der vier-
hrige neue König von Etrurien, der Sohn Ludwigs von Bourbon, Karl Lud-
ig, der nachherige Herzog von Lucca und Graf von Villafranca, den von
apoleon's Gnaden errichteten ſchwanken Thron jenes Königreichs beſtieg; ſie
obachteten das Leben und Treiben der Königin-Mutter, der ſpaniſchen Marie
iſe ꝛc. Sie beſuchten aber auch Bibliotheken und Kunſtſammlungen und
nten manche Celebritäten des damaligen Florenz kennen, ſo die Improviſatrice
rilla Olimpica (Corinna), die Gräfin Albany, Philipp Hackert u. A. Die
terariſchen Einkünfte floſſen jedoch nicht ſo reichlich, als ſich die jungen Leute
vas ſanguiniſch gedacht hatten, und ſo kehrte Tſcharner in die Heimath zurück,
gegen R. im November wieder nach Rom ging, um dort den Winter von
03 auf 1804 höchſt genußreich und in den anregendſten Kreiſen zu verleben.
fand Thorwaldſen mit dem Basrelief, Entführung der Briſeis, Koch mit
Dante-Compoſitionen beſchäftigt; ein junger Landsmann von R., Schick, er-
te die größten Hoffnungen für die Zukunft der deutſchen Kunſt; der Maler
d Dichter Müller förderte R. in künſtleriſcher Beziehung durch ſeine Kenner-
aft und ergötzte ihn durch ſeine merkwürdige Erzählergabe. Anregungen
ſſenſchaftlicher und litterariſcher Art fand R. im Humboldt'ſchen Hauſe und
gann auf Humboldt's Rath eine Ueberſetzung von Cuoco's Platone in Italia,
rließ jedoch die Vollendung dem Bildhauer Keller. Das Werk erſchien erſt
11 bei Cotta, durch R. mit einer Vorrede verſehen. Von Archäologen lernte
Fernow, Zoega und den gelehrten Cardinal Borgia kennen, der ſich ihm be-
nders wohlwollend bezeigte. Während des Carnevals wurde R. bei der italie-
chen Gattin eines in Rom lebenden Engländers eingeführt, die — Goethe's
uſtina in den römiſchen Elegien geweſen ſein ſoll. Während dieſer Zeit
loß Unger mit dem elften Hefte die Monatsſchrift „Italien", R. wandte ſich
och ſofort an Cotta, und dieſer ſchloß ſeinen „engliſchen und franzöſiſchen

Miscellen“ die „italienischen“ an, für deren Redaction R. ein Monatshonorar von 150 Thlr. erhielt. Jetzt war seine litterarische Existenz wieder gesichert, und er beschloß, nun auch den südlichen Theil Italiens, Neapel und die Insel Sicilien, zu bereisen. In den ersten Tagen des April 1804 kam R. nach Neapel, und bereits im Mai wurde die Fahrt nach Sicilien unternommen; es betheiligten sich daran außer R. dessen Freund, der livländische Maler Karl Graß und der nachher so berühmt gewordene Architekt Schinkel. Im Juli befanden sich die Reisenden wieder in Neapel. Wir verdanken diesem Ausfluge zwei litterarische Erzeugnisse: Von R. das höchst frisch und lebendig geschriebene Buch: „Neuester Zustand der Insel Sicilien“ Bd. I. Tübingen, Cotta, 1807, und Schinkel's Tagebuch seiner sicilianischen Reise (bei A. v. Wolzogen, „Aus Schinkels Nachlaß“, Berlin 1862. Bd. I, S. 105 ff.) Vgl. auch Alex. Kaufmann, „Philipp Joseph von Rehfues als Vermittler zwischen dem geistigen Leben Deutschlands und Italiens“ im III. Bande von Karl Hillebrand's „Italia“, wo der bezügliche Reisebericht aus der oben schon erwähnten Autobiographie mitgetheilt worden ist. Unter den Bekanntschaften, welche R. auf Sicilien machte, ist die des Maltesergroßmeisters Giov. Batt. Tomasi geschichtlich wohl die bemerkenswertheste, doch gibt er auch gelungene Charakteristiken des Astronomen Piazzi und des Idyllendichters Giov. Meli. Der Aufenthalt in Neapel, der bis zum Mai 1805 dauerte, wurde für R. nach doppelter Seite hin von Wichtigkeit. Er lernte dort seinen künftigen Landesherrn, den damaligen Kurprinzen und späteren König Wilhelm I. von Württemberg näher kennen, indem er demselben als kundiger Führer durch die Stadt diente, und, was für uns von größerer Bedeutung ist, er trat mit der Königin Marie Karoline von Neapel in persönliche Beziehungen. Eine diplomatische Mission, mit welcher er von derselben betraut wurde, ist lange in mysteriöses Dunkel gehüllt gewesen; der wahre Sachverhalt wurde erst bekannt, als A. Kaufmann in dem schon angeführten Bande von Hillebrand's „Italia“ den bezüglichen Abschnitt aus Rehfues' Autobiographie mittheilte. Es verhielt sich damit folgendermaßen. Unter den hohen Personen, welche um jene Zeit Neapel besuchten, befand sich auch der Kurprinz von Baiern, der nachmalige König Ludwig I., und die mit Töchtern gesegnete Königin wünschte sehnlichst eine Verbindung des jungen Thronerben mit einer dieser Töchter. Eine besondere Mission nach München sollte die Sache in Gang bringen und namentlich Montgelas dafür gewonnen werden. R. war durch August v. Kotzebue — gleichfalls ein Gast im damaligen Neapel — mit der vertrautesten Freundin der Königin, der Gräfin Therese Zichy geb. Gräfin Palffy, bekannt geworden, und diese lenkte, da sich unter den Neapolitanern keine geeignete Persönlichkeit vorfand, die man mit jener Mission betrauen konnte, die Aufmerksamkeit der Königin auf den gewandten und mit den Verhältnissen in München ziemlich vertrauten jungen deutschen Schriftsteller. Nachdem R. von der Königin empfangen worden und sich zur Uebernahme der Sendung bereit erklärt hatte, reiste er am 7. Februar 1805 in einer königlichen Kalesche von Neapel ab und war am 20. d. Mts. in München. Der Antrag scheiterte jedoch in Folge politischer Verhältnisse, wozu namentlich eine geheime Verabredung mit Rußland gehörte, nach welcher eine Vermählung des Kurprinzen mit einer Großfürstin stattfinden sollte. Am 10. April war R. wieder in Neapel und erhielt noch eine Audienz in Portici. Damit endete seine persönliche Beziehung zur Königin Marie Karoline, doch scheint es außer Zweifel, daß man ihm Anträge gemacht hat, in neapolitanische Dienste zu treten, worauf er nicht einging, da sich ihm inzwischen Aussichten in seiner schwäbischen Heimath eröffnet hatten. Durch den Verkehr mit der Gräfin Zichy hatte R. vielfach Gelegenheit erhalten, in das sittliche und häusliche Leben der namentlich durch Gorani so maßlos

verleumdeten Königin tiefere Einblicke zu thun, und er hat früher schon in einigen Stellen seiner Schriften, eingehender aber noch in der Autobiographie, die Vertheidigung der unglücklichen Frau ritterlich übernommen. (Vgl. v. Helfert, „Königin Karoline von Neapel und Sizilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814", und desselben „Maria Karolina von Oesterreich, Königin von Neapel und Sicilien, Anklagen und Vertheidigung" S. 231, 232.) In der Autobiographie gibt R. eine äußerst lebendige Schilderung seiner Audienz in Neapel, die Nachts 11 Uhr stattfand, und wir erlauben uns, einen Theil dieser Schilderung hier einzuflechten: „Man führte mich in einen sehr großen und hohen Vorsaal, welcher schlecht beleuchtet war, und bemerkte mir, daß ich hier die Befehle Ihrer Majestät abwarten sollte. Ich harrte geraume Zeit, als man mir sagen ließ, ich müßte mich gedulden; der König sei soeben von der Jagd zurückgekehrt und hätte der Königin seinen Besuch ankündigen lassen, der übrigens von kurzer Dauer sein würde. Es währte auch nicht lange, so hob sich der Vorhang der entferntesten Thüre. Einige Pagen und Läufer traten mit langen Wachskerzen, wie sie bei Processionen getragen werden, ein; der Monarch folgte ihnen, und ein ähnlicher Schweif von Kerzenträgern folgte dem Zug. Ferdinand IV. war ein großer stattlicher Mann mit einer gewaltigen Nase; er trug sich schon etwas gebückt und ging auf ein langes spanisches Rohr gestützt einher, als ob er sehr ermüdet gewesen wäre. Langsam ging der Zug in ziemlicher Entfernung an mir vorüber. Er hatte für mich in der halben Dämmerung des großen Saales etwas Schauerliches; denn der Charakter dieses Fürsten schien seit seiner Rückkehr aus Sicilien ganz anders geworden, als man ihn früher gekannt haben wollte. Vieles von den grausamen und ungerechten Handlungen, welche man gegen die Anhänger der Franzosen ausgeübt hatte, wurde ihm persönlich zur Last gelegt; wenigstens soll er dabei eine Härte und Unversöhnlichkeit gezeigt haben, die seinem Herzen ebenso wenig Ehre machten wie seinem Verstand. Es war mir, als ob die Geister der Cirillos, der Caracciolos und anderer ausgezeichneter Männer, die er mehr als Undankbare gegen seine Person denn als Verräther am Vaterland hinrichten ließ, über ihm schwebten. Ueberhaupt soll er von da an weit selbstständiger geworden, und besonders der Einfluß der Königin sehr gesunken sein. Diese war erst viel später nach Neapel zurückgekommen, und Acton, obwol ihre Creatur, hatte die Gunst der Umstände benutzt, um sich selbst gegen seine Gönnerin in Freiheit zu setzen. — Der Besuch Sr. Majestät dauerte allerdings sehr kurz, und der geisterhafte Zug kam wieder zurück. Ich wurde nun in die Gemächer der Königin gerufen und fand sie, an einen Marmortisch gelehnt, meiner wartend. In meiner Erinnerung steht sie als eine kleine Gestalt mit blassem Gesicht und großen Augen, in einem weißen matronenmäßigen Anzug. Von dem Gespräch ist mir nur noch so viel im Gedächtniß geblieben, daß es sich nach den ersten und gewöhnlichen Fragen der Fürsten auf den Standpunkt der Regierungen gegenüber den Völkern bezog und namentlich der Grundsatz, daß die Fürsten in ihren Handlungen die Urtheile der Unterthanen nicht beachten, sondern mit ihrem eigenen Gewissen im Reinen sein müßten, ausgesprochen wurde. Sie führte dafür eine ziemlich weitläufige Stelle aus den Werken von Friedrich dem Großen an, welchen sie sehr zu bewundern und in seinen Schriften zu studiren schien. Daß die Fürstin bemüht war, mir einen hohen Begriff von ihrem Verstand und ihrer Bildung beizubringen, war der Haupteindruck, den sie auf mich machte, und der mir auch geblieben ist." — Eine Frucht von Rehfues' Aufenthalt in Neapel war das 1808 in Zürich erschienene, durch Fülle des Inhalts, vorzüglich des culturgeschichtlichen, noch immer schätzbare „Gemählde von Neapel". Im Mai 1805 siedelte R. wieder nach Rom über, wo er eine kleine,

1806 in Berlin veröffentlichte Sammlung von „Novellen, den ältesten Novellisten in Italien nacherzählt" veranstaltete, weilte dort noch den Sommer und traf am 8. September wieder in Tübingen ein. In seiner Heimath fand R. eine Stellung als Vorleser und Bibliothekar des Kronprinzen Wilhelm — eine Art Sinecure, welche ihm Muße genug ließ, seine litterarische Thätigkeit fortzusetzen und seinem Wandertriebe zu folgen. So veröffentlichte er 1809 bei Geßner in Zürich noch ein Hauptwerk über Italien, die vier Bände der „Briefe aus Italien" — ein Werk, dem man Gleiches nachrühmen darf wie dem „Gemählde von Neapel". Als Wanderer treffen wir ihn 1807 und 1809 in Frankreich, 1808 in Spanien; die Reisewerke hierüber erschienen jedoch erst später: „Spanien nach eigener Anschauung" 1813 (schon vorher 1811 von Guizot in's Französische übersetzt: L'Espagne en mil huit cent huit) und die „Reisen durch die südlichen, westlichen und nördlichen Provinzen von Frankreich" 1816. In diese Zeit fällt auch die Redaction der belletristischen „Süddeutschen Miscellen" (Stuttgart) und des historisch-politischen „Europäischen Magazins" (Nürnberg). Die Ereignisse der Jahre 1813 ff. weckten in R., der vorher eine mehr kosmopolitische Richtung verfolgt hatte, den deutschen Patrioten. Seine zuerst in dem „Europäischen Magazin" veröffentlichten „Reden an das deutsche Volk" machten große Wirkung (vgl. A. Wohlwill, „Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben" S. 61) und lenkten die Aufmerksamkeit des Ministers v. Stein auf deren Verfasser. Sie gaben Veranlassung, daß R. für die interimistische Verwaltung der befreiten deutschen Lande am linken Rheinufer gewonnen und zur Leitung des Kreisdirectoriums in Bonn beordert wurde, eine dienstliche Thätigkeit, welche 1815 ein Commissorium in Paris, um von hier aus für die Bedürfnisse des dritten Armeecorps zu sorgen, jedoch nur zeitweilig unterbrach. Von jetzt an tritt, längere Zeit wenigstens, bei R. die litterarische Thätigkeit in den Hintergrund, und wirkte er als Verwaltungsbeamter, als welchen ihn rasches Einleben in neue Verhältnisse, ein außergewöhnlich organisatorisches Talent und seltene Humanität auszeichneten; sein späterer Chef, der Minister v. Altenstein, bezeichnete ihn deshalb als einen „Geschäftsmann höherer Art". Als um diese Zeit die preußische Staatsregierung den Plan faßte, am Rhein eine Hochschule zu errichten, trat R. in einer besonderen Schrift für die „Ansprüche und Hoffnungen" der ihm lieb gewordenen Stadt Bonn als beredter Anwalt auf, und die von ihm dargelegten Gründe schlugen durch. Dem Curator Grafen Solms-Laubach beigegeben, betheiligte sich R. an der Einrichtung der neuen Anstalt und übernahm 1819, als der Graf aus jenem Posten geschieden, das Curatorium, sowie die nicht beneidenswerthe Stellung eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten mit Rang und Titel als geheimer Regierungsrath. Später wurde er zum geheimen Oberregierungsrath befördert und in den preußischen Erbadelstand erhoben. Auf einem der Reliefs am Denkmale Friedrich Wilhelm's III. in Köln sieht man R. zwischen Altenstein und Schleiermacher. Das Jahr 1826/7 verlebte R., diesmal begleitet von seiner Gattin und zwei Söhnen, wieder im Lande seiner Sehnsucht und seiner schönsten Erinnerungen. In Rom verkehrte er wieder mit den alten Freunden Thorwaldsen, Koch und Joh. Martin v. Wagner; die erquicklichsten Tage verlebte er jedoch in Sorrent, wo er seine durch ein bösartiges Nerven- und Magenleiden, sowie durch Verdrießlichkeiten im Dienste sehr angegriffene Gesundheit wieder kräftigte. Aber auch sein Geist fand dort Frische und Gesundheit wieder, und von diesem zweiten Aufenthalte in Italien datirt eine vollständig neue Aera in Rehfues' literarischer Productionskraft; er schrieb jedoch nicht mehr als Tourist, sondern als — Dichter. Alles, was er als junger Mann beobachtet und betrachtet, was er dann als nahezu Fünfziger wieder gesehen hatte, Land, Leute, Kunst ꝛc. verklärte sich ihm jetzt

im Zauber poetischer Anschauung, und so erschienen rasch nach einander seine drei historischen Romane: „Scipio Cicala“ (Leipz. 1832. 1840), der berühmteste unter ihnen, „Die Belagerung des Castells von Gozzo“ (ebend. 1834), merkwürdig durch die Kraft der Phantasie, mit welcher auf einem kleinen Raum und in die Zeit von wenigen Tagen eine Fülle spannender Ereignisse zusammengedrängt wird, und „Die neue Medea“ (Stuttg. 1836), in welcher einige Episoden oder Zwischennovellen, wie die von dem hoffenden Elternpaar am Tempel della Speranza, ungetheilten Beifall gefunden haben. Die bedeutendsten Kritiker jener Tage, Gutzkow, Joh. Scherr, G. Schwab, J. Hillebrand, später R. Gottschall u. A. wetteiferten in ihrem Lobe, und manche stellten sie höher als die Romane von W. Scott. Ehe man R. als den Dichter der anonym erschienenen Werke kannte, sprach man von ihm als dem „großen Unbekannten“, und diese drei Romane sind es denn auch, welche ihm eine dauernde Stelle auf dem deutschen Parnasse sichern. Diese poetischen Productionen von R., mögen sie auch bisweilen zu sehr in die Breite gehen und in einzelnen graffen, ja entsetzlichen Scenen die Grenze überschreiten, welche das Schönheitsgefühl gezogen hat, besitzen doch einen solchen Reichthum in Bezug auf Erfindung, eine solche Kraft der Gestaltung, sie gewähren oft so tiefe Einblicke in das innerste Wesen der menschlichen Natur und in die Entwicklung geschichtlicher Zustände, daß man sie auch heute noch zu den hervorragendsten Erzeugnissen ihrer Art rechnen darf; in der warmen, duftigen und farbenprächtigen Schilderung italienischer Landschaften, in der Durchführung südlicher Volkscharaktere und grotesker Individualitäten stehen sie wohl unübertroffen da. Neben einer Reihe kleinerer, zum Theil politischer Schriften, unter denen wir ein 1840 veröffentlichtes, gegen die Rheingelüste der Franzosen gerichtetes Memoire: „La frontière du Rhin“ hervorheben, erschien von R. nach jenen Romanen noch ein größeres, hochschätzbares Werk in 4 Bänden: „Die Denkwürdigkeiten des spanischen Hauptmannes Bernal Diaz del Castillo“ (Bonn 1838), eine der wichtigsten, zugleich aber auch durch Unmittelbarkeit und Naivetät anziehendsten Quellen für die Geschichte der Eroberung Mexiko's. Im Sommer 1842 legte R. sein beinahe 23 Jahre lang bekleidetes Amt nieder und beabsichtigte, zurückgezogen auf seinen Landgütern im Siebengebirge, nur noch den Seinigen und der Litteratur zu leben, aber schon am 21. October 1843 ereilte ihn auf seiner Villa zu Römlinghofen der Tod. Beigesetzt ist er auf dem Friedhofe zu Bonn.

Vgl. K. Gutzkow, Aus der Zeit und dem Leben, Leipzig 1844, S. 397 bis 416 (Charakteristik von R. als Mensch und Schriftsteller). — A. Kaufmann, Bilder aus dem Tübinger Leben zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in J. H. Müller's Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Neue Folge, Jahrg. III (1874) S. 99—120 (zum Theil nach Rehfues' Autobiographie). — Derselbe, Zur Erinnerung an Ph. J. von Rehfues als Vermittler zwischen dem geistigen Leben Deutschlands und Italiens, im 3. Bde. von K. Hillebrand's Italia, Leipzig 1877, 56 S. (zum größten Theil nach der Autobiographie). — Philipp Joseph von Rehfues. Ein Lebensbild, in der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde, März-April-Heft 1881, S. 89—224 (S. 89—168 von Kaufmann, Schluß von einem ungenannten Fortsetzer). — „Ueber einige politische und sozialwissenschaftliche Schriften von Rehfues“ in derselben Zeitschrift Sept.-Oct.-Heft 1882, S. 487—507. — Vincenz v. Planta, Joh. Friedrich von Tscharners Leben und Wirken. Chur 1848. — Das vollständigste Verzeichniß der verschiedenen, zum größten Theil anonym erschienen Tagesschriften Rehfues', Uebersetzungen rc., welche wir hier nicht alle aufführen konnten, findet sich in dem genannten Lebensbilde.

A. Kaufmann.

Rehhoff: Johannes Andreas R. Er war geboren am 28. Aug. 1800 in der Stadt Tondern (Schleswig-Holstein), wo sein Vater damals Archidiakonus († 21. März 1833 als Pastor in Broacker). Er besuchte die Rectorschule der Vaterstadt, die unter dem trefflichen Professor J. Decker mit dem Lehrerseminar verbunden war, und genoß nebenbei Privatunterricht des Vaters. Nach der Confirmation besuchte er während dreier Jahre die Gelehrtenschule zu Husum und studirte dann von 1819 an Theologie in Kiel und Berlin. Am ersteren Orte übten Twesten und Klaus Harms besonders Einfluß auf ihn, am letzteren neben Schleiermacher und Neander besonders der junge Docent Tholuck. Das theologische Amtsexamen bestand er 1824 auf Gottorf mit Auszeichnung, war dann eine Zeit lang Hauslehrer und ward 1826 im November zum Diakonus im Dorfe Tellingstedt in Dithmarschen und 1830 desgleichen zum Archidiakonus in seiner Vaterstadt Tondern gewählt, welches Amt sein Vater früher auch innegehabt. 1837 ward er vom König zum Propst und Hauptpastor in der Stadt Apenrade ernannt, 1841 Ritter vom Danebrog. Als der Generalsuperintendent Callisen 1848 sein Amt niederlegte, wurde die Verwaltung dieses hohen Amtes von der provisorischen Regierung R. für den dänisch redenden Theil des Herzogthums Schleswig übertragen, während für den deutsch redenden Theil dieselbe dem D. Nielsen (s. A. D. B. XXIII, 670) übertragen wurde. 1850 ward er zwar von der dänischen Regierung aus seinen sämmtlichen Aemtern entlassen, dann aber ward er von der Statthalterschaft in Kiel zum Departementschef für die geistlichen Angelegenheiten (Cultusminister) ernannt, welches Amt er vom 29. Mai 1850 bis 1. Februar 1851 verwältete. Gleichzeitig creirte ihn die theologische Facultät der Kieler Universität h. c. zum Dr. theol. Unterm 25. Mai 1851 ward er darauf vom Kirchencollegium zu Sct. Michaelis in Hamburg zum Hauptpastor gewählt, welche Wahl am 4. Juni vom hohen Senat der freien Stadt Hamburg bestätigt ward, am 7. October trat er nun dieses Amt an. 1864 ward ihm von der obersten Civilbehörde für Schleswig-Holstein ein Commissorium übertragen zur Neuorganisation des Kirchen- und Schulwesens, und der Hamburger Senat bewilligte dazu den Urlaub, so daß er nun vom 21. April bis 4. August in Flensburg wohnend, dieses Werk vollführte. Die ihm angetragene Generalsuperintendentur lehnte er ab, und am 5. Januar 1870 ward er zugleich Senior des hamburgischen Ministeriums, welche Stellung ungefähr die eines Generalsuperintendenten ist. Am 8. October 1876 feierte er sein 25jähriges Amtsjubiläum als hamburgischer Geistlicher und am 14. Januar 1877 das 50jährige Jubiläum als Geistlicher überhaupt. Bei dem letzteren Feste hielt der Generalsuperintendent D. Jensen aus Kiel die Festpredigt, und schleswig-holsteinische Geistliche überreichten ihm ein gesammeltes Capital als Rehhoff-Stiftung für Theologie-Studirende. 1879 legte er sein Seniorenamt nieder, weil er nicht mehr damit durchdringen konnte, nur entschieden rechtgläubige Prediger anzustellen, und suchte darauf überhaupt seine Entlassung aus dem Amte, die ihm zum 1. Januar 1880 in sehr ehrenvoller Weise zu Theil ward. Am 27. Mai 1881 war es ihm vergönnt, seine goldene Hochzeit zu feiern. Er starb am 9. Januar 1883. R. war ein besonders begabter Prediger. Er hat überall, wo er wirkte, auch in Hamburg bis ans Ende, immer vor voller Kirche gepredigt. Dabei war er zugleich ein gewandter Geschäftsmann, wie er sich als solcher in seinen administrativen Aemtern, Propstei, Seniorat, besonders bewährt hat. Er war „ein christlicher Charakter, ein Mann in Christo, demüthig, zuverlässig, fest und treu“. Zum litterarischen Schaffen fühlte er, obwol theologisch durchgebildet, doch mehr Mann des Lebens, als der Wissenschaft, sich weniger aufgelegt. Während seines Tondern'schen Aufenthaltes erschien von ihm als Seitenstück zu dem Bent'schen Werk über die Evangelien: „Homiletisches Magazin

über die epistolischen Texte", Hamb. 1833, 2 Bde. In Apenrade, wo viel Schifffahrt, fand er Veranlassung zu seinem „Seemannsbüchlein. Betrachtungen, Belehrungen und Ermahnungen für Seeleute", Schlesw. 1843, wovon 1856 eine zweite Auflage, Hamb., Rauh. Haus, erschienen. Das Buch ist vom Pastor Ruban in's Dänische übersetzt, 1843. Während seines Kieler Aufenthaltes gab er heraus: „Achtzehn Predigten, zehn über das Vaterunser und acht über das Gleichniß vom verlornen Sohn" Kiel 1850, davon er den Ertrag zur Unterstützung der abgesetzten schleswig-holsteinischen Geistlichen bestimmte. Außerdem sind von ihm während seines Hamburger Aufenthaltes eine Reihe Casualpredigten in Druck gegeben, auf Verlangen der Hörer.

Alberti, S.-H. Schriftstellerlex., II. 242, Forts. II. 162. — Hamburger Schriftstellerlex., Bd. VI, S. 184. — S.-H. Kirchen- u. Schulbl. 1883 Nr. 5. — Zum Gedächtniß an D. J. A. R. in Monatsschr. f. d. evang.-luther. Kirche im Hamb. Staate und separat Hamb. 1883.

Carstens.

Rehle: Johann R., Maler und Xylograph, geb. 1814 zu Neuburg an der Donau. Machte sich als Knabe durch viele, mit der schweren ungefügen Schneiderscheere seines Vaters höchst geschickt in Papier ausgeschnittene Silhouettenporträts und Charakterfiguren bemerkbar, kam deshalb auf die Akademie nach München, wurde daselbst mit Kaspar Braun bekannt und für die Xylographie gewonnen. Mit Unterstützung des Advocaten C. B. v. Dessauer gingen R. und Braun zu ihrer weiteren Ausbildung nach Paris 1838 und vervollkommneten sich in der Holzschneidekunst bei Brevieré. Nach ihrer Rückkehr entstand die anfänglich von Braun u. Dessauer, dann unter der Firma Braun u. Schneider wirklich weltbekannt gewordene xylographische Anstalt. Daselbst schnitt R. einen großen Theil der (nach Julius Schnorr's Originalen von Alexander Strähuber auf Holz gezeichneten) Illustrationen zur Prachtausgabe des „Nibelungenliedes" (Stuttgart 1840), des „Götz von Berlichingen" (nach Zeichnungen von Eugen Neureuther) und zur „Braut von Messina", wozu R. eigene Composition lieferte. Außerdem schnitt R. viele Holzstöcke für die „Fliegenden Blätter", für die „Münchener Bilderbogen" und etliche Kinderbücher („Buch für fromme Kinder"), darunter wieder auch nach eigenen Zeichnungen. Im J. 1845 schied R. aus dem Atelier von Braun u. Schneider, um mit E. Roller ein eigenes Geschäft zu begründen, starb aber schon am 20. Decbr. 1846. Zu Rehle's selbständigen Leistungen als Künstler gehören neun Blätter geistreicher und höchst charakteristisch erfundener Bleistiftzeichnungen zu Hebel's „Karfunkel", von denen aber nur ein Blatt (: „'s chumt e Chnab ans Fenster mit lockiger Stirnen und rueft ein" :) von C. Bolz in Kupferstich vervielfältigt wurde. R. malte auch einige kleine, leider verschollene Oelbilder.

Vgl. Nagler, 1842, XII, 376 und Münchner Kunstvereinsbericht für 1847 S. 67. — Nagler, Monogrammisten 1871. IV. Bd. S. 1001 (Nr. 3481.

Hyac. Holland.

Rehlingen: Bernhard v. R. (in Urkunden auch Rechlinger und Rhelinger geschrieben) entstammt einem sehr alten, ursprünglich nicht in Augsburg angesessenen Geschlecht, das zum bairischen Adel gehörte und auf Scherneck (Bez.-A. Aichach, auch Rehling liegt in der Nähe) seinen Sitz hatte. Der erste dieses Stammes, welcher genannt wird, soll bereits zur Zeit König Heinrich I. gelebt haben. Von seinen Nachkommen scheint besonders Berthold mit den bairischen Herzögen Rudolph und Ludwig, dem nachmaligen Kaiser, in enger Beziehung gestanden zu sein: sie benützten ihn als Theidinger und Urkundsperson vielfach. Des Berthold Bruder Grimoald kaufte sich als Bürger in die Stadt

Augsburg ein und verpflanzte so diese vermögliche Familie unter das Patriciat der schwäbischen Reichsstadt. Im Laufe der Zeiten theilte sie sich in verschiedene Linien, von denen die von Hainhofen, von Leder, von Haldenberg angeführt seien. Die Familie, welche sehr zahlreich war, hat viele im Gemeinwesen, in kirchlichen und militärischen Stellungen thätige Männer hervorgebracht. In der Reformationszeit trat ein Theil zur neuen Kirche über, unter ihnen verdient der aufrichtige Anhänger Luthers, Ulrich R., hervorgehoben zu werden, der in den bewegten Jahren 1521—1535 achtmal die Stelle eines Bürgermeisters der Stadt inne hatte. Auch in andere Reichsstädte verzogen sich Glieder der Familie R.; wir finden solche in Nürnberg, wo sie ebenfalls zum Patriciat gerechnet wurden, und in Ulm. In kirchlichen Aemtern nennen wir Konrad, Bischof von Regensburg, † 1437, und Julius Heinrich, welcher im J. 1724 zum Propst und Fürsten des Stiftes Berchtesgaden erwählt wurde; auch mehrere Aebtissinnen hat die Familie aufzuweisen. Viele R. widmeten sich dem Kriegsdienst der habsburgischen Kaiser; aber auch unter Gustav Adolph, König von Schweden, diente ein R., Marx mit Namen, im schwedischen Heere und stand bei dem König in hohem Ansehen, während Ferdinand R. sich in den vielen Seekriegen, welche Ludwig XIV. mit England und Holland führte, durch seine tapfern Thaten so hervorthat, daß er von dem König mit den höchsten Ehren ausgezeichnet und zum französischen Viceadmiral ernannt wurde. — Bernhard v. R. hat sich in den schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges um seine Vaterstadt Augsburg unleugbare Verdienste erworben. Durch seine Geschäftstüchtigkeit und pflichttreue Amtsführung hat er viel Gutes gestiftet, durch seine Gerechtigkeitsliebe viel Böses verhindert, vor allem jene äußerste Gefahr abgewendet, daß die Reichsstadt Augsburg eine Beute der nach ihrem Vermögen lüsternen Jesuiten wurde. Bernhard wurde am 9. November 1563 geboren, studirte die Rechte und trat in den Dienst seiner Vaterstadt. 1589 wurde er in den Rath gewählt, und von demselben zuerst in das Steueramt und hernach (1593—1611) in das Bauamt gesetzt. An den gesetzgeberischen Arbeiten (Polizei-, Hochzeitsordnung u. a.) nahm er in hervorragender Weise thätigen Antheil, indem er die Verabfassung solcher Gesetze durch gründliches Studium der Urkunden und Acten vorbereitete und mit Umsicht ausführte. Während er mit dem noch kunstsinnigeren und in dieser Richtung verdienstvolleren Matthäus Welser das Bauamt führte, vollzog sich jene Verschönerung der Stadt, welche ihr in der Kunstgeschichte so viel Ruhm gebracht hat: es entstanden die herrlichen Brunnen (Augustus-, Herkules-, Merkurbrunnen), welche durch hervorragende Künstler, wie Adrian van Vries und Hubert Gerhard ausgeführt wurden, und der berühmte Baumeister Elias Holl baute nicht nur das Zeughaus, das Bäckerhaus und vor Allem den Prachtbau des Rathhauses, sondern er drückte der ganzen Stadt den Stempel seines Genies d. i. der Spätrenaissance auf, den sie heute noch trägt. Als freilich das Elend des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland hereinbrach, hörte auch in Augsburg diese schaffensfrohe Zeit auf; sogar Noth und Drangsal schwerster Art kam über die Stadt Dank der trübseligen Politik des Kaisers. Unter diesen Umständen war das öffentliche Amt keine leichte Aufgabe. Bernhard R. aber hielt nicht bloß treu auf seinem Posten aus, sondern suchte durch Umsicht und Gerechtigkeit die hereinbrechenden Uebel zu mildern und zu vermindern, so gut er konnte. So beugte er als Vorsteher des Steueramtes drohender Hungersnoth durch rechtzeitigen Aufkauf von Getreide vor, so setzte er mit Elias Holl die Stadt in den bestmöglichen Vertheidigungszustand. Seit 1623 begleitet er mit dem zaghafteren Hieronymus Imhof das oberste Amt eines Stadtpflegers; damit beginnt für ihn die schwerste Zeit. Obwol selbst der katholischen Kirche angehörig, konnte er keineswegs die von den Jesuiten ersonnenen Pläne billigen.

welche nicht allein darauf hinausliefen, die evangelische Kirche in Augsburg auszurotten, sondern auch womöglich die Reichsstadt den Händen des Bischofs Heinrich V. (1598—1646) auszuliefern. In Augsburg sollte die Probe gemacht werden, wie in Deutschland die Restitution und die Gegenreformation am besten durchgeführt werden könne. Der fanatische Bischof wurde am kaiserlichen Hof auf das nachdrücklichste von dem Beichtvater des Kaisers, dem bekannten Jesuiten Lämmermann (Lamormain), unterstützt: er klagte zunächst über Bedrückung und Beraubung der Katholiken, eine rein erdichtete Beschuldigung. Zunächst erschien eine kaiserliche Commission, welche beweisen sollte, was nicht zu beweisen war, und auch die letzte Absicht des Kaisers wenigstens den Stadtpflegern nicht verschwieg. Diese freilich, und besonders Bernhard R., waren in keinem Wege zu einem gegen ihre Mitbürger gerichteten Verfahren zu bewegen. Aber während sie durch eine Gesandtschaft nach Wien das Unglück abzuwehren suchten, arbeitete der hinterlistige Rector des Jesuitencollegiums in Augsburg, Conr. Reihing, mit allen Mitteln der List und Einschüchterung dahin, dem evangelischen Theil der Bürgerschaft Alles zu nehmen. R. leistete energischen Widerstand, aber die Gewalt des Kaisers kam den jesuitischen Absichten zu Hülfe. Zunächst wurden alle Evangelischen aus dem Rath ausgeschlossen, und die beiden Stadtpfleger mit der Durchführung des Restitutionsedictes in der Stadt beauftragt. Während sie nun vergeblich bestrebt waren, die Strenge desselben zu mildern, drängte die Jesuitenpartei, mit dem Bischof an der Spitze, auf die rücksichtsloseste Durchführung derselben. Bernhard R. konnte manches nicht verhindern, was er gerne verhindert hätte: weder die Bitten der Bürgerschaft, noch fürstliche Fürsprache waren im Stande, den kaiserlichen Willen zu beugen. Es wurden den Evangelischen die Kirchen genommen, ihre Prediger aus der Stadt verwiesen und die geistlichen Güter eingezogen. Um die Sache gründlich auszuführen, erschien sogar der kaiserliche Beichtvater in Augsburg. In keinem öffentlichen Amt mehr wurde ein Protestant geduldet (auch Elias Holl wurde seines Dienstes entlassen), sogar unanfechtbare Stiftungen den Evangelischen entrissen. Die Truppen der Gegenreformation, neben den Jesuiten die Carmeliter und Franciscaner, zogen ein, erhoben Ansprüche und suchten sich festzusetzen. Bernhard R. schwieg wenigstens nicht zu den Gewaltthaten, die er nicht aufzuhalten vermochte. Aber es war schon ein Verdienst, daß er seine Stelle keinem gefügigen Werkzeug der Jesuiten überließ. Unterdessen nahte Gustav Adolph auf seinem Siegeszug der bedrängten Reichsstadt 1632. Der König setzte nun seinerseits den katholischen Rath ab, auch Bernhard v. R. wurde seines Amtes entsetzt, ja für kurze Zeit in Haft genommen, aber da er seine Unschuld an dem Geschehenen unschwer nachweisen konnte, bald wieder in Freiheit gesetzt. Gustav Adolph behelligte die Katholiken in der Ausübung ihres Glaubens nicht, legte aber eine schwedische Besatzung in die Stadt. Drei Jahre dauerte dieser Zustand. 1635 rückte wieder eine kaiserliche Abtheilung ein und mit ihr kehrte der alte Zustand der Dinge wieder: ein rein katholischer Rath und die Bedrückung der Evangelischen, die jeder Kirche beraubt und nur von zwei standhaften Predigern, Philipp Weber und Paul Jenisch, zusammengehalten, 13 Jahre lang ihre Gottesdienste im offenen Hof des St. Anna-Collegiums abhielten. Bernhard R. trat wieder in sein Amt und richtete sein ganzes Bestreben darauf, einen „Akkord“ zu Wege zu bringen, der auch seinen evangelischen Mitbürgern ihr schmählich verkürztes Recht wieder zurückgeben sollte. Nur dieser hochherzigen und toleranten Gesinnung, die ihn häufig in allerlei Mißhelligkeiten mit unduldsamen Collegen, abgesehen von der Jesuitenpartei, verwickelte, verdankte es die evangelische Bürgerschaft, daß ihr zur Vertretung ihrer Rechte und Wahrung ihres Besitzes die Bildung eines Ausschusses eingeräumt wurde, welcher muthig für

Recht und Glauben focht, bis der westfälische Friede wieder eine Ordnung herbeiführte. Unterdessen machte sich Bernhard v. R. hauptsächlich dadurch verdient, daß er unablässig und tapfer der jedes Recht mit Füßen tretenden Gier der Orden nach Gut und Besitz entgegentrat. Als er 1645 starb, bezeugte es ihm die evangelische Bürgerschaft öffentlich, daß sie Bernhard v. R. vor gänzlicher Unterdrückung gerettet habe. Für die Geschichte jener Drangsalszeit sind die gewissenhaften Aufzeichnungen, die er in seiner amtlichen Stellung gemacht hat, von großem Werthe: dahin gehören seine Protocolle über die kaiserliche Commission und Reformation vom Jahre 1628, seine Sammlung der Reformationsacten und -Urkunden und seine von ihm Nebenprotocolle benannten Aufzeichnungen aus den Jahren 1625—1644.

Stetten, Gesch. d. Stadt Augsburg. — Stetten, Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugenden. — Stetten, Gesch. d. adeligen Geschlechter d. St. Augsburg. — P. Braun, Gesch. d. Bischöfe v. Augsburg. — Archivalien.

Wilhelm Vogt.

Rehm: Friedrich R., Historiker. Geboren am 27. November 1792 zu Immichenhain, einem im niederhessischen Kreise Ziegenhain gelegenen Dorfe, wo sein Vater, der sich als Schriftsteller ebenfalls bekannt gemacht hat, als Pfarrer wirkte. Die ersten sechzehn Jahre seines Lebens verbrachte R. im väterlichen Hause oder bei seinem mütterlichen Oheim und erhielt hier auch den gelehrten Unterricht, ohne je ein Gymnasium zu besuchen. Für das Studium der Theologie bestimmt, bezog er im J. 1808 die Universität Marburg, wo er die Zeit, die ihm die theologischen Vorlesungen übrig ließen, den historischen Studien, für welche er frühe eine ausgesprochene Neigung gefaßt hatte, widmete. Unter den Lehrern, welchen er ein dankbares Gedächtniß bewahrte, nennt er u. a. Arnoldi, Creuzer, Justi, Tennemann und Wachler. Im April 1811 wurde er nach den bestandenen vorschriftsmäßigen Prüfungen unter die Candidaten des Predigeramtes aufgenommen und übernahm hierauf eine Hofmeisterstelle, ohne jedoch in jenem Berufe oder in dieser Stellung eine Befriedigung zu finden. Sein lebhafter Wunsch war, sich ganz dem Studium der Geschichte widmen zu können, um später als akademischer Lehrer aufzutreten. Er erreichte es auch, daß er im October 1812 die Universität Göttingen besuchen durfte, wo er, ohne die Theologie völlig zu vernachlässigen, besonders G. J. Planck, Heeren und Sartorius hörte und daneben die Bibliothek fleißig benutzte. Am 14. Juni 1814 wurde ihm von der theologischen Facultät für die Bearbeitung der Abhandlung „Historia precum biblica“ der Preis zuerkannt. Man hatte ihn indeß auch in Marburg nicht vergessen. Bald nach der Rückkehr des Kurfürsten aus der Verbannung erhielt R. Anfangs September des genannten Jahres die Berufung als „Major“ an das sogenannte „Stipendium“, eine bereits von dem Landgrafen Philipp gegründete Anstalt, an welcher er die Studien der „Minores“, d. h. der in dieselbe aufgenommenen Studirenden der Theologie zu leiten hatte. Diese Anstellung entschied zugleich seine Zukunft. Er sah sich jetzt in der Lage, an die Verwirklichung seines Lieblingsgedankens im Ernste zu denken und sich für das Fach der Geschichte in Marburg zu habilitiren. Im April 1815 erwarb er sich zu diesem Zwecke die philosophische Doctorwürde und schon die Tage darauf eröffnete er seine Vorträge über „Allgemeine Geschichte“, für welche er eine besondere Neigung verspürte und deren Darstellung auch der größte Theil seiner Schriften gewidmet ist. Von da an stieg er rasch aufwärts. Schon nach drei Jahren im April 1818 wurde er zum außerordentlichen Professor an der philosophischen Facultät und zwei Jahre später, am 26. September 1820, zum ordentlichen Professor der Geschichte und zum dritten Universitätsbibliothekar er-

nannt. R. scheint eine besonders für die praktische Wirksamkeit angelegte Natur gewesen zu sein. Zweimal hat er das Amt des Prorectors begleitet, längere Zeit war er Mitglied der sogenannten Universitätsdeputation und ständiges Ausschußmitglied der Stadt Marburg, eine Thätigkeit, die im J. 1834 durch die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt ihre deutliche Anerkennung erhielt. Wiederholt zum Abgeordneten der Landesuniversität gewählt, vertrat er dieselbe seit dem Jahre 1840 bis zu seinem Tode. Mitten in dieser Wirksamkeit überraschte ihn am 5. November 1847, als er von einem fröhlichen Gelage auf der Wilhelmshöhe nach Kassel zurückkehrte, der Tod. Seine Thätigkeit als Lehrer hatte wohl schon seit Jahren eine Minderung erfahren, so daß bereits im J. 1845 ein Ersatzmann für ihn berufen wurde. Seine litterarischen Arbeiten, die, wie erwähnt, ausschließlich der Geschichte des Mittelalters zugewandt waren, haben eine bleibende Bedeutung nicht erworben. Nur sein „Lehrbuch der historischen Propädeutik" (Marburg 1830) hat, weil es einem vorhandenen Bedürfnisse entsprach, nach seinem Tode eine von seinem Amtsnachfolger Heinrich v. Sybel besorgte neue Ausgabe erfahren.

Vgl. Meusel, Gesch. des gelehrten Deutschland im 19. Jahrh. 7. Bd. (Lemgo 1823), S. 269. — K. W. Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte (Marburg 1831), S. 522—531 (von R. selbst bearbeitet und bis zum Jahre 1829 reichend). — Neuer Nekrolog der Deutschen. 25. Jahrg. 1847, 2. Thl., S. 691—695.

Wegele.

Rehmke: Maria Lina R., geb. v. Gonzenbach, geb. am 21. April 1854 zu St. Gallen, † ebendaselbst am 21. Febr. 1882. Eine Enkelin von Karl August v. Gonzenbach (s. A. D. B. IX, 368), Tochter des am 14. Juni 1886 verstorbenen Präsidenten des St. Galler kaufmännischen Directoriums Emil v. Gonzenbach, der, gleich seinem Vater und auf demselben Felde thätig, sich die größten Verdienste um seine Vaterstadt erworben hatte, erwuchs das vielbegabte, doch von Jugend auf zarte Kind in einem schön entfalteten Familienleben, unter liebevoller geistiger Gemeinschaft mit der Mutter, in dem Wunsche nach wissenschaftlicher, künstlerischer Anregung und Fortbildung überall gefördert. In der Jungfrau regte sich „ein mächtiger Wissenstrieb und zugleich ein zwingendes Bedürfniß, in poetischem Worte den Gedanken Raum zu geben"; aber dieses vielfache Wissen und Können vermochte nicht einen Augenblick der echtesten Weiblichkeit, liebenswürdiger Anspruchslosigkeit und hellem Frohsinn in den Weg zu treten. So gerieth es auch Nahestehenden zur Ueberraschung, als 1879 „Maria vom Berg", — so nannte sie sich von dem Familiengute in der Vorstadt St. Gallen's, wo sie ihre Jugend verlebt — mit dem anmuthigen dichterischen Werke: „Der Burgunderzug, ein Idyll aus St. Gallen's Vergangenheit" (Frauenfeld 1880) hervortrat, und Wahrheit sprachen die Widmungsworte an die Eltern, wenn sie von der Gabe bezeugten: „Ihr findet Euer Kind darin". 1882 folgten dieser in das trochäische Maß gekleideten Dichtung noch „Zwei Novellen" (Frauenfeld) — „Das Haus in der Thurmecke — Des Spielmanns Kind", welche, was die Kraft der Erfindung betrifft, wohl noch über der ersten Schöpfung stehen; aber es liegt in den beiden Erzählungen etwas unsäglich Wehmüthiges, wie eine Todesahnung, obschon eine Braut die Dichterin gewesen war. Denn 1881 hatte „Maria vom Berg" sich mit Dr. Johannes Rehmke (aus Holstein) — damals Lehrer an der St. Galler Kantonsschule, jetzt Professor der Philosophie an der Universität Greifswald — verheirathet; aber eine Krankheit, die sie schon vorher mehrmals dem Tode nahe gebracht hatte, setzte schon nach wenigen Monaten neuen Glückes ihrem Leben ein Ende. Erst nach ihrem Tode erschien „Der Bur-

gunderzug“ in neuer weit größerer Ausstattung (mit Illustrationen nach Zeichnungen des in München lebenden Schweizer Malers Victor Tobler, Frauenfeld 1882).

Meyer v. Knonau.

Rehnschild: Karl Gustav R., Graf und Feldmarschall unter dem Könige Karl XII. von Schweden, stammte aus einem westfälischen Geschlecht, welches früher den Namen „v. Kessenbrinck“ führte und in seiner einen Linie Grundbesitz in Rügisch-Pommern erwarb, wo dieselbe auf Gribenow, Creuzmannshagen und Willershusen noch gegenwärtig blüht, und den ursprünglichen Namen sowie das ältere Wappen, mit einem springenden Hirsche, beibehielt. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder stand in schwedischen Militär- und Civildiensten, während Julius Friedrich v. K., verschiedene preußische Aemter bekleidend, zuletzt als Präsident der Regierung und Curator des akademischen Gymnasiums zu Stettin 1775 verstarb, wo er auch mehrere Schriften über pommersche Geschichte und Alterthümer herausgab. Die andere Linie des Geschlechts erwarb dagegen vorzugsweise Grundbesitz in Schweden, bekleidete wiederholt hohe Militärwürden und Staatsämter, und führte, seit ihrer Aufnahme in die schwedische Ritterschaft (1639), nach einem angeblich früher bewohnten Orte „Rehn oder Rheine“ bei Münster, oder nach der Einwanderung vom Niederrhein, den Namen „Rehnskiöld oder Renskőld“, welcher in deutschen Geschichtswerken die abweichenden Schreibarten „Rehnschild, Rhenschildt, Rheinschild“ zeigt. Der erste Träger dieses Namens Gerd Anton (geb. 1610 † 1658), begleitete als Feldkämmerer den König Gustav Adolph auf dessen Zug nach Deutschland, und wurde, in Anerkennung seiner Verdienste, (1639) Mitglied des Staatsrathes und (1650) Oberkammerpräsident. Aus seiner zweiten Ehe mit Brita Torschefkall, einer Großnichte des einflußreichen schwedischen Gesandten und Staatsmannes Adler Salvius, stammten außer mehreren anderen Kindern drei Söhne: Johann, welcher unter Karl XI. (1672) die Ministerwürde empfing, der Oberst Axel († 1677), dessen Sohn Franz Anton (1700) in der Schlacht bei Narwa, als Lieutenant der Leibgarde fiel, und Karl Gustav, welcher mit Stenbock, Horn, Lewenhaupt u. A. den Ruhm der kriegerischen Thaten Karl's XII. theilte. Geboren am 6. August 1651 zu Stralsund, erhielt er seine Ausbildung auf den Universitäten zu Greifswald und Lund, wo er namentlich den Unterricht Samuel Pufendorf's in den Staatswissenschaften genoß; alsdann seit 1673 in schwedischen Militärdiensten, (1689) Oberst, (1696) Generalmajor, (1698) Generallieutenant bei der Cavallerie, wurde er zugleich zum Gouverneur von Schonen und in den Freiherrnstand erhoben, sowie später (1705) auch Mitglied des schwedischen Staatsrathes. Als nun Karl XII. im J. 1700 den Krieg gegen die verbündeten Mächte von Dänemark, Polen und Rußland begann, erlangte R. durch die Verwandtschaft des Charakters, welcher dem des Königs an Kühnheit gleichkam und ihn an Erfahrung übertraf, dessen besondere Gunst. Bei dem Zuge nach Dänemark ermunterte er ihn, gegen den Rath der vermittelnden Mächte von England und Holland, zur Landung auf Seeland, indem er ihn auf das Beispiel Gustav Adolph's hinwies. Da dieses gefahrvolle Unternehmen einen glücklichen Erfolg hatte, und zu dem vortheilhaften Frieden von Travendal führte, so stieg R. noch höher in der Achtung des Königs. Noch glänzenderen Ruhm erwarb er jedoch beim Ausbruch des Krieges gegen Polen und Rußland, als er, um die überladene Jacht, auf welcher Karl XII. in Livland landen wollte, zu erleichtern, auf seinem Rosse in das Meer sprang und durch dieses Wagniß die Person des Königs mit seiner Umgebung vor dem Versinken bewahrte. Als nun in der nach Rehnschild's Angriffsplan unternommenen Schlacht bei Narwa das kleine schwedische Heer einen entscheidenden Sieg über die fünffach überlegene russische Armee errang, verbreitete sich der Ruf des Königs und seiner Heerführer durch

ganz Europa. In dem Feldzug gegen August den Starken von Polen zeigte R. einen ebenso klaren staatsmännischen Blick, wie kriegerische Erfahrung und Kühnheit, indem er einerseits Karl's XII. diplomatische Kunst, die Sache Polens von der Person seines sächsischen Herrschers zu trennen, mit Vorliebe unterstützte, andererseits in den Schlachten an der Düna und bei Klissow (1701—2) neue Lorbeeren erwarb; auch hatte er das Verdienst, manche gefährliche Wagnisse, welche der König nach der Schlacht bei Pultusk (1703) ohne Nothwendigkeit unternahm, wider Wissen und Willen desselben durch vorsichtige Maßregeln zu einem glücklichen Ausgange zu leiten. Als dann Karl die gegen August gewonnenen polnischen Parteien zu einer Conföderation vereinigte, welche den sächsischen Herrscher entthronen und an seiner Stelle den einheimischen Wojewoden Stanislaus Lesczinski zum König erwählen sollte, wurde diese Versammlung dem Schutze Rehnschild's anvertraut, welcher nach einem schnellen glücklichen Zuge Posen eroberte und diese Stadt zum Mittelpunkte der schwedisch-polnischen Partei erhob. Zu gleicher Zeit wußte er durch fortgesetzte Verfolgung August's diesen so zu entmuthigen, daß er zur Entsagung und zum Frieden neigte. Von entscheidender Wirkung war endlich der glänzende Sieg, welchen R. bei Fraustadt an der schlesischen Grenze, östlich von Glogau (1706), über 15,000 Polen unter dem König und 14,000 Sachsen unter Schulenburg, sowie 6000 Russen unter Wustromirski errang, obwohl er ihnen nur 12,000 Schweden ohne Artillerie entgegenstellen konnte. Durch einen Scheinrückzug vermochte er die drei Armeen zu trennen, durch schnelles Absitzen der Cavallerie die sächsischen Geschütze unschädlich zu machen, und dann, nach Eroberung der Kanonen, zuerst die Sachsen und dann die Russen zu schlagen, während August, ohne zum Treffen zu kommen, die Polen nach Warschau zurückführte. In Anerkennung dieser That ernannte der König R. zum Feldmarschall und erhob ihn in den Grafenstand, bei welcher Gelegenheit das Wappen desselben in der Weise verändert wurde, daß um den Mittelschild mit dem springenden Hirsche sich sechs Felder reihten, welche mehrere auf seine siegreiche Tapferkeit bezügliche Embleme zeigen. Als Karl dann (1708) sich gegen Rußland wandte, rief er R. wieder in seine Nähe, da er bei ihm, im Gegentheil zu den älteren Generälen und zu seinem Minister Piper, ein unbedingtes Eingehen auf seine kühnsten Pläne voraussetzen durfte. In diesem Sinne begleitete R. und der Prinz Max Emanuel von Württemberg den König bei der gefahrvollen Eroberung von Grodno, aus welcher Stadt sie den Czaren Peter vertrieben, und förderte gleichfalls Karl's Plan, den Zug nach Moskau durch die Ukraine zu unternehmen, angeblich aus Eifersucht und Feindschaft gegen Lewenhaupt und Piper, wahrscheinlicher jedoch, weil er einsah, daß der König, welcher zu dieser Fahrt durch das ihm von dem Kosakenhettmann Mazeppa und von der Türkei angebotene Bündniß bewogen wurde, durch keine Mahnungen der Vorsicht und des Verstandes zurückzuhalten sei, vielmehr stets demjenigen Plane folgen würde, welcher die größere Kühnheit erforderte und die meisten Gefahren in Aussicht stellte. Anfangs war dieser Feldzug, welcher den Wendepunkt in Karl's bisher vom Glücke begünstigten kriegerischen Unternehmungen bildete, von ähnlichen Siegen begleitet, namentlich wußte R. bei Golowtschin die kühnen Angriffe des Königs durch strategische Künste zu unterstützen und einen glänzenden Erfolg zu erringen. Auch in den Treffen bei Malatize und Rajowka wetteiferten R. und der Prinz von Württemberg mit Karl an Tapferkeit, jedoch blieb dieselbe, da die übrigen schwedischen Heerführer geschlagen wurden, und die von ihnen, sowie von Mazeppa erwartete Verstärkung nur geringe Hülfe gewährte, ohne praktische Bedeutung; dennoch behielt R., obwol er bei der Eroberung von Weprik (1709) eine Wunde empfing und die Truppen durch die Kälte des Winters und Mangel an Nahrung ohne

Nutzen aufgerieben wurden, die gleiche furchtlose Zuversicht, und übernahm, da der König wegen seiner Verwundung nicht selbst zu commandiren vermochte, an seiner Stelle in der Schlacht von Pultawa (27. Juni a. St. 1709) den Oberbefehl in der freudigsten Hoffnung. Auch würde ihm der Wahrscheinlichkeit nach das Glück treu geblieben sein, wenn nicht die zwischen ihm und Lewenhaupt herrschende Eifersucht, sowie die auf Piper's Rath seine Dispositionen kreuzenden Anordnungen des Königs den Kriegsplan gestört und trotz verzweifelter Gegenwehr einen entscheidenden Sieg der Russen herbeigeführt hätten. Als R. diesen Ausgang kommen sah, traf er in der Eile noch Vorkehrungen zur Flucht des Königs, er selbst aber gerieth, als er sich wieder gegen den Feind wandte, ebenso wie der Prinz v. Württemberg und Piper, in russische Gefangenschaft, wurde aber vom Czaren, in Anerkennung seiner Tapferkeit, auf das ehrenvollste behandelt. Hiermit schloß seine kriegerische Laufbahn; denn als er, gemäß der vom Grafen Görz zwischen Schweden und Rußland geführten Bündnißverhandlungen (1718) aus der Haft entlassen, in die Heimath zurückkehrte, bewirkte der bald nach seiner Ankunft in Frederikshall erfolgte Tod Karl's XII., daß die vom Hofe, vom Reichsrathe und vom Volke schon lang ersehnten Friedensschlüsse fast sämmtliche vom Könige vertheidigten Länder in den Besitz der Nachbarfürsten übergehen ließen und daß Schweden auf längere Zeit aus der Reihe der kriegführenden Mächte zurücktrat. Diese schmerzlichen Erfahrungen, im Zusammenhang mit dem herannahenden Alter, erschütterten seine geistigen und körperlichen Kräfte. Zwar waltete er noch einige Jahre als Gouverneur von Schonen und als Erneuerer des während Karl's Abwesenheit in der Türkei sehr zerrütteten Militärwesens, aber schon am 19. Januar 1722, im 71. Lebensjahre, ereilte ihn auf einer zu diesem Zwecke nach Südermanland unternommenen Reise der Tod, vier Jahre nach dem Ableben des Königs, welchen er fast auf allen ruhmvollen Unternehmungen begleitet hatte. Seine Ruhestätte fand er in der Gruft seines Großoheims Adler Salvius. Sein Grundbesitz, u. a. die ihm von den Agnaten vererbten Güter: Gribenow mit dem von ihm erbauten Schloß, Creuzmannshagen, und Willershusen gingen auf seine mit ihm seit 1697 vermählte Gattin Bar. Elis. v. Funk und deren zweiten Gemahl, den Grafen Erasmus v. Küssow über, fielen aber, da beide Ehen kinderlos blieben, nach längeren Rechtsverhandlungen (1783) an die Keffenbrinck'sche Linie zurück.

Vitae Pom. — Gesterding, Pom. Geneal. I, 272 ff. u. dessen handschr. Gen. d. G. Keffenbrinck, im Besitz des Rüg.-Pom. GV. — Bohlen, Gesch. d. G. Krassow, I, 45 ff. — Kosegarten, Gesch. der Univ. Gr. I, 271 ff. — Fryxell, Gesch. Karl's XII, n. d. Schwed. h. v. A. v. Etzel, Leipz. 1860. — Vgl. ü. d. Wappen Bagmihl, Pom. W.-B. IV, p. 1—8, Taf. I—II und Svearikes Wapnbok, 2 A. 1764, Grafen, Nr. 48, Nachtrag Nr. 270. — Anrep, Svenska Adelns Ättartaflor, 1858—64. — Die a. a. O. aufgezählten Namen: Reenfelt, Reenhielm, Reenstierna, Rehnberg, Rehnhorn, welche alle das Emblem des Hirsches, resp. Rennthieres (Ren) führen, machen es wahrscheinlich, daß der Name „Rehnskiöld" nicht von einem Orte abgeleitet, sondern mit dem Emblem willkürlich gewählt ist.

Pyl.

Rehtmeyer: Philipp Julius R., geb. zu Schliestedt im Kreise Wolfenbüttel am 21. Februar 1678, † 1742, kam als vierjähriger Knabe nach Braunschweig, wo sein Vater Rudolf Heinrich R. 1682 die Pfarre zu St. Michaelis erhalten hatte, mit welcher 1684 noch die des bei der Stadt gelegenen Dorfes Rüningen vereinigt wurde. Dieser war am 10. November 1642 zu Minden geboren, zu Rinteln und Königsberg gebildet, am letzteren Orte 1672 zum Magister und dann 1674 zum Pfarrer in Schliestedt befördert; 1675 [illegible]

sich mit einer Braunschweigischen Patriciertochter Elisabeth von Kalm vermählt, die um den Anfang Octobers 1707 gestorben ist. Der Sohn besuchte zunächst in Braunschweig das unter dem Rectorate Joh. Alb. Gebhardi's stehende Gymnasium Martineum und bezog darauf behufs Studiums der Theologie die Universität Jena, wo Bechmann, Treuner und Danz seine Lehrer waren. Er ging dann nach Helmstedt über, wo er am 4. October 1700 immatriculirt wurde und sich besonders an Joh. Andreas Schmidt anschloß. Nachdem er zu weiterer Ausbildung noch eine Reise nach Holland unternommen hatte, beschäftigte er sich in Braunschweig mit kirchengeschichtlichen Arbeiten. Er wollte ursprünglich nur einen kurzen lateinischen Bericht von der Reformation der Stadt Braunschweig ausarbeiten, aber auf Anregung des Kanzlers Probst von Wendhausen, der ihm den Zutritt zu dem Archive des Raths u. a. eröffnete, erweiterte er den Plan und schrieb „Der berühmten Stadt Braunschweig Kirchen-Historie“ von der ältesten bis auf seine Zeit. Das Werk erschien in 5 Theilen von 1707 bis 1720. Da R. wohl erkannte, daß die chronikalischen Nachrichten nicht „zulänglich“ und vor Allem „die bewährten documenta“ heranzuziehen seien, so hat er in seiner Arbeit zahlreiche Urkunden zum Abdrucke gebracht, welche seinem Werke vor Allem eine bleibende Bedeutung verschafft haben. Für die spätere Zeit hat er besonders die Catalogi ministrorum verbi divini in eccl. Brunsv. ausgiebig benutzt. Ein großes werthvolles Material hat er so in seinem Buche zusammengetragen und weiterer Benutzung zugänglich gemacht. Aber über die Thätigkeit eines verdienstvollen Sammlers geht sein Verdienst nicht weit hinaus; zu einer inneren Beherrschung und künstlerischen Gestaltung des Stoffes, den unentbehrlichen Vorbedingungen einer wirklichen Geschichtschreibung, hat er es nicht gebracht, bei seiner geringen kritischen Begabung und schwachen Darstellungskunst auch nicht bringen können. Dagegen hat er, wo er Thatsächliches berichtet, sorgfältig gearbeitet, mit großem Fleiße zahlreiche Quellen herangezogen, so daß seine Arbeit die Grundlage für viele spätere geworden ist. Den ersten Band dieser Kirchengeschichte widmete R. dem Herzoge Anton Ulrich, der durch das Werk so für den Verfasser eingenommen wurde, daß er ihn durch Decret vom 2. Januar 1708 zu einem Adjuncten des geistlichen Ministeriums, wie die Vereinigung der Prediger der Stadt Braunschweig genannt wurde, erklärte. Am 24. Januar hat R. das übliche Examen gut bestanden und am 27. d. M. wurde er ordinirt. Außer besonderen Diensten mußte er nach Umständen sämmtliche Amtsbrüder vertreten, soweit ihn nicht, wie beim Beichtehören, seine Schwerhörigkeit in der Ausübung seines Berufes hinderte. Am 10. März 1709 wurde R. als besonderer Gehülfe seines Vaters und künftiger Nachfolger sowohl zu St. Michaelis als zu Rüningen eingeführt, und nach dem Tode jenes am 24. September 1718 hat er diese Stellung wirklich übernommen. Im J. 1734 rückte er im geistlichen Ministerium zum Subsenior auf und am 7. December 1742 ist er gestorben. In religiöser Hinsicht stand R. den Pietisten nahe, ohne daß er sich jedoch bei der entschieden feindseligen Haltung der stadtbraunschweigischen Geistlichkeit gegen diese Richtung offen für sie erklärte. Verheirathet ist R. zweimal gewesen. Am 15. October 1709 führte er Elisabeth Eleonore Crusius, eine Tochter des 1682 verstorbenen braunschweigischen Hofpredigers Kaspar Crusius heim, die ihm im Anfange des Jahres 1711 eine Tochter schenkte, aber schon zwei Monate darauf gestorben ist. Am 1. November 1713 vermählte er sich mit Anna Margarethe Frantzen, einer Tochter des verstorbenen Kämmerers Frantzen in Uelzen, die ihm 3 Söhne und 4 Töchter gebar. Rehtmeyer's Hauptwerk ist neben seiner Kirchengeschichte seine „Braunschweig-Lüneburgische Chronica“, die als stattlicher Folioband 1722 erschien. Zu Grunde liegt derselben das fünfte Buch von Joh. Letzner's (s. A.

D. B. XVIII, 465) ungedruckter „Großer Braunschw.-Lüneburg-Göttingischer Chronika vom Anfang der Welt bis auf seine Zeit", welche in 114 Capiteln „von denen Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg" handelt und sich im Rathsarchive zu Braunschweig befand. Zu diesem Werke Letzner's, dessen Leben und Schriften er in der Vorrede seines Werkes verzeichnete, hat er dasjenige, was aus Bünting's Chronik zu ergänzen war, hinzugenommen; er hat ferner Leibniz' Scriptores, Eccard's Schriften und was er sonst aus gedruckten Werken und handschriftlichen Chroniken, wie an Originaldocumenten, die ihm namentlich wieder das Braunschweiger Rathsarchiv lieferte, gewinnen konnte, in seine Chronik verarbeitet. Die Vorzüge und Schwächen seines Werkes erklären sich aus dieser Entstehungsart. Er bringt zuverlässige Angaben, wo ihm gute, unzuverlässige, wo ihm schlechte Nachrichten in die Hand kamen. Nach einer wirklichen Verarbeitung des Stoffes hat er gar nicht gestrebt, da er den Wortlaut seiner Quellen einfach beibehalten hat. Dadurch erklären sich die ungleiche Schreibart des Buches, die Widersprüche zwischen einzelnen Theilen des Textes, die gutgläubige Aufnahme von mancherlei Fabeln, die kritiklose Vermischung von Wichtigem und Werthlosem. Dennoch hat das Werk, das mit zahlreichen Tafeln von Siegeln, Münzen, Wappen und sonstigen Darstellungen reich geschmückt ist, in Ermangelung besserer sich bis jetzt in Gebrauch und einem gewissen Ansehen erhalten. R. hat die Herausgabe weiterer Chroniken aus Letzner's reichem litterarischem Nachlasse ins Auge gefaßt, aber nicht ausgeführt. Er hat sonst nur noch eine Anzahl kleinerer Arbeiten, wie die Lebensbeschreibung des Theologen Joach. Lütkemann, die zuerst 1720 vor Lütkemann's Vorschmack der göttlichen Güte, dann von Märtens mit Zusätzen vermehrt ebenda und zugleich als besonderes Buch 1740 erschien, u. a. geliefert, welche sich mit Ausnahme der „Dissertatio de oblatis eucharisticis" (Helmst. 1733) und einer bei Gelegenheit der goldenen Hochzeit H. Häseler's verfaßten Schrift „Das Geheimniß der Vollkommenheit der 73. Zahl" (Braunschw. 1706) in v. Praun's Bibliotheca Brunsvico-Luneb. und in Erath's Conspectus hist. Br.-Lün. verzeichnet finden.

Vergl. Götten, Das jetzt lebende gelehrte Europa I, 642. — Die angeführten Catalogi ministrorum etc. im Stadtarchive zu Braunschweig. — Nachrichten der betr. Kirchenbücher.

P. Zimmermann.

Reiber: Reichart Gottlob R., fälschlich (von Rotermund u. a. Reinhard Gottlob genannt), wurde am 24. December 1744 zu Bernstadt im schlesischen Fürstenthum Oels geboren, studirte seit 1765 zu Frankfurt a. O. Theologie, wurde hier von Joachim Georg Darjes (s. A. D. B. IV, 758) zum Secretär der „königl. Gelehrten Gesellschaft" ernannt, war vom J. 1768 an in mehreren Stellungen Hauslehrer, seit 1775 herzogl. württembergisch-ölsnischer Pagenhofmeister und Cabinetsprediger, wurde 1778 Pastor zu Mühlwitz im Fürstenthum Oels und endlich im J. 1788 Pastor zu Dirsdorf im Nimptscher Kreise, als welcher er im Mai 1809 starb. R. ist ein sehr fruchtbarer Dichter geistlicher Lieder gewesen; als sein Vorbild wird Klopstock gelten dürfen. Er gab zwei Sammlungen „Geistlicher Lieder" heraus, Breslau 1783 u. 1784, mit zusammen 80 Liedern; nach seinem Tode erschienen noch von ihm „Blumen im Thale oder neue geistliche Lieder", Breslau 1810, eine Sammlung von 112 Liedern. Dreizehn seiner Lieder nahm das Jauersche Gesangbuch von 1813 auf, und einige finden sich noch in neuern Gemeindegesangbüchern. Unter ihnen sind etwa hervorzuheben die Lieder: „Allmacht, Allmacht, hilf dem Schwachen", „Erfülle mich mit sanften Trieben", „Du sollst glauben, o du Armer, und du zweifelst"; — diese drei sind z. B. im Hamburger Gesangbuch von 1842.

Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1596 f. — Rambach, Anthologie, 6. Bd., S. 53 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlied u. s. f., 3. Aufl. 6. Bd., S. 377 f. — Goedeke, 1. Aufl. III, S. 194, Nr. 489.
l. u.

Reibisch: Wolff oder Wolfgang v. R. wird im Johan Koler'schen Gesangbuche (Nürnberg 1569 u. 1570) der Dichter von drei geistlichen Liedern genannt; er selbst wird als der „Edle und Ehrenfeste" bezeichnet, der diese Lieder in seinem Gefängniß gedichtet habe. Das dritte dieser Lieder hat vielleicht, da es die Zeile enthält: „Laß dir mein Mann befohlen sein" und ein Akrostichon auf den Namen „Anna" ist, Reibisch's Gemahlin Anna gedichtet, falls wir nicht annehmen wollen, daß er es in ihrem Namen verfaßte. Die Lieder haben alle einen ähnlichen Inhalt; in gegenwärtiger Noth wird um das göttliche Erbarmen gebeten; über speciellere Verhältnisse des Dichters läßt sich aus ihnen nichts ersehen. Es wird anzunehmen sein, daß unser Dichter der bekannten adligen Familie, deren Namen auch Reybisch, Ribisch, Reibsch u. a. geschrieben wird, angehört. Die Familie lebte theils in Schlesien (in der Lausitz?) und theils in Thüringen. In der Reformationszeit finden wir besonders genannt Heinrich Reibisch, Doctor der Rechte und Rath bei Kaiser Ferdinand I. Generalsteuereinnehmer in Schlesien, † zu Breslau im J. 1544; ihm empfahl Melanchthon in einem Schreiben vom 15. Mai 1538 den Georg Oemler, als dieser nach Breslau reiste (A. D. B. XXIV, 351). Dieser Heinrich hatte einen Sohn Siegfried, der Kämmerer bei Matthias II. war und im J. 1584 starb. In die Reformationsgeschichte selbst griff ein: Johannes R., der mit dem Fürsten Wolfgang von Anhalt im J. 1541 an den bekannten Verhandlungen in Regensburg Theil nahm und an Medler (A. D. B. XXI, 170) über sie berichtete. Am bekanntesten ist ein dritter desselben Geschlechts, der zu gleicher Zeit lebte, nämlich derjenige Reibisch, welcher mit Aufopferung seines eigenen Lebens den Herzog Moritz von Sachsen am 1. October 1542 in der Schlacht gegen die Türken vor Pest aus größter Lebensgefahr rettete; aus der eigenen Beschreibung des Herzogs von diesem Vorgange hören wir, daß dieser R. den Beinamen „der Schnauber" hatte, hingegen erfahren wir seinen Vornamen nicht; und es wird gestritten, ob er Bartholomäus oder Ernst oder Johann oder Sebastian hieß.

Wackernagel, das deutsche Kirchenlied IV, S. 587 ff. — Goedeke, 2. Aufl., II, S. 193 u. 203 (?). — Corp. Reff. III, col. 523; col. 264 u. 333. — Jöcher III, Sp. 1331. — Ueber den Retter des Herzog Moritz: Corp. Reff. IV, col. 886. — Ratzeberger, herausgegeben von Neudecker, S. 115 f. — Fr. Alb. v. Langenn, Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen I, S. 152; II, S. 228 f. — Georg Voigt, Moritz von Sachsen, S. 47. — Zedler XXXI, Sp. 3.
l. u.

Reich: Ferdinand R., geb. am 19. Februar 1799 zu Bernburg, † am 27. April 1883 in Freiberg in Sachsen. Dem Nekrologe in der Leopoldina sind zunächst die Angaben über Reich's Leben entnommen. Er war der Sohn des Geh. Hofraths R. in Bernburg. R. bezog, um sich für den berg- und hüttenmännischen Beruf vorzubereiten Michaelis 1815 die Universität zu Leipzig, darauf im November 1816 die Bergakademie in Freiberg. Unmittelbar nach seinem Abgange von der letzteren trat er im Herbst 1819 als Hüttengehülfe in den sächsischen Staatsdienst. Die rein praktische Thätigkeit gewährte ihm nicht volle Befriedigung, er wünschte sich zum akademischen Lehrer auszubilden und wurde ihm dies durch die Gewährung eines längeren Urlaubs unter Fortbezug seines Gehaltes ermöglicht. R. studirte von Ostern 1822 bis zum Frühjahr 1824 zuerst ein Jahr in Göttingen und dann in Paris. Auf die Empfehlung des Berghauptmanns Freiesleben, des alten Freundes von Al. v. Humboldt,

nahm sich dieser Reich's an und vermittelte dessen Einführung bei den bedeutendsten Naturforschern in Paris. Wenn man die Reihe der berühmten Männer überblickt, mit denen R. in Beziehung trat: Arago, Boué, Al. Brogniart, Berthier, Débilly, Dufresnoy, Elie de Beaumont, Gay-Lussac, Journet, Lacroix, Pouillet, so begreift man, welche Anregung er empfangen mußte. R. selbst hat hervorgehoben, daß ihm die Vorlesung von Gay-Lussac, die sich durch ihre anspruchslose Einfachheit, Klarheit und Gründlichkeit ausgezeichnet habe, am nützlichsten gewesen sei. Von Paris aus trat R. im Auftrage der sächsischen Regierung eine wissenschaftliche Reise zur Untersuchung der Basalte in der Auvergne an. Er gelangte hierbei, im Widerspruch zu der damals in Freiberg herrschenden Werner'schen Theorie zu der Ueberzeugung von der vulkanischen Natur des Basaltes, und fand daher seine umfängliche Arbeit, in welcher er die später von der Wissenschaft anerkannten Ergebnisse seiner Forschungen niederlegte, eine kühle Aufnahme bei den in Freiberg maßgebenden Persönlichkeiten, infolge dessen die Arbeit nicht veröffentlicht worden ist. Gleich nach seiner Rückkehr, im Herbst 1824 wurde R. als Bergakademieinspector angestellt. 1827 erfolgte seine Ernennung zum Professor der Physik, welche Stellung er bis 1860 behielt und von welcher er sich später, durch Geschäftsüberhäufung genöthigt, nur ungern trennte. Von 1830 bis 1842 las R. auch über Versteinerungskunde und von 1842 bis 1856 über theoretische Chemie. 1856 wurde er als Assessor in das königl. Oberhüttenamt berufen und mit der Leitung des Hüttenlaboratoriums betraut. Diese Stellung, sowie die des Akademieinspectors behielt er bis 1866, in welchem Jahre er in den Ruhestand trat. 1860 war er zum Oberbergrath ernannt worden. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste hatte ihn die philosophische Facultät der Universität Leipzig am 21. Juni 1846, gelegentlich der Gründung der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zum Ehrendoctor ernannt. Zweimal hat R. Berufungen ausgeschlagen, weil er sich nicht entschließen konnte, Freiberg zu verlassen. Das erste Mal, als er 1841 einen Ruf als Professor der Physik nach Dorpat erhielt, das zweite Mal, als er zu derselben Stellung 1848 nach Leipzig berufen wurde. An seiner Stelle wurden dann Dove, Jolli und Hankel vorgeschlagen und der letztere aus Halle nach Leipzig berufen.

R. hat sich als Physiker und Chemiker durch eine bedeutende Zahl ausgezeichneter Untersuchungen bekannt gemacht, von welchen die hauptsächlichsten in Folgendem erwähnt werden mögen. Von den physikalischen Arbeiten Reich's sind zuerst die Versuche zur Bestimmung der mittlern Dichtigkeit der Erde zu nennen. R. hat über diesen Gegenstand zwei Untersuchungen veröffentlicht („Versuche über die mittlere Dichtigkeit der Erde mittelst der Drehwage", Freiberg 1838. 8° und „Neue Versuche mit der Drehwage", Abh. der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften I, 385, Leipzig 1852). Die von John Michell etwa 1790 erfundene Drehwage, mit welcher derselbe die Dichtigkeit der Erde zu bestimmen beabsichtigt hatte, wurde nach Michell's Tode von Cavendish 1798 zu solcher Untersuchung benutzt und ergab sich hierbei eine größere Dichtigkeit, als mittelst der Methode der Ablenkung des Pendels durch Berge gefunden worden war. Der bedeutende Unterschied 5.48 oder nach Hutton's Revision der Rechnungen 5,32 bei Cavendish und 4.71 Maskelyne, 4,84 Carlini, war nicht aufgeklärt worden. Deshalb unternahm R. eine Wiederholung der Versuche mit der Drehwage, wobei er als eine wesentliche Verbesserung des Meßverfahrens die Poggendorff'sche Spiegelablesung verwendete. Aus einer großen Reihe von Beobachtungen fand R. im J. 1837 als Mittelwerth 5.44. Einige Jahre später veröffentlichte Baily die Ergebnisse einer großen Zahl von Versuchen, welche er im Auftrage der Royal Astronomical Society nach der Methode von Cavendish angestellt hatte, und fand sich hierbei die Zahl 5.66. Wenn auch dieser Werth von dem

durch R. gefundenen nicht mehr sehr erheblich abwich, erschien R. der Unterschied doch bei der Feinheit der Meßmethode zu bedeutend und er wiederholte daher seine Versuche mit einigen Abänderungen des Verfahrens, welche namentlich darin bestanden, daß nur eine anziehende Masse benutzt wurde und die anzuziehende Zinnkugel mit verschiedenen Aufhängungsdrähten versehen werden konnte. Es ergab sich nunmehr das Mittel der Erddichtigkeit = 5.5832 mit dem wahrscheinlichen Fehler 0.0149. Die neueste von Jolly 1881 mittelst einer neuen Methode, der Benutzung einer empfindlichen Wage, gefundenen Dichtigkeit ist 5.69. Möglicherweise sind die zwischen 5.58 und 5.69 liegenden Unterschiede mit der geographischen Structur der Gegenden, in denen die Beobachtungen gemacht wurden, zu erklären. Schon vor diesen Versuchen hatte R. eine andere auf die Physik der Erde bezügliche Untersuchung angestellt, die ihn als geschickten Experimentator bekannt machte. Es betraf eine Wiederholung des bereits von Hook und Anderen vergeblich, dann 1802 von Benzenberg mit Erfolg gemachten Versuches, aus dem freien Fall eines Körpers die Umdrehung der Erde nachzuweisen. Diese Versuche wurden von R. 1831 mit Beihülfe von Brendel angestellt („Fallversuche über die Umdrehung der Erde, angestellt auf hohe oberamtliche Anordnung in dem Dreibrüderschacht bei Freiberg", Freiberg 1832). Der Schacht hatte eine Tiefe von 488 Fuß; es ergab sich als Mittelwerth aus zahlreichen Versuchen, daß der fallende Körper eine östliche Ablenkung von 12,54 L. p. M. erhielt, was gegen die Theorie nur um 0,31 L. p. M. zu klein ist. Dabei wurde eine kleine Abweichung nach Süden bemerkt, von welcher Muncke (Gehler, Wörterb. VIII, 616 Anm.) meinte, daß sie aus der Theorie nicht folge, welche aber vielleicht als eine Folge der Abplattung, also der größeren Massenanziehung nach Süden, zu erklären ist. Eine andere, sehr wichtige und mit großer Sorgfalt durchgeführte Reihe von Beobachtungen Reich's betraf die Temperaturverhältnisse in den Schachten, also die Frage über die Zunahme der Wärme mit der Tiefe. Solche Beobachtungen waren zuvor von Freiesleben in Clausthal und von Lampadius in Freiberg bereits angestellt worden. R. erhielt den Auftrag, solche Versuche im umfassenden Maße durchzuführen. Das Ergebniß hat R. 1834 veröffentlicht („Beobachtungen über die Temperatur des Gesteins in verschiedenen Tiefen in den Gruben des sächsischen Erzgebirges, in den Jahren 1830 bis 1832 angestellt"; niedrige Temperatur in Gesteinshalden, Pogg. Ann. Bd. 36). Das von R. abgeleitete Endresultat ist, daß auf je 41,84 Meter oder 128,9 Par. F. Tiefenzunahme eine Wärmezunahme von 1° in den angegebenen Gesteinsschichten stattfindet. Auch auf noch andere physikalische Verhältnisse in den Gruben richtete R. seine Aufmerksamkeit. Alex. v. Humboldt hatte 1828 in einer Tiefe von 260 Meter in der Grube Kurprinz Friedrich August mit einem Gambey'schen Inclinatorium die Inclination zu 67° 55' bestimmt. R. fand mit einem gleichen Apparat in den Jahren 1831 bis 1833 die Werthe 67° 24',8; 67° 22',4; 67° 20',14, wies also deutlich eine periodische Abnahme nach. Ueber magnetische und elektrische Erscheinungen in den Bergwerken hat R. mehrere Aufsätze veröffentlicht („Ueber elektrische Ströme auf Erzgängen", Karsten, Archiv XIV, auch Pogg. Ann. Bd. 48, 1844; „Ueber die Wirkungen einiger Blitzschläge in Freiberger Gruben", Pogg. Ann. Bd. 45, 1845; „Ueber die magnetische Polarität des Pölberges bei Annaberg", Ber. d. k. sächs. Gesellsch. d. W. 1849, Bd. II).

Magnetische und meteorologische Beobachtungen sind von R. längere Jahre hindurch angestellt und bearbeitet worden („Beobachtungen über Magnetdeclination", im Jahrbuch für den sächsischen Berg- und Hüttenmann, 1830/31 und Gauß und Weber, Resultate u. s. w., Jahrg. I; „Magnetische Inten-

sitäts- und Inclinationsbeobachtungen", Pogg. Ann. 18 und 31; „Photographische Registrirung der Declination", Ber. d. k. sächs. Gesellsch. d. W. 1859; „Meteorologische Beobachtungen zu Freiberg 1829—38", in Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, 11. Lief.; „Regenmenge in Freiberg während 21 bez. 32 Jahre", im Jahrb. für den sächsischen Berg- und Hüttenmann, 1852 und 1863, auch Pogg. Ann. 88; Artikel „Barometrograph" und „Ausdehnung" in Hülße, Maschinenencyklopädie I; „Zusammenstellung der im sächsischen Erzgebirge in neueren Zeiten bemerkten Erdbeben", Jahrbuch für den sächsischen Berg- und Hüttenmann, 1839 und 1858). Die bisher angedeuteten Untersuchungen Reich's sind durch die besondere amtliche Stellung veranlaßt, die ihn in den Stand setzte, physikalische Erscheinungen unter Verhältnissen zu beobachten, die dem Experimentalphysiker an anderen Lehranstalten nicht zur Verfügung stehen. R. hat indessen auch noch sonstige physikalische Arbeiten ausgeführt, von denen zwei aus dem Gebiete der Elektricität, eine andere aus dem des Diamagnetismus zu nennen sind. R. zeigte durch vielfach abgeänderte Versuche (gleichzeitig mit P. Rieß), daß durch die Verdunstung keine Elektricität entsteht, sondern daß, entgegen der Ansicht Pouillet's die bei der Verdunstung nicht völlig reinen Wassers gebildete Elektricität auf Reibung zurückzuführen sei (Abh. bei Begr. der königl. sächs. Gesellsch. der Wiss., 1846, S. 197). Sodann untersuchte er das Verhalten elektrischer Körper im luftverdünnten Raum und findet, daß Licht und elektrische Anziehung, wie dies schon Cavallo (Lehre von der Elekr., 4. Aufl., Leipzig 1799, II, 63) ausgesprochen habe, auch noch bei den stärksten erreichbaren Luftverdünnungen wahrnehmbar sei (Abh. d. königl. sächs. Gesellsch. d. Wiss., 1846, S. 205). Die Versuche über Diamagnetismus sind in einer Anzahl von Aufsätzen veröffentlicht. R. benutzte zu dem Nachweise der abstoßenden Wirkung von Magneten auf unmagnetische Körper die von ihm früher verwendete Drehwage. Er zeigte, daß die Abstoßung einer Kugel von Zinn mit 2 Proc. Blei und 10 Proc. Wismuth, welche am Balken der Drehwage befestigt war, stattfand. Ein Gesetz für die Abnahme der Abstoßung mit der Entfernung konnte bei der ersten Versuchsreihe nicht nachgewiesen werden (Ber. d. königl. sächs. Gesellsch. d. Wiss., 1847, S. 251). Später hat R. auf Veranlassung von W. Weber die Versuche wiederholt und benutzte die Anziehung von 32 Magnetstäben, welche verschiedenartig gegen die anzuziehende oder abzustoßende Kugel angeordnet werden konnten (Erdm. Journ. Bd. 49, S. 193). Hierbei ergab sich der Beweis, daß ein Nordpol die diamagnetische Wirkung eines Südpols von derselben Stärke und Lage aufhebt. Endlich nahm R. 1855 die Versuche infolge einer Aufforderung Matteucci's nochmals auf und bestätigte dadurch Tyndall's Beweis, daß die Polarität der diamagnetischen Erregung durch die Zunahme der Abstoßung im quadratischen Verhältnisse des erregenden Magnetismus stehe (Ber. der königl. sächs. Gesellsch. d. Wiss., 1855, S. 80). Bei den physikalischen Arbeiten Reich's ist auch noch die Herausgabe eines „Leitfadens für Physik", welcher in 2 Bänden Freiberg 1852—53 erschienen ist, zu erwähnen. Mit der Uebernahme der Leitung des Hüttenlaboratoriums im J. 1856 wendete sich R. chemischen Arbeiten zu. Diese bezogen sich meist auf bestimmte in der Praxis gerade vorkommende Fragen, z. B. Bestimmung des Gehaltes einer Luft an schwefligsaurem Gase; Anreicherung des Bleies an Silber u. A. Besonders ist aber die schöne Entdeckung des Indiums zu erwähnen, welches er 1863 zusammen mit Richter bei spectralanalytischen Untersuchungen fand (Erdm. Journ. Bd. 100, S. 172). Berücksichtigt man, wie sehr die Zeit Reich's durch seine zahlreichen amtlichen Geschäfte in Anspruch genommen war, so muß man den Umfang und die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bewundern.

Poggendorff, Biogr.-liter. Handwörterbuch II, 591. — Leopoldina XVIII, 102, 122, woselbst auch die vollständige Litteratur über Reich's Arbeiten zu finden ist. K.

Reich: Gottfried Christian R., Arzt, ist am 19. Juli 1769 auf dem Jagdschloß Kaiserhammer bei Wunsiedel geboren. Er studirte seit 1788 in Jena und Erlangen die Heilkunde und promovirte 1793 an letztgenannter Universität mit der Abhandlung: „Brevis epidemiae variolosae Arzbergensis anni 1791 delineatio". Ein Jahr später erfolgte seine Ernennung als Prof. e. o. der Medicin an der Universität zu Erlangen, eine Stellung, die ihm viele Muße zu schriftstellerischen Arbeiten ließ. Er verfaßte mehrere Uebersetzungen medicinischer Werke aus dem Englischen ins Deutsche, so: John Aitken's Schrift „Ueber Beinbrüche und Verrenkungen" (Nürnberg 1798), Jesse Foot's „Abhandlung über die Lustseuche" (2 Thle., Leipzig 1793—94) und D. Geo. Wallis' „Die Kunst Krankheiten vorzubeugen" (2 Bände, Berlin 1796—97). Außerdem erschienen von ihm „Magazin des Thierreichs" (Bd. I, Abth. 1—3, 1793—95) und „Magazin des Pflanzenreichs" (Bd. I, Abth. 1—3, 1793—95), sowie als Resultat eingehender Beobachtungen einer 1796 in Franken grassirenden Rinderpestepidemie eine diesbezügliche, ins Holländische übersetzte kleine Schrift, endlich auch mehrere populär-naturwissenschaftliche Aufsätze. Ganz besonderes Aufsehen erregte R. in der damaligen Gelehrtenwelt durch Aufstellung einer neuen auf chemiatrischen Grundsätzen beruhenden Fiebertheorie, die darin gipfelte, daß alle Fieber und fieberhaften Zustände im Körper vom Mangel des Sauerstoffs und der Vermehrung des Stickstoffs herzuleiten seien und daß demzufolge die ihnen angemessene Heilart in der Anwendung von Säuren, besonders aus dem Mineralreich, in möglichst starken Dosen, bestehe. Diese Lehre, welche in verschiedenen Schriften niedergelegt wurde (wie in den Medic. Annalen des Jahres 1800, in einer von G. M. W. L. Rau verfaßten Dissertation, endlich in einigen selbstständig erschienenen Abhandlungen, deren Verzeichniß das medic. Schriftstellerlexikon von Callisen, Bd. XV, S. 424; XXXI, S. 391 gibt), machte so viel von sich reden, daß die preußische Regierung auf die Sache aufmerksam wurde und R. 1799 nach Berlin berief, um durch eine von Selle, Fritze, Richter und Formey gebildete Commission in der Charité Versuche über die etwaige Richtigkeit dieser Theorie anstellen zu lassen. Das Ergebniß der betreffenden Untersuchung, das auf Befehl des Königs vom Obercollegio medico in einer besonderen kleinen Abhandlung: „Vom Fieber und dessen Behandlung überhaupt" (Berlin 1801; lateinisch von Koelreuter, Frankfurt a. M. 1802; auch ins Englische, Französische, Holländische und Italienische übersetzt) bekannt gemacht wurde, fiel für den Urheber der Theorie so günstig aus, daß er eine jährliche Pension von 500 Thalern aus der Staatskasse bewilligt und die Erlaubniß erhielt, in Berlin medicinische Vorlesungen zu halten. Infolge dessen siedelte R. 1800 nach Berlin definitiv über und wurde 1809 zum Professor an der neugegründeten Universität ernannt, an der er bis zu seinem am 5. Januar 1848 erfolgten Tode thätig war. Seine übrigen Schriften beziehen sich theils auf die erwähnte Fiebertheorie, theils auf andere Gegenstände der Medicin, wie Scharlachfieber, Cholera u. a., und besitzen, da sie zum großen Theil in naturphilosophischem Sinne abgefaßt sind, heutzutage höchstens nur noch historische Bedeutung.

Vgl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte u. s. w., herausg. von A. Hirsch, Bd. IV, S. 690. Pagel.

Reich: Philipp Erasmus R., berühmter Buchhändler in Leipzig. Er wurde zu Laubach in der Wetterau am 1. December 1717 geboren, woselbst sein

Vater, Johann Jakob Reich, das Amt eines Physicus und Leibmedicus in der gräflich Solms'schen Familie inne hatte. Nach beendigtem Schulbesuch wandte sich R. dem Buchhandel zu, den er bei Franz Varrentrapp in Frankfurt am Main erlernte, worauf er eine Geschäftsreise nach London unternahm und später die Stelle eines Geschäftsführers einer Buchhandlung in Stockholm bekleidete. Ueber seinen Aufenthalt in England und Schweden ist nichts bekannt. Wahrscheinlich hat ihn der im J. 1747 erfolgte Tod seines Vaters der Heimath wieder zugeführt, und infolge verwandtschaftlicher Beziehungen, welche Reich's Lehrherren mit der Buchhändlerfamilie Weidmann verbanden, sowie auf besondere Empfehlung des Ersteren erhielt R. noch in demselben Jahre die Geschäftsführerstelle in der Weidmannschen Buchhandlung zu Leipzig, einer der hervorragendsten Handlungen jener Zeit. Das Geschäft hatte unter den Händen des königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Hof- u. Accisrath, Geh. Kämmerer M. G. Weidmann, der vier Jahre vor Reich's Eintritt gestorben war, von dem seit der um das Jahr 1670 erfolgten Gründung genossenen Ruhm und Ansehen einen großen Theil eingebüßt, und Reich's Aufgabe war es nun, noch dazu in der harten Zeit der schlesischen Kriege, dem zurückgekommenen Geschäfte den alten bewährten Ruf aufs neue zu erwerben. Ein rastloser Geist, energische Initiative in Verbindung mit einem eisernen Fleiß und seltener Bildung ermöglichten es ihm, in allen Zweigen des Buchhandels, als Sortimenter, Verleger und Commissionär eine solche Thätigkeit zu entfalten, daß die Handlung bald an die Spitze der angesehensten Firmen Deutschlands zu stehen kam. Aber nicht nur seine ersprießliche Wirksamkeit in dem Geschäft, das er dem drohenden Verfall entrissen hat, sondern vielmehr noch der von ihm ausgeübte wohlthätige Einfluß auf die Entwicklung des Gesammtbuchhandels haben ihm den Namen eines Reformators des deutschen Buchhandels, oder, wie er von anderer Seite genannt wird, eines „Fürsten der Leipziger Buchhändler“ eingetragen. Die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig war zwischen 1670 und 1688 (genau ist es nicht mehr festzustellen) von Georg Weidmann (geb. am 13. März 1658 zu Speyer, † am 18. August 1693) begründet und nach dessen Tode von seinem Sohne Georg Moritz Weidmann (geb. am 23. Januar 1686, † am 3. Mai 1743) und dessen Stiefvater Joh. Ludw. Gleditsch fortgeführt worden, der das Geschäft 1714 seinem Stiefsohne zum alleinigen Besitz überließ. Als nach Weidmann's Tod, dessen Erben seine Wittwe, die auch einige Jahre nach ihm starb, und seine Tochter waren, R. in das Geschäft eintrat, fing der Buchhandel bereits an, sich in neuen Bahnen zu bewegen, indem an Stelle des Changeverkehrs mehr und mehr das Conditionsgeschäft trat. Frankfurts Blüthezeit als Mittelpunkt des litterarischen Verkehrs war im Erlöschen begriffen und an dessen Stelle schwang sich Leipzig, dessen Büchermessen schon längere Zeit neben denjenigen Frankfurts an Bedeutung gewonnen hatten, zum unumwunden anerkannten Stapelort des Büchermarktes empor. Reich's erster Schritt war, die Filialgeschäfte der Weidmann'schen Buchhandlung in Warschau und Stockholm aufzuheben, um seine volle Thätigkeit einzig dem Leipziger Stammgeschäft widmen zu können. Einen außerordentlich glücklichen Griff that R., als er Peplier's französische Grammatik erwarb und sich für dieselbe Privilegien auswirkte, sodaß dieselbe binnen kurzer Zeit in vielen Auflagen dem Geschäft ein nutzbringender Artikel wurde. Ein nicht minder bedeutsames Unternehmen war es von ihm, im Jahre 1759 den Meßkatalog anzukaufen, der bis dahin von der damals erloschenen Große'schen Handlung herausgegeben worden war. Der Frankfurter Katalog hatte bereits 10 Jahre vorher zu erscheinen aufgehört. Diese und andere für die Hebung des Geschäftes ungemein förderlichen Unternehmungen veranlaßten die Mamsell Weidmann, den thatkräftigen R. im Jahre

1762 als Theilhaber in die Handlung aufzunehmen, infolge dessen sich die Firma nun in „Weidmann's Erben und Reich" änderte. R. benützte diese neue unabhängige Stellung nicht nur zur Anknüpfung mit den namhaftesten Gelehrten behufs Uebernahme ihrer Schriften, sondern er ergreift auch gleichzeitig die sich ihm durch den Verkehr mit den Autoren bietende Gelegenheit, gegen die immer mehr zunehmende Unsitte des Selbstverlages anzukämpfen und andererseits gegen den verderbend wuchernden Nachdruck energisch Front zu machen. Unter seinen reformatorischen Versuchen zu einer Organisation des Bücherhandels muß zuerst der von ihm im J. 1764 unternommene Schritt erwähnt werden: R. war es, der als Stimmführer derer auftrat, welche zur Fastenmesse 1764 den ferneren Besuch Frankfurts absagten, und dadurch Frankfurts Messen nach 250jährigem Bestehen zu Gunsten Leipzigs aufgehoben haben. Außerdem versuchte R. während des Siebenjährigen Krieges durch Aufbesserung des Zahlungsmodus helfend einzugreifen; stieß aber bei den Buchhändlern im Reiche auf eine wohlbegründete Opposition, da dieselbe nur für den Buchhandel Leipzigs vortheilhafter gewesen wäre, und daraufhin sah er sich veranlaßt, eine durchgehende Preiserhöhung der Bücher in Vorschlag zu bringen, eine Maßregel, der von einer Anzahl norddeutscher Buchhändler zugestimmt wurde, und die, durch die Vertheuerung aller Producte und Arbeitskräfte während der Kriegsnoth hervorgerufen, eine zeitlich berechtigte war. Aber bald zeigten sich die schlimmsten Folgen dieser unnatürlich hochgeschraubten Preise, an verschiedenen Orten begannen die Nachdrucker ihre Thätigkeit, hatten dieselben doch von vornherein die größte Aussicht auf reichlichen Gewinn, indem sie die Bücher zu angemessen billigen Preisen absetzen konnten. Auch jetzt war es wiederum R., der mit Erfolg dagegen vorging. Durch rastlose Bemühungen brachte es R. trotz der heftigen Opposition von vielen Seiten dahin, daß sich in der Ostermesse 1765 der erste Buchhändlerverein constituirte, zu dessen Vorsitzenden der Gründer R. in der ersten Versammlung am 10. Mai 1765 von den beigetretenen 56 Buchhändlern ernannt wurde. An der Spitze der Bestrebungen dieser Buchhandlungsgesellschaft stand die Selbsthülfe gegen die gefürchteten Nachdrucker; ein anderer Zweck derselben war, in den geschäftlichen Verkehr Ordnung und feste Regeln zu bringen, sowie der Schleuderei und Unregelmäßigkeit in den Rabattbedingungen eine Grenze zu setzen. R. scheint dieses Amt bis zu seinem Tode bekleidet zu haben. Die von ihm ergriffenen Maßregeln gegen die berüchtigtsten Nachdrucker, wie J. Thomas Edler v. Trattner in Wien, Bieler Heilmann, Schmieder, Fleischhauer, Göbhardt, Mizler u. A. waren allerdings nur theilweise von Erfolg, da dem energischen Vorgehen Reich's die Unbeständigkeit seiner Collegen und die Schwerfälligkeit der kaiserlichen Rechtspflege, bedungen durch die verschiedensten Sondergesetze, mancherlei Hindernisse entgegensetzten. Unterdessen hatte bei den damaligen Schriftstellern die Idee immer mehr Platz gegriffen, ihre Werke auf eigene Rechnung drucken zu lassen und in Selbstverlag zu nehmen. Besonders der Dichter Wieland griff diesen Gedanken auf und verwirklichte ihn, indem er 1781 die „Buchhandlung der Gelehrten" und die „Dessauer Verlagskasse" begründete. Schon früher im J. 1773 hatte Klopstock den Versuch gemacht, die Schriftsteller und Gelehrten von den Buchhändlern zu emancipiren, und damals ein Buch „Die Gelehrten-Republik" herausgegeben, in dem er seine Pläne über den Selbstverlag entwickelte. R. widerlegte die darin vertretenen Ansichten in zwei ohne seinen Namen erschienenen Schriften: „Zufällige Gedanken eines Buchhändlers über Herrn Klopstock's Anzeige einer gelehrten Republik" (o. O. 1773) und „Der Bücher-Verlag in allen Absichten genauer bestimmt. An den Herrn Verfasser (J. A. H. Reimarus) des Bücherverlags in Betrachtung der Schriftsteller, der Buchhändler und des Publicums erwogen" (o. O. 1773).

Auch die Veröffentlichungen des Leiters der „Buchhandlung der Gelehrten“, Karl Christoph Reiche, gaben R. Veranlassung, seine Bedenken gegen dieses Institut im Ostermeß-Katalog 1781 auszusprechen. Wie Klopstock's Unternehmen nach einem allerdings glänzenden Geschäft bald gescheitert ist, so änderte auch Wieland seine Ansichten, nachdem er mit der „Dessauer Verlagskasse“ schlimme Erfahrungen gemacht, und sich aufs neue mit R. zu einem geschäftlichen Verkehr verbunden hatte. Inmitten dieser Bewegung der Schriftsteller, die Schranken des Bücherverlages zu umgehen, verstand es R., mit den bedeutendsten Autoren seiner Zeit Verbindungen anzuknüpfen und dieselben an seine Handlung zu fesseln. Männer, wie Goethe, Lavater, Zollikofer, Ramler, Sulzer, Heyne, Zimmermann, Gellert, Ernesti, Weiße, Müller von Schaffhausen, Oeser u. A. waren nicht nur Autoren der Firma, sondern beinahe sämmtlich auch persönlich mit R. auf das innigste befreundet. R., der sich in seinem 58. Lebensjahre mit einer Berlinerin verheirathet hatte, pflegte häufig größere Reisen zu unternehmen, und versäumte dabei nie, die ihm bekannten Dichter und Gelehrten aufzusuchen. In welchem Ansehen er bei diesen gestanden, beweisen die Worte, welche Wieland schrieb, als am 3. December 1787 R. der Tod ereilt, und damit ein verdienstvolles, erfolgreiches Leben des „ersten Buchhändlers der Nation“ geendet hatte. Nach Reich's Tode ging die Handlung vertragsgemäß wieder in den alleinigen Besitz der Tochter M. G. Weidmann's über, und nahm die seitdem unveränderte Firma „Weidmannsche Buchhandlung“ wieder an. Am 9. Januar 1822 kaufte Georg Andreas Reimer (geb. am 27. August 1776 zu Greifswald, † am 26. April 1842) das Geschäft, welches später sein ältester Sohn Karl August Reimer (geb. am 26. October 1801, † am 29. Juli 1858) in Gemeinschaft mit Salomon Hirzel (geb. am 13. Febr. 1804, † am 8. Febr. 1877) seit 1830 fortführte. Am 1. Januar 1853 trennten sich die beiden, und Reimer verlegte am 1. October die Weidmannsche Buchhandlung nach Berlin, wo dieselbe vom Jahre 1865 an im Besitz von Hans Reimer († am 21. September 1887 zu Oberndorf im Allgäu) und jetzt in den Händen der Erben Reimer's als Verlagsbuchhandlung einen hohen Ruf genießt.

Buchner, Aus dem Verkehr einer deutschen Buchhandlung mit ihren Schriftstellern. — Buchner, Aus den Papieren der Weidmannschen Buchhandlung. — Buchner, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. — Lorck, Druckkunst und Buchhandel in Leipzig, S. 22. — Buchhändler-Akademie II, S. 358 bis 362. — Publicationen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler II, S. 187. — Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels II, S. 73—98.

J. Braun.

Reicha: Anton R. (Neffe von Joseph R., s. u.), geb. am 27. Februar 1770 in Prag, † am 28. Mai 1836 in Paris. Im Alter von 9 Jahren wurde er unter die Chorknaben der Prager Kreuzkirche aufgenommen und erhielt als solcher Unterricht in den musikalischen Elementen und im Lateinischen. 12 Jahre alt ließ ihn sein Onkel nach Bonn kommen, um einen tüchtigen praktischen Musiker aus ihm zu bilden. Er erwarb sich nach dreijährigen Studien das nöthige Geschick auf der Violine, Flöte und dem Clavier, um zunächst als Flötist Anstellung im Theaterorchester zu finden. Er dürfte wohl gleichzeitig mit dem jungen Beethoven in dasselbe eingetreten sein; beide wurden eng befreundet und wetteiferten bald in ihren Compositionsarbeiten mit einander. Von dem Augenblick an, da R. im ersten Ensemblestücke mitwirkte, erwachte die Lust zu eigenem Schaffen in ihm. Er sagt selbst: „Bis dahin war ich nur ein ganz gewöhnlicher Musiker; plötzlich aber bemächtigte sich meiner die Leidenschaft zur Composition; es war ein glühendes Fieber!!“ Da es durchaus nicht in des Onkels Absicht

lag, einen Tonsetzer aus seinem Neffen heranzuziehen, legte er diesem alle möglichen Hindernisse in der Verfolgung seiner diesbezüglichen Studien in den Weg, ja verbot ihm strengstens jede derartige Beschäftigung. Von erspartem Gelde aber kaufte sich Anton heimlich die besten Lehrbücher und begann nun mit eisernem Fleiße, die Nächte zu Hülfe nehmend, seine Compositionsübungen. Als 1788 Max Franz die Bonner Universität gründete, besuchte er die für ihn wichtigen Curse an derselben und eignete sich dadurch eine bei Musikern selten vorhandene wissenschaftliche Bildung an. Endlich gelang es dem jungen Mann durch eine von ihm componirte Arie den Onkel für seine Pläne zu gewinnen und nun erst begann das eigentliche Leben für ihn. Eine Sinfonie und einige italienische Scenen von ihm wurden aufgeführt und hatten Erfolg. Als sich 1794 die Franzosen Bonn näherten, ward R. abgedankt und siedelte nun nach Hamburg über, wo er durch 5 Jahre Clavier- und Gesangunterricht gab und 2 französische Opern „Godefroid de Montfort“ und „Obaldi ou les François en Egypte“ componirte. Als erstere einst in einem Privatkreise aufgeführt wurde, gefiel sie den anwesenden französischen Künstlern P. Rode (dem berühmten Geiger) und P. J. Garat (Concertsänger) so sehr, daß sie in den jungen Mann drangen, sie in Paris hören zu lassen. Unausgesetzte Arbeit und Sparsamkeit setzten R. 1799 in die Lage, die lang gehegte Sehnsucht nach der französischen Hauptstadt befriedigen zu können. In einem der damals berühmten Concerte der Rue de Cléry wurde eine seiner Sinfonien aufgeführt; das Théâtre Feydeau vertraute ihm einen Text zur Composition an (vielleicht die erst 1810 zur Aufführung gelangte komische Oper: „Cagliostro ou La séduction“ von St. Cyr und Dupaty), aber die Zeitverhältnisse erwiesen sich jetzt in Paris so ungünstig, daß die meisten Bühnen geschlossen werden mußten und R. es vorzog, zunächst in Wien Aufenthalt zu nehmen. Er erneuerte hier die freundschaftlichen Beziehungen zu Beethoven und trat in Verkehr mit Haydn, Albrechtsberger, Salieri u. A. Sein Compositionstalent gelangte jetzt zu voller Reife und wenn seine Werke sich auch nicht durch geniale Erfindung auszeichnen, bekunden sie doch große Gewandtheit in der Kunst des musikalischen Satzes. R. zeichnete sich in der Folge als fruchtbarer Tonsetzer aus, obwohl seine Compositionen nie eine durchschlagende und zündende Wirkung übten. Hervorragend wurde er auf dem Gebiete der musikalischen Theorie. Schon in Wien trat er 1800 und 1802 und später noch mit einigen Werken hervor, die in dies Fach einschlugen: „Études ou Théories p. l. piano-forte, dirigées d'une manière nouvelle“, op. 30, Paris; „Étude de Transitions et 2 Fantaisies p. l. P.“; „36 Fugen nach einem neuen System“ (Haydn gewidmet); „L'art de varier ou 57 variations sur un thème d'invention“, op. 57. Bezüglich des neuen Systemes seines Fugenwerkes, das darin bestand, das Thema auf allen Stufen der Tonleiter zu beantworten, irrte sich jedoch R. Schon im 17. Jahrhundert hatte man in Italien ähnliche Versuche, Ricercare di Fantasia genannt, gemacht. R. glaubte das Princip einer reicheren Modulation gefunden zu haben, gerieth aber durch seine Lehre in Widerspruch mit dem Princip der Tonalität, auf dem die ganze moderne Musik beruht. Seine Stellung in Wien gab ihm die gewünschten Mittel, seine bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen; aber seine Lage verschlechterte sich, als die Franzosen im Kriege 1805 Wien besetzten und 1808 ein neuer Krieg drohte. Er beschloß nun nach Paris zurückzukehren und traf dort im October ein, es fortan zu seinem dauernden Wohnsitze machend. Cherubini wurde sein treuer Freund und Rathgeber, der Ruf seiner großen Technik auf dem Clavier und seiner gründlichen Kenntnisse in der Harmonie verbreitete sich und einige aufgeführte Sinfonien und Quartette machten ihn auch bald als Tonsetzer berühmt. Die Zahl seiner Schüler (unter denen in der Folge Jelensperger, Dancla,

Elwart, Onslow, Berlioz u. v. a. sich besonders hervorthaten) erweiterte sich so, daß in Frankreich kaum irgend eine bedeutende Stadt zu finden sein dürfte, in denen nicht einer oder mehrere von ihnen thätig waren. Vorläufig lebte er, ein zufriedenes und behagliches Leben führend, nur als Privatmann. Allein tief im Herzen beherrschte ihn ein unersättliches Verlangen nach künstlerischem Ansehen. Im J. 1814 ließ er seine erste Aufsehen machende Arbeit erscheinen: „Traité de mélodie, abstraction faite de ses rapports avec l'harmonie, suivi d'un supplément sur l'art d'accompagner la mélodie par l'harmonie“ etc. — 2. Aufl. 1832, ins Deutsche von J. Spech übersetzt. Auch jetzt wieder wähnte R. etwas ganz Neues zu bringen, während er doch nur einen bereits vielfach abgehandelten Gegenstand und zwar mit den Mängeln seiner Mitarbeiter aufwärmte. Anwendbar waren nur die Abschnitte „über den Vortrag der Melodie“ und „über die Art und Weise, sich in ihr zu üben“, am ausführlichsten aber auch nichts neues bietend war das Capitel über Rhythmopöie behandelt. Dieses im Grunde noch unreife Werk verblüffte die Franzosen und hatte wenigstens das Verdienst, die Theilnahme musikalischer Kreise für theoretische Fragen neu zu beleben. Sein Name gewann dadurch einen solch guten Klang, daß er die nach Mehul's Tode 1817 freigewordene Stelle eines Lehrers des Contrapunktes, in der Folge auch die eines Inspectors am Conservatorium erhielt. Jetzt erst holte er das bisher versäumte Studium der musikalischen Litteratur nach Kräften nach. Glänzende Beweise seiner unermüdlichen Ausdauer und scharfsinnigen Logik gab er nun in einer ganzen Reihe von Epoche machenden Werken: „Cours de composition musicale ou Traité complet et raisonné d'harmonie pratique“ (1815); „Traité de haute composition musicale, faisant suite au Cours d'harmonie pratique et au Traité de mélodie“, II. (1824—26). Dies Werk erschien in einer Uebersetzung von C. Czerny: Vollständiges Lehrbuch der Composition, bei Diabelli in Wien, 1834, auch deutsch; „Art du compositeur dramatique, ou Cours complet de composition vocale, divisé en quatre parties, et accompagné d'un volume de planches“, 1833; „Petit Traité d'harmonie pratique à deux parties, suivi d'exemples en contrepoint double, et de douze duos pour violon et violoncelle, pouvant se jouer aussi sur le piano“, op. 84. Außer diesen größeren Werken schrieb R. zahlreiche Artikel in die Encyclopédie des gens du monde. Im genannten Werke: „Cours de Composition“ schließt sich der Verfasser im allgemeinen der Rameau'schen Theorie an, aber statt zwei Fundamentalaccorde (Dur und Moll) anzunehmen, nimmt er 13 consonirende und dissonirende an, und indem er den in ihnen ausgesprochenen Charakter der Alternation, Ableitung und Umkehrung nicht beachtet, kehrt er, das einfache System Rameau's verwirrend, zu den oberflächlichen Versuchen des vorausgegangenen Jahrhunderts zurück. Im „Traité de haute composition“, einem Werke, in dem er die Lehre vom Contrapunkt aufs gründlichste und ausführlichste zu behandeln beabsichtigte, beschäftigte er sich fast nur mit dem doppelten Contrapunkt und läßt den einfachen nahezu unberücksichtigt. In dem Anhange „Traité de mélodie“ begegnet man demselben sorglosen Kenntnißmangel der musikalischen Satzkunst, wie in dem „Traité de mélodie“. Es läßt sich nicht leugnen, daß er dem Lehrsysteme der Harmonie in Frankreich einen gewaltigen Stoß versetzt und eine Revolution auf diesem Gebiete hervorgerufen hat. Weniger geniale Größe und Kraft des Geistes als eiserner Fleiß und beharrlicher Wille hatten ihn auf eine Bahn gedrängt, die seinem ursprünglichen Beruf fern lag und ihn große Erfolge erringen lassen. Was seinen Schriften zu besonderem Vortheile gereicht ist der Umstand, daß darin nur solche Dinge zur Sprache kommen, welche directen Einfluß auf die Praxis haben. Nur Technisches, aber bis aufs kleinste ihn, wird in ihnen gelehrt. Im J. 1835 ward ihm nach Boieldieu's Tode

die langerstrebte Würde eines Akademikers zu Theil, deren er sich aber nicht lange zu erfreuen hatte, da er bereits im folgenden Jahre an einer Lungenentzündung starb. Auch zum Ritter der Ehrenlegion war er ernannt worden. Die Achtung, die er als Künstler und Mensch genossen, gelangte bei seiner Beerdigung am 30. Mai 1836 zum Ausdruck. Die Leichenfeier, bei der Cherubini, Paër, Auber und alle Conservatoireprofessoren anwesend waren, fand in der St. Rochuskirche statt. Die Sänger der großen Oper, des Feydeau und Conservatoriums führten den musikalischen Theil derselben aus. Beigesetzt wurde der Sarg auf dem Kirchhofe Père Lachaise. R., dieser Contrapunktist durch und durch, ließ sich an dem Rufe, der beste Theoretiker Frankreichs zu sein, nicht genügen; er wollte auch einen Ehrenplatz unter den dramatischen und Instrumentalcomponisten seiner Zeit einnehmen und dies veranlaßte ihn auch hier zu unermüdlicher Thätigkeit, obgleich der Erfolg den aufgebotenen Bemühungen nicht entsprach. Zählt er nun auch mehr zu den reflectirenden, mit dem Verstande schaffenden Talenten, als zu den genialen Meistern der Kunst, so ist es doch zu bedauern, daß er als Componist ganz vergessen ist; wie alle Tonsetzer, deren Hervorbringungen mehr Resultate des Nachsinnens als der genialen Eingebung sind, hat er sich gefallen, in schwierigen Instrumentalcombinationen Bestes zu leisten, und so ein Feld zu bebauen, das seine Nachfolger wieder brach liegen ließen. Außer den schon angeführten beiden Opern wurden in der Académie royale noch gegeben: „Natalie ou la Famille russe", von Guy, 1816 und „Sappho" von Empis und Cournol, 1822. Noch während seines Wiener Aufenthaltes hatte er die Oper: „Argina, regina di Granata" auf die Bühne gebracht. Allen diesen Werken blieb jeder Erfolg versagt. Gute Theoretiker sind in der Musik oft unglückliche Praktiker. Die steife Rechenkunst eines gründlichen Musikers verdrängt häufig den freien, unabhängigen Aufschwung des dichterischen Geistes. Von seinen Instrumentalwerken sind gedruckt: 2 Sinfonien (op. 41 und 42) und eine Ouvertüre (op. 24); ein Decett für 5 Streich- und 5 Blasinstrumente, ein Octett für 4 Streich- und 4 Blasinstrumente, op. 96; 3 Streichquintette, op. 92; Streichquartette, op. 48, 49, 52, 58, 90, 94 und 95; 6 Streichtrios; Trio für 3 Celli; 6 Duette für 2 Violinen, op. 45 und 53; Flötenquintett, op. 105; 6 Flötenquartette, op. 98; Quartette für 4 Flöten, op. 12, 18, 19 u. 27; Flötentrios, op. 26; 18 Variationen für Flöte, Violine und Cello, op. 51; 22 Flötenduette, op. 20, 21, 22 und 25; Clarinettquintett, op. 89; Hornquintett, op. 106; 24 Trios für 3 Hörner, op. 82 und 93; 4 Quintette für Flöte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott, op. 88, 91, 99 und 100 (sehr schätzbare Compositionen); Clavierquartett, op. 104; Claviertrios, op. 47 und 101; Sonaten für Clavier und Violine (od. Flöte), op. 44, 54, 55, 62; Etuden und Fugen, op. 32, 81, 86 und 97; Claviersonaten, op. 40, 43 und 46; Phantasien, op. 59 und 61; Variationen, op. 83, 85 und 87. Vorstehende Aufzählung kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben. Reicha's Werke sind merkwürdiger Weise vollständig vergriffen.

Eine Biographie Reicha's erschien im Journal des Artistes; dann in einem Separatabdruck: Notice sur Reicha, musicien, compositeur et théoriste, Paris 1837.

Schletterer.

Reicha: Joseph R., geb. 1757 (1746) in Prag, † 1795 (1793, 1803) in Bonn. Schon die unsichern Angaben über Geburts- und Sterbejahr deuten darauf hin, daß wir bezüglich des Lebensganges Reicha's nur ungenügende Nachrichten geben können. Er war Cellist und ein beliebter Componist für sein Instrument. Anfangs im Dienste des Grafen v. Waldstein (?) in Prag, soll er 1787 nach Bonn übergesiedelt und bei dem vom Kurfürsten Maximilian

Friedrich errichteten Nationaltheater beschäftigt gewesen sein. Da dieser jedoch bereits am 15. April 1784 starb, kann hier nur das im J. 1788 unter seinem Nachfolger Maximilian Franz, einem Sohne der Kaiserin Maria Theresia, neu ins Leben gerufene Nationaltheater gemeint sein, an welchem R. zugleich als Capellmeister thätig war. Thatsache ist, daß er schon von früher her dem Kurfürsten bekannt war, und daß dieser gleich nach seiner Ernennung zum Kurfürsten von Köln, den talentvollen Mann zu sich berief und ihm die Organisation seines Orchesters übertrug. R. hatte schon vor 1785 in Bonn Anstellung gefunden, denn am 28. Juni dieses Jahres rückte der seitherige Concertmeister R. mit einem Gehalte von 1000 Gulden zum Concertdirector auf. Aber auch hier ist wieder eine Ungenauigkeit zu bemerken. R. kam an die Stelle Caj. Mattioli's, der 1784 entlassen wurde, und Director der kurfürstlichen Cabinetscapelle und Hofmusikus war und als solcher in der Rangliste der Bediensteten noch vor dem Capellmeister rangirte. Unter Reicha's Direction stand bis Ende 1792, wo seine Uebersiedelung nach Wien erfolgte, der erst 15jährige Beethoven als Vicehoforganist und Bratschist, der, nachdem er zwei Jahre umsonst gedient, von 1784 ab eine Gage von 150 Gulden erhielt. Das Bonner Hoforchester besaß damals eine Reihe junger Kräfte, von denen sich in der Folge viele großen Ruhm und einen ehrenvollen Namen erwarben (die Vettern Romberg, J. und Fr. Ries, Vater und Sohn, Chr. Neefe, N. Simrock, Hornist, Nic. Küchler, Fagottist, Seb. Pfau, Flötist, Max Willmann, Cellist, J. Paraquin, Contrabassist u. v. a.). R. galt als ein sehr energischer und einsichtsvoller Director. Leider wurde er von einem furchtbaren Gichtleiden heimgesucht, das ihn nöthigte, sich beim Gehen zweier Krücken zu bedienen und ihm endlich jede Beschäftigung unmöglich machte, auch das Schreiben, denn seine letzten Compositionen mußte er einem Copisten in die Feder dictiren. Er hat die 1794 erfolgte Aufhebung des Nationaltheaters und den Zusammenbruch der Bonner Herrlichkeit nicht lange überlebt. Von seinen zahlreichen Compositionen erschienen im Druck: 1) 6 concertante Duetten für Violine und Cello, op. 1; 2) Celloconcert, op. 2; 3) Sinfonie mit 2 concertirenden Violinen, op. 3; 4) 3 Duette für Violine und Cello, op. 4; 5) 3 Sinfonien für 10 Instrumente, op. 5; 6) 2 Sinfonien mit Violine und Cello concertirend; 7) Concertante Sinfonie für 2 Hörner. Diese sämmtlichen Werke hat mit Ausnahme von op. 2 (Offenb.) Simrock in Bonn verlegt.

Schletterer.

Reichard: Christian Gottlieb R., geographischer Schriftsteller, geboren zu Schleiz am 6. Juni 1758, † zu Lobenstein am 11. September 1837. Reichard's Vater war Justizamtmann zu Schleiz und hatte zugleich als tüchtiger Musiker die Leitung der Hofcapelle. Von ihm hat der Sohn Neigung und Anlage zur Musik geerbt, die sich mit mathematischer Begabung glücklich verband. Die Richtung auf das Geographische war ihm nicht minder schon im väterlichen Hause ertheilt worden, wo eine für diese Zeit beträchtliche Sammlung von Karten und geographischen Werken zu seiner Verfügung stand. R. empfing seine gelehrte Vorbildung auf dem Lyceum zu Schleiz und bezog, um Jura zu studiren, 1777 die Universität Leipzig. 1781 bestand er die Staatsprüfung zu Gera und verweilte in seiner Heimath, um das letzte Lebensjahr seines Vaters, der 1782 starb, durch die Hülfe zu erleichtern, welche er ihm in amtlichen und musikalischen Obliegenheiten gewährte. Am 9. Januar 1783 trat er zu Lobenstein die Stelle eines Stadtschreibers an, sah sich aber genöthigt, den kärglichen Einnahmen des Amtes durch advocatorische Praxis aufzuhelfen. Beide Thätigkeiten genügten indessen nicht, um R. vollauf zu beschäftigen, er fand Zeit genug zur Fortsetzung seiner geographischen und geschichtlichen Studien und zu

Pflege seiner musikalischen und zeichnerischen Neigungen. Für erstere fand er manche Förderung in der fürstlichen Bibliothek zu Lobenstein. 1787 vermählte er sich mit Marie Sophie Horn aus Lobenstein. Die seit lange in der Stille betriebenen Studien führten erst spät zur litterarischen Thätigkeit. R. hatte 1797 zum Unterricht seiner Söhne eine Erdkugel construirt, welche in Gotha, wohin er sie behufs Ausstattung mit Horizont und Meridian gesandt hatte, Aufsehen erregte und zur Anknüpfung einer Verbindung mit dem Baron v. Zach führte, welcher eben seinen Aufruf an Astronomen und Geographen zur Mitarbeit an den Allgemeinen geographischen Ephemeriden hatte ergehen lassen, deren erster Band dann 1798 zu Gotha erschien. Seeberg, dessen Sternwarte Zach leitete, war zu dieser Zeit der Mittelpunkt eines lebhaften astronomischen und geographischen Verkehres und Austausches. R. betheiligte sich an demselben durch Mittheilungen und Besprechungen, welche in den Ephemeriden veröffentlicht wurden, und fand bei Zach, sowie bei seinem Freunde, dem Commissionsrath Geldern in Lobenstein, der gleich R. sich lebhaft mit Kartenzeichnen beschäftigte, aufmunternde Theilnahme und Hülfe. Es ist wesentlich des letzteren Anregung, welche R. veranlaßte, einen Erdatlas in 6 Blättern und in Centralprojection nach einer von Kästner im zweiten Bande der Ephemeriden gegebenen Idee auszuführen. Die reichlichen Hülfsmittel und Materialien, welche Seeberg bot, die im Zeichnen geübte Hand Reichard's, endlich eine durch fünf Jahre fortgesetzte Arbeit machten dieses Werk, welches 1803 ans Licht trat, zu einer der hervorragendsten kartographischen Leistungen dieser Zeit. Seit 1800 war R. auch mit Bertuch und Gaspari in Verbindung getreten und lieferte mehrere Karten für den Atlas des letzteren (beide Amerika, Asien, Nördlicher Stiller Ocean u. a.). Von Gaspari's Abgang nach Dorpat bis 1806 leitete R. mit Bertuch zusammen die Ephemeriden. Dabei blieb er mit Zach in anregendster Verbindung, von welcher der in dessen Monatlicher Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde im Mai 1802 erschienene Aufsatz „Niger, Nil, Gir", der im folgenden Jahre auch in den Ephemeriden erschien, einen glänzenden Beweis ablegt. R. trat hier den Nachweis an, daß der von Mungo Park entdeckte Djoliba nicht mit dem zum Nil fließenden oder in der Wüste verdunstenden Niger der Alten identisch, sondern vielmehr jener Fluß sei, der mit deltaförmiger Doppelmündung in den Meerbusen von Benin trete. Von Maltebrun gebilligt, von Renell bekämpft, sah sich diese geistvolle Hypothese, die an Behm's Hypothese der Congoquelle (Geogr. Mittheil. 1876) erinnert, 1830 durch Lander's Nigerfahrt schlagend bestätigt. Kein Geringerer, als A. v. Humboldt machte die englischen Geographen, als sie seit Clapperton's Rückkehr an die atlantische Mündung des Niger zu glauben begannen, darauf aufmerksam, daß ein deutscher Gelehrter, der in seinem Leben nie einen größeren Fluß als die Saale gesehen, die Wahrheit 25 Jahre früher erkannt habe. R., welcher bisher hauptsächlich in der großen compilirenden, rechnenden und combinirenden Geographie sich bethätigt hatte, wurde 1806 durch die von sächsischen Officieren begonnene Aufnahme der reußischen Lande, welche an seine Mitwirkung, besonders an seinen Rath in Sachen der graphischen Darstellung appellirte, veranlaßt, sich näher mit Topographie zu beschäftigen. Er gab im Verlage der Homann'schen Erben zu Nürnberg seit 1808 eine Reihe von deutschen Landeskarten heraus, beschäftigte sich mit Richtigstellung der veralteten Katastrirung des lobenstein'schen Stadtgebietes und verwandte viel Zeit auf die genaue Bestimmung der Mittagslinie von Lobenstein. Die 1812 von Stieler aus Gotha an ihn gelangte Aufforderung zur Mitarbeit an den neuen Perthes'schen Unternehmungen auf kartographischem Gebiet erweiterte seine Thätigkeit als Kartenzeichner und belebte seinen wissenschaftlichen Verkehr durch die mit Stieler und v. Hoff

in Gotha bald inniger sich knüpfenden Beziehungen. Der Buchhändler Campe in Nürnberg, welcher es wagte, die geographischen Traditionen des Homann'schen Kartenverlages mit neuen Kräften aufzunehmen, ließ durch R. einen 24blättrigen Handatlas und eine Reihe von Landkarten in dem bekannten großen Format der Nürnberger Atlanten zeichnen, unter welchen Merkatorkarten mit Schiffahrtslinien sich eines besonderen Beifalles erfreuten. R., der zu seiner Kenntniß des Französischen, Englischen und Italienischen noch mit 40 Jahren das Spanische fügte, wurde von Gotha und Nürnberg aus mit dem neuesten geographischen Materiale versorgt, in welches er sich mit der ihm eignen Lebhaftigkeit des Geistes vertiefte, um Berichtigungen für seine und Anderer Karten zu gewinnen. Der Ehrgeiz, die Karten auf den neuesten Stand des Wissens von der Erde zu bringen, war in den Nürnberger und Augsburger Officinen eingeschlafen. R. gehört zu denen, welche ihn wieder belebt haben. So verfolgte er auch auf dem graphischen Gebiete eifrig die Fortschritte und gehörte zu den thätigsten Vertretern der neu aufgekommenen Lehmann'schen Gebirgszeichnung, der er ein eigenes, nicht zum Druck gelangtes Werkchen „Theorie der Lehmann'schen Bergzeichnungsmanier" widmete, das zunächst bestimmt war, ihm eine Waffe in den endlosen Kämpfen mit den an älteren Systemen hängenden Kupferstechern zu sein. Ein Antrag Campe's, den 1809 von Smith in London herausgegebenen Atlas Antiquus für Deutschland umzuarbeiten, gab Anlaß, dieses im Grunde sehr oberflächliche Werk zu prüfen und das Material, das seit d'Anville angehäuft worden, zu sichten. Campe vernichtete zwei nach Smith bereits angefertigte Karten und übertrug R. die Herstellung des nach 15jähriger Arbeit in 19 Blättern 1830 vollendeten „Orbis terrarum antiquus", der, zusammen mit seinem ungemein fleißigen topographischen Commentar (I. und einziger Theil 1824) und in Verbindung mit der 1830 erschienenen Schulausgabe wesentlich die Kenntniß und das Studium der alten Geographie gefördert hat. Für die letzten beiden Jahrzehnte Reichard's ist diese große Arbeit charaktergebend, denn sie bot den Anlaß zu einer Reihe von Einzeluntersuchungen über die alte Geographie, welche tiefe Studien voraussetzen und R. in neue anregende Verbindungen mit Männern wie Niebuhr, Ukert, Norrmann, Böttiger, Meusel, Klapproth, A. v. Humboldt, Berghaus, Parthey, Hammer-Purgstall u. v. a. brachten. Dem letztgenannten widmete er die Sammlung „Kleine geographische Schriften", welche 1830 erschien und wesentlich aus Beiträgen zur alten Geographie besteht. Von den Reichard'schen Karten und Commentaren zur alten Geographie Asiens und Afrikas läßt sich ganz besonders behaupten, daß sie vollständig neuen Anschauungen Bahn gebrochen haben; eine Arbeit, wie die im 31. Band der Neuen geographischen Ephemeriden erschienene über die westliche und südöstliche Küste Arabiens im classischen Zeitalter wird immer anziehend bleiben. Zu allen diesen antiquarischen Studien brachte R. zwei Eigenschaften heran, welche in diesem Maße keiner seiner Vorgänger auf diesem Felde besessen hatte: Vertrautheit mit der Geographie der Gegenwart und kartographisches Können. Ein Mann wie Rüppell fühlte sich durch die Art angeregt und gefördert, wie R. z. B. die Reisen Niebuhr's zur Aufhellung der alten Geographie des erythräischen Meeres verwerthet hatte, während A. v. Humboldt mit Anerkennung der theoretischen Schlüsse gedachte, zu welchen R. durch reiches Wissen befähigt ward und nur nicht begriff, wie dieser, in einem kleinen Bergstädtchen des reussischen Voigtlandes „ein so gründlicher, tief forschender Geographus" hat werden können. In der kleinen Stadt, die er selten verließ, führte er an der Seite seiner fast 50 Jahre ihm erhaltenen Lebensgefährtin und im Kreise von vier meist in seiner Nähe weilenden Kindern (der jüngste Sohn, Eduard Joseph R., trat als Kartograph in die Fußstapfen seines Vaters und hat als Militärgeograph in preußi-

schen Diensten Tüchtiges geleistet) ein heiter thätiges Dasein. Seine Lebensweise war die einfachste, seine Thätigkeit bis ins hohe Alter fast ununterbrochen, seine Erholung bestand im Genuß von Werken der schönen Litteratur, besonders der classischen und der Musik. In letzterer ist er auch als Dirigent und Componist thätig gewesen.

Neuer Nekrolog 15. II. — A. v. Humboldt's Briefwechsel mit Berghaus. — Rüppell, Reise nach Abyssinien I. — Justus Perthes in Gotha, 1785—1885. Friedrich Ratzel.

Reichard: Dominicus R., bairischer Dominicaner in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, machte sich in den Jahren 1760—1762 als moraltheologischer Controversist und Bestreiter des Probabilismus bemerkbar. Seine erste Streitschrift: „Animadversiones catholicae in innocentiam, prudentiam et utilitatem probabilismi“ (München 1760) war gegen den Jesuiten Franz Neumayr gerichtet (s. über Neumayr A. D. B. XXIII, 541 ff.); dieser ersten Schrift ließ er einige weitere Abhandlungen über den Probabilismus, aber ohne sich als Autor derselben zu nennen, folgen.

Vgl. Baader, Lexicon der bairischen Schriftsteller. Werner.

Reichard: Elias Kaspar R., Schulmann und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. — Er wurde am 4. November 1714 in Quedlinburg als der Sohn eines Leinendamastwebers geboren, besuchte die dortige Stadtschule (Gymnasium) und war im 14. Lebensjahre bereits in der zweiten Classe, als er auf Befehl seines Vaters das Gewerbe desselben ergreifen mußte. Er wurde sogleich Geselle, nach kurzem Altgeselle und leistete in seinem Handwerke bald Hervorragendes. An einem von ihm für die damalige Herzogin von Braunschweig gewebten Tafeltuche saß er später selbst als Gast derselben Fürstin im Meßhause zu Braunschweig. — 1733 ging er auf die Wanderschaft, arbeitete einige Monate in Köthen und kam dann nach Halle. Von der dortigen Gesellenherberge aus wandte er sich in einer poetischen deutschen Bittschrift an den Rector Freylinghausen und erreichte dadurch im October d. Js. seine Aufnahme unter die Schüler des Waisenhauses; in drei Jahren durchlief er die Classen von Kleintertia bis Prima. Im October 1736 ging er nach Leipzig, um dort Theologie und Humaniora zu studiren, kehrte im October 1738 aber zur Fortsetzung seiner Studien nach Halle zurück und wurde hier sogleich als Lehrer an der ersten Classe des Waisenhauses angestellt. Schon 1739 berief ihn der Abt Steinmetz an die Schule von Kloster-Bergen; aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, da er um Pfingsten 1740 von der königl. dänischen Regierung als Professor am akademischen Gymnasium in Altona angestellt wurde. Durch verschiedene schriftstellerische Arbeiten, namentlich theologischen und philologischen Inhalts hatte R. sich bereits bekannt gemacht; in Altona wendete er sich mehr eigentlich litterarischen Studien zu, wurde hier der Begründer der „Altonaischen Gelehrten Zeitungen“ und gab in einer Reihe von Bänden Uebersetzungen der Schriften Ludwig Holberg's heraus (u. a. die „Dänische Reichshistorie“ und die „Moralischen Gedanken“). Im Januar 1745 folgte er einer Berufung an das Collegium Carolinum in Braunschweig, übernahm hier den gelehrten Artikel der „Braunschweigischen Anzeigen“ und entfaltete eine sehr vielseitige lehrende und schriftstellerische Thätigkeit. 1754 übertrug ihm der Rath der Stadt Magdeburg das Rectorat des altstädtischen Gymnasiums; da der Conrector der Anstalt indessen einen Proceß gegen die Berufung anstrengte, so konnte der Amtsantritt erst im März 1755 erfolgen. Fast dreißig Jahre hindurch hat R. das Rectorat mit Auszeichnung geführt, zuerst unter überaus großen Schwierigkeiten (während des Siebenjährigen Krieges wurde z. B. das Schulhaus zur Verwahrung der öster-

reichischen Kriegsgefangenen benutzt!), zugleich schriftstellerisch immer rastlos thätig. 1784 trat er wegen eingetretener Schwerhörigkeit in den Ruhestand und starb in Magdeburg am 18. September 1791. Von der großen Masse seiner Schriften (Uebersetzungen, Gedichte, Recensionen, Schulprogramme u. s. w.) hat keine einen dauernden Werth; auch die noch im J. 1791 erschienenen „Jahrbücher des Brockens von 1753—1790“ sind nur eine Curiosität.

Schlichtegroll, 1791, S. 540—544. — Meusel, Lex. der 1750—1800 gestorbenen Schriftsteller XI, S. 98 ff. Hier von S. 99—107 ein wohl kaum vollständiges Verzeichniß von Reichard's Schriften. — Rotermund VI, 1605 ff.

R. Hoche.

Reichard: Georg R., Visionär, Chiliast und Phantast des 17. Jahrhunderts, geboren ca. 1600 in der Bergstadt Altenberg in Kursachsen, wo er als einfacher Bürger und Bergmann lebte. Im Dreißigjährigen Kriege von den kaiserlichen Truppen ausgeplündert und weggeschleppt, irrte er eine Zeitlang heimathlos umher, fand dann aber 1635 eine Anstellung als Küster und Schulmeister zu Seehausen und Rösa bei Leipzig. Aber angesteckt von den Schwärmereien eines gewissen Joh. Warner aus Meißen, der 1635 ff. vierzehn angebliche Visionen in Halle veröffentlichte, verließ R. seine Stelle, gab sich für einen Propheten und Gottesboten aus, zog in ganz Ober- und Niedersachsen umher und verkündete mündlich und schriftlich die ihm angeblich gewordenen Gottesoffenbarungen, Gerichtsdrohungen und Bußmahnungen, die er mit Hülfe eines gewesenen Schulmeisters Laurentius Matthäi aus Brandis bei Leipzig aufzeichnete und in zahlreichen Schriften und Flugblättern verbreitete, z. B. „Nachdenkliche Visionen und Offenbarungen betr. den Zustand der christlichen Kirche und heiligen römischen Reichs und geliebten Vaterlands deutscher Nation rc.“ Halle 1637—39, 4° in 4 Theilen; „Englische Visionen und göttliche Offenbarungen“ 1646; „Missiven an die Dänen und Schweden, Kur- und Livland und die Hansestädte“; „Visionen über Hamburg, Lübeck, Bremen, Rostock, Lüneburg, Braunschweig“ rc., 1639, 4°; „Zorn- und Gnadenspiegel“ 1638—39; „Göttliche Offenbarungen von der rechten Prüfung der Geister“ 1639, 4°. Vieles Aehnliche soll er handschriftlich hinterlassen haben; von seinen weiteren Schicksalen ist Nichts bekannt.

Vgl. Moller, Cimbria litterata II, 690. — Rehtmeier, Braunschweig. Kirchengeschichte IV, 526. — Jöcher III, 1976. — Rotermund VI, 1606. — Adelung, Gesch. der Narrheit V, 105.

Wagenmann.

Reichardt: Gustav R., geb. am 13. November 1797 zu Schmarsow bei Demmin in Vorpommern, † am 19. October 1884 in Berlin. — Ueberblicken wir die Leistungen auf dem Gebiete der musikalischen Litteratur, so können wir die überraschende Beobachtung machen, daß vortreffliche Tonsetzer, die eine große Zahl beachtenswerther Werke geschaffen haben, rasch vergessen werden, während andere durch eine einzige, äußerlich unscheinbare Leistung sich einen Nachruhm, ja die Unsterblichkeit, wenn man so sagen darf, erwarben. Es sei hier nur an Cl. J. Rouget de l'Isle, den Componisten der „Marseillaise“, und an C. Wilhelm, den der „Wacht am Rhein“, erinnert. Was hundert andere, viel genialere, geistvollere, geschicktere Meister nicht zu erreichen vermochten und vergebens erstrebten, hat Fortuna in einem glücklichen Moment ihnen gewährt. Es ließen sich die Namen von manchen derartig vom Zufall begünstigten Tonsetzern hier anführen. Wir begnügen uns nur einen noch zu nennen, den des Componisten von „Was ist des Deutschen Vaterland“, G. R. — Wie die vorgenannten Tonsetzer hat auch er noch eine Reihe anderer Arbeiten veröffentlicht

aber mit Ausnahme einiger Chorlieder, die eine gewisse Verbreitung fanden („Das Bild der Rose“ und „Die Pinzgauer Wallfahrt“) gingen sie alle spurlos vorüber, während es wohl keinen Deutschen in der Welt gibt, der nicht sein unübertroffenes Vaterlandslied kennt, keinen deutschen Gesangverein, der es nicht oftmals mit Begeisterung gesungen hätte und immer wieder singen wird. Ernst Moritz Arndt, dieser herrliche vaterländische Dichter und verehrungswürdige Charakter, schrieb sein „Was ist des deutschen Vaterland“ im J. 1813; obwohl er noch eine ganze Reihe von kräftigen und volksthümlichen Liedern gedichtet hat, die ebenfalls weite Verbreitung fanden, hat auch er in keiner seiner übrigen Poesien die Popularität des genannten wieder erreicht. Dichter und Tonsetzer arbeiteten sich hier in die Hände und ergänzten sich gegenseitig. Das Gedicht fand schon eine begeisterte Aufnahme, als es am 17. April 1814 die Hofschauspielerin Frau Fried. Aug. Conradine Bethmann, geb. Flittner, diese vollkommene Meisterin im Vortrage, zur Feier des Einzuges der Verbündeten in Paris, im Berliner Opernhause zum ersten Male declamirte. Dem Schicksale aller guten Dichtungen, oftmals componirt zu werden, konnte es voraussichtlich nicht entgehen. Es wurde von dem Jenenser Studenten J. Cotta, später Prediger in Willerstedt bei Weimar zuerst 1815 gesetzt und von der dortigen Burschenschaft am 12. Juni gesungen; aber keine der ersonnenen Weisen vermochte ins Volk zu dringen und eine tiefer gehende Wirkung hervorzubringen. R. mochte wohl lange schon im Geiste sich mit der Lösung der Aufgabe, einen entsprechenden musikalischen Ausdruck für Arndt's entflammende Worte zu finden, getragen haben, aber es dauerte bis zum 3. August 1825, ehe sein Werk geboren wurde und plötzlich vollendet ins Leben trat. Auf einer Wanderung durch das Riesengebirge bestieg er mit vier musikalischen Freunden am genannten Tage die Schneekoppe. Oben angelangt, setzte er sich hin, um die unterwegs in seinem Kopfe fertig gewordene Melodie vierstimmig niederzuschreiben und unmittelbar darauf klang die neue Weise frisch und begeistert ins weite Land hinaus. Obwohl R. selbst zugestand, daß seine Composition eigentlich kein Nationallied, keine Vokswelse sei, da es zu schwer und nicht rein melodisch ist und nur harmonisch in mehrstimmigem Tonsatz zu wirken vermag, daß er auch kein Volkslied zu geben beabsichtigte, sondern nur eine den Geist der Dichtung ausdrückende Tonschöpfung, galt sie doch von je als Nationallied und kein anderer Gesang hat wie dieser dem Einheitsdrange der Deutschen kräftigeren Ausdruck gegeben. Schwungvoll, feurig, energisch ist sie bei gutem Vortrag, besonders von einem starken Chor, von mächtigem Eindrucke. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit machte sie ihren Weg bis zu den fernsten Grenzen des Vaterlandes, überall den gleichen Erfolg, den Patriotismus zu heller Flamme entfachend, erzielend. — R. entstammte einer kindergesegneten Pfarrersfamilie. Der Vater, ein wissenschaftlich hochgebildeter, namentlich auch musikbegeisterter Mann, unterrichtete seine 8 Kinder selbst. Der kleine Gustav konnte sich schon vom 5. Jahre ab einer guten Belehrung im Gesange und Spielen mehrerer Instrumente erfreuen: im 9. Jahre war er bereits im Stande, als Geiger und Pianist in Concerten aufzutreten. Dem geistlichen Herrn war es endlich gelungen, sich in seiner Familie und von einigen Freunden unterstützt, eine Hauscapelle heranzuziehen, welche die vorbeethoven'sche Musiklitteratur recht wohl zu executiren vermochte. 1809—11 setzte R. seine Studien mit Eifer und Erfolg in Neustrelitz fort und trat sogar in die dortige Capelle als Violinist ein. Von 1811 an besuchte er erst das Gymnasium, dann, in der Absicht, Theologie zu studiren, die Universität in Greifswald. Darauf bezog er 1818 und 1819 die Berliner Hochschule, faßte dann aber den Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen und wurde nun B. Klein's Schüler in der musikalischen Theorie. Für seine beginnende Thätigkeit als Componist war es von großem

Werthe, daß er im Besitz einer herrlichen, wohlgeschulten Baßstimme war, die ihn zu einer vielgesuchten Persönlichkeit und einem geschätzten Mitgliede der Singakademie machte, ja den alten Zelter sogar bewog, ihn zu seinem Nachfolger vorzuschlagen. Er fand Zugang in die höchsten Kreise der Berliner Geistesaristokratie, war am Hofe Friedrich Wilhelm's III. gerne gesehen und wurde einer der beliebtesten Musiklehrer, u. a. auch der Gesanglehrer unseres Kaisers Friedrich, der bekanntlich als Solist und Chorist sehr anerkennenswerthes leistete. Der hohe Herr blieb ihm stets freundlich gesinnt; zu seiner Vermählungsfeier componirte R. 1858 eine Festcantate. Sein Haus war durch Decennien der Sammelplatz von Künstlern (an ihrer Spitze F. Mendelssohn-Bartholdy) und kunstgebildeten Dilettanten. Durch eine Reihe von Jahren leitete er die von ihm, L. Berger, B. Klein und L. Rellstab 1819 gestiftete jüngere Berliner Liedertafel. Diese Ehrenstelle hat ihn wohl auch zunächst zur Composition vieler hübscher Männergesänge angeregt. Obwohl 1850 zum königl. Musikdirector ernannt, hat er doch nie eine amtliche Thätigkeit begleitet, dafür aber sich auch die Unabhängigkeit gewahrt, alljährlich große Reisen machen zu können, die ihn stets längere Zeit von Berlin fernhielten. R. war von hohem stattlichen Wuchse; sein sonores Organ behielt er bis ins hohe Alter, ebenso seinen gesunden Humor und sein frisches Wesen. Seine Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit machten ihn zum hochwillkommenen Gaste, wo er eintrat und namentlich von den Gesangvereinen ward er verdientermaßen hochgeehrt und gefeiert. Da er gewohnt war, Deutschland nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, konnte man oft die Freude haben, ihm zu begegnen. Reichardt's Compositionen (meist in Berlin und Leipzig erschienen) sind folgende: „Das Nachtigallennest". Polterabendfeier f. 4 St. mit Clav. 1821; 18 Lieder f. 1 St. mit Cl. op. 3 (1824), 6 (1825), 10 f. Baß 1830); 36 Tafellieder, op. 5 (1825), 7 (1827), 12 (1831), 14 (1835), 18 (1841), 22 (1853); 24 Volkslieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß bearbeitet, op. 9, 11, (1831), 13 (1835), 16 (1839); „An den König" von Goltammer, f. 1 St. mit Cl.; „Sol u. Selma", Huldigung in Worten, Bild und Tönen f. 1 St. mit Cl., Ihrer Maj. der Königin Elisabeth von Preußen zum 13. November; „Chidice mal d'amor", Duett; 4 Pièces instruct. en forme d'une Sonate, op. 4. Die Composition, mit der er seine schöpferische Thätigkeit abschloß, eine 1871 gesetzte Nationalhymne, Text von Müller v. d. Werra, gleichsam eine Antwort auf das Arndt'sche Lied, trägt die Opuszahl 36.

Schletterer.

Reichard: Heinrich Gottfried R., Schulmann und Philologe, 1742 bis 1801. Er war in Schleiz, wo sein Vater Rath und Amtmann war, am 22. Juni 1742 geboren, erhielt seine Schulbildung in der Vaterstadt und studirte seit 1761 in Leipzig Theologie und Philologie; vornehmlich durch Ernesti zum vorzüglichen Latinisten ausgebildet, habilitirte er sich 1766 mit seiner Promotionsschrift „De artis bene scribendi origine et fatis usque ad a. Chr. 1453", gab aber die akademische Laufbahn auf, als er 1770 zum Quartus und Cantor an der Fürstenschule in Grimma berufen wurde. 1782 wurde er Tertius, später Conrector an dieser Anstalt und starb in diesem Amte am 22. Mai 1801. Von seinen philologischen Arbeiten haben dauernde Bedeutung die Ausgaben des „Gemistius Pletho", 1769 und des „Lycophron" 1788, auch die lateinische Uebersetzung des Neuen Testamentes, welche 1796 erschien, während die vielen, sehr geschickt geschriebenen lateinischen Uebersetzungen, welche zu seinen Lebzeiten weite Verbreitung fanden (u. a. v. Archenholtz, Gesch. des siebenjährigen Krieges), jetzt mit Recht vergessen sind. An dem von Basedow angeregten pädagogischen Streite betheiligte er sich lebhaft; gegen diesen ist gerichtet „Φιλάνθρωπος ...

institutione puerili dialogus“, 1778, doch ließ R. sich bereden, von Wolke's Erläuterungen zum Elementarwerke eine lateinische Uebersetzung 1784 herauszugeben. Sein seltsames Unternehmen einer lateinischen Jugendschrift „Ephemerides Lipsicae“, 1786 ging nach einjährigem Bestehen wieder ein.

Nekrolog der Teutschen, 1801, I, S. 167—176. — Vollständiges Verzeichniß seiner Schriften bei Meusel, Gel. Teutschland VI, S. 259 ff.; ebenda X, S. 454 ff.; auch bei Rotermund VI, 1607 ff. — Dippold, Hist. Beschreibung der Landesschule Grimma, S. 132. — Ermel, Altes und Neues von Grimma I, S. 122—126. — Steyeri or. in obitum H. G. Reichardi, 1801. R. Hoche.

Reichard: Heinrich August Ottokar R., ein durch vielseitige litterarische Thätigkeit bekannter Schriftsteller, geboren am 3. März 1751 in Gotha, war das einzige Kind des Oberconsistorial- und Oberpolizeisecretärs Friedrich August R. und der Marie Charlotte geb. Bube. Kaum vier Jahr alt verlor er den Vater, gewann aber in dem Geh. Regierungsrathe Rudloff, mit welchem seine noch sehr jugendliche Mutter eine zweite Ehe schloß, einen treuen Freund und Berather. Von diesem sehr sorgfältig und zweckmäßig erzogen, empfing er bei dem damaligen übeln Zustande des Gymnasiums häuslichen Unterricht durch einen Candidaten der Theologie, der ihn in die vorbereitenden Wissenschaften, namentlich in die alten Sprachen einführte. Die griechischen und römischen Geschichtschreiber zogen ihn unter den Eindrücken des Siebenjährigen Krieges mehr als sonst wohl an: er schwärmte für Aristides, versetzte sich im Geiste nach Marathon und Platää, las gern Beschreibungen jener Gegenden und faßte überhaupt eine ihm stets gebliebene Neigung für das classische Alterthum. Das Französische, die Umgangssprache des Hofes und der gebildeten Welt, lernte er bei einem geborenen Franzosen, der ihn in seinen Kenntnissen bedeutend förderte, aber auch mit der Aufklärungslitteratur vertraut machte. Einen unter deren Einfluß entstandenen Versuch: „Voyage dans le pays de la superstition“ hatte der jugendliche Verfasser die Kühnheit an Voltaire nach Ferney zu übersenden. Daneben las er den Robinson, die Märchen der Tausend und Einen Nacht und die neueren deutschen Dichter, unter denen ihn Gleim und Geßner gleichfalls zur Nachahmung anregten. — Schon im 16. Altersjahre bezog er die Hochschule und widmete sich von 1767—71 in Göttingen, Leipzig und Jena der Rechtswissenschaft, ohne jedoch derselben überall mit stetem Fleiße obzuliegen. Vielmehr betheiligte er sich lebhaft an dem studentischen Treiben, trat zu Leipzig in den Amicistenorden, gründete in Jena einen Zweigverein desselben, stand öfters auf der Mensur und hielt sich auch nicht von Liebeshändeln fern, wobei ihn aber der gesunde sittliche Kern seines Wesens vor Verirrungen bewahrte. Als er dann aus dem geräuschvollen Studentenleben wieder in das stillere Gotha zurückgekehrt war, gedachte er wohl vorübergehend daran, sich dem Soldatenstande zu widmen, fühlte sich aber in der geselligen und vielfach anregenden Stadt bald heimisch und beschäftigte sich vorerst damit, seine bisher entstandenen litterarischen Versuche zu veröffentlichen. K. W. Ettinger, damals Factor der Dieterich'schen Buchhandlung, übernahm gegen Erlegung der Druckkosten den Verlag dieser meist poetischen Kleinigkeiten, welche 1772 und 1773 ohne Namen des Verfassers erschienen: „Amor vor Gerichte, eine Nouvelle aus den Götter-Annalen“, „Nonnen-Lieder mit Melodien“, „Geschichte meiner Reise nach Pirmont“, „Launen an meinen Arzt, als er mir die Diaet empfahl“, „Kleinere Poesien von mir“, „Der Hügel bei Kindleben“, „Launen und Einfälle“, „Pot-Pourri“ und außerdem zwei Uebersetzungen aus dem Französischen. Damit trat er in eine litterarische Thätigkeit ein, die an Fruchtbarkeit ihres Gleichen sucht und eigentlich

erst mit seinem Tode endigte; auch gewann er durch sie nah und fern zahlreiche Bekannte und Freunde. In Gotha knüpfte sich ein engerer Verkehr mit den jüngeren Genossen Fr. W. Gotter, Schack Herm. Ewald, H. Bertuch und dem älteren Chr. Eman. Klüpfel; auswärtige Verbindungen schloß er allmählich mit L. A. Unzer in Wernigerode, Mauvillon in Braunschweig, F. J. Bertuch in Weimar, Bertram in Berlin, v. Göckingk in Ellrich, J. J. Engel, v. Matthisson, v. Salis u. A. An der zu Anfang 1773 durch Gotter begründeten Privatbühne bethätigte er sich in der Rolle eines ersten Liebhabers. Zwar endete dieses vielversprechende Unternehmen nicht ohne Reichard's Schuld bald wieder, war aber insofern von Bedeutung, als es den Schauspielern Abel Seyler's und dem späteren Hoftheater die Wege bahnte. Jene kamen von Weimar, wo sie seit 1771 gespielt hatten, infolge des Schloßbrandes nach Gotha und traten hier am 8. Juli 1774 in Chr. Fel. Weisse's Trauerspiel „Richard III." zum ersten Male auf. R. bezeigte seinen lebhaften Antheil durch fleißigen Besuch, durch die Bearbeitung mehrerer französischer Operetten zum Zwecke der Aufführung und durch die Herausgabe seines für die Geschichte der deutschen Schaubühne so bedeutsamen „Theater-Kalenders" (1775—1800), welchem er dann seit 1777 noch das in 22 Heften bis 1784 fortdauernde „Theater-Journal für Deutschland" folgen ließ. Als dann mit dem Ablaufe von Seyler's Contract (2. September 1775) die Gefahr nahe trat, das liebgewonnene Theater wieder verlieren zu müssen, beschloß R., eine Anzahl zum Bleiben williger Schauspieler womöglich auch ferner an Gotha zu fesseln. Ein von ihm entworfener Plan erlangte durch Klüpfel's Fürsprache die Genehmigung des Herzogs, so daß nun die besten Kräfte der Seyler'schen Truppe, darunter Ekhof, Böck und Frau, Koch und Frau, die Mecour u. a., zu einem dauernden Zusammenspiel unter dem Namen eines herzoglichen Hoftheaters vereinigt wurden. Die Oberleitung der von auswärts noch ergänzten Gesellschaft übernahm auf fürstlichen Befehl der Obermarschall Hans Adam v. Studnitz, Ekhof die Leitung des Schauspiels, R. diejenige des litterarischen Faches und der Kasse. Am 2. October 1775 erfolgte die Eröffnung der neuen Bühne mit des Letzteren Gelegenheitsstück „Das Fest der Thalia" (Musik von A. Schweizer) und dem Trauerspiele „Zaire" nach einer alten von Ekhof verbesserten Uebersetzung. Sie bestand von da an bis zum 24. September 1779, wo sie nach einer fast vierjährigen Dauer mit der Vorstellung der „Medea" und von „Rache für Rache" schloß, nachdem nach und nach 48 Schauspieler und Schauspielerinnen auf ihr thätig gewesen und 176 Schau- und Singspiele in 847 Vorstellungen zur Aufführung gelangt waren. Im Unmuth über die steten Zänkereien und Eifersüchteleien des Künstlervolks hatte der Herzog die Auflösung der Gesellschaft befohlen. Für R. knüpften sich an die Verbindung mit dem Theater verschiedenartige Folgen: denn wenn er sich einerseits durch seine Unerfahrenheit im Rechnungswesen bedeutende Geldverluste zuzog, so verschaffte sie ihm andererseits den Titel eines Bibliothekars und das Wohlwollen und die Freundschaft des trefflichen Herzogs Ernst II. Derselbe ehrte ihn dadurch, daß er ihm 1780 die Verwaltung seiner Privatbibliothek anvertraute, ihm 1785 den Titel eines Rathes, 1799 die Stelle eines Kriegscommissärs mit Sitz und Stimme im Kriegscollegium verlieh und ihn 1801 zum wirklichen Kriegsrath beförderte. Auf seinen Wunsch trat R. am 24. October 1775 auch in die von Ekhof gestiftete Freimaurerloge ein, zu deren Mitgliedern außer dem Herzog dessen Bruder Prinz August, der Freund Goethe's, Herder's und Wieland's, F. W. Gotter, Klüpfel, R. Z. Becker, J. G. Geißler und andere hervorragende Männer gehörten. Er widmete sich dem Bunde mit besonderem Eifer und stieg bald zu höheren Graden empor; auch verfaßte er eine Anzahl maurerischer Schriften: so in Gemeinschaft mit dem Obersten, [illegible]

teren Generalmajor Chr. G. v. Helmolt († am 21. April 1805) einen Almanach nach englischem Vorbilde: „Sammlung für die freien und angenommenen Maurer in Deutschland“ (1776), feierte festliche Anlässe durch Gedichte und Reden und gab noch zur 50jährigen Jubelfeier der Loge am 21. October 1824 den „Versuch einer Geschichte d. g. u. v. □ (der gerechten und vollkommenen Loge) Ernst zum Kompaß und ihrer älteren Schwestern im Orient von Gotha“ heraus. Ebenso wurde er auf Veranlassung des Herzogs Mitglied des Illuminatenordens, in welchem er den Namen „Wiklef“ führte; doch vermochte er sich für diesen Geheimbund nicht recht zu begeistern und zog sich nach einigen Jahren völlig zurück. Unterdessen setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit emsig fort und veröffentlichte die „Bibliothek der Romane“ (21 Bde., 1773—94), gab mit L. Chr. Lichtenberg, dem Pagenhofmeister J. W. Dumpf und Schack Herm. Ewald die „Gothaischen Gelehrten Zeitungen“ (1774—1804) und unter Klüpfel's Auspicien den „Nouveau Mercure de France“ (1775) heraus, der mit M. v. Grimm's Beihülfe unter wechselndem Namen, als „Journal de Lecture“, „Cahiers de Lecture“ und „Nouveaux Cahiers de Lecture“, bis 1796 erschien; er redigirte die Vierteljahrsschrift „Olla Potrida“ (22 Jahrgge., 1778—1800) und die Zeitschrift „Aus den Papieren einer Lesegesellschaft“ (3 Bde., 1787—89), übersetzte zahlreiche Werke, namentlich Reisebeschreibungen, aus dem Französischen, besorgte seit 1779 eine Reihe von Jahrgängen des „Gothaischen Hofkalenders“, lieferte zahlreiche Beiträge in verschiedene Musenalmanache, schönwissenschaftliche und gelehrte Zeitschriften und verfaßte, nachdem er zu diesem Zwecke allerhand Notizen gesammelt und sich durch verschiedene Reisen dazu vorbereitet hatte, seine vielbenutzten, zum Theil oft aufgelegten Reisehandbücher, so das „Handbuch für Reisende aus allen Ständen“ (1784), den „Guide des Voyageurs en Europe“ (1793), den „Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angrenzenden Ländern“ (1801) und den Auszug aus dem letzteren, das „Itinéraire de poche de l'Allemagne et de la Suisse“ (1809). — Damals stand er in seinem Hause schon längst nicht mehr allein; denn am 3. Februar 1786 hatte er die kluge und anmuthige Amalie Seidler, eine Tochter des weimarischen Oberconsistorialrathes J. W. Seidler und Schwägerin Ettinger's, als Gattin heimgeführt. Sie gebar ihm in neunzehnjähriger glücklicher Ehe zwei Kinder: eine nachmals mit dem gothaischen Kammerherrn K. E. Konstantin v. Goechhausen vermählte Tochter Charlotte (1788—1873) und einen Sohn Ernst (1795—1863), der als sächsischer Officier den russischen Feldzug und die deutschen Befreiungskriege mitmachte und schließlich bis zum Range eines Generallieutenants emporstieg. Schon auf einer Reise, die er im Sommer 1786 mit seiner jungen Gattin nach der Schweiz und von da über Lyon nach Paris unternahm, waren ihm hier die drohenden Vorzeichen eines gewaltsamen Umsturzes nicht entgangen; der drei Jahre später ausbrechenden Revolution stand er zwar schon anfangs nicht ganz gleichgültig gegenüber, „aber er fühlte auch nicht den mindesten Trieb, sich dafür oder dagegen zu erklären“. Diese Zurückhaltung gab er jedoch mit den fortschreitenden Ereignissen bald auf; denn als mit dem Schlusse des Jahres 1790 die französischen Umtriebe in der Schweiz immer mehr zunahmen, veranlaßte ihn seine Vorliebe für dieses Land zu den Flugschriften: „Zuruf eines Deutschen an patriotische Schweizer. Deutschland 1790“ und „An den gesunden Menschenverstand der Schweizer. Februar 1799“; und je länger die Revolution dauerte, desto entschiedener trat er auf die Seite ihrer Gegner. Ein Ausfluß dieser Gesinnung waren mehrere Flugblätter, wie der „Aufruf eines Deutschen an seine Landsleute am Rhein, sonderlich an den Nähr- und Wehrstand“ (1792), namentlich aber der seit 1793 erscheinende „Revolutions-Almanach“, welcher die deutschen

Franzosenfreunde mit Ernst und Laune angriff, aber seinem Herausgeber auch viele Anfeindungen, Verunglimpfungen und Drohungen eintrug. Gleichwohl setzte er den Almanach unerschrocken bis 1803 fort, nahm jedoch an den letzten Jahrgängen einen weniger lebhaften Antheil als vorher. — Mit dem neuen Jahrhundert zogen schwere Wetterwolken über ihn herauf. In der Nacht vom 20. auf den 21. April 1804 starb sein fürstlicher Freund, Herzog Ernst II., der ihn beim Herannahen des Todes noch zu sich berufen und beim Ordnen des Nachlasses sich seiner Hülfe bedient hatte. Das am Sterbebette gethane Gelöbniß, dem Dahingeschiedenen auf schweizerischer Erde eine einfache Gedächtnißtafel stiften zu wollen, führte er noch im gleichen Jahre aus, indem er eine Marmorplatte mit pietätvoller Inschrift an einer Felswand des Rigi oberhalb des Klösterli's anbringen ließ. Noch blutete diese Wunde, als ihm der Tod am 21. Juli 1805 seine Gattin nach schwerer Krankheit entriß. Er bettete sie, wie sie es gewünscht, auf dem Friedhofe des nahen Dorfes Siebleben, wo auch zwei Jahre später M. v. Grimm seine letzte Ruhestätte wählte. Er erlebte dann die französische Fremdherrschaft, welche das Herz des patriotischen Mannes schwer bekümmerte, und die Befreiungskriege, welche er in der Erwartung einer besseren Gestaltung der deutschen Verhältnisse lebhaft begrüßte. Noch vor dem Ende des Krieges arbeitete er 1814 mit jugendlicher Begeisterung als Commissär an der Einrichtung des Landsturmes mit und sah in der folgenden Friedenszeit abwechselnd freundliche und trübe Tage erscheinen. 1818 ward er durch den Herzog August zum Geh. Kriegsrath, 1821 durch den König Friedrich August von Sachsen zum Ritter seines Verdienstordens ernannt; am 25. Juli 1825 feierte er sein 50jähriges Dienst- und am 25. October sein 50jähriges Mannesjubiläum und empfing am 21. August des nämlichen Jahres von der Gesammtregierung der Herzogthümer Sachsen-Gotha und Altenburg den Titel eines Kriegsdirectors; aber er mußte auch noch die letzten Herzoge August und Friedrich IV. von Gotha dahinscheiden und die Theilung des Landes sich vollziehen sehen. Noch immer geistig frisch und bis zu den letzten Tagen seines Lebens mit litterarischen Entwürfen und der Aufzeichnung seiner erst lange nachher (1877) herausgegebenen Denkwürdigkeiten beschäftigt, führte ihn endlich infolge eines Nervenschlages ein sanfter Tod am 17. October 1828 „ins stille Land“ hinüber.

H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgeg. von Herm. Uhde. Stuttg. 1877 (VI, 553 S.). — Vgl. auch Meusel, G. T. — Heinr. Cramer, H. A. O. Reichard in: Zeitgenossen. Ein biogr. Magazin für die Geschichte unserer Zeit. 3. Reihe. Herausgeg. von Fr. Chr. Aug. Hasse. 2. Bd. Leipzig 1830. Nr. XI, S. 1(3)—43. — N. Nekr. 6. Jahrg., 1828, 2. Thl., S. 749—752. — Aug. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Gotha 1854. S. 137 f., 211 f., 325, 439 f. und 441.

Schumann.

Reichard: Johann Elias R., Schulmann, der Sohn des Pfarrers und Adjuncten Georg Melchior R. in Frauenbreitungen (jetzt Sachsen-Meiningen) und am 14. September 1668 in Gotha geboren, wo seine Mutter, eine Tochter des Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten Joh. Christian Gotter, damals zum Besuche war, blieb bei den Großeltern zurück und erhielt seine Vorbildung anfangs durch Hauslehrer und seit 1684 auf dem dortigen Gymnasium. Als sein Vater im gleichen Jahre starb — seinen Großvater hatte er bereits 1677 verloren —, nahm ihn sein Oheim, der Rath Georg R., in sein Haus auf, bis er 1687 die Universität Jena bezog. Mit Hülfe eines von Thomas Reinesius (s. d. Art.) herrührenden Stipendiums widmete er sich der Theologie und der

sonders den morgenländischen Sprachen, erlangte 1689 ohne Kosten die Magisterwürde und fing dann an Vorlesungen an der Hochschule zu halten. 1695 trat er als Classenlehrer der Selecta an die Stelle des zum Rector beförderten Professors Gottfried Vockerodt in Gotha und übernahm seit 1698, da er eben von einer wissenschaftlichen Reise zu Hiob Ludolf in Frankfurt a. M. zurückgekehrt war, außerdem noch das Amt eines Inspectors der Kirchen und Schulen im Herzogthum Gotha. Während einer langen und gedeihlichen Amtsführung erlebte er die 200jährige Jubelfeier des Gymnasiums und betheiligte sich mithelfend an ihr, indem er am ersten Festtage (21. December 1724) über die gesegnete Wirksamkeit der Schule und deren berühmt gewordene Zöglinge sprach und anfangs 1725 zur Nachfeier noch eine öffentliche Disputation hielt. Er starb am 14. September 1731 und ist Verfasser mehrerer für die Litterar- und Schulgeschichte Gotha's nicht unwichtiger Schriften, darunter ein „Panegyricus in memoriam Consiliarii Ern. Ludov. Avemanni" (1689), eine „Memoria Jo. Henrici Rumpelii" (1699), seines früheren Lehrers und nachmaligen Superintendenten in Salzungen, ein „Programma, quo ad sacra parentalia Gothofredo Vockerodtio persolvenda — invitat" (1728) und eine „Memoria antecessorum suorum, Inspectorum Ecclesiarum provincialium" (1729). Zu bedauern ist, daß er eine Arbeit über berühmte Gothaer des 17. Jahrhunderts nicht vollendet oder wenigstens nicht in den Druck gegeben hat; denn es wäre dadurch eine von Tenzel selbst angedeutete Lücke in dessen Supplementen (s. u.) ausgefüllt worden.

Auserlesene theologische Bibliothek, 58. Thl., S. 895 f. — Joh. Heinr. Stuß, Programma in exequiis Jo. Eliae R., Gothae 1731. — Jöcher und Rotermund. — J. H. Gelbke, Kirchen- und Schulenverfassung des Herzogth. Gotha, 1. Thl., Gotha 1790, S. 162. — Vgl. auch: (W. E. Tenzel) Supplementum Historiae Gothanae III., Jenae 1716, p. 48, und Chr. Ferd. Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha, Gotha 1824, S. 143, Anmerk. 14, 187, 188, Anmerk. 1, 198, 210 und 211.

Schumann.

Reichardt: Johann Friedrich R., geboren am 25. November 1752 in Königsberg i. Pr., † am 27. Juni 1814 auf seinem Landsitze zu Giebichenstein bei Halle. — Das vielbewegte Leben dieses mit allen bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit in mehr oder minder intimem Verkehr stehenden, vielgereisten und vielverleumdeten, über- und unterschätzten, von unserer Zeit in seinen Tonsätzen noch nicht ganz vergessenen Mannes, entrollt ein eben so interessantes, als lehrreiches Bild vor uns. Aus beschränkten Verhältnissen hervorgegangen, für eine andere Laufbahn bestimmt, aber von Jugend auf außerordentlich für Musik talentirt und bald auch in seinen musikalischen Leistungen hervorragend, gelang es seinem unternehmenden, rastlos strebenden, ehrgeizigen Charakter, die höchsten und einflußreichsten musikalischen Stellungen zu gewinnen und sich als Dirigent, Tonsetzer und Schriftsteller großes Ansehen und maßgebenden Einfluß zu verschaffen. Aber sein ungeduldiges, heftiges Wesen, das von Zudringlichkeit und Selbstüberschätzung nicht freizusprechen war, namentlich aber seine schnelle und rücksichtslose Zunge und seine schroffen, nie zurückgehaltenen Urtheile über Dinge und Vorkommnisse jeder Art erweckten ihm nach allen Richtungen bald erbitterte Gegner, brachten ihn zuletzt um seine Bedienstungen und drängten ihn vorzeitig aus einer Laufbahn, in der er noch bedeutendes und segensreiches hätte leisten können. Man mag R. noch so strenge beurtheilen, das muß man ihm zugestehen, daß er ein hochgebildeter, unterrichteter, das Beste wollender, vielfach bahnbrechender Musiker und ein Ehrenmann und Patriot im besten Wortsinne war. Daß ihm die Natur geniale Begabung versagt hatte und er sich uns

mehr als ein reflectirendes Talent darstellt, anlehnend, nachahmend, dabei jedoch stets bemüht, neue Pfade zu finden, das kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Die Zeitgenossen, welche aus nächster Nähe Genie und Talent nicht aus einander zu halten vermögen, waren von seinen Werken angezogen und begeistert und er fand sich in der gleichen Lage, wie weitaus die meisten unserer gegenwärtigen, ebenfalls vorwiegend grübelnden und reflectirenden, unablässig nach neuen Ausdrucksmitteln suchenden Componisten, die wol von der Gegenwart begriffen und auch gefeiert, von der Zukunft aber, wie zu befürchten steht, ebenfalls bald vergessen sein werden. Reichardt's Vater, Joh. R. aus Oppenheim a. Rh., war in seinem zehnten Jahre mit dem Grafen Truchseß zu Waldburg nach Preußen gekommen und hatte sich durch sein hübsches Aeußere und lebhaftlustiges Wesen bald zum Lieblinge von dessen Familie zu machen gewußt. Da er große Liebe zur Musik äußerte, erhielt er in Berlin von guten Lehrern Unterricht auf der Laute, Violine und Oboe, und brachte es bald auf all diesen Instrumenten zu bemerkenswerther Fertigkeit. Seine Begeisterung für diese Kunst trieb ihn an, mehrere Jahre das gräfliche Haus zu verlassen und als Lehrling bei dem auf dem Schloßthurme in Königsberg (in welcher Stadt der Graf nun seinen Wohnsitz genommen hatte) hausenden Stadtmusikus einzutreten. Zu seinem Gönner zurückgekehrt, wurde er dann Lautenlehrer der an einen Grafen Keyserlingk verheiratheten Tochter desselben und ehelichte zuletzt selbst das schöne und sittsame Kammermädchen dieser jungen Frau, Katharina Dorothea Elisabeth, Tochter des Hutmachers Hinze aus Heiligenbeil. Während der Vater, ein Mann von seltener körperlicher Kraft und Gewandtheit und überaus großer Lebhaftigkeit und Thätigkeit, ein sehr geschickter und talentvoller Musiker, aber auch leichtsinnig, heftig, genußsüchtig, brutal, sich von seiner unruhigen Natur zu manchen Schritten hinreißen ließ, die unentschuldbar, er besser unterlassen hätte und die seiner Frau großen Kummer verursachten, führte diese, eine stille, edle Dulderin, von ihrem Sohne angebetet, fromm, schlicht, sanft, von seltener Herzensreinheit, ein zurückgezogenes, arbeitsames Leben, oft unter Anstrengungen und Entbehrungen. Ihr, neben drei Töchtern, von denen die älteste, Maria, in der Folge den Bankdirector Leo, die jüngste, Sophie, den Kriegsrath Bock heiratheten, einziger Sohn Fritz, ein schöner, munterer, hochbegabter Knabe, ward von allen, denen er sich nähern durfte, gern gesehen und das verzärtelte Schoßkind mancher hochstehenden Familie, namentlich auch der Keyserlingk'schen. An gute Gesellschaft von früh an gewöhnt und gewisse sich ihm bietende Bildungsmittel auch eifrigst benützend, sah sich der ehrgeizige, feurige Jüngling rasch gefördert und wie von selbst erwarb er sich schon früh die meisten der Fähigkeiten, die es ihm ermöglichten, jene glänzende und merkwürdige Laufbahn zu beschreiten, die ihm vom Schicksal vorgezeichnet war. Fritz R. war ein frühreifes, überraschend talentirtes Kind. Er hat eigentlich nie etwas gründlich gelernt, aber was er angriff, gelang ihm. Sein erster Violinlehrer war sein Vater, später der s. Z. angesehene Geiger Fr. A. Veichtner, ein Schüler Benda's. Auf dem Clavier unterrichtete ihn der Domorganist C. G. Richter; ein gewisser Krüger unterwies ihn in den Anfangsgründen der musikalischen Theorie, für die er aber zunächst nur wenig Interesse bethätigte. Von einem kriegsgefangenen österreichischen Soldaten, der ein sehr guter Sänger war, erhielt er Gesangstunden. All dieser Unterricht war nur ein vorübergehender, doch hatte er den Vortheil, daß der Schüler nach verschiedenen Richtungen hin gefördert wurde, bald auf eigenen Füßen stehen lernte und sich frühzeitig ein, wenn auch nicht immer richtiges Urtheil gewann. Gelegenheit zu Beobachtungen bot sich ihm in Fülle und er wußte dieselbe stets klug zu benützen. Schlimmer als mit dem Musikunterrichte stand es mit seinem

Schulbesuche. Im Grunde wuchs R. ohne regelmäßige Schulbildung auf. Trotzdem ward der unreife, aber den musikfreundlichen Universitätsrector, Kriegsrath Lestocq, durch sein Spiel oftmals entzückende Knabe, zum Doctor ernannt und erlangte auch durch dessen Vermittelung, ohne die vorgeschriebenen Prüfungen gemacht zu haben, später die Berechtigung, die Königsberger Universität besuchen zu dürfen. Ganz seinen musikalischen Neigungen und Beschäftigungen hingegeben, dachte er aber nicht ans Studiren, und obwol er ein Jahr lang, 1769—70, bei Kant Philosophie hörte und ein anderes Jahr in Leipzig weiterstudirte, hat er beide Hochschulen, mit Kenntnissen sonderlich bereichert, gewiß nicht verlassen. Was ihn vorzugsweise bildete, war die Welt, das Leben, die Gesellschaft. R. hat schon im siebenten und achten Lebensjahre Aufsehen durch sein Geigenspiel erregt. Namentlich rühmte man in der Folge seinen großen, markigen Ton, seine überraschende Fertigkeit im doppelgriffigen Spiele und seine Stärke in der freien Phantasie; bald auch machte er sich durch seine Compositionen bekannt, die er mit großer Leichtigkeit zu Papier brachte. Es herrschte damals ein reges musikalisches Leben in Königsberg und die besten Familien der Stadt, in der die Tonkunst vielfach begeisterte Pflege fand, wetteiferten durch tüchtige Leistungen in regelmäßig stattfindenden Privatconcerten. Der Knabe ging täglich aus und ein beim alten Statthalter Keyserlingk, beim Obermarschall von der Gröben, beim Kanzler v. Korf, beim Hofrath Hoyer, beim Commercienrath Saturgus, beim Kaufmann Scherr u. a. Als Student trat er Kant, Hamann, Hippel, Kreuzfeld, Scheffner, also den Capacitäten des damaligen Königsberg näher. In dem Organisten Podbielsky und dem Sonderling du Grain besaß die Stadt beachtenswerthe Clavierspieler. Die Dichter J. M. Reinhold Lenz und Bock, der berühmte Berliner Arzt Marcus Herz, der nachmalige General v. Diericke u. a. waren seine Studiengenossen. Bald erweiterten auch kleinere und größere Reisen nach Mohrungen, nach Curland und Livland (Mitau und Riga), nach Danzig und Heilsberg seinen Gesichtskreis; allerdings reiften sie in ihm auch ein unruhiges, unzeitiges Selbstgefühl. Endlich unternahm er eine mehrjährige Reise nach Berlin, Leipzig, Dresden, Prag und zurück über Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Hamburg, Stettin und Danzig. Es war das in der That in doppelter Hinsicht eine Kunstreise, denn der von allen Geldmitteln sehr oft vollständig entblößte junge Mann mußte vielfach allen Muth und Scharfsinn und alle Talente und Fertigkeiten aufbieten, um sich oben zu halten. Doch hatte diese für die damalige Zeit immerhin weit ausgedehnte Reise, auf der er sich als Geiger, Clavierspieler und Tonsetzer einen ehrenvollen Namen machte, für ihn den großen Vortheil, mit allen hervorragenden Zeitgenossen in vielfach freundschaftliche Verhältnisse zu treten. Dieses Reiseleben ging im J. 1773 zu Ende. R. nahm seine früheren Königsberger Beziehungen wieder auf. Der ihm stets wohlgeneigte Obermarschall von der Gröben suchte ihn insofern an die Vaterstadt zu fesseln, als er ihm das Secretariat in seinem Departement (er war Chef des Consistoriums) mit so vielen Vortheilen anbot, daß er sich gern zur Annahme entschloß und nun mehrere Jahre als extraordinärer Kammersecretär, aber immer noch mehr musicirend als auf dem Bureau arbeitend, in der Heimath verlebte. Im August 1775 befand sich R. auf einer Dienstreise in Litthauen auf dem königlichen Domänenamte Ragnit, als zufällig der geheime Finanzrath Tarrach aus Berlin dort durchpassirte. Während an dem Wagen die Pferde gewechselt wurden, erfuhr er von diesem, daß der alte Hofcomponist und zuletzt auch Operndirigent Agricola gestorben sei und der König einen andern Capellmeister suche. Diese Nachricht fiel zündend in Reichardt's Seele, der schon gelegentlich seines Berliner Aufenthaltes eine große italienische Oper: „Le Feste galanti“ componirt hatte, und zwar ganz in der Weise Graun's

und Hasse's, der Lieblingscomponisten des Königs. Er reiste sofort nach Königsberg zurück, wandte sich zunächst an seinen Freund, den Kammermusikus Benda in Berlin, mit der Bitte, ihm nähere Mittheilung über die momentanen Verhältnisse zu machen und sandte, als dieselben günstig ausfielen, seine in drei ordinäre Pappbände gebundene Opernpartitur mit folgendem Briefe direct an den König nach Potsdam: „Sire, Eurer K. Majestät wage ich eine Oper zu überreichen, bei deren Bearbeitung mir Hasse und Graun Muster gewesen. Ein hoher Kennerblick wird entscheiden, ob der Componist derselben es verdient, die ehrenvolle Stelle eines Graun's zu bekleiden. In tiefster Ehrfurcht u. s. w. Königsberg, 25. Sept. 1775. J. F. R." Mit umgehender Post erhielt er darauf ein vom König unterzeichnetes Cabinetsschreiben: „Se. K. Majestät von Preußen, unser Allergnädigster Herr, wollen dem Musico Reichardt zu Königsberg in Preußen auf dessen eingesandte Oper hiermit zur vorläufigen Antwort nicht verhalten, daß Höchstdieselbe solche vorhero probiren lassen wollen, um zu beurtheilen, ob und in wie weit solche denen Arbeiten eines Graun's und Hasse's zur Seite gestellt zu werden verdiene. Potsdam, 20. Oct. 1775. Friedrich." — Nun erst unterrichtete R. seinen Vorgesetzten von dem von ihm gewagten Schritt. Dieser war dadurch allerdings hochüberrascht, nahm aber die Sache von der günstigsten Seite und lud ihn sogar ein, die Zeit, bis eine weitere Antwort erfolgen würde, auf einem seiner Güter zuzubringen. Obwol nun die Tage hier in abwechselnden Freuden und Genüssen der Jagd, Musik und Tafel hin fröhlich vergingen, dehnten sie sich für den ungeduldig auf Nachrichten Harrenden doch endlos hin. Endlich traf ein Brief, datirt Potsdam, 4. December 1775, mit erwünschter Kunde ein, wie der frühere, von dem Musikdirector J. C. Jacobi geschrieben (der alte Benda war in dieser Zeit durch schweres Unwohlsein am Schreiben verhindert). Die Proben, die man oem Könige, der in den letzten Monaten eine sehr gefährliche Krankheit durchgemacht hatte, weshalb sich auch die Anstellung eines Capellmeisters verzögerte, aus der R.'schen Oper zu hören gegeben, hatten denselben befriedigt und R. wurde von ihm mit einem Gehalte von 1200 Thlrn. als königl. preuß. Capellmeister angestellt. Er traf am Weihnachtsabend in Berlin ein und wurde in der ersten Januarhälfte zum Könige zur Audienz befohlen, in der er einen günstigen Eindruck auf denselben zu machen schien. R. steht nun am Beginn der zweiten Periode seines vielbewegten Lebens. — Der alternde König hatte nicht mehr das musikalische Interesse früherer Jahre. Mit ihm waren Oper und Capelle gealtert, d. h. zurückgegangen. Bekanntlich nahm er in seinen musikalischen Anschauungen einen sehr einseitigen Standpunkt ein, wie denn auch seine eigenen Musikübungen und sein künstlerischer Umgang strenge nach einmal angenommenen Principien geregelt waren. Unbemerkt und geschickt wußte ihn sein Flötenlehrer J. J. Quanz (1697—1773) zu lenken, sein Urtheil zu bestimmen und auf einem gewissen Punkt festzuhalten. Wie er nur dessen Flötenconcerte und nur auf von ihm gefertigten Instrumenten blies, so wurden auf seinem Operntheater, mit ganz wenigen Ausnahmen, auch nur Werke von J. A. Hasse (1699—1783) und C. H. Graun (1701—1759), seinen beiden Lieblingscomponisten, aufgeführt. Unter der Leitung des minder berühmten, sehr viel Bier consumirenden seitherigen Hofcomponisten J. F. Agricola (1720—1774) vermochten sich die musikalischen Zustände der preußischen Residenz nicht zu heben und auch der sonst tüchtige, aber ebenso in beschränkten Vorurtheilen wie sein königl. Herr befangene C. F. Chr. Fasch (1736—1800), der noch bis zum Ende des Carnevals 1776 die Oper dirigirte, konnte hier bessere Resultate nicht erzielen. Man muß sich vergegenwärtigen, in welche schwierigen Verhältnisse der junge, begeisterte, vom redlichsten Willen und den besten Vorsätzen beseelte freisinnige, thatendurstige neue Capellmeister trat.

Das gesammte Material, das er vorfand, bestand, wenn auch darunter berühmte Namen waren, doch nur aus alten, bequemen Leuten, die gewohnt waren, in dem einmal betretenen Gleise unbeirrt fortzuwandeln und es schon als ungeheure Neuerung anstaunten, als er ihnen zumuthete, Crescendo und Decrescendo zu spielen. Der König sagte, als er es erstmalig hörte, zu R.: „Da hat er einen ganz curiosen Feuerlärm gemacht!" Es ist leichter in ein Wespennest zu greifen, als reformirend eine solche Gesellschaft aus behaglicher Ruhe aufzustören. Wie mußte da der vom idealsten Streben erfüllte, selbstbewußte 24jährige Capellmeister in seinem Uebereifer allenthalben anstoßen. Allmählich trat allgemeine Verstimmung ein, infolge deren heftige Conflicte hervorgerufen wurden, die endlich dem Könige so lästig wurden, daß er einst unmuthig in die Worte ausbrach: „Ich dachte mir die Oper vom Halse zu schaffen, und habe nun das alte Elend und einen Narren mehr." Er mochte, was ihm bevorstand, wohl auch ahnen, als ihn der besonders in musikalischen Dingen gern belehrende und sein Licht leuchten lassende König in großer, viersitziger, mit sechs Pferden bespannter Kutsche nach der ersten Audienz nach Berlin zurückfahren ließ. Die erste ihm übertragene Arbeit war ein Prolog auf die Verlobungsfeier des Großfürsten Paul von Rußland (der nachmals, 24. März 1801, als Kaiser Paul I. ein so elendes Ende fand), mit der Prinzessin Sophie von Würtemberg, welche in Berlin mit höchster Pracht begangen wurde. Die Composition seines jungen Capellmeisters hatte Mühe, den König, der den Textentwurf in französischer Sprache (vom Hofpoeten, Abbate Landi, dann in italienische Verse umgedichtet) selbst verfaßt hatte, zu befriedigen. Höchst komisch ist es nun, zu sehen, wie R. unter den Augen Friedrich's, der jede Note prüfte und geändert haben wollte, componiren mußte, und welche sonstige Schwierigkeiten noch zu überwinden waren, bevor das Werk zur Aufführung gelangen konnte. Für R. hatten diese Compositionslectionen übrigens den Vortheil, daß er die Erlaubniß erhielt, allen Kammerconcerten des Königs beizuwohnen, eine Vergünstigung, die er eifrigst benutzte. Die hervorragendsten Opernkräfte waren um diese Zeit der Castrat Concialini und Jungfer Gertrude Schmehling, beide vorzügliche Künstler, die für die Berliner Oper eine letzte Glanzzeit heraufbeschworen. Gertrude hatte sich, sehr entgegen dem königlichen Willen und vergebens von allen rechtlich Denkenden gewarnt, um diese Zeit mit einem ganz elenden und verworfenen Gesellen, dem Cellisten Mara verheirathet. Von diesem nichtsnutzigen Subjecte fortwährend aufgehetzt, lebte sie fortan in stetem Unfrieden mit allen Collegen und wagte es sogar, den bestimmt ausgesprochenen Befehlen und Wünschen des Königs zu trotzen. Im Juli 1776 kam der Großfürst Paul nach Berlin zu Besuch. Am 24. Juli sollte die Opera seria: „Angelica e Medoro" von Graun; am 26. die Opera buffa: „la Ritorna di Londra" gegeben werden, am 25. Redoute im Opernhause, am 30. großes Hofconcert sein. Auch jetzt hatte R. wieder für den ersten Festtag einen Prolog und die Aria di bravura „Nell, oror d'atra foresta" in die Oper für die Mara neu zu componiren. Der bethörten Sängerin schien nun die Gelegenheit gekommen zu sein, sich für so manche vom Könige abschlägig beschiedene Gesuche zu rächen. Der große König sollte erkennen lernen, daß es leichter sei eine Schlacht zu gewinnen, als eine eigensinnige, widerspenstige Sängerin zur Raison zu bringen. Aber er war der Mann, der derartige Trotzköpfe zu zähmen wußte. Frau Mara erklärte, die Arie Reichardt's nicht singen zu wollen. Da sie sich krank stellte, ließ sie Friedrich durch einen Dragonerrittmeister aus dem Bette holen und in einem von acht Reitern escortirten Wagen nach dem Concertsaale bringen. Sie mußte singen, und zuletzt bewog sie auch ihre weibliche und künstlerische Eitelkeit dazu, eine Glanzleistung zu geben. — Ein Trost mag es für den vielgeärgerten königl. Capellmeister gewesen sein, daß er in dieser Zeit (Spätherbst

1776) in der Tochter des alten verehrten Concertmeisters Benda, Juliane, eine gar anmuthige und liebe, auch musikalisch ungewöhnlich talentirte Gattin fand, für die er schon von früheren Jahren her große Zuneigung fühlte. Leider hatte er bereits am 9. Mai 1783 ihren Verlust zu beklagen. — So ehrenvoll für ihn die Berufung auf einen so angesehenen Posten auch war, befriedigt konnte er sich durch seine Stellung nicht finden. Der nach Thaten und Ruhm dürstende junge Mann sah sich in Berlin nahezu auf den Sand gesetzt, denn in der Regel wurden nur im Carneval abwechselnd zwei Opern gegeben (es kamen auch Fälle vor, daß gar nicht gespielt wurde), und dazu wählte der König stets ältere Werke. R., der darauf brannte, den Auftrag zu einer Operncomposition zu erhalten, mußte sich damit begnügen, diese zeitgemäß aufzuflicken. So hatte er im nächsten Carneval, wo „Rodelinde" von Graun und „Artemisia" von Hasse gegeben wurden, die Partien der Rodelinde und der Artemisia (für die Mara) und des Nicander (Porporino) neu zu schreiben. Im folgenden Jahre gelang es der Mara endlich, ihre lange vorbereitete Flucht auszuführen. Damit verlor die königliche Oper ihren Hauptanziehungspunkt. Dem König schwand von jetzt ab alle Freude an seinem Theater; seit 1781 besuchte er das Opernhaus überhaupt nicht wieder; die Vorstellungen blieben so leer, daß man zuletzt ganze Compagnien Soldaten in dieselben commandiren mußte, die nun mit ihren Weibern das Parterre füllten, aber einen solch unerträglichen Tabak- und Zwiebelgeruch im ganzen Hause verbreiteten, daß der Aufenthalt darin nahezu unerträglich wurde. Nach dem Tode seiner Frau erbat R. Urlaub zu einer Reise nach Italien. Er traf auf dem Hinweg mit Goethe in Weimar und Klopstock und Lavater in Heidelberg zusammen, fand aber in dem Lande, wohin ihn seine Sehnsucht längst getrieben hatte, nur geringe musikalische Befriedigung. Leider ist ein von ihm 1787 angekündigtes dreibändiges Reisewerk ebensowenig erschienen, als früher seine „Vermischten Schriften", ein großer Verlust für die zeitgenössische Litteratur- und Kunstgeschichte. Auf dem Rückweg hielt er sich einige Zeit in Wien auf, fand dort in der Gräfin Thun eine Gönnerin, wurde dem Kaiser Joseph und seinem Bruder, dem Erzherzog Maximilian vorgestellt und machte, für ihn die denkbar interessanteste Begegnung, auch die persönliche Bekanntschaft Gluck's, der ihn sehr freundlich aufnahm. Die Kunstförderung seitens des Kaisers und des ganzen Hofes, sowie des sehr musikalischen Adels war übrigens, nur nach anderer Richtung, in Wien eine ebenso einseitige, als in Berlin. Es ist immer schlimm, wenn hohe Herren, denen es leicht möglich ist, ihren Anschauungen Geltung zu verschaffen, sich von intriganten Günstlingen leiten und in denselben bestärken lassen. Zu einem freien Blick und einer weiteren Anschau gelangen sie überhaupt nie, da stets dafür gesorgt ist, daß ein undurchdringlicher Wall vorgefaßter Meinungen ihren Gesichtskreis beengt. Die Kunst im Allgemeinen hat daher durch sie auch nur selten wahrhafte Förderung gefunden; nur einzelne bevorzugte Günstlinge haben stets den ganzen Segen fürstlicher Antheilnahme, d. h. die reichen Spenden königlicher Huld, auf ihre Person zu concentriren gewußt. Etwas bald nach dem Tode seiner ersten Frau, schon am 14. December 1783, schloß R. einen neuen Ehebund mit der Wittwe des auch als Dichter bekannten Landschaftssyndicus P. W. Hensler in Stade, Johanna, einer Tochter des bekannten Predigers Alberti in Hamburg. Diese Stadt war seit lange schon der Lieblingsaufenthalt Reichardt's, der dort namentlich mit dem angesehenen Sieveking'schen Hause intimen Verkehr unterhielt. Sofort nach der Hochzeit kehrte er nach Berlin zurück, wo während seiner Abwesenheit sehr empfindliche Lücken im Opernpersonale entstanden waren. Porporino und die Primadonna Verona, geb. Koch, letztere erst 25 Jahre alt, waren gestorben. Der immer sparsamer werdende alte Fritz mußte sich endlich nothgedrungen zu

einem ihm sehr sauer ankommenden Opfer entschließen und so ward denn für den Carneval 1784 die berühmte Todi engagirt, gefiel aber gar nicht. Zudem hatte sich Conciliani eine Heiserkeit zugezogen, die es ihm fast unmöglich machte zu singen; der Tenorist Paolino starb. Diese Saison, da auch nur schwache Werke aufgeführt wurden, war eine der elendesten des Berliner Operntheaters. Lange hatte die Kritik über die obwaltenden Zustände zurückgehalten. Das Theater war frei, der König trug allein die Kosten desselben. Nun aber fing man an, die unzulänglichen Gesangskräfte und die immer armseliger werdende Ausstattung in den Tagesblättern zu tadeln. Das verdroß jedoch den König so, daß er jede öffentliche Theaterbesprechung in Berlin verbot. R., des Berliner Schlaraffenlebens und der völligen Unthätigkeit, zu der er sich dort verdammt sah, überdrüssig, erbat einen neuen Urlaub und reiste, von seiner Frau begleitet und angezogen von dem daselbst in Aussicht stehenden überaus großartigen Händelfeste, im Februar 1785 nach London ab, wo er mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde und insbesondere seine „Passion“ und sein „65. Psalm“ sensationellen Erfolg hatten. Schon im April setzte er dann seine Reise nach Paris fort und fand auch hier, von Gluck angelegentlichst empfohlen, das freundlichste Entgegenkommen. Er hörte auf der Bühne der königl. Akademie Gluck's „Armida“ und „Iphigenie in Aulis“ und außerdem mehrere Opern von Piccini, Sacchini und Salieri. Standen die Aufführungen der Académie royale de musique auch nicht mehr auf der Höhe wie vor 11 Jahren, da unter des Meisters Direction Iphigenie zum ersten Male in Paris gegeben wurde, waren die Sänger jener Zeit auch nicht mehr alle gegenwärtig und das Ballet in Degeneration begriffen, immerhin vermochte er, der noch nie eine Gluck'sche Oper gesehen, einen bedeutenden und nachhaltigen Eindruck zu erhalten, der für sein eigenes Schaffen fortan maßgebend blieb. R., dessen im Concert spirituel gehörte Werke Aufsehen erregten und großen Beifall fanden, war so glücklich, vom Director der Akademie den Auftrag zu erhalten, zwei Opern zu schreiben: „Panthée“ von Berguin und „Tamerlan“ von Morell de Mandenville. Er arbeitete rastlos, mußte aber, noch bevor er fertig geworden war, Paris, da sein Urlaub zu Ende ging, Mitte November verlassen, um in Berlin das alte italienische Opernflickwerk für den nächsten Carneval wieder zu besorgen. Dieser Umstand schlug sehr zu seinem Nachtheile aus. Bis er wieder zurückkehren konnte, hatte man ihn vergessen. Alle Hoffnungen, Ruhm und Lohn zu gewinnen, waren verscherzt. Kaum hatte das Jahr 1786 begonnen, als er vom Könige neuen Urlaub erbat, um seine bald darauf in Hamburg vollendeten Werke in Paris zur Aufführung zu bringen. R. verließ am letzten Carnevalstage, 24. Januar, Berlin, beendete im Februar die drei ersten Acte des „Tamerlan“ und reiste mit den letzten nassen Bogen des vierten Actes von Hamburg nach Paris ab, wo er am 23. März eintraf. Man hatte ihn aufs äußerste gedrängt, seine Ankunft zu beschleunigen und seine Arbeiten abzuschließen; nun da er endlich in Paris angekommen war, sah er sich in seinen Erwartungen schmerzlichst getäuscht und schmählich hingehalten. Noch hatten nicht einmal die Copisten ihre Arbeit begonnen, verschiedene Träger der Hauptpartien waren krank, andere Opern sollten zuerst gegeben werden. Obwol er es durchsetzte, daß „Tamerlan“, vor Kennern und zwar mit außerordentlichem Erfolge probirt, und auch „Panthée“ angenommen wurde, mußte er, mit halben Zusagen abgespeist, endlich ohne ein Resultat erreicht oder einen Contract erhalten zu haben, und um 4000 Liv., die man ihm schuldig blieb, geprellt, die Hauptstadt Frankreichs wieder verlassen. In Hamburg erhielt er die Nachricht von dem Ableben Friedrich's d. Gr. (17. Aug. 1786). Dieses Ereigniß drängte alle andern Gedanken zurück. Er nahm Courierpferde, um Berlin möglichst schnell erreichen und dem neuen Könige seine Schul-

digkeit bezeigen zu können. Er wurde in Potsdam sehr gnädig aufgenommen und erhielt auf schmeichelhafteste Art von Friedrich Wilhelm II. Auftrag, zu dem großen Leichenbegängniß Friedrich's II. eine von Lucchesini gedichtete lateinische Trauercantate zu schreiben. Dieser „Cantus lugubris“, binnen einer Woche rastloser Arbeit entstanden, und dann am 9. September von 100 Instrumentisten und 50 Sängern in der Potsdamer Schloßkirche aufgeführt, zählt zu den schönsten und besten Schöpfungen des Meisters. Seine Wirkung übertraf alle Erwartungen und machte tiefsten Eindruck. Der König beschenkte ihn dafür mit 100 Friedrichsd'or und bestätigte ihn in seiner Stellung. Die beiden Capellen, die frühere königliche und die seither kronprinzliche, wurden nun unter seiner Direction vereinigt. Er sah jetzt auch seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, indem ihm Friedrich Wilhelm auftrug, für Berlin eine große Oper zu schreiben, aber nun verhinderten ihn die in Paris eingegangenen Verpflichtungen, sofort dem königl. Wunsche zu entsprechen. Er erbat sich aufs neue Urlaub und erhielt ihn, da wegen der Hoftrauer die nächsten Carnevalsfeierlichkeiten ausfielen, bis zum Februar 1787. Leider waren alle Bemühungen der späteren Jahre vergebens, den versäumten günstigen Moment zurückzuführen, und die s. Z. abgebrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen. Seine Hoffnungen scheiterten an der ihm übermächtig entgegentretenden Cabale seiner französischen Collegen und es gelang ihm nie, weder in Paris, noch in London, eine seiner Opern zur Aufführung zu bringen. Seine zahlreichen Gegner wußten diesen Umstand sehr zu seinem Schaden und großen Verdruß auszunutzen. Zu allem Unglücke war er auf seiner Reise schwer erkrankt, so daß er seinen Weg nicht fortsetzen und seine Ziele nicht weiter verfolgen konnte, zuletzt sogar um Urlaubsverlängerung einkommen mußte.

Der Tod Friedrich's II. bildet in Reichardt's Leben einen wichtigen Abschnitt. Das Glück, ihm bisher so treu, zeigte sich ihm nun mehr und mehr abhold. Momentan ging in Berlin ja alles noch vortrefflich, aber trotz erneuter Triumphe und königlicher Gnadenbezeugungen zog sich doch ein schweres Ungewitter über seinem Haupte zusammen und die Tage seiner dortigen Herrlichkeit waren gezählt. Ehe in Reichardt's Biographie weiter vorgeschritten wird, erscheint es angezeigt, einer ganz neuen Thätigkeit des rastlos strebenden Mannes zu gedenken. Berlin besaß, ehe er dahin kam, wol einige Concertinstitute und angesehene Häuser, in denen eifrig musicirt wurde, aber fast nur auf dilettantische Mitwirkung hingewiesen, vermochten sich dieselben nicht zu Kunstinstituten zu entwickeln. Unvollkommenes aber konnte dem, von den höchsten Idealen erfüllten königl. Capellmeister nicht genügen. So gründete er denn 1783 ein Concert spirituel, das an jedem Dienstag in den sechs Fastenwochen stattfand und durch ausgezeichnete Leistungen bald großen Einfluß zu üben imstande war, und rasch zum Vereinigungspunkte aller Berliner Musikfreunde wurde. R. wußte die besten Kräfte der Oper und des königlichen und kronprinzlichen Orchesters zur Mitwirkung zu bestimmen und durch Wahl und Ausführung der zu Gehör gebrachten Musikstücke allgemeine Befriedigung hervorzurufen. Man moquirte sich zwar etwas darüber, daß er zu viele eigene Compositionen aufführen ließ, aber das war kein Grund, ferne zu bleiben. Um die Hörer zum Voraus mit Geist und Inhalt des Vorgeführten bekannt zu machen, fügte R. den Programmen historische und ästhetische Erklärungen hinzu, so rascheres Verständniß vermittelnd und die Erreichung seiner Absichten wesentlich erleichternd. Eine große Anzahl von Tonsetzern, die bisher den Berlinern nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, namentlich die älteren Italiener, hörte man hier jetzt zum ersten Male. R., der ein eben so vorzüglicher Cellist, wie sein Vorgänger ein trefflicher Flötist war, und dem es sogar besonderes Be-

gnügen gewährte, in den Theaterorchesterproben mitzuspielen, fand unter dem neuen, ihm sehr gewogenen Könige endlich die Beschäftigung, die er sich lange ersehnt hatte. Zur Feier der Thronbesteigunng hatte er ein doppelchöriges „Te Deum" componirt, das aber erst später zur öffentlichen Aufführung gelangte. Der kunstsinnige Fürst Esterhazy erbat sich den „Cantus lugubris" und dieses „Te Deum", um beide Werke 1787 in Eisenstadt aufführen zu lassen und beschenkte darnach den Componisten mit einer mit des Fürsten Bildniß geschmückten goldenen Dose. Am 28. December 1787 wurde im deutschen Theater, das der König zum Nationaltheater mit einem Zuschuß von 6000 Thlrn. jährlich erhoben hatte, Shakespeare's Trauerspiel „Macbeth", von Bürger übersetzt, mit den „fürchterlich schönen", von R. componirten Hexenscenen sehr beifällig aufgeführt. Die erste seiner in Berlin gegebenen großen Opern: „Andromeda", 1788, brachte dem Meister eine Gehaltszulage von 800 Thlrn., und zudem erhielt er von der verwittweten Kurfürstin Marie Anna von Baiern, der er die noch in der königl. Bibliothek in München aufbewahrte Partitur überreichte, eine prächtige goldene Dose geschenkt. Nach dem Carneval erhielt er den Auftrag, eine Reise nach Italien zu machen, um für die Oper neue Kräfte zu gewinnen. Es ist nicht anzugeben, aus welchen Gründen diese Reise erst 1790 stattfand. Zu des Königs Geburtstag, 16. October 1788, wurde „Medea in Colchide" von Naumann, der zur Direction seines Werkes selbst nach Berlin gekommen war, aufgeführt. Vom König, der dessen weichliche Musik der ernsteren und auf das Große gerichteten Reichardt'schen Musik vorzog, sehr geschätzt, ward der Dresdner Capellmeister sofort aufgefordert, eine zweite Oper, „Protesilao", für den Carneval 1789 zu schreiben. Da jedoch die ihm gestellte Frist zu kurz erschien, mußten er und R. losen, welcher von ihnen je einen Act des Dramas übernehmen sollte. Naumann entschloß sich nur sehr ungern zu diesem Vorschlag, zog aber zuletzt doch aus den Händen der Prinzessin Friederike das Loos, das ihm den zweiten Act bestimmte. Der Zufall hatte günstig entschieden. Der erste Act entsprach ganz dem Feuer und der großen Manier Reichardt's, der zweite gab Naumann Gelegenheit, durch schmelzenden Gesang und Melodienreichthum zu gewinnen. Uebrigens schrieben beide Tonsetzer später die ihnen im ersten Moment entzogenen Acte. R., der sehr schnell arbeitete, ward auch mit dem zweiten bald fertig und schickte dessen Partitur an Naumann, noch bevor derselbe seinen Antheil vollendet hatte. Der von Naumann vollständig componirte „Protesilao" wurde 1793 in Berlin aufgeführt. R., angespornt dadurch, daß der König andere Tonsetzer bevorzugte und nun in den Jahren vollster, künstlerischer Reife, setzte bei einem neuen, ihm gewordenen Auftrag alle Kraft ein, Hervorragendes zu leisten. Wiederum an Friedrich Wilhelm's Geburtstage, 16. October 1789, kam in prachtvoller Ausstattung (Decoration und Costüme sollen 15,000 Thlr. gekostet haben), sein „Brenno", den er selbst als sein bestes Werk erklärte, der aber auch sehr gegentheilige Beurtheilung erfuhr, zur Aufführung. Nach mancher Richtung war dieselbe von Interesse. Die Ouverture, Reichardt's gelungenster Orchestersatz, erhielt sich lange auf dem Concertrepertoire, die von concertirenden Instrumenten Cello (Duport), Fagott (Schwarz) und zwei Hörnern (Palsa und Türrschmidt) accompagnirte Arie der, von der Todi gesungenen Ostilia „Dei di Roma, ah porteggete", erregte Bewunderung, ebenso entzückte ein Marsch dreier gleichzeitig auf der Bühne vorüberziehender Musikchöre. Das wichtigste aber war, daß R. zum ersten Mal jetzt einen Bassisten in das Ensemble der großen Oper einfügte, eine Sensation machende Neuerung. Er hatte für den berühmten Bassisten L. Fischer, mit seiner durch Kraft und Umfang phänomenalen Stimme, die Partie des Brennus geschrieben; mit seiner großen Arie: „Roma superba", dem Lieblingsstücke der Berliner, wußte er die Hörer

stets zur Begeisterung zu entflammen. Bevor das Jahr sich zu Ende neigte, führte R., 20. December, gelegentlich des Dankgottesdienstes, der nach Genesung des Kronprinzen und des Prinzen Ludwig von längerer Krankheit stattfand, eine „Ode“ auf Klopstock'sche Worte und nun auch sein großes „Te Deum“, das der König, für den es s. Z. bestimmt war, jetzt zum ersten Male hörte, auf. Im Carneval 1790 wurde „Brenno“ sechs Mal wiederholt, nun mit Mad. Lebrun als Ostilia. Wir wissen nicht, ob R. nach seinem neuesten Werke durch eine besondere Auszeichnung geehrt wurde; so sehr es gefallen hatte, war es doch seinen Gegnern gelungen, die Anstellung eines zweiten Capellmeisters, F. Alessandri, eines ganz obscuren Rivalen, durchzusetzen, und zwar erhielt derselbe 3000 Thlr. Gehalt, während R. nur 2000 Thlr. erhielt. Der über diese Vorfälle tief verstimmte R. war froh, zu Ostern seine zweite italienische Reise antreten zu können, die ihn wiederum mit vielen musikalischen Berühmtheiten und hochgestellten Personen in persönlichen Verkehr brachte. Erst im Herbste traf er wieder in Berlin ein, leider ohne ein gewünschtes Resultat erreicht zu haben. Italien war arm an großen Gesangstalenten geworden und dort wenig mehr zu holen. Kaum angekommen, begann er seine Arbeit an der für den nächsten Carneval in Aussicht genommenen Oper: „Olimpiade“ von Metastasio. Das Werk wurde rechtzeitig vollendet, alle Vorbereitungen für die Inscenirung, für die bereits 40,000 Thlr. ausgeworfen waren, getroffen, als eine tödtliche Brustkrankheit, die ihm jede Thätigkeit unmöglich machte, den Componisten befiel. Er mußte nun seinem nur ganz Ungenügendes leistenden („La Compagnia d'opera à Nankin“, „Dario“, „Vasco de Gama“ werden als ganz elende Machwerke bezeichnet) Nebenbuhler das Terrain allein überlassen. Die Opernkräfte waren um diese Zeit so ungenügend geworden, daß R. eigentlich froh sein mußte, daß die Aufführung der „Olimpiade“ unmöglich geworden war. Er weigerte sich auch, für dies Personal eine neue Oper zu schreiben. Eben so erbärmlich wie die große Oper war auch die Opera buffa, die sich der König in Potsdam hielt. Im Herbst 1797 gab eine Doppelvermählung am Berliner Hofe zu großen Festlichkeiten Anlaß. Am 29. September 1791 ward Prinzessin Friederike dem Herzog Friedrich von York, am 1. October Prinzessin Wilhelmine dem Erbprinzen Friedrich von Oranien angetraut. Am 3. October kam endlich auch „Olimpiade“ mit großer Pracht und sehr glücklicher Wirkung, aber durchaus nicht zur Zufriedenheit des Componisten zur Aufführung. Wir haben wiederholt darauf hingedeutet, daß R. in Berlin nicht auf Rosen gebettet war. Der stolze, selbstbewußte Mann, der seine Zunge nicht, wie es einem Höfling ziemt, zu zügeln verstand, erweckte sich überall Gegner, die sich täglich mehrten, da der Unbesonnene fast immer von Berlin abwesend war und seinen Feinden also das Feld überließ. Seit die kronprinzliche Capelle mit der früheren königlichen vereint war, hatte sich ein unversöhnlicher Feind für ihn in dem Cellisten Duport, des Königs Liebling und Lehrer, gefunden, der zum Surintendant de la musique du roi ernannt, nun sich über R. gestellt wähnte. Die heftigsten Zerwürfnisse, wer nun die Oberhand behalten würde, waren die Folge davon. Ein königlicher Befehl mußte endlich diese Angelegenheit ordnen; aber die meisten Orchestermitglieder hielten es mit Duport und blieben, ebenso wie die italienischen Opernmitglieder, R. in fortwährender Opposition feindselig gesinnt. 1787 war in dem Signor Filistri de Caramondani ein neuer Hofpoet angestellt worden. Er war das gefügige Werkzeug der königlichen Maitresse, der Rietzin (Gräfin Lichtenau) und ein gefährlicher Intriguant; denn unter deren Schutz wußte er alle seine verderblichen Machinationen durchzusetzen. Mit R. bald verfeindet, gelang es ihm, Alessandri's Engagement und nach dessen Entfernung, 1791, das V. Righini's möglich zu machen. In letzterem war allerdings für R. kein zu verachtender Rivale gefunden.

Müde der Kämpfe, in die er sich unausgesetzt verwickelt sah, trug sich R. längst mit dem Plane, seine Berliner Stellung niederzulegen. Ein desfallsiges Gesuch schlug der König, der dem Verfolgten und Gehaßten allein freundlich gesinnt blieb, ab, aber er gewährte ihm mit Bewilligung des vollen Gehaltes einen dreijährigen Urlaub, den R. nun zu einem Erholungsaufenthalte in Giebichenstein und zu weiten Reisen nach London, Paris, Stockholm, Kopenhagen u. s. w. benutzte. Eine Oper: „Alboin", deren Composition ihm vom Könige aufgetragen war, componirte er nicht, wie er denn, bis zum Tode desselben, 1797, nichts mehr für die italienische Oper schrieb. Die gewaltigen politischen Stürme, die infolge der französischen Revolution Europa erschütterten, wurden auch für Preußen verhängnißvoll. Der König und die königlichen Prinzen waren vom 10. Juli 1792 bis zum Spätherbst 1793 von Berlin abwesend, um an einem unrühmlichen Feldzug sich zu betheiligen. R. war nach Ablauf seines Urlaubs nach Berlin zurückgekehrt, täglich mehr erkennend, daß er seiner künstlerischen und politischen Gesinnung nach nicht an einen Hof paßte, der sich durch die schmählichste Günstlings- und Maitressenwirthschaft brandmarkte und an dem eine Adels- und Camarillaregierung die Zügel in den Händen hielt. Schon als er seine Stelle in Berlin antrat, hatte er sich einer Gesellschaft freisinniger Männer angeschlossen, welche den Vorgängen in Frankreich mit gespanntem Interesse folgten. War er in jüngeren Jahren den Franzosen auch abgeneigt, so schwand doch jede Sympathie für sie, als er ihre nähere Bekanntschaft gemacht und besonders nachdem er mit seinen Opern so traurige Erfahrungen in Paris erlebt hatte. Gegen den Usurpator Napoleon erfüllte ihn tiefer Haß. Also nicht für die Franzosen, wohl aber für die Revolutionsideen zeigte er sich stets begeistert. Es kam ihm nie in den Sinn, seine Sympathieen für die Fortschritte, welche die Staatsumwälzung jenseits des Rheins veranlaßte, zu verhüllen, und seine unklugen und freien Reden zu mäßigen. Die Erlebnisse der letzten Jahre hatten sein reizbares, aufbrausendes Wesen und seinen Unmuth nur gesteigert und dieser brach sich denn auch bei jedem Vorkommniß (oder wie er wähnte, bei jeder neuen Kränkung) ungestüm Bahn. Fortwährend von Mißgünstigen und Aufpassern, die jedes seiner Worte erlauerten, beobachtet, konnte es nicht ausbleiben, daß seine unvorsichtigen Aeußerungen wiederholt dem Könige hinterbracht wurden, dessen Unwille gegen seinen Capellmeister unabläßig geschürt wurde. Man sagt, daß R. einst beim Kartenspiele sämmtlichen Königen die Köpfe mit der Bemerkung abgeschnitten habe: „So müsse man es allen Königen machen." Ein sehr gravirender Brief, der seinem königlichen Herrn in die Hände gespielt wurde, brach endlich das Eis. R. wurde 1794 ohne Pension entlassen.

So wenig anziehend R. in seiner Stellung und im öffentlichen Leben sich uns darstellt, so ganz anders tritt er uns in seinen häuslichen Verhältnissen entgegen, worüber vielfache Schilderungen vorliegen. Seine weiten Reisen brachten ihn mit Berühmtheiten aller Art in Berührung und gestatteten ihm, wie kaum einem zweiten seiner Zeitgenossen, sich Welt- und Menschenkenntniß in umfassendstem Grade anzueignen. Sein (eigenes) Haus in Berlin war der Sammelplatz aller bedeutenden Persönlichkeiten, der heimischen, wie fremden. Der Kreis edler Frauen, welche zumeist seine Familie bildeten (sie bestand aus 13 Personen), seine freimüthige Offenheit, herzliche Gastfreundschaft und aufopfernde Theilnahme für seine Freunde, insbesondere auch für junge, talentvolle, unterstützungsbedürftige Kunstgenossen (so L. E. Kunzen, F. L. Seidel u. a.), eine von allen, die in seine Nähe kamen, gerühmte Gefälligkeit und Zuvorkommenheit, machten es zu einem Orte, zu dem sich namentlich Fremde hingezogen fühlten. Wer seine Schwelle überschritt, fühlte sich heimisch im Umgange mit den vortrefflichen Menschen, die er da antraf. Musterhafte Ordnung herrschte hier und edle, schöne Einfalt in

Mahl und Genuß. Jeden Mittag wurden zwei Tafeln gedeckt, nie verging ein Tag, an dem nicht Gäste sich eingefunden hätten. Das Leben und der Fremdenbesuch in Giebichenstein gestalteten sich wirklich großartig. Dieser Landsitz mit seinen traulichen Ufern, hohen Felsen und alten Sagen war reizend und es zeugt von dem feinen Naturgeschmack Reichardt's, sich diesen schönen Fleck Erde zum Wohn- und Ruhesitze ausgesucht zu haben. Die Saale drängt sich hier in kühner Biegung durch die schön geformten Porphyrfelsen, stürzt sich, bei dem ruhigen Fischerdorfe Cröllwitz und einer reich umpflanzten Papiermühle vorbei, brausend über das hohe Wehr und strömt dann durch fruchtbares Land, bis bei Lettin und Wettin wieder hohe Felsufer sich thürmen. Da erhebt sich das alte Schloß, in dem der vielbeklagte, geistvolle Prinz Louis Ferdinand seinen letzten, unglücklichen Sommer verlebt hat. Von der Gartenhöhe sah man den Petersberg mit seinen Ruinen im Hintergrunde, an hellen Tagen in weiter Ferne auch den Brocken. Auf einer Seite erhob sich ein alter Weinberg, auf der andern eine angenehme Holzung, rückwärts lag die Stadt Halle mit ihren Thürmen und dampfenden Salzkothen. Und darüber weg verlor sich der Blick tief nach Sachsen hinein, nach Merseburg, Lauchstädt und weiter; das Land war rings reich und wechselnd bebaut und von der schönen Pappelallee, die von Magdeburg gen Leipzig zog, durchschnitten. Der ansehnliche Garten, einfach angelegt, mit europäischen und amerikanischen Bäumen besetzt und in Park und Küchengarten getrennt, hegte Rebhühner und Hasen, die aber in vergnüglichem Dasein kein Schuß aufscheuchen durfte. Zahlreiche Nachtigallen belebten die Idylle. Des Hauses Töchter sangen alle, und R. hatte Kutscher und Bedienten aufs Waldhorn eingelernt. Wenn dann an schönen, lauen Sommerabenden die Stimmen der Schwestern, von Hörnern begleitet, die alten, trauten deutschen Lieder anstimmten, war der Eindruck hinreißend. Fürsten, Staatsmänner, Generale, Gelehrte, darunter vor allen Schleiermacher, Dichter, Schriftsteller, Künstler fanden sich da zusammen. Unter den ausgezeichneten Zeitgenossen fühlte sich R. zumeist zu Goethe hingezogen. Mit Vorliebe und Glück componirte er dessen Lieder und Singspiele und so sehr alle Tonsetzer Deutschlands von je bemüht waren, diese köstlichen Poesien durch Töne zu verklären, und so sehr sich auch die Kunstmittel im Laufe der Zeit erweiterten, im allgemeinen blieben seine Weisen unübertroffen an warmer Auffassung, tiefem Verständnisse, begeisterter Hingabe und Umfang und Mannigfaltigkeit des Dargestellten. Leider erfuhren auch die Beziehungen zu diesem von ihm so verehrten und geliebten Manne eine Störung (auch in Jena und Weimar wohnten erbitterte Gegner Reichardt's, unter ihnen besonders Schiller, Knebel u. a.), doch stellte sich, nach Verfluß einiger Jahre, wenigstens ein leidliches Verhältniß zwischen beiden wieder her. R. zog sich nach seiner Entlassung mit seiner Familie zunächst in die Mühle des Dorfes Ottenhausen bei Altona zurück, bis er seit dem August 1795 vorzugsweise in Giebichenstein seinen Wohnsitz nahm. Es ist fast anzunehmen, daß der König, als er seinen Capellmeister verabschiedete, nur einem auf ihn geübten Drucke nachgab. Im Herzen scheint er ihm immer wohlgesinnt geblieben zu sein, das beweist der Umstand, daß er den seiner Existenzmittel nun beraubten, 1796 mit der Stelle eines Salzinspectors in Schönebeck bei Halle begnadete. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. begegnen wir R. wieder in Berlin, wo er sich durch Aufführung einiger bedeutender Werke neuen Ruhm und auch die Gunst Friedrich Wilhelm's III. erwarb, der seine künstlerischen Bestrebungen wohl förderte, ihn zwar nicht mehr zu seinem Capellmeister machte, dafür ihn aber in seiner Stelle bestätigte, ja ihm noch 800 Thlr. Gehaltszulage bestimmte. Er führte nun 1798 seinen „Brennus“ mit deutschem Texte unter großem Beifall wiederholt auf. Für den ersten im Druck erschienenen Act der Partitur, ...

r russischen Kaiserin überreichen ließ, schickte ihm diese einen kostbaren Brillant-
ng. — Dann arrangirte er eine neue Gedächtnißfeier auf Friedrich d. Gr. und
ab am Huldigungstage des jungen Königs im Nationaltheater seine jüngste
Oper: „Die Geisterinsel“; in gleichem Hause auch bald darauf seinen „Tamerlan“,
r Text von Schaum ins Deutsche übersetzt. Diesen Werken folgte im Car-
eval 1801 auf der Opernbühne noch „Rosmonde“, die ihm ein königliches
eschenk von 300 Thlrn. erbrachte. Im nächsten Jahre, nachdem er die Com-
osition einer neuen Oper: „Das Zauberschloß“ vollendet, unternahm er (Oc-
ober 1802), immer noch in der Erwartung, seine Opern dort aufgeführt zu
hen, nun von seinem Schüler Seidel begleitet, eine vierte Reise nach Paris.
Man empfing ihn zuvorkommender als früher, machte ihm die besten Hoffnungen,
ührte auch bei verschiedenen Veranlassungen Compositionen von ihm auf, er
ard sogar dem ersten Consul vorgestellt, den Zweck seiner Reise aber erreichte
r auch dies Mal nicht. Dafür ward ihm die Ehrung zu theil, in der nächsten
eit zum auswärtigen Mitglied der IV. Classe des französischen Nationalinstituts
nd zum Mitglied der königl. Akademie der Musik in Stockholm ernannt zu
erden. Im J. 1803 kehrte R. nach Giebichenstein zurück. Als die Franzosen
dem von Preußen so unglücklich geführten Kriege von 1806 nach der Schlacht
on Jena bis Halle vordrangen (Napoleon rückte, nachdem vor den Thoren der
Stadt noch ein Gefecht stattgefunden am 19. October dort ein; nächsten Tages
urde die Universität geschlossen), mußte R., der kurz vorher mit Schlabrendorf
ine größtes Aufsehen machende politische Schrift: „Napoleon und das franzö-
sche Volk unter seinem Consulat“ geschrieben und dadurch den Machthaber aufs
öchste erzürnt hatte, mit seiner Familie, die er in Berlin zurückließ, flüchten,
nd wir treffen ihn als Protokollführer des Commandanten von Kalkreuth in
Danzig, Königsberg und Memel. Nach dem Tilsiter Frieden (Juli 1807) fiel
as linke Elbufer an das neu errichtete Königreich Westfalen. Ein Befehl
König Jerome's zwang alle abwesenden Personen der incorporirten Landestheile,
ei Strafe des Vermögensverlustes zur Rückkehr. R., dessen Salinendirectorstelle
ährend seiner Entfernung anderweitig besetzt worden war, der auch auf seine
n den König von Preußen gerichtete Bitte um eine bescheidene Anstellung eine
war gnädige, doch abschlägige Antwort erhalten und den seine Freunde ver-
ebens zum Unterpräfecten in Halle vorgeschlagen hatten, wurde — er, der unver-
öhnliche Franzosenhasser, der auch jetzt aus seinen Gesinnungen kein Hehl machte —
uf ausdrücklichen Befehl Napoleon's, der ihn im Auge behalten wollte, nun in
assel als Capellmeister angestellt. Hätte er die Stelle ausgeschlagen, wäre er
nfehlbar in gefängliche Haft genommen worden. Er war also gezwungen,
orthin zu übersiedeln. Auch mochte ein Gehalt von 2500 Thlrn. in seiner
egenwärtigen Lage ein Beweggrund für ihn sein. Er fand hier gute Orchester-
äfte, aus den einst hessischen und braunschweigischen Capellen combinirt, und
iele vorzügliche Künstler vor, eine französische, italienische und deutsche Oper
nd ein aus den schönsten und gefälligsten Tänzerinnen gebildetes Ballet unter
aglioni's Leitung. Auch zahlreiche ausgezeichnete Musikkenner, denen die Ton-
erke aller Nationen vertraut waren, hatten sich damals in der lustigen, im
Sinnentaumel dahinlebenden Residenz des jungen Königs zusammengefunden.
Der ernste, durch manche Schicksalsschläge schwer heimgesuchte R., mit seinem
on Groll ob des unterjochten Vaterlandes Schmach erfüllten Herzen, paßte
hlecht in den Casseler Carneval. Durch sein heftiges, hochfahrendes Wesen stieß
r auch hier überall an. Im Grunde hatte er in seiner neuen Stellung nur
ie Aufgabe, die leichten Machwerke der Franzosen und Italiener zur Aufführung
u bringen; seine eigenen Compositionen, die er allerdings auch hier wieder zu
ehr in den Vordergrund zu stellen suchte, wurden nicht verstanden und machten

durchaus kein Glück. Sein reizbares, barsches Naturell, seine bekannte Art, sich rücksichtslos zu äußern, verwickelten ihn mehrfach in unangenehme Händel; namentlich ein Streit mit dem Seminardirector hatte bedenkliche Folgen für ihn. Ein vom Landgraf Friedrich II. gestiftetes Lehrerseminar besaß einen trefflichen Chor. König Jerome befahl, daß die Zöglinge im Theaterchor mitzusingen hätten. R. ging noch weiter; er entwarf einen Plan, der sie ganz dem Theater überliefern sollte. Dagegen aber erhob der Director mit allem Nachdruck seine Stimme; Reichardt's Absicht wurde vereitelt. In seinem Groll ging derselbe nun soweit, jenen auf offener Straße gröblich zu insultiren. Dieser Vorfall entfremdete ihm die Bevölkerung, wie die Orchestermitglieder, die schon dadurch verletzt waren, daß er jede Gemeinschaft mit ihnen mied und stets nur die Cirkel der Vornehmen besuchte. Es fehlte nun bald nicht mehr an Chicanen aller Art. So übergab man das Libretto einer zu componirenden Festoper: „Les Esclaves d'Algier" — das Sujet auf eine der edelsten Handlungen des Königs, die Loskaufung französischer Sclaven in Algier sich beziehend, — nicht ihm, sondern einem andern, und er war verbunden, das Werk einzustudiren. Unter solchen Umständen konnte es ihm nur höchst angenehm sein, den Auftrag zu erhalten, nach Prag und Wien zu reisen, um hervorragende Gesangskräfte für eine in Cassel zu bildende Opera buffa zu werben. Reiseaufträge kamen ihm nie ungelegen und so ging er denn im Winter 1808 auf 1809 nach der ihm von früher her bekannten frohen Kaiserstadt, in der er schmeichelhafte Aufnahme, durch kunsteifrige Fürsten erwünschte Beschäftigung und die berühmtesten Componisten und Künstler versammelt fand. Die Generaldirection der Wiener Theater übertrug ihm die Composition des Collin'schen Textes „Bradamante". Da ihm, um sein neues Werk insceniren zu können, die nöthige Urlaubsverlängerung nicht zugestanden wurde, entsagte er, hoffend, in Wien feste Stellung zu finden, der Casseler Bedienstung. Ehe jedoch die im fürstlich Lobkowitz'schen Palais zuerst aufgeführte Oper aufs Theater kam, brach wieder Krieg aus und R. zog sich nun, dortige Verwandte besuchend, zu dreimonatlichem angenehmen Aufenthalt nach Schlesien zurück. Während dem kam seine in Cassel zurückgebliebene Familie in peinliche Bedrängniß. Er hatte ihr seinen vollen Gehalt überlassen; nach Reichardt's Entsagung zog der König denselben sofort ein und die Seinigen sahen sich plötzlich aller Existenzmittel beraubt. Es ist rührend zu lesen, wie seine Freunde, besonders der edle W. C. Grimm, in zarter Weise der Noth, der die verlassenen Frauen momentan preisgegeben waren, abzuhelfen suchten. Signor Riccodurc, Monsieur Righaar und Herr Thrahcier (wie er selbst seinen Namen umgekehrt schrieb), war so für immer vom leichtfertig-verrufenen Hoflager der westfälischen Majestät verschwunden. Fortan hielt er sich still in seinem lieben Giebichenstein. Er erlebte noch den Zusammenbruch der Napoleonischen Herrlichkeit, d. h. den ersten, 30. Mai 1814 geschlossenen Pariser Frieden, schloß aber schon einen Monat später seine Augen, bis in die letzten Lebenstage mit patriotischen Compositionsentwürfen beschäftigt.

R. war unbestritten einer der interessantesten Männer seiner Zeit. Geistvoll, geschickt und vielseitig, schien ihm doch das Talent zu einem bestimmten Berufe abzugehen. Eine unruhige, alles ergreifende, nichts mit Ausdauer festhaltende Natur, wurde er in beständigem Experimentiren als Musiker, Schriftsteller, Aesthetiker, Politiker, genialer Porträtzeichner, Componist und Dirigent, in allem bedeutend, vermochte er doch auf keinem Gebiete das Höchste zu erreichen und in keiner Situation zu behaglicher Ruhe zu gelangen. Immer sehen wir ihn unstät in der Welt umhergetrieben. Das Feld, auf dem er die meiste Ausdauer bethätigte, die Operncomposition, erwies sich ihm ganz undankbar, obwol er hier manche ehrende Erfolge zu vermerken hatte. Seine umfang-

reicheren Schöpfungen, mehr Resultat der Bildung und des Nachdenkens als der Eingebung (obgleich er sehr schnell arbeitete), offenbarten wol vollständige Beherrschung der Mittel und kunstgerechte Factur und in musikalischer Charakteristik und einfach großer Darstellung viel Ueberraschendes und Ausgezeichnetes, vermögen aber Phantasie und Empfindung nur selten ganz zu befriedigen und sich über ein hohles Pathos nur ausnahmsweise zu erheben. Er vermag seine Vorbilder (Graun und Gluck) weder zu erreichen, noch zu übertreffen. Aber es wäre ein Unrecht, ihn als sclavischen Nachahmer bezeichnen zu wollen. Kein Componist von des Genius Gnaden, sondern vorwiegend reflectirenden Talentes, war er doch einer der Wenigen, denen gerade das Schwerste am besten gelang. Keiner der anderen Tonsetzer, auch ihm an künstlerischer Begabung überlegen, hat besser die andeutungsvolle Naivetät der Goethe'schen Lieder verstanden und musikalisch zu behandeln gewußt, als er. Der kennt ihn nur halb, der ihm Feinheit in der Beobachtung und Gewandtheit und Witz im Umgange abspricht; er besaß diese Eigenschaften in nicht minderem Grade, als weibliche Eitelkeit und Prahlsucht, die ihm in Verbindung mit seiner rücksichtslosen und rechthaberischen Art sich zu äußern, manche Unannehmlichkeiten und viele Gegner zuzogen. Vielleicht haben sein steter Umgang mit berühmten und hochstehenden Persönlichkeiten und ein zu lebendiges Gefühl seines Werthes diese Richtung seines Charakters entwickelt. R. war ein stattlicher, in früheren Jahren schöner, gewandter und lebhafter Mann. In der Unterhaltung anregend, laut, rücksichtslos, abspringend, zwanglos, zeigte er eine Unruhe, die in späteren Jahren, da sein Kopf ganz kahl geworden war, auffallen mußte. Eine gewisse künstlerische Vernachlässigung seines sonst gewählten und sauberen Anzuges bemerkte man bei dem berühmten Componisten recht unangenehm. Es existiren verschiedene vortreffliche Porträts von ihm, darunter eines von J. Enri, 1791, ein anderes von A. Graff, 1794 (letzteres noch im Besitze der Familie Raumer in Erlangen). Nach dem erstern erschien 1796 ein meisterhafter Stich in Linienmanier von B. H. Bendix in Berlin, nach letzterem ein solcher 1814 in punctirter Manier von J. A. Riedel in Leipzig. J. A. Hiller in Leipzig besaß ein Pastellbild, Hauptmann v. Wagner in Stendal eine Kreidezeichnung des Reichardt'schen Portraits. Eine Büste hat Kreul (Greuel?) in Weimar angefertigt; die Copie davon wurde im Concertsaale des königl. Schauspielhauses in Berlin aufgestellt. Aus erster Ehe waren R. zwei Töchter geblieben, Luise, von der in einem eigenen Artikel die Rede sein wird, und Juliane (1783—1838), an den Chefpräsidenten Stelzer in Halberstadt verheirathet. Ein Sohn, Wilhelm, starb 4 Jahre alt. In zweiter Ehe wurden ihm 5 Kinder geboren, Johanna mit Heinrich Steffens, Friederike mit Hofrath K. G. v. Raumer und Sophie, mit dem Superintendenten Radecke in Wernigerode verheirathet. Ein Sohn, Hermann, verunglückte (1801) als Gymnasiast in Magdeburg beim Schlittschuhlaufen, ein anderer, Friedrich, Architekt in Hamburg, hat den Vater überlebt. Seine eigentliche Erzieherin war seine Stiefschwester Luise. Reichardt's zweite Frau brachte ihm drei Kinder in die Ehe: Wilhelm Hensler, der später den Namen R. annahm und in Frankreich lebte und starb, Charlotte mit dem Geh. Rath Pistor und Minna, mit dem Geh. Rath Alberti in der Folge vermählt. Die Schwestern derselben waren mit dem Dichter L. Tieck, dem älteren Waagen, berühmtem Kunstschriftsteller, und dem Consistorialrath und Professor A. W. P. Möller verheirathet.

Die schriftstellerische und compositorische Thätigkeit Reichardt's war eine sehr reichhaltige und fruchtbare. Man mag mit Fassung und Stil, vielfach auch mit dem Inhalte seiner Schriften nicht ganz einverstanden sein, auch seine Parteilichkeit und Voreingenommenheit berühmten Collegen gegenüber (besonders Mozart) kleinlich und tadelnswerth finden, dennoch muß man in ihm den bedeutendsten Musikschrift-

steller seiner Zeit anerkennen. Als Kritiker und Kunsthistoriker, welterfahrener, einsichtsvoller Mann und scharfer Beobachter, recht wohl befähigt, ernste musikalische Fragen zu beantworten und wissenschaftlich zu behandeln, hat er sich vielfach ausgezeichnet. Nach der guten Sitte der Zeit hat er zu den meisten seiner Werke Vorreden geschrieben, die häufig zu den besten Leistungen seiner Feder zählen. Dieselben lassen sich hier nicht einzeln anführen.

Seine Schriften sind folgende: 1) „Briefe eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betr." II. Frankf. u. Leipzig. 1774—76. 2) „Ueber die deutsche komische Oper, nebst einem Anhange eines freundschaftlichen Briefes über die musikalische Poesie." Hamburg 1774. — 3) „Schreiben über die Berlin'sche Musik an Herrn L. v. Sch in M." Hamburg 1775. — 4) „Ueber die Pflichten des Ripien-Violinisten." Berlin und Leipzig 1776. — 5) „Leben des berühmten Tonkünstlers H. W. Gulden, nachher genannt Enr. Gugl. Fiorino." (Ein Versuch, wie der Verfasser sagt, die elende Erziehung und Lebensart der meisten Tonkünstler in helles Licht zu setzen und auf bessere Erziehung und edlere Kunstbildung aufmerksam zu machen. Eine Art Autobiographie; übrigens ein widerwärtiges und ganz verfehltes Buch.) I. (einziger Theil.) Berlin 1779. — 6) „Musikalisches Kunstmagazin." II. Berlin 1782—91 (sein bestes Werk). — 7) „J. J. Rousseau's musik. Wörterbuch, mit Zusätzen und Anmerkungen." Lemgo. — 8) „G. F. Händel's Jugend." Berlin 1785. — 9. „An das musik. Publicum, seine franz. Opern ‚Tamerlan' und ‚Panthée' betreffend" (1787). — 10) „Studien für Tonkünstler und Musikfreunde" (I. Mus. Wochenblatt 1791. II. Mus. Monatsschrift 1792). Berlin 1793. — 11) „Geist des mus. Kunstmagazins. Herausgeg. von J. A. (Alberti)." Berlin 1793. — 12) „Musikalischer Almanach." Berlin 1796. — 13) „G. S. Löhlein's Anweisung zum Violinspiel, mit praktischen Beispielen und zur Uebung mit 12 kl. Balletstücken a. d. Opern ‚Andromeda' und ‚Brennus' vermehrt herausgeg." Züllichau 1797. — 14) „Vertraute Briefe aus Paris, geschr. 1802." III. Hamburg 1804—5 (dagegen: Beleuchtung der vertr. Briefe über Frankreich. Berlin 1804). — 15) „Liederspiele" (Lieb' und Treue. Juchhei. Kunst und Liebe). Tübingen 1803. — 16) „Berl. mus. Zeitung 1505—6." — 17) „Vertraute Briefe, geschr. auf einer Reise nach Wien 1808—9." II. Amsterdam 1810. — Sehr zu bedauern ist, daß die 1787 angekündigten: „Musikalischen Reisen durch Deutschland, England und Frankreich" in 3 Bänden nicht erschienen sind. Außerdem finden sich zahlreiche litterarische Arbeiten Reichardt's in verschiedenen Zeitschriften zerstreut: in Nicolai's allg. deutscher Bibliothek (Recension der Poesie und Musik der Wieland und Schweizerischen „Alceste"); in Boie's und Dohm's deutschem Museum (1777: Ueber den Wettgesang des Mai. Ueber die mus. Composition des Schäfergedichts); im Berliner Archiv der Zeit und des Geschmacks (1795. F. W. Wolf. Wanderungen und Träumereien im Gebiete der Tonkunst. Tischgespräche über Kirchenmusik); in der Berliner mus. Zeitung (1795) und in der Leipziger mus. Zeitung (1801, J. A. B. Schulz u. v. a.); in der allg. Jenaer Litteraturzeitung; im Lyceum der schönen Künste (1797, K. Fasch) u. s. w. — Damit ist jedoch Reichardt's schriftstellerische Thätigkeit nicht erschöpft. Er zählte auch zu den bedeutendsten politischen Publicisten. Zeuge dessen sind die Journale „Frankreich" (La France) 1795—1802 Lübeck; 1804—5 Hamburg; und Deutschland 1796, Berlin. — Das schon genannte: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate." Germanien 1804 und dessen 2. Theil „Napoleon Bonaparte wie er er leibt und lebt und das französische Volk unter ihm." Petersburg 1806. — „Offene Briefe des Freiherrn Arminius von der Eiche und seines Leibjägers Hans Heidekraut. Während ihres Leid- und Freudelebens in Frankreich zu Ende des Consulats und zu Anfange des Kaiserthums

geschrieben." Germanien 1806. Kleinere, seiner Feder entstammende Artikel lassen sich, da sie nicht immer unter seinem Namen erschienen, nicht verfolgen. Hier sei noch der Schrift gedacht: „Schreiben an den Grafen v. Mirabeau, Lavater betr." Hamburg und Berlin, um 1786, die allerdings besser unveröffentlicht geblieben wäre.

Das Verzeichniß seiner praktischen Musikwerke ist so umfassend, daß kürzeste Notirung hier geboten erscheint:

A. Oratorien, Kirchenstücke und Cantaten: 1) „Ariadne auf Naxos. Cantate von Gerstenberg." Leipzig 1775 (1778 und 1779 wiederholt umgearbeitet, 1780 bei Hofe aufgeführt). — 2) „Der Mai. Mus. Idylle von Ramler, für Sopran und Tenor mit Blasinstrumenten." — 3) Cantate von Ebeling, zur Eröffnung des Concertsaales der Handels-Akademie des Prof. Büsch." Hamburg 1778. — 4) Cantate von Burmann auf Friedrich's II. Geburtstag." — 5) „Cantate auf den Frieden von Blum." 1779. — 6) „Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem von Ramler." Gotha 1782. — 7) „An die Musik. Gr. Chor zur Einweihung eines Musiksaales." — 8) „Der 165. Psalm nach Mendelssohn." 1784. Für den Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, der ihm dafür als Beifallszeichen eine goldne Dose, eine goldne Uhr mit dem Porträt Friedrich's II. sammt Kette und 40 Louisd'or zum Geschenke machte. — 9) „La Passione di Giesù Christo di Metastasio." 1785. — 10) „Auferstehungs-Oratorium für 2 Chöre." 1785. — 11) „Cant. in the Praise of Handel." Für 2 Chöre. 1785. — 12) „Weihnachtscantilene (Euch ist heute der Heiland geboren!) von Claudius." Berlin 1768. Part. 1792. — 13) „Der 64. Psalm von Spalding." — 14) „Cantus lugubris in obitum Fried. Magni." Potsdam 1787 (von Ramler deutsch: Ermunterung. Trauercantate von Lucchesini). — 15) „Te Deum zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II." Für 2 Chöre. 1786. — 16) „Der 65. Psalm von Mendelssohn." — 17) „Amor timido" und 18) „Il consiglio. Cant. di Metastasio" 1788. — 19) „Cantate auf die Genesung der Prinzen von Preußen." 1789. — 20) „Der Sieg des Messias. Cant. von Tode." 1790 (für den Hof in Schwerin 1784 oder 85). — 21) „Ode auf die Wiederherstellung der Akademie der Wissenschaften in Berlin." 1799. — 22) „Deux Odes de Frédéric le Gr." (1. Le Retablissement. 2. Les troubles du Nord.) Berlin 1800. — 23) „Das neue Jahrhundert. Prophetische Ode von Klopstock." Für 2 Chöre. (1801). — 24) „Dem Unendlichen" (wie 29 und 33 für die Singakademie). 1806. — 25) „Te Deum auf den Sieg bei Leipzig." 1814. — 26) „Arianna abandonnata. Cant. di Sanseverino." — 27) „La Danza. Cant. di Metastasio." — 28) „Il Cant. al giorno natalizio della s. A. Reale il Principe e la Principessa di Prussia." — 29) „Das Lob der Musik." — 30) „Milton's Morgengesang" (gedr. 1809). — 31) „Gottes Nähe von Lavater." — 32) „Die verborgenen Wege Gottes." — 33) „Trauerode am Kreuze Jesu." 34) „Drei Trauergesänge." — 35) „Laßt dem Erhalter." Cant. — 36) „Wohin mein Auge." Choral a 4 voci u. Orch. — 37) „Der Mensch lebt und bestehet" und 38) „Der Sämann säet den Samen. Motette von Claudius." — 39) „Weihnachtscantate (Sie sind nun gekommen)." — 40) „Der 67. Psalm." — 41) „Der 95. Psalm." — 42) „Sabbato sancto (Komm her mein Herz)." — 43) „Trauerode auf den Tod der Großherzogin Helene, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin." — 44) In „Seize Chorales comp. p. Reichardt, Gürrlich, Zelter, Kunzen", 1792, drei Gesangsstücke von R. — 45) Verschiedene Gelegenheitscantaten für Freimaurerlogen und Freunde. — Einige kleinere Cantaten finden sich auch in den Gesängen für das schöne Geschlecht. Berlin 1775. —

B. Musik für die Bühne. Es muß hier wiederholt bemerkt werden, daß R. nicht nur zuerst den Bassisten den Weg zur Bühne bahnte, und das Orchester das Crescendo und Diminuendo ausführen lehrte, sondern auch der Erfinder (Dichter und Componist) der s. Z. beliebt gewordenen Liederspiele war, d. h. gemüthlicher Stücke, die mit sehr einfach gehaltenen Liedern von Goethe, Salis, Herder u. s. w. durchwebt waren. Es fanden sich manche Nachahmer dieser Gattung, unter denen besonders sein Amtsnachfolger Himmel durch seine „Fanchon" ihn überflügelte. Außer vielen italienischen Arien zu „Siroe", „Angelica e Medoro", „Rodelinda", „Armida", „Didone abbandonata", „Orpheo" (von Bertoni), „Piramo e Thisbe" und solchen für die Königin Marie Antoinette geschriebenen, arbeitete er für das Theater: 1) „Orpheus", 2) „Tripstrill", Ballete. Königsberg. — 3) „Hänschen und Gretchen" und 4) „Amor's Guckkasten." Riga 1772. — 5) „Le Feste galanti. Opera." Um 1774. — 6) „La Gioja dopo il duolo o le Feste superbe. Drama (Serenada) p. Musica." 1776. (Auf die Genesung des Königs.) — 7) „Il genio della Russia e il genio della Prussia. Prolog von Landi." 1776. — 8) „Artemisia." — 9) „Cephalus und Prokris. Duodrama von Ramler." — 10) „Der Bleidecker." Alle drei 1778. — 11) „Ino. Duodrama von Brandes." — 12) „Der Holzhauer", Singspiel, beide 1779. — 13) „Das blaue Ungeheuer." — 14) „Der Hufschmied." Singspiel. — 15) „Liebe nur beglückt." Singspiel, 1781. — 16) „Panthée" und 13) „Tamerlan." 1785—86. — 18) „Musik zu Macbeth." 1787. — 19) „Andromeda, Oper von Filistri." 1788. — 20) „Protesilao." — 21) „Brenno. Oper von Filistri." Beide 1789. — 22) „Claudine von Villabella" 1789. — 23) „Erwin und Elmire." — 24) „Jery und Bätely." 1790. — 25) „Lilla." 1791. Singspiele von Goethe. — 26) In diese Zeit fallen noch die Compositionen zu vielen Goethe'schen Stücken: zu Egmont, Iphigenia, Triumph der Empfindsamkeit, Tasso, die Vögel, Clavigo, Götz von Berlichingen, Faust. — 27) „Olimpiade. Oper von Metastasio." 1791. — 28) „Die Geisterinsel. Singspiel von Gotter." 1798. (Die häufigst aufgeführte Oper Reichardt's.) — 29) „Lieb' und Treue." — 30) „Juchhei." (Der Jubel.) 1790. Liederspiele. — 31) „Rosmonda. Trag. lir." von Filistri. 1801. — 32) „Das Zauberschloß von Kotzebue." 1801. — 33) Musik zu dessen Schauspiel: Die Kreuzfahrer. 1802. — 34) „Des Herkules Tod. Monodrama nach Sophokles." 1802. — 35) „Kunst und Liebe," Liederspiel. 1807. — 36) „L'heureux naufrage." 1808. — 37) „Bradamante, Oper von Collin." 1808. — 38) „Der Taucher, Oper von Bürde." 1811. — 39) „Der bezauberte Wald." (?) — 40) Das letzte dramatische Werk, an dem R. arbeitete, war die Oper: „Sakontala." Hier dürfte wol noch anzufügen sein: mehrere Vorspiele fürs deutsche Theater bei Hofveranlassungen in Berlin und Schwedt. —

C. Lieder. Sie sind zahllos und in vielen Sammlungen, die R. selbst zusammenstellte, sowie in vielen gleichzeitigen Sammelwerken erschienen. Diese Liederbände enthalten das Trefflichste und Dauerndste, was R. geschrieben hat und nur die, für unser Ohr nicht mehr ausreichende, allzugroße Einfachheit dieser Lieder in Weise und Accompagnement ist Ursache, daß sie vergessen wurden. Es lohnte sich recht wohl, die besten der Reichardt'schen Lieder für die Gegenwart zu retten, denn eine Neuausgabe von fünf Goethe'schen Liedern (Lpz., Br. & H.) dürfte doch wol nur ein ungenügendes Bild seiner Arbeiten liefern. — 1) „Vermischte Musikalien." Riga 1773. — 2) „Gesänge für das schöne Geschlecht." Berlin 1775. — 3) „Oden und Lieder von Klopstock, Stolberg, Claudius, Hölty, Goethe, Bürger, Voß, Sprickmann, Herder" u. a. III. Berlin 1779—81. — 4) „Lieder für Kinder." IV. Braunschweig 1781—82. — 5) „Frohe Lieder für deutsche Männer." Dessau. — 6) „Lieder von Kleist, Uz, Hagedorn" u. a. Grottkau 1782. — 7) „Kleine

Clavier- und Singstücke." Königsberg 1782. — 8) „Lieder von Gleim und Jacobi." Gotha 1784. — 9) Viele Gesänge im mus. Kunstmagazin, 2 Bde. oder 8 Stücke. 1782—91, und 10) in der Cäcilia, 4 Stücke, 1790—95. — 11) „Deutsche Gesänge mit Clavierbegleitung." Leipzig 1788. — 12) „Deutsche Lieder und Oden." Leipzig 1789. — 13) „Lavater's geistliche Lieder." Winterthur 1790. — 14) „Goethe's lyrische Gedichte." Zuerst Berlin 1790 in 1 Bde. u. d. T.: „Musik zu Goethe's Werken." Dann gesammelt in vier Bdn. Leipzig. (118 Nummern.) Diese reiche Sammlung enthält die im Volkston gehaltenen, die meiste Lebensfähigkeit erweisenden Tondichtungen Reichardt's, die Lieder: „Ein Veilchen auf der Wiese stand," „Der untreue Knabe," „Das Haideröslein," das hinreißende „Freudvoll und leidvoll" u. v. a. — 15) „Deutsche Gesänge beim Clavier. Gedichte von Matthisson." Berlin 1794. — 16) „Romances d'Estelle p. Florian." Berlin 1794. — 17) „Studien für Tonkünstler." Berlin 1793. — 18) „Mus. Blumenstrauß." IV Hefte. Berlin 1795. — 19) „Lieder geselliger Freude." II. 1796—97. (Dazu Instrumentalmusik für 2 Viol. od. 2 Clarinetten od. 2 Oboen, od. 2 Flöten und 2 Hörner, Cello od. Fagott. Auch u. d. T.: „Uebungsstücke für Anfänger." Leipzig.) — 20) „Wiegenlieder für gute deutsche Mütter." Leipzig. — 21) „Gesänge der Klage und des Trostes bei Gelegenheit des Todes des Prinzen Louis von Preußen." Berlin 1797. — 22) „Lieder der Jugend." II. Leipzig. — 23) Im Journal „Deutschland" finden sich zehn Liedercompositionen. — 24) „Lieder der Liebe und Einsamkeit." Leipzig und Berlin 1798. — 25) „Volkslied auf den König" von Seidel. Berlin 1798. — 26) „Romantische Gesänge." Leipzig. — 27) „6 Canzonette." — 28) „12 Elegien und Romanzen" (der Mad. Louis Bonaparte dedicirt). Oranienb. 1804. — 29) „Le Troubadour italien, français et allemand." 3 Hefte oder 36 Nummern. Berlin 1805—6. — 30) „3 Lieder von C. L. Reissig." Leipzig. — 31) „Ode an die Unschuld" von H. Schmidt. Berlin. — 32) „F. Schiller's lyrische Gedichte." II. 46 Nummern. Leipzig. — Außerdem lieferte R. Beiträge zum Musenalmanach von Voß 1777—80. 1784. 1789. 1791. 1794—98, zum Claviermagazin für Kenner und Liebhaber 1787, zu Melodie und Harmonie 1788, zu Olla Potrida für Clavierspieler (die 3 letztern Sammlungen bei Rellstab in Berlin), zum Musenalmanach von Schiller 1796, zu den mus. Monatsfrüchten u. v. a. Auf diesem Gebiete steht R. auf gleicher Stufe mit seinen Zeitgenossen, theilt aber auch mit ihnen das gleiche Geschick, vergessen zu sein. —

D. Instrumentalmusik. Sinfonien: in Es 1776, in d 1776, beide Offenbach. 2 Sinfonien (?) 1779. 7 Sinfonien, in den Concerts spirituels 1783 und 84 aufgeführt. 4 Sinfonien, 1805 im Manuscript ausgeboten. — 6 Partien für Quartett und 2 Flöten, 1764 ebenso. Partita 1780. Partita in Es. — Ouverture zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Berlin. Ouverture di vittoria und Schlachtsinfonie zur Feier der Leipziger Schlacht. — 6 Quintetten für Clav., 2 Flöten (2 Oboen) und 2 Hörner. Quintett für Clavier, Ob., Fag. und 2 Hörner. — Quartett für Clav., Ob. und 2 Hörner. Quartett für Laute, Flöte, Violine und Cello. 1770. Concertante für Flöte, Clar., Ob. und Fag. mit Orchester. — 6 Sonaten für 2 Viol. und Cello. Op. 1. Offenbach 1778. 3 Sonaten für Viol., Alto und Cello. Amsterdam 1782. 6 Sonaten für Viol. und Baß. Berlin 1778. Solo a Viol. e Basso. 6 Sonaten für Clav. und Violine. Amsterdam 1777. Sonaten für den Flügel und die Violine. Berlin 1788. (Derartige Sonaten sollen 11 vorhanden sein). Sonata a Flauto solo senza Basso. 1764. Sonate für Clav. und Flöte. — Violinconcerte in F, 1772 und Es. Riga 1773. 6 Violinsolos 1778. 6 Violinconcerte (?) 1779. 2 Concerte und ein Solo für Viol.

1805 im Manuscr. ausgeboten. Concert für Fagott, ebenso. Tre sonate a Cembalo concertato con acc. 1764—66. Clavierconcerte in B. Riga 1773. VI Conc. à l'usage du beau Sexe. Amsterdam 1774, Concert in g, Leipzig 1777. 6 Concerte. London 1795. — 6 leichte Claviersonaten. 1765. Kurze leichte Clavierstücke mit veränderten Reprisen. II. 1766—68. Claviersonate in B. Berlin 1771. Sonate, der Herzogin Amalie von Weimar gewidmet. 1772. 5 Hefte mit je 6 Claviersonaten. Berlin 1776, Amsterdam 1777, Berlin 1778, Amsterdam 1782, Paris 1785; 2 Sonaten, Paris 1785; 4 Sonaten 1793; Gr. Sonate in f-moll, 1813. 6 Rondeau's, Paris 1785; Rondeau sur l'air des Hesperides dans l'opéra Andromeda, 1806. 11 Var. sur l'entrée d'Ariel dans l'opéra de l'isle des esprits, 1800. Andantino? — In den „Vermischten Musikalien," Riga 1773, findet sich eine Claviersonate in Es, eine Sonatine in F, eine Sonate für Clav. und Viol. in F, 2 Sonaten für Violine und Cello in F und B, eine Sonate für 2 Viol. und Cello in Es, ein Streichquartett in C. — Im 2. Hefte der „Kleinen Clavier- und Singstücke" (das erste war dem Verfasser unzugänglich), Königsberg 1783, stehen 15 kleine charakteristische Tonsätze für Claviercembalo und eine große Phantasie für den Flügel. Der erste Band des „Kunstmagazins" enthält u. a. 4 sehr interessante Clavierstücke. Graziosо für Harmonika. — Eine neue Ausgabe von 6 sehr hübschen Claviercompositionen Reichardt's — 3 Sonaten und 3 kleinen Stücken — in Schletterer's classischen Claviercompositionen aus älterer Zeit. Deutsche Schule. Heft 3. — Reichardt's Werke sind längst im Buchhandel vergriffen und zählen heute zu den gesuchten Seltenheiten der musikalischen Litteratur. Keine Bibliothek, kein Sammler dürfte sie vollständig besitzen und da nur die wenigsten der Hefte mit Opuszahlen versehen sind (allerdings dafür, was ja fast noch schätzbarer ist, mit Jahreszahlen), läßt sich auch keine complette Reihenfolge aufstellen. Auch das sorgfältigste Verzeichniß wird unter solchen Umständen lückenhaft bleiben müssen. Diejenigen Compositionen Reichardt's, die er im Manuscript ausbot, dürften wol großentheils verloren gegangen sein. — Eine eingehende Arbeit über R.: Joh. Fr. Reichardt. Sein Leben und seine musikalische Thätigkeit, vom Verfasser vorstehender Biographie, Bd. 1, erschien 1865 in Augsburg.

Juliane Reichardt, geb. Benda, des vorigen Gattin, war die Tochter des berühmten Violinspielers und Concertmeisters Friedrich's II., Fr. Benda, zu Berlin. Geboren 1752, verheirathete sie sich im Spätherbst 1776 und starb am 9. Mai 1783. Eine schöne Frau, mit den trefflichsten Eigenschaften des Herzens und Geistes begnadet, war sie auch eine angenehme Sängerin und geschmackvolle Clavierspielerin und versuchte sich sogar mit Erfolg in der Composition von Liedern und Sonaten. In Reichardt's Oden und Liedern Bd. 1 und 3 und im Voß'schen Musenalmanach 1776, 1777, 1779 und 1780 finden sich mehrere ihrer Gesänge mitgetheilt.

Schletterer.

Reichardt: Luise R., Tochter von Johann Friedrich R., geb. 1780 in Berlin, † am 17. November 1826 in Hamburg, war das Lieblingskind ihres Vaters, der für ihre musikalische und wissenschaftliche Ausbildung möglichste Sorge trug und auch die Genugthuung hatte, daß sich ihre ungewöhnlichen Anlagen aufs glücklichste entwickelten. Sie besaß eine sehr schöne seelenvolle Stimme, spielte vortrefflich die Harfe, und die von ihr componirten Lieder zählen zu den geschätztesten Liedergaben ihrer Zeit; einige derselben („Nach Sevilla", „Es singt ein Vöglein witt, witt, witt", „Durch den Wald mit raschen Schritten", „Welche Morgenröthen wallen" u. a.) sind heute noch nicht verschollen. Sie begleitete ihren unstäten, seinen Aufenthalt so oft wechselnden Vater von Berlin nach Hamburg, Cassel, Giebichenstein u. s. w. und stand ihm als guter Genius

stets treu zur Seite. Im J. 1809 ließ sie sich in Hamburg als Gesanglehrerin nieder und gründete da im Verein mit den verdienstvollen Musiklehrern und Tonsetzern C. G. Clasing (1779—1829) und F. W. Grund (1791—1874) 1819 die Singakademie. Diese so ideale und edle Jungfrau hatte die trübsten Lebenserfahrungen zu machen und darf wol zu den am schwersten heimgesuchten Frauen gezählt werden. In früher Jugend schon verlor sie ihre Mutter, aber noch ehe dieselbe starb, ward das bildschöne Kind von Blattern befallen, welche jede Spur früherer Anmuth von ihrem Antlitz tilgten. Das zarte, kränkliche Mädchen ward dann sammt ihrer kleineren Schwester, als R. von seiner Gattin begleitet, die Reise nach London und Paris machte, zweien Tanten übergeben, die sie, ihr Wesen nicht verstehend, eine harte Schule durchmachen ließen. 14 Jahre alt hatte sie bereits nebst ihrer Schwester die Erziehung ihrer jüngern Geschwister zu übernehmen, denn ihre Stiefmutter, eine durch Sorgen nicht gerne behelligte, hohe, gemessene Erscheinung, widmete sich der Pflege ihrer Kinder nur so lange, als sie dieselben stillte. Sie war durch die Gastfreundschaft, die sie zu üben hatte, wie durch ihre Lectüre, allzusehr beansprucht. Die Lücken, welche die väterliche Unterweisung in der Ausbildung Luisens gelassen, wurde durch den für sie zu einer reichen Bildungsschule sich gestaltenden Umgang mit den geistig hochstehenden Männern, die im elterlichen Hause verkehrten, genügend ergänzt. Da gingen ein und aus Goethe, Schleiermacher, die Brüder Schlegel, Voß, Tieck, Arnim, Brentano, Steffens, K. v. Raumer u. v. a. — Luisens schöner umfangreicher Sopran erregte schon früh Aufsehen; doch duldete ihr Vater nie, daß sie öffentlich sang. Obwol durch Pockennarben sehr entstellt, zog sie, die zudem die eigentliche Autorität im Hause übte, der man sich aber, weil mit Güte und Zartheit gehandhabt, willig fügte, neben ihren durch Schönheit glänzenden Schwestern vorzugsweise die Aufmerksamkeit auf sich. Die Reichardt'schen Töchter hatten es übrigens gar nicht so leicht. Täglich mußten sie bei sehr geringer Dienerschaft, 4 oder 5 Uhr morgens aufstehen und die häuslichen Geschäfte besorgen und dann während die Gäste beim Frühstück saßen, rasch die Fremdenzimmer ordnen. Obwol man sehr einfach lebte, kostete der Haushalt doch viel und Reichardt's Taschen waren fast immer leer. Oft mußte unter Herzensangst und Thränen die arme Luise, ohne Geld in den Händen zu haben, die zahlreichen Gäste bewirthen. War Luise auch nicht schön, so war sie doch in hohem Grade interessant; sie wurde von jungen Männern bemerkt und vermochte tiefe Zuneigung zu erwecken. Wie durch einen leichten Schleier drang die geistreiche Tiefe ihrer Züge, und die unverletzten tiefblauen Augen schienen die Gewalt zu haben, den ganzen Zauber ihres gemüthvollen und lieblichen Wesens hervortreten zu lassen. Ein junger Mann, F. Aug. Eschen, durch seine Uebersetzung der Oden des Horaz und andere lieblich-zarte Gedichte bekannt (R. theilt im Lyceum der schönen Künste eine längere Dichtung: „Hymnus an den Hermes" von ihm mit) wußte die Gegenliebe Luisens zu gewinnen. Nach vollendeten Studien reiste er als Mentor eines jungen Berners frohen Muthes von Halle ab. Im Sommer 1800 wollte er gelegentlich eines Ausfluges nach Genf einen über 9000 Fuß hohen Berg besteigen. Sein Führer, unerfahren der sichern Steige, schlug einen ungewöhnlichen über einen Gletscher führenden Weg ein. Plötzlich brach die dünne Schneeschicht, die E. betreten hatte und der Unglückliche sank in einen 100 Fuß tiefen Eisspalt. Bis ein ihn begleitender Freund von dem sechs Stunden entfernten Servoz Seile und Stricke und Hilfe geholt, war Eschen erfroren. Man fand ihn, die Hände über den Kopf gekreuzt, sonst unverletzt. Nur die Fingernägel verriethen, mit welcher Verzweiflung er an seiner Rettung gearbeitet hatte. Dieser schauderhafte Tod erregte allgemeines Aufsehen. Eine Granitsäule an der Landstraße bei Servoz hält das Andenken an diesen Vorfall wach. Die

Nachricht von diesem unseligen Ereigniß stürzte die ferne Braut in tiefe Schwermuth. Jahre verflossen, ehe sie das Gleichgewicht ihres Wesens wieder zu finden vermochte. R., einst von einer Reise heimkehrend, brachte wie gewöhnlich einen neuen Gast mit. Diesmal war es ein genialer Maler, Namens Gareis. Bald führte ein sehr inniges, ja leidenschaftliches Verhältniß, das sich zwischen ihm und Luise gebildet, zu einer Verlobung. Auch die beiden Stiefschwestern Hensler verlobten sich um diese Zeit. Man beschloß, drei Hochzeiten an einem Tage zu feiern. Gareis wollte, um seine Studien zu vollenden, vorerst noch Paris und Rom besuchen. Ungeduldig erwarteten alle seinen letzten Brief, der den Vermählungstag bestimmen sollte. Statt dessen kam die Trauerkunde, daß der Geliebte in Florenz von einer heftigen Dysenterie und einem hitzigen Fieber hinweggerafft worden sei. Luisens Verzweiflung überstieg alle Grenzen; nichts vermochte ihren Schmerz zu besänftigen; Nächte lang irrte sie wehklagend im Garten umher. Damals hat sie ihre Stimme ausgeweint. Ihr Organ zwar blieb stets hell und lieblich, Kraft und Umfang hatte es jedoch verloren. Dennoch erholte sie sich soweit, daß sie am Hochzeitstage ihrer Schwestern als stille Zeugin unter der fröhlichen Menge anwesend sein konnte. Als Frau R. nach der Vertreibung K. Jerome's wieder nach Giebichenstein zurückkehrte, fand sie infolge der Kriegszüge das Haus so verödet und zerstört, den Garten so verwüstet, daß sie einstweilen bei ihrem Schwiegersohne Steffens in Halle ein Unterkommen suchen mußte. Alle Mittel, die allen so liebe Besitzung wieder in Stand setzen zu lassen, fehlten. Mußten ja die Töchter durch ihre Handarbeiten die Bedürfnisse der Familie zu bestreiten suchen. Erst nach der Heimkehr Reichardt's richtete man sich nothdürftig draußen wieder ein. Aber auch jetzt mußte man dem stolzen Manne die Mittel verbergen, durch die es möglich wurde, das Leben der verarmten Hausbewohner zu fristen. Lange weigerte sich der Vater, Luisen die Erlaubniß zu geben, durch Gesangunterricht in einer großen Stadt sich die Mittel zum Unterhalte zu erwerben. Endlich willigte er unter ihn sehr kennzeichnenden Bedingungen ein, so daß sie das gütige Anerbieten einer Frau Sillem in Hamburg annehmen konnte, vorerst in ihrem Hause, bis sie die nöthige Anzahl von Schülerinnen gefunden, Wohnung zu nehmen. Der Aufenthalt in dieser gastlichen Familie wurde für sie jedoch ein bleibender. Sie sah ihren Vater im J. 1811 zum letztenmale. Bei seinem Tode war sie nicht gegenwärtig; erst im J. 1821 konnte sie ihren Besuch in Giebichenstein wiederholen. Außer einer Reise nach London, 1819, hat sie Hamburg nicht mehr verlassen. Luisens Gesundheit war seit lange völlig zerrüttet; man versichert, daß sie in 20 Jahren keinen Tag im Behagen des Wohlbefindens verlebt habe. Gute Menschen aber nahmen sich ihrer stets herzlich an und sie hätte sich recht wol aus dem Ertrag niß ihrer Lectionen ein Vermögen sammeln können, wäre sie fähig gewesen, ihrem im stillen geübten übergroßen Wohlthätigkeitssinne Schranken zu setzen und hätte ihre große Begeisterung für Händel sie nicht zu manchem Opfer veranlaßt, das sie brachte, dessen Werken weitere Verbreitung zu verschaffen. Die vernichtenden Stürme, denen sie von Jugend auf preisgegeben war, gingen nicht ohne tiefe Spuren zu hinterlassen an ihr vorüber. Von je zum Ernst und Nachdenken gestimmt, zog sie sich allmählich ganz in sich zurück und suchte in einem klösterlich-religiösen Leben fast allein Frieden und Ruhe zu gewinnen. Ihr Aeußeres entsprach vollkommen dieser innern Richtung. Wer sie nur einmal gesehen, dem entschwand ihr Bild nie wieder. Die schlanke Gestalt, die sich mit so feinem Anstande und edler Bescheidenheit erhob und bewegte; das ansprechende, ja bezaubernde Timbre ihrer Sprache; die gemessene Haltung bei behendester Leichtigkeit; ihr fast unhörbarer Gang; ihr gelassenes Verhalten, ja auch ihre Kleidung und die Hülle, welche ihr todtenbleiches Antlitz umrahmte, gaben ihrer Er-

scheinung etwas eigen Nonnenhaftes, ja Geisterartiges. Fast konnte man meinen, sie hätte ein Gelübde gethan, in der Welt wie im Kloster zu leben; aber wer einen Blick in ihre Seele thun konnte, las auf dem stillen, vielsagenden Antlitz von großen Erschütterungen, harten Kämpfen und schweren Entsagungen. Noch jetzt sah man, so gesetzt und gehalten sie sich zu zeigen wußte, manche Bewegung des Schmerzes und innerlichen Ringens, die von ungewöhnlicher Verletzbarkeit ihres Gemüthes zeugend, über dasselbe zuckte; aber sie wachte und betete und stritt unverdrossen gegen sich selbst, und gegen das Andringen äußerer Einflüsse, mit tausend Wehen zur idealen, christlichen Höhe emporstrebend. Wahrhaft religiöse Bücher, die Schriften d. h. Augustin, Luther's, Thomas v. Kempis, Tauler's, so wie die der neueren Goßner, Schleiermacher, Herder, J. F. v. Meyer und die Bibel bildeten zuletzt ihre einzige Lectüre. Mit diesen frommen Bestrebungen verband sich bei ihr ein heiliger Eifer für geistliche Musik, und ihre feste Ueberzeugung, daß alle Offenbarungen der Tonkunst in der Tiefe auf Gott gerichtet sein müßten, wenn sie einem reinen und edlen Gemüthe wol thun sollten, wußte sie auch auf ihre zahlreichen Schülerinnen und alle ihr in Liebe geneigten Herzen zu übertragen. Die immer gleiche Freundlichkeit und unermüdliche Geduld der treuen Lehrerin, deren hochherzige Gesinnung selbst dürftigen Talenten Muth einflößte, sich ihr zu nahen, erzielte schönste Erfolge. Ueberhaupt ging wol nie jemand ungetröstet oder mißvergnügt von ihr. Nach ihrem unvermuthet eingetretenen Tode offenbarte sich die stille Achtung und Liebe, die sie sich erworben und deren sie in hohem Grade würdig war. Viele ihrer Schülerinnen und Freunde sangen mit unverkennbarer Betrübniß an ihrem Sarge in der Johanniskirche zwei vor ihr mehrstimmig gesetzte Choräle und Clasing's schönes Vaterunser. Alle begleiteten sie dann zur letzten Ruhestätte. Die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung widmete ihr einen ehrenden Nachruf. Ihren Lebensgang schilderte M. G. W. Brandt in: Christliche Lebensbilder für Frauen und Jungfrauen, Zweiter Cyclus, Nr. IV, Karlsruhe 1858; in zweiter erweiterter Auflage, Basel 1865. — Wir besitzen von L. R. nur Liedercompositionen; sie sind meist sehr einfach, ausdrucksvoll, sangbar, tiefempfunden; alle athmen ein Gefühl von milder Schwärmerei, Sehnsucht und Klage. Einzelne hat schon ihr Vater in seine Sammlungen aufgenommen, wenige sind in besondern Drucken erschienen: („Der Jüngling am Bach"; „Das Mädchen am Ufer"). Mit Ausnahme des ersten in Berlin erschienenen Heftes, wurden die übrigen in Hamburg bei Cranz verlegt. „12 deutsche und italienische romantische Gesänge" (der Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar ded.) Berl. 1806. (Darin: „Ruhe süß Liebchen"; „Wenn ich gestorben bin"; „Dicht von Felsen eingeschlossen"). 12 Gesänge (ihrer geliebten Schwester Friederike gewidmet). (Darin: „Nach Sevilla".) 12 Gesänge (ihrer Schülerin L. Sillem gewidmet). Op. 3; „6 Lieder von Novalis", Op. 4; „Sei Canzoni di Metastasio (alla sua cara sorella Sofia"), Op. 4 (?); „7 romantische Gesänge von Ludwig Tieck", Op. 5. (Darin: „Feldeinwärts flog ein Vögelein".) 6 Deutsche Gesänge. Op. 6. — 6 (5 ?) Deutsche Lieder. Op. 8. Darin: „Es singt ein Vöglein"; (12) „Christliche liebliche Lieder"; 6 geistliche Lieder unserer besten Dichter für zwei Sopran- und drei Altstimmen (Mad. Sillem, geb. Matthießen ded.). Noch erschienen 12 Gesänge mit Begleitung der Guit. liv. 1—6 Breslau.

Schletterer.

Reiche: Georg (Jörgen) R. (Richius, Riken), Mag., † am 2. Octbr. 1565 war seit 1554 Pastor der Nicolaikirche zu Rostock, in des Heßhusius, Draconites und Kittelius Streitigkeiten ein Hauptgegner des Raths, in den Universitätskreisen nicht eben beliebt, jähzornig und in persönlichem Hader mit Draconites, welcher ihm vorhalten konnte, daß er kein Hebräisch verstehe. Ein Pasquill,

welches von der Universität ausging, nennt ihn Pluto und wirft ihm Trinken vor. Bei seiner Gemeinde, welche die Eiferer liebte, und und bei der aufsässigen Bürgerschaft stand er während der Sechziger-Unruhen gut. Die Regentie Ruber Leo ließ er der Universität neu erbauen, wie man annahm aus eigenen Mitteln. Er war in Sagan in Schlesien geboren, als Prediger in Königsberg zeigte er sich als Gegner Osiander's, vor dem er weichen mußte. Darauf wurde er Pastor in Biestow bei Rostock, und promovirte am 28. Juli 1551 von dort zum Magister, im selben Jahre, in dem seine Söhne Ezechias und Josias in Rostock immatriculirt sind. 1554 ward er nach Rostock berufen, und sofort eiferte er gegen die von der blutigen Maria aus England vertriebenen französischen und niederländischen calvinistischen Flüchtlinge, welche über Dänemark nach Rostock kamen und am 30. December 1553 in Warnemünde gelandet waren. Auf das Andringen der Prediger mußten sie die Stadt verlassen und wichen zunächst nach Wismar. Grapius nennt deshalb R. einen „Eifferer des Herrn". Eine Streitschrift von 1561 nannte man im Rathe geradezu: M. Jürgen Schmähbuch. Sein Sohn Josias, der sich Reichius nannte, wurde 1566 des Vaters Nachfolger, † am 1. Mai 1568. Ezechias R. wurde Professor der Medicin in Greifswald, beide waren in Königsberg geboren, ihre Mutter war Katharina von der Beke. Mit der Rostocker Familie Rike (Reiche), aus der Levin R. einer der bedeutendsten Führer der lutherischen Bürgerpartei 1531 war, ein Brauer Levin R. auch noch 1583 vorkommt, hängen die vorgenannten nicht zusammen.

Rostocker Etwas IV, 278 ff. — L. Bacmeister bei Westphalen I. — Krey, Beiträge zur Mecklenburgischen Kirchen- und Gelehrtengesch. I, 21 f. — Neue Rostocker wöchentliche Nachrichten 1838, S. 254, 314. — Jul. Wiggers in Lisch, Jahrbücher XIX. — Das Pasquill in der Festschrift des Rostocker Gymnasiums für Fritzsche 1875. — Wiechmann, Mecklenburg. altniedersächsische Litteratur I, 161 ff.

Krause.

Reiche: August Friedrich Ludwig Karl v. R., preußischer General der Infanterie, am 4. October 1774 zu Nienburg an der Weser, wo sein Vater als Hofrath und Landsyndikus der Hoyaischen Landschaft lebte, geboren, trat Ende 1788 bei dem in Wesel garnisonirenden Infanterieregiment des Generals v. Eichmann, dessen Nachfolger bald darauf der General Martin Ernst v. Schlieffen (s. d.) wurde, als Fahnenjunker in den preußischen Dienst und machte in diesem, seit dem 1. Mai 1793 als Officier, die Feldzüge von 1793 und 1794, zuerst in den Niederlanden, seit dem Sommer des letzteren Jahres am Rhein, mit. Schon früh hatten ihn Neigung und Geschick zur Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst hingezogen und mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit dem Zeichnen; so kam es, daß er, nach Beendigung des Krieges in seine Garnison Wesel zurückgekehrt, des Friedensdienstes bei der Infanterie müde, den Gedanken faßte, zum Ingenieurcorps überzutreten. Dazu mußte er die Ingenieurakademie durchmachen. Es war eine harte Bedingung für den gedienten Officier, auf die Schulbank zurückzukehren, um noch einmal von unten anzufangen. Trotzdem entschloß er sich dazu. Im Mai 1796 trat er in die zu Potsdam bestehende Anstalt als „Eleve" ein; bei der nach zwei Jahren mit dem Cötus, zu welchem er gehörte, angestellten Prüfung, befriedigte er so sehr, daß er für den Rest des Lehrganges, obgleich in einigen Fächern noch Schüler, in anderen bereits als Lehrer verwendet wurde; nach Beendigung des Cursus blieb er als Lehrer bei der Akademie. Damals entwickelte er eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, indem er eine zuerst 1804 ohne Namensnennung erschienene „Feldfortifikation", welche viele Jahrzehnte hindurch als Lehrbuch an militärischen Unterrichtsanstalten in Gebrauch gewesen ist, eine in zwei Auflagen herausgekommene „Bauprak

für Feldingenieure“ und eine wegen der Stürme des Jahres 1806 erst 1812 zum Druck gelangte, aber wiederum der Ungunst der Zeiten wegen, wenig beachtete „Permanente Befestigungskunst“ verfaßte; eine von der Militärischen Gesellschaft zu Berlin preisgekrönte Schrift fortificatorischen Inhaltes ward, weil das Jahr 1806 dazwischen kam, gar nicht gedruckt. Auch mit Plan- und Kartenzeichnen und mit dem Erfinden von Meßwerkzeugen beschäftigte er sich. Im Mai 1804 aber wurde er diesen Arbeiten durch eine Versetzung nach Danzig entzogen, wo die Festungsanlagen erweitert werden sollten und 1806 wurde er von hier zur mobilen Armee commandirt. Er machte den Feldzug bei der unter den Oberbefehl des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar gestellten Avantgarde mit, nahm daher an den Kämpfen des 14. October nicht theil, gerieth bei Lübeck in Kriegsgefangenschaft, lebte, auf Ehrenwort entlassen, eine zeitlang im elterlichen Hause und ward erst im Januar 1809 wieder angestellt. Er kam zum Fortificationsdienst nach Spandau; die geringe Aussicht auf Weiterkommen, welche er im Ingenieurcorps hatte, veranlaßte ihn jedoch bald sich um Verwendung beim Kadettencorps zu bemühen und im J. 1810 ward er bei diesem zum Stabscapitän ernannt. Daneben wirkte er als Examinator bei der Ober-Militär-Examinations-Commission. Als Lehrer war er nicht nur beim Kadettencorps, sondern auch beim Prinzen Wilhelm (später Kaiser Wilhelm I.) und dessen Vetter, dem Prinzen Friedrich von Preußen thätig, welche er bis zum Ausbruch der Befreiungskriege in Befestigungskunst, Aufnehmen und militärischem Zeichnen unterrichtete. Die Erfolge, welche er in letzterem Verhältniß erzielte, waren Veranlassung, daß er 1811 zum wirklichen Capitän ernannt wurde; im März 1812 erhielt er eine Compagnie. Als der Krieg vom Jahre 1813 bevorstand, bat er, denselben bei der Feldarmee mitmachen zu dürfen. Seine Bitte fand Gehör. Als York mit seinem Armeecorps im März bei Berlin erschien, wurde er diesem als Generalstabsofficier zugetheilt. Reiche's erste Arbeit als solcher war ein berühmt gewordener Brückenschlag über die Elbe bei Roßlau (vgl. Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Officiere des preußischen Heeres. 2. Heft, Berlin 1836), dann nahm er an dem mißlungenen Anschlage auf Wittenberg und an dem erfolglosen Versuche, den Saaleübergang bei Merseburg zu behaupten, theil. Als er von der letzteren Sendung zu York zurückgekehrt war und nach abgestatteter Meldung das Zimmer verlassen hatte, sagte dieser von ihm „er sei ein mordbraver tüchtiger Kerl, den man immer nur halten müsse“ (York's Leben v. Droysen, 2. Theil, S. 200, Berlin 1852). In beiden Punkten hatte er recht; R. war umsichtig und brav, aber er war auch schnell mit den Worten bereit und neigte dazu, seine Befugnisse zu überschreiten. Für sein Verhalten in der Schlacht bei Groß-Görschen erhielt er das eiserne Kreuz, dann nahm er am Treffen bei Königswartha-Weissig und an der Schlacht bei Bautzen theil. Als der Waffenstillstand abgeschlossen war, wurde er zum Major befördert, während desselben leitete er die Herstellung eines verschanzten Lagers bei Spandau. Bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten kam er zum Generalstabe des Generals v. Bülow, welcher das zur Nordarmee gehörige dritte Armeecorps befehligte; R. war es besonders zu danken, daß Bülow sich entschloß die Schlacht bei Groß-Beeren anzunehmen. Für Dennewitz wurde ihm die erste Classe des eisernen Kreuzes zu theil. Reiche's Theilnahme an Bülow's weiteren Siegeszügen zur Schlacht bei Leipzig und zur Eroberung von Holland, ward im Januar 1814 durch eine Sendung in das große Hauptquartier nach Basel unterbrochen, wo er das Nachsenden weiterer Truppen nach den Niederlanden betreiben sollte, damit Bülow nach Frankreich folgen könne. Ende Januar, nach erfolgreicher Ausrichtung seines Auftrages zu Bülow zurückgekehrt, nahm R. mit diesem während der nächsten beiden Monate am Reste des Krieges in Belgien und in

Frankreich theil und wurde dann unter Beförderung zum Oberstlieutenant zum Chef des Generalstabes bei dem vom General v. Borstell befehligten dritten Armeecorps ernannt, welches in Aachen und Umgegend Quartiere bezog, doch dauerte dieses Verhältniß nicht lange, weil R. schon im September nach Berlin beschieden wurde, um dem Kronprinzen (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.) Unterricht in den Kriegswissenschaften zu ertheilen; auch die Prinzen Wilhelm und Friedrich wurden wieder seine Schüler, bis Napoleon's Wiederkehr von Elba R. von neuem zu kriegerischer Thätigkeit berief. Er wurde zum Generalstabschef bei dem vom General v. Zieten befehligten ersten Armeecorps ernannt. Sein Einvernehmen mit diesem Vorgesetzten war kein ungetrübtes und nicht in allen Richtungen so wie es zu wünschen gewesen wäre, doch that dies ihren Leistungen in den Kämpfen vom 15. bis 18. Juni, wo sie namentlich bei Ligny und bei Waterloo fochten, und bei dem Nachspiele des Krieges, welches in Frankreich folgte, keinen Eintrag, und als nach Friedensschluß General v. Zieten den Oberbefehl der in Frankreich zurückbleibenden preußischen Besatzungstruppen erhielt, blieb der zum Oberst aufgerückte R. in seiner bisherigen Stellung als Generalstabschef bei ihm; verschiedentliche schriftliche Beweise thun dar, wie hoch Zieten dessen Fähigkeiten stellte und wie sehr er seine Leistungen im Kriege wie im Frieden anerkannte. Nach der im J. 1818 stattgehabten Räumung Frankreichs durch die Besatzungstruppen fand R. zunächst Verwendung im großen Generalstabe zu Berlin, rückte im März 1821 zum General auf und ward bald darauf nach Luxemburg entsendet, um den Vorsitz einer dort behufs Vorbereitung der Uebernahme des Platzes durch den Deutschen Bund versammelten Commission zu übernehmen. Erst fünf Jahr später war das Geschäft beendet. R. kehrte nun als Inspecteur der ersten Ingenieur-Inspection nach Berlin zurück, ward 1836 zum Generallieutenant befördert und erbat 1842 seine Pensionirung, welche ihm unter Verleihung des Charakters als General der Infanterie bewilligt wurde. Die nächsten Jahre benutzte er zur Abfassung seiner unten zu erwähnenden Denkwürdigkeiten, einer der besten militärischen Selbstbiographien, welche Deutschland besitzt, dann beschäftigten ihn bis zu seinem am 18. Mai 1854 zu Berlin erfolgten Tode andere litterarische Arbeiten, von denen aber nichts veröffentlicht ist.

Memoiren des General &c. v. Reiche, herausgegeben von Hauptmann L. v. Weltzien, 2 Bde., Berlin 1857; (bis zum Jahre 1818 sehr ausführlich und mit vielen Beweisstücken, dann nur kurze Uebersicht des weiteren Lebensganges.)

B. Poten.

Reiche: Ludwig v. R., preußischer Major und Führer eines nach ihm benannten Freicorps, ein Vetter des General A. F. L. K. v. Reiche (s. d.), am 17. Mai 1774 zu Hannover geboren, trat gleich jenem 1778 zu Wesel, aber beim Infanterieregiment von Romberg in den preußischen Dienst, wurde ebenfalls 1792 Officier und focht bis zum Frieden von Basel mit ihm gemeinsam gegen die Franzosen. Dann trennten sich die Wege der beiden Vettern, doch war es der beiden gemeinsame Sinn für zeichnerische Künste und was damit zusammenhängt, was damals ihre Schritte lenkte und was auch später auf des älteren, der uns hier beschäftigt, Lebensgang von großem Einfluß war. Für jetzt äußerte sich dieser dahin, daß R. an den Aufnahmen des Generals Le Coq in Westfalen theil nahm. Dann kam das Jahr 1806. R. gehörte damals zur Besatzung von seines Vetters Vaterstadt Nienburg; mit Kanonenschüssen antwortete er auf des Feindes Versuch sich des von ihm zu vertheidigenden Hornwerks zu bemächtigen, aber der Commandant Generalmajor v. Strachwitz capitulirte trotz seines vorangegangenen Rodomontirens und R. ward kriegsgefangen. Nach Friedensschluß nahm er seinen Abschied, trat in den Tugendbund und ward eins der thätigsten Mitglieder desselben. Als Bernsteinhändler verkleidet verließ er im

J. 1809 Königsberg, um Westfalen zu insurgiren, aber dieselben Schriftstücke, welche an Stein zu Verräthern wurden, veranlaßten, daß R. steckbrieflich verfolgt wurde; er kehrte nach Berlin zurück und, da er auch dort nicht sicher war, ging er nach Oesterreich und trat in die fränkische Legion, in welcher er eine Compagnie commandirte. Nach Friedensschlusse kehrte er nach Berlin zurück und gründete, um Lebensunterhalt und Beschäftigung zu haben, eine Zeichenakademie; kaum aber war im J. 1813 die Morgenröthe der Befreiung am östlichen Himmel aufgestiegen, so griff er wieder zu den Waffen. Er rief sofort Freiwillige auf und noch unter den Augen der Franzosen exercirte er dieselben zu Berlin auf dem Dönhoffsplatze. Das von ihm gebildete, nach ihm benannte und von ihm geführte „Ausländische Jägerbataillon" (jetzt Füsilierbataillon zweiten Magdeburgischen Infanterieregiments) war bereits Ende April marschfähig und hat an den Kämpfen der Jahre 1813 und 1814 ehrenvollsten Antheil genommen. Nach dem Waffenstillstande gehörte es der Nordarmee, insonderheit der vom General Graf Wallmoden an der Niederelbe befehligten Heeresabtheilung an: später ging es mit Bülow nach Holland. Die Treffen bei Bellahn und bei der Göhrde, die Stürme auf Bremen, Zütphen und Arnheim, die Gefechte von Aalst, Crevecoeur und Hoogstraten und die Belagerung von Gorkum worin es, wo R. mit den Seinen hauptsächlich Gelegenheit zur Auszeichnung fand; zuletzt war er mit der Einschließung von Venloo beauftragt; auch bei der Errichtung von niederländischen Truppentheilen war er thätig. Als 1815 der Krieg von neuem entbrannte, ward er mit der Aufstellung von Landwehren im Clevedschen beauftragt, gerieth dabei durch seinen rücksichtslosen Feuereifer mit Behörden und Privatpersonen in Zwistigkeiten, ward verklagt und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches den Ausspruch that, daß er seinen Pflichten als Soldat stets in ausgezeichneter Weise Genüge geleistet habe, trotzdem aber wurde er pensionirt. Er nahm nun wieder zur Zeichenkunst seine Zuflucht. Der Steindruck war soeben erfunden; er errichtete zu Berlin eine lithographische Anstalt, welche bald darauf das Kriegsministerium übernahm und blieb bis zum Jahre 1820 Director derselben. Durch Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft wurden seine Verdienste anerkannt. Während der späteren Jahre seines Lebens beschäftigten ihn Erfindungen auf dem Gebiete des Geschützwesens. Er starb auf einer Reise zu Weimar am 25. Februar 1840.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 18. Jahrgang. 1. Theil, Weimar 1842.

B. Poten.

Reichel: Christoph August R., geboren am 4. Juli 1715 zu Großreuth bei Nürnberg, wo sein Vater Gastwirth war. Des früh verwaisten Knaben nahm sich der bekannte Nürnberger Advocat Christoph August Lämmermann († 1742) an. Nachdem R. die Lorenzerschule in Nürnberg und das Gymnasium zu Regensburg besucht und sich schon durch eigne Gedichte und seine musikalischen Kenntnisse hervorgethan hatte, studirte er zu Altdorf und an einigen andern Orten Theologie und machte auch größere Reisen. Er war dann in Nürnberg Candidat, ward im J. 1742 in den Blumenorden aufgenommen, bekleidete verschiedene geistliche Aemter, ward im J. 1760 Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst am Aegidischen Auditorium in Nürnberg, hernach Professor der Kirchen- und Gelehrtengeschichte, war seit 1770 Prediger zu St. Aegidien in Nürnberg und starb daselbst am 10. Februar 1774. Von ihm gibt es außer andern Schriften, welche Meusel anführt, eine Reihe geistlicher Lieder; dreißig derselben erschienen in den von Rümler herausgegebenen „Evangelischen Sterbe- und Todespsalmen" (vgl. oben S. 586 bei Andreas Rehberger); unter ihnen

befindet sich auch sein Lied: „Ich walle meiner Heimath zu nach Salems stillen Höhen“.

Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1619. — Meusel, Lexikon XI, S. 113 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 465a. I. u.

Reichel: Samuel Benjamin R., Schulmann und Philologe, 1716 bis 1793. Er wurde in Großstechau, einem altenburgischen Dorfe bei Ronneburg, als Sohn eines Pfarrers am 7. März 1716 geboren, verlebte seine Jugend in Windischleuba bei Altenburg, wohin der Vater versetzt war, und besuchte nach dem frühen Tode seines Vaters zunächst die Schulen in Chemnitz und Altenburg. 1730 kam er als Alumnus nach Schulpforte und fand hier die ausgezeichnetste Förderung, nach seiner eigenen Angabe vornehmlich durch seinen Obergesellen Joh. Christian v. Marschall aus Plettin. 1734 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, mußte sich hier aber recht kümmerlich durchschlagen, bis er durch eine Quartalsrede in der Pauliner Kirche 1738 sich Bekanntschaften erwarb, die ihm einträglichen Unterricht verschafften. Nachdem er 1742 eine Schrift veröffentlicht hatte „An philosophi, quos Materialistas vulgo vocamus, in Atheorum numerum referri debeant“, wurde er 1743 — zugleich mit Gellert — Magister und hielt dann Vorlesungen über Philosophie, schrieb auch eine Dissertation „de vero juris naturae principio“. Einige Jahre hindurch war er dann Hofmeister im Hause des Präsidenten des Geheimenraths in Gotha, v. Oppel und kam hierdurch mit vielen hervorragenden Männern in Verbindung, u. A. mit Blumenbach. Mit dem jungen v. Oppel später nach Leipzig zurückgekehrt, fand er nun auch in den Professorenkreisen freundliche Aufnahme, vornehmlich bei Christ. — 1752 wurde er zweiter, dann 1765 erster Professor am Gymnasium in Altenburg, 1771 Vicedirector und 1775 wirklicher Director dieser Anstalt. Dieses Amt führte er bis an seinen Tod am 9. September 1793. Er war verheirathet mit der Schriftstellerin Eleonore Juliane Schubart aus Altenburg; seine drei Söhne starben vor ihm. R. war ein vielseitig gebildeter Mann und geschmackvoller Schriftsteller; bleibenden Werth haben seine philosophischen Arbeiten, welche Meusel aufführt, nicht; von seinen übrigen Schriften ist am bekanntesten der „Versuch einer Geschichte des freyen adelichen Magdalenenstifts in Altenburg mit Urkunden, Beilagen und Kupfern“, 1791.

Schlichtegroll, Nekrolog 1793 II, S. 366—371. — Meusel, Lex. der 1750—1800 gestorbenen Schriftsteller XI, S. 118 ff., wo als Todesjahr irthümlich 1792 angegeben ist. R. Hoche.

Reichenbach: Georg v. R., Ingenieur und Mechaniker. Die unsterblichen Verdienste dieses größten bairischen Technikers sind von berufener Seite bis heute noch nicht eingehend gewürdigt worden. Denn der unbekannte Verfasser eines auf Befehl Königs Ludwig I. im Regierungsblatte des Jahres 1829 erschienenen ersten Nekrologs war sicherlich ein Jurist, so genau sind in demselben die Hauptmomente des thatenreichen Lebens von R. verzeichnet, während eine zweite von der k. Akademie der Wissenschaften zu München im Jahre 1852 veranlaßte biographische Ehrung einem berühmten Philologen ihren Ursprung verdankte, der in seine Rede „über die wissenschaftliche Seite der praktischen Thätigkeit“ Notizen über Reichenbach's Leben verflocht und so weit ausführte, als es seinem Hauptzwecke angemessen erschien. Neben diesen beiden an sich sehr verdienstlichen Lebensbeschreibungen wird daher die nachfolgende auf genauer Kenntniß seiner Werke beruhende und eigens für dieses Werk geschriebene Darstellung der Entwicklung und Wirksamkeit Georg v. Reichenbach's noch immer Beachtung verdienen, obgleich sie der Verfasser bei der Schlußstein

der Technischen Hochschule in München Ende Juli 1883 schon zu einem öffentlichen Vortrage benützt hat.

Georg v. R. wurde am 24. August 1772 zu Durlach in Baden gerade zu der Zeit geboren, wo sein Vater, ein sehr geschickter praktischer Mechaniker, als Stuckbohrmeister, in pfalz-bairische Dienste trat und nach Mannheim übersiedelte. Bald darauf mit der Leitung der mechanischen Werkstätten des dortigen Militärzeughauses betraut, führte der ältere R. später als Artilleriehauptmann und Major das Commando der Ouvriercompagnie in München und starb dort 1822 als Oberstlieutenant der Artillerie, ein allgemein geachteter Mann. Der Vater sorgte für den Unterricht seines reichbegabten Sohnes in der Weise, daß er ihn bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre Elementar- und Lateinschule besuchen ließ, dagegen in der Ausführung mechanischer Arbeiten selbst unterrichtete, ein Unterricht, der auch dann noch neben dem wissenschaftlichen fortlief, als Georg der Militärschule zu Mannheim vier Jahre lang angehörte. Diesem Umstande mag es wesentlich zu danken sein, daß alle Werke Reichenbach's ausnahmelos den Stempel größter Einfachheit und Zweckmäßigkeit an sich tragen: seine gleichmäßige theoretische und praktische Ausbildung ließ in einem so erfindungsreichen Kopfe Idee und Ausführung immer nur Hand in Hand gehen und erdachte Maschinen auch technisch fertig entspringen.

Auf der Militärschule in Mannheim zu reger geistiger Thätigkeit erwacht, fühlte R. bald, daß zur Lösung höherer Aufgaben des Artillerie- und Ingenieurwesens, wie sie ihm vorschwebten, tiefere Studien in reiner Mathematik und theoretischer Mechanik erfordert werden, als sie der an der Anstalt bestehende vierjährige Cursus gewähren konnte. Er griff daher zum Selbststudium, und bei seiner gleichen Fertigkeit von Geist und Hand glückte es ihm bald, mechanische Vorrichtungen, darunter einen Spiegelsextanten auszuführen, welche nicht bloß die Aufmerksamkeit des Hofastronomen Abbé Barry in Mannheim, sondern auch des bekannten Grafen Rumford in München erregten. Auf Empfehlung zweier so bedeutender Männer versah sein Landesherr, Kurfürst Karl Theodor von Baiern, den neunzehnjährigen Absolventen seiner Militärschule mit ausreichenden Mitteln zu einer zweijährigen Studienreise nach England, und stellte ihn während seines dortigen Aufenthalts unter die Aufsicht des nur neun Jahre älteren, aber mit den englischen Verhältnissen bereits länger vertrauten Doctors der Medicin und späteren Oberbergraths Joseph Baader aus München (s. A. D. B. I, 725). Mit diesem noch jungen Manne, der erst in Edinburgh zum Studium des Bergbaus übergegangen und schon auf den Eisenwerken eines englischen Lords angestellt war, trat R. im J. 1791 von Mannheim aus die Reise nach England an. Dort erhielt er zunächst in der Maschinenfabrik von James Watt und Boulton zu Soho, und später auf den Eisenhütten zu Wilson Town bei Edinburgh dauernde Beschäftigung bei der Leitung jener Werke.

R. befand sich auf diese Weise inmitten einer auf Erfindungsgeist und gewaltige Geldmittel gegründeten und mächtig aufstrebenden Industrie, welche ihn durch ihre täglich sich mehrenden wunderbaren Leistungen aufs äußerste anregte. Dennoch galten seine Studien nicht ihr allein, sondern fast ebenso eifrig jenen Stätten, wo die Mechanik des Himmels gepflegt wird und die Kenntniß der Meßinstrumente und die Art ihrer Verwendung zur Beobachtung der Gestirne zu holen war. Seiner Aufmerksamkeit entging somit kein irgend wichtiger Theil, sowohl der groben oder industrialen wie der feinen oder instrumentalen Mechanik, und so kam es, daß sich seine Reise nach England, welche lediglich den ausgesprochenen Zweck hatte, ihn in den für das Artilleriewesen nöthigen und in Baiern damals noch zu wenig gepflegten Hilfsfächern der

praktischen Mechanik und Meßkunst weiter ausbilden zu lassen, in Wirklichkeit zu einer förmlichen Entdeckungsreise für Deutschland gestaltete. Denn sie vermittelte unseren Fabrikanten die Fortschritte der Engländer in der Eisenerzeugung und im Maschinenbau, namentlich der Dampfmaschine, welche gerade damals von James Watt eine so tiefgreifende Umgestaltung erfahren hatte, daß ein halbes Jahrhundert später der Geschichtschreiber H. Th. Buckle von ihr sagen konnte: sie habe für die Vereinigung der Menschen mehr gethan als alle Philosophen, Dichter und Propheten von Anbeginn der Welt. In Bezug auf Feinmechanik aber hatte Reichenbach's Aufenthalt in England deshalb die Wirkung einer Entdeckungsreise, weil er in den Werkstätten zur Verfertigung mathematischer Instrumente und auf den Sternwarten, die er besuchte, die Anregung empfing, selbst eine solche Werkstätte zu errichten und dabei alle jene Mängel zu vermeiden, welche sein scharf beobachtender Geist an diesen Instituten durch die Vorzüge hindurch erkannt hatte.

Gegen Ende des Jahres 1793, als er vom Kurfürsten zum Artillerielieutenant der bairischen Armee ernannt und zur Ausübung seines militärischen Berufs zurückgerufen worden war, kehrte er mit dem Gefühle heim, daß er Vieles gesehen und gelernt, aber das was er der Verbesserung fähig oder bedürftig gefunden habe, nur mit Hülfe praktischer Versuche und wissenschaftlicher Forschung ausführen könne. Das Unzureichende seiner Schulbildung lebhaft empfindend, hatte er sich schon in Edinburgh Unterricht in der höheren Mathematik ertheilen lassen, um in der Heimath tiefer in Mechanik und Astronomie eindringen zu können, und er fand, nach München versetzt, bei demselben gelehrten Benedictiner, Professor Ulrich Schiegg, der sich auch um Fraunhofer's wissenschaftliche Ausbildung große Verdienste erworben hat, die uneigennützigste und reichlichste Förderung, wie er sein ganzes Leben hindurch dankbar anerkannt hat. Die Versetzung Reichenbach's nach München im J. 1796, das damals ebenso wie kurz zuvor Mannheim von feindlichen Truppen umringt war, gab ihm sofort Gelegenheit, im kurfürstlichen Zeughause Proben seiner Kenntnisse und seines Diensteifers abzulegen, und infolge dessen erhielt er, nachdem er auch noch als Oberlieutenant Dienste gemacht hatte, bereits am 11. November 1800 und somit in einem Alter von 28 Jahren das Patent eines Hauptmanns der Ouvriercompagnie des Fußartillerieregiments, bei der auch sein Vater in gleicher Ranges- und Diensteseigenschaft stand, so daß in allen Erlassen zwischen Hauptmann R. „dem älteren“ und „dem jüngeren“ unterschieden werden mußte. Trotz starker dienstlicher Beschäftigung unterließ es der junge Hauptmann nicht, alle Mußestunden auf die Entwicklung und Fortbildung derjenigen Ideen zu verwenden, welche sein Vorhaben zu fördern im Stande waren: in der Residenz, wo bis dahin jede Anstalt dieser Art fehlte, ein mechanisches Institut zur Verfertigung mathematischer Instrumente zu errichten. Zu der Einsicht gekommen, daß die damaligen geodätischen und astronomischen Meßwerkzeuge an überflüssiger Größe und Schwerfälligkeit und den davon ausgehenden Fehlern der Biegung und anderer Unregelmäßigkeiten litten, war er aufs lebhafteste überzeugt, daß diese Uebelstände nur durch eine vollkommen gleichmäßige Theilung der zur Winkelmessung dienenden Kreise sich beseitigen ließen. Es lag also für ihn die Aufgabe vor, eine Kreistheilmaschine herzustellen, welche selbst die von Bird und Ramsden in London mit großem Scharfsinne entworfenen und noch größerem Fleiße ausgeführten besten Theilmaschinen der Welt zu übertreffen habe. Von der Wichtigkeit genauer Kreistheilungen für praktische Zwecke, wie z. B. die Schifffahrt, mag es einen Begriff geben, daß ein Fehler von nur zwei Minuten in der Bestimmung des Winkels zwischen Sonne und Mond den Standort des Schiffes, von dem aus er mit einem Spiegelsextanten

gemessen wird, schon um zwanzig Seemeilen falsch angibt, und daß einen solchen Fehler ein sonst vollkommener Sextant von sechzehn Centimeter Halbmesser schon dann erzeugt, wenn seine Theilung zwischen den zwei für die Bestimmung des Winkels maßgebenden Theilstrichen des Kreisbogens nur ein Zwanzigstel Millimeter falsch ist. Aber noch ungleich wichtiger sind genau getheilte Kreise für die exacten Wissenschaften, vornehmlich für Astronomie und Geodäsie. Denn wenn wir mit Recht darüber staunen, daß die Astronomen das Eintreten von Sonnen- und Mondfinsternissen mit der Genauigkeit von Zeitsecunden anzugeben im Stande sind, so ist zu bedenken, daß diese bewunderungswürdige Schärfe der Berechnung nicht bloß auf der genauen Kenntniß der Kepler'schen Gesetze oder des Newton'schen Gravitationsgesetzes, sondern eben so sehr darauf beruht, daß die auf Sternwarten gebrauchten feingetheilten Kreise Winkel bis auf eine Raumsekunde sicher zu messen gestatten. Eine solche Secunde ist aber eine so winzige Größe, daß ein gewöhnliches Menschenhaar, in der deutlichen Sehweite angeschaut, deren schon sechzig verdeckt. Will man also mit einem Kreise, der die deutliche Sehweite zum Halbmesser hat, noch eine Secunde messen, so dürfen die den Winkel bestimmenden äußersten Theilstriche auf demselben von der ihm zukommenden mathematischen Bogenlänge nicht um den sechzigsten Theil einer Haardicke abweichen, und soll die Genauigkeit sogar eine Drittelsecunde betragen, so muß der oben bezeichnete Fehler auf den zweihundertsten Theil einer Haardicke herabgebracht werden.

Auf Grund solcher oder ähnlicher Betrachtungen suchte und rang R. nach einem besseren Theilungsprincip, als das von Bird und Ramsden angewendete war. Hunderte von Entwürfen zur Verbesserung der Kreistheilmethode hatte er gemacht und wiederaufgegeben, als ihn der zu Anfang unseres Jahrhunderts neu begonnene Krieg abermals ins Feld rief. Aber mitten im Getöse der Waffen blieben seine Gedanken der einmal ergriffenen Aufgabe zugewendet, bis ihm endlich am 10. Juli 1801 in seinem Quartiere zu Cham in der Oberpfalz das gesuchte Princip und seine Ausführung plötzlich klar vor die Seele traten. Noch in späteren Jahren war er freudig erregt, wenn er Freunden von den Empfindungen jener glücklichen Stunde erzählte; schriftlich aber hat er sich über die Methode der Originaltheilung seiner Maschine nur einmal ausgesprochen, in einer Erwiderung nämlich auf einen seine Erfindung in Frage stellen wollenden Artikel, die mit diesem in Gilbert's Annalen der Physik vom Jahre 1821 abgedruckt ist. Dort ist zu lesen, daß eine vollkommene Kreistheilung nur dann zu erreichen sei, wenn man sie zunächst ohne jede Markirung der nach dem Kreismittelpunkte gerichteten Theilstriche gleichsam in der Luft ausführt und erst, wenn hierdurch die Möglichkeit voller Gleichmäßigkeit der Theilung des ganzen Limbus gesichert ist, die Theilungslinie mit mikroskopischer Feinheit zieht u. s. w.

Gleich nach der Rückkehr aus dem Feldzuge legte R. Hand an die Ausführung seiner Idee und hatte, was Ramsden erst nach zehnjähriger mühsamer Arbeit beschieden war, schon nach zwei Jahren (1804) die Freude zu sehen, daß seine Theilmaschine allen Erwartungen aufs vollkommenste entsprach, indem zwei von ihm persönlich damit getheilte Kreise von sechzehn und achtzehn Zoll Durchmesser dem Ideale so nahe als möglich kamen. R. führte diese Arbeiten in der „mathematischen Werkstätte" aus, die er schon bald nach seiner vorhin erwähnten Versetzung nach München mit dem geschickten Uhrmacher und Mechaniker Joseph Liebherr gegründet hatte, zunächst um Meßinstrumente für Zwecke der Geodäsie, namentlich Theodolithe und Spiegelsextanten für die kurfürstliche Forstkammer herzustellen, wobei eine schon

früher von ihm nach alter Construction angefertigte Theilmaschine in Verwendung kam. Jetzt stand der Errichtung einer größeren Anstalt für Anfertigung von Präcisionsinstrumenten nur noch der Mangel an Geldmitteln im Wege, und hier griff der damals in unfreiwilliger Muße lebende Geheimreferendar Joseph Utzschneider entscheidend ein. R. und Liebherr hatten ihm den Wunsch ausgesprochen, ihn an ihrem Unternehmen betheiligt zu sehen, Utzschneider erkannte sofort dessen Wichtigkeit und entsprach dem Ansinnen um so lieber, als er hoffen konnte, aus einem solchen Institute seiner Zeit junge tüchtige Mechaniker zu ziehen, die damals in Baiern fehlten. Der Gesellschaftsvertrag kam am 20. August 1804 zu Stande und das nunmehrige „mechanische Institut" von R., Utzschneider und Liebherr begann seine Geschäfte mit großer Rührigkeit. Die Seele dieses technischen Triumvirats war ohne Zweifel der damals 32 Jahre alte feurige und thatkräftige, theoretisch und praktisch wohlgeschulte Artilleriehauptmann R., und das kostbarste Werkzeug des neuen Instituts die besprochene Kreistheilmaschine, welche, ungeschwächt in ihrer Wirkung, heute noch, mehr als achtzig Jahre nach ihrer Vollendung in der nämlichen auf Ertel und Sohn übergegangenen Anstalt fortarbeitet und hoffentlich noch lange fortarbeiten wird.

Das mechanische Institut von R., Utzschneider und Liebherr wurde in der That die Pflanzschule für Feinmechanik, was Utzschneider bei Abschluß des Gesellschaftsvertrags vorgeschwebt hatte. Denn schon wenige Jahre nach seiner Gründung ließen sich im In- und Auslande jüngere Mechaniker nieder, um sogenannte Reichenbach'sche Werkstätten einzurichten, die sich seitdem über ganz Europa verbreitet haben, England nicht ausgenommen. Anfangs aber hatte das Institut mit bedeutenden Hindernissen zu kämpfen: es fehlte an brauchbarem Flint- und Kronglas und an einem fähigen Optiker, um die Glaslinsen für die Meßinstrumente mit derselben Genauigkeit zu schleifen, womit ihre Kreise getheilt waren. Wir wissen, wie Utzschneider (siehe daselbst) für die Glasfabrikation in Benediktbeuern sorgte, und wie ein Unglücksfall der Anstalt den gesuchten Optiker in dem ehemaligen Glaserlehrling Joseph Fraunhofer zuführte.

Wenn auch Utzschneider das große Verdienst hat, dem armen im Jahre 1801 durch eine Katastrophe mit schrecklichem Tode bedrohten Knaben zuerst Mittel und Gelegenheit geboten zu haben, die in ihm schlummernde geniale Kraft zu entwickeln, so gab doch R. für die Aufnahme Fraunhofer's in das mechanische Institut den Ausschlag. Denn als sich 1807 Utzschneider seines Schützlings wieder erinnerte und ihn durch seinen Freund Prof. Schiegg prüfen und den Theilhabern des Instituts vorstellen ließ, that R., von seiner glücklichen Gabe, aus scheinbar geringen Anzeichen das Talent zu erkennen, Gebrauch machend, nach kurzem aber eingehenden Gespräch mit Fraunhofer den entscheidenden Ausspruch: „Das ist der Mann, den wir suchen; der wird leisten was uns noch fehlt." In der That entwickelte sich Fraunhofer unter der Leitung Schiegg's und im Umgange mit R. ungemein schnell: nach kurzer Zeit schon berechnete und schliff er die Linsen für alle optischen Instrumente, deren die wissenschaftliche Beobachtung bedurfte, und als Utzschneider infolge zahlreicher Bestellungen im Februar 1809 sich veranlaßt sah, den optischen Theil des mechanischen Instituts nach Benediktbeuern zu verlegen und unter Fraunhofer's Leitung zu stellen, lieferte dieser auch weit besseres Kron- und Flintglas, als sein Vorgänger Guinand jemals zu erzeugen im Stande war. Von da ab erhielt das Mutterinstitut einen ungeahnten Aufschwung und der Ruf von Reichenbach's unübertrefflichen Leistungen verbreitete sich bald über ganz Europa: die vorzüglichsten *Sternwarten* wetteiferten, in den Besitz Reichenbach'scher Instrumente mit *Fraunhofer'schen* Gläsern zu gelangen, und es sind damit nacheinander die Observatorien

zu Prag, Warschau, Pest, Ofen, Wien, Paris, Upsala, Dorpat, Kopenhagen, Mailand, Neapel, Königsberg, Mannheim und München ausgestattet worden. R. besorgte an mehreren dieser Orte die Aufstellung der gelieferten Instrumente selbst, an einigen wurden sogar die Sternwarten nach seinen Plänen gebaut und eingerichtet, überall aber fand er jene Auszeichnung, die man dem bescheiden auftretenden Genie so gerne gewährt. Zeuge dessen sind: seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede des französischen Nationalinstituts und die bei seinem Aufenthalte in Paris 1811 an ihn ergangene Einladung der Mitglieder des Längenbureaus, eines Lagrange, Laplace, Delambre, Bouvard, Biot und Arago, ihren wöchentlichen Sitzungen beizuwohnen.

Es kann hier unsere Aufgabe nicht ein, alle Erfindungen und Verbesserungen von Meßinstrumenten, welche man R. verdankt, zu besprechen; es genügt zu sagen, daß er der praktischen Astronomie die Vortheile einfacher, leichter, sicherer und genauer Beobachtung verschafft und ihren Hauptapparat auf nur wenige Instrumente zurückgeführt hat, die ausnahmslos von ihm eine neue und verbesserte Anordnung und Ausführung erfuhren, wie der Meridiankreis, das Passageninstrument, das Aequatoreale und der astronomische Theodolith. R. hat aber auch der praktischen Geodäsie eine gleiche Aufmerksamkeit gewidmet, wozu die zu Anfang des Jahrhunderts während und nach den Napoleonischen Kriegen in allen Ländern des Continents erfolgten topographischen Aufnahmen und bald darauf die zur Grundsteuerregelung nothwendigen Landesvermessungen Anlaß genug boten. Man kann in Wahrheit behaupten, daß er von dem gesammten geodätischen Meßapparat eine neue, zwar nicht vermehrte, aber sehr verbesserte Auflage veranstaltet hat; denn an die Basisapparate, die Theodolithen, die Spiegel- und Nivellirinstrumente wie an die Distanzmesser knüpft sich sein Name entweder als Erfinder oder als Umgestalter. Die von Utzschneider gegründeten, von R. und Fraunhofer geleiteten Institute sind wahre Werkstätten mathematisch-mechanischen Scharfsinns gewesen und haben durch die allgemeine Verbreitung ihrer Präcisionsinstrumente München zum vornehmsten Sitz mechanisch-optischer Technik gemacht.

Als Utzschneider am 8. Febr. 1807 durch König Max Joseph aufs neue in den Staatsdienst berufen worden war, und zwar in der doppelten Eigenschaft als Geheimreferendar im Finanzministerium und als Generaladministrator der Salinen, bot er sein ganzes Ansehen auf, den Gedanken einer Verpachtung der Salzwerke, welche den durch die fortwährenden Kriege bereiteten Geldverlegenheiten abhelfen sollte, nicht zur Ausführung gelangen zu lassen, und erörterte in der überzeugendsten Weise die Mittel, durch welche die Rente aus den Salinen wesentlich erhöht werden könnte. Zu diesen Mitteln gehörte auch die Ausführung des schon 1792 vom Bergrathe Flurl ausgesprochenen Gedankens, die Salzsoole von Reichenhall sowohl nach Traunstein als nach Rosenheim zu leiten und dort zu versieden. Der hiefür erforderliche Bau, dessen wichtigster Theil die Soolenleitung von Reichenhall über Siegsdorf und längs des Chiemsees bildete, wurde im J. 1809 vollendet und ist namentlich durch die Art der Soolenhebung merkwürdig geworden, welche R., auf Utzschneider's Antrag unter dem Titel eines Salinenraths hierzu berufen, zur Ausführung brachte. Diese neue Aufgabe regte seinen Erfindungsgeist mächtig an und in kurzem war der Entschluß gereift, an die Stelle der bisher durch Wasserräder betriebenen Druckwerke zur Hebung der Soole auf die höchsten Stellen der Röhrenfahrt Wassersäulenmaschinen zu setzen.

Wenn auch vorausgesetzt werden darf, daß der gebildete Laie von der Bewegung einer Druckpumpe durch ein Wasserrad und von der Hebung des Wassers in einer Rohrleitung mittelst einer solchen Pumpe eine richtige Vorstellung hat, so ist dieses wol nicht der Fall in Bezug auf die Einrichtung einer Wassersäulenmaschine, deren Princip dem der Dampfmaschine nahe verwandt und von ihr

entlehnt ist, und es wird deshalb hierüber eine kurze Bemerkung gestattet sein. Sowie nämlich der luftdicht schließende Kolben im Cylinder einer Dampfmaschine dadurch hin und her bewegt wird, daß der Dampf abwechselnd auf die eine und die andere Seite des Kolbens drückt, ebenso kommt die gleiche Bewegung im Cylinder einer Wassersäulenmaschine durch den Druck einer Wassersäule zu Stande, welcher bald auf die eine bald auf die andere Kolbenfläche geleitet wird. Der diesen Druckwechsel bewirkende Maschinentheil, die Steuerung, erhielt durch R. eine völlig neue Einrichtung und dadurch erst die von Hell erfundene und auf dem Princip, eine Pumpe durch eine andere zu betreiben, beruhende Wassersäulenmaschine ihre Lebensfähigkeit. Ihre Anwendung ist im Gebirge besonders angezeigt, weil dort die bewegende Kraft des auf den Höhen gesammelten Quellwassers mit geringen Kosten beschafft werden kann. Auf der Strecke Reichenhall-Rosenheim wurden acht Wassersäulenmaschinen aufgestellt, und der günstige Erfolg, womit dieses geschah, führte später die Salinenadministration zu dem Beschlusse, das gleiche System auch auf die Soolenleitung Berchtesgaden-Reichenhall anzuwenden, wofür drei weitere Wassersäulenmaschinen nothwendig waren. Auf der zwölf Meilen langen Strecke Berchtesgaden-Rosenheim wirken also elf R.'sche Maschinen mit einer Gesammtdruckhöhe von nahezu eintausend Meter. Von dieser Höhe treffen auf die große Maschine bei Illsang in der Ramsau allein dreihundertsechsundfünfzig Meter, und sie hebt also die gesättigte Soole mittelst des vom Berg herabgeleiteten Quellwassers drei und ein halb mal so hoch als die Münchener Frauenthürme. Die seit sechsundsechzig Jahren ohne Störung arbeitende Maschine von Illsang, welche ein heftiger Gegner von R., der schon erwähnte Oberberg- und Salinenrath Joseph v. Baader, vor dem Baue für unmöglich, nach demselben für unhaltbar erklärt hatte, ist Reichenbach's Meisterwerk und ein Triumph der industriellen Mechanik; denn selten wird man an einer Maschine bei gefälliger compendiöser Form solche Zweckmäßigkeit aller Theile, bei höchstem inneren Druck solchen gefahrlosen Bau, und bei Verrichtung gewaltigster Arbeit solche ruhige Bewegung aller Mechanismen wiederfinden. Mit Recht sagt daher der Verfasser des dem Andenken Reichenbach's gewidmeten Aufsatzes im Eingangs erwähnten Regierungsblatt: „Sie ist das getreue Bild des bescheidenen deutschen Mannes, der Großes geräuschlos vollbringt". Nach Vollendung der Salinenleitung zwischen Reichenhall und Rosenheim, und nachdem R. kurz vorher gänzlich aus dem Militärverbande getreten war, veranlaßte das Staatsministerium der Finanzen die Ausfertigung eines königlichen Decrets, welches den Erbauer der genannten Leitung, unter gleichzeitiger Verleihung des den persönlichen Adel gewährenden Civilverdienstordens der Bairischen Krone, „wegen seiner ausgezeichneten in der Mechanik erworbenen Verdienste und der durch Anwendung seines Talents dem königlichen Aerar verschafften Vortheile" zum Oberberg- und Salinenrath ernannte. Sechs Jahre später, als die Soolenleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall mit der Wassersäulenmaschine in Illsang vollendet und am 21. December 1807 in Gegenwart des königlichen Hofs und eines großen Gefolgs feierlich in Gang gesetzt war, übergab König Max Joseph ihrem Schöpfer R. persönlich eine Anweisung auf eine jährliche Leibrente von zwölfhundert Gulden. Hierzu kam im folgenden Jahre noch ein Geschenk von zehntausend Gulden, als der Beweis geliefert war, daß die Reichenbach'schen Werke die Salinenrente um mehr als fünfzigtausend Gulden jährlich vermehren.

Seit seiner Ernennung zum Salinenrathe hat R. nicht bloß für den Salzbergbau Maschinen und Bauwerke von höchster Bedeutung ausgeführt, er war auch vielfach für Staats-, Kreis- und Gemeindebehörden als Ingenieur und Mechaniker thätig. So führte er im J. 1811 im Auftrage des Ministers

v. Montgelas die Brunnwerke und Röhrenleitungen aus, durch welche sowol das Allgemeine Krankenhaus wie der botanische Garten in München mit dem erforderlichen Wasserbedarf versehen wurden und heute noch versehen werden. Ferner leitete er 1815 die Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe des damals zu Baiern gehörigen Pinzgaus nach seinem Plane, Arbeiten, welche sicherlich einen guten Erfolg gehabt hätten, wären sie nicht durch Veränderung der politischen Verhältnisse unterbrochen worden. In dem gleichen Jahre begann er den Auftrag des königl. Kriegsministers zu vollziehen, die Gewehrfabrik zu Amberg, in der er schon zu Anfang seiner Officiers-Laufbahn zweckmäßige Einrichtungen getroffen hatte, zu untersuchen und jene weiteren Verbesserungen vorzuschlagen, durch deren Ausführung genannte Fabrik sich vor vielen ihres Gleichen lange Zeit hindurch rühmlich ausgezeichnet hat. Hieran reihten sich zu Anfang der zwanziger Jahre höchst sinnreiche und zweckmäßige Entwürfe zweier Brunnwerke mit entsprechenden Röhrenleitungen am unteren Thurme und am oberen Thore in Augsburg welche an die Stelle der damals bestehenden sechs Werke zu treten hatten: R. übernahm auch die Ausführung jener Entwürfe, konnte jedoch nur das eine kleinere Werk vollenden, an der Herstellung des anderen größeren hinderten ihn widrige Umstände, wie sie im Gemeindeleben oft vorkommen, und ein frühzeitiger Tod, der vielleicht durch einen unglücklichen Fall mit herbeigeführt wurde, den er bei Untersuchung eben jenes zweiten Brunnwerks in Augsburg gethan.

Schon früher hatte R. an dem Wiener polytechnischen Institute eine Werkstätte für mathematische und astronomische Instrumente eingerichtet, welche bis in die neueste Zeit eines wohlverdienten Rufes genoß und mit dieser Anstalt verbunden blieb, bis sie zur technischen Hochschule erhoben wurde. Im J. 1821 erhielt er mit Erlaubniß oder richtiger durch Vermittlung seines Landesherrn, des Königs Max Joseph vom Kaiser von Oesterreich den ehrenvollen Auftrag, in Wien eine Kanonenbohrerei nach eignem Plane herzustellen, dem er sich auch mit allem Eifer unterzog. Er ließ die hierfür nothwendigen Maschinen und Apparate in seiner Münchener Werkstätte anfertigen, stellte sie später selbst in einem prachtvollen Neubau der Kaiserstadt auf, und erntete damit nicht bloß die Anerkennung des österreichischen Monarchen, sondern auch aller Sachverständigen, welche bestätigten, daß er diesen wichtigen Zweig des Artilleriewesens wesentlich gefördert und vervollkommnet habe. Ueberblickt man die bis jetzt genannten Schöpfungen Reichenbach's, so ist unschwer zu erkennen, daß sie schon weit über den eigentlichen Beruf des Mechanikers hinausgingen und wesentlich in das Gebiet des Ingenieurs eingriffen. Erwägt man aber noch, daß er bereits im J. 1811, als er Salinenrath und außerordentliches Mitglied der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften geworden war, ein vorzügliches Werk über Brückenbau geschrieben hatte, und daß der damalige Zustand des bairischen Ingenieur-Bauwesens nichts weniger als Lob verdiente, so kann es nicht auffallen, daß R. am 10. Mai 1820 (drei Jahre nach der Pensionierung des Oberbaudirectors v. Wiebeking) unter Beibehaltung seiner Stelle als Oberst-Berg- und Salinenrath zum Director des dem königlichen Finanzministerium organisch eingereihten Centralbureaus für Straßen- und Wasserbau ernannt wurde. Dieser wichtige Zweig des technischen Staatsdienstes bedurfte zu jener Zeit vor allen Dingen der Durchbildung einer auf Competenzerweiterung der Kreisregierungen abzielenden neuen Organisation, und dann einer umsichtigen und thatkräftigen Leitung. Für beides war R. nach Talent und Charakter, Bildung und Erfahrung der rechte Mann; der damalige Finanzminister Frhr. v. Lerchenfeld wollte aber auch, wie er in seinem Antrage auf Beförderung Reichenbach's ausspricht, Se. Majestät dem König neue Gelegenheit zur Anerkennung der Verdienste eines so ungewöhnlichen Mannes geben, um welchen Baiern vom Auslande beneidet würde.

R. rechtfertigte die von ihm gehegten Erwartungen in vollem Maße; denn so kurz auch seine Thätigkeit als Oberbaudirector war, so bezeichnen sie doch mehrere dem Lande zum Nutzen und ihm zur Ehre gereichende Unternehmungen, namentlich auf dem Gebiete des Wasserbaus und der Flußschifffahrt. Wir wollen uns indessen mit einer Aufzählung derselben aus dem doppelten Grunde nicht befassen, weil erstens nicht genau auszuscheiden ist, welchen Antheil an diesen Unternehmungen der verdiente Referent Oberbaurath Frhr. v. Pechmann hat, und zweitens um Raum für die Beurtheilung des vorhin genannten Werkes über Brückenbau zu gewinnen, dessen vollständiger Titel ist: „Theorie der Brückenbögen und Vorschläge zu gußeisernen Brücken in jeder Größe". (München bei Joseph Lindauer 1811).

Bedeutung und Werth gibt diesem Buche erstens die Erfindung der gußeisernen Röhrenbrücken selbst, welche ein halbes Jahrhundert lang in Frankreich und England mehr als in Deutschland eine große Rolle spielten, und zweitens die Anleitung zum Formen und Gießen der die Brückenträger bildenden Röhrenstücke, worin R. seine in England gemachten Erfahrungen und die hierauf beruhenden Ideen zur Verbesserung des Eisenhüttenwesens niederlegte, die, meist unter seiner eigenen Leitung praktisch verwerthet, die bairischen Hochöfen und Eisengießereien einem gegen früher vortrefflichen Zustande zuführten. Zur Erfindung der eisernen Röhrenbrücken leitete R. zunächst die Betrachtung, daß die Hauptmaterialien dauerhafter Brücken nur Stein oder Eisen sein können, nicht Holz, wie es sein Amtsvorgänger Wiebeking bei mehr als zwanzig Brücken mit so unglücklichem Erfolge angewendet hatte: Massive Brücken sollte man aber, sagt R., abgesehen von ihrer Kostspieligkeit, schon wegen der nachtheiligen hydraulischen Wirkungen vermeiden, die sie infolge der Beschränkung des Hochwassers durch zahlreiche Strompfeiler ausüben; eiserne Brücken dagegen, deren tragende Theile im Gegensatze zu steinernen fest mit einander verbunden sind und ihrer ganzen Länge nach als steife elastische Körper betrachtet werden können, hätten unter sonst gleichen Umständen diese Nachtheile nicht und seien den massiven vorzuziehen. Je mehr Steifigkeit, Stärke oder Zusammenhang bei solchen Bögen gewonnen werde, desto flacher und weiter könnten dieselben bei gleichem Tragvermögen erbaut werden. Bei der Construction eiserner Brücken müsse man Material zu sparen und Steifigkeit zu gewinnen suchen. Die Natur bediene sich in solchen Fällen, wie man an den Grashalmen sehen könne, der Röhren und zeige also hier wie so oft den Weg, den der Ingenieur bei Lösung solcher Probleme zu gehen habe. Der Erfinder selbst hatte keine Gelegenheit, eine größere Brücke nach seinem System auszuführen, und es dauerte ziemlich lange, bis an zwei kleinen in Norddeutschland gebauten Brücken das Röhrenbogensystem so weit erprobt war, daß man es unbedenklich auf eine so große Spannweite anzuwenden sich getraute, wie sie die Brücke über die Cserna in Mehadia besitzt. Am bekanntesten wurde das R.'sche Brückensystem durch den Ingenieur Polonceau, der es mit einigen Abänderungen in Frankreich und England zur Geltung brachte. Nachdem sich jedoch die gußeisernen Brücken im Allgemeinen wegen zu geringer absoluter und relativer Festigkeit des Materials für Eisenbahnen nicht oder nur in geringem Maße bewährt haben und deshalb den Brücken aus Schmiedeeisen weichen mußten, fiel ihre Anwendung auch beim Straßenbaue, und so hat schon seit drei Jahrzehnten das R.'sche Brückensystem nur mehr historische Bedeutung. Außer der Theorie der Brückenbögen und den Vorschlägen zu eisernen Brücken hat R. keine größere Abhandlung verfaßt; ein paar kleine Aufsätze aber in wissenschaftlichen Zeitschriften und hinterlassenen Papiere, darunter viele von ihm an untergebene Techniker geschriebene Briefe enthalten einen Schatz von praktischen Bemerkungen und be-

veisen, daß er bei allen seinen Unternehmungen auch die geringfügigsten Einzelnheiten im Auge behielt. Nicht minder geben diese Papiere Aufschluß über eine Pläne zur weiteren Förderung der praktischen Mechanik, der Industrie, er Schifffahrt und des Ingenieurwesens; aber sie enthalten nur Aphorismen, ie lediglich ihm als Anhaltspunkte für weitere Forschung dienen konnten, Anderen aber in Ermangelung des leitenden Fadens ein Verfolgen und Durchilden vereinzelt hingeworfener Gedanken nicht gestatteten. Insbesondere lag hm die Verbesserung und Vereinfachung der Dampfmaschine am Herzen, dieser ächtigsten Triebfeder der neueren Industrie und des gegenwärtigen Verkehrswesens, deren Principien er, wie wir wissen, schon in früher Jugend durch seinen mgang mit James Watt völlig klar erfaßt hatte: Sein Streben ging also ereits vor sechzig und mehr Jahren dahin, das auszuführen, woran wir noch mmer arbeiten, nämlich die Vortheile der Dampfmaschine nicht dem großen abrikbesitzer allein zu überlassen, sondern auch dem minder bemittelten Geerbsmanne zugänglich zu machen, d. h. diese Maschine so einzurichten, daß sie i beträchtlicher Kraft und Dauerhaftigkeit möglichst wenig Gewicht beansprucht nd folglich überall leicht aufgestellt und in Gang gesetzt werden kann. Auch f die Bewegung gewöhnlicher Straßenfuhrwerke wollte R. den Dampf anenden, sowie er der Verbesserung der Flußschiffe eine vorzügliche Aufmerksamit zuwandte. Bekannt ist endlich, daß er sich auch im Gebiete des Geschützesens als Erfinder bewährt hat. Seine Bemühungen um die Herstellung einer chten Gebirgskanone führten ihn nämlich zu Versuchen mit gezogenen Rohren nd pfeilförmigen Geschoßen. Bereits im J. 1809 vollendete R. ein schmiedeeiernes Geschütz mit Drallzügen, und nach längerer Unterbrechung seiner Versuche fügte er 1816 auch ein cylindrisches Geschoß mit kegelförmiger massiver pitze hinzu, dessen Mantel dem Dralle der Züge entsprechende Längenrippen saß, während die Grundfläche für die Expansion ausgehöhlt und mit einem apfen abgeschlossen war. Hieraus ist zu entnehmen und unseres Wissens von n militärischen Sachverständigen auch anerkannt, daß R. bei seinen Arbeiten r Verbesserung des Geschützwesens von richtigen Principien ausging; denn nicht ur war er der Erste, welcher die Züge der Büchsenläufe auf Kanonenrohre bertrug, er erkannte auch zwanzig Jahre früher als die Engländer die vortheilaften Wirkungen der verlängerten Geschosse, und acht Jahre vor dem Franzosen linié zog R. die Geschoß-Expansion in den Bereich seiner Versuche. Diese ieben allerdings in gewissem Sinne unvollendet, theils weil sie, nach dem eugniß des Generallieutenants Albert Grafen v. Pappenheim, die nöthige Unterützung von oben nicht fanden, theils weil R. zu sehr mit anderen Berufsbeiten beschäftigt war, theils aber auch, weil er das bereits bekannte Princip r Hinterladung nicht anwenden wollte, um die Schwierigkeit der Vorderladung folge der schon von wenig Schüssen bewirkten Verschleimung der Bronzeschütze zu beseitigen. Ohne den Versuch Louis Napoleon's, die Reichenbach'schen rfindungen im Gebiete des Geschützwesens wo möglich für sich in Anspruch zu hmen, würden dieselben wahrscheinlich ganz der Vergessenheit anheim gefallen sein, ie sie in der That auch schon von den Eingangs genannten beiden Biographen s den Jahren 1829 und 1852 mit Stillschweigen übergangen worden sind.

Viele auf praktische Ziele gerichtete Ideen waren dem rastlos schaffenden Geiste eichenbach's bereits entsprungen und mit manchen anderen mag er sich wol och getragen haben, als im Frühjahre 1824, kurz nach einer Untersuchung der ugsburger Brunnwerke, ein schlagartiger Anfall der Wirksamkeit des stets einer ten Gesundheit sich erfreuenden stattlichen und lebensfrohen Mannes engere nd immer engere Grenzen zog, bis endlich nach zweijährigem von Furcht und offnung erfülltem Siechthume ein neuer noch heftigerer Bluterguß ins Gehirn

am 21. Mai 1826 seinem ruhmvollen Leben ein Ziel setzte zum Schmerz der Familie, der Freunde, des Vaterlandes und der ganzen wissenschaftlichen Technik.

Alle Arbeiten Reichenbach's bekunden einen selbst auf das geringste sich erstreckenden Scharfblick, Einfachheit und Zweckmäßigkeit in der Anlage, Zuverlässigkeit der statischen oder dynamischen und ökonomischen Berechnungen, Solidität und Prunklosigkeit. Daß der von so vielfachen Berufsgeschäften in Anspruch genommene Techniker dem Schriftstellern nur sehr wenig Zeit widmete, hat er mit allen bedeutenden Männern der Praxis gemein, deren Natur es mehr zusagt zu erfinden und auszuführen, als zu beschreiben und darzustellen. Die von Freundesseite mehrfach an ihn ergangene Aufforderung, seine Ideen und Erfahrungen durch den Druck gemeinnütziger zu machen, wies R. stets mit der Aeußerung zurück, daß er es erst dann thun wolle, wenn er nichts mehr selbst hervorbringen und ins Werk setzen könne. Uebrigens liefern nicht bloß seine Theorie der Brückenbögen und die wenigen von ihm für Fachzeitschriften geschriebenen kleineren Aufsätze, sondern auch die in seinem Briefwechsel mit den bedeutendsten Astronomen und Geodäten enthaltenen und nicht selten abhandlungsähnlichen Erörterungen über Fragen der Meß- und Beobachtungskunst den vollgültigen Beweis, daß R. sich eben so gründliche Kenntnisse in den der unmittelbaren Anwendung fähigen Theilen der Mathematik als in den praktischen Fächern erworben hatte, welche seinen Ruhm für immer über die ganze civilisirte Welt verbreitet haben.

Nach dem amtlichen Berichte im königl. Regierungsblatte und nach den im Eingange dieses Nekrologs erwähnten persönlichen Mittheilungen von Zeitgenossen war dieser hervorragende deutsche Techniker eben so groß und achtungswürdig als Mensch. Er galt für ein Muster von Rechtschaffenheit, Offenheit und Biederkeit und bewies durch sein Beispiel aufs neue, was schon oft beobachtet wurde, daß höchste Genialität mit wahrer Herzensgüte und durchdringendster Verstand mit größter Aufrichtigkeit und Verläßigkeit des Handelns verbunden sein können. Zweimal glücklich verheirathet, war R. ein liebevoller Gatte und Vater, der in dem Familienkreise am liebsten Erholung von geschäftlicher Anstrengung suchte. Wenn der Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, eines Knaben von acht Jahren, ihn tief beugte und vor der Zeit ergrauen ließ, so gewährten ihm dagegen die Geburt und das Gedeihen eines Enkels aus der glücklichen Ehe seiner Tochter, sowie die Anhänglichkeit und Liebe der Kinder seiner Geschwister fast hinreichenden Ersatz für die verlornen Freuden. Seinen Freunden treu ergeben, erwies er sich in allen Lagen des Lebens als ein besonnener, uneigennütziger, versöhnlicher und hülfreicher Mann. Den Angriffen seiner Gegner — Feinde hatte er nur Einen — wußte er mit dem Gewichte seines Ansehens und seiner Gründe in wirksamster Weise zu antworten, und, fern von allem Kastengeiste und kleinlicher Eitelkeit empfand er das größte Vergnügen, wenn Andere, seinen Rath und Beistand suchend, glückliche Anwendungen von seinen Lehren machten. Aeußere Anerkennung erfuhr R. von allen Seiten und in der ehrenvollsten Weise. Wir wissen bereits, wie ihn König Max Joseph durch Verleihung des Civilverdienstordens und die Akademien der Wissenschaften zu München und Paris durch die Wahl zum Mitgliede auszeichneten. Fügen wir dem noch bei, daß König Ludwig I. den Ritter R. noch wenige Monate vor seinem Tode zum Comthur des Civilverdienstordens ernannte und seiner Zeit vortrefflich gearbeitete Büsten des Verstorbenen sowohl in der bairischen Ruhmeshalle als in dem Pantheon großer Deutschen, der Walhalla aufstellen ließ, so können wir die Ordensauszeichnungen übergehen, womit ihn der Kaiser von Oesterreich, der König von Dänemark und einige andere Monarchen für die ihren Staaten geleisteten Dienste belohnten. Baiern darf R. mit Stolz seinen

Sohn nennen; denn wenn er auch nicht innerhalb der Grenzpfähle geboren ist, so hat er doch sein ganzes Leben in Baiern zugebracht und von der ersten Kindheit an nicht bloß den Schutz, sondern auch besondere Wohlthaten und Auszeichnungen des bairischen Fürstenhauses genossen. Er ruht in den Arkaden des südlichen alten Kirchhofs neben dem Freunde und Genossen Fraunhofer und in der Nähe vom Gönner und Förderer beider, Joseph v. Utzschneider. Wo einer dieser drei Namen genannt wird, klingen die beiden anderen harmonisch mit und erinnern, daß von jedem Einzelnen in Wahrheit gesagt werden kann, was auf Reichenbach's Grabdenkmale steht: „Sein Name genügt; sein Denkmal sind seine Werke"!

Vgl. Regierungsblatt des Königreichs Baiern für das Jahr 1849, S. 49 f. den amtlichen Nekrolog auf Georg v. R. — Ferner die Festrede von Friedr. v. Thiersch zur Stiftungsfeier der königl. Akademie der Wissenschaften in München am 27. März 1852 „über die wissenschaftliche Seite der praktischen Thätigkeit". — Endlich den von dem Unterzeichneten bei der Schlußfeier der technischen Hochschule in München am 28. Juli 1883 gehaltenen Vortrag über „Georg v. R. und seine Leistungen auf den Gebieten der Mechanik und des Ingenieurwesens".

Bauernfeind.

Reichenbach: Heinrich Gottlieb Ludwig R. wurde am 8. Juni 1793 als ältester Sohn des Conrectors an der Thomasschule Joh. Friedr. Jac. R. geboren. Nachdem er schon mit dem 17. Jahre die Schule absolvirt hatte, studirte er in Leipzig Medicin und Naturwissenschaften und erwarb 1815 in der philosophischen, 1817 in der medicinischen Facultät die Doctorwürde. Neben seiner Thätigkeit als praktischer Arzt habilitirte er sich als Privatdocent und wurde 1818 zum außerordentlichen Professor ernannt und 1820 als ordentlicher Professor der Naturgeschichte an der chirurgisch-medicinischen Akademie nach Dresden berufen. Er wurde zugleich Director des zoologischen Museums und des botanischen Gartens, den er erst begründete. Die beiden letzten Functionen behielt er bis zu seinem Tode bei, während er die Professur infolge der Aufhebung der chirurgisch-medicinischen Akademie 1862 verlor. Seine litterarische Thätigkeit begann R. zunächst auf dem Gebiete der Botanik mit der Herausgabe einer pharmaceutischen Flora von Leipzig 1817 und einer Monographie der Gattung Aconitum und Myosotis 1820. Dann folgte ein Magazin der ästhetischen Botanik mit 96 Tafeln Abbildungen 1821—1826. Gestützt auf eine außerordentliche Pflanzenkenntniß stellte er darauf in seinem „Conspectus regni vegetabilis per gradus naturales evoluti tentamen" ein eigenes natürliches Pflanzensystem auf. Dasselbe steht auf dem Boden der Oken'schen Naturphilosophie und bezweckt „die Organisationsstufe oder das Entwicklungsmoment der einzelnen vollendeten Pflanzen in der Gesammtheit des Pflanzenreiches nachzuweisen". Darnach zerfällt das Pflanzenreich in drei Stufen: Faserpflanzen, Stockpflanzen und Blüthen-Fruchtpflanzen, welche nach Art und Weise des Keimens in vier Unterabtheilungen zerfallen. Trotzdem dieses System nicht in der Natur begründet ist, sondern nur auf philosophischer Grundlage beruht und daher unhaltbar ist, fand es doch in Deutschland viele Anerkennung, zumal R. infolge umfassender Specialkenntnisse, die Stellung vieler Familien richtig erkannte. Bemerkenswerth sind von seinen botanischen Werken noch: „Iconographia botanica", 1823—32, welche auf 1000 Kupfertafeln von ihm selbst gezeichnete mustergültige Abbildungen liefert, eines der bedeutendsten botanischen Kupferwerke der damaligen Zeit; und die „Icones florae germanicae et helveticae", 12 Bände mit 2800 theils von ihm selbst, theils von seinem Sohne gezeichneten Abbildungen 1834—1870. Alle seine systematischen Werke zeichnen

sich, ganz abgesehen von den trefflichen Abbildungen, durch die vortreffliche Beschreibung und durch zahlreiche neue Gattungen und Arten aus. Im ganzen schrieb R. gegen 200 größere oder kleinere botanische Schriften mit ungefähr 6000 von ihm selbst gezeichneten Abbildungen. Auch auf zoologischem Gebiet entwickelte R. eine fruchtbare Thätigkeit. Sein erstes bedeutenderes zoologisches Werk ist: „Regnum animale, Naturgeschichte der Raub-Säugethiere" mit 79 Tafeln 1834—36. Ihm folgte: „Deutschlands Fauna". Bd. 1: Die Säugethiere, mit 100 Abbildungen; Bd. 2: Die Vögel, mit 726 Abbildungen, 1842. Sein bedeutendstes zoologisches Werk ist: „Die vollständige Naturgeschichte des In- und Auslandes", 1836—54. Säugethiere 4 Bde. mit 286 Tafeln; Vögel 6 Bde. mit 834 Tafeln. Außerdem schrieb R. noch verschiedene kleinere zoologische Schriften. Während an den Abbildungen der botanischen Werke fast durchweg nichts zu tadeln ist, sind die zoologischen Abbildungen meist zu klein. Die letzten Jahre seines Lebens wurden R. durch Streitigkeiten verleidet, welche er in der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher hatte, indem nach Carus' Tode eine Spaltung eintrat und R. die Präsidentschaft gegen Behn mit großer Zähigkeit aufrecht erhielt. R. starb am 17. März 1879. Er war zweifellos einer der bedeutendsten Systematiker der alten Schule und seine zahlreichen Schriften trugen nicht unerheblich zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse bei.

W. Heß.

Reichenbach: Johann David v. R., geb. 1732, aus einer (1717—1[illegible]) in die schwedische Ritterschaft aufgenommenen Familie, studirte (1749) in Greifswald, und erwarb sich in der Folge auf anderen Hochschulen, sowie durch Reisen und sorgfältige Beobachtungen fremder Institute und Anordnungen eine vielseitige cameralistische und allgemeine Bildung, durch welche er sich vor der Mehrzahl seiner pommerschen Zeitgenossen auszeichnete. Durch seine ungewöhnliche Begabung und seinen thatkräftigen Eifer gelangte er bald zu so hohem Ansehen, daß man ihm schon im J. 1759 das Amt eines königl. Oberlicentinspectors und Oberkämmerers, sowie (1772) die Würde eines königl. Kammerraths und (1792) eines königl. Schloßhauptmanns und zugleich den Nordsternorden verlieh. In diesen Aemtern hatte er Gelegenheit, manche Mängel in der Justiz und Verwaltung, sowie im Schulwesen und an der Pflege der Wissenschaften auf der Greifswalder Universität zu entdecken, und gab, um zu deren Beseitigung hülfreich zu sein, eine Zeitschrift heraus, welche unter dem Namen „Patriotische Beiträge" in 8 Heften, von 1784—87, Stralſ. u. Greifsw. bei Chr. L. Struck und A. F. Röse erschien. Von diesen betreffen Heft 1—4 und Heft 6—8 Landwirthschaft, Industrie, Handel und Schiffahrt, Polizei, Steuer- und Münzwesen, die Staats- und Cameralwissenschaften, sowie die von Karl XI. angeordnete Einziehung der verpfändeten Domänen u. A., Heft 5 dagegen die pommerschen Schulen, die Greifswalder Universität und die Künste. Bei der Aufzählung der Mängel und bei den Vorschlägen zu ihrer Verbesserung erkennt man leicht, wie R. unter dem Einfluß der Aufklärung und des von dieser gepflegten Nützlichkeitsprincipes steht, und wie er es für geboten erachtet, nach dem Vorbilde Friedrich's d. Gr. und Joseph's II. durch Cabinetsbefehle, sowie durch Prämien und andere künstliche Mittel die Cultur der Länder zu heben. Von besonderer Bedeutung erscheint der Umstand, daß eine Reihe von Fragen, welche in der Gegenwart die Gemüther bewegen, wie die Aufhebung der Zünfte, die gleiche Einrichtung der Justiz und Verwaltung in den deutschen Staaten u. A. im liberalen Sinne empfohlen werden. Auch hinsichtlich der Schulen und der Universität wird nicht eine objective Pflege der Wissenschaften, sondern lediglich der praktische Erfolg als deren Zweck aufgestellt, und zugleich eine Umgestaltung geplant, welche den heutigen Realschulen und polytechnischen Instituten entspricht.

Betrachtet man die gerügten Mängel und die Verbesserungsvorschläge unbefangen, so ist die patriotische Gesinnung, deren Begeisterung der Titel der Reichenbach'schen Zeitschrift verkündet, unverkennbar, auch erhellt aus denselben, daß der Verfasser auf dem cameralistischen Felde eine große Belesenheit und Erfahrung besaß, und mit seinen Gedanken und Plänen, ähnlich wie Friedrich und Joseph, seiner Zeit vorangeschritten war: zugleich aber läßt sich nicht leugnen, daß die Mehrzahl der Rügen und Pläne nicht nur an Einseitigkeit leidet, sondern auch, wenn wir die Erfolge derselben in der Gegenwart beobachten, als zweifelhaft erscheint. Kommt nun noch hinzu, daß R. sich im Gefühl der patriotischen Ueberzeugung und der Hoffnung, sein ideales Ziel zu erreichen, einer sehr lebhaften Sprache, eines scharfen Tadels, wie eines begeisterten Lobes bedient, so erklärt sich leicht, daß er bei den Angegriffenen Unwillen und entsprechende Entgegnungen hervorrief, theils von ländlichen Gutsbesitzern und städtischen Kaufleuten, welche ihre Privilegien vertheidigten, theils von der Universität, welche von ihm in schonungsloser Weise behandelt war. Im Gefühl, daß die über ihre Leistungen gefällten Urtheile theils übertrieben, theils unrichtig und ungerecht seien, übergab sie dem Kanzler Fürsten v. Hessenstein eine Beschwerde, und bat um eine genaue Untersuchung; zugleich veröffentlichte der Archiater C. E. v. Weigel eine Schrift „Ueber die Akademie zu Greifswald gegen Hrn. C. R. v. Reichenbach", Stralsund 1787, in welcher er in ernster, aber gemäßigter Weise nicht nur Reichenbach's Beschuldigungen widerlegte, sondern manche Behauptungen als oberflächlich und ungründlich nachwies, namentlich aber aus den Acten den Beweis führte, daß R. nicht unparteiisch verfahren sei, vielmehr einen Act der Rache gegen die Universität ausgeübt habe, weil er, wegen eigenmächtiger und ungehöriger Handlungen bei der früher von ihm versuchten Promotion, zurückgewiesen war. Die von der Universität gewünschte Rechtfertigung ward ihr einerseits durch den Receß von 1795 zu Theil, insofern derselbe die Bestrebungen der Professoren mit Anerkennung beurtheilte und durch zweckmäßige Institute unterstützte, andererseits gab ihr R. selbst dadurch eine Genugthuung, daß er dem 8. Hefte der Patriotischen Beiträge einen Anhang „Gedanken über die Greifswalder Academie, von einem Unbekannten, mit Noten eines Unpartheyischen" hinzufügte, in welchem die Behauptungen von Heft 5 zu Gunsten der Universität modificirt sind. Im J. 1795 von den Pflichten seines Amtes entbunden, erfreute er sich in seinen letzten Lebensjahren an seiner umfangreichen Gemäldesammlung, welche er in Gemeinschaft mit seiner Gattin, Eva Mertens, aus dem Nachlaß des Feldmarschalls v. Keith und zur Zeit der französischen Revolution in Hamburg erworben hatte, auch stiftete er, in Uebereinstimmung mit der in den Patriotischen Beiträgen vorgeschlagenen Ermunterung durch Prämien, beim Stralsunder Gymnasium die Vertheilung von Medaillen für strebsame Schüler. Seine Gemälde wurden, nach seinem (1807) im 75. Jahre erfolgten Tode, im J. 1812, nachdem auch seine Gattin (1811) verstorben war, zerstreut, und gelangten in mehrere Sammlungen in Stralsund und Greifswald.

Pom. Prov. Kalender. — Lappe, Pommerbuch, S. 138. — Kosegarten, Gesch. der Univ. I, 303, 304; II, Nr. 242. — Dähnert, L. U. Suppl. III, 598 ff. — Zober, Gesch. des Stralf. Gymn. VI, 27, 61. — Schildener, Akad. Zeitschr. II, 2, S. 8. — Verzeichn. der Gemälde Samml. 1812. — Schwed. Wappenbuch, Nr. 1519. Vielleicht ist der dort, S. 20, erwähnte (1717—19) introducirte Nikolaus Rudolf v. R. der Vater des Kammerraths. S. auch Bagmihl, P. W.-B. II, 174, LXIV.

Pyl.

Reichenbach: Johann Friedrich Jakob R., Schulmann und Philologe, 1760—1839. Er war als der Sohn eines Landwirthes in dem Dorfe

Großmonra bei Cölleda in Thüringen geboren; als Geburtstag gibt der Neue Nekrolog den 18. August 1759, Eckstein im Nomenclator philol. den 24. Januar 1760 an. Durch Vermittlung des Ortspfarrers erhielt er 1773 eine Freistelle auf der Klosterschule Dondorf, kam dann 1776 auf die Thomasschule in Leipzig, deren Rector J. F. Fischer ihn in jeder Weise förderte und unterstützte, und bezog Ostern 1783 die dortige Universität, um Theologie zu studiren. 1786 legte er die Candidatenprüfung in Dresden ab und wurde dann Hofmeister im Hause eines Leipziger Juristen. 1790 wurde er durch Fischer's Vermittlung Quintus an der Thomasschule und erwarb nun auch die philosophische Magisterwürde; 1796 wurde er Tertius, 1800 Conrector. 1832 emeritirt, siedelte er nach dem Dorfe Zöbigker bei Leipzig über und starb am 17. Oct. 1839. — Von seinen Schriften sind außer einer Ausgabe von Cicero's Tusculanen und einer Uebersetzung der Aeneis vornehmlich zu nennen sein „Griechisch-Deutsches und Deutsch-Griechisches Handwörterbuch“ in 3 Theilen (1801—2 und 1818—25), sein „Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Handwörterbuch“ in 2 Theilen o. J. und besonders: „Gotth. Ephr. Lessingii Observationes criticae in varios scriptores graecos et latinos ex operibus eius collectae et in ordinem redactae“. Auch Romane hat er verfaßt („Kleine Romane aus dem mittleren Zeitalter“ 1788, „Kunigunde von Rabenswalde“ 1790), welche, wie seine Jugendschriften, mit Recht vergessen sind.

Neuer Nekrolog 1839, II, S. 855—857. — Eckstein, Nomencl. philol. S. 460.

R. Hoche.

Reichenbach: Karl Freiherr v. R., Chemiker und Industrieller, geb. am 12. Febr. 1788 zu Stuttgart, † am 22. Jan. 1869 zu Leipzig. Der Vater war Hofbibliothekar in Stuttgart. Der Sohn erhielt seine Bildung auf dem dortigen Gymnasium und auf der Universität zu Tübingen, wo er Naturwissenschaften und Nationalökonomie studirte und zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Schon als 16jähriger Jüngling stiftete er einen geheimen Bund zur Realisirung seiner Idee, auf den Südseeinseln ein deutsches Reich zu gründen. Er gewann damit viele Anhänger, wurde aber schließlich der Napoleonischen Polizei denuncirt, in Untersuchung gezogen und einige Monate als Staatsgefangener auf dem Hohenasperg festgehalten. Nach absolvirtem Studium bereiste er die Eisenwerke Deutschlands und Frankreichs, gründete dann zu Villingen selbst ein solches Werk und später zu Hausach die ersten großen Holzverkohlungsöfen. 1821 verband er sich mit dem Grafen Hugo zu Salm in Wien und mit vereinter Kraft riefen sie zu Blansko in Mähren rasch nacheinander eine Reihe Eisenwerke und anderer einschlägiger Industrien, ja auch eine Rübenzuckerfabrik ins Leben, die Blansko großes Ansehen und ihm große Reichthümer brachten. Er erwarb die Herrschaften Gutenbrunn und Neidlung in Niederösterreich, Nisco in Galizien und Reisenberg bei Wien, die Eisenwerke zu Ternitz und die Hochöfen bei Gaya u. s. w. Im J. 1839 ward er vom König von Württemberg in den Freiherrnstand erhoben. Nach Salm's Tode (1836) wurde er von dessen Sohne mit Beschuldigungen wegen schlechter und unregelmäßiger Verwaltung überhäuft und rief dagegen mit Erfolg die Gerichte an. In den späteren Jahren seines Lebens bewohnte er Schloß Reisenberg bei Wien, siedelte aber im J. 1867 nach Leipzig über, wo er starb.

R. hat als Forscher einen geachteten Namen hinterlassen und wir verdanken ihm Untersuchungen mineralogischen, geologischen und chemischen Inhalts. Er hat sich um die Lehre von den Meteorsteinen verdient gemacht und besaß eine ausgezeichnete Sammlung solcher, die er nach seinem Tode dem österreichischen Staate vermachte. Er hat die Gegend um Brünn und Blansko, die er gnostisch untersuchte, in einer Monographie „Geologische Mittheilungen aus

Mähren" (Wien 1834) beschrieben. Von größerer Wichtigkeit noch sind seine chemischen Forschungen, die meist mit den von ihm technisch gewonnenen Producten im Zusammenhang stehen. So entdeckte er das Paraffin und das Kreosot aus dem Holztheer. Dies sind allerdings keine Körper im chemischen Sinne und Reichenbach's Untersuchung muß auch als eine unvollständige angesehen werden, doch haben diese Stoffe durch ihre praktische Verwendbarkeit eine große Wichtigkeit erlangt. Eine Reihe anderer von ihm entdeckter Substanzen, wie das Eupion, das Picamar, das Kapnomar und das Assamar haben weniger Beachtung gefunden und verdienen auch solche nicht, da sie wissenschaftlich nicht genau charakterisirt und praktisch ohne Bedeutung sind. Dagegen sind die von ihm aus dem Theer dargestellten schönen Farbstoffe, das Cedriret und das Pittakal (Eupittonsäure) neuerdings durch Liebermann und Hofmann eingehend untersucht worden, so daß ihre chemische Natur aufgeklärt ist. Auch einem größeren Publicum wurde R. bekannt durch seine Untersuchungen über das sogen. Od (vom lateinischen vado, ich gehe schnell). Er verstand unter Od eine besondere Kraft, die namentlich sensitiven Personen eigen und sie u. A. in Stand setze, unter der Erde verborgene Quellen oder Erzgänge zu fühlen, den positiven Magnetpol von dem negativen zu unterscheiden, einen Pendel, ohne ihn anzustoßen, in Bewegung zu setzen u. dergl. m. Nach R. erhebt sich das Od über den Fingerspitzen und bildet im schwachen Tageslicht eine zarte Lohe, die aufwärts zieht, jedoch etwas nach Süden geneigt u. s. w. R. hat über das Od eine große Anzahl von Schriften veröffentlicht, wovon hier die folgenden erwähnt sein mögen: „Untersuchungen über die Dynamide Magnetismus, Elektrizität, Wärme und Licht in ihren Beziehungen zur Lebenskraft" (2 Bde., Braunschweig 1850); „Odisch-magnetische Briefe" (Stuttgart 1852); „Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode" (2 Bde., Stuttgart 1854); „Die Pflanzenwelt in ihren Beziehungen zur Sensitivität und zum Ode" (Wien 1858); „Aphorismen über Sensitivität und Od" (Wien 1866); „Die odische Lehre und einige Bewegungserscheinungen als neuentdeckte Formen des odischen Prinzips in der Natur" (Wien 1867). Bei der Gelehrtenwelt fand er freilich mit diesen Untersuchungen und Ansichten keinen Beifall, im Gegentheil, er wurde heftig darob angegriffen (u. A. von Karl Vogt und Moleschott) und auch lächerlich gemacht. Er aber ließ sich dadurch nicht anfechten und zog deshalb nach Leipzig, um seinen Ansichten mehr Anerkennung zu verschaffen. Nach seinem dort bald erfolgten Tode sprach Niemand mehr über das Od und heute ist es ganz vergessen, wenn auch ähnliche Ansichten seitdem vielfach wieder allerdings unter anderen Namen aufgetaucht sind.

Staats- und Gesellschaftslexikon von Wagener. — Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch.

Ladenburg.

Reichenbach: Konstantin Moritz R., geboren am 16. Februar 1804 zu Leipzig, erhielt seine Bildung auf der dortigen Thomasschule, an welcher sein Vater als Conrector angestellt war. Da er sich den medicinischen Studien widmen wollte, so begab er sich, als sein Bruder Heinrich Ludwig R. einen Ruf als Professor der Naturgeschichte an die medicinisch-chirurgische Akademie in Dresden erhielt, dorthin, besuchte aber diese Akademie, da sie eigentlich zur Ausbildung von Militärärzten bestimmt war, nur ein Jahr lang und kehrte dann nach Leipzig zurück, um an der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen. Durch Studentenverbindungen compromittirt und als Demagoge verdächtigt, sah er sich schon nach Jahresfrist genöthigt, Leipzig zu meiden. Er gab nun sein Studium gänzlich auf und widmete sich der künstlerischen Laufbahn als Schauspieler, bethätigte sich nebenher auch als belletristischer Schriftsteller. Seine

„Freischützfunken, Erzählungen“ (III, 1829—30), „Die drei Gräber auf der Heide oder der schwedische Bauernkrieg“ (1832), „Der Bund mit dem Bösen, Novelle“ (II, 1833), „Der Dal-Junker, ein schwedisches Revolutionsgemälde aus dem 16. Jahrh.“ (III, 1834), „Die Blume von Granada“ (II, 1835), „1840. Ein Jahr im Orient, Novellen“ (II, 1841), „Mephistos Verwandlungen, Märchen aus unserer Zeit“ (1841), „Konrad von Marburg, historisch-romantisches Gemälde“ (II, 1841) wurden seiner Zeit gern gelesen, sind aber heut längst vergessen. Im J. 1842 lebte R. in Hamburg und verließ kurz nach dem großen Brande seinen Schauspielerberuf, um sich nun gänzlich der Schriftstellerei zu widmen. Im folgenden Jahre begab er sich nach der Insel Alsen, um in Sonderburg die Redaction eines deutschen und eines dänischen Provinzialblattes zu übernehmen und ganz im schleswig-holsteinischen Sinne zu leiten. Es sollte dadurch besonders der Danisirungswuth in Nordschleswig entgegengearbeitet werden, und da dies mit großem Eifer geschah, so fand die dänische Regierung die Blätter endlich so gefährlich, daß sie ihnen die Concession entzog und die fernere Herausgabe dadurch unmöglich machte. Auf diese Weise um seine Existenz gebracht, ging R. 1847 nach Hamburg zurück, wo der ihm befreundete Buchhändler J. F. Richter ihm zunächst einen Wirkungskreis in seinem Geschäfte anbot, im Frühjahr 1848 aber die Stelle eines ersten Redacteurs der von ihm gegründeten „Reform“ übertrug. Vier Jahre später mußte R. Hamburg verlassen, da der Senat sich bewogen fand — aus welchen Gründen, blieb unbekannt — ihm den ferneren Wohnsitz in Hamburg nicht zu gestatten. R. begab sich nach Altona, wo er ohne Schwierigkeit das Bürgerrecht erwarb und unausgesetzt als Mitarbeiter an der Reform, besonders im belletristischen Fache, thätig war. Als der Buchhändler J. F. Richter im Herbst 1868 den „Altonaer Merkur“ käuflich erwarb, bestellte er R. zum Redacteur dieses Blattes, und auf diesem Posten ist R., mit einigen Unterbrechungen, bis an seinen Tod verblieben, der am 4. Februar 1870 erfolgte. Von seinen späteren Novellen und Romanen sind noch zu erwähnen „Wehmutter und Todtengräber, Novellen“ (II, 1843); „Julitage en miniature, humoristisch-satyrische Bilder in Novellenform“ (II, 1848); „Erzählungen und Novellen“ (IV, 1845—46); „Die Mazzinisten“ (1860); „Garibaldi, der italienische Freiheitsheld“ (II, 1861); „Graf Talleyrands Jugendliebe“ (1866).

H. Pfeiff, Poetisches Album der Reform, Hamburg 1864, S. 301. — Ed. Alberti, Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen Schriftsteller, Bd. II, S. 245. Neue Folge, Bd. II, S. 165.

Fr. Brümmer.

Reichenbach: Peter v. R., einer der wenigen adligen Dichter der Weimarer Hs. und gewiß der talentvollste Nachfolger Frauenlob's in der Leichdichtung, stammte höchst wahrscheinlich aus dem schlesischen Adelsgeschlecht der Herren v. R., das erst seit dem 17. Jahrhundert dem Freiherrnstande angehörte. Der Vorname Peter ist in dem Geschlechte selbst wie in der Seitenlinie, die sich de Bela nannte, oft bezeugt; die geistliche Bildung unseres Dichters, der bei der Gestaltung seines Stoffes über die Bibel hinaus auch legendarische Quellen und Commentare zu Rathe gezogen haben wird, läßt eher an Peter v. R., den 19. Abt des Klosters Camenz an der Neiße (1376 bezeugt), als an allerlei gleichnamige Breslauer Senatoren und Schweidnitzer Bürger denken. — Erhalten ist unter Peter's Namen nur ein einziges Gedicht, noch dazu unvollständig oder unvollendet, ein geistlicher „Hort“, der in mancherlei stilistischen Einzelheiten weit deutlicher aber in dem ganzen metrischen Aufbau, in der äußeren Form von den religiösen Leichen Frauenlob's sich beeinflußt zeigt. Complicirte große zweitheilige Strophengebäude, durch Binnenreime reich geschmückt, reihen sich

aneinander, ohne daß das Fragment Spuren irgendwelcher Responsion erkennen läßt; nur eröffnet wird es durch drei gleiche Strophen. Der strafferen Tradition der Lyrik dankt P. klangvolle Verse und eine Reimtechnik, die trotz zahlreichen dialektischen und sonstigen Rohheiten an Reinheit und Sicherheit den erheblich älteren Kreuziger seines nahen Landsmanns Joh. v. Frankenstein übertrifft. Um Frauenlob's gleichmäßig exaltirten Hymnenton zu erreichen, fehlt P. freilich die nie versagende Gelehrsamkeit, die üppige wuchernde Phantasie, das raffinirte Pathos jenes Mannes; dafür hält er sich, unserm Geschmack viel gemäßer, verhältnißmäßig frei von Schwulst und Dunkelheit; gesundes Stilgefühl lehrt ihn, die lyrischen und die überwiegenden episch-didaktischen Elemente seines Leichs in Form und Darstellung zu sondern; wenn ihm auch einmal der lyrische Aufschwung mißglückt, so erfreut nicht selten der frische schlichte Ton seiner äußerst knappen Erzählung, der die mitteldeutsche Vorliebe fürs Asyndeton zu Gute kommt. Der adlige Dichter verräth in der Anrede „stolze Degen, werthe Recken" recht deutlich, für welches Publicum er dichtet; an das Tagelied des ritterlichen Minnesangs knüpft er an, wenn er einleitend den Wächter mahnt, zwei Liebende, den Leib und die Seele, aus ihrer Umarmung im Sündenschlafe aufzuschrecken. Er erzählt, wie die Engel durch Hochmuth, die Menschen als Opfer ihrer Willensfreiheit fallen; die Dreieinigen berathen, wer helfen solle, und der Sohn erbietet sich frei; als Maria gerade über dem Jesaias sitzt, und demüthig wünscht, die Magd der Mutter Gottes zu werden, da trifft sie der englische Gruß. Damit bricht das Gedicht unvermittelt ab. Bartsch wollte R. noch einen zweiten größeren Leich von ähnlicher Anlage zuweisen, der in die Köln. Hs. als Frauenlob's tougen hort oder sin slozhort aufgenommen ist und unzweifelhaft Anklänge an Peter's Gesang in sich birgt. Mir sind diese Anklänge nur ein Beweis dafür, daß der unbekannte mitteldeutsche Verfasser, der sich in Reimgebrauch und dichterischem Charakter deutlich von R. unterscheidet, dessen Dichtung geplündert hat, gerade wie er durchweg Frauenlob's großen Frauenleich höchst ungenirt aus- und umschreibend plagiirte.

Jachmann, Versuch einer Geschichte derer Grafen von Reichenbach. Oels 1781, I, § 37. — Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, hrsg. von K. Bartsch, S. 181, 231—245, 630—635.

Roethe.

Reichenberger: Andreas R., katholischer Theologe, geb. am 24. Novbr. 1770 zu Wien, studierte am Piaristengymnasium daselbst und an der Universität, war Zögling des vom Kaiser Joseph II. in Wien errichteten Generalseminars, wurde 1793 Priester, 1796 Professor der Pastoraltheologie an der Wiener Universität; 1799 erhielt er die theologische Doctorwürde und wurde 1806 zum Decan der theologischen Facultät erwählt. Nachdem er 1814 wegen seiner litterarischen Thätigkeit den Titel eines k. k. Regierungsrathes erhalten hatte, kam er im selben Jahre durch die Wahl des Universitätsconsistoriums nach Linz auf ein sog. Universitätskanonikat, wurde 1815 Director des bischöflichen Priesterhauses und der theologischen Studien, 1833 Domdechant, 1838 Dompropst und starb am 26. October 1854. R. verfaßte als Professor in Wien ziemlich viele Schriften auf dem Gebiete der Pastoral, Homiletik und Erziehungslehre; chronologisch geordnet sind es folgende: 1) „Erziehungs-Büchlein oder Anweisung für Landleute", Wien 1793. 2) „Erbauungsbuch für Kranke und Sterbende", Wien 1795; 3) „Christkatholischer Religionsunterricht", 2 Bde., Wien 1795—1825, 3. Aufl. 4) „Sechs vaterländische Predigten nach den Bedürfnissen unseres Zeitalters", Wien 1797. 5) „Das Leben Jesu für die Jugend", Wien 1798, 2. Aufl. 1826. 6) „Rede über den wolthätigen Einfluß

des geistlichen Standes“, Wien 1801. Seine Hauptwerke sind aber: 7) „Pastoral-Anweisung nach den Bedürfnißen unseres Zeitalters“, 5 Bände 1805—1811, 2. Aufl. 1818. 8) „Pastoral-Anweisung zum akademischen Gebrauche“, 2 Bde. 1812, 2. Aufl. 1823, welch letzteres Werk durch Decret der k. k. Studien-Hofcommission vom 24. Juli 1814 als Vorlesebuch für alle öffentlichen und privaten theologischen Lehranstalten vorgeschrieben wurde. Reichenberger's Lehrbücher der Pastoral gehören zu den besseren Werken jener Zeit, indem darin mehr als in anderen die positiven Vorschriften der Kirche über die Verwaltung der Seelsorge berücksichtigt sind.

Vgl. K. Werner, Gesch. der kathol. Theol. S. 269. — Linzer Katholische Blätter, Jahrg. 1855, Nr. 5. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon XXV, S. 177—179. — Wappler, Geschichte der kathol. Facultät an der k. k. Universität Wien, S. 438.

Otto Schmid.

Reichenberger: Max R., Jesuit, geboren 1613 zu Prag, † daselbst am 3. October 1673. Er trat 1627 in den Orden und war fast 30 Jahre Professor der Philosophie und der Theologie in seiner Vaterstadt. Er hat 1667 ein „Compendium theologiae circa Deum, angelos et hominem“, außerdem einige Reden drucken lassen und eine Anzahl von Schulkomödien verfaßt. 1674 und 1675 schrieb er eine Anzahl von kleinen Streitschriften gegen die Monita salutaria B. Mariae V. ad cultores suos indiscretos des Kölnischen Juristen Adam Widenfeldt, die damals unter den Katholiken großes Aufsehen erregten. Die nach seinem Tode 1677 unter dem Titel „Mariani cultus vindiciae“ erschienene Schrift wird eine Sammlung oder Zusammenfassung dieser Streitschriften sein.

Wurzbach XXV, 179. — Dictionnaire des livres jansenistes I, 171 (über die Schriften gegen Widenfeldt).

Reusch.

Reichenburg: Reinprecht v. R., Landstand und Landeshauptmann der Steiermark, k. Pfleger des Schlosses Graz, Hofmarschall und Feldhauptmann, † 1505. Er stammte von einem ritterlichen Ministerialengeschlechte des Salzburger Hochstiftes ab, zu dessen bedeutenden Gütern in der Steiermark auch die Herrschaft Reichenburg an der Save zählte. Letztere war schließlich ein Besitz der in ganz Inneröstereich reich begüterten Walseer geworden und überging schließlich durch Ankauf an die Reichenburger (1478), welche wir auch in dem benachbarten Rann, in Drachenburg und Reichenstein begütert finden. Urkundlich taucht dies Geschlecht bereits um 1190 (Reinprecht und Heinrich v. R.) auf. Die historische Rolle unseres Reinprecht, dessen Vorfahren in landesfürstlichen Diensten, so als Hauptleute des wichtigen Grenzplatzes Rann vorkommen, knüpft sich an das Jahr 1475. Er erscheint da auf dem Marburger Generallandtage der Steirer, Kärntner und Krainer vom April d. J. zum Feldhauptmann der Steiermark bestellt, und ihm sein nächster Verwandter, Jörg der ältere, Christoph Saurer, Wilhelm Gerstl und Andrä Narringer als Kriegsrath beigegeben. Es handelte sich um ein gemeines Aufgebot. Als Maximilian I. in die Niederlande abging, finden wir R. bald als Marschall an seiner Seite. Seine bedeutendste Thätigkeit begann jedoch in den Jahren der schlimmsten Heimsuchung Inneröstereichs, als die Ungarn (s. 1479/80) in Steiermark und Kärnten die Rolle der Herrn spielten und Niederösterreich, endlich auch Wien (1485) die Beute ihrer Eroberung wurde. Der bedauerliche Mißgriff Kaiser Friedrich's III., den 1476 zu ihm sich flüchtenden Graner Primas Johannes (Bekensloer) dem Salzburger Erzstifte aufzudrängen (1479—91), hatte nicht wenig zu diesen Verwicklungen beigetragen. Als Erzbischof Johannes 1485 als Vollmachtträger des Kaisers in die Steiermark abging, konnte er

nichts ausrichten, mußte sich nach Salzburg zurückziehen und die beiden Habsburger Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. forderten nun R. auf, die Landeshauptmannschaft der Steiermark zu übernehmen, was er mit aller Rührigkeit that. Er rückte mit dem Aufgebote gegen Judenburg, in welcher Gegend der Kampf mit den Ungarischen tobte und that den Ungarn, in deren Gebiet er einbrach, manchen Schaden. 1486 setzte er sich mit dem k. Hauptmann Wolfersdorfer in Verbindung, erfocht bei Neumarkt, an der steiermärkisch-kärntnischen Grenze einen Sieg über die Gegner und gedachte in das Lavantthal vor Lavamünd zu ziehen. Soldmangel nöthigten ihn, sich zum Kaiser zu begeben und er brachte tröstliche Versprechungen eines baldigen Zuzuges Kaiser Maximilian's mit, der aber leider unterblieb. Als dann Wiener-Neustadt, vom tapfern Wolfersdorfer gegen die Ungarn zähe vertheidigt, Noth an Verpflegung litt, wurde R. zur „Speisung“ Wiener-Neustadts beordert und entledigte sich mit Erfolg seiner Aufgabe, indem er 40 Wagen mit Eßvorräthen und an 100 Ochsen glücklich in die bedrängte Festungsstadt schaffte und den Weg an den kaiserlichen Hof fand. Seine Abwesenheit aus der Steiermark wurde schmerzlich empfunden. Dann zog er mit seinem Sohne Hanns, mit dem Hauptmann Slezak (Sleschiak) und mit Jörg Murer vor Lavamünd. Er wurde jedoch von der Belagerung dieser Burgstadt durch die Kunde abberufen, daß Fohnsdorf, bei Judenburg, von den Ungarn überrumpelt worden sei. R. eilte nun mit dem Aufgebote der Steiermärker dahin und brachte das Schloß wieder in seine Hand. Alle seine redlichen Bemühungen, die auch die Erhaltung des wichtigen Grenzortes Regau bezweckten, scheiterten jedoch an dem Soldmangel und an der hierdurch erweckten Unbotmäßigkeit der Miethtruppen. R. begab sich deshalb an das k. Hoflager zu Innsbruck (Fasten 1488), mußte aber bald an der Seite Friedrich's III. den Heereszug in die Niederlande zur Errettung des in Brügge gefangenen Kaisers Max I. und zur Züchtigung der rebellischen Niederländer mitmachen. Als dann der Tod König Mathias' von Ungarn (6. April 1490) die Rückeroberung der österreichischen Länder herbeiführte, und König Max sich um den ungarischen Thron bewarb, ging R. nach Ungarn mit einer Botschaft ab, durch welche dessen Stände zur Anerkennung der habsburgischen Ansprüche aufgefordert werden sollten. 1494 wurde dem verdienten Manne die Hauptmannschaft in Steier mit einer Besoldung von 500 Pfd. Pfennigen und die pflegeweise Hut des Grazer Schlosses übertragen. Als Landeshauptmann und k. Rath schlichtete er (Februar 1497) den Streit zwischen dem Stifte Seckau und dem kärntnerischen Truchsesse Wolfgang v. Kreig in Besitzangelegenheiten. Eine seiner letzten Amtshandlungen war seine Bestellung als einer der k. Vollmachtsträger König Maximilian's I. an die steiermärkische Landschaft um Geldmittel wider die Türken und für den Romzug Maximilian's. Er starb 1505 auf einer Reise nach Salzburg.

Unrest, Oesterreichische Chronik, hrsg. A. v. Hahn, Collectio monumentorum o. oe. I. — Muchar, Gesch. des Herz. Stm. VIII. Bd. — Krones, Vorarb. zur Quellenkunde und Geschichte des mittelalt. Landtagswesens der Steiermark in den Beitr. z. K. stm. G.-Q. 2, 3, 6, 7.

Krones.

Reichenthal: Ulrich R. s. Richenthal.

Reichenwald: Johann R., vgl. unten S. 682 **Reichwald**.

Reicher: Hedwig R.-Kindermann, dramatische Sängerin, wurde am 15. Juli 1853 zu München als fünfte Tochter des Bassisten August Kindermann geboren. Ihrem Vater, der sie frühzeitig in die Grundlehren der Gesangskunst einweihte, verdankte sie, nach ihrer eigenen Aussage, all' ihr Können.

Die Mutter (geb. Hoffmann), Schülerin des Leipziger Conservatoriums und Mendelssohn's, unterrichtete sie vom fünften Jahre an im Clavierspiel. Mit 15 Jahren trat Hedwig als Pianistin in die Münchner Musikschule ein, und hier, in den Chorstunden unter Franz Wüllner, offenbarte sich auch, daß sie Stimme hatte, und zwar einen tiefen Contra-Alt, der es ihr möglich machte, die Sarastroarie in der Originallage zu singen. Mit unsäglicher Mühe gelang es dem kundigen Vater, in einem Jahre aus der weiblichen Bassistin eine Sängerin zu bilden, die wenigstens die Mittellage einigermaßen beherrschte. Nun kam Hedwig als Choristin an das Hoftheater und diente hier zwei Jahre lang ihrer Kunst von der Pike auf, im Schauspiel, Ballet und in der Oper. Die großen Kräfte der Münchner Bühne, eine Stehle, Mallinger, Diez waren ihre glühend bewunderten Vorbilder. Nebenbei übte sie fleißig, um allen Mängeln der Stimme abzuhelfen. Nach kurzem Wirken in Karlsruhe wurde sie als Solosängerin in München angestellt. Aber man traute der früheren Choristin wenig zu und gab ihr keine Gelegenheit, ihre Fortschritte zu zeigen. So kam es, daß, während Possart zeitweilig beabsichtigte, ihr gewaltiges Sprachorgan der Tragödie dienstbar zu machen und ihr den Gesang aufzugeben rieth, ein verzweifelter Sprung auf das Gebiet der Operette ihre weitere Laufbahn zunächst entschied. Bis dahin mit Begeisterung der classischen und geistlichen Musik zugewendet — der Orpheus von Gluck war ihre Lieblingsrolle und auf dem Chore der Hofkirche erregte ihr Gesang schon damals die Bewunderung der Kenner — mußte sie sich bequemen, am Gärtnerplatztheater die leichtgeschürzten Figuren Offenbach's und Lecocq's darzustellen, nur allein in dem Bemühen, ihr Talent zu beschäftigen. Aber diese Zeit war für ihre Kunst nicht verloren. Ihre Stimme und ihr Spiel gewannen ungemein an Beweglichkeit; das tägliche Auftreten in den verschiedensten Rollen, nicht nur in der Operette, sondern auch in Raimund's und Anzengruber's Volksstücken, gab ihr Routine und Selbstvertrauen; der große Erfolg feuerte sie zu neuem Streben an. Damals verheirathete sie sich mit dem Schauspieler Emanuel Reicher, gegen den Willen der Eltern. Von ihnen verstoßen, erlebte sie eine Reihe kummervoller Jahre, oft in bedrängtester pecuniärer Lage, in die sie nicht ohne eigene Schuld gerieth. In Bayreuth 1876 konnte sie in kleinen Rollen kaum die Aufmerksamkeit Wagner's erregen; in Hamburg hatte sie als Orpheus, Ortrud, Fides große Erfolge, verließ aber bald diese Stadt, durch vortheilhaftes Anerbieten nach Wien gelockt. Hier sang sie die Erda, die Leah in den „Makkabäern" vor Rubinstein selbst, die Furie des Hasses in der Armide; aber trotz des warmen Beifalls wurde sie durch Intriguen und lästige Privatverhältnisse bald zum Aufgeben ihrer Stellung gezwungen. Nun kehrte sie nach München zurück; aber hier wiederum gedemüthigt und nur in kleinen Rollen beschäftigt, faßt sie in bedrängtester Lage October 1879 den Entschluß nach Paris zu gehen, und dort die stets vermißte Anerkennung zu erringen. Sie wurde sogleich durch Faure, der ihre herrlichen Mittel erkannte, an die Oper empfohlen; vorerst aber bereitete sie sich durch ernste Studien zu einem Gastspiel in Monaco vor. In sechs Wochen lernte sie neun Rollen in französischer Sprache; sie gefiel ungemein bei ihrem ersten Auftreten in der „Favoritin"; aber als Baierin von ihren mißgünstigen Collegen angefeindet, folgte sie doch mit Freuden einer Aufforderung aus der Heimath, welche sie, noch vor ihrem Auftreten in Paris, an das Leipziger Stadttheater berief. Auf der Reise hatte sie noch Gelegenheit, in Mailand das höchste Lob Verdi's, der mit ihr seine Opern durchnahm, zu erwerben. In München erkrankte Hedwig schwer, so daß sie erst im Mai 1880 in Leipzig auftreten konnte. Sie sang die Leonore im „Fidelio", die sie noch nie gespielt, aber viele Jahre leidenschaftlich studirt hatte. Der Erfolg war groß; sie mußte zwar nach einem zweiten

Auftreten als Brünnhilde ins Bad reisen, um sich von der Krankheit ganz zu erholen; aber dann, zurückgekehrt, entfaltete sie eine bewundernswerthe Thätigkeit. Zuerst als Donna Anna, dann als Valentine, als Elisabeth gewann sie die Herzen des Publicums. Angelo Neumann, der Director der Leipziger Bühne, führte sie rücksichtsvoll und vorsichtig in die großen neuen Aufgaben ein, so daß sie es bald vermochte, achtzehnmal im Monat in den größten Rollen aufzutreten. Der Umfang ihres Fachs erweiterte sich so, daß sie sowohl Isolde, Brünnhilde, als auch Gretchen und Carmen sang. Der Capellmeister Anton Seidl war es, der sie in das tiefere Verständniß der Wagner'schen Frauengestalten einweihte, deren Verkörperung ihr bald hohen Ruhm einbringen sollte. Zwar mußte sie, als Neumann im Mai 1881 in Berlin zum ersten Male den „Ring des Nibelungen" zur Darstellung brachte, noch hinter einer Materna und Vogl zurücktreten; aber ihre Leistungen in kleineren Rollen, als Erda, Fricka, Waltraute erregten schon die Aufmerksamkeit der Kenner. Bald darauf war es ihr in London beschieden, sich an Größeres zu wagen, und der vollständigste Erfolg begründete nun ihren Ruf. Als dann Neumann zum zweiten Male in Berlin die Tetralogie aufführte, erstieg Hedwig den Zenith ihrer Laufbahn. Mit jeder neuen Rolle errang sie neue Triumphe, das begeisterte Publicum konnte sich nicht genug thun in enthusiastischem Beifall; sie verdunkelte alle Anderen neben sich. Den schönsten Tag aber erlebte sie, als ihr Vater zu einer Mustervorstellung des „Fidelio" nach Berlin eilte, um mit ihr aufzutreten und sich an ihrer Größe zu erfreuen. Indeß schon begann die Wendung in ihrem tragischen Geschick. Ein schweres Leiden, durch ungeschickte Operation verschlimmert, bereitete ihr qualvolle Schmerzen; jedoch ein verzehrender Thatendrang, verbunden mit dämonischer Lebenslust, ließ sie jede Schonung vergessen, jede Warnung überhören. Von ihrem Gatten geschieden, betrachtete sie es als ihre Lebensaufgabe, ihren damals siebenjährigen Sohn durch ihre Arbeit glücklich zu machen. Sie schloß einen glänzenden Vertrag mit der Berliner Hofbühne, der sie vom Herbst 1883 an für die Oper verpflichtete; aber vielleicht in dem Gefühle, diese Zeit nicht mehr zu erleben, begab sie sich auf die Rundreise, welche Neumann mit seinem „Nibelungentheater" durch die großen Städte Deutschlands, Belgiens und Italiens unternahm. Sie war der Stern dieser Wanderbühne; überall, besonders jenseits der Alpen, wurde sie überschwänglich gefeiert. Allein ihr Körper war den gewaltigen Anstrengungen nicht gewachsen; oft raffte sie sich aus furchtbaren Schmerzen auf, um auf die Bühne zu eilen, wo sie ihre Leiden vergaß. Sie durfte nicht feiern, denn auf ihr beruhten die Einnahmen der Truppe, das Wohl des Personals. Nicht als ob man sie zu anstrengenden Leistungen gezwungen hätte: sie selbst vereitelte jede Fürsorge durch ihren rastlosen Trieb, durch ihren zerstörenden Enthusiasmus. Schon mußte sie sich in Venedig niederlegen; wieder erholt, erkältete sie sich aufs neue in Triest; der Unwille des Publicums, welches sie nicht missen wollte, bewog sie, sterbenskrank in der „Götterdämmerung" zu singen. Da ereilte sie am 2. Juni 1883 zu Triest der Tod. Noch wenige Stunden vorher hatte sie in Briefen an ihren Sohn, an ihre Familie in München ahnungslos gescherzt und die Hoffnung auf schöne Sommertage ausgesprochen.

H. R.-K. war eine der bedeutendsten Bühnenerscheinungen unserer Zeit. Eine stattliche, nicht allzugroße, aber imposante Figur, ein eindrucksvolles, energisches Profil, ein gluthvolles Augenpaar befähigten sie aufs glücklichste zur Verkörperung heldenhafter, leidenschaftlicher Frauengestalten, einer Leonore, Isolde, besonders der Brünnhilde. Auch in der Darstellung gelang ihr alles Feurige, Gewaltige besser als das weiblich Hingebende. Daher war ihr die Walküre angemessener, als Sieglinde; und als Brünnhilde traf sie die Momente aufschäumender Rachbegierde wieder besser,

als die anschmiegender Liebe. Was ihr aber vor allem ihre Erfolge verschaffte, war ihre Stimme. Ließ ihr Spiel noch manches im Einzelnen zu wünschen übrig, was die Zukunft gewiß gewährt hätte, so war ihr Organ in jeder Weise tadellos. Wundervoll klang es in der tiefen Lage; aber auch der Höhe hätte in den letzten Jahren niemand die ehemaligen Mängel angemerkt: mühelos sprachen auch die höchsten Töne an. Angenehm, selbst bei gewaltigster Stärke, ausgeglichen in allen Lagen, biegsam, aber unverletzlich, wie Stahl, gesund und ausdauernd auch in den anstrengendsten Partien war diese unvergleichliche Stimme prädestinirt, allen Anforderungen, welche Wagner's Dramen an die Sängerinnen stellen, zu genügen; dazu kam eine untadelige Intonation und eine musikalische Sicherheit, welche der Sängerin vollkommene Herrschaft über jede Rolle gab, obwohl sie durch Kurzsichtigkeit gehindert wurde, den Dirigenten des Orchesters zu sehen. Vermißte man auch gesanglich im Einzelnen manches, was die Gesammtleistung reicher an Abwechslung hätte machen können, so war das in der ganzen Individualität begründet: vielem Nachdenken, kleinlichen Nüancen abhold, schöpfte sie in Spiel und Gesang stets aus dem Vollen, überließ sich unmittelbar dem großen Zug ihrer Natur und ging ganz in ihrer Rolle auf; mehr mit dem Herzen, als mit dem Verstand schaffend mußte sie nicht nur das Publicum hinreißen, sondern jeden kritischen Tadel entwaffnen, weil alle Bedenken im Einzelnen dahinschwanden in Anbetracht der ganzen großen und einheitlichen Leistung, vor der freudigen Erkenntniß, daß man sich hier einer ursprünglichen, jedem Unechten, Angelernten fremden, wahrhaft dramatisch beanlagten Persönlichkeit gegenüber befand. In einem Briefe an ihre Schwester hat sich Hedwig über ihre Kunst also geäußert: „Das kann ich Dich aber versichern: mein Seelenleiden machte mich zur großen Künstlerin! Darum hoffe ich auch für Dich noch das beste! Versenke Dein ganzes Leid in Deinen Gesang — vergiß die schlechte Welt — sei ganz der Charakter, den Du darzustellen hast, und Deine Seele wird zu dem Herzen des Publicums reden."

Richard Sternfeld.

Reicherstorffer: Georg R., geb. in Hermannstadt, — das Geschlecht stammt aus dem sächsischen Ort Reichesdorf — doch läßt das Jahr der Geburt sich nicht feststellen. In den Jahren 1522—25 war er Hermannstädter Rathsschreiber und trat 1525 in den Dienst der Königin Maria von Ungarn. Als ihr Gemahl, König Ludwig II. 1526 bei Mohatsch das Leben verloren, ging er in den Dienst Ferdinand's über, der auf Grund von Erbverträgen, die der ungarische Reichstag anerkannt hatte, die ungarische Krone in Anspruch nahm. Im J. 1527 zum königl. Secretär und Rath erhoben, sandte Ferdinand 1528 ihn nach Siebenbürgen, zu dem Zweck, in dem Bürgerkrieg, der durch Joh. Zapolya's Königswahl ausgebrochen, für Ferdinand Stimmung zu machen und insbesondere die Sachsen in der Treue gegen Ferdinand zu befestigen. Außerordentlich rührig hat er in Wort und Schrift und selbst mit bewaffneter Hand im Sinn jenes Auftrags gearbeitet und es gelang ihm, insbesondere Kronstadt für Ferdinand zu gewinnen, dem dann auch das übrige Sachsenland folgte. Doch war das Land nicht zu halten, Zapolya wurde nach langem Thronkampf als König anerkannt. In den Jahren 1530 und 1531 lebte R. in Olmütz, fortwährend Berather Ferdinand's in den siebenbürgischen Angelegenheiten, zugleich bemüht, für die großen Opfer, die er im Dienst Ferdinand's gebracht, eine Entschädigung zu erlangen. Im J. 1534 sandte Ferdinand ihn in die Moldau, zum Zweck eines Bündnißabschlusses mit dem Woiwoden Peter. Dieser wurde in der That bewogen, das Bündniß eingehen zu wollen, doch ließ dann Ferdinand selbst den Gedanken fallen, um nicht mit der Pforte in neuen Zwist zu gerathen. Die *nächsten* Jahre in Ofen und Olmütz zu Hause, überraschte ihn 1543 [illegible]

Nachricht, daß er aus seinem Staatsdienst (er hatte bei der Kammer eine Stellung erhalten) entlassen sei. Tiefgekränkt beschwert er sich bei Ferdinand: es sei kränkend für ihn, er sei arm, die ihm in Siebenbürgen geschenkten Güter habe er verloren; solle er seinen Dienst verlieren, so möge doch nicht eine Form gewählt werden, die ihn als vom Hof verwiesen erscheinen lasse; zugleich bitte er um Auszahlung dessen, was man ihm schuldig sei. Im J. 1550 lebte er noch in Wien; wo und wann er gestorben, ist unbekannt. Im Zusammenhang mit der politischen Thätigkeit Reicherstorffer's steht seine schriftstellerische Arbeit. Es sind eine ganze Anzahl Berichte von ihm erhalten über die erstere. Sie sind als historische Quellen nur sehr vorsichtig zu gebrauchen. Aus dem Bestreben, sich in den Vordergrund zu stellen, seine Arbeit als erfolgreich erscheinen zu lassen, fließen allerlei Unrichtigkeiten. Bedeutender ist seine Chorographie der Moldau und Siebenbürgens. Die erste erschien 1541 in Wien bei Singrenius, die andere 1550 in Wien bei Egidius Aquila. Auf eigner Kenntniß beruhend, ist die letztere insbesondere ein außerordentlich werthvolles Werk, welches sowohl die humanistische Gedankenwelt des Schreibers wie die politische Lage des Landes und die Ziele Ferdinand's erkennen läßt. Die 2. Ausgabe (Köln 1595) hat auch eine Karte Siebenbürgens, wahrscheinlich die des Sambucus. Die Chorographie Siebenbürgens von R. hat Jahrhunderte lang spätern Geographen als Quelle gedient: Ortelius kennt sie, Mercator ist in Bezug auf Siebenbürgen zum Theil auf R. aufgebaut.

Trausch, Schriftstellerlexikon III S. 86. — J. K. Schuller, G. Reicherstorffer und seine Zeit (Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen XXI. Band). — Fr. Teutsch: Drei sächsische Geographen des 16. Jahrhunderts (Arch. des Ver. f. siebenb. Landeskunde XV, 613 f.)

Fr. Teutsch.

Reichert: Karl Bogislaus R., Anatom, ist am 20. December 1811 zu Rastenburg in Ostpreußen an demselben Tage geboren, an welchem sein Vater, der Bürgermeister R., starb. Er erhielt von seinem Stiefvater, dem Gymnasialdirector Krueger, eine sorgfältige Erziehung, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog darauf die Universität Königsberg zum Studium der Heilkunde, wo u. A. der berühmte Embryologe Karl Ernst von Baer sein Lehrer war, dessen Einfluß und Anregung es wohl bewirkt haben mögen, daß R. später sich auch derselben Specialdisciplin widmete. Nachdem R. ein Semester lang studirt hatte, wurde er auf Verwendung des Berliner Professors Dieterici, den R. noch während der Gymnasialzeit zufällig auf einer Besuchsreise kennen gelernt hatte, in das militärärztliche Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin aufgenommen und setzte gleichzeitig an der Universität seine Studien fort, wo Rust, Dieffenbach, E. F. Gurlt und besonders Schlemm und Johannes Müller seine Lehrer waren. 1836 erlangte er die medicinische Doctorwürde mit einer gediegenen Abhandlung: „De arcubus sic dictis bronchialibus“, die selbst in den Kreisen der ersten Koryphäen der Wissenschaft Aufsehen erregte, u. a. auch das Interesse Alexander von Humboldt's erweckte. Der Protection des Letzteren hatte R. infolge dessen nicht blos einen militärischen Urlaub und eine persönliche Zulage aus der königl. Privatchatoulle für seine wissenschaftlichen Arbeiten, sondern auch seit 1840 definitive Befreiung von seinen militärischen Verpflichtungen zu verdanken. Er wurde zuerst anatomischer Assistent und erhielt nach Henle's Abgang die Prosectur in Berlin. In dieser Stellung publicirte er eine Arbeit: „Ueber die Entwickelung des befruchteten Säugethiereies“, die ihm den Preis der Akademie der Wissenschaften und von König Friedrich Wilhelm III. die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft einbrachte. 1843 leistete er einer Berufung als ordentlicher Professor der menschlichen und vergleichenden Anatomie nach Dorpat

Folge, von wo er nach 10jähriger, außerordentlich fruchtbarer Thätigkeit nach Breslau als Professor der Physiologie und Director des physiologischen Instituts an Th. v. Siebold's Stelle übersiedelte, um schließlich 1858 die nach Johannes Müller's Tode neu creirte Professur der Anatomie an der Berliner Hochschule zu übernehmen. In letztbezeichneter Stellung wirkte er bis zu seinem am 21. December 1883 erfolgten Tode — R. gehört unbestritten zu den hervorragenderen Anatomen der Neuzeit. Insbesondere sind seine Leistungen auf dem Gebiet der Gewebelehre und namentlich der Entwickelungsgeschichte zur Zeit ihrer Publication geradezu epochemachend gewesen. Einzelne der in seinen Arbeiten niedergelegten Anschauungen haben auch heute noch fast völlige Gültigkeit, so die oben erwähnte Dissertation bezüglich der aus den Kiemenbogen hervorgehenden Organe. Classisch zu nennen ist ferner die 1845 in Dorpat publicirte Abhandlung: „Bemerkungen zur vergleichenden Naturforschung im Allgemeinen und vergleichende Beobachtungen über das Bindegewebe und der verwandten Gebilde", worin R. den Nachweis von der sogenannten Continuität der Bindesubstanzen führte und zuerst die Zusammengehörigkeit des Knochens, Knorpels, des Schleimgewebes und anderer Bindesubstanzgebilde feststellte. Von wichtigen embryologischen Arbeiten Reichert's führen wir noch an: „Ueber die Visceralbogen der Wirbelthiere im Allgemeinen und deren Metamorphose bei Säugethieren und Vögeln" (Berlin 1837); „Vergleichende Entwickelungsgeschichte des Kopfes der nackten Amphibien" (Königsberg 1838); „Das Entwickelungsleben im Wirbelthierreiche" (1840); „Beiträge zur Kenntniß des Zustandes der heutigen Entwickelungsgeschichte" (1843). — Haben auch viele der von R. gefundenen Resultate von späteren Forschern mannigfache, erfolgreiche Bekämpfung und Widerlegung erfahren, so ist und bleibt es doch sein Verdienst, für die damals noch junge Zellenlehre auf das entschiedenste eingetreten zu sein und ihr zu der gebührenden Stellung auch in der Embryologie verholfen zu haben. Auch die menschliche descriptive Anatomie hat durch einige Arbeiten Reichert's wesentliche Bereicherung erfahren, so durch das ausgezeichnete, in Breslau begonnene Werk: „Der Bau des menschlichen Gehirns" (2 Abtheilungen, Leipzig 1859—1861), sowie durch die gediegene Abhandlung: „Die feinere Anatomie der Gehörschnecke" (Abhandl. der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften 1864). Endlich ist noch auf die zahlreichen vergleichend anatomischen Publicationen Reichert's in dem von ihm nach Joh. Müller's Tode zusammen mit E. Du Bois Reymond von 1858—1876 redigirten „Archiv für Anatomie und Physiologie" sowie in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war, hinzuweisen. — Eine der jüngsten Arbeiten Reichert's betrifft die Beschreibung einer frühzeitigen menschlichen Frucht im bläschenförmigen Bildungszustande, eines menschlichen Embryos von 12 Tagen, des frühesten Entwickelungsstadiums das überhaupt beobachtet worden ist (1873). — Daß nicht alle Arbeiten Reichert's sich der Anerkennung bei den Fachgenossen zu erfreuen hatten, lag daran, daß R. ein außerordentlich hartnäckiger und heftiger Gegner des Darwinismus, sowie der neueren reformatorischen Umgestaltungen in der Zellenlehre war. Dieser seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung machte er besonders in seinen Vorlesungen über vergleichende Anatomie in offenherziger, wenn auch nicht selten in intoleranter Weise und mit etwas zu derben und schroffen Ausdrücken Luft. Im Uebrigen war aber R. ein schlichter, offener, gerader und ehrlicher Charakter, in seinem äußeren Wesen mitunter nicht frei von allerlei Schrullen und Absonderlichkeiten, aber doch voller Wohlwollen, Gutmüthigkeit und Leutseligkeit namentlich im persönlichen Umgang mit den jüngeren Commilitonen, der besonders aus der Zeit seiner Breslauer Wirksamkeit als ein sehr anregender und theilnahmsvoller geschildert wird. R. erfreute sich daher als Lehrer und Examinator großer Be-

liebtheit trotz seines für Anfänger nicht leicht verständlichen Ausdrucks im Vortrage und trotzdem er von den Examinanden möglichst exclusive Kenntniß seiner (Reichert's) wissenschaftlichen Ansichten verlangte. Von seiner großen Beliebtheit legten die alljährlich ihm zu Ehren von den Berliner Studenten gefeierten „Reichert-Commerse“ Zeugniß ab. Uebrigens war R. auch ein heiterer und liebenswürdiger Gesellschafter, der durch anregende und nicht selten humorvolle Unterhaltung die Zuhörer zu fesseln wußte.

Vgl. Waldeyer im Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte etc., herausgegeben von A. Hirsch Bd. IV p. 692.

Pagel.

Reichlin-Meldegg: Karl Alexander Freiherr v. R.-M., Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg, geboren zu Grafenau in Baiern am 22. Februar 1801, † zu Heidelberg am 16. Februar 1877. Sohn eines aus altschwäbischem Adelsgeschlecht stammenden Auditors in dem Regiment des Fürsten zu Fürstenberg, der nach Anfall der fürstenbergischen Lande an Baden sich als Anwalt in Meersburg am Bodensee niederließ und von da als großherzoglich badischer Amtsassessor nach Ueberlingen, später als Justizrath nach Freiburg übersiedelte, erhielt R. seine gelehrte Vorbildung am Gymnasium zu Freiburg und bezog 16jährig die dortige Universität, wo er sich dem Studium der katholischen Theologie widmete. Nachdem er den Grad eines Doctors der Theologie erworben und die Priesterweihe erhalten hatte, habilitirte sich R. in Freiburg im J. 1822 als Privatdocent in der theologischen Facultät, in welcher er bald die Würde eines außerordentlichen und ordentlichen Professors erreichte. Seine Vorlesungen, die sich durch eine sehr freisinnige Haltung bemerkbar machten, erstreckten sich außer der Theologie auch auf Materien der Philosophie und Geschichte. Conflicte mit der erzbischöflichen Curie veranlaßten zuerst seine Versetzung in die philosophische Facultät, später seine Entfernung vom akademischen Lehramt unter Verleihung eines Sustentationsgehaltes. Nachdem er den Bruch mit der katholischen Kirche vollständig vollzogen hatte und zum protestantischen Bekenntnisse übergetreten war, siedelte er nach Heidelberg über, wo er 1832 als Docent in die philosophische Facultät eintrat, nachdem ihm noch vorher die philosophische Facultät der Universität Freiburg das Diplom eines Ehrendoctors ertheilt hatte. 1839 wurde er zum außerordentlichen, 1840 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt. In dieser Stellung wirkte er eine lange Reihe von Jahren hindurch. Neben Collegien über Philosophie, Logik, Metaphysik u. s. f. hielt er regelmäßig eine von den Studirenden besonders gern gehörte Vorlesung über Goethe's Faust. Hochbejahrt gab R., nachdem er im J. 1873 sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert hatte, unter dem Titel „Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters“ (Heidelberg 1874) seine Selbstbiographie heraus, die kein unwichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Kenntniß der liberalen Strömungen innerhalb der katholischen Kirche und der Stellung der Staatsgewalt zu denselben ist. Das Verdienst seiner wissenschaftlichen Thätigkeit liegt nicht in einer Erweiterung und Vermehrung der philosophischen Erkenntniß, was er leistete war namentlich eine für den Zweck akademischer Thätigkeit gewiß erwünschte Popularisirung der philosophischen Lehrmeinungen und ihrer historischen Entwicklung.

Schriften: „Die Theologie des Magus Manes und ihr Ursprung.“ Frankfurt 1825; „Theologische Abhandlungen.“ Graz 1829; „Geschichte des Christenthums von seinem Ursprung bis auf die neueste Zeit.“ Freiburg 1831; „Das Leben Heinrich Schmids, Doctor und außerord. Prof. zu Heidelberg, im Umrisse dargestellt.“ Heidelberg 1836; „Psychologie der Menschen mit Einschluß der Somatologie und der Lehre von den Geisteskrankheiten“. 2 Bde. Heidelberg

1837—38; „Die Autolatrie oder Selbstanbetung, ein Geheimniß der Jung-Hegel'schen Philosophie. Ein humoristischer Versuch. Offenes Sendschreiben an L. Feuerbach." Pforzheim 1843; „H. E. G. Paulus und seine Zeit." 2 Bde. Stuttgart 1853; „Friedrich Kortüm." Leipzig 1858; „System der Logik nebst Einleitung in die Philosophie." 2 Bde., Wien 1870; „Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters. Eine Jubelschrift." Heidelberg 1874; (Gemeinsam mit Fr. Kortüm) „Geschichte Europas im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit." 2 Bde. Leipzig 1861. Außerdem gab er nach des Verfassers Tod die Geschichte der Universität Heidelberg von Hautz heraus.

v. Wech.

Reichwald: Johann R. wird in dem bei Johann Reusner in Königsberg 1650 erschienenen „Neuen Preußischen vollständigen Gesangbuch Lutheri und anderer geistreicher Männer" der Dichter des Morgenliedes „Itzt leuchtet schon vom Himmelsthron die Sonn' im klaren Scheine" genannt. In dem Crüger'schen Gesangbuch von 1656 wird er Reichenwald genannt und dieser Name ist seitdem der gewöhnliche geblieben. Das Lied, welches bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus eine große Verbreitung gefunden hat, ist ein Akrostichon; die Anfangsbuchstaben der Strophen ergeben den Namen Johannes Radewald, und es fragt sich, ob nicht dies vielleicht der richtige Name des Dichters ist. Jedenfalls ist von ihm nichts Näheres bekannt; weshalb Grischow ihn einen Schlesier nennt, vermag ich nicht anzugeben. Wetzel läßt von demselben Dichter, den er Reichenwald nennt, auch noch das Lied: „In dieser Morgenstund will ich dich loben" gedichtet sein.

Grischow, Kurzgefaßte Nachricht, herausg. von Kirchner, Halle 1771, S. 38. — Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 326. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1629. — Mützell, Geistliche Lieder aus dem 17. Jahrh. I, S. 375. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 399 b f.

l. u.

Reider: Elias Adam v. R., geb. zu Bamberg am 9. August 1763, † am 8. October 1807 daselbst. Sohn des 1760 geadelten Administrators und Lehnpropsts der Dompropstei von Bamberg Martin v. R., machte er seine Vorstudien in der Vaterstadt, disputirte am 20. August 1781 aus der Mathematik, studirte hierauf die Rechtswissenschaft in Bamberg und Mainz, prakticirte am Reichskammergerichte zu Wetzlar und erwarb am 23. December 1788 an letzterer Universität die juristische Doctorwürde. Er kehrte nach Bamberg zurück, wurde am 14. December 1789 außerordentlicher Professor der Rechte, im December 1791 Professor der Institutionen, im März 1796 der Pandekten, 1799 des Staatsrechts, war auch seit 8. August 1793 wirklicher Hofrath, seit 11. April 1797 Consulent auf der Obereinnahme und Hofkriegsrath. Im J. 1800 wurde er, Geheimer Conferenzrath, ins französische Hauptquartier nach Augsburg und München mit dem erreichten Auftrage gesandt, die dem Stift Bamberg auferlegte außerordentliche Contribution rückgängig zu machen. Nach der Säcularisation am 10. Mai 1803 zum bairischen Hofgerichtsrath ernannt, ließ er sich wegen Kränklichkeit bereits im October 1804 von der amtlichen Thätigkeit entbinden. Außer Aufsätzen in Zeitungen und akademischen Gelegenheitsschriften verfaßte er nur die Inauguraldissertation „De juribus capitulorum ecclesiarum metropolit. et cathedral. in Germania sede vacante praecipue de eorum jure monetandi." Mainz 1788.

Jäck, Pantheon Sp. 897. v. Schulte.

Reider: Jakob Ernst v. R., vormals Landgerichtsassessor, Gutsbesitzer zu Nedersdorf bei Staffelstein, † im December 1853 zu Ludwigstadt in Baiern.

Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller über Landwirthschaft und Gartenbau, wie aus nachstehendem Verzeichniß seiner Schriften hervorgeht: „Die rationelle Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfange" 2 Thle. 1820; „Bamberg's Gartenbau als die höchste Kultur des Grund und Bodens in Deutschland", 1821, erschien auch unter dem Titel „Beschreibung der Landwirthschaft im Königreich Baiern"; „Lehrbuch der deutschen Landwirthschaft nach eigenem System" 1833; „Die neuesten Entdeckungen in den wichtigsten Gegenständen des Land- und Gartenbaues", 1831; „Beschreibung, Kultur und Gebrauch der in Deutschland wildwachsenden und im Freien zu kultivirenden Gewürz- und Arzneipflanzen, Kaffee- und Zuckersurrogate", 1838; „Die verbesserten Lehren des Flachs- und Hanfbaues", 1840; „Anleitung zur Erweiterung des Tabakbaues und Veredelung des Tabaks", 1838; „Die verbesserte Kultur der Zuckerrunkeln und das Ganze der Fabrikation des Zuckers aus Zuckerrunkeln", 1840; „Das Ganze des Hopfenbaues", 1837, 2. Aufl. 1841; „Die verbesserte Kultur der vorzüglichsten Farbepflanzen", 1840; „Vollständige Anweisung zur zweckmäßigen Anlegung von Blumen-, Obst-, Gemüse-, Hopfen-, Schul-, Haus- und botanischen Gärten", 1832; „Allgemeines Handbuch der praktischen Gärtnerei", 1839; „Das Ganze der gesammten Gärtnerei", 1831; Geheimniß, Ananas in Mistbeeten und Spargel von ungemeiner Dicke zu erziehen", 1839; „Praktische Anleitung zum richtigen Betriebe des Samen- und Pflanzenhandels", 1835; „Der verbesserte Spargelbau", 1835; „Der Bau des Rosmarins im freien Lande und die Kultur der Erdbeeren im Großen", 1835; „Die gesammte Lehre des Obst- und Weinbaues", 1838; „Die Kultur und Fortpflanzung des Feigenbaumes im freien Lande und in Töpfen", 1835; „Das Ganze des Weinbaues", 1835; „Der schnell unterrichtende Botaniker und Blumist", 1835; „Die systematische Cultur aller bekannten Blumen- und Zierpflanzen", 1838; „Blumenkalender", 1833; „Die höchste Cultur der Blumenpflanzen", 1832; „Der vollkommene Stubengärtner", 1832; „Beschreibung und Cultur der Azaleen, Cactus &c.", 1834; „Die Modeblumen", 1834; „Beschreibung und Cultur der Calceolarien, Lilien und Rhododendren", 1834; „Beschreibung und Cultur der Georginen", 1834; „Vollständige Anleitung zur Erziehung, Wartung und Vermehrung des Oleanders, der Hortensien", 1834; „Anleitung zur verbesserten Cultur der Nelken, Aurikeln, Primeln", 1833; „Kunst, Hyacinthen, Tulpen &c. zu treiben", 1834; „Das einzig richtige Prinzip der Forstwirthschaft", 1840; „Das Ganze der Schafzucht", 1839; „Die echte rein ökonomische Benutzung des Federviehes", 1839; „Die Anpflanzung und Cultur des weißen Maulbeerbaumes zum Behuf der Seidenraupenzucht", 1835; „Das Verhältniß der Jagd in der Kundgebung der Jagdgeheimnisse", 1839; „Die Kunst, Bamberger Bier zu brauen", 1837; „Die neuesten Entdeckungen in den wichtigsten Gegenständen der Landwirthschaft und des Gartenbaues", 1841; „Das Bienenbüchlein", 1842; „Der guteingerichtete ökonomische Hausgarten", 1842; „Die Geheimnisse der Blumisten", 4. Aufl. 1842; „Der vollkommene Handelsgärtner", 1843; „Die Geheimnisse der Kunstgärtnerei", 1843; „Vollständiges praktisches Handbuch der Blumengärtnerei", 1843; „Hersbruck's Hopfenbau", 2. Aufl. 1843; „Anleitung für Landleute über die Anlegung, Pflanzung und Pflege der Obstbäume", 1847; „Die Zucht und Haltung des Rindviehes", 1852; in Verbindung mit Reicholdt „Die pharmaceutische Waarenkunde", 1844.

Löbe.

Reider: Martin Joseph v. R., geb. zu Bamberg am 30. August 1793, starb zu München am 5. Februar 1862. Sein Vater war Elias Adam v. R. (s. o.). Unterrichtet an den Bamberger Studienanstalten, widmete sich R. schon frühzeitig der Zeichnungskunst, vorzüglich der Architektur. Im J. 1824 wurde

er zum Lehrer an der von Major v. Westen 1794 gegründeten Zeichnungsakademie in Bamberg ernannt, wo er ein äußerst segensreiches Wirken zur Entfaltung brachte. Er war 36 Jahre lang als Lehrer an der Anstalt thätig, und zwar 1824—1833 allein und weitere 21 Jahre an der Gewerbeschule und gleichzeitig 17 Jahre an der Handwerker-Sonntagsschule, bis er 1855 der ersteren, 1860 der letzteren Stellung enthoben ward. Lag R. auch seinem amtlichen Berufe mit allem Eifer ob, so versäumte er doch nicht, sich emsig der Erforschung der Geschichte Frankens, besonders des Fürstbisthums und der Stadt Bamberg, hinzugeben. Für ihn wurde die Gründung einer Kunst- und Antiquitätensammlung zur unvermeidlichen Nothwendigkeit: Münzen, Handschriften, Urkunden, alte interessante Druckwerke, alterthümliche Kunstgegenstände aller Art als Teppiche, Stickereien, Elfenbein- und andere Schnitzwerke wußte R. in seinen Besitz zu bringen, so daß er trotz seiner beschränkten Mittel, freilich unter großen Entbehrungen, sich eine Sammlung anzulegen wußte, welche in ihrer Art einzig dastand. Der Stadt Bamberg gelang es nicht, diesen Schatz sich zu erhalten. Gegen die Zusicherung einer jährlichen Leibrente von 1525 fl. ging die ganze Sammlung 1859 an das baierische Nationalmuseum in München über, wo sie erst dem Gebrauche und der Nutzbarmachung für die Wissenschaft zugänglich wurde. Die Reider'sche Sammlung bildet bekanntlich eine der wesentlichsten Zierden des Museums und enthält wahre Perlen der Plastik. v. R. genoß seine Leibrente nicht lange: er zog zu seiner Sammlung nach München und konnte dort, dank einer ihm zugefallenen Erbschaft, sorgenfrei leben und in seinen alten Tagen sich gütlich thun; aber ein Herzschlag rührte ihn am 5. Februar 1862, an dessen Folgen er alsbald auch starb. Mit R. trug man ein eminentes Wissen zu Grabe, — einen Schatz, den in größeren selbständigen Publicationen niederzulegen und damit auch Anderen nutzbar zu machen, eigensinnigerweise sein Besitzer sich nie herbeiließ. Aber zur Abfassung kleinerer Arbeiten fand man ihn immer geneigt. Mit Bibliothekar Jäck und Joseph Heller gab er das „Leben und die Werke der Künstler Bambergs“ heraus und für die von Jäck u. Heller gemeinsam herausgegebenen „Beiträge zur Kunst- und Litteraturgeschichte“ (Nürnberg 1822) verfaßte er eine „Nachricht über eine noch unbekannte Ausgabe des Rechtsstreites mit dem Tode“. Seinem Freund und Studiengenossen Joseph Heller leistete R. manchen wichtigen Dienst, namentlich auf heraldischem Gebiete, wo er sich ebenfalls ganz gediegene Kenntnisse angeeignet hatte. Zu Jäck's „Neueste Kunde von dem Königreiche Bayern“ (VIII. Band der Länder- und Völkerkunde) Weimar 1820, lieferte R. den Plan von Bamberg. Zweimal schrieb er das Programm der Gewerbeschule: „Die Bemühungen der Deutschen in Erforschung der Denkmäler altdeutscher Baukunst, vorzüglich ihrer Bauregeln“ (1840—41) und die erste Fortsetzung hiervon, nebst einem kurzen Bericht über Schropp's Kölner Dombau-Modell (1846—47). Es ist daraus ersichtlich, daß Reider's Bedeutung nicht in dessen schriftstellerischer Thätigkeit, sondern in seinem unermüdlichen Wirken als Kunst- und Antiquitätensammler zu suchen ist. R. war wie in seinen Bestrebungen, so auch in seinem ganzen Wesen und seiner Lebensart ein Original, wie sie immer seltener werden. Sich um Alles bekümmernd und ständig beschäftigt, hatte R. doch nur den einen Zweck im Auge, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seine Sammlung zu vergrößern und zu vervollkommnen — ein Streben, das allein hinreichte, ihm dauernden Namen zu erwerben.

Leben und Werke der Künstler Bambergs. 2. Theil. S. 83. — Zweites Pantheon, S. 101. — G. F. Waagen, Kunstwerke und Künstler in Deutschland. 1. Th. S. 115 ff. — Johann Rothlauf, Gedenkrede auf Martin Joseph v. R. im 21. Bericht über das Wirken und den Stand des historischen Vereins zu Bamberg. 1864. (IV. Beilage) S. 119—129.

Leitschuh.

Reifenberg: Justus R., Dr. i. u. und Professor der Rechte, geboren zu Haiger bei Dillenburg als Sohn des Pfarrers Jakob R., † am 21. August 1631 zu Franeker. Am 4. October 1610 wurde er als Jodocus Reifenbergerus in die Matrikel der hohen Schule zu Herborn, im J. 1614 in die des akademischen Gymnasiums zu Bremen eingetragen, und nachdem er im J. 1616 zu Heidelberg zum Doctor utriusque iuris promovirt worden war, als Professor der Rechte nach der erstgenannten Schule zu Herborn berufen. Hier entwickelte er sofort eine große litterarische Thätigkeit. Seine religiös-kirchliche Stellung bekundet die „Historia religionis pacatae in foederatis Belgii provinciis", Herb. 1620, worin er den Generalstaaten gratulirt, quod Synodo Dordracena convocata avitam pietatem et canonicam disciplinam ab inquietis ingeniis interpolatam . . restituerint. — Juristische Arbeiten sind: „Maximiliani I. Imp. nomothesia de publicis notariis et testamentis a. 1512 sancita" . . Herb. 1620 378 S. u. „Decreti Spirensis nomothesia publ. s. de novissimis juris Cameralis controversis articulis." Herb. 1619. Auch gab er mit Anmerkungen heraus Nic. Macchiavelli de repub. Marb. 1620, und Joh. Boteri politia regia de imperiis mundi, ib. 1620 und öfter aufgelegt. Insbesondere beschäftigte ihn das Leben der Gelehrten bei Hofe, das er in Ernst und Satire in mehreren Schriften behandelte: „De monitis, exemplis, consiliis politicis pro veteranis ab aula ad T. Livium", Frankf. 1619; „Politische Beantwortung dreier Fragen von gelehrter Leute Leben bei Hofe", Herborn 1619 und „Satyricon nomico-politicon in minorum gentium aulicos aut Q. Fabii Curionis apocolocyntosis", Frankf. 1619. Im J. 1621 siedelte er als Professor nach Rinteln über, doch trieben ihn von dort die Kriegsunruhen weg, so daß er im J. 1623 das gleiche Amt in Bremen an an Stelle des Jo. a Line annahm. Aber auch hier blieb er nicht lange; schon im folgenden Jahre nahm er einen ehrenvollen Ruf als Professor juris primarius nach Franeker an; zugleich traf daselbst ein Verwandter von ihm aus der Heimath, G. Pasor, ein. Nachdem er im J. 1630 hier Rector gewesen, starb er schon im folgenden Jahre. Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte inzwischen nicht geruht. Außer akademischen Gelegenheitsschriften und kleineren Abhandlungen verfaßte er u. a. „Emblemata i. e. sententiae per variarum rerum imaginem et colorem, monita selecta e civili doctrina repraesentantes." Bremae 1624 und neu aufgelegt Amstel. 1632. 8. Bezeichnend für seine Richtung sind auch die „Orationes, in quibus ratio coniungendi ius Romanum cum elegantiori literatura et politica explicatur; accedit manuductio ad institutiones." Amstel. 1629. 12°. Ueberall zeigte er umfassendes Wissen und in seinen Reden nach des G. J. Vossius Urtheil große Gewandtheit: auch rühmt dieser sein niveum pectus. Ein Neffe und zugleich Schüler von ihm war der große Jurist J. J. Wissenbach.

E. L. Vriemoet, Athenarum Frisiacarum libb. duo. Leov. 1758 S. 233—236. — Rotermund, Lexikon bremischer Gelehrten, II, 114 ff. — Jöcher III, sowie Strieder, hess. Gel. XI, 256 und v. d. Linde, Nassauer Drucke S. 273 u. 388.

F. Otto.

Reifenstein: Johann Friedrich R., bekannter Kunstfreund und Dilettant, geb. 1719 zu Ragnit in Ostpreußen, kam nach Rom, wo Winckelmann und Mengs seine Freunde wurden. In der Werthschätzung der Antike eiferte er Winkelmann nach und Mengs galt ihm als das Vorbild aller Malerei. Er selbst versuchte sich auch als Künstler in Allerlei, malte in Oel, Aquarell, Pastell, Miniatur, radirte, modellirte, besonders interessirte er sich für die antike Technik der Enkaustik, die er wieder zum Leben erwecken wollte. Multa non multum! Es ging sein Wissen in die Breite, aber nicht in die Tiefe. Er muß zugleich eine Art höherer Kunstcicerone für vornehme Leute gewesen sein. Er hatte in Kunstsachen ein dankbares Publicum und besaß einen gewissen Einfluß. Gegen

Künstler war er stets hilfsbereit, und auch Philipp Hackert erfreute sich seiner Protection. Rußland und Sachsen-Gotha verliehen ihm den Hofrathstitel. R. starb 1793 zu Rom. Im J. 1756 hatte er den Kupferstecher und späteren Präsidenten der Augsburger Akademie J. Daniel Herz gemalt, M. Schad stach das Bild 1769 in Schwarzkunst. Sein eigenes Porträt ist 1796 von F. Frick in Berlin als Büste gestochen worden. Auf diesen beiden Blättern heißt er Reiffstein, was vielleicht der richtigere Name war, Goethe nennt ihn Reiffenstein. W. Schmidt.

Reiff: Aemilian R., Benedictiner, geb. am 16. Mai 1741 zu Amb[illegible] bei Mosburg, † am 11. Juni 1790 zu Benedictbeuern. Er trat 1762 zu Benedictbeuern in den Orden, wurde 1766 Priester, lehrte einige Jahre in dem Stift Dogmatik und Kirchenrecht und wurde 1781 Professor der Moral zu Ingolstadt. Er veröffentlichte dort „Systema theologiae moralis christianae“, 1787—88, 2 Bde., — dazu „Meine Verantwortung gegen die Würzburger und Salzburger Kritik“, 1788, — und vier Programme „De originibus typographicis“, 1785—90. Wegen Krankheit legte er 1790 die Professur nieder und kehrte in sein Stift zurück.

Lindner, Benedictiner 1, 138, 318. — Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Univ. 2, 513. Reusch.

Reiff: Jakob Friedrich R., geb. am 23. Decbr. 1810 zu Vaihingen an der Enz, † in Tübingen am 6. Juli 1879, Sohn eines Schneidermeisters, besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt und erhielt 1825—28 seine weitere Ausbildung im Gymnasium zu Stuttgart, von wo er, um Theologie zu studiren, in das Tübinger Stift übertrat. Nach absolvirter Universität leistete er vom Herbst 1833 bis Ostern 1835 Vicarsdienste in Rudersberg im Jagstkreise, erhielt sodann die Stelle eines Repetenten an den Seminarien zu Maulbronn und Schönthal, und kam im Herbst 1837 als Repetent in das Tübinger Stift, wo er bereits philosophische Vorträge hielt. Nachdem er nur kurze Zeit als Stadtvicar in Stuttgart fungirt hatte, promovirte er 1840 in der philosophischen Facultät zu Tübingen und erhielt am 18. August desselben Jahres die Erlaubniß, Vorlesungen an der Universität zu halten. Die übliche Disputation über die zu diesem Behufe verfaßte Abhandlung „Ueber die wichtigsten Punkte der Philosophie“ fand erst im Januar 1842 statt, nachdem ihm im Herbst 1841 bei H. C. W. Sigwart's Abgang in stellvertretender Weise ein Lehrauftrag ertheilt worden war (gedruckt wurde die Abhandlung 1843). Am 14. Februar 1844 wurde er zum außerordentlichen und am 9. October 18[illegible] zum ordentlichen Professor ernannt (letzteres war bereits im J. 1850 von der Universität beantragt worden, mußte aber aus Gründen des Etats zurückgestellt werden). Im J. 1877 zwang ihn ein Herzleiden, seinem Berufe zu entsagen, und so erfolgte am 11. Juni seine Pensionirung. — Als Lehrer war er, namentlich in früheren Zeiten, sehr beliebt und hoch angesehen; von sachkundigster Seite wird gerühmt, daß in seinen lebendigen und fesselnden Vorträgen die Sicherheit, mit welcher er die abstractesten Begriffe entwickelte, und die Schärfe seiner hierbei geübten Kritik auf die Zuhörer imponirend wirkten. Seine schriftstellerischen Leistungen fallen eigentlich noch vor die Zeit seiner Lehrthätigkeit. Indem er in seinen Studienjahren die damals herrschende Philosophie Hegel's ge[illegible] hatte, fühlte er sich allmählich abgestoßen, sowohl von der Hegel'schen Methode als auch von der pantheistischen Grundanschauung, und so legte er seinen eigenen Standpunkt in zwei Schriften dar, durch welche er bei den Hegelianern entschiedenes Mißfallen erregte, nämlich: „Der Anfang der Philosophie“ (18[illegible]) und „Das System der Willensbestimmungen oder die Grundwissenschaft der

Philosophie" (1842), worauf noch die oben erwähnte Habilitationsschrift folgte. Er lenkte wieder auf die ältere Gestalt der Wissenschaftslehre Fichte's zurück, indem von dem Uracte der dualistischen Scheidung in Ich und Nichtich auszugehen sei, um zur Aufhebung derselben in der concreten Identität zu gelangen. In diesem Sinne stellte er die Willensbestimmung an die Spitze des Systemes, welches sich gliedert in praktische Philosophie, Naturphilosophie, Metaphysik. Später erschien von ihm nur noch eine Abhandlung „Ueber die Hegel'sche Dialektik" (1867); verschiedene Arbeiten, welche er beabsichtigt und auch angefangen hatte, wie insbesondere eine Metaphysik, fanden nicht ihre Vollendung.

(Mittheilung aus den Personal-Acten der Tübinger Universität).

Prantl.

Reiffenberg: Ritter Friedrich v. R., geboren um 1515, † am 12. Mai 1595, achtzigjährig. Er gehörte dem in dem 13. Jahrhundert auftretenden, ehemals weitverzweigten Rittergeschlecht an, welches sich nach der jetzt in Ruinen liegenden Burg Reiffenberg auf dem nördlichen Abhange des Taunus nannte. Dies Geschlecht zerfiel in zwei Hauptlinien, die Wetterauer, deren Sitz die Stammburg war, und die Weller(= Westerwälder) Linie, deren Besitzungen an der Lahn und auf dem Westerwalde lagen. Diese Hauptlinien spalteten sich wieder in viele Zweige, deren jeder nicht selten mehr oder weniger hervorragende Männer hervorbrachte; die meisten von ihnen bekleideten bei den benachbarten Fürsten hohe Ehrenstellen, einige haben sich durch wissenschaftliche Thätigkeit ausgezeichnet. Vielleicht der bedeutendste von allen war der Ritter Friedrich v. R. aus der Weller Linie, Sohn des Kuno v. R. und der Katharine Schneiße v. Grensau. Von den väterlichen Gütern erhielt er nach des Vaters Tod die Besitzung und das Haus zu Sayn, wo er auch die späteren Jahre seines Lebens meistentheils zubrachte. Von seiner Jugend ist uns nichts bekannt; frühe muß er sich im Waffenwerk geübt und zuerst im Dienste des Kaisers Ruhm und Ansehen gewonnen haben. Im J. 1545 berief König Heinrich VIII. von England den dreißigjährigen Mann als Anführer einer Schaar von Landsknechten, die er selbst werben sollte, zu sich, um seine Dienste im Krieg gegen Frankreich zu benutzen. Doch verzögerte die gerade damals zwischen dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Landgrafen Philipp von Hessen ausbrechende Fehde seine rechtzeitige Ankunft, und er konnte erst im folgenden Jahre mit seinen 3000 Landsknechten an dem Kriege theilnehmen. Indessen kam es nicht mehr zu einem Hauptschlag, da schon nach wenigen Scharmützeln bei Calais am 17. Juni der Friede abgeschlossen wurde. Kaum zurückgekehrt trat R. in die Dienste des Landgrafen, welcher sich eben zu dem bevorstehenden Kriege mit dem Kaiser rüstete, und erhielt den Auftrag, den kaiserlichen General Graf Maximilian von Büren, welcher niederländische Truppen, zusammen 7000 Mann zu Pferd und 10 000 Mann zu Fuß, nach der Donau führen sollte, an dem Rheinübergang zwischen Mainz und Bingen zu hindern. R. hatte 10 Fähnlein (= 1000 Mann zu Fuß), zu denen im Laufe des August noch mehr als die doppelte Zahl unter Chr. von Oldenburg und Beichlingen stießen. Mochte nun R. in allzugroßer Sorglosigkeit die Ufer des Rheines nicht genugsam besetzt haben oder Verrath der Mainzer Domherrn im Spiele sein, welche ihn am entscheidenden Tage zu einem Schmause eingeladen hatten, kurz, es gelang Büren, ungestört den Rhein zu überschreiten und ungehindert seinen Weg Mainaufwärts zu nehmen; in der Mitte des September traf er bei Ingolstadt bei dem kaiserlichen Heere ein. R. folgte ihm nach; indessen fand bekanntlich der Krieg in Oberdeutschland ein rasches Ende durch den Abzug des Kurfürsten von Sachsen, welcher den Landgrafen veranlaßte, gleichfalls nach Hessen abzuziehen. Ende December finden wir R. in der Nähe von Frankfurt a. M., von wo er vor dem heranrückenden

Büren, welchem der Rath von Frankfurt die Uebergabe der Stadt anbot, weiter nach Norden zurückweicht. An der Belagerung von Leipzig (vom 12. Januar 1547 an) scheint er keinen Antheil genommen zu haben, obgleich ein Volkslied (bei v. Liliencron IV) ihn dort anwesend sein läßt. Nachdem der Krieg im Frühjahr rasch beendet war, flüchtete R. mit den andern Obersten, um nicht wie die Häupter des schmalkaldischen Bundes in Gefangenschaft zu gerathen, über die deutsche Grenze: und sie thaten wohl daran; denn als der Kaiser nunmehr die Früchte seines Sieges einerntete, sprach er über dieselben die Acht aus, über Schertlin von Burtenbach am 13. August, über R. zu Ulm am 17. August. „Wegen ihrer Nahrung“ suchten dieselben im Auslande Dienste und fanden sie bei König Heinrich von Frankreich, gegen welchen R. noch vor kurzem die Waffen getragen hatte. Doch bald eröffnete sich für R. ein neues Feld der Thätigkeit für das Vaterland. Wie bekannt knüpfte im Sommer 1550 Kurfürst Moriz Verhandlungen mit König Heinrich von Frankreich an, um mit dessen Hülfe den Landgrafen Philipp durch Waffengewalt aus der Haft, in welcher er noch immer vom Kaiser gehalten wurde, zu befreien. Zu den ersten Eröffnungen benutzte er R., welcher im November eine nicht ablehnende Antwort brachte (d. d. 14. October). Und als Moriz mit mehreren anderen Fürsten, welche dasselbe Ziel verfolgten, zu Dresden sich zu gemeinsamem Handeln verständigt hatte, reiste R. abermals zu dem Könige, von dem er Anfangs August 1551 „gute Botschaft“ brachte. Zu den weiteren Verhandlungen, die zu dem Vertrag von Chambord führten (15. Januar 1552), wurde R. nicht weiter zugezogen; es scheint, daß er zu diplomatischer Thätigkeit nicht eben paßte, da er sich nicht streng an seine Instructionen hielt. Dagegen übernahm er wieder die Werbung von 13—14 Fähnlein (etwa 3000 Mann) am Mittelrhein. Brachte er diese auch bald zusammen, so weigerten sich doch die Knechte anfangs, dem „Verräther“ Moriz den Fahneneid zu leisten; erst auf Zureden Reiffenberg's verstanden sie sich dazu; aber der Vorsicht halber ließ er sie einzeln vortreten und schwören. Die Entscheidung des Krieges brachte, wie bekannt, die Erstürmung der Ehrenberger Klause am 19. Mai 1552. Daß dieser Sieg nicht besser ausgebeutet wurde, namentlich daß dem Kaiser Zeit blieb um zu entfliehen, daran waren die Reiffenberger schuld, welche nach der That sofort den Sturmsold verlangten, und weil derselbe nicht alsbald ausgezahlt wurde, Drohungen gegen Moriz ausstießen und sich weigerten weiter zu ziehen. Das Gericht sprach ihnen jedoch den Sturmsold nicht zu, mittlerweile aber war der Kaiser entkommen. Demnächst zog R. mit dem Kurfürsten gegen Frankfurt a. M.; in den Frieden vom 2. August wurde auch er eingeschlossen, wenn er binnen sechs Wochen erkläre, nicht mehr gegen Kaiser und Reich dienen zu wollen. R. besann sich nicht lange; er folgte zwar dem abziehenden Kurfürsten bis nach Miltenberg, dort aber trennte er sich von ihm, um sich mit seinen Landsknechten dem Markgrafen Albrecht Achilles anzuschließen, welcher den Frieden nicht angenommen hatte und die Belagerung von Frankfurt noch einige Zeit fortsetzte. Es folgte der schreckliche Verwüstungszug nach dem Rheine, bis der Markgraf schließlich im October sich vor Metz mit dem Kaiser aussöhnte. Schon im August hatte R. die Folgen seines Entschlusses zu empfinden; er wurde abermals geächtet und ein Preis von 4000 fl. auf seine Auslieferung, von 3000 fl. auf seine Tötung ausgesetzt. Daher trennte der dem Kaiser zürnende Ritter sich von dem Markgrafen und trat abermals in französische Dienste. Hier freundlich aufgenommen, nahm er an den Kämpfen gegen die Spanier Antheil; es kam jedoch in den ersten Jahren nicht zu erheblichen Gefechten, denen er beiwohnte. Erst im J. 1557 fand die entscheidende Schlacht bei St. Quentin statt, welche für Frankreich höchst unglücklich ausfiel. Dem Tode oder der Gefangenschaft

dem Lose vieler Tapferen und edlen Herren, entging R. nur durch schnelle Flucht. Der Frieden vom Jahre 1559 verschaffte ihm endlich die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath, die er so lange nicht gesehen hatte. Hier verlebte er nunmehr einige Jahre in Ruhe; im J. 1565 gründete er sich eine eigene Häuslichkeit durch Vermählung mit Anna von Schönberg, nach deren Tod er Katharina von Selbach heirathete. Doch lange Frieden zu halten war dem unruhigen Manne nicht möglich. Um einen Sitz in der Stammburg Reiffenberg zu gewinnen, griff er zu verschiedenen Mitteln, auch zu dem Schwerte, bis er zuletzt durch einen reichsgerichtlichen Spruch davon abzustehen sich genöthigt sah. Hochbetagt starb er (1595) wahrscheinlich zu Sayn. Da er kinderlos war, setzte er zum Erben ein den Sohn seines Bruders Wilhelm, welcher gleichfalls Friedrich hieß. Dessen Enkel war Johann Philipp von R. († am 4. Februar 1722, 77 Jahre alt), welcher zwar im Dienste des Kurfürsten von Trier die Würde eines Geheimen Rathes und Oberamtmannes von Montabaur, Grensau und Vallendar bekleidete, aber, wie es scheint, lieber auf seinem Schlosse zu Sayn den Wissenschaften, namentlich dem Studium der Heimathsgeschichte oblag. Eine Frucht desselben ist das Büchlein: „Antiquitates Saynenses“, welches er etwa um das Jahr 1685 verfaßte und E. Münch im J. 1830 drucken ließ (Aachen und Leipzig XVIII, 122 S.). Wenn auch die Forschungen und namentlich die Worterklärungen nicht dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften entsprechen, so sind sie doch ein Zeugniß seines ernsthaften Strebens. Außerdem schrieb er Anmerkungen zu den Annales Treverenses des Jesuiten Brower, die Hontheim lobt, doch sind dieselben nicht gedruckt. Er hinterließ einen Sohn, Anselm Friedrich Anton (1685—1739), mit dessen Sohn Friedrich von R. dieser Zweig der Familie ausstarb. Derselbe war geboren im J. 1719 und starb zu Köln im J. 1764; achtzehn Jahre alt trat er in den Jesuitenorden und begab sich nach Rom, um dort Theologie zu studiren; doch beschäftigte er sich auch mit anderen, namentlich den philologischen Wissenschaften und wurde Mitglied der arkadischen Akademie unter dem Namen Mirtisbius Sarpedonius. Eine Frucht seiner gelehrten Beschäftigungen ist die Abhandlung „De vera Atticorum pronuntiatione ad graecos intra urbem dissertatio, qua cum ex historia tum ex veterum Graecorum Latinorumque testimoniis perspicue ostenditur, quam longe hodierna Graecorum pronuntiatio a vetere discesserit“, Romae 1750, 52 S. 4°. Nach Deutschland zurückgekehrt war er zunächst praktisch thätig durch Unterricht und Heranbildung von Lehrern für die Jesuitenschulen, betrieb aber dabei auch historische Studien. Außer einer Uebersetzung von Scipio Maffei's historia theologica dogmatum et opinionum de divina gratia, quae viguerunt primis ecclesiae saeculis. Frankfurt u. Mainz 1756 fol. 512 S., zu der er eine Einleitung und einen Anhang fügte, erschien von ihm eine „Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem principum urbium e manuscr. eruta ad historiam patriae illustrandam.“ Köln 1764, 644, 150 S. Weiß in der biographie universelle XXXVII, 272 führt noch einige kleine Schriften von ihm auf. Ein unglückliches Ende nahm der letzte Reiffenberg der Wetterauer Linie, Philipp Ludwig v. R., † am 23. März 1686. Dessen Laufbahn begann unter den günstigsten Vorzeichen. Am Ende des dreißigjährigen Krieges, welcher seine Stammburg hart mitgenommen hatte, eröffneten sich dem jungen Domherrn von Mainz und Trier durch die Gunst des Erzbischofs von Trier die Aussichten auf einen Kurhut und die erzbischöfliche Würde von Trier. Der Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Sötern, der einer Stütze zu bedürfen glaubte, ernannte den Joh. Phil. v. R., obgleich er einer der jüngsten Domherrn war, im Jahre 1649 zum Dompropst und bald darauf zum Coadjutor, doch der Widerspruch des Domcapitels nöthigte

ihn, diese Ernennung zurückzunehmen. R. trat nun in die Dienste des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, der ihn zum Geheimen Rath und Präsidenten des Kammeramtes erhob, dann, nachdem er der freien Stellung der Stadt Erfurt im Auftrage des Erzbischofs ein Ende gemacht hatte, zum Vicedom und Regierungspräsidenten daselbst ernannte. Doch durch die Ränke seiner Gegner des Unterschleifs und der Bestechlichkeit angeklagt, wird er im J. 1667 ohne Recht und Urtheil in ein schmutziges Gefängniß geworfen und erst nach des Erzbischofs Johann Philipp Tod, nach siebenjähriger Haft entlassen. Weil er aber seine Sache — wider seine Zusage — vor den päpstlichen Stuhl gebracht und dort volle Wiedereinsetzung in seine frühere Stellung erlangt hatte, wurde er abermals gefangen genommen und bis zu seinem Tode in der Festung Königstein festgehalten; achtzehn Jahr seines Lebens hatte er in Gewahrsam zugebracht und starb an Geist und Körper gebrochen, absque confessione et communione, cuius erat incapax ob carentiam intellectus et sensuum. Sein Vermögen erbte der Graf Joh. Lothar v. Bassenheim, Gemahl der ältesten Schwester des Domherrn.

Von keinem der Reiffenberger gibt es eine zusammenhängende Geschichte. Nachrichten über den Ritter und Oberst Friedrich v. R. geben Sleidanus, Thouanus, Spangenberg's Adelsspiegel und die mansfeldische Chronik; aus neuer Zeit v. Druffel, Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrh. I, II, III, 1873—1882; ferner die in dem Erbschaftsproceß erschienenen Streitschriften, namentlich die „Beurkundete Nachrichten von der Herrschaft Reiffenberg" u. s. w. 1776 (von Geh. R. Moser) und die „Darstellung des wahren Thatbestandes" u. s. w. 1824. Ueber die anderen Reiffenberger s. Hontheim, Histor. Trevir. I, 1201 ff. — Rhein. Antiquarius II, 1 454 ff. — Hamberger, Germania erud. p. 932. — Hannappel in den Annalen des Vereins f. nass. Alterthumskunde und Geschichtsforschung IV, 1 41 ff. — Biographie universelle, Paris Bd. 37, 271 (1824) u. Bd. 78, 430 ff. (1846).

Otto.

Reiffenberg: Johann Philipp v. R., wurde 1645 zu Sayn als Sohn des Johann Anton v. R. geboren. Der Vater starb zeitig und hinterließ der Mutter, Anna Elisabeth v. Staffel, die Fürsorge um das Wohl der Kinder. Johann Philipp verdankte der Mutter eine überaus sorgfältige Erziehung, die ihn namentlich auch mit dem classischen Alterthum befreundet hatte. Da die Mutter die Haupterbin ihres reichen Geschlechts war, so trat der Sohn auch unter sehr günstigen äußeren Verhältnissen in das öffentliche Leben ein. Eine Reihe von Jahren verbrachte er am Hofe des Kurfürsten von Trier. Aber der Dienst des Hofes sagte ihm auf die Dauer nicht zu. Er zog sich zurück und ließ sich 1680 in seinem Burghause zu Sayn nieder. Hier lag er, nicht ferner gestört durch den bewegten Verkehr des Hofes, in Einsamkeit und Muße seinen Studien ob und schrieb 1684 die „Antiquitates Saynenses". Der Ruf seiner Kenntnisse erreichte den Kurfürsten Johann Hugo. Und da R. selbst des einsamen Lebens müde geworden, sich wieder hinaussehnte in die lebendige Außenwelt, ließ er sich gern vom Kurfürsten zu den Geschäften des Staates verwenden. Mit Eifer widmete er sich der neuen Thätigkeit: er wurde Oberamtmann zu Koblenz und Ehrenbreitstein, kurfürstlicher Geheimrath, Ritterrath des Kantons Mittelrhein. Trotz dieser und anderer vielfacher amtlicher Thätigkeit wußte R. doch noch Zeit für seine geschichtlichen Forschungen zu finden. Er verfaßte werthvolle Notae et additiones in Broweri et Masenii annales, ferner Abhandlungen De monetis Trevirensibus, De distributione archidiaconatus s. Lubentii in *Dietkirchen* super Lahnam, Fragmenta prophetiae s. Hildegardis abbatissae in *Rupertsberg* prope Bingium, sowie endlich eine Abhandlung De origine et an-

quitate gentis Reiffenbergicae. Von seinen Arbeiten sind nur die Antiquitates Saynenses anderthalb Jahrhunderte später in Druck erschienen, herausgegeben von C. Münch, Aachen-Leipzig 1830. R. starb 1722. Mit seinem Enkel Anselm Friedrich Anton, bekannt durch seine Geschichte der rheinischen Provinz des Jesuitenordens, Köln 1765, erlosch die Linie.

v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius. — Münch, Antiquitates Saynenses. — Mehrere handschriftliche Abhandlungen Reiffenberg's im Staatsarchiv zu Koblenz. Max Bär.

Reiffenstein: rheinisch-harzische Humanistenfamilie, aus der einzelne Mitglieder durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit und ihren Einfluß auf weitere Kreise bemerkenswerth sind. Angeblich jüdischer, jedenfalls niederer Herkunft erringt sich zuerst der Königstein'sche Schultheiß Wilhelm Curio R. zu Bommersheim in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch Bildung und höheres Streben eine geachtete Stellung. Von seinen fünf Söhnen, denen allen eine gründliche akademische Bildung zu Theil wird, erscheint Emmerich (seit 1522) unter den ersten Beförderern der Reformation in Frankfurt, Philipp, rechtskundlich ausgebildet, enge befreundet mit Erasmus, Alber, Micyll u. A., erwirbt die Mitgliedschaft der altadligen Ganerbschaft des Hauses Altenlimburg. Er lebte theils in Frankfurt, theils auf seiner schönen Besitzung zu Oberursel und starb 1551. Der um 1507 geborene jüngste Sohn des Schultheißen, Johann, war ein außergewöhnlich begabter frühreifer Jüngling, der ganz den neu erblühenden Studien lebte. Zwischen 1520 und 1522 hört er den in der ganzen Reiffenstein'schen Familie hochgeehrten Erasmus und den Goclenius in Löwen und tritt auch zu beiden Gelehrten in nähere persönliche Beziehung. Als er im Februar 1523 nach Wittenberg kommt und sofort Luther hört, findet er in Melanchthon bereits einen seiner wartenden treuen Freund des Hauses und hängt hinfort ganz an Wittenberg, besonders an Melanchthon. Als Glied des häuslichen Kreises von Jünglingen, die letzterer zur Dicht- und Redekunst anleitete, sammelte er dessen und einiger anderer Genossen lateinische und griechische Gedichte, die er im J. 1528 als „Farrago aliquot Epigrammatum Philippi Melanchthonis et aliorum quorundam eruditorum“ bei Johann Secerius in Hagenau drucken ließ. Nur ihm ist die Erhaltung der meisten dieser Verskunstübungen zu verdanken. Von dem ungefähr gleichaltrigen Grafen Ludwig zu Stolberg sammt dem gemeinsamen Freunde, dem damals ebenfalls noch recht jugendlichen Rector Micyll im benachbarten Frankfurt, zu einem Jagdvergnügen nach Königstein am Taunus eingeladen, erliegt er, wohl durch einen Schlagfluß, im frühen Sommer des Jahres 1528 den Anstrengungen des Weidwerkes, denen sein durch Ueberarbeit geschwächter Körper nicht gewachsen war. Dieses Ende hat Micyll in einem seiner schönsten Gedichte (sylvae S. 33—41) besungen.

Das merkwürdigste thatkräftigste Glied der Familie war Johann's um das J. 1482 geborener wol ältester Bruder Wilhelm. Gleich den übrigen Brüdern auf Hochschulen gründlich vorgebildet, begann er 1502 im harzischen Stolberg von unten auf den Kanzleidienst und war seit 1507 Graf Botho's zu Stolberg und Wernigerode Rentmeister, Rath und Kanzler. Des Grafen einflußreiche Stellung als Rath des Kaisers, Herzog Georg's von Sachsen und des Kardinals Albrecht von Magdeburg-Mainz gab auch dem vertrauten Diener eine gewisse Bedeutung, die er wenigstens in den stolbergischen Landen nach Kräften für die Einführung der Reformation geltend zu machen suchte. In gleichem Sinne wirkte er in weiteren Kreisen auch durch materielle Unterstützung oder durch Vermittelung des Briefwechsels reformatorischer und verfolgter Männer. Hierzu benutzte R. seine regelmäßigen amtlichen Reisen zu den Messen in Frankfurt

a. M. und Leipzig, wobei auch stets die neuesten Schriften angeschafft und vermittelt wurden. Mit Luther, der zur Zeit des Bauernsturmes in Stolberg bei ihm in Stolberg wohnte, entfernt verschwägert, stand er dessen Mitarbeiter Melanchthon noch näher und war dann auch mit Männern, wie Justus Jonas, Johann Caesarius, Micyll, Eobanus Hessus, sowie mit Tileman Platner in Stolberg und mit Meyenburg in Nordhausen nahe befreundet. Ein Ansehnliches verwandte er von seinem Reichthum, den er durch kaufmännische Geschäfte und Theilnahme am Mansfelder Bergwerk mehrte, auf die sorgfältigste Erziehung seiner drei Söhne, deren Unterricht ganz unter Melanchthon's Oberleitung stand. Zuerst besorgte dieser Lehrer für die Hausschule in Stolberg, und als diese seit 1533 nach Wittenberg verlegt war, betheiligte sich sogar der praeceptor Germaniae theilweise auf sein eigenes Anerbieten unmittelbar neben einem Hofmeister an dem Unterricht der für die Hochschule sich vorbereitenden Jünglinge. In Stolberg wie in Wittenberg wurde auch andern jungen Leuten, in Wittenberg selbst Ausländern, auf besonderes Ansuchen eine Theilnahme an dieser wahrhaft fürstlichen, wie Melanchthon sich ausdrückt höfischen, Jugenderziehung der R.'schen Söhne verstattet. Hatte sein Bruder Philipp sich vom Kaiser Maximilian ein Wappen ertheilen lassen, so wählte auch Wilhelm sich statt seiner ererbten Hausmarke ein echtes Humanistenwappen (der harfnende Arion auf dem Delphin), das ihm 1532 Karl V. bestätigte. Melanchthon, Caesarius u. A. widmeten ihm Schriften. Letzterer gibt Zeugniß von des Rentmeisters begeisterter Antheilnahme an dem Emporblühen der Wissenschaften und von seinem nationalen Hochgefühl, daß nun in einem Erasmus, Melanchthon u. A. auch die Deutschen mit allen Culturvölkern auf dem Felde der Wissenschaft siegreich um die Palme strebten. W. R. starb Anfangs Mai 1538 auf einem Meßbesuch zu Frankfurt, wo er auch begraben wurde. Von seinen drei Söhnen, denen Melanchthon verschiedene Schriften widmete, zog **Wilhelm** (Curio), der älteste (geb. gegen 1515, † 1579), nach Wernigerode, wo er dem nach der Schlacht von Mühlberg fliehenden Lehrer und väterlichen Freunde Melanchthon nebst Angehörigen, Georg Major u. A. am 17. Mai 1547 am Harz das erste gastliche Dach in seinem Haus am Markte darbot. Ihm und seinem Bruder Albrecht, der wie er eine rechtskundliche Ausbildung genossen hatte, wird große Redegewandtheit nachgerühmt.

Dieselbe Frühreife wie seinen erwähnten jüngsten gleichnamigen Oheim zeichnet den jüngsten Sohn des Rentmeisters, **Johann** (J. Wilhelm), aus, der, erst etwa 16 Jahre alt, am 26. November 1536 zu Wittenberg öffentlich disputirte. Außer der genannten Hochschule besuchte er wenigstens noch Basel. Sein dortiger Lehrer, Simon Grynaeus, widmete ihm die 1540 gedruckte *ὑποτύπωσις* des Proklos. Es wird dabei auf die erfolgreichen der Geometrie, Erd- und Weltkunde zugewandten Bestrebungen des Bewidmeten hingewiesen, wegen deren ihm bereits vier Jahre früher Melanchthon seine Ausgabe von Johann Vögelin's Elementen der Geometrie zugeeignet hatte und Justus Jonas ihm den Jahre nachher die Baseler Froben'sche Folioausgabe der Plinius'schen Naturgeschichte vom Jahre 1539 schenkte. Aber sein Wirken und Streben war ein vielseitiges, doch zumeist, mit Ausnahme einer kurzen Sachsen-Weimarischen Dienstbestallung, nur auf die Wissenschaften gerichtet. Seine Familienverhältnisse — wir wissen außer der Wittwe nur von einer Tochter, die er hinterließ — ließen ihm hierfür auch eine reiche Muße. Wie ernstlich ihn die Gottesgelahrtheit beschäftigte, zeigt schon sein nahes inniges Verhältniß zu Melanchthon und Jonas, den er innig verehrte, besonders aber zu Luther. In des letzteren späten Lebensjahren war er dessen Tischgenosse, und Luther übereignete ihm 1545 die damals bei Joh. Lufft in Wittenberg gedruckte Foliobibel, in

welche er und später Melanchthon, Bugenhagen, Creuziger sich mit Gedenkversen einschrieben. Was uns aber den strebsamen Jünger und Gönner der Gelehrsamkeit am meisten merkwürdig macht, ist seine Aufmerksamkeit auf das älteste deutsche Schriftthum. Im gelehrten Briefwechsel mit dem vielseitigen Konrad Gesner in Zürich, theilte er diesem — mit dem er sich auch über die Gesteinskunde unterhielt — Proben des gothischen Alphabets mit, dessen Zugehörigkeit zum Deutschen man damals zuerst erkannte. Er sandte ihm aber auch abschriftlich einen Theil vom 1. Capitel des Lucasevangeliums aus Otfried's Krist, von dem er eine Handschrift in der Nachbarschaft (etwa in Ilfeld?) entdeckt hatte. Ein Theil seiner ausgewählten Büchersammlung wurde nach seinem Tode für die gräfliche Bibliothek in Wernigerode, wo eine Reihe seiner Bücher in ausgezeichneten gepreßten Pergamentbänden noch heute aufbewahrt wird, angekauft. Johann starb zu Stolberg am 19. März 1575. Da man an dieser Stelle ein Urtheil über die auf den Rentmeister Wilh. R. zurückgeführte, in den „Auserlesenen Anmerkungen über allerhand wichtige Materien und Schriften", Anderer Theil. Frankf. und Leipz. 1705, S. 236—335 gedruckte Historia arcana erwarten wird, so ist zu bemerken, daß diese besonders für Melanchthon sehr ungünstigen, von Arnold in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie nur zu sehr benutzten Aufzeichnungen zunächst der Zeit, von der sie handeln, wegen von dem schon im Frühjahr 1538 verstorbenen Rentmeister nicht verfaßt sein können. Auch dessen mit Melanchthon innigst vertraute Söhne können nicht wohl die Verfasser sein. Sollte ein Wilhelm R. dabei betheiligt sein, so ließe sich noch am ersten denken, daß der 1599 kinderlos verstorbene gleichnamige Sohn des wernigerödischen Wilhem Curio R. väterliche oder Familienaufzeichnungen in einseitiger Auffassung verarbeitete.

Auf Grund einer größeren handschriftlichen Arbeit über die Familie R., wovon das auf den Rentmeister und dessen jüngsten Bruder Johann bezügliche für Geiger's Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance Bd. II, 1, S. 72—96 verarbeitet ist. — Vgl. auch Zeitschr. des Harz-Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk. 20 (1887), S. 262—267.

Ed. Jacobs.

Reiffenstuel, ein zuerst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auftretendes bairisches Geschlecht, von dem sich mehrere Glieder theils als Bautechniker, theils als Gelehrte und Geistliche Ruhm und Ansehen erworben haben. Ihre Heimath ist die am Tegernsee gelegene Pfarrei Gmund, die von 1321—1803 zu dem gefreiten Klostergericht Tegernsee gehörte, weshalb in den Urkunden des 16. und 17. Jahrhunderts die R. durchweg als aus Tegernsee stammend genannt sind. In der älteren Zeit trieben sie vornehmlich Landwirthschaft und Gerberei, doch werden auch verschiedene als tüchtige Bauleute genannt, und es scheint, als hätten sie das Erbzimmermeisteramt für Baiern innegehabt. 1596 wurde ihnen wegen ihrer Verdienste als herzoglich bairische Werkmeister „in welcher Kunst sy dann, biszhero ain sonder Lob erlangt" vom Kaiser ein Wappen verliehen. Zu jener Zeit finden wir am Münchner Hofe als Werkmeister das berühmteste Glied dieser Familie Hans R., geb. um 1548 im Seeklasengütl bei Gmund als Sohn des Zimmermanns und Wirthes Leonhard R. Schon früh zeigte er Vorliebe und Geschick für das Baufach und ward dem Herzog Wilhelm als Bautechniker empfohlen. Als solcher war er von 1570 bis 1580 vornehmlich in Ingolstadt thätig, am 1. Juli 1587 wurde er bei dem fürstlichen Hofbauamt in München mit 170 fl. Jahresgehalt als Werkmeister angestellt, von 1592 an erhielt er jährlich 200 fl. und im J. 1597, in dem er Baumeisteramtsverwalter wurde, eine Aufbesserung von 50 fl. Im ersten Quartal dieses Jahres starb sein um 1562 geborener Bruder Georg (Jörg)

der 1588/89 mit 125 fl. Jahresgehalt als Werk-, Wuer- und Klausenmeister angestellt worden war, und an dessen Stelle nunmehr sein um 1564 geborener Bruder Quirin trat, der auch als Trift- und Holzmeister genannt wird und seit 1602 regelmäßig 144 fl. 30 kr. Jahreseinkommen hatte. Er nahm Theil an der Herstellung der reich geschnitzten Decke in der Maximilianischen Gallerie der Münchner Residenz und starb am 21. Februar 1623, worauf sein Sohn Georg, der ihn schon seit 1612 beim Triftwesen vertreten hatte „da er schon alt sei und nicht überall hinsteigen kann", an seiner Stelle als Werkmeister erscheint. Nach den verschiedenen Arbeiten, die uns urkundlich von Hans R. überliefert sind, war es kein künstlerisch durchgebildeter Architekt, sondern vielmehr ein erfahrener Praktiker, deshalb ist die neuerdings aufgestellte Ansicht, R. habe die Pläne zu dem unter Maximilian errichteten Residenzbau in München geliefert, ganz unhaltbar. Ob und inwieweit er an der Bauleitung betheiligt war, ist nicht ersichtlich. Vornehmlich scheint er sich auf dem Gebiete des Wasserbaues bethätigt zu haben. 1596 wurde er dem Herzoge empfohlen „als ein ernstlich, redlich und getreuer Mann, der die Wassergespän, auch was sonst einem Zimmermann gebührt gar wohl versteht". Er hatte auf jenem Gebiete eine solche Berühmtheit erlangt, daß im J. 1599 Erzherzog Mathias von Oesterreich an Maximilian schrieb, man möge „zu einer vorhabenden Wasserbesichtigung und Berathschlagung" den R. senden. Er wurde jedoch nicht fortgelassen, da er unentbehrlich war. Von diesem Jahre an wird er stets als Baumeister angeführt und seine Besoldung wächst bis zum Jahre 1602 auf 300 fl., die er bis zu seinem am 29. Juni 1620 erfolgten Tode beibehielt. 1611 hatte er „in ansehung er nun mehr vil jar lanng gediennt aus g(naden) semel pro semper" 300 fl. als Geschenk erhalten. Seitdem wird er meist als alter Baumeister angeführt. Sehr häufig erhielt er Reisegelder „in besichtigung etlicher gepeu". Es ist daher anzunehmen, daß er einer der beiden Baumeister war, die nach dem Commissionsbeschlusse vom Jahre 1597 zur Inspicirung des Bauwesens in Baiern eingesetzt wurden. In diesem Jahre wurde er ja Baumeisteramtsverwalter. Die bedeutendste Leistung Hans Reiffenstuel's war die Salzsoolenleitung von Reichenhall nach Traunstein, die er mit seinem natürlichen Sohne Simon, der, 1574 in der Pfarrei Gmund geboren, auf größeren Reisen vornehmlich die Wasserbaukunst studirte, 1601 als Hofzimmermeister angestellt wurde und am 8. Februar 1620 als fürstlicher Hofbrunn- und Zimmermeister in seinem Heimathsorte starb, in den Jahren 1617 bis 1619 ausführte. Vor Beginn des Baues hatte er 1000 fl. erhalten, weitere 1000 fl. sollten ihm nach Vollendung desselben gegeben werden, er erlebte aber nicht ihre Auszahlung. Sein Grabstein befindet sich in der Klosterpfarrkirche zu Tegernsee. Er war zweimal verheirathet und hatte außer dem genannten natürlichen Sohne Simon fünf Söhne: Leonhard, Wolfgang, Johannes, Abraham und Nikolaus sowie eine Tochter Marie. Das im königlichen Salinenarchive zu München hängende Bildniß, von dem sich in Flurl's Aelterer Geschichte der Saline Reichenhall eine Lithographie befindet, stellt nicht wie bisher und von Nagler angenommen ist, den Baumeister Hans dar, sondern dessen Sohn Simon. Seine Söhne Wolfgang und Johannes, geboren 1575 und 1576 in Gmund, widmeten sich dem geistlichen Stande. Ersterer wurde 1603 Caplan in Holzolling, einer Filiale des Klosters und Chorherrenstiftes Weyarn, 1607 Administrator des letzteren und ein Jahr später erster Propst desselben. Als solcher starb er in der Nacht vom 9. auf den 10. Februar 16[illegible]. Letzteren finden wir 1587/88 als Student in Ingolstadt eingeschrieben und 1595 in der Jesuitenschule zu Wien. Weder die Bemühungen seines Vaters noch das vom 9. Juli 1595 datirte Empfehlungsschreiben Herzog Ferdinand's

vermochten den Abt Paul von Tegernsee, dem „geschickten, eingezogenen und exemplarischen Priester Hannsen, den Sohn des herzoglichen Werkmeisters Hanns Reiffenstuel“ die Pfarrei Gmund zu überlassen. 1601 wurde er auf Wunsch des Herzogs Maximilian Chorherr und Stiftspfarrer bei St. Martin in Landshut und 1610 Pfarrer in Geisenhausen, als welcher er am 28. Mai 1615 starb. Ein Enkel des Hofbaumeisters, Sohn des Wirthes Leonhard R. in Gmund ist der 1608 geborene kaiserliche Hof- und Pfalzgraf Paulus v. R., der 1630 nach Wien ging, wo er vier Jahre später Doctor der Rechte und 1642 Hofrichter wurde, als solcher wie als kaiserlicher Landesgerichtsverwalter erscheint er später in der fürstlichen Cistercienserabtei Lilienfeld in Niederösterreich. 1645 machte er sich in den Kämpfen gegen die Schweden zumal gegen Torstenson verdient und wurde deshalb am 4. April 1652 von Ferdinand III. geadelt und zum Hof- und Pfalzgrafen gemacht. Seine beiden Söhne erster Ehe scheinen früh gestorben zu sein, der aus seiner zweiten Ehe stammende 1664 geborene Sohn Ignatius (s. S. 696) trat in den Jesuitenorden. Den geistlichen Beruf erwählte auch der am 2. Juli 1642 geborene Sohn des Gutsbesitzers Quirin R. zu Kaltenbrunn, Johann Georg gen. Anaklet (s. u.). Einen ähnlichen Lebensgang wie dieser hatte sein Vetter Pater Albert R., der am 30. April 1665 als Sohn eines Wirthes in Gmund geboren und gleichfalls Johann Georg getauft wurde. Am 19. August 1681 wurde er ins Franciscanerkloster zu Freising aufgenommen, empfing hier 1687 die Weihe zum Ordenspriester unter dem Namen Albert und hörte in den Jahren 1689 und 1699 die kirchenrechtlichen und moraltheologischen Vorträge seines Vetters Anaklet. Von 1690 bis 1701 docirte er Theologie in Tölz, Altötting und München, dann wurde er Lector der Theologie in Ingolstadt, im folgenden Jahre Guardian in Neuburg und 1704 Superior in Straubing, um dann von 1706 bis 1708 sowie auch später mehrere Male das Amt des Definitors der Provinz zu verwalten. Hierauf wurde er zum Lector des Kirchenrechts am Lyceum zu Freising ernannt, 1710 in die päpstliche Curie nach Rom berufen, aber schon 1711 als nicht mehr entbehrlich zurückerbeten. Seit 1717 wirkte er als Studienrector. Er starb am 10. Juni 1723. Die wichtigste unter seinen dogmatischen, kirchenrechtlichen und homiletischen Schriften ist die 1701 erschienene „Coena magna, seu tractatus eucharisticus nach Duns Scotus“.

M. Flurl, Aeltere Gesch. d. Saline Reichenhall. 1809. — G. K. Nagler, Neues Allgem. Künstlerlexikon XII (1842). — Oberbayer. Archiv für vaterl. Gesch. XIV (1853—54), S. 112. — Jos. Obermayr, die Pfarrei Gmund am Tegernsee. 1868. — Chr. Haeutle, Geschichte der Residenz in München, 1883. — P. J. Rée, Peter Candid (1885), S. 156 f.

P. J. Rée.

Reiffenstuel: Johann Georg R. (gen. Anaklet), Kanonist und Moraltheolog, geb. am 2. Juli 1641 zu Tegernsee, † zu Freising am 5. Oct. 1703. Derselbe trat am 3. November 1658 in den Franciscanerorden (Reformaten) zu Freising ein, wo er nach Papst Anaklet benannt wurde, machte die Studien im Ordenshause und war in demselben seit 1665 Lector der Philosophie, 1667 bis 1668 in Landshut, bis 1671 im Franciscanerkloster in München und bis 1678 ebenda als Lector der Theologie, 1678—83 wirkte er als Guardian im Franciscanerkloster in Weilheim, bis er im J. 1683 Professor des kanonischen Rechts am bischöflichen Lyceum in Freising wurde. Dieser Beschäftigung blieb sein Leben gewidmet: außerdem hat er durch Ordnung und Katalogisirung der Bibliotheken des Bisthums und Capitels, deren werthvolle Handschriften u. s. w. der Münchner Bibliothek einverleibt sind, sich Verdienst erworben. Schriften: „Vita S. Francisci Solani“, München 1676 und Deutsch das. „De ceremoniis et

ritibus ecclesiasticis“. Ein viel gebrauchtes Buch ist „Theologia moralis“, München 1692, 4 (mit Zusätzen von Kreßlinger, das. 1726, 4°, 1742, 2 Bde. 4° u. ö., zuletzt „ad saniorem doctrinam novissime revocata a P. Ricci a Cimbria“, Augsb. 1777, 2 Bde. fol.). Seine eigentliche litterarische Bedeutung liegt in dem Werke „Jus canonicum universum“, das zuerst in Freising 1700 in 6 Foliobänden erschien, bis 1755 elf in verschiedenen Orten gedruckte Auflagen erlebte und zuletzt im Auszuge als Editio compendiaria ad usum Seminariorum zu Paris 1853 in 3 Bänden 12° erschien. Es behandelt den Stoff in der Ordnung der Decretalen Gregor's IX., innerhalb der einzelnen Titel nach der längst hergebrachten Weise systematisch in verschiedenen Fragen. Seine Gewährsmänner sind von älteren nur Hostiensis und Durantis, dazu die Commentatoren seit dem 15. Jahrhundert, besonders Panormitanus. Vollständigkeit der Darstellung, Berücksichtigung fast aller für das Rechtsleben wichtigen Fragen, eingehende Herbeiziehung des Concils von Trient, der päpstlichen Constitutionen und der Entscheidungen der römischen Behörden machen das Werk zu einem thatsächlich höchst brauchbaren nicht bloß für seine Zeit. Aus diesem Grunde ist erklärlich, daß es bis auf die Gegenwart sich eines großen Ansehens, namentlich auch bei den römischen Behörden erfreut, und von den späteren Kanonisten reichlich benutzt, ja vielfach ausgeschrieben wird. R. gebührt wegen dieses Werkes unter den Kanonisten alten Schlags der neueren Zeit einer der ersten Plätze.

Meichelbeck, Hist. Frising. II, P. 1, p. 434. — Greiderer, Germania Franciscana II, 393, 427. — Kobolt, Gel.-Lex., S. 548.

v. Schulte.

Reiffenstuell: Ignaz R., Jesuit, geboren zu Lilienfeld in Niederösterreich am 15. October 1664, † zu Wien am 28. Februar 1720, wurde 1681 in den Orden aufgenommen, promovirte nach vollendeten Studien in der Philosophie und Theologie und lehrte dann beide Disciplinen an der kaiserlichen Wiener Universität. Ob seiner vortrefflichen Rednergabe wurde er um 1704 vom Lehramte abberufen und als Prediger verwendet und zwar zuerst an der Hofkirche zu Graz, dann an der Collegiumskirche in Wien und zuletzt an der Metropolitankirche bei St. Stephan, wo er bis zum Ende seines Lebens die Kanzel zierte. Seine Werke sind: „Ephemerides Leopoldinae seu facta Leopoldi I. imp. memorabilia in singulos anni dies distributa.“ Semestre I. et II. Viennæ 1700 et 1701. 2 vol. 12°. „Cosmus in Microcosmo, seu mundus opere sex dierum creatus, in homine velut microcosmo consummatus, partim scholastice partim ethice dilucidatus.“ Viennæ 1701. 4°. „Germania Austriaca seu topographia omnium Germaniae provinciarum aug. domui Austriacæ hæreditario jure subjectarum.“ Viennæ 1701. Fol. „Theses Aristotelicæ ex universa logica antithesibus logicis . . . illustratae.“ Viennæ 1703. 4 t. „Vienna gloriosa seu descriptio toto orbe celeberrimæ cæsareæ nec non archiducalis residentiæ.“ Viennæ 1703. Fol. Dasselbe Deutsch 1713. 8°. Außerdem gab er auch in deutscher Sprache Fastenpredigten und eine Reihe von Gelegenheitsreden heraus, unter denen die Trauerreden auf den Tod der Kaiser Leopold I und Joseph I. besonders bemerkenswerth sind.

J. Nep. Stöger, Scriptores provinciæ Austriacæ Soc. Jesu, I. Viennæ 1855 p. 296 und nach diesem Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. 25 S. 196.

P. Ant. Weiß.

Reiffstein: Johann Friedrich R. s. Reifenstein o. S. 685.

Reigersberg: Heinrich Alois Graf v. R., bairischer Justizminister, aus einer 1635 geadelten, 1705 in den Freiherrnstand erhobenen bairischen Familie

geboren am 30. Januar 1770 (die Angabe 1764 im Genealogischen Taschenbuch der gräflichen Häuser ist falsch), vermählt mit Therese Gräfin v. Lodron-Laterano, † am 4. Novbr. 1865. Freiherr v. R. wurde 1797 zum Assessor am Reichskammergericht zu Wetzlar, am 14. September 1803 zum Reichskammerrichter ernannt, durch kaiserliches Decret vom 3. Septbr. 1803 in den Reichsgrafenstand erhoben. Ein Bericht des kurbairischen Gesandten v. Hoffmann an Max Joseph rühmte den neuen Präsidenten der obersten Justizstelle des Reichs als „einen Mann von vorzüglichen Kenntnissen, von angestrengtem Fleiß und wahren Justizfreund“; auch der Bevollmächtigte Baierns am Reichskammergericht, Geheimrath v. Zwack, sprach über Reigerberg's Berufung seine Freude aus, da sich von ihm patriotische Förderung der bairischen Interessen erwarten lasse. R. war der letzte Reichskammerrichter. Nach Auflösung des deutschen Reichs wurde er in Baiern zum geheimen Rath und dirigirenden Minister des geheimen Justizdepartements ernannt. Nach dem Sturz des Premierministers Grafen v. Montgelas (2. Februar 1817) übernahm R. den Vorsitz im Ministerrath. In den kirchenpolitischen Fragen, welche nunmehr in den Vordergrund traten, stand R. auf Seite der liberalen Mitglieder des Kronrathes. In seinen schriftlichen Gutachten, wie in mündlich abgegebenen Erklärungen verlangte er entschiedene Aufrechterhaltung der landesherrlichen Rechte, Ablehnung der Wiederaufrichtung der Klöster, strenge Aufsicht der weltlichen Behörden über die Bildung der Geistlichkeit, genau geregelte Unterordnung der Seelsorger unter die weltliche Gewalt u. A. In einem am 14. Juli 1817 abgegebenen Votum drang er darauf, daß dem römisch, nicht deutsch gesinnten Gesandten Häffelin in der neuen Instruction „kein Spielraum gelassen, nichts seinem Ermessen anheimgegeben und jede Abweichung oder Nachgiebigkeit auf das bestimmteste untersagt werde“. Wenn die Warnung bessere Beachtung gefunden hätte, wäre der bairischen Regierung eine peinliche Erfahrung erspart geblieben. Auch im Conflict, der sich innerhalb des Ministeriums nach der Karlsbader Conferenz wegen der von Rechberg befürworteten Beschränkung der verfassungsmäßigen Rechte des Volkes erhob, ließ sich R., wenn auch weniger energisch und eifrig wie der Finanzminister Lerchenfeld, den Schutz der Verfassung angelegen sein. Als 1823 in Folge einmüthigen Zusammenwirkens des Fürsten Metternich mit dem Grafen Rechberg und dem Fürsten Wrede am Münchner Hofe die reactionäre Stimmung zur Herrschaft gelangt war und Lerchenfeld, Rudhart und die übrigen Verfassungsfreunde ihre Stellen oder doch allen Einfluß verloren hatten, erfolgte auch Reigerberg's Entlassung und zum Nachfolger wurde Staatsrath v. Zentner ernannt, der den opportunen Ausweg gefunden hatte: keine Verletzung des Buchstabens der Verfassung, aber möglichst beschränkende Auslegung im Sinn und Geist der Metternich'schen Politik.

Sicherer, Staat u. Kirche in Baiern von 1799—1821, S. 222, 234 ꝛc. — M. Frhr. v. Lerchenfeld, aus den Papieren des k. b. Staatsministers Maximilian Freiherrn v. Lerchenfeld, S. 63, 138, 160. — Personalakt im k. geh. Staatsarchiv zu München.

Heigel.

Reihing: Franz Xaver R., geb. am 17. November 1804 zu Rottenburg am Neckar, war bis 1819 Sängerknabe am dortigen Dome. Er widmete sich dem geistlichen Stande und nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, diente er der Kirche als Seelsorger. Als Pfarrer zu Schmiechen betrieb er eifrig musiktheoretische Studien, componirte geistliche Gesänge und ließ sich die Pflege des Kirchengesanges sehr angelegen sein. Es war die Zeit der Erkenntniß, daß es mit der katholischen Kirchenmusik anders werden müsse, daß sie verweltlicht, verflacht und auf dem niedrigsten Punct der Kunst stehe. An allen

Orten in Süddeutschland regte es sich und durch Gründung von Kirchenmusik-vereinen und Zeitschriften für kirchliche Kunst wurde eine Reform angestrebt und vorbereitet. Auch R. fühlte sich berufen, seine Kraft dieser Aufgabe zu widmen und schloß sich 1842 dem von Ortlieb und Fröhlich gegründeten Stuttgarter Kirchenmusikvereine an, betheiligte sich mit großem Eifer an dem von Ortlieb gegründeten und redigirten „Organ für kirchliche Tonkunst“ und suchte durch Schrift und That die erwachte Erkenntniß zu fördern, auf den rechten Weg zu leiten und durch eigene Composition das Ziel zu bezeichnen, wonach zu streben war. Weniger darauf bedacht, sich durch seine Compositionen einen Namen zu machen, gab er sie ungedruckt weg, wo es an Notenmaterial der neuen Richtung fehlte. Ferner widmete er seine Kräfte den von Ortlieb veranstalteten Neuausgaben der Kirchengesangbücher, den sogenannten katholischen Choralbüchern. Hier gab er im Vereine mit Ortlieb die „Gesänge für den gewöhnlichen Morgengottesdienst“ heraus; „Die solennen Präfationen mit den Responsorien“ (Ehingen 1857, 3. Aufl.), „Das Cantionale chori oder die gregorianischen Kirchengesänge zum Amt der heiligen Messe“ (Gmünd 1855), Processionale (Ehingen 1856), Vesperale, Psalmen und Hymnen in vierstimmiger Bearbeitung (Tübingen 1856) u. a. Sein Tod ist nicht bekannt geworden, doch seine Bestrebungen haben gute Früchte getragen und was er im kleinen Kreise anstrebte, nahm dann der Allgemeine Cäcilienverein unter Witt unter seine Obhut und verbreitete die begonnenen Reformen über die ganze katholische Welt.

Rob. Eitner.

Reihing: Jacob R., geb. am 6. Januar 1579 in Augsburg, † am 5. Mai 1628 zu Tübingen, bekannt durch seine polemische Thätigkeit gegen die protestantische Kirche, noch bekannter durch seinen Uebertritt zu dieser Kirche. Einem altadeligen Augsburger Geschlecht entstammend (Vater: Jakob R., Mutter: Katharine geb. Bähler), hatte er schon als Knabe das Unglück, seine Eltern zu verlieren; mit seinem Bruder Konrad wurde er in dem Jesuitencollegium zu Ingolstadt erzogen, infolge eines Gelübdes, in schwerer Krankheit abgelegt, trat er in den Orden selbst ein und wurde wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner scharfen klaren Polemik und wegen seiner Gewandtheit dort hochgeehrt und einer der eifrigsten Vorkämpfer des Ordens und damit des Katholicismus. Sein Noviziat bestand er in Landsberg, dann wurde er Professor in Innsbruck, später Lehrer der Theologie und Philosophie in Ingolstadt; der Ordensgeneral Aquaviva selbst ertheilte ihm den theologischen Doctorgrad, eine Zeit lang war R. in Dillingen thätig; ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm, als er 1613 mit Magdalena, der gelehrten aber bigotten Frau von Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg nach Neuburg kam. Wolfgang Wilhelm war am 19. Juli 1613 heimlich zur römischen Kirche übergetreten, ob R. dabei schon thätig gewesen ist, läßt sich nicht feststellen; in Neuburg war er Hofgeistlicher des herzoglichen Paares, las im Zimmer Magdalena's die Messe und als Wolfgang Wilhelm am 23. Mai 1614 in Düsseldorf offen zum Katholicismus übertrat, ertheilte ihm R. die Firmung, hielt auch Nachmittags eine berühmte Predigt über die wahren Kennzeichen der Kirche, wie er denn in der Schrift Muri civitatis sanctae, Köln 1614 (auch ins Deutsche übersetzt: der katholischen Religion 12 Grundfesten) den Uebertritt des Herzogs zu rechtfertigen versuchte. Die Schrift erregte durch ihre Klarheit und Bündigkeit, noch mehr aber durch die Veranlassung, der sie ihre Entstehung verdankte, ziemliches Aufsehen; den Angriffen, womit die evangelischen Theologen Balthasar Meisner, Matthias Hoe von Honegg und Fabricius Bassecourt ihn bekämpften, setzte R. sein Buch „Excubiae angelicae civitatis sanctae“, Neuburg 1617, und sein „Enchiridium catholicum, ein sehr geschickt abgefaßtes Handbüchlein zur Vertheidigung des katho-

schen Glaubens, entgegen. Ebenso eifrig arbeitete R., von Wolfgang Wilhelm zu seinem Hofprediger ernannt, an der Katholisirung von Pfalz-Neuburg; nach dem Tode seines Vaters Philipp Ludwig, 12. August 1614, führte Wolfgang Wilhelm die Gegenreformation in seinem Lande durch, zuerst langsam und mit gelinden Mitteln, bald aber mit allem Eifer und unter harten Bedrückungen und Gewaltthaten gegen seine Unterthanen. Eines der thätigsten Werkzeuge dabei war R.; es ist nicht möglich, in allem Einzelnen dies nachzuweisen, es sei nur erwähnt, daß er an der Disputation zwischen dem evangelischen Hofprediger Heilbrunner und seinem Ordensbruder Keller zu Neuburg, 24. Juni 1615, theilnahm, in der neugegründeten Schule in Neuburg jeden Sonntag eine Kinderlehre hielt, welche aber immer mehr in eine Disputation ausartete, er gründete Niederlassungen seines Ordens in verschiedenen Städten, und ähnliches. Da geschah auf einmal das Unerwartete, daß er, welcher sich rühmte, so viele Evangelische von ihrem Glauben abwendig gemacht zu haben, sich selbst zu diesem bekehrte. Am 5. Januar 1621, während gerade mit Trompetenschall und Heerpauken die Evangelischen in Neuburg vor ihren Fürsten geladen wurden, um von ihm ins Glaubensverhör genommen zu werden, entfloh R. aus Neuburg nach Hochstädt zu der evangelischen Mutter des Herzogs und von dort über Ulm nach Stuttgart, um daselbst „sicher Geleit zu erlangen und sein Gewissen zur Ruhe zu setzen“. Aeußerliche Gründe zu diesem gewagten Schritte, der ein ungeheures Aufsehen erregte, sind nicht nachzuweisen, die Beschuldigungen seiner früheren Ordensbrüder, seiner späteren Gegner, er sei aus Furcht vor Strafe wegen fleischlicher Vergehen aus Neuburg entflohen, wies R. mit Leichtigkeit als ganz nichtig zurück. Schon in seiner obenerwähnten Schrift muri hatte er die Autorität der heil. Schrift in einer Weise betont, welche in der katholischen Kirche kaum zulässig ist, die späteren Streitschriften, das Verlangen der Leute, welche er zum Katholicismus bekehren sollte, trieb ihn noch mehr zum Studium der Bibel, die Folge davon war eine innere Unruhe, welcher er nur durch Uebertritt und Flucht glaubte begegnen zu können. Herzog Johann Friedrich von Württemberg ließ, ehe er ihn aufnahm, durch den Kanzler Lucas Osiander und den Professor Thumm ein strenges Examen mit ihm anstellen, und als dasselbe sehr günstig für R. und dessen Rechtgläubigkeit ausfiel, sandte er ihn, reich ausgestattet, nach Tübingen, wo er im herzoglichen Stipendium den Freitisch und in der Nähe eine Wohnung angewiesen erhielt. Den Abgesandten des Herzogs von Neuburg und Baiern, welche in Tübingen R. durch Versprechungen und Drohungen zur Rückkehr zu bewegen suchten (27. Januar), setzte dieser standhaften Widerstand entgegen, auch der Herzog verweigerte seine Auslieferung und sorgte für Reihing's Schutz. Am 2. Februar bestand R. ein neues Verhör vor dem collegium theologicum, wobei er auch die gegen ihn erhobenen Anklagen widerlegte. Am 23. November fand in Gegenwart des Herzogs Johann Friedrich, der sich sehr für diese Angelegenheit interessirte, sowie anderer fürstlicher Personen und der ganzen Universität in der St. Georgenkirche zu Tübingen der feierliche Uebertritt Reihing's zur lutherischen Kirche statt. Reihing's Vortrag Laquei pontificii contriti erschien sogleich im Druck und rief eine Menge Gegenschriften hervor. Am 21. Februar 1622 ernannte ihn der Herzog zu der ausdrücklich für ihn geschaffenen außerordentlichen Professur theologicarum controversiarum, er mußte die Concordienformel unterschreiben, auch wurde ihm auferlegt, alles was er veröffentliche, vorher der theologischen Facultät und dem Consistorium vorzulegen. Am 3. April 1622 habilitirte er sich mit der Schrift: „Adversus larvatum Jesuitam Dilinganum“; man erwartete von ihm besonders in der Polemik große Erfolge. 1. Mai 1622 verheirathete er sich mit Marie Welser, einer Augsburger Patricierstochter; aufs neue erging von jesuitischer Seite eine Fluth von

Schmähschriften gegen R. December 1625 wurde er ordentlicher Professor der Theologie und Superintendent des Stipendiums, März 1626 Prediger an der Georgenkirche; nicht lange genoß er diese Würden, Ende 1627 erkrankte er, wurde wassersüchtig und entschlief sanft am 5. Mai 1628; drei Tage nachher wurde er in der St. Georgenkirche begraben; seiner Ehe war ein Söhnlein entsprossen, von dessen Schicksalen nichts bekannt ist. Ueber seinen Tod wurden von den Jesuiten die unsinnigsten Lügen verbreitet, seine Tübinger Collegen rühmten seinen ehrbaren Wandel und seine Freundlichkeit gegen Jedermann. — Quellen außer dem, was R. in seinen eigenen Schriften über sein Leben angiebt: die Leichenrede von Lucas Osiander, Tübingen 1628. — Oehler, das Leben von Dr. Jacob Reihing in: der wahre Protestant, herausgegeben von Dr. Marriott, Bd. III. 1854, auf den Originalacten beruhend; Brock, die evangelisch-lutherische Kirche der ehemaligen Pfalzgrafschaft Neuburg, 1847. Von seinen Schriften ist noch besonders zu nennen: „Retraction und gründliche Widerlegung seines falschgenannten katholischen Handbuchs.“ 1626.

Theodor Schott.

Reihing: Konrad R., aus einer adeligen Familie Augsburgs, trat in den Jesuitenorden ein und wurde im J. 1621 Rector der Ordensanstalt in Augsburg, wo er fünfzehn Jahre hindurch Philosophie gelehrt hatte. Da er die Behörden Augsburgs zu überreden suchte, gegen die neue lutherische Lehre entschiedene Maßnahmen zu ergreifen, wurde er bei der Einnahme der Stadt durch die Schweden (1632) aus derselben verbannt und begab sich nach München, wo er im J. 1634 starb. Er schrieb: „Theses ex universa philosophia“ (1606), „Theses ex philosophia naturali“ (1607), „Dissertatio de corpore simplici et mixto“ und „Assertiones ex logica, physica et metaphysica“ (1608), sämmtlich der in den Jesuitenanstalten üblichen Thesenlitteratur angehörig, welche sich traditionell in einem scholastisch-thomistischen Aristotelismus bewegte.

Aug. et Al. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. IV, 629.

Prantl.

Reil: Johann Christian R., Arzt, wurde am 28. Februar 1759 zu Rhaude in Ostfriesland, wo sein Vater Prediger war, geboren. Nach dem Besuche der Schule zu Norden widmete er sich im J. 1779 zu Göttingen dem Studium der Medicin, siedelte später nach Halle über, erwarb sich dort (1782) den Doctorgrad, und wirkte nun nach Beendigung seiner Studien einige Jahre in seiner Heimath als praktischer Arzt. Im J. 1787 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Halle berufen, erhielt er im nächsten Jahre die ordentliche Professur der Therapie, verbunden mit der Direction des Klinikums dortselbst, und wurde im J. 1789 noch überdies zum Stadtphysikus ernannt. Als die neue Universität in Berlin errichtet wurde, folgte er einem Rufe als innerer Kliniker dorthin. Der Befreiungskrieg unterbrach seine Lehrthätigkeit, nach der Schlacht bei Leipzig übernahm er die oberste Leitung der Kriegshospitäler auf dem linken Elbeufer. Als ein Opfer dieser Wirksamkeit starb er am 22. November 1813 zu Halle a. d. S. am Hospitaltyphus. In R. tritt uns an der Schwelle der neuesten Zeit einer der damals bedeutendsten deutschen Aerzte und medicinischen Schriftsteller entgegen. Alle Zweige der theoretischen und praktischen Medicin beherrschte er in umfassender Weise. Gleich hervorragend als innerer Kliniker, wie als Chirurg und Augenarzt, war er auf den verschiedensten Gebieten seiner Wissenschaft litterarisch productiv. Seine Untersuchungen über den Bau des Gehirns und der Nerven in „Excercitationum anatomicarum *Fasc. I*, de structura nervorum“, 1796, sind geradezu bahnbrechend gewesen. In dem von ihm gegründeten Archiv für Physiologie verfolgte er das Bestreben

der praktischen Medicin durch innige Vereinigung mit der Physiologie eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen. Die einleitende Abhandlung über die Lebenskraft, welche sein Programm enthält, stellt den Satz auf, daß alle Erscheinungen entweder Materie oder Vorstellungen sind, und daß, soweit die sinnliche Wahrnehmung reicht, alle an thierischen Körpern vorkommenden Erscheinungen auf der Verschiedenheit der thierischen Grundstoffe und auf der Mischung und Form derselben beruhen. „Kraft ist das Verhältniß der Erscheinungen zu den Eigenschaften der Materie, durch welche sie erzeugt werden.“ Die Aeußerungen der Lebenskraft beruhen gleichfalls auf materiellen Zuständen, welche sich allerdings, hauptsächlich infolge der Unvollkommenheit der organischen Chemie und der Lehre von den Imponderabilien, der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Da jedes Organ, namentlich jedes Gewebe, Erscheinungen darbietet, die nur ihm eigenthümlich sind, so besitzt jedes von ihnen seine besondere Lebenskraft, Irritabilität und Krankheitsanlage. Bei der Unzulänglichkeit, seine Thesen durch den damaligen Stand der Erfahrungswissenschaften zu begründen, verlor sich R. in philosophische Speculationen und gerieth auf die Abwege der Naturphilosophie, so daß er dahin gelangte, das Leben als einen „potenzirten galvanischen Proceß“ zu bezeichnen. Weniger auffallend ist diese Richtung in seinem Hauptwerke („Ueber die Erkenntniß und Cur der Fieber.“ 5 Bde. Halle 1799—1815), das sich durch brillante, geistreiche Darstellung, wie durch breite Basis der ärztlichen Erfahrung auszeichnet. Eine wahrhaft reformatorische Bedeutung erlangten seine „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen.“ 1803, in denen er wesentlich eine neue Periode in der Entwicklung der Psychiatrie anbahnte, so daß man ihn den „Urheber der psychischen Medicin“ in Deutschland nannte. In diesem von ihm selbst nur als Entwurf bezeichneten Werke verbreitete sich R. in zwangloser Form über das ganze Gebiet der Psychiatrie. Seinen Hauptwerth erhält dieses Werk durch den Versuch, die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten auf eine fruchtbare Weise an das Nervensystem anzuschließen und durch die Betonung der psychischen Kurmethode, deren Erforschung der eigentliche Zweck der ganzen Abhandlung ist. R. giebt ihre Entwicklungsgeschichte, stellt ihren Begriff fest und spricht dann des Weiteren über die einzelnen Mittel. Vor allem deckte er die Schäden der bisherigen Irrenanstalten rücksichtslos auf. In einem späteren Anhange zur Uebersetzung von Cox, „Praktische Bemerkungen über die Geisteszerrüttung“ (1811) gab er Beiträge zur Organisation der Versorgungsanstalten. Für Berlin und Halle verlangte er, daß Heilanstalten, verbunden mit Lehrstühlen der Psychiatrie errichtet würden, seine Bemühungen scheiterten an der Ungunst der politischen Zustände und an seinem frühen Tode. Kein geringes Verdienst erwarb sich auch R. dadurch, daß er zuerst die periodische Litteratur für die Psychiatrie angeregt hat. Das erste psychiatrische Journal, „Magazin für psychische Heilkunde“ gründete er mit dem Naturphilosophen Kayßler (1803 bis 1805), später gab er mit dem Philosophen J. Ch. Hoffbauer von 1808—1812 „Beiträge zu einer Curmethode auf psychischem Wege“ heraus.

Steffens, Johann Christian Reil, eine Denkschrift. Halle 1815.

Bandorf.

Reimann: Georg R., geboren zu Leobschütz in Schlesien im J. 1570, war schon Schulmeister gewesen, als er die Universität Wittenberg bezog, wo er im J. 1595 Magister wurde. Schon im folgenden Jahre ward er außerordentlicher Professor der Philologie (für Ciceronianische Beredsamkeit) in Königsberg; er wurde sodann ebenda 1599 Archipaedagogus, 1601 ordentlicher Professor der Rhetorik und Vorsteher der Schloßbibliothek und starb am 9. Juni 1615. Mit dem Capellmeister Johann Eccard (A. D. B. V, 595) war er eng befreundet.

R. hat mehrere geistliche Lieder gedichtet, von welchen einige mit Eccard'schen Compositionen in den „Preußischen Festliedern" erschienen sind. Da die erste Ausgabe dieser Festlieder vom Jahre 1598 noch nicht wieder aufgefunden ist, liegen sie uns nur in der zweiten, nach Eccard's Tode (er starb 1611) von Johannes Stobäus von 1642 an besorgten Ausgabe vor, und es läßt sich deshalb nicht sicher bestimmen, wie viele der hier vorhandenen fünf Lieder Reimann's sich schon in der Ausgabe von 1598 befinden. Außer diesen fünf, die Mützell und Wackernagel abgedruckt haben, wird ihm noch mitunter das Lied: „Gott sei gedankt zu jeder Zeit" zugeschrieben; doch ist dieses Lied nur eine wenig abgeänderte Redaction des Liedes „Gott sei gedankt in Ewigkeit", für welches in der zweiten Ausgabe der Festlieder (2. Theil 1644) Peter Hagen als Verfasser angegeben ist. Die Lieder Reimann's gehören zu den bessern jener Zeit (um 1600) und haben auch zum Theil eine nicht geringe Verbreitung gefunden, vielleicht die größte sein Lied: „Aus Lieb' läßt Gott der Christenheit viel Gutes widerfahren".

Mützell, Geistliche Lieder III, S. 1077 ff. — Wackernagel, das deutsche Kirchenlied I, S. 732 ff. (Ueber die preußischen Festlieder, besonders S. 734 wegen der Verfasser.) V, S. 345 ff. — Jöcher III, Sp. 1980. — Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 326, verwechselt unsern Georg R. mit einem Gregor Reimann, der Epigramme dichtete. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl. II, S. 274 (wo aber unser R. immer Reinmann genannt wird; Georg Reinmann, geboren 1540, † 1626 zu Eschwege als emeritirter Superintendent, ist nicht gemeint; vgl. über diesen Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1729 f.) — Döring, Choralkunde, S. 237 f. — Das Lied: „Gott sei gedankt u. s. f." siehe Wackernagel V, S. 334, Nr. 527. L. u.

Reimann: Jakob Friedrich R. s. **Reimmann** u. S. 716.

Reimann: Johann Balthasar R., geboren am 14. Juni 1702 zu Breslau, wurde nach tüchtiger Ausbildung seiner Stimme Hauptchoralist in der Neustadt zu Breslau und hernach zu St. Mariä Magdalenä, darauf Unterorganist an der letztgenannten Kirche und seit etwa 1730 Organist in Hirschberg. Sein Todesjahr wird nicht genannt. Er gab 1747 zu Hirschberg ein Choralbuch unter dem Titel: „Sammlung alter und neuer Melodien evangelischer Lieder" heraus; von den 362 Melodien der Sammlung hat er 118 selbst componirt; diese werden nach Döring's Angabe aus dem Jahre 1865 zum Theil noch in Schlesien gesungen.

Gerber, Lexikon der Tonkünstler II, Sp. 260. — Döring, Choralkunde, S. 168 u. 197. L. u.

Reimarus: Hermann Samuel R., geb. am 22. December 1694 in Hamburg, † am 1. März 1768 ebendaselbst, Sohn eines Gymnasiallehrers, machte seine Vorbereitungsstudien am Johanneum unter Leitung seines Vaters und hierauf seit 1710 am akademischen Gymnasium unter dem gelehrten Joh. Albert Fabricius (s. A. D. B. VI, 518 ff.), und bezog sodann 1714 die Universität Jena, wo er Theologie, Philologie und Philosophie studirte; 1716 ging er nach Wittenberg, woselbst er alsbald von der philosophischen Facultät als Docent aufgenommen wurde und auch nach einer längeren Reise, welche ihn 1720—21 nach Holland und England führte, seine Lehrthätigkeit fortsetzte, bis er im J. 1723 einem Rufe zur Uebernahme des Rectorates des Gymnasiums zu Wismar folgte. — Als im J. 1727 (nicht, wie Bd. V, S. 652 lautet, 1737) am Hamburger akademischen Gymnasium der Professor der orientalischen Sprachen, Georg El. Edzardus, mit Tode abging, bewarb sich R. aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt um diese erledigte Stelle, welche ihm auch (1729

übertragen wurde. Am 11. November 1728 verheirathete er sich mit einer Tochter seines früheren Lehrers Fabricius, und 40 Jahre hindurch führte er in größter Pflichttreue sein Amt, welches eigentlich seiner vollen Begabung nicht ganz entsprechen konnte; es ergab sich auch, daß viele Gymnasiasten, welche für ihr weiteres Studium das Hebräische nicht bedurften, ihn um besondere philologische oder philosophische Uebungsstunden baten. Einen an ihn ergangenen Ruf nach Göttingen an Gesner's († 1761) Stelle schlug er aus. Sein Kenntnißreichthum erstreckte sich auf Philologie, Philosophie, Theologie, Mathematik und Naturwissenschaften, politische und litterarische Geschichte und Staatswissenschaft; in der Philosophie übte vorerst Joh. Franz Buddeus, alsbald aber Wolff einen entscheidenden Einfluß auf ihn aus. Er war ein Mann von gediegenem Charakter, ein scharfer, folgerichtiger Denker und kraft seiner unbedingten Wahrheitsliebe ein Feind des Truges jeder Art. Als Philologe beschenkte er die Wissenschaft mit einer vortrefflichen Ausgabe des Dio Cassius (in 2 Bdn., 1750—52). Hierauf folgte die Schrift: „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ (1755, 7. Aufl. 1798), durch welche er bereits zeigte, welch hervorragende Stellung er innerhalb der Gruppe der Aufklärer einzunehmen berufen sei. Anknüpfend an Wolff's Theologia naturalis und an die englischen Deisten führte er eine teleologische Anschauung durch, vermöge deren Gottes Güte und Weisheit in der Natureinrichtung nachgewiesen sei und daher eine natürliche Religion sich ergebe, durch welche jede positive Religion entbehrlich gemacht werde. Das einzige göttliche Wunder sei die Schöpfung, deren Erhaltung durch die Gesetze der Natur geregelt werde; überhaupt andere Wunder anzunehmen, widerspreche der Weisheit und Vollkommenheit Gottes. Indem der Zweck der Schöpfung sei, aus dem Unbelebten alle lebenden Wesen hervorzubringen und alles mit der größtmöglichen Lust der letzteren in Einklang zu setzen, müsse eben die Einrichtung der Welt als die Offenbarung Gottes betrachtet werden, und indem der Mensch auf der höchsten Stufe der lebenden Wesen stehe und von den Thieren sich durch den Besitz sittlicher Ideen unterscheide, werde der Zweck der Menschheit erst in einem künftigen Leben erreicht; so stützt er die Unsterblichkeit auf die Einfachheit der Seele, auf das Verlangen derselben nach höherer Erkenntniß, auf die Nothwendigkeit einer künftigen Vergeltung und eine Stufenfolge fortschreitender Entwicklung. Vielfach wurde daher diese Schrift als Waffe gegen den Spinozismus und gegen den materialistischen Atheismus der Encyklopädisten benutzt, unter welchen R. selbst sich besonders gegen De la Mettrie wandte. Eine weite Verbreitung fand auch die Logik Reimarus' unter dem Titel: „Vernunftlehre als Anweisung zum richtigen Gebrauche der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit aus zwei ganz natürlichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruches hergeleitet“ (1756, 5. Aufl. 1790), worin ein gewichtiger Beitrag lag zu den damaligen Erörterungen der sog. principia cognitionis. Dann veröffentlichte er „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihren Kunsttrieb, zur Erkenntniß des Zusammenhanges zwischen dem Schöpfer und uns selbst“ (1760, 4. Aufl. 1798); in Anknüpfung an obige teleologische Naturbetrachtung erscheint ihm hier die Thierwelt als eine bereits kunstsinnige Vorstufe des Menschen, und sowie er hierbei Fragen anregt, welche der Thier-Psychologie angehören, so greift er auch in die in jenen Jahren sich verbreitende Litteratur der Aesthetik ein. Neben all dieser schriftstellerischen Leistung hatte er sich seit 1745 in wiederholter Umarbeitung und Nachbesserung mit einem Werke beschäftigt, welchem er in der letzten Redaction im J. 1767 den Titel gab: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“; eine Veröffentlichung aber wollte er unterlassen, weil vielleicht erst in weit späterer Zeit das Publicum hinreichend reif

sein würde, derlei kritische Untersuchungen zu ertragen. Nun aber kam im April 1767, d. h. im letzten Lebensjahre Reimarus', Lessing als Dramaturg nach Hamburg und lernte allerdings den R. nicht näher persönlich kennen, trat aber während seines bis zum April 1770 dauernden Aufenthaltes in innigere Beziehungen zu den Kindern desselben, nämlich der Tochter Elise und dem Sohne Johann Albrecht Heinrich, welcher Arzt war (s. u.). Hier nun sah Lessing das Manuscript der Schutzschrift, erhielt aber, wahrscheinlich durch Elise, nur eine Abschrift einiger Capitel derselben, welche er als einen angeblichen Bibliotheksfund, natürlich ohne Nennung des Verfassers, in seinen Beiträgen „Zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ allmählich von 1774—1777 herausgab, wovon namentlich die letzten fünf Fragmente („Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln“, „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen glauben könnten“, „Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer“, „Daß die Bücher des A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren“, „Ueber die Auferstehungsgeschichte“) zur Folge hatten, daß Lessing in seinen letzten Lebensjahren in die bekannten Streitigkeiten mit Pastor Göze verwickelt wurde, worüber auf A. D. B. XIX, 793 ff. verwiesen sein möge. Einiges Weitere veröffentlichte 1787 C. A. E. Schmidt als „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttel'schen Fragmentisten“. Man wußte aber über den wahren Verfasser der sog. Wolfenbütteler Fragmente noch immer nichts sicheres, bis der oben genannte Sohn des Reimarus, welcher das Originalmanuscript an die Hamburger Stadtbibliothek überwies, im J. 1814 eine Abschrift desselben unter Nennung des Verfassers an die Göttinger Bibliothek schickte. Aus letzterer gab Wilh. Klose einige Bruchstücke in Niedner's Zeitschrift für historische Theologie (1850—52) heraus, und David Strauß veröffentlichte nach genauer Durchforschung des Ganzen (1862) einen umfassenden Auszug. Es ist jetzt ersichtlich, daß R. die vieljährige Arbeit seiner Schutzschrift zu dem Zwecke unternahm, um die Vernunftreligion im Gegensatz zu der geoffenbarten Religion zu begründen. Anknüpfend an Spinoza, Pierre Bayle und die englischen Deisten (besonders an Toland) bekämpfte er mittels litterarischer und logischer Kritik die Schriften des alten und des neuen Testamentes, wobei es sich grundsätzlich um eine Prüfung der Offenbarung überhaupt handelte und dann auch im Einzelnen Schritt für Schritt, zumal bei allen Wunderberichten, eine einschneidendste und gründlichste Erörterung geübt wird, so daß bei unbefangener Beurtheilung wohl gesagt werden kann, er habe durch seine ebenso kühne als scharfsinnige Untersuchung den Grundlagen der Orthodoxie einen empfindlichen Stoß versetzt.

Dav. Friedr. Strauß, Herm. Sam. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes (1862. 2. Aufl. 1877).

Prantl.

Reimarus: Johann Albert Heinrich R., geb. am 11. November 1729 in Hamburg, † am 6. Juni 1814 in Ranzau, Holstein. Sein Vater war der Freund Lessing's, der Verfasser der Wolfenbüttel'schen Fragmente H. Samuel R., seine Mutter eine geborene Fabricius. R. hat uns eine kurzgefaßte Lebensgeschichte hinterlassen, welche er in lateinischer Sprache geschrieben und für das Programm des Gymnasiums, an dem er gewirkt hatte, bestimmte, damit nach seinem Tode nicht die in der öffentlichen Denkschrift üblichen Lobeserhebungen vorkommen möchten, und seinen Collegen die Abfassung einer Denkschrift erspart bliebe. Die Lebensbeschreibung ist dann von einem Enkel Reimarus', K. Sieveking, ins Deutsche übersetzt, herausgegeben worden. Dieser Schrift sind die folgenden Angaben über Reimarus' Lebenslauf entnommen. R. besuchte zuerst die Johannisschule, an welcher indeß der Unterricht sehr mangelhaft gewesen

zu sein scheint, so daß sein Vater ihn noch besonders im Englischen, Französischen, Italienischen und in der Mathematik unterrichten ließ. Wie R. noch im höheren Alter von diesem Unterrichte dachte, zeigt folgende Stelle seiner Lebensbeschreibung: „Es war aber dazumahl die Betreibung der sogenannten Philologie (Wortkenntnisse) noch dermaßen herrschend, daß fast alle Gelehrsamkeit in Kenntnisse der alten Sprachen und dem was dahin gehöret, zu bestehen geglaubt wurde. Daher habe ich in der Folge meines Lebens jenen getreuen Unterricht sehr bedauern müssen, da auf die genaue Erklärung der Worte so viel Zeit verschwendet ward, daß nur wenig Aufmerksamkeit auf die von dem Schriftsteller vorgetragenen Sachen und auf den Geist desselben gerichtet werden konnte." Auf dem Gymnasium, welches R. von 1745 an besuchte, gab es noch keinen Unterricht in der Naturgeschichte, doch wurde er von seinem Vater darin unterwiesen, wie er denn überhaupt noch manche andere Studien trieb, um sich für sein Studium, es sollte die Jurisprudenz sein, vorzubereiten. Indessen konnte R. keine Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit gewinnen und entschied sich unter Zustimmung seines Vaters, als er 1752 die Universität Göttingen bezog, für das Studium der Arzeneiwissenschaft. 1753 ging er nach Leyden und hörte dort außer den medicinischen Vorlesungen noch bei Muschenbroek und Allemand Physik, bei Ascanius Botanik. In Leyden hatte er nähere Bekanntschaft mit dort studirenden Engländern angeknüpft, was die Veranlassung wurde, daß er 1754 nach England ging und zwar zuerst nach Edinburg, wo er Anatomie bei Al. Monro hörte, klinischen Unterricht bei Rutherford hatte. Er schloß daselbst Freundschaft mit Erasmus Darwin, James Keir und einigen andern Studirenden. Diese vereinigten sich zu einer Gesellschaft, welche sich mit Gegenständen der Arzeneikunst beschäftigte und aus welcher die Edinburgische medicinische Gesellschaft entstanden ist. Mit E. Darwin und dem jüngeren Monro ging R. 1755 nach London, wo er die anatomischen Vorlesungen von Hunter hörte, chirurgischen Unterricht von Douglas empfing und besonders auch die Hospitäler besuchte. Hier lernte er auch die Einimpfung der Blattern kennen. Von London nach Frankreich zu gehen, wie es seine Absicht war, wurde R. durch den ausgebrochenen Krieg verhindert. Er wendete sich daher 1756 wieder nach Holland, besuchte verschiedene Städte und beschäftigte sich mit seiner Probearbeit, mit welcher er am 29. April 1757 zu Leyden promovirte (Diss. de tumore ligamentorum circa articulos fungo articulorum dicto). Nunmehr kehrte R. nach Hamburg zurück und begann sofort seine ärztliche Praxis. Hierbei hatte er solchen Erfolg, daß er bald an die Gründung des eigenen Hauses denken konnte. Er verheirathete sich am 30. Januar 1759 mit Anna Marie Thorbecke, welche aber bereits 1762 starb. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn, welcher Arzt wurde, 1785 am Fleckfieber starb und eine Tochter, welche an G. Sieveking, den Vater des Herausgebers von Reimarus' Lebensgeschichte verheirathet war. Am 8. Juni 1770 verheirathete sich R. zum zweiten Male. Seine zweite Frau war eine geborene Hennings aus Holstein. Unter vier Kindern dieser Ehe war ein Sohn, welcher Kaufmann wurde, aber unbeerbt verstorben ist, so daß also directe männliche Nachkommen von R. nicht vorhanden sind. R. hat eine lange Reihe von Jahren hindurch in Hamburg nicht nur als Arzt segensreich gewirkt, sondern, wie weiter unten angegeben wird, sich auf den verschiedensten Lebensgebieten als Gelehrter und als Bürger seines Staates bewährt. Schon bejahrt übernahm R. nach 1796 das Amt eines Professors der Naturlehre am Gymnasium, wozu ihn „insbesondere der Reiz dieser Wissenschaften bewog". Die entsetzliche Franzosenzeit, fluchwürdigen Andenkens, zwang den schon im 84. Lebensjahre stehenden R. 1813 auszuwandern. Er fand eine Zuflucht bei dem Kammerherrn

v. Hennings, Administrator von Ranzau. Hier ist er am 6. Juni 1814 verstorben. In der Ausübung seines Berufs war R. gleich anfangs glücklich. Die in London über die Blatternimpfung gemachte Erfahrung kam ihm zu statten. Man hatte hiermit bei vereinzelten Versuchen in Hamburg schlechte Erfahrungen gemacht und war dadurch abgeschreckt worden. R. brachte die Impfung mit gutem Erfolg in Gang. Als 1769 die Blattern epidemisch wurden, gelang es R., die sämmtlichen Kinder des Waisenhauses, 257 an der Zahl, von denen ein Theil schon erkrankt war, zu retten (s. Altonaer Adreßcomptoirnachrichten 1769). Von seinen Ansichten über Fragen der Heilkunde verdient eine besonders hervorgehoben zu werden, was mit Reimarus' eigenen Worten geschehen mag. „Es schien der sehr gefährliche Muthwillen einzureißen, die Ansteckung der Krankheiten, selbst auch der Pest, abzuläugnen. Als nun Herr v. Knigge sich auf mein Anrathen entschloß, die Nachricht von der 1731 in Toulon wüthenden Pest zu übersetzen, darin manches, nicht blos Aerzten, sondern auch obrigkeitlichen Personen merkwürdiges enthalten ist; so nahm ich Gelegenheit eine vorläufige Abhandlung über die Beschaffenheit der Ansteckung beizufügen, darin ich zeigte, wie die Wirkungen oder Zufälle derselben von gewöhnlichen aus andern Ursachen entstehenden Krankheiten verschieden wären. Das Merkzeichen, welches den Seuchenstoff von eigentlichen Giften auszeichnet, finde ich in der Eigenschaft, daß sich die gleiche Krankheit, welche dadurch erregt wird, im lebendigen Körper von einem zum andern fortpflanzt. Ich vermuthe daher, daß er eine Art von feinem, lebendigen und sich vermehrenden Wesen sei." Nun, die Auffindung der verschiedenen Krankheitsbacillen hat Reimarus' Vermuthung glänzend bestätigt (s. R. über Beschaffenheit der Ansteckungen in der Schrift von Antrechaux, Nachricht von der Pest in Toulon. Hamburg 1794). Eine für die Augenoperationen wichtige Entdeckung, die Anwendung von Belladonna zur Herstellung einer vorübergehenden Lähmung der Regenbogenhaut oder Erweiterung der Pupille rührt von R. her, welcher sie ungefähr 1776 machte, was in einer Dissertation von Daries, Leipzig 1776 4° mitgetheilt wird. Die Verwerthung dieser Entdeckung bei Augenoperationen erfolgte erst später, zuerst 1796 durch Grasmeier in Hamburg, da R. ihn auf die Wirkung der Belladonna aufmerksam machte, dann in Paris durch Dubois, der von A. Ehlers in Hamburg damit bekannt gemacht wurde (s. Bulletin des sciences. No. 3 22. Juin 1797). R. hat mehrere Abhandlungen zur Arzeneimittellehre, zur Physiologie, Zoologie 2c. veröffentlicht, worüber unten in der Angabe seiner Schriften das Nähere zu finden ist. Er beschränkte sich indessen nicht auf sein eigentliches Fach und Untersuchungen, die dasselbe unmittelbar berührten. „Vielleicht hätte ich es", sagte er, „in meiner Kunst weiter bringen können, wenn ich mich ganz allein derselben gewidmet hätte. Aber väterliches Beispiel und meine Erziehung erregten den Trieb, mich, wo ich Gelegenheit hatte, nach mehreren Kenntnissen umzusehen. Ich glaube auch, daß es nicht übel sei, seinen Geist in mehreren Fächern zu üben und damit mannichfaltigen Nutzen leisten zu können." Von diesen Nebenbeschäftigungen sind vor Allem die Arbeiten Reimarus' über die Gewitterelectricität hervorzuheben. Als 1767 ein Blitzschlag die Nikolaikirche in Hamburg traf, nahm R. Anlaß eine kleine Abhandlung zu veröffentlichen, in welcher er darauf hinweist, wie der Blitz auf seinem Wege den metallischen Gegenständen folge und daher der Gedanke Franklin's, diese Eigenschaft zum Schutz der Gebäude zu verwenden, durch die Erfahrung bestätigt werde. Der Erfolg der kleinen Schrift war, daß schon 1769 in Hamburg am Jacobithurm und einigen anderen Gebäuden der Stadt Blitzableitungen angebracht wurden, was damals in Europa noch selten geschehen war. Auch an anderen *Orten* wirkte die Anregung, so z. B. in Sagan, wo die Kathedralkirche mit

Blitzableiter versehen ward. Die Sache schien nun R. so wichtig, daß er in einer größeren Arbeit: „Vom Blitz, dessen Bahn und Wirkung auf verschiedene Körper", Hamburg 1778, und später 1794 in einer zweiten Schrift, eine umfassende Sammlung aller damals bekannten Erfahrungen zusammenstellte und Anweisung zur Sicherung gegen den Blitz ertheilte. Diese Schriften sind lange mustergültig geblieben, ihr Inhalt ist z. B. noch 1825 vollständig in den von Pfaff bearbeiteten Artikel des Gehler'schen Wörterbuchs übernommen worden und noch heut ist die Schilderung zahlreicher, wohl beglaubigter Beobachtungen von Bedeutung. Beachtenswerth sind manche Ansichten, welche R. in einer Schrift: „Ueber die Triebe der Thiere", ausgesprochen hat. Diese Schrift war von seinem Vater verfaßt, von R. rühren aber zwei vermehrte Ausgaben aus den Jahren 1773 und 1798 her. Er erklärt sich sehr entschieden gegen die Annahme, daß der Instinct der Thiere als ein niederer Grad der Vernunft angesehen werden könne. Ueber die mechanische Weltanschauung von Lamarck, den berühmten Vorgänger des berühmteren Darwin sagt er in seiner Lebensbeschreibung: „Das leichtsinnigen Vorgeben, die zweckmäßige Einrichtung der thierischen Gliedmaßen wäre erst durch den Gebrauch derselben entstanden, und die Wirkungen des Instincts entsprängen nur aus mechanischer Nothwendigkeit, habe ich gerüget und mich gewundert, wie man so mit gänzlicher Verabsäumung von Beobachtungen Meinungen äußern kann, die doch nicht als gleichgültig zu betrachten wären." Nicht genug mit der vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit hat sich R. auch in der mannigfachsten Beziehung am öffentlichen Leben betheiligt: „Was öffentliche Angelegenheiten betrifft, habe ich auch nicht aus der Acht lassen wollen" schreibt er, und in der That finden wir ihn als thätigen Mitarbeiter, wo es galt, sei es für das Wohl seiner engeren Heimath, sei es für die allgemeine Verbreitung humaner Grundsätze einzutreten. So gehörte z. B. R. zu den Stiftern der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe. So nahm er verschiedene Anlässe, um gesunde wirthschaftliche und politische Ansichten zu verbreiten. Einzelne hierauf bezügliche Sätze aus seiner Lebensbeschreibung sind so bezeichnend für die klare Auffassung, welche er für die öffentlichen Verhältnisse besaß, daß sie hergesetzt werden mögen. „Einschränkung des Handels oder Handelsverbote scheinen mir der weisen Einrichtung der Natur, in Vertheilung der Güter, zuwider, und auch dem wahren Vortheil der Staaten nicht gemäß zu sein. Da nun solche Verordnungen fast überall als Grundsätze der Staatskunst empfohlen wurden, gab ich eine kurze Abhandlung heraus, in der ich mit einigen klaren Gründen von einem solchen Verfahren abzurathen suchte. Nachher habe ich noch in einer kleinen Schrift die großen Vortheile zu betrachten gegeben, welche der Handel unter den Menschen gestiftet hat. Umgekehrt berief ich mich auf die Erfahrung, welch' Elend aus der Sperrung des Handels entstanden sei und äußerte die Besorgniß, daß durch Aufhebung des Verkehrs auch der ehemalige Zustand der Ritterzeit oder Barbarei wieder einreißen möchte." Zahlreich sind die belehrenden Aufsätze über Gegenstände des täglichen Verkehrs; so schrieb er über das Fehlerhafte der Aufspeicherung des Getreides in öffentlichen Kornmagazinen, über die Schädlichkeit von Fleischtaxen, über den Mißbrauch und Nachtheil der Verbindung von Zünften und Handwerkern „dadurch sie die Freiheit ihrer Mitbürger einschränken", über das Recht des Bürgers oder die Freiheit sich über das, was er dem Staate nützlich oder nachtheilig findet, öffentlich zu äußern. Dazu kommen noch eine nicht unbeträchtliche Zahl von philosophischen und religiösphilosophischen Aufsätzen, in denen er sich ebenso gegen materialistische und pantheistische Lehren, wie gegen blinde Wortgläubigkeit wendet. „Wie widersinnig und unverantwortlich es sei,

das Glauben und nicht das Handeln zum Verdienste zu rechnen, wie dadurch in jenen finstern, gläubigen Zeiten nicht allein Wissenschaft, sondern selbst Tugend in Verachtung gerathen, habe ich zu bedenken gegeben." Und gegen den Materialismus bemerkt er: „Sollten wir glauben, daß unser ganzes Wesen nur aus zusammengesetzten wechselnden und vergänglichen Stoffen bestünde, so dünkt mich, würde alles Streben nach Weiterem, Höherem wegfallen." So konnte R. nahe am Schluß seines reichen Lebens, im J. 1812 schreiben: „Noch immer bestrebe ich mich besser zu werden und noch immer meine Kenntnisse zu vermehren: so wie Epiktet sagt, daß ein Reisefertiger wohl noch am Ufer ein Pflänzchen oder Muschelchen sammeln könnte. — Die vielen Wohlthaten, welche mir der Ewige in diesem Leben erzeigt hat, erkenne ich mit gerührtem Herzen: besonders aber, daß er mir die Aussicht zu einem Jenseits, einem Weiteren, einem Vollkommneren gezeigt, welchem ich froh entgegengehe und was ich mehrmals im Leben äußerte, auf meinen Sarg setzen zu lassen wünsche: — Wir fühlen wahrlich schon die Flügel in unserer Raupenhülle stecken, die hier zerfällt." — Die auf die Physik bezüglichen Schriften von R. sind in Poggendorff's Biogr. Wörterbuch aufgezählt; die sonstigen Schriften, soweit dieselben nicht bereits im Vorstehenden angegeben wurden, sind folgende: Medicin und Naturwissenschaften: „De cerebro et nervis commentariolus". Denkschr. d. bayr. Akademie III, 167; „Ueber das Athemholen, besonders der Vögel". Reil und Autenrieth's Arch. XI, 229; „De animalium inter naturae regna statione et gradibus". Hamburg 1796; „Gegen die Errichtung eines collegii medici und einer medicinischen Zwangsordnung". Hamburg 1781. 8°. — Philosophisches: Herausgabe der 3. und 4. Auflage der Schrift: „Ueber die Triebe der Thiere". Hamburg 1773 und 1798; desgl. die 5. und 6. Auflage der Schrift: „Die Wahrheiten der natürlichen Religion". Hamburg 1781 und 1791; „Von dem Dasein Gottes und von der menschlichen Seele." Hamburg 1781. 8°. s. a. Götting. Magaz. IV, 27, VI, 351; „Ueber mystische Vorstellungen". Götting. Magaz. 1782, 2. St. S. 237; „Ernstliche Betrachtungen über das Glauben". Berlin. Monatsschrift 1786, Mai S. 418; „Ueber die Gründe der menschlichen Erkenntniß und der natürlichen Religion". Hamburg 1787. 8°; „Gespräch zwischen einem Lehrer und seinem Zuhörer" (über pantheistische Vorstellungen). Neue Berliner Monatschr. 1803 S. 315; „Darstellung der Unmöglichkeit bleibender, körperlicher, örtlicher Gedächtnißeindrücke und eines materiellen Vorstellungsvermögens". Hamburg 1812. 8°. — Volkswirthschaftliches und Verschiedenes: „Handlungsgrundsätze", Kosmopoli 1768. 8° und dazu: „Beantwortung der Beiträge zu Berathschlagungen (einer Gegenschrift)". Hamburg 1772. 8° (beide Schriften im Nachdruck, Bremen 1775); „Die wichtige Frage der freien Aus- und Einfuhr des Getreides", Hamburg 1771. 8°; „Die Freiheit des Getreidehandels nach der Natur und Geschichte erwogen". Hamburg 1790. 8°; „Ueber die Veranstaltung öffentlicher Kornmagazine". Hannöv. Magazin 1772. Nr. 67, 68; „Der Bücherverlag . . . erwogen". Hamburg 1773. 8°, Deutsches Magazin 1791 April; „Erwägung des Verlagsrechtes", Hamburg 1792. 8°; „Ueber die Hamburger Bank". Hanseat. Magazin VI, 181; „Ueber die Bestimmung von Fleischtaxen", Hannöv. Mag. 1788 St. 16 und besonders abgedruckt als Preisschrift, Hannover 1788. 4°; „Drei Reden bei den Stiftungsfeiern der patriotischen Gesellschaft", Hamburg 1790. 8°; „Entwurf eines allgemeinen Staatsunterrichts für künftige Bürger". Hamburg 1803. 8°; „Ueber den Unterricht der Jugend". Braunschw. Journ. 1790. St. 1; „Freiheit", Hamburg 1791. 8°; „Der Kaufmann", Hamburg 1808. 8°; „Klagen der Völker des Continents von Europa, die Handelssperre betreffend", 1809. 8°. (beide Abh. von de Villers ins Französische übersetzt Paris und Amsterdam 8°); „Ueber die Auswahl zum Soldatenstande", [illegible]

holz' Minerva 1809 S. 409. 1810 Jan.; „Der Tausch", Altonaer Adreßcomptoirnachrichten 1815; „Das wahre Beste der löblichen Zünfte und Handwerker", Hamburg 8°; „Eine Bürgerfrage nach Bürgerrecht beurtheilt" (Recht der öffentlichen freien Aeußerung). Hamburg 1791. 8°.

J. A. H. Reimarus' Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt. Hamburg 1814. — Adelung, Gel.-Lex. fortgesetzt von Rotermund. — Meusel, Gel. Teutschl. — Poggendorff, biogr.-lit. Wörterb. II, 596. K.

Reimer: Georg Andreas R., Buchhändler, geboren am 27. August 1776 zu Greifswald, † am 26. April 1842 zu Berlin. Früh verlor er seinen Vater, der, einst ein Schiffer, zur Zeit der Geburt des Sohnes Kaufhandel und Brauerei in Greifswald trieb. Von ihm hatte er Verstand, Muth und Kühnheit, sowie altpommersche Schlichtheit und Redlichkeit ererbt, wie von der Mutter die reinen Sitten und jene fruchtbare Frömmigkeit, welche ihm bei aller Unruhe seines Lebens im Innern den Frieden des Gewissens bewahrte, und welche nach außen hin sich besonders in der Freudigkeit kennzeichnete, den Bedrängten zu helfen. Mit vierzehn Jahren trat er als Lehrling in die Stralsunder Filiale der Lange'schen Buchhandlung und blieb in derselben auch nach überstandener Lehrzeit noch länger als Gehülfe, bis er als Geschäftsführer der Lange'schen Buchhandlung nach Berlin berufen wurde. R. muß diese Zeit eifrig zu seiner Fortbildung benutzt haben; denn als er bald darauf sich selbständig machte, zeigte er nicht nur ein hervorragendes kaufmännisches Geschick, sondern auch im Verkehr mit bedeutenden Männern eine solche Zuverlässigkeit im Charakter und eine so große geistige Lebendigkeit und Klarheit im Denken, daß jene ihn bald als ebenbürtigen Genossen und Freund anerkannten. Als R. sich Ende 1800 nach Magdeburg begab, um sich dort am 28. December mit der erst sechzehnjährigen Jungfrau Wilhelmine Reinhardt zu vermählen, gab ihm einer seiner Gönner, der Buchhändler Sander in Berlin, ein Empfehlungsschreiben an den Magdeburger Bürgermeister Funk mit, in dem es heißt, daß er R. als einen sehr edlen jungen Mann von vielem Verstande und reiner Moralität herzlich liebe. Seine Frau nenne ihn eine seltene Blume, oder auch den jungen Weisen. „Gewiß", so fährt der Empfehlende fort, „wenn ich der reichste Mann, und wenn meine Tochter erwachsen wäre, diesem Jünglinge gäbe ich sie mit Freuden." Im Juni 1800 hatte er die Leitung der Realschulbuchhandlung in Berlin übernommen, welche Hecker (s. A. D. B. XI, 208) 1749 gegründet hatte. Dieselbe hatte in den Jahren 1784—96 unter der Verwaltung eines der Lehrer nur eine Gesammteinnahme von 57 897 Thalern erzielt, und dagegen eine Ausgabe von 56 013 Thalern verursacht. R. übernahm die Handlung in einem Erbpachtsvertrage vom 1. Januar 1801 gegen eine jährliche Pacht von 500 Thalern, die nach den Rechnungen der Schule bis zum Jahre 1823 gezahlt wurde. Ein Verzeichniß der von ihm übernommenen Verlagswerke befindet sich in Joh. Heinr. Schulz' Geschichte der königlichen Real- und Elisabethschule zu Berlin, Berlin 1857. Noch 1800 bot ihm Schleiermacher einen Band Predigten an, und 1801 erschienen die berühmten Monologe in Reimer's Verlag. Bald schlossen sich andere berühmte Autoren an R. an, wie die Gebrüder Schlegel, Fichte, Steffens, Tieck, Novalis, Kleist, Arndt, Fouqué, Schenkendorf, Jean Paul, Niebuhr, die Gebrüder Grimm, de Wette, Humboldt, Böckh, Immanuel Bekker, Lachmann, Ritter und mehrere. Auch der Kunstverlag wurde gepflegt: in lithographischem Farbendruck erschienen die Zahn'schen Wandgemälde aus Pompeji, und in Kupferstich die Cornelius'schen Entwürfe zu Goethe's Faust und den Nibelungen. Zugleich vermehrte der unternehmende Mann seinen Verlag durch Ankauf ganzer Verlagshandlungen (Himburg, Lange) oder doch eines Theils fremden Verlages (Breitkopf, Matzdorf, Pauli, Quiem, Unger, Schöne, Beygang).

so daß beim Tode Reimer's seine Fachgenossen in einem Nachruf ihm nachrühmen konnten, daß er durch eigene Kraft von kleinen Anfängen sich bis zum Besitze einer Verlagshandlung herausgearbeitet habe, die an Werth und Umfang höchstens einer, an Ehrenhaftigkeit und Gediegenheit des Verlages keiner weiche. Und dabei ist nicht eingerechnet der Verlag der großen Weidmannschen Buchhandlung, die R. 1822 erworben, aber seinem ältesten Sohne Karl und seinem Schwiegersohne Salomon Hirzel zu eigener Verwaltung übergeben hatte. Im J. 1815 kaufte R. das stattliche Sacken'sche Palais in der Wilhelmstraße Nr. 73 (in welchem sich jetzt das königliche Hausministerium befindet), verlegte im folgenden Jahre die Buchhandlung in dieses Haus, eröffnete daneben die eigene Firma G. Reimer und richtete dort auch eine eigene Druckerei ein. Aber wie eifrig und thätig R. auch in seinem Geschäfte war, er mochte dem engen Kreise allein seine Bildung nicht danken; Vaterland und Welt mußte er auf sich wirken lassen, streitend seine Kräfte üben, um sich ein Mann und freier Bürger zu fühlen. Kaum hatte er sein Geschäft begründet, als der große Corse die Welt beunruhigte und bald auch unser Vaterland unterjochte. Berlin wurde eingenommen von den Feinden und den Bürgern die Waffen abgefordert. Ob R. auch viele Waffen im Hause hatte, er lieferte sie nicht aus und soll, wie Fouqué berichtet, den warnenden Freunden trotzig entgegnet haben: „Laßt sie suchen bei mir; ich kann ihnen nicht wehren. Und wenn sie was finden, laßt sie mich erschießen, wenn sie wollen und können. Ich überliefere mich nicht freiwillig, wehrlos in ihre Gewalt; die Wehr bedingt den Mann, kein Mann ohne Wehr." Und entsprechend diesen Worten war sein ganzes Verhalten und Thun. Sein Haus wurde der Sammelplatz für alle, welche an der Wiederbefreiung des Vaterlandes im stillen arbeiteten, auch für diejenigen unter ihnen, die vom Eroberer geächtet und verfolgt, nur unter großer Gefahr beherbergt werden konnten. Und als dann der von ihm und allen Patrioten heiß ersehnte Befreiungskampf endlich vom Könige gewagt wurde, da stellte sich der Sechsunddreißigjährige freiwillig mit Hintansetzung seiner geschäftlichen Interessen und mit Zurücklassung seines Weibes und seiner damals sechs lebenden Kinder zur Landwehr. Schon seit Jahren hatte er auf den Schieß- und Turnplätzen sich zum Kampfe vorbereitet, so daß er jetzt für tüchtig befunden wurde, als Hauptmann eine Compagnie zu führen. Am 1. Juni war er noch einmal wieder auf einen Tag in Berlin, desgleichen im August während des Waffenstillstandes auf wenige Tage, wo er am 10. August seiner Frau zur Führung aller seiner Geschäfte eine unbedingte Vollmacht ausstellen ließ; dann aber eilte er wiederum ins Feld und half bereits am 27. August unter Hirschfeld bei Hagelsberg einen Sieg miterfechten. Im nächsten Monat starb ihm ein kleiner, fast dreijähriger Sohn, und dieser Verlust sowie eine verhältnißmäßig unbewegte Zeit in seinem Dienste, die dem von ihm gebrachten Opfer nicht recht zu entsprechen schien, beugten den kräftigen Mann tief. Bald aber tröstete ihn der Gedanke, Gott werde mehr auf die Absichten als den Erfolg sehen, und so fühlte er, je mehr er die Größe des Opfers empfand, um so mehr doch auch wieder sich zur Ausdauer verpflichtet, trotz der Ansicht mancher Freunde, daß, nachdem namentlich durch die Völkerschlacht bei Leipzig die Hauptgefahr beseitigt erschiene, er nun als Hausvater mit gutem Gewissen wieder nach Hause ziehen könne. R. blieb bei der Armee und zog im Jahr 1814 wenigstens noch mit an den Rhein, und erst am Abend des 19. Juni 1814 traf er wieder in seinem Hause ein. Anders stellte er sich im Jahre 1815, als er durch eine Verfügung vom 29. März wiederum zum Eintritt in sein Regiment aufgefordert wurde. Er erwiderte, daß er jetzt ohne Gefahr für den Umsturz seiner bürgerlichen Verhältnisse und ohne Besorgniß für *eine zahlreiche*, völlig unversorgte Familie sich nicht entfernen dürfe. Seit dem

Jahren habe er die Messe nicht besuchen können, und zur Ordnung seiner Verhältnisse brauche er Zeit bis mindestens Mitte Juni. „Sobald diese Hindernisse beseitigt sind," so schrieb er nach einem erhaltenen Concept der Antwort wörtlich weiter, „werde ich ungesäumt meine Dienste dem Vaterlande anbieten. Da mir die Charge, in welcher ich eintrete, gleichgültig ist und ich allenfalls auch bereitwillig und stark genug bin, um das Gewehr zu tragen, so hoffe ich immer noch zeitig genug zu kommen. Daher bitte ich Ew. Excellenz, die mir bisher anvertraute und wieder zugedachte Stelle anderweitig zu besetzen. Sollte übrigens wider Erwarten die Gefahr schleunig hereinbrechen, so gibt es keine Verhältnisse in der Welt, welche mich hindern könnten, Gefahr und Sieg oder Tod mit den Vertheidigern des Vaterlandes und der Freiheit zu theilen." Das rasche Vordringen der Alliirten überhob R. der Pflicht, noch einmal ins Feld zu ziehen. Mit der Schlacht bei Belle Alliance war der Friede gesichert. Jetzt griff der tüchtige Geschäftsmann, um mit Arndt zu sprechen, mit Muth und Thätigkeit in die fliegenden Räder des Glückes ein, und es gelang ihm, sich unversehrt mit ihnen fortzuschwingen. Nach Verlauf weniger Jahre konnte er seine bürgerliche Existenz als gesichert betrachten, sein Wohlstand stieg rasch bis zum Reichthum, und sein Name gewann allgemeine Achtung. Aber weder Reichthum noch Ehre blähte ihn auf, und sein Hauswesen, wie prächtig er auch wohnte, blieb bürgerlich einfach. Wie ein Patriarch herrschte er in seinem kinderreichen und geselligen Hause. Der weite Garten bot den Kindern, die nach der Derbheit des Vaters ohne Verweichlichung erzogen wurden, einen herrlichen Tummelplatz zu frischen Spielen, an denen bisweilen der Vater und seine Freunde wohl selber theilnahmen, und des Sonntags wurden im geselligen Kreise nach Tische bei einem Glase guten Rheinweins mit Vorliebe vaterländische Lieder von alt und jung im trauten Vereine angestimmt. Und dem Vater zur Seite stand seine treffliche Gattin, ein Muster einer deutschen Hausfrau, gütig und hilfreich nach außen fast ohne Grenzen, rüstig und thätig im Hause, die Mutter der Kinder, offen, treu und wahr in der Freundschaft und dabei so rührend anspruchslos, still und bescheiden, als ahne sie gar nicht, daß sie neben ihrem Gatten auch eigenen Werth habe. Klein und zart von Gestalt, hatte sie sechzehn Kinder geboren, von denen elf den Vater, und sieben sie selbst überlebten, die hochbetagt erst im Jahre 1864 starb. In den Jahren 1813 und 1814 hatte sie sich dem Lazarethdienst zur Pflege verwundeter Soldaten mit großer Hingebung gewidmet, wofür ihr nach dem Kriege der Luisenorden verliehen wurde. R. entging nicht dem Schicksal, das damals gerade die besten Patrioten traf, von der Regierung beargwöhnt und als Demagoge verdächtigt zu werden. Man hielt Haussuchung bei ihm und beschlagnahmte seine Papiere und seine vertrauten Briefe. Aber trotz alledem und trotz aller Befragung hin und her fand man keinerlei Anhalt zu einem gerichtlichen Einschreiten gegen ihn, und er hat seinen Kindern und Enkeln einen reinen, guten Namen hinterlassen. Wohl hatten, nach Arndt's treffenden Worten, die Feurigkeit seines Herzens und der Ungestüm seines Muthes ihn zuweilen aus dem Geleise geschnellt, daß er in diesem Ungestüm selbst den Freunden als der Hartnäckige und Eigensinnige erschien; aber „die Wurzel selbst dieser Fehler war doch die schönste, sie trieb aus dem Edlen und Wahren." Zweimal wurde R. von seinen Mitbürgern zum Stadtverordneten von Berlin auf je drei Jahre gewählt, und vom Jahre 1831 ab bis zu seinem Tode versah er das Ehrenamt eines unbesoldeten Stadtrathes. Und auch in diesen Stellungen hat er sich als thatkräftiger, gemeinnütziger Bürger bewährt. Seine geräumige Wohnung in dem stattlichen Hause der Wilhelmstraße 73 hatte R., dem ein reger Kunstsinn eigen war, mit einer großen Fülle werthvoller Gemälde geschmückt. Selbst ganze Sammlungen von bedeutendem Umfange, wie nament-

lich die des Freiherrn von Hutten in Würzburg, hatte der unternehmungslustige und sammeleifrige Mann angekauft, wenn es ihm auch nur um einzelne darin befindliche Kunstwerke zu thun war und die übrigen einstweilen auf seinem Boden aufgehäuft wurden. So hinterließ er bei seinem Tode eine Anzahl von mehr als 2000 Gemälden, von denen bei der 1843 erfolgten Versteigerung mehrere für die Sammlung des Berliner Museums erworben wurden. Die in seinem Besitz befindlichen Originalzeichnungen seines Freundes Cornelius zu den Nibelungen sind später an das Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M. übergegangen. R. starb nach kurzem Kränkeln in voller Lebenskraft am 26. April 1842. Seine Leiche ist beigesetzt in einem Familienbegräbnisse auf dem Kirchhof der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, nahe der Begräbnißstätte seines berühmten Freundes Schleiermacher, welcher die letzten siebzehn Jahre seines Lebens im Reimer'schen Hause gewohnt hatte. Ernst Moritz Arndt schrieb ihm einen herrlichen Nachruf, den er mit den Worten schloß: „Reimer war ein Mann und war ein ganzer Mann. Erwecke Gott dem Vaterlande viele solche fromme und tapfere Geister, und es wird in unvergänglichen Ehren und Siegen blühen. Amen!" Auch die Buchhändlerschaft ehrte ihn durch einen warmen Nachruf und beschloß auf Antrag von F. Brockhaus in der Hauptversammlung des Buchhändlerbörsenvereins am 14. Mai 1844 einstimmig, die Bildnisse von Reimer und Perthes im Börsensaale in Leipzig zu ihrem dauernden Gedächtnisse aufzuhängen.

Quellen: Handschriftliches. — Arndt's Nachruf, Grabrede von L. Jonas. — Kreyenberg, Deutsche Buchhändlerakademie II, 432 ff. — Preußische Jahrbücher XXXIV, 589 ff. und XXXVIII, 172 ff. — Fouqué im Gesellschafter 1842. — Ernst Förster, Aus der Jugendzeit 207 ff.

F. Jonas.

Reimer: Georg Ernst R., Buchhändler, geb. zu Berlin am 25. November 1804 als zweiter Sohn des namhaften Buchhändlers Georg Andreas R., † zu Berlin am 5. Januar 1885. Zu seinen Pathen zählte Schleiermacher. Er besuchte zuerst die Plamann'sche Schule und sodann das königliche Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, von dem er Michaelis 1823 mit dem Zeugniß der Reife entlassen wurde. Darauf studirte er in Berlin und von Ostern 1825 bis Ostern 1826 in Bonn, wo ihn namentlich die Vorlesungen seines väterlichen Freundes Niebuhr anregten. 1826 trat er in die Buchhandlung seines Vaters ein, die er nach dem Tode desselben (1842) selbst übernahm, da der ältere Bruder Karl bereits vorher mit dem Schwager Salomon Hirzel zusammen die Weidmannsche Buchhandlung als Erbtheil erhalten hatte. Im J. 1847 schied R. aus der väterlichen Buchhandlung den geographischen und Kunstverlag aus, den ein jüngerer Bruder, Dietrich, als Grundstock seiner jetzt blühenden geographischen Verlagshandlung übernahm. Seit dieser Zeit pflegte R. — vielleicht behufs deutlicherer Unterscheidung von dem Verlage seines Bruders — statt G. Reimer „Georg Reimer" zu firmiren. Nach dem Verkauf des elterlichen Hauses in der Wilhelmstraße verlegte er 1858 seine Handlung und Wohnung in das von ihm erworbene Haus Anhaltstraße 12, in dem auch die Mutter bis zu ihrem Tode wohnte. Seitdem war R. das Haupt der Familie, da der ältere Bruder Karl bereits vor der Mutter gestorben war; und er pflegte im Sinne der Eltern den Geist der Einigkeit und des festen Zusammenhaltens aller Glieder der weitverzweigten Familie. Am 13. März 1865 trat sein ältester Sohn Ernst als Procurist in seine Handlung ein; am 5. Mai 1876 erhob R. denselben zum Theilhaber, und am 3. April 1884 übergab er ihm das Geschäft zu alleiniger Verwaltung. R. war weniger kühn und wagemuthig als der Vater; aber diese Eigenschaften waren auch für den Fortführer des bereits zu großartigem Umfange angewachsenen Verlagsgeschäftes nicht so wichtig, als sie es

für den Begründer gewesen waren. In den andern Tugenden, der Ehrenhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Umsicht stand er dem Vater keineswegs nach. So mannigfaltig sein Verlag war, und so wenig R. die freie Bewegung der Herausgeber, mit denen er in Verbindung trat, beschränkte, so einheitlich blieb sein Verlag doch darin, daß er ein vornehm wissenschaftliches Gepräge trug. Alle bloß buchhändlerische Speculationswaare, alle unwissenschaftliche, geschweige denn alle dem Inhalt oder dem Tone nach niedrige Litteratur blieb aus Reimer's Verlage ausgeschlossen, so daß seine Firmabezeichnung an und für sich schon jedem Buche als Empfehlung galt, und andererseits die Geschichte der Wissenschaft das Andenken an seine Wirksamkeit dauernd in Ehren erhalten wird. Die Fülle der berühmten Autornamen in dem Verlagskataloge vom Jahre 1885 ist so groß, daß eine Auswahl an und für sich schwierig, und an dieser Stelle wegen Mangels an Raum unmöglich ist. So bescheiden, milde und anspruchslos R. war, so fest und unerschütterlich beharrte er bei seinen Ueberzeugungen. In Bezug auf die Religion war er ein treuer Schüler und Gesinnungsgenosse Schleiermacher's, und in der Politik gehörte er zu den jetzt sogenannten Altliberalen. Durch die Uebernahme des Verlages der Protestantischen Kirchenzeitung und der Preußischen Jahrbücher, die er auch in Zeiten, wo sie Opfer erforderten, nicht fallen ließ, bewährte er diese seine Ueberzeugungen treu und fest. Allem Streit und Hader stand er seiner ganzen Natur nach fern, und nie und nirgends stellte er seine Person in den Vordergrund. Aber er entzog sich auch nicht seinen Bürgerpflichten, wenn das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zur Mitarbeit an den öffentlichen Angelegenheiten aufrief. Neun Jahre hindurch (1852—1861) war er Mitglied des Abgeordnetenhauses für Berlin, länger als ein Vierteljahrhundert (1846—1872) Mitglied der Stadtverordneten-Versammlung, in welcher er auch Jahre hindurch als Vertreter des Vorsitzenden fungirte. Am 27. August 1829 hatte er sich mit Marie Stavenhagen aus Anklam vermählt, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster Ehe lebte. Von neun Kindern überlebten ihn sechs, und seit dem Jahre 1858 hatte der Tod sein Haus verschont. So genoß er bis weit über den Tag der goldenen Hochzeit hinaus ein frohes, glückliches Alter in Frische des Geistes und in körperlicher Gesundheit, geliebt von den Seinen und in weiten Kreisen der Bürgerschaft und seiner Berufsgenossen hoch geachtet. Dazu kam, gewissermaßen als die Krönung seines Glückes, die ruhmvolle Erhebung und Einigung des deutschen Vaterlandes, an der er sich auf das innigste erfreute. Und endlich starb er nach Vollendung des achtzigsten Lebensjahres, ohne lange Qual, sanft und friedlich in den Armen der Seinen. Seine Leiche wurde am 8. Januar 1885 in dem väterlichen Erbbegräbniß auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe zu Berlin bestattet. „Georg R. war von mittlerer Größe, in jüngeren Jahren ein eifriger Turner, mit freundlich blickenden blauen Augen und wohl erhaltenem dunkeln Haare; schlicht und einfach im Verkehr, von herzgewinnender Güte, bei allem Ernste seines Wesens witzigen Worten und geselligem Scherze keineswegs abhold, von größerer Milde und Weichheit vielleicht als der Vater, an den sonst viel in seiner Art erinnerte, ein ebenso guter Familienvater, wie er ein pietätvoller Sohn gewesen war, gefällig und hilfreich allen, die sich ihm nahten." Seine äußere Erscheinung giebt eine vom Kupferstecher Eilers nach einer Photographie gefertigte Radirung sprechend ähnlich wieder.

Quellen: Handschriftliches. — Reimer'scher Familienkalender. 1879. — Preußische Jahrbücher Bd. 55. — Vahlen: Bericht über das Vereinsjahr 1884/5 in der Hauptversammlung der Corporation der Berliner Buchhändler vom 27. October 1885.

F. Jonas.

Reimer: Nicolaus Theodor R., Mathematiker. Er war geboren am 23. Februar 1772 in Rendsburg, wo sein Vater Hauptpastor an St. Marien († 23. October 1804) war. Vorbereitet auf der Gelehrtenschule der Vaterstadt unter dem wackern Rector Bertram, bezog er 1788 die Universität Kiel und widmete sich hier zuerst dem theologischen Studium, hörte zugleich doch auch philosophische und historische Vorlesungen und selbst juristische. Die Theologie genügte ihm nicht und die Rechtswissenschaft ebensowenig. Doch unterwarf er sich 1792 dem theologischen Amtsexamen in Glückstadt und bestand dasselbe. Darauf aber zog er auf die Universität Göttingen und studirte nun Philologie und Mathematik. Heyne und Kästner waren hier insbesondere seine Lehrer. 1796 ward er hier Dr. phil. und dann Adjunct der philosophischen Facultät daselbst. Er veröffentlichte darauf seine „Historia problematis de cubi duplicatione“, Göttingen 1798, die von seinen philologischen, wie mathematischen Kenntnissen Zeugniß giebt, und damals von Fr. Jacobs und Klügel günstig, später von Bernhardy wohl zu hart beurtheilt worden ist; sie verdient in der That noch heute zu Rath gezogen zu werden. Als Assessor der Societät der Wissenschaften schrieb er 1799 die Abhandlung über ein epigramma Metrodai ineditum. Mitscherlich in seiner Ausgabe des Horaz II, p. 696 theilt Reimer's Auseinandersetzung des Astrologischen in Horatii carmen II, 17 V. 17 mit. Zu Michaelis 1800 siedelte er nach Kiel über und hielt nun hier mathematische Vorlesungen, ward auch Adjunct der philosophischen Facultät mit einem kleinen Gehalt. Gegen Ende 1801 ward er außerordentlicher Professor. Er übersetzte Bossut, Geschichte der Mathematik, Hamburg 1804, 2 Bde., und fügte der Uebersetzung eine Reihe gelehrter Anmerkungen und Zusätze hinzu. 1804 ward ihm die Aufsicht der mathematischen Instrumente und der Sternwarte in Kiel anvertraut. 1810 avancirte er zum prof. ordinarius. 1813 übernahm er zugleich den Unterricht im königl. Forstinstitut. Bald darauf trat er in die Direction dieses Forstinstituts und übernahm die Rechnungsführung desselben und im September desselben Jahres ward er zum Quästor und Aedilis der Universität ernannt. 1817 kam zu seinen übrigen Geschäften noch die Mitadministration und Rechnungsführung des akademischen Krankenhauses und des botanischen Gartens. Er starb am 23. Januar 1832. Auf seine Vorlesungen verwandte R. die größte Sorgfalt. Klarheit, Gründlichkeit, strenge Ordnung zeichneten dieselben aus. Seine Vorlesungen über reine Mathematik fanden stets zahlreiche Zuhörer, wohingegen die für höhere Zweige der Mathematik, wie das auch natürlich, nur von Wenigen gehört wurden. 1824 ward er zum königl. Etatsrath ernannt. In jüngeren Jahren trat er gern als Gelegenheitsdichter auf, doch ist davon wol nichts weiter in Druck gegeben, als ein Gedicht in Aschenberg's Bergischem Taschenbuch für 1801. Er war auch sehr musikalisch. Von ihm ist componirt Halem's Trinklied: Das Leben gleichet &c. und Salis' Fischerlied: Das Fischergewerk giebt rüstigen Muth &c.

Pütter, Gelehrtengesch. von Göttingen III, 267. — Poggendorff, biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 596. — Ratjen in Falk's N. staatsb. Magazin III. 2. 353 ff. — Lübker-Schröder und Alberti, Schriftstellerlexikon s. v.

Carstens.

Reimer: Siegfried Johannes R., Arzt, ist als Sohn des bekannten Verlagsbuchhändlers zu Berlin am 21. März 1815 geboren und erlangte seine Vorbildung auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst, nach dessen Absolvirung er in Bonn und Berlin, anfangs Philosophie und Naturwissenschaften, später ausschließlich Medicin studirte. An letztgenannter Hochschule wurde er am 30. August 1837 Doctor der Medicin, nach Vertheidigung einer Abhandlung über Rhachitis, die durch die gelehrte, kritische, möglichst vollständige und

übersichtliche Zusammenstellung aller vorhandenen Erfahrungen über diese Krankheit und durch den selbständigen Standpunkt, den Verfasser darin einnimmt, von ähnlichen Arbeiten vortheilhaft abstach. Nach bestandener Staatsprüfung begab sich R. nach Halle, um noch bei Krukenberg praktische Studien zu machen, hierauf nach Wien und Paris. 1841 ließ er sich in Berlin nieder, wurde successive Arzt an dem neugegründeten Elisabeth-Krankenhause, städtischer Armenarzt, Assistent von Karl Mayer in der gynäkologischen Armenpraxis, Arzt der Schuldgefangenen und schließlich Arzt an der Siechenanstalt Bethesda. Doch bekleidete er die meisten dieser Stellungen nur vorübergehende Zeit; auch war er 1845 aus Gesundheitsrücksichten (infolge einer Lungenaffection) zu einem längeren Aufenthalt in Italien genöthigt. 1848 und 49 nahm er an der politischen Bewegung lebhaften Antheil. Zugleich fungirte er jahrelang in dem Vorstande des Männerturnvereins und eine zeitlang als Lehrer der Anatomie und Physiologie an der militärischen Central-Turnanstalt. Infolge einer rasch verlaufenden Infection starb R. ganz unerwartet im besten Mannesalter nach kurzem Krankenlager am 25. Juli 1860, nachdem er noch etwa ein halbes Jahr vorher sich mit Elisabeth geb. Jonas vermählt hatte. R. war ein außerordentlich fleißiger und strebsamer Arzt, der sich besonders durch seine Wirksamkeit als langjähriger Kassenführer der Gesellschaft für wissenschaftliche Medicin, sowie um die Förderung der Verschmelzung dieses Vereins mit dem jüngeren Verein Berliner Aerzte zu der noch jetzt bestehenden „Berliner medicinischen Gesellschaft“ verdient gemacht hat. R. gehörte zu denen, welche „junge mit neuen Methoden der Untersuchung oder der Lehre auftretende Docenten durch Theilnahme an den Cursen, durch Zuspruch und thätige Hülfe förderten“. Seiner Vermittelung ist es auch zu verdanken gewesen, daß das von Virchow und Reinhardt begründete „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie“ trotz der damaligen Jugend und Unbekanntschaft der Herausgeber einen Verleger in der Person seines älteren Bruders Georg Ernst R. fand. Von litterarischen Leistungen Reimer's ist außer der genannten Dissertation nur noch ein bemerkenswerther, auch vielfach in Auszügen und Referaten in andern Zeitschriften wiedergegebener Vortrag zu erwähnen „Ueber Ziel und Grenzen der Therapie“, den er am 20. December 1852 zur Feier des Stiftungsfestes in der Gesellschaft für wissenschaftliche Medicin hielt.

Vergl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte rc., herausgegeben von A. Hirsch, Bd. IV, 695.

Pagel.

Reimers: Ehlerd Hennig R., der erste Buchdrucker zu Löbau in der Oberlausitz, war im J. 1676 zu Altona bei Hamburg geboren. Er erlernte die Druckkunst 1696—1700 in Hamburg bei Konrad Gräffling. Nachdem er zu Dresden mit dem Bürgermeister Christian Trautmann in Löbau bekannt geworden war, veranlaßte dieser ihn, diese Stadt zu seinem Wohnsitz zu wählen und eine Druckerei zu errichten, da hierselbst eine Druckofficin noch fehlte. Es wurde ihm nicht nur das Bürgerrecht geschenkt, sondern auch noch eine größere Summe Geldes zum Beginn seiner Thätigkeit vorgeschossen. Er starb am 12. April 1740 zu Friedeberg in Schlesien, worauf sein Sohn Christian Wilhelm R. die Druckerei bis zu seinem 1799 erfolgten Tode fortführte. Aus der Reimers'schen Officin sind hauptsächlich theologische Schriften hervorgegangen, darunter das Zinzendorf'sche Gesangbuch, Lehmann's Casual-Predigten, Unger's Katechismus, Joh. Christ. Schwedler's Ruhe in Jesu, sowie die Rechenbücher von Pescheck.

Chr. Knauth, Annales typographici Lusatiae superioris, Lauban 1740, S. 85—88.

J. Braun.

Reimers: Tobias R. war als Sohn des gleichnamigen Syndicus zu Buxtehude geboren und folgte seinem Vater, der 1666 Syndicus der bremenverdischen Ritter- und Landschaft wurde, nach Stade. Der letztere trat, als bei der Reichsexecution gegen Schweden eine braunschweigisch-lüneburgische Regierung in Stade eingesetzt wurde, als Rath bei dieser ein. Der Sohn studirte in Frankfurt a. O., wo er 1679 als Lic. juris docirte, als seine Vaterstadt Buxtehude ihn im September als Syndicus berief. Schon im December legte er die Stelle wieder nieder, war dann von 1682—1686 Syndicus der bremenverdenschen Ritter- und Landschaft, folgte aber im letzteren Jahre einem Rufe als Syndicus nach Lüneburg, wo er sich mit Eva Wolf, der Tochter des Frankfurter Professors Philipp Jacob Wolf 1678 verheirathete. Er gab 1687 die revidirte Obergerichtsordnung der Stadt heraus und verheirathete sich in demselben Jahre zum zweiten Male mit Ursula Döring, wodurch er in die reichen Patricier- und Salzjunkergeschlechter der Döring und Stöteroggen eintrat, welche auch die Erben des alten Hauses der Schomaker geworden waren. Aus dem Stöteroggen'schen Hause holte er sich auch 1698 seine dritte Gemahlin. Er war damals als Protosyndicus der Stadt zugleich herzoglicher Rath und Beisitzer des Oberhofgerichtes zu Celle, war auch als Erbherr auf Groß-Timkenberg bei Blücher in die mecklenburgische Ritterschaft eingetreten. 1704 verknüpfte er sich mit den Salzjunkern noch mehr durch die Heirath seiner Tochter erster Ehe Eva Katharina mit einem Töbing. R. wurde später Bürgermeister von Lüneburg und nach Umwandlung des Oberhofgerichts Oberappellationsrath zu Celle. Aus zweiter Ehe hinterließ er einen Sohn Franz Heinrich. Sein Hauptverdienst besteht in der Förderung, die er, mit im Interesse seiner Frauenfamilien, mit Liebe und Sachkunde Johann Heinrich Büttner (s. A. D. B. III, 661) für seine Genealogiae der „Adelichen Lüneburger Patricien-Geschlechter" zu Theil werden ließ.

S. diese Genealogiae. — (Pratje), Altes und Neues u. s. w. I, S. 28[illegible]

Krause.

Reimmann: Jacob Friedrich R., geb. am 22. Januar 1668 in Gröningen bei Halberstadt, † am 1. Februar 1743 in Hildesheim (sowohl er in seiner Selbstbiographie als auch sein Enkel F. H. Theune schreiben stets „Reimmann, nie „Reimann"), Sohn eines Schulmannes, welcher ein dürftiges Einkommen und zahlreiche Kinder besaß, mußte eine Schule aufsuchen, bei welcher er möglichst kostfrei leben konnte, und kam so zunächst nach Egeln bei Wanzleben, dann nach Aschersleben und schließlich nach Magdeburg. Von da ging er nach Eisleben, wo er eine Hauslehrerstelle übernahm, hierauf besuchte er kurze Zeit das Gymnasium zu Altenburg und wurde dann im Juni 1688 in Jena als Student immatriculirt, wo er philosophische und theologische Vorlesungen hörte und am 10. October 1689 die Magisterdisputation hielt. Dann kam er als Hauslehrer nach Ahlten, von wo er wöchentlich in das nahe gelegene Hannover ging, um dort bei einem Buchhändler sich über Litteratur und die neu erscheinenden Bücher zu unterrichten, und nachdem er in gleicher Stellung einige Zeit in Halle an der Saale zugebracht hatte, fand er endlich im September 1692 einen festern Beruf, indem er das Rectorat der Schule zu Osterwick bei Halberstadt übernahm, von wo er in gleicher Eigenschaft im Juli 1698 nach Halberstadt kam. Im November 1702 wurde er zum Inspector der Halberstädtischen Schulen ernannt, und im März 1704 bekam er die Stelle des ersten Predigers in Ermsleben bei Halberstadt; hier hatte er einerseits die Freude, daß ihn (1706) Leibniz besuchte, und andererseits (1710) das Unglück, daß eine Feuersbrunst seine mit vieler Mühe erworbene Büchersammlung und all seine zahlreichen Manuscripte zerstörte. Im April 1714 wurde er Diakonus am Domcapitel zu Magdeburg und im April 1717 Superintendent in Hildesheim. R. hatte ein eigenthümliches

Talent für jene Richtung litterargeschichtlicher Forschung, welche auf ausgedehnteste Bücherkenntniß hinweist, wie dies sogleich seine Erstlingsschrift „De fatis studii genealogici apud hebraeos, graecos, romanos, germanos“ (1694) zeigt. Und wenn er in seinem „Schediasma philosophicum de logices Aristoteleae, Rameae, Cartesianae et electivae insufficientia“ (1697) mit scharfer Kritik die Grundfragen der Logik mehr negativ erörtert und hierauf im „Spicilegium philosophicum de definitione unico demonstrationis potissimae medio“ (1699) positiv an einen Kernpunkt der Aristotelischen Analytik anknüpft, so war er zugleich der erste, welcher den Gedanken faßte, die Geschichte der Logik in Betracht zu ziehen, und zu diesem Zwecke schrieb er: „Calendarium logices historico-criticum; critisirender Geschichtskalender von der Logica“ (1699), d. h. einen kurzen chronologischen Abriß der hervorragenden Litteratur. In ähnlicher Weise gab er (1700) eine Geschichte der Definition der Tugend, sowie der Definition des Körpers, und daneben verfaßte er die komische Schrift „Paradoxum grammaticum de ignorantia eruditorum abecedaria in latinorum alphabeto deprehensa“ (1698). Sodann beschäftigte er sich (1702) mit der Geschichte Halberstadts und einer betreffenden handschriftlichen Chronik, hierauf folgte (1703) eine Ausgabe der Briefe Cicero's Ad familiares mit deutschen Anmerkungen (was vor ihm Niemand gewagt hatte), sowie der für jene Zeit interessante Versuch „Poesis canonica et apocrypha; bekannte und unbekannte Poesie derer Teutschen“ (1703). Von 1708 bis 1713 erschien das sechsbändige Hauptwerk „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam sowohl insgemein als auch in die historiam literariam der Teutschen insonderheit“, worin er sich als tüchtigen ersten Vorläufer der erst in späteren Jahrzehnten erwachenden Litteraturgeschichte erwies; daneben veröffentlichte er eine Geschichte der Stadt Aschersleben „Idea historiae Ascaniensis civilis, ecclesiasticae, naturalis et literariae“ (1708) und „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam antediluvianam“ (1709), sowie unter dem Titel „Bibliotheca acroamatica“ (1712) ein Verzeichniß der Handschriften der Wiener Bibliothek (nach Lambeccius und Nessel). Auch die Geschichte der Theologie behandelte er in einem „Versuch einer Einleitung in die Historie der Theologie insgemein und der jüdischen Theologie insonderheit“ (1717), ja er versuchte sogar eine „Historia vocabulorum linguae latinae“ (1718), während er gleichzeitig eine umfassende Zusammenstellung seines Lieblingsgegenstandes gab: „Idea systematis antiquitatis literariae“ (1718). Als „Conspectus historiae civilis“ veröffentlichte er (1722) 24 Geschichtstabellen, betreffend Orient, Griechen, Römer, Deutsche, worauf die sehr inhaltsreiche „Historia universalis atheismi“ (1725) folgte, worin er die ähnliche Schrift des Buddeus (Tractatus de atheismo) weit übertraf. Im J. 1724 erschien sein vielfach gelobtes „Compendium theologicum“ und 1727 eine „Historia philosophiae Sinensis“, ferner die merkwürdige Schrift „Ilias post Homerum, h. e. incunabula omnium scientiarum ex Homero eruta et systematice descripta“ (1728) und endlich „Catalogus bibliothecae theologicae systematico-criticus“ (1731). In den Jahren 1730—32 war er durch den Jesuiten Hasselmann und dessen Controverspredigten in ein widerliches litterarisches Gezänke über das Wesen des Protestantismus u. dgl. verwickelt worden. — Er nimmt immerhin eine ehrenvolle Stelle unter den Polyhistoren jener Zeit ein und bereitete durch sein ausgedehntes Wissen Manches vor, was im Laufe des 18. Jahrhunderts weiter ausgeführt wurde.

J. Fr. Reimmann's eigene Lebensbeschreibung oder historische Nachricht von sich selbst, namentlich von seiner Person und seinen Schriften, aus dessen eigenhändigem Aufsatz mitgetheilt von Fr. Heinr. Theune (1745).

Prantl.

Reimmann: Matthäus R., Schulmann und Geistlicher, geb. am 29. April 1587 zu Themar im Hennebergischen, studirte 1612 zu Wittenberg und wurde daselbst Magister. Zu Wittenberg gab er 1614 sechs lateinische Elegien heraus, darunter eine auf Professor Taubmann; im folgenden Jahre erschien ein „Anagrammatismatum fasciculus“ und 1617 verfaßte er zur Jubelfeier der Reformation ein „Carmen saeculare“. 1620 war er Rector zu Bernau, 1623 Prediger zu Wriezen; hier ließ er bei Einweihung des neuen Gottesackers (1634) eine Predigt drucken, und 1639 erschien ein „Carmen in Custrini primum aspectum“ von ihm. Sein Todesjahr ist unbekannt. Er ist der Verfasser einer verloren gegangenen Komödie „Eugenius, oder historische Comödie von einem Jüngling, welcher seinem Vater nach dem Leben gestanden, der Vater aber einen wunderbahren Rath erfunden, dadurch der Sohn plözlich zur Buße geschritten“. Von Gottsched, Nöthiger Vorrath I, 180 wird dieselbe zum Jahre 1620 angesetzt.

Bibliotheca A. E. de Seidel 1718, p. 340. — Tob. Seiler, Beschreibung von Bernau, 1736, S. 270 (Handschr. in Berlin). — Ulrich, Beschreibung der Stadt Wriezen, 1830, S. 218. — Küster, Bibl. hist. Brandenb., 1743, S. 820, 825. — Ein Brief Buchner's an R. (nach 1630) über seine lat. Epigramme steht in Buchneri Epistolae, 1707, S. 532. — Goedeke, Grundriß II, 377 (wo er Matth. Reinmann heißt). — Bolte, Zeitschr. f. deutsche Philologie XX, 84 und dessen Privatmittheilungen.

H. Holstein.

Reimnitz: Friedrich Wilhelm R., Schulmann, 1803—1864. Er wurde am 28. Mai 1803 in Potsdam geboren; sein Vater — 1807 der einzige Officier, welcher den König Friedrich Wilhelm III. auf der Flucht von Königsberg nach Memel begleitete — war damals Wachtmeister bei der Garde du Corps; er starb 1814 als Premierlieutenant des Garde-Invalidenbataillons. — R. besuchte die Stadtschule und seit 1817 das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann von 1823 an in Berlin Philologie und Theologie, beschäftigte sich daneben aber auch mit Mathematik und Naturwissenschaften, für die er schon als Knabe Neigung gewonnen hatte. Nachdem er 1826 die Lehrerprüfung bestanden, begann er im Januar 1827 als designirter Oberlehrer seine Lehrthätigkeit am Potsdamer Gymnasium, wurde im folgenden Jahre fest angestellt und 1831 zum Professor ernannt. In diese Potsdamer Zeit fallen seine wissenschaftlichen Arbeiten über „Geschichte der Sprache“ und das „System der griechischen Declination, ein Beitrag zur griechischen Grammatik und Sprachengeschichte überhaupt“. Im September 1833 wurde er in das Directorat in Guben berufen; in diesem Amt hat er anregend und schaffend in reichem Segen 13 Jahre lang gewirkt. Die Einrichtung von Realabtheilungen neben den Gymnasialclassen, welche er durchführte, wurde vorbildlich für andere Anstalten. Differenzen mit dem Ministerium Eichhorn und Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn 1846, sein Amt niederzulegen und sich ganz der Bewirthschaftung des einige Jahre vorher von ihm gekauften Rittergutes Reichersdorf zu widmen; dort hat er in eifriger Arbeit, namentlich für Drainröhrenfabrikation, aber auch durch populäre Schriften und Vorträge in weiteren Kreisen thätig die letzten Jahrzehnte seines Lebens verbracht. Während der Jahre 1861 und 1862 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und gehörte in diesem der Fortschrittspartei an. Er starb in Guben am 24. Mai 1864. Außer den oben genannten Schriften hat er zahlreiche Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände, namentlich in den Schulprogrammen von Potsdam und Guben veröffentlicht, von denen besonders die von 1834 „Ueber die zykloidischen Kurven und ihre Anwendung in der Physik und in der praktischen Mechanik“ Erwähnung verdient. Auch die

ihm erhaltenen Gedichte zeugen durch Form und Inhalt von Reimnitz' reicher Begabung, die sich leider zu sehr zersplittert hat.

C. Fr. W. Kerber, Friedr. Wilh. R., ein Lebensbild, Guben (o. J.).
R. Hoche.

Reimold: Johann Karl David Paul R., geboren 1757, reformirter Prediger zu Obereichholzheim, seit 1818 badischer Kirchenrath und erster reformirter Prediger in Wiesloch, † 1874, gab im J. 1809 zu Heidelberg ein Lehrgedicht „Der Friede" in acht Gesängen heraus und ließ ebenda 1818 in zwei Bänden „Lyrische Gedichte" erscheinen. Von ihm wurden auch sechs geistliche Lieder in das Gesangbuch für die reformirten Gemeinden in der Kurpfalz, Heidelberg 1785, aufgenommen, von welchen einige dann in das neue badische Gesangbuch von 1835 herübergenommen sind.

Goedeke, 1. Aufl., III, S. 174 u. 1029. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 495.
l. u.

Rein. Eine thüringische Schulmänner- und Philologenfamilie, aus welcher sich vornehmlich drei Gelehrte bekannt gemacht haben:

1) August Gotthilf R., geboren am 15. November 1772 in Dobia im Fürstenthum Reuß älterer Linie als der Sohn des dortigen Pfarrers, erhielt seine Schulbildung auf der lateinischen Schule in Greiz und studirte dann seit 1791 in Leipzig. 1797 wurde er Lehrer am königl. Pädagogium in Halle, 1803 von dort als „Professor der Beredtsamkeit" an das fürstliche Gymnasium in Gera berufen und am 6. October 1817 zum Director dieser Anstalt befördert. Dieses Amt führte er bis 1840, trat dann in den Ruhestand und starb am 6. Novbr. 1843. In einer großen Zahl von Abhandlungen, von denen er die meisten unter dem Gesammttitel „De studiis humanitatis nostra adhuc aetate magni aestimandis" veröffentlicht hat (Pars XII—XXXII als Festschriften zum Schüßler'schen Gedächtnißactus), behandelte er vornehmlich die griechischen Komiker, Bukoliker und Lyriker, später auch die römischen Dichter, aber auch die Phänomena des Aratus und die Astronomica des Manilius. — Sein älterer Sohn war:

2) Anton Hermann R., geboren am 1. Mai 1804 in Gera und auf dem dortigen Gymnasium unter des Vaters Leitung gebildet. Von Ostern 1822 an studirte er in Halle Philologie, wurde daselbst 1824 Mitglied des pädagogischen Seminars und Hülfslehrer an den Francke'schen Stiftungen, dann nach seiner Promotion (Quaestiones Plautinae) im Herbst 1826 ordentlicher Lehrer am königl. Pädagogium. Im Herbst 1832 wurde er in das Directorat der städtischen Realschule in Krefeld berufen und blieb in dieser Stellung bis Ostern 1866. Als Emeritus starb er am 11. Juni 1877. Seine wissenschaftliche Bedeutung beruht wesentlich in den zahlreichen und vielseitigen Arbeiten über die römischen Alterthümer des Rheinlandes; die Erforschung der Niederlassungen und Straßen, der Denkmale und Gräberstätten, der künstlerischen und gewerblichen Erzeugnisse am Niederrhein wurde das Gebiet, auf welchem er bald eine der ersten wissenschaftlichen Autoritäten wurde. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen sind in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der des Alterthumsvereins der Rheinlande, zum Theil auch in den Schulschriften der Krefelder Realschule niedergelegt. Von seinen sonstigen zahlreichen Schriften sind besonders die Ausgabe der Ernesti'schen „Clavis Ciceroniana" (1831) und die „Erinnerungen an Aug. Herm. Niemeyer" (1841) zu nennen. — Sein jüngerer Bruder war:

3) Wilhelm R., geb. am 18. August 1809 in Gera. Schon im sechsten Lebensjahre kam er in das Haus seines kinderlosen Oheims, des damaligen Generalsuperintendenten, späteren Consistorialpräsidenten Dr. Nebe in Eisenach, welcher auch Ephorus des dortigen Gymnasiums war. Diese Anstalt besuchte er

bis Ostern 1827 und erwarb sich hier eine ungewöhnliche philologische Vorbildung, studirte dann zuerst in Jena, danach in Leipzig und Berlin Philologie, schon damals vorwiegend den Realien des Alterthums zugewandt. Nachdem er 1832 in Leipzig zum Dr. phil. promovirt war (Quaestiones Tullianae), wurde er 1833 als Collaborator am Gymnasium in Eisenach angestellt; bereits 1836 wurde er zum Professor derselben Anstalt befördert. Der geringe Umfang der amtlichen Obliegenheiten gestattete ihm die Ausführung eines lange gehegten Planes, ein Hand- und Lehrbuch des römischen Rechtes für Philologen zu schreiben, „welches in seinen Grundzügen zwar ein möglichst vollständiges System (d. h. der Ciceronianischen Zeit), in der Ausführung aber weder zu viel noch zu wenig enthielte und den Fehler der Dunkelheit ebenso vermiede, als den der lästigen Breite, kurz welches gerade soviel mittheilte, als zur Anschauung des römischen Lebens in rechtlicher Beziehung und zur Erklärung der classischen Autoren nöthig ist“. Der erste Theil dieses in seiner Art epochemachenden Werkes, welches einem dringenden Bedürfnisse entgegenkam, erschien 1836 unter dem Titel: „Das Römische Privatrecht und der Civilproceß bis in die ersten Jahre der Kaiserherrschaft“, dann in zweiter, gänzlich umgearbeiteter und im Umfange fast verdoppelter Auflage 1858. Im Jahre 1844 folgte der zweite Theil: „Das Criminalrecht der Römer von Romulus bis auf Justinian“. Die allgemeine Anerkennung, welche diese große Arbeit namentlich auch in juristischen Kreisen fand — R. wurde u. a. damals honoris causa von der juristischen Facultät zu Jena zum Dr. jur. promovirt —, brachte ihn mit zahlreichen Zeitschriften in Verbindung, vornehmlich aber übernahm er einen großen Theil der in sein Specialgebiet einschlagenden Artikel in der Pauli'schen Real-Encyclopädie. Auch besorgte er die Neuherausgabe von W. Becker's Gallus (1863) und die Uebersetzung der römischen Antiquitäten des Dänen C. F. Bojesen (erschienen 1866). — In den späteren Jahren seines Lebens hatte sich Rein's Interesse mehr und mehr germanistischen Studien und der Erforschung der deutschen Vergangenheit zugewendet; 1863 erschien in Weimar das erste Heft des groß angelegten Werkes „Thuringia sacra; Urkundenbuch, Geschichte und Beschreibung der thüringischen Klöster“. Diese in ihrer Art höchst verdienstliche Veröffentlichung lenkte die Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise auf R., als es sich um Wiederbesetzung der Directorstelle des Germanischen Museums in Nürnberg handelte; die mit ihm angeknüpften Unterhandlungen führten zu seiner Berufung in dieses ihm sehr zusagende Amt. Im Begriffe dasselbe anzutreten, unternahm er noch einen Ausflug nach Langensalza, um dort Urkunden für die Thuringia sacra zu studiren, starb hier aber plötzlich am 23. April 1865. In seinem Nachlasse fanden sich u. A. auch noch die Vorarbeiten zu einer geschichtlichen Beschreibung der Stadt Eisenach; von der Thuringia sacra sind nur zwei Theile erschienen.

Ueber A. G. Rein: Saupe, Album des Gymn. zu Gera, 1870. — Grumme, Commentationum Schuesslerianarum index, 1882. — Ueber K. H. Rein: Schauenburg, Festschrift zum 50jähr. Jubil. der Realschule in Crefeld, 1869. — Ueber W. Rein: Zeitschrift für Gymn.-Wesen, 1865, Bd. XIX, S. 636 ff. — Nachruf von Funkhänel in der Zeitschrift des Thür. Geschichts-Vereins, Bd. VII, 1870.

R. Hoche.

Reina: (Cassiodoro de) R., evangelischer Theologe, geboren zu Sevilla um 1520, † am 15. März 1594 zu Frankfurt a. M. Aus seinem frühern Leben ist nur bekannt, daß er als Mönch im Kloster San Isidro in seiner Vaterstadt lebte und von Jugend auf sich mit dem Studium der heiligen Schrift eifrig beschäftigte. An der hoffnungsvoll aufblühenden evangelischen Bewegung, die von jenem Kloster ausging, nahm auch er Antheil, begab sich aber kurz vor

dem Ausbruch der Verfolgung, etwa 1557, in die Fremde und entging so dem Märtyrertode, den seine Gesinnungsgenossen erlitten. Von dieser Zeit an hat er in verschiedenen Ländern (in der Schweiz, in Deutschland, in England und den Niederlanden) oft unter Gefahren, stets in Dürftigkeit gelebt; die meiste Zeit jedoch hat er auf deutschem Boden zugebracht, so daß er, obwohl Ausländer, eine Stelle in der Allg. D. Biographie beanspruchen darf. Viele Schwierigkeiten bereitete ihm der Umstand, daß er bezüglich der Abendmahlslehre eine schwankende Haltung einnahm. Seine große Milde und Weitherzigkeit in dogmatischen Fragen wurde in jener confessionell zerklüfteten Zeit der Epigonen der Reformation als Charakterlosigkeit angesehen und machte ihn sowohl den Lutheranern als auch den Calvinisten strengerer Observanz verdächtig. Nachdem er die Heimath verlassen, gelangte er zunächst über Genf nach Frankfurt, wo er sich der französischen (reformirten) Gemeinde anschloß. Nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth begab er sich (1559) nach London, wo er Prediger der spanischen Gemeinde wurde. Hier arbeitete er ein Bekenntniß der Gemeinde aus, in dem er die Augsburger Confession mit den 42 Artikeln zu verbinden suchte. Als er aber in den Ehestand trat, verscherzte er sich die vorher genossene Gnade der dem Priestercölibat günstigen jungfräulichen Königin und zugleich damit seine Pension, und er mußte sogar 1563 aus England fliehen, da ihn spanische Agenten der Sodomie beschuldigten, um den verhaßten Ketzer zu vernichten. Einige Zeit brachte er in steter Lebensgefahr zu Antwerpen unter dem Schutze des Banquiers Marco Perez zu, vergeblich durch Philipp II. verfolgt, der einen hohen Preis auf sein Haupt gesetzt hatte, als er von seinem Vorhaben einer spanischen Bibelübersetzung erfahren hatte. Nach manchen weiteren Irrfahrten führte ihn sein Weg abermals nach Deutschland. Während dieses zweiten Aufenthaltes auf deutschem Boden verweilte er die meiste Zeit wieder in Frankfurt, unternahm aber von da aus viele Reisen, die ihn oft lange fern hielten. Theils nöthigte ihn zu diesem unstäten Leben eine schließlich doch erfolglose Bewerbung um eine reformirte Predigerstelle zu Straßburg; besonders aber der Druck seines bedeutendsten Werkes, das seinen Namen in der Geschichte der Evangelisation unvergeßlich gemacht hat, seiner spanischen Bibelübersetzung. Seit dem Verlassen seines Vaterlandes war sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, seinen Landsleuten das Wort Gottes in ihrer Sprache in die Hand geben zu können; und trotz beständiger Hindernisse konnte 1569 die erste Ausgabe bei Thomas Guarin in Basel erscheinen. Ein gründlicher Kenner der orientalischen Sprachen war er zu solcher Arbeit vor anderen berufen und hat eine besonders durch Genauigkeit ausgezeichnete Version geliefert. Diese Uebersetzung wurde nachmals noch durch Valera nachgesehen und ist in mehr oder weniger veränderter Gestalt heute noch bei den Evangelischen in Spanien wie in Amerika am meisten verbreitet. Nachdem R. diese wichtigste Aufgabe seines Lebens gelöst sah, beschloß er, da noch immer keine Aussicht auf ein Pfarramt sich ihm darbot, in Frankfurt dauernd sich anzusiedeln und wurde am 16. August 1571 daselbst als Bürger aufgenommen. Um sich und die Seinen zu ernähren, mußte er Seidenhandel treiben; beschäftigte sich aber nach wie vor mit der Abfassung theologischer Schriften. Allmählich schloß er sich übrigens ganz den Lutheranern an, deren einflußreichster Prädicant, Mathias Ritter (II.) ihm befreundet wurde. Im J. 1578 traf ihn endlich ein langersehnter Ruf zu seelsorgerlicher Thätigkeit; die mit Frankfurt in lebhaftem Verkehr stehende lutherische Gemeinde in Antwerpen, welcher er in trüben Tagen nahe getreten war und deren Flüchtlinge er oft unterstützt hatte, forderte ihn auf, da nach dem Religionsfrieden von Antwerpen eine freundlichere Wendung ihrer Geschicke anzubrechen schien, eine Stelle als französischer Prediger anzunehmen. Er folgte

freudig dem Rufe, begab sich aber vor dem Antritt des Amtes nach England, um sich von der schändlichen Anklage, die einst wider ihn erhoben worden war, zu reinigen. Er wurde denn auch völlig freigesprochen, ließ sich aber bei diesem Anlaß zu einer Erklärung über das heilige Abendmahl bestimmen, welche dem lutherischen Lehrtypus nicht ganz entsprach. Dieser Schritt, zu dem ihn wohl die Rücksicht auf seine bedenkliche Lage getrieben, brachte ihm neue Schwierigkeiten; denn als er kaum seine neue Stelle angetreten hatte, veröffentlichten die Antwerpener Calvinisten jene Erklärung und verursachten damit einen Sturm in der lutherischen Gemeinde, die ohnedies durch einen Streit über die Erbsünde aufgeregt war. Doch ließ man sich bald durch die Versicherung Reina's, an der Wittenberger Concordie von 1536 festhalten zu wollen, wieder beruhigen. Seine Stärke lag offenbar nicht sowohl in dogmatischer Präcision und Folgerichtigkeit des Denkens, als vielmehr in seiner praktischen Thätigkeit, welche ihm auch bald das volle Vertrauen seiner gleich ihm allem confessionellen Hader abgeneigten Gemeinde zuwendete. Unter seiner Leitung entfaltete sich mehrere Jahre lang das kirchliche Leben in verheißungsvoller Weise — er ließ einen Katechismus im Anschluß an den lutherischen in französischer, holländischer und lateinischer Sprache erscheinen, eine Agende entstand unter seiner Mitwirkung, tüchtige Schulen und evangelische Druckereien wurden gegründet. Aber rasch genug wurden die Verhältnisse für die Antwerpener Gemeinde wieder ungünstig, und Cassiodoro verließ die Stadt kurz vor der verhängnißvollen Einnahme durch Alexander von Parma (1585), um zum dritten Male, nun ein müder Greis, in Frankfurt eine Zufluchtsstätte für sich und seine große Familie zu suchen. Aber noch war sein Feierabend nicht gekommen; er sollte noch die schöne Aufgabe erfüllen, die niederländischen lutherischen Flüchtlinge in der Mainstadt zu einer Gemeinde zu sammeln. Am 31. Mai 1585 gründete er eine niederländische Gemeinde Augsburger Confession in Frankfurt, welche nach dem Falle der heldenmüthig vertheidigten Stadt Antwerpen eine so bedeutende Verstärkung erhielt, daß sie das alte Antorfer Siegel beibehielt und bis auf den heutigen Tag gebraucht. Nach vielen Schwierigkeiten, welche das Mißtrauen der Lutheraner gegenüber den „Welschen“ hervorgerufen hatte, erlangte R., der zunächst wieder Handel treiben mußte, endlich 1592 für diese Gemeinde das Recht eines eigenen Gottesdienstes in französischer Sprache. Er selbst erhielt 1593, nachdem er seine Zustimmung zu der Concordienformel erklärt hatte, die zweite Predigerstelle an der Gemeinde, blieb aber bis an sein Ende seiner vermittelnden Richtung getreu, eine friedliche Johannesgestalt in einer kampflustigen Zeit. Die von ihm gegründete Gemeinde behielt ihren französischen Gottesdienst zweihundert Jahre lang (bis 1788), hat aber neuerdings ihren Charakter als Cultusgemeinde völlig aufgegeben und nur den Gotteskasten zur Unterstützung ihrer Mitglieder beibehalten, wobei übrigens noch immer die Zugehörigkeit zur unveränderten Augsburger Confession als Bedingung gilt. Bei dem 300jährigen Jubiläum dieser Gemeinde ward auch das Andenken des Stifters wieder durch eine Denkschrift neu belebt (Geschichte der von Antwerpen nach Frankfurt am Main verpflanzten Niederländischen Gemeinde Augsburger Confession, begonnen von Dr. theol. G. E. Steitz, fortgesetzt und herausgegeben von Dr. phil. H. Dechent, Pfarrer, Frankfurt bei Alfred Neumann, 1885). — Von den Söhnen des Marco Cassiodoro de R., zu Basel etwa 1566 geboren, von 1596—16[illegible] eine Stelle als deutscher und französischer Prediger an der Gemeinde seines Vaters bekleidet; Agostino durch Herausgabe einiger geographischen Werke sich bekannt gemacht.

Vgl. vor allem das vorzügliche Werk von Professor Dr. Eduard B[illegible], Bibliotheca Wiffeniana, Spanish Reformers of two Centuries from [illegible]

Vol. II. Strassburg and London, Trübner 1883. Hier sind auch sämmtliche Schriften Reina's und seiner Söhne, sowie die Ausgaben der Bibelübersetzung aufgezählt. H. Dechent.

Reinach: Hans Heinrich IX. Freiherr v. R., kaiserlicher Feldzeugmeister, ein Waffengefährte Tilly's und Pappenheim's und der ruhmgekrönte, wenngleich vom Glück nicht begünstigte Vertheidiger der Feste Alt-Breisach wider die französisch-schwedischen Anschläge, stammte aus einem von alters her gut habsburgisch gesinnt gewesenen Geschlechte des Oberrheins, dessen Stammhaus zu Rheinfelden stand. Sein Vater Theobald I. war seit 1590 österreichischer Obervoigt zu Altkirch im Elsaß, er selbst wird im Dreißigjährigen Kriege zuerst 1630, wo er im October als Oberst unter Pappenheim an der Eroberung der sachsen-lauenburgischen Stadt Ratzeburg theil hatte, genannt. Nach der Zerstörung von Magdeburg sandte Tilly ihn in das Gebiet zwischen Elbe und Weser, um den lutherischen Bischof von Bremen, welcher am Leipziger Convent sich betheiligt hatte, zum Rücktritt zu bestimmen; nachdem ihm dies mit leichter Mühe geglückt war, hielt er als Commandant von Stade das Land zwischen den beiden Strömen in Botmäßigkeit. 1632 machte er Pappenheim's abenteuerlichen Zug an die Ufer der Maas zum Entsatze des durch Friedrich Heinrich von Oranien belagerten Mastricht mit und war am 17. August bei dem vergeblichen Sturme auf das verschanzte Lager der Niederländer. Drei Monate später war er mit seinem Feldherrn bei Lützen. Am Abend des Schlachttages traf er, das Fußvolk dem mit der Reiterei vorangeeilten Pappenheim nachführend, auf der Walstatt ein. Er erbot sich, den Kampf zu erneuern, aber Wallenstein gab ihm nur Auftrag, den Rückzug zu decken; er fürchtete, daß auch der Feind Verstärkungen erhalten habe. Im folgenden Jahre rief R. in seiner Heimath, im Sundgau und im Elsaß, das Landvolk für die kaiserliche Sache zu den Waffen; 1634, nach der Nördlinger Schlacht, bestellte ihn die Regentin Claudia Felicitas von Medici zum Commandanten von Breisach. Während der ersten Jahre seiner dortigen Befehlsführung hatte er einigermaßen Ruhe, so daß er sogar angriffsweise vorgehen konnte, u. a. nahm er 1636 die Feste Hochberg, welche seit drei Jahren in Feindes Hand gewesen war. Im Sommer 1637 aber begann die Gefahr. Herzog Bernhard von Weimar unternahm seinen Rheinübergang; R. betheiligte sich an Johann v. Werth's Versuchen, denselben zu hindern. Nach des Herzogs Siege bei Rheinfelden rückte die Gefahr eines feindlichen Angriffs näher. R. war schon lange bestrebt gewesen, sich durch Ansammlung von Vorräthen auf einen solchen vorzubereiten, aber Mangel an Geld und die Verwüstung des Landes hatten bewirkt, daß es ihm nur unvollkommen gelungen war; jetzt flog durch ein feuerfangendes Pulverfaß ein großes Magazin in die Luft, und die Bemühungen, den Verlust zu ersetzen, hatten nur geringen Erfolg. Anfang August standen des Herzogs Truppen in drei großen Lagern um Breisach; vergeblich waren die Versuche der Kaiserlichen unter Götz, sie zu vertreiben, den Eingeschlossenen und Hartbedrängten Entsatz und Hülfe zu bringen. Alle Angriffe wurden blutig abgewiesen, am 14. October 1638 versuchte Götz nochmals, das weimarische Lager zu stürmen, er mußte unverrichteter Sache abziehen und nun konnten sich die Angriffe der Belagerer gegen die Festung selbst wenden. Trotz Mangel und Entbehrung, Seuche und Feuer widerstand R. und weigerte sich, seinen Posten zu übergeben. Am 28. October fiel das letzte Außenwerk. Nochmals versuchte Götz, das weimarische Lager zu stürmen; es glückte ihm ebensowenig, wie dem ihn ablösenden Grafen Philipp von Mansfeld. Am 3. December flog wiederum ein Pulvermagazin in die Luft, die Bresche war gangbar, entsetzlich wütheten Hunger und Krankheiten, da endlich ließ R. sich auf Unterhandlungen

ein; am 17. December 1638 ward die Capitulation abgeschlossen, am 19. erfolgte die Uebergabe unter höchst ehrenvollen Bedingungen. R. starb im November 1645 als Gouverneur von Regensburg.

Rheinischer Antiquarius, herausgegeben von Chr. v. Stramberg, 3. Abtheilung, XI. Band. Coblenz 1865. — Rosmann und Ens, Geschichte der Stadt Breisach, Freiburg i. B. 1851. — Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs, neue Folge. 1. Band. Wien 1887. B. Poten.

Reinald I. (Reynald), Graf von Geldern und Zutfen, aus dem Hause Nassau, Sohn Otto's „mit dem Pferdefuß", gewöhnlich der Streitbare genannt, kam 1272 erst 17 Jahre alt zur Regierung, verheirathete sich mit der Tochter und Erbin des Herzogs von Limburg, Ermingard, die aber bald starb. Den Ansprüchen, welche R. aus dieser Ehe nach dem Tode seines Schwiegervaters auf Limburg machte, Ansprüche, welche von Kaiser Rudolf von Habsburg auch als rechtsgültig anerkannt wurden, trat der Bruder des verstorbenen Herzogs, Graf Adolf von Berg, entgegen, der übrigens seine Rechtstitel an den Herzog Johann I. von Brabant verkaufte (1280). Es kam zu einem längeren Krieg, in welchem R. vom Erzbischof von Köln, den Grafen von Luxemburg, Jülich und Salm unterstützt wurde und welcher mit der Schlacht von Woeringen (Juni 1288) endete, in welcher R. selbst gefangen wurde. Durch Vermittlung des Grafen Guido von Flandern, dessen Tochter R. indessen geheirathet hatte, kam der Friede zwischen diesem und Brabant zu Stande, und R. mußte einige geldrische Districte, sowie die Stadt Tiel an Brabant abtreten. Infolge des lange dauernden Krieges war R. tief verschuldet und der Hauptgläubiger, sein eigener Schwiegervater, Guido von Flandern, ließ sich für seine Forderungen alle von R. regierten Territorien auf fünf Jahre verpfänden, so daß also während dieser Zeit nicht R., sondern Guido über Geldern und Zutfen regierte. Nach dem Tode Rudolf's von Habsburg gehörte auch R. zu der Zahl derer, denen die deutsche Königskrone angeboten wurde; daß er aber mit den folgenden Kaisern auf sehr gutem Fuße stand, beweist die Thatsache, daß Kaiser Heinrich VII. ihm im Ertheilen und Confisciren von Privilegien an die Städte die weitgehendste, jede Willkür ermöglichende Vollmacht gab, nachdem Adolf von Nassau vorher Geldern als Kunkellehen anerkannt hatte. Die letzten Jahre seiner Regierung kennzeichnen sich durch den erst mit seinem Tode endenden Streit mit seinem Sohne. Es scheinen sich bei R. Spuren einer Geisteszerrüttung gezeigt zu haben und da die Städte über große Willkür und Eingriffe in die ihnen verliehenen Privilegien klagten, so fand sein Sohn auch einen bedeutenden Anhang und vom 4. November 1316 an wird im Eingang der Briefe und Urkunden nicht mehr R., sondern Reinaldus senior filius comitis Geldriensis als Regent genannt. Der Zwist zwischen Vater und Sohn war aber schon wiederholt in Thätlichkeiten ausgeartet, die Städte standen auf Seite des letzteren, während der Vater hauptsächlich von holländischen Edeln unterstützt wurde; der Graf Wilhelm von Holland wurde endlich zum Schiedsrichter berufen und dieser bestimmte, daß die Einkünfte des Landes zwischen Vater und Sohn getheilt und ersterem ein Theil an der Regierung zugestanden werden sollte (September 1318). Der alte Zwist brach aber bald mit erneuter Heftigkeit aus, da R., der sich in fortwährender Geldverlegenheit befand, zu häufigen Verpfändungen schritt, bis der Sohn seinen Vater endlich im Schloß von Montfoort einschließen ließ, wo derselbe am 9. October 1326 starb. R. stand stets auf sehr gutem Fuß mit Kirche und Papst, Nicolaus IV. erlaubte ihm, auch zur Zeit eines allgemeinen Interdicts hinter geschlossenen Thüren in seinem Hause Gottesdienst zu halten; sein Eifer für die Kirche zeigte sich auch dadurch, daß er verschiedenen Städten andere, religiös klingende Namen gab (Hattem = mons Dei; Zalt

= insula Dei major; Wageningen = insula Dei supra Veluam; Roermond = insula Dei ad Mosam).

Wenzelburger.

Reinald II. (Reynald), der „Schwarze" (1326—1343), Sohn des Vorigen, einer der vortrefflichsten Fürsten in den Niederlanden während des ganzen Mittelalters, hatte sich noch zu Lebzeiten seines Vaters mit Sophie, Erbtochter von Franz Berthout in Mecheln vermählt und wiewohl dieses Geschlecht nur dem niederen Adel angehörte, so besaß es doch ungeheuren Reichthum, der dem Grafen trefflich zu statten kam, indem er großer Summen bedurfte, um die von seinem Vater verpfändeten Schlösser und Güter wieder einzulösen. Sophie starb aber schon 1329 mit Hinterlassung von zwei Töchtern, denen nach dem Erbvertrag, welchen R. mit der Berthout'schen Familie abgeschlossen hatte, auch für den Fall, daß aus einer späteren Ehe männliche Nachkommen vorhanden sein sollten, die alleinige Nachfolge in der Grafschaft zugesichert worden war. Seine Werbung um die Hand Eleonorens, der Schwester Eduard's III. von England, hatte den gewünschten Erfolg; trotz des mit der Berthout'schen Familie abgeschlossenen Erbvertrags wußte er von Kaiser Ludwig dem Baier, den er auf seiner Römerfahrt begleitet hatte, die Zusicherung zu erhalten, daß die Kinder Eleonorens ihm im Besitz von Stadt und Burg Nymegen folgen sollten, der Bischof von Utrecht ertheilte für die Lehen, welche R. vom Stift besaß, dieselbe Zusage und bald darauf erklärte er, daß der älteste Sohn, oder die älteste Tochter, welche ihm Eleonore schenken würde, alle seine Herrschaften erben und zu seiner Nachfolge berufen werden sollten. Die Ehe mit der englischen Prinzessin wurde am 24. October 1331 vollzogen und die unausbleibliche Folge davon war, daß R. der eifrige Bundesgenosse seines Schwagers in dem Kriege gegen Frankreich wurde; er unterstützte denselben auch mit Mannschaften und Geld, Eduard III. bestellte ihn zu seinem Unterhändler mit den flandrischen Städten, deren Handelsinteresse ein freundschaftliches Verhältniß zu England verlangte, während der Graf von Flandern in den Reihen des französischen Heeres kämpfte. Da indessen der älteste Sohn des Herzogs von Jülich, Gerhard, sich mit der ältesten Tochter Reinald's und Sophiens, Margaretha, und der bairische Pfalzgraf Rudolf einige Jahre später mit der zweiten Tochter Reinald's vermählte, so stand er auch zum bairischen Hause in sehr naher Beziehung, welche er trefflich auszunützen wußte, da Kaiser Ludwig der Baier auf dem Reichstag zu Frankfurt die bisherige Grafschaft Geldern zum Herzogthum erhob (März 1339), so daß R. und seine Nachfolger von nun an den Titel „Herzoge von Geldern und Grafen von Zutfen" führten; zugleich wurde ihm das Erzamt eines „Oberbekleiders" übertragen, indem er dem Kaiser bei der Krönung den Wappenrock umzuhängen hatte. Vorher schon war R. mit dem Herzog von Jülich zum Reichsvicar in Stadt und Stift Cambrai ernannt worden. Vom Kaiser, dem er erhebliche Summen vorgestreckt, erhielt er den Reichswald bei Nymegen als erbliche Besitzung und da verschiedene Edle ihre Besitzungen zu geldrischen Lehen machten, so stieg die Macht und das Ansehen Reinald's außerordentlich, da ihm seine neue Würde ohnedieß das Recht auf Fahrten und Wege, sowie die Erhebung von Zöllen auf denselben, ferner die Befugniß, eigene Münzen zu schlagen, verliehen hatte. Sein Hauptverdienst liegt in der Hebung der Städte, die unter ihm rasch emporblühten und während bei seinem Regierungsantritt das Land, wo der Ackerbau fast nur von Unfreien betrieben wurde, auf ziemlich niedriger Stufe stand, hatte der Handel in den geldrischen Städten eine nicht geringe Blüte erreicht; denn schon im J. 1332 verlieh R. lombardischen Kaufleuten Privilegien. R. starb am 12. October 1343 mit Hinterlassung von zwei minderjährigen Söhnen aus seiner Ehe mit

Eleonore. Dieselbe scheint eine sehr unglückliche gewesen zu sein, da er seine Frau unter dem Vorwande, sie sei aussätzig, vernachlässigte. Bekannt ist die Prophezeiung der gekränkten Frau, die später in Erfüllung gehen sollte: als R. einst beim Gastmahl saß, soll sie mit ihren beiden Söhnen und in durchsichtigem Gewande plötzlich vor ihn getreten sein, ihm sein Unrecht vorgehalten und mit den Worten geschlossen haben: „Die Zeit wird kommen, daß die Gelder'schen unsere Scheidung mit heißen Thränen beweinen werden, wenn man keinen Fürsten unseres Blutes mehr haben wird!“ Er hinterließ eine große Schuldenlast, ebenso infolge der größeren Pracht, welche er nach seiner Erhebung zum Herzog entfalten mußte, wie wegen der Unterstützung, die er seinem Schwager im Kriege gegen Frankreich zu Theil werden ließ.

Wenzelburger.

Reinald III. (Reynald), Sohn des Vorigen, Herzog von Geldern, Graf von Zutfen, bekannt durch seine wechselvollen Schicksale. Da R. noch minderjährig war, mußte eine Regentschaft errichtet werden, an deren Spitze Johann van Valkenburg stand und welcher zunächst die finanzielle Ordnung des Nachlasses des verstorbenen Herzogs oblag, während Eleonore mit Dirk van Valkenburg, einem Neffen des eben genannten, die eigentliche Vormundschaft und die Regierung führte. Die Erbansprüche, welche der Herzog von Jülich für seinen mit einer Tochter Reinald's II. aus erster Ehe vermählten Sohn machte, wurden durch das einmüthige und entschiedene Auftreten fast aller Städte, welche den jungen R. alsbald anerkannten, ziemlich rasch beseitigt und letzterer wurde schon 1344, erst 13 Jahre alt, für volljährig erklärt, nachdem ihm Wilhelm IV., Graf von Holland die Summen vorgestreckt hatte, mit denen er den Rentmeister Johann van Valkenburg befriedigen konnte. Der holländische Graf wünschte die Verheirathung des jungen R. mit seiner Schwester Isabella, obwol derselbe schon früher von seinem Vater mit der Tochter des Herzogs Johann III. von Brabant verlobt worden war; und endlich drang Eduard III. von England darauf, daß er eine Tochter des Herzogs von Jülich heirathen solle, damit R. bei dem aufs neue zwischen Frankreich und England entbrannten Kriege nicht durch seine Heirath mit der Tochter des französisch gesinnten Herzogs von Brabant auf die Seite Frankreichs gezogen würde. Eduard ließ den jungen Herzog zu sich in sein Feldlager vor Calais, das er eben belagerte, kommen. R. ging scheinbar auf den Willen seines Oheims, sich mit der Jülicherin zu vermählen ein, aber er begab sich nicht nach Jülich, wie er seinem Oheim versprochen hatte, sondern nach Brabant, wo er sich mit Maria, der Tochter des Herzogs, vermählte. Am 1. Juli 1347 fand die Hochzeit statt und R. wurde durch diese Verbindung alsbald in den Krieg mit Lüttich verwickelt, mit dem sein Schwiegervater eben beschäftigt war. Zur Zeit, als R. die Regierung antrat, hatte der zunächst im Stift Utrecht ausgebrochene Streit zwischen den Heekeren und Bronkhorsten seine Rückwirkung auch auf Geldern ausgeübt, indem die hervorragendsten und mächtigsten Edlen, sowie einige Bannerherren auf die Seite der einen oder andern streitenden Partei traten. Am gelderschen Hofe hatte bis jetzt Bronkhorst den überwiegenden Einfluß ausgeübt, aber bald nach seiner Heirath schloß sich R. den Heekeren an, welche auch in Bälde alle einflußreichen Stellen inne hatten und die Bronkhorsten verdrängten. Letztere waren aber keineswegs gesonnen, das Feld gutwillig zu räumen und in dem jüngeren Bruder Reinald's, Eduard, fanden sie alsbald den Mann, der sich an ihre Spitze stellte. Ungleich viel begabter und energischer, als sein Bruder, war er auf die Gunst und Gnade desselben angewiesen, da der frühe Tod seines Vaters verhindert hatte, seine Zukunft gehörig sicher zu stellen; um so bereitwilliger ging er auf die Anerbietungen der Bronkhorsten ein und auch einige Städte, besonders

und Nymegen, traten auf seine Seite. Zwar wurde die erste Erhebung der beiden genannten Städte von R. siegreich niedergeschlagen, allein im J. 1353 stand Eduard, von den Edlen unterstützt, in so achtunggebietender Macht seinem Bruder gegenüber, daß R. ihm „das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zutfen mit hohem, mittleren und niederen Rechtsgebiet, mit Renten und Einkünften, mit Städten, Land, Lehens- und Dienstmannen übergab und ihn darüber zum Staathalter anstellte, um es in seinem Namen bis zum 25. December 1360 zu regieren". Somit war Eduard thatsächlich der Herzog von Geldern geworden, seinem Bruder, R., blieb nur der Titel und ein reiches Einkommen; Eduard verstand es indessen, sich bei den Städten sehr beliebt zu machen, deren Privilegien und Handvesten er bereitwilligst bestätigte. Allein der Vertrag war von kurzer Dauer, R. griff bereits nach einem Jahre wieder zu den Waffen (1354) und um die Reihen seiner Anhänger zu verstärken, schenkte er den bis jetzt dem Landesherrn hörig gewesenen Bewohnern der Veluwe die Freiheit und entband sie aller bisherigen Leistungen und Verpflichtungen. Dies war ein sehr unvorsichtiger Schritt, der schon um seines präjudiciellen Charakters willen den Adel noch mehr erbittern mußte, und wenn R. auch einige vorübergehende Erfolge aufzuweisen hatte, so wurde die Stellung des ohnedieß schon überlegenen Eduard von Tag zu Tag stärker. Verschiedene Male kam es zum Friedensschluß zwischen den Brüdern, der aber nach kurzer Frist von der einen oder andern Partei wieder gebrochen wurde, während das Land in grauenvoller Weise verwüstet wurde. Als Albrecht von Baiern für seinen wahnsinnig gewordenen Bruder zum Landvogt von Holland ernannt worden war, schloß derselbe mit R. ein Bündniß, infolge dessen Eduard vorläufig auf jeden Widerstand verzichten mußte, da ohnedieß auch die Zeit seiner Regentschaft abgelaufen war; er begnügte sich mit Schloß und Herrschaft Montfoort und R. war nunmehr wieder der alleinige Herr in Geldern und Zutfen. Aber seine Regierung erregte nur Unzufriedenheit, Nymegen und Tiel sagten ihm den Gehorsam auf und als R. sich zur Belagerung Tiels anschickte, warf sich Eduard in die Stadt, vernichtete die Heerhaufen seines Bruders und nahm diesen selbst gefangen (15. Mai 1361). Jetzt mußte R. auf Herzogthum und Grafschaft förmlich verzichten, Eduard ließ ihn von Stadt zu Stadt führen, um jede einzelne des ihm geschworenen Huldigungseides zu entbinden und hielt ihn zuerst auf der Burg von Roozendaal, später auf dem Schlosse Nyenbeek in der Veluwe gefangen. Viele Heekeren traten nunmehr auf die Seite Eduard's und versöhnten sich mit ihm, der neue Herzog selbst entfaltete eine ungeheure Thätigkeit, um die seinen Besitzungen durch den langen Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, aber auswärtige Händel gönnten ihm fast keinen Augenblick Ruhe. Mit Brabant lebte er stets auf gespanntem Fuße, da der dortige Hof wegen der Gefangenhaltung Reinald's grollte. Als der Herzog von Jülich, auf dessen Gebiet einige brabantische Kaufleute von herumstreifenden Linfars (entlassenen englischen Söldnern) ausgeplündert worden waren, vom Herzog von Brabant in der Schlacht von Baesweiler (20. August 1371) schon geschlagen, ja selbst in Gefangenschaft gerathen war, erschien Eduard von Geldern noch zu rechter Zeit auf dem Schlachtfelde und die Brabanter erlitten eine schmähliche Niederlage, der Herzog Wenzel selbst wurde gefangen, aber auch Eduard fand hier sein Ende: denn als er nach der Schlacht erhitzt und müde seinen Helm lüftete, erhielt er durch den Pfeil eines fanatischen Heekeren, den er mit Gunstbeweisen überladen, der aber den alten Parteihaß noch nicht vergessen hatte, eine Kopfwunde, an der er, erst 35 Jahre alt, starb. Der einzige noch vorhandene Thronerbe war der seit zehn Jahren gefangene R., man zog denselben aus dem Gefängniß, in welchem er derart an Leibesumfang zugenommen hatte, daß man die Mauer desselben durchbrechen

mußte, weil die gewöhnliche Thüre für ihn zu enge war. Man berief ihn wieder zur Regierung, gab ihm jedoch einen Rath zur Seite, ohne welchen er keine Regierungshandlung vornehmen durfte. Aber schon nach vier Monaten (3. December 1371) starb er, ohne legitime Kinder zu hinterlassen. Mit ihm war das Haus Nassau in Geldern ausgestorben und ein Herzog von Jülich wurde jetzt Herzog von Geldern und Graf von Zutfen.

Wenzelburger.

Reinald IV. aus dem jülichschen Hause, Herzog von Geldern und Graf von Zutfen, folgte seinem Bruder Wilhelm, der kinderlos gestorben war (Februar 1402). Er betheiligte sich am Arkel'schen Kriege, in welchem er jedoch keine besonders hervorragende Rolle spielte, denn er ließ den Sohn seiner Schwester Johanna, welche mit Johann van Arkel verheirathet war und der jedenfalls die Anwartschaft auf den geldrischen Thron gehabt hätte, gegen Jacoba von Baiern schmählich im Stich, so daß derselbe in den Straßen Gorinchems ein tragisches Ende fand (1417), wie überhaupt R. die Ursache der vollständigen Vernichtung des Arkel'schen Hauses war. Im Kampfe Jacoba's von Baiern mit Johann, dem Erwählten von Lüttich, trat er auf die Seite des Letzteren, welchem er durch die fortwährende Beunruhigung des Stifts und der hoeksch gesinnten Stadt Amersfoort treffliche Dienste leistete. Er starb am 25. Juni 1423 kinderlos; während seiner ganzen Regierung war er, ohne im Grunde kriegerisch gesinnt zu sein, fortwährend in Fehden und Kriege verwickelt gewesen, gerade wie sein Bruder Wilhelm, nur daß ihm dessen ritterliche Tapferkeit, Besonnenheit und Energie fehlte. Schon zu seinen Lebzeiten hatten die Stände von Geldern Vorsichtsmaßregeln wegen der Nachfolge in der Regierung getroffen, infolge deren das Haus Egmond zur Regierung gelangte.

Isak. An. Nyhoff, Gedenkwaardigheden uit de geschiedenis van Gelderland. — Wilhelmus de Berchen, De nobili principatu Geldriae et ejus origine, herausgegeben von L. A. J. W. Sloet van de Beele (1870) und dessen Orkondenboek van Gelre en Zutfen. Ebenso eine populäre Darstellung der geldrischen Geschichte von Is. An. Nyhoff.

Wenzelburger.

Reinald: R. v. **Dassel**, Erzbischof von Köln und Kanzler des römischen Reiches, stammte aus dem gleichnamigen sächsischen Grafengeschlecht, welches über einen umfangreichen Güterbesitz auf dem rechten Ufer der Weser verfügte. Sein Vater, Graf Reinald I., ist von 1097 bis 1129 urkundlich bezeugt; sein älterer Bruder, Graf Ludolf I., wurde gleichzeitig mit ihm 1167 ein Opfer der Pest. Wer seine Mutter gewesen, ist unbekannt, ebenso wie das Jahr seiner Geburt. Doch dürfte er kaum vor 1115 geboren sein, da ihn Ragewin noch 1158 als jung bezeichnet. Als jüngerer Sohn wurde er zum geistlichen Stand bestimmt. Zur Vorbereitung hierzu besuchte er die Stiftsschule zu Hildesheim, später wohl auch die Schulen zu Paris; für classische und philosophische Studien scheint er eine besondere Neigung gehabt zu haben. Nach Vollendung derselben trat er in das Domcapitel zu Hildesheim und stieg nun rasch zu Würden und Ehren. 1148 wurde er Propst zu Hildesheim, 1154 auf dem Petersberg zu Goslar; daneben besaß er noch die Propstei des Hildesheimer Moritzstiftes, ein Kanonikat des dortigen Marienstiftes und ward (nicht vor 1154) Propst des Domcapitels zu Münster. Als ihm, dem jungen Mann, 1154 die Würde eines Bischofs von Hildesheim angetragen ward, lehnte er die Annahme ab, wohl aus keinem andern Grunde, als weil er sich schon damals sein Ziel höher gesteckt hatte. Stand er doch in den besten Beziehungen zu dem einflußreichen Abt Wibald von Stablo und Corvei und zu Otto von Freising, dem Stiefoheim des Kaisers. Seine Stellung als Propst von vier Stiftern gab ihm [illegible]

Gelegenheit, sich in Staatsgeschäften auszubilden und förderliche Beziehungen anzuknüpfen. 1153 finden wir ihn in Rom, wahrscheinlich als Mitglied der Gesandtschaft, welche Friedrich I. an Eugen III. geschickt hatte.

Einen wichtigen Abschnitt in seinem Leben bildete seine im Mai 1156 vom Kaiser verfügte Ernennung zum Reichskanzler für Deutschland wie für Italien. Von nun an weilte er fast ununterbrochen in unmittelbarer Nähe Friedrich's I., dessen rechte Hand er ward. Mit welchem Eifer er sich der Sache des Kaiserthums zu widmen entschlossen war, zeigte er zum ersten Mal auf dem bekannten Reichstag zu Besançon, October 1157. Hier verfocht er die kaiserlichen Rechte gegenüber der hierarchischen Anmaßung mit einer Rücksichtslosigkeit, die Staunen erregte, aber auch mit einem Geschick, welches nicht wenig dazu beitrug, Hadrian IV. in den Augen der anwesenden geistlichen Fürsten in Nachtheil zu setzen. Uebrigens scheint die Gefährlichkeit Reinald's für die Durchführung der herrschsüchtigen Pläne des Papstthums schon früh von Hadrian IV. erkannt worden zu sein; wenigstens kann der Hinweis in jenem anmaßenden päpstlichen Brief „auf den verderblichen Menschen in der Umgebung des Kaisers, der Unkraut säe“, kaum auf jemand anders als auf ihn bezogen werden; und in dem Sendschreiben, welches bald darauf Hadrian über die Vorgänge auf dem Reichstag zu Besançon an die deutschen Bischöfe richtete, werden diese eindringlich aufgefordert, auf die Bestrafung des Kanzlers „wegen seiner gotteslästerlichen Beleidigungen der päpstlichen Legaten und des päpstlichen Stuhls“ hinzuwirken. Wenn der Kaiser, in dessen Umgebung R. 1158 verschiedene Gegenden Deutschlands bereiste, sich damals vorübergehend mit der Absicht trug, die deutsche Kirche von Rom loszulösen und unter einen eigenen deutschen Papst — Hillin von Trier war dazu ausersehen — zu stellen, so dürfte der Urheber dieses grandiosen, wenn auch nicht neuen Gedankens, leicht zu finden sein. Noch früh im Jahr 1158 machte sich sodann R., dem gleichgesinnten, thatkräftigen Pfalzgrafen Otto v. Wittelsbach folgend, im Auftrag des Kaisers nach Italien auf, um seinem Herrn für den bevorstehenden Römerzug in diesem Land, das zum großen Theil wieder dem Reich entfremdet war, Anknüpfungspunkte und Beziehungen zu schaffen. Unterwegs brachten die beiden Abgesandten die Burg Rivoli im Etschthal, welche die Straße nach Italien an der Veroneser Clause beherrschte, in ihre Gewalt, nahmen die Einwohner von Verona für den Kaiser in Pflicht und bestärkten die Cremonesen in ihrer Treue. Auf dem Tag der lombardischen Städte und Großen, den sie in der Stadt der letzteren abhielten, erreichten sie eine Menge werthvoller Zugeständnisse und Zusicherungen. Durch kühne Entschlossenheit und persönliche Tapferkeit retteten sie im Verein mit dem treuen Erzbischof Anselm dem Kaiser den Besitz von Ravenna, welches fast durch den Grafen Wilhelm von Traversari den Griechen in die Hände gespielt worden wäre. Aehnliche Erfolge trugen sie in Ancona über die Ränke der Griechen davon. Auch Piacenza wurde zum großen Schaden der Mailänder im Juni 1158 zum Abschluß eines Vertrags mit dem Kaiser gewonnen. Dies alles erregte im Papst die lebhaftesten Besorgnisse und bewog ihn zur Nachgiebigkeit, indem er durch Abordnung einer Gesandtschaft nach Deutschland den ersten Schritt des Entgegenkommens that.

Nachdem inzwischen der Kaiser selbst über die Alpen gekommen war, finden wir R. in rastloser Thätigkeit. Er kämpft im August vor Mailand mit gegen die trotzigen Städter, er vermittelt Anfang Septembers ein Abkommen des Kaisers mit dieser Stadt, er wohnt im November dem Reichstag in der Ebene von Roncaglia bei und ist gleich darauf unterwegs, um die Ausführung der hier gefaßten Beschlüsse in Genua und Mailand zu bewirken, eine Aufgabe, eben so ehrenvoll als schwierig, wenn man die in beiden Städten herrschende bedenkliche Stimmung in Erwägung zieht. Um die Wende 1158/9 erreichte er in Genua (wo man

anfangs durchaus keine Neigung dazu gezeigt hatte), daß die Bürger sich zu einem Vertrag und der Leistung des Treueids herbeiließen. Ende Januars traf er mit Otto v. Wittelsbach und dem Grafen Gozwin v. Heinsberg in Mailand ein, um auch hier die kaiserlichen Befehle zu vollstrecken. Mit welchem Mißerfolg, ist bekannt. R. mußte sich, nachdem seine Genossen schon früher den brennenden Boden verlassen hatten, noch glücklich schätzen, (Anfang Februars) lebendig dem Ausbruch der Volkswuth zu entkommen. Bis Ende Julis 1159 weilte er von nun ab wieder in der Umgebung Friedrich's und wohnte unter anderm dem Tag von Occimiana (6. Februar) bei, auf welchen die Mailänder zur Verantwortung vorgeladen wurden. Da kam die Kunde aus Deutschland, daß am 15. December 1158 der Erzbischof Friedrich II. von Köln gestorben sei. Auf Betreiben des Kaisers, der offenbar schon vor Jahren seinem Kanzler Aussichten auf einen ähnlichen hohen Posten eröffnet hatte, wählten das Capitel und die Stadtgemeinde, die gern eine solche Gelegenheit ergriffen, sich die kaiserliche Gunst zu sichern, R. zu seinem Nachfolger (in der Zeit zwischen den 19. Februar und 26. März 1159), freilich nicht ohne mannigfachen Widerspruch, dessen Urheber wohl in den Cisterciensern der Diöcese und dem in seinen Hoffnungen betrogenen Propst Gerhard von Bonn zu suchen sind. Die Geschäfte des Erzkanzlers führte R. auch nach seiner Erhebung ausnahmsweise bis 1162, d. h. bis zur Ernennung des Kanzlers Christian, weiter. Der Kanzler Ulrich, welcher an seiner Stelle ernannt worden war, scheint nur mit der Erledigung minder wichtiger Dinge betraut worden zu sein. Ende Junis oder im Lauf des Julis erhielt R. die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl, zugleich mit der kaiserlichen Bestätigung. Zwar verbitterte Hadrian IV. die Freude einigermaßen, indem er — wie nicht anders zu erwarten — die Anerkennung verweigerte; aber nichtsdestoweniger reiste R. nach Köln, um sein Amt anzutreten, und schon im October langte er wieder mit 300 Rittern beim Kaiser vor Crema an.

In Italien war inzwischen ein folgenschweres Ereigniß eingetreten. Am 1. September 1159 hatte Papst Hadrian IV. das Zeitliche gesegnet. Durch die Doppelwahl Alexander's III. und Victor's IV. ward dann jenes verhängnißvolle Schisma heraufbeschworen, dessen Aufrechterhaltung durch Friedrich I. zwar nicht unmittelbar dem Einfluß Reinald's zugeschrieben werden darf, — da er zur Zeit, als sich der Kaiser gegen den rechtmäßigen Papst entschied, noch in Deutschland weilte — für dessen lange Dauer aber ihn entschieden in erster Reihe die Verantwortlichkeit trifft. Er war „die Seele aller Unternehmungen zu Gunsten des kaiserlichen Papstes“, „der Bannerträger der Schismatiker“. Die Gründe für diese Parteinahme ergeben sich aus Reinald's Vergangenheit und aus der Lage der Dinge in Rom und Deutschland von selbst. Vom Sieg des Kaisers war für ihn in diesem Kampf alles zu hoffen, von der im Cardinalscollegium herrschenden Richtung eines Hadrian IV. und des Kanzlers Roland kaum die Hand zur Versöhnung, geschweige denn Anerkennung und Erhöhung. Er war es, der es mit wenigen Geistlichen wagte, die Protokolle der Verhandlungen zu unterzeichnen, durch welche Victor IV. als vom Concil zu Pavia anerkannter Papst proclamirt wurde; dafür wurde er auch ohne Weiteres mit der päpstlichen Bestätigung seiner Würde erfreut.

Im Frühjahr 1160 (zwischen Ende Februars und 24. Juni 1160) reiste er als kaiserlicher Gesandter an den Hof des französischen Königs und, in Begleitung seines Verwandten, des Grafen Adolf II. von Schauenburg, zu Heinrich II., der damals wohl in der Normandie weilte. Seine Mission war eine außerordentlich schwierige, wenig Erfolg verheißende; er sollte die beiden Könige, die schon völlig für Alexander III. gewonnen wären, zu Gunsten von dessen Gegenpapst umstimmen.

In der That erreichte er auch bloß bei dem englischen König wenigstens soviel, daß dieser die beabsichtigte öffentliche Erklärung für Alexander III. unterließ. Auf dem Rückweg besuchte er als kaiserlicher Bevollmächtigter Deutschland und verbreitete durch rücksichtslose Ausführung der vom Kaiser über die Anhänger Alexander's III. verhängten Maßregeln gewaltigen Schrecken. Am 25. Juli 1160 hielt er zu Erfurt einen Fürstentag ab, auf welchem Beschlüsse über die dem Kaiser zu sendenden Hülfsmannschaften gefaßt und die Acht über Mainz wegen der Ermordung Arnold's ausgesprochen ward. Schon im Frühjahr 1161 sehen wir ihn wiederum an der Spitze von 500 Rittern mit anderen deutschen Fürsten über die Alpen nach Italien ziehen. Nachdem er im Mai zum kaiserlichen Heer vor Mailand gestoßen war, betheiligte er sich im folgenden Monat an der Synode von Lodi. Anfang Augusts wäre er vor Mailand fast ein Opfer seiner Treulosigkeit geworden. Wenigstens ist es aus mehrfachen Gründen wahrscheinlich, daß er um den verrätherischen Ueberfall, welchen die kölnischen Dienstmannen bei dem Kloster Bagnolo auf die mailändischen Consuln machten, trotzdem diesen von dem Pfalzgrafen Konrad, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen und dem Herzog Dietbold von Böhmen sicheres Geleit zugesagt worden war, gewußt, ja denselben sogar angeordnet hat. Nur der energischen Verwendung des Kaisers, der im Herzen wol nur das Mißlingen des Streiches bedauerte, hatte er es zu danken, daß er der Rache der in ihrer Ehre gekränkten Fürsten entging. Auf seinen Rath hauptsächlich wurde jede Unterwerfung der Mailänder, die nicht auf Gnade und Ungnade lautete, verworfen; er fertigte auch die Urkunde aus, durch welche der Untergang der verhaßten Stadt besiegelt wurde; am 26. März 1162 hielt er im Gefolge Friedrich's den triumphirenden Einzug in dieselbe.

Darnach dachte Friedrich energisch daran, König Wilhelm I. von Sicilien zur Unterwerfung unter die kaiserliche Gewalt zu zwingen. Ein solches Unternehmen war ohne die Mitwirkung der italienischen Seemächte undurchführbar. Daher wurde R. mit der wichtigen Aufgabe betraut, mit Pisa und Genua Verträge zu dem geplanten Zug abzuschließen. Die Erfolge, welche das Ansehen und das diplomatische Geschick des Erzbischofs hierbei erzielten, waren anfangs geradezu glänzend. Pisa, schon seit Jahrzehnten von bewährter Treue gegen die kaiserliche Sache, verstand sich schon am 6. April zu den gewünschten Zusagen. Aber auch Genua, dessen Abneigung infolge eines natürlichen Gegensatzes zu Pisa so groß zu sein schien, daß der Kaiser an eine gewaltsame Unterwerfung dachte, wurde nach längeren Verhandlungen am kaiserlichen Hoflager zu Pavia gewonnen. Am 5. Juni 1162 huldigten die genuesischen Abgesandten aufs neue dem Kaiser und sicherten gleichfalls zu, ihm eine Flotte zur Verfügung zu stellen. Als trotz alledem gleich darauf ein Krieg zwischen den beiden Rivalen ausbrach, gelang es R. zum zweitenmale, eine Aussöhnung herbeizuführen, ja nicht lange nachher noch ein drittes mal (Juni bis August 1162); aber es war offenbar, daß an ein Zusammenwirken der beiden Seestädte nicht zu denken sei. Der Kaiser gab dann auch von selbst den Zug gegen Sicilien auf.

Noch weniger glücklich war er in seinen Unterhandlungen mit König Ludwig VII., der Hauptstütze Alexander's III. im Auslande. Auch ihn sollte R. auf die Seite des Kaisers herüberziehen. Aber in der Unterredung mit R. zu St. Jean de Losne am 19. September wies der französische König, der noch persönlich erbittert war über eine Treulosigkeit des Kanzlers, alle Vorschläge desselben mit Hohn zurück. Um so schärfer verfocht R. auf der kurz zuvor abgehaltenen Synode zu Dôle das Recht des Kaisers, unabhängig von jeder andern weltlichen wie geistlichen Gewalt über die Besetzung des päpst-

lichen Stuhles zu entscheiden, dessen Inhaber zu dem weltlichen Herrn Italiens in keinem andern Verhältnisse stehe, als ein französischer Bischof zum Könige von Frankreich — eine Ansicht, mit der er freilich kaum innerhalb, geschweige denn irgendwo außerhalb des Reiches durchzudringen hoffen durfte. Die Folge dieser Kühnheit war, daß er im Frühjahr 1163 auf dem Concil von Tours von Alexander III. mit dem Bann belegt ward. Gleich nach der Rückkehr aus Frankreich, noch im Herbst 1162, begab sich R. nach Italien. Er sollte dort, mit fast unumschränkten Vollmachten ausgerüstet, an Kaisers Statt die Neuordnung der Verwaltung gemäß den Beschlüssen der roncalischen Versammlung durchführen, ein Geschäft, wofür er alle nöthigen Eigenschaften in hohem Grad besaß. Die Unschlüssigen gewann er durch kluges Entgegenkommen, die Treuergebenen sicherte er sich durch Auszeichnungen und Versprechungen, ausgesprochene Gegner wurden aufs grausamste verfolgt, damit man mit ihren Stellen und Gütern die bisherigen Anhänger belohnen und neuen Anhang werben könne. So entfaltete er vom Spätherbst 1162 bis Spätherbst 1163 in der Lombardei und Tuscien eine höchst fruchtbare Thätigkeit für die Sache des Kaisers; am 20. September 1163 feierte er im Dom zu Pisa das Dankfest „für die herrlichen Erfolge, welche ihm Gott beschieden habe". In den beiden letzten Monaten des Jahres durchreiste er mit Friedrich, der am 29. October ohne Heer in Lodi eingetroffen war, aufs neue Oberitalien. Am 20. April 1164, während R. in Tuscien weilte, starb unerwartet Papst Victor IV. in Lucca. Noch ehe sich der Kaiser in Pavia entschieden hatte, ob durch Aufstellung eines neuen Gegenpapstes das Schisma verlängert werden solle oder nicht, wurde er durch die Botschaft überrascht, daß die Wahl eines solchen, des bedeutungslosen Paschalis III., in Lucca bereits von R. auf eigene Faust vorgenommen worden sei. Es war ein durchaus eigenmächtiger, folgenschwerer Schritt, den der Kaiser kaum jemals gethan hätte. Es ist sicher, daß er schon Boten an seinen Kanzler abgeschickt hatte mit dem Befehl, keine Neuwahl vorzunehmen; aber sie kamen zu spät. Die tiefern Beweggründe Reinald's für seine Gewaltthat hat man wol mit Recht in dessen überlegener Einsicht und Energie gesucht, in der Entschlossenheit, um keinen Preis abzufallen vom Kampf um die Superiorität des Kaiserthums gegenüber dem Papstthum, und in der Erkenntniß, daß ein Zurückgehen auf der einmal betretenen Bahn für das Kaiserthum eine nimmer auszuwetzende Niederlage bedeute. Da er bei seinem Herrn mit Recht ein bedenkliches Schwanken fürchtete, so galt es, ihn einfach mitzureißen auf jede Gefahr hin. „Nicht die Verhältnisse des Augenblicks waren es, die ihn leiteten", sondern der Gedanke der Allmacht des deutschen Kaiserthums; „das Kaiserthum galt ihm mehr als der Kaiser Friedrich". Wann der letztere seine Zustimmung gab, läßt sich nicht mit Genauigkeit feststellen, wahrscheinlich gegen Ende des Mais, als R. nach Pavia zurückkehrte, jedenfalls vor der Synode von Vienne (Juni 1164). Sie scheint übrigens eine volle und rückhaltslose gewesen zu sein; denn die Papstwahl hat R. nicht nur keinen Abbruch gethan in der Gunst seines Herrn, sondern er stand von da ab noch höher als je in derselben.

Reich belohnt trat er am 10. Juni 1164 von Pavia aus seine Rückreise nach Deutschland an. Seine Anwesenheit erheischte hier vor allem die Bedrohung seiner Erzdiöcese durch einen Bund feindlicher Fürsten (des Pfalzgrafen Konrad, des Landgrafen Ludwig und des Herzogs Friedrich von Rothenburg), die ihm zum Theil noch wegen seiner Gewaltthat gegen die Mailänder Consuln grollten. Zwar wurde die Hauptgefahr noch vor seinem Aufbruch aus Italien durch seinen wackern Domdechanten Philipp v. Heinsberg abgewandt (s. A. D. B. XXVI, 3), aber nichtsdestoweniger drängte es ihn nach Hause. Er brachte unter anderm seinen [illegible]

ein kostbares Heiligthum, die Gebeine der heiligen drei Könige, mit, die 1158 entdeckt, nach der Eroberung Mailands in die Hände des Kaisers gefallen und von diesem an R. als Geschenk verliehen worden waren, und außerdem die Gebeine des heiligen Felix und des heiligen Nabor. Da der Weg durch das südliche Deutschland in das Gebiet seiner Feinde geführt hätte, zog er es vor, über Burgund zu wandern. Seinen Aufenthalt daselbst benutzte er, um für die Sache Friedrich's I. und seines Papstes zu wirken. Zu diesem Zweck berief er einen Fürstentag nach Vienne; jedoch scheinen seine Bemühungen für die Anerkennung Paschalis' III. nur bei der Minderheit der Anwesenden von Erfolg gekrönt gewesen zu sein. Weil auch die Reise durch Lothringen seine persönliche Sicherheit gefährdete, wandte er sich von Vienne durch Hochburgund an den Rhein und zog diesen entlang. Am 24. Juli 1164 hielt er unter ungeheurem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in dem getreuen Köln. Wohl hatten dessen Bewohner reichlichen Anlaß, sich ihm dankbar zu bezeigen. Denn der Besitz der Reliquien machte bald ihre Stadt zu einem der berühmtesten Wallfahrtsorte des Abendlandes und wurde für sie eine Quelle des Reichthums und der Macht, so daß man im folgenden Jahrhundert das Prachtgebäude des Doms über der Ruhestätte der heiligen Gebeine beginnen konnte. Bald darauf, am 18. November, hielt der Kaiser, welcher Anfang Octobers diesseits der Alpen eingetroffen war, einen Reichstag in Bamberg. Auch R. fand sich hier ein und zog sich wegen seines Verhaltens gegen den Pfalzgrafen Konrad eine ernste Zurechtweisung zu. Indeß wußte er durch seine Beredsamkeit den Kaiser wieder so umzustimmen, daß in Wirklichkeit der Pfalzgraf der unterlegene Theil gewesen zu sein scheint.

Die Sympathien für den kaiserlichen Papst waren damals in Deutschland außerordentlich schwach. R. war fast der einzige geistliche Fürst, der an Paschalis festhielt, während die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Salzburg und Magdeburg offen die Partei seines Gegners ergriffen hatten. Die Lage war so ernst, daß Friedrich wohl, trotz R., hätte nachgeben müssen, wenn nicht die kirchenpolitischen Verwicklungen, in welche sich gerade jetzt Heinrich II. von England stürzte, ihm hier einen unerwarteten Beistand geschaffen hätten. Mit Eifer ergriff er die willkommene Gelegenheit; und in wem hätte er einen geeigneteren Unterhändler finden können, als in R.? So machte sich denn der letztere dem Namen nach als Brautwerber um die Hand zweier englischer Prinzessinnen (für Heinrich, den kaum einjährigen Sohn des Kaisers, und Herzog Heinrich von Sachsen), in Wirklichkeit, um eine gemeinsame kirchenpolitische Action anzubahnen, auf den Weg an das königliche Hoflager, welches sich damals zu Rouen befand. Nicht gering waren die Hemmnisse, welche aus dem Weg zu räumen waren; nicht etwa wegen der Verlöbnisse, die nach dreitägigen Unterhandlungen vereinbart wurden; dagegen waren die Anknüpfungspunkte für die Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe sehr schwer zu finden. Die Mutter des Königs und die höhere Geistlichkeit scheuten jeden Verkehr mit dem Gebannten. Und doch erreicht es R., daß Heinrich II. Verpflichtungen für Paschalis und gegen Alexander eidlich übernahm und zwei Geistliche als Bevollmächtigte an den kaiserlichen Hof sandte zu dem bevorstehenden Reichstag von Würzburg.

Noch rechtzeitig langte hier R. am 24. Mai 1165 an, um die Hoffnungen der zahlreich erschienenen Anhänger Alexander's auf eine Aussöhnung zwischen Friedrich und ihrem Papst zu nichte zu machen. Es gelang ihm mit Hinweis auf die Haltung des englischen Königs, seinen Herrn und unter dessen gewaltthätiger Einwirkung die anwesenden weltlichen und geistlichen Fürsten, soweit sie sich nicht rechtzeitig entfernt hatten, zu jenem furchtbaren Schwur gegen Alexander III. und dessen Partei fortzureißen, der jede Brücke der Versöhnung für immer ab-

brechen sollte — ein Erfolg, der, selbst wenn die Beschlüsse zum Sieg geführt hätten, des Verderblichen noch genug in sich barg. Nach einem erneuten vergeblichen Versuch, auch den französischen König zum Anschluß zu bringen, arbeitete R. und zwar, wie der 1167 ausbrechende Krieg zeigt, mit mehr Glück daran, die Freundschaftsbande des englischen und des französischen Königs zu sprengen und den erstern um so fester an die eigene Sache zu ketten. Während des nun folgenden, etwas länger als einjährigen Aufenthalts in Deutschland bekriegte R. im Bund mit Heinrich dem Löwen und den Bischöfen von Münster, Minden und Paderborn den Grafen Heinrich von Arnsberg, eroberte und zerstörte seine Burg Arnsberg und vertrieb ihn von Land und Leuten. Bald darauf aber setzte er ihn wieder ein, offenbar, weil er in ihm ein brauchbares Werkzeug zur Bekämpfung des eigen- und übermächtigen Herzogs von Sachsen erkannte. Am 2. October 1165 ließ er sich zu Köln vom Bischof Philipp von Osnabrück die Weihen ertheilen. Am 29. December vollzog er mit Zustimmung Paschalis' III. die Heiligsprechung Karl's des Großen zu Aachen. Beiden feierlichen Acten, von denen dem letzteren gewiß auch einige politische Bedeutung beizumessen ist, wohnte der Kaiser bei. Außerdem berichten die Quellen noch von einer langen Reihe minder wichtiger Angelegenheiten, die von der rastlosen Thätigkeit des Erzbischofs für das Gedeihen seiner Diöcese in weltlicher und religiöser Beziehung, namentlich aber auch seiner lieben Stadt Köln, Zeugniß ablegen. An dem Krieg der norddeutschen Fürsten gegen Heinrich den Löwen konnte sich R. nicht mehr betheiligen, da er inzwischen wieder nach Italien gezogen war, von wo er nicht mehr zurückkehren sollte. Doch selbst jenseits der Alpen war er die Seele der Unternehmungen gegen jenen, der geistige Mittelpunkt seiner Gegner. Worin der Grund dieser Feindschaft lag, läßt sich nicht mit Gewißheit feststellen; wahrscheinlich aber ist er in dem Ehrgeiz zu suchen, der den Welfen trieb, seine herzogliche Gewalt auch über Westfalen auszudehnen.

Im October 1166 — eben von einer nicht unbedenklichen Krankheit, dem Wechselfieber, genesen — brach R., noch vor dem Kaiser zu dem verhängnißvollen Zug nach Italien auf, der, anfangs eine ununterbrochene Siegeslaufbahn, mit dem Untergang des kaiserlichen Heeres endigte. Mit 100 Rittern stieg er über den großen St. Bernhard und langte Ende Octobers in Ivrea an. Den Rest des Jahres finden wir ihn mit der Danaidenarbeit beschäftigt, zwischen Genua und Pisa ein gutes Einvernehmen herzustellen. In der Fastenzeit 1167 zog er von Imola aus gen Rom voraus, „um dem Kaiser den Weg zu bereiten". Unterwegs fesselte er Pisa, wo er sich acht Tage lang aufhielt, durch geschickte Unterhandlungen, allerdings auf Kosten der guten Beziehungen zu dem unzuverlässigen Genua, enger an das kaiserliche Interesse, erlangte die Zusage bereitwilliger Unterstützung und, was für den Augenblick das werthvollste war, eine Summe Geldes, dessen er für den Unterhalt seiner Söldner dringend bedurfte. Auch schworen die Pisaner, mit allen Kräften für Paschalis III. einzutreten. Von hier aus eroberte er mit Unterstützung der Pisaner am 18. Mai Civita vecchia und drang verwüstend bis in die Nähe von Rom selbst vor. Freilich gerieth er zu Tusculum in schwere Noth, als am 27. Mai die Römer, mindestens 30 000 Mann stark, gegen sein kleines Häuflein auszogen, in dem sich nur 140 Ritter befanden. Seine Gefahr war so bedenklich, daß Friedrich daran dachte, die Belagerung von Ancona aufzugeben, um ihn vor dem Untergang zu retten; nur die zahlreichen Feinde Reinald's in des Kaisers Umgebung vereitelten die Ausführung dieses Vorhabens. Dagegen eilte Christian von Mainz, begleitet von Bischof Alexander von Lüttich und dem Kanzler Philipp von Heinsberg, zum Entsatz herbei. Trotzdem betrug nach Vincenz von Prag die Uebermacht der Römer noch das Zwanzigfache der Zahl der Kaiserlichen. Um so

glänzender war der Ruhm des Sieges, den die beiden Erzbischöfe am Pfingstmontag (29. Mai) 1167 nach hartem Kampf über die schon frohlockenden Römer erfochten. Es war eine der hervorragendsten Waffenthaten des 12. Jahrhunderts, eine Niederlage, welche der Biograph Alexander's III., rhetorisch übertreibend, in ihrer niederschmetternden Wirkung der von Cannae zur Seite stellt. Die Sache Friedrich's stand besser wie je; Rom lag zu seinen Füßen; Alexander schien verloren zu sein. Da machte die furchtbare Pest, die von dem Gifthauch der Sommerhitze ausgebrütet wurde, alle hochgehenden Siegeshoffnungen zu nichte. Ihr fiel auch R. am 14. August 1167 zum Opfer, nachdem er seine irdischen Angelegenheiten geordnet und die Sterbesacramente empfangen hatte. In der Mariencapelle der Domkirche zu Köln wurden seine Gebeine beigesetzt und von den dankbaren Bürgern der Stadt ein ehernes Bildniß des Verstorbenen auf künstlich gehauenem Stein gebettet.

Mit ihm ging ein Mann aus der Welt, dessen Einfluß auf den Kaiser größer war, als ihn sich je wieder einer von dessen Dienern zu erwerben wußte. Sein Leben war, so lange er an hervorragender Stelle stand, der Kampf gegen das Princip der päpstlichen Suprematie gewesen, ein Kampf, den er mit einer Rücksichtslosigkeit und Schärfe ohnegleichen führte, so daß erst nach seinem Tode ein Einlenken möglich war. Denn „er war kein Mann der Vermittlung, sondern vertrat mit Entschiedenheit die äußerste Richtung seiner Partei“. An erfinderischer Kraft des Geistes und Unbeugsamkeit des Willens seinem Herrn weit überlegen, war er das A und das O der kaiserlichen Politik, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt. Im Vollbesitz der Bildung seiner Zeit und einer glänzenden Beredsamkeit, dabei vorsichtig und scharfsinnig, verschlagen und von nimmer zu ermüdender Arbeitskraft, war er zum Staatsmann wie geboren. Sein kurzer, gedrungener, durch Abhärtung gestählter Körper gestattete ihm auch die Führung des Schwerts und die Ertragung der Strapazen des Krieges; wiederholt wird seine persönliche Tapferkeit gerühmt. Seine Sitten waren tadellos. „Seine Hauptleidenschaft aber scheint ein ungemessener Ehrgeiz gewesen zu sein, dessen höchste Befriedigung er im Sieg seiner Parteiansichten suchte.“

Außer den gleichzeitigen Quellen zur Reichsgeschichte die Lieder des Archipoeta Walther (eines Geistlichen und Schützlings von Reinald) in J. Grimm's Gedichten des Mittelalters auf Kaiser Friedrich I. Berlin 1844. (Kleine Schriften III.) — Julius Ficker, Reinald von Dassel, Reichskanzler und Erzbischof von Köln 1156—1167. Nach den Quellen dargestellt. Köln 1850 (erschöpfend). — W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

W. Martens.

Radermacher*): Jacob Cornelis Mattheus R., geographisch-ethnographischer Schriftsteller, geb. im Haag 1741, † auf der Reise nach Europa auf hoher See am 24. December 1783. Er trat 1767 zu Batavia seine Laufbahn als Beamter der Ostindischen Compagnie an, ward 1776 zum Raad-Extraordinair von Niederländisch-Indien und zum Präsidenten des Schöffencollegiums ernannt, rückte 1781 zum Raad-Ordinaris vor und erhielt, als er wegen geschwächter Gesundheit sich 1783 nach Europa zurückbegeben wollte, den Titel eines Viceadmirals der Retourflotte. Er fiel sammt seiner Frau unter den Schlägen und Stichen der aufrührerischen chinesischen Besatzung des Schiffes, auf welchem er die Heimreise angetreten hatte. Das dauerndste Denkmal hat er sich in der Bataviaasch Genootschap voor kunsten en wetenschappen auf-

*) Zu S. 122.

gerichtet, deren 1778 vollzogene Gründung hauptsächlich seinen Bemühungen zu danken ist. In den Schriften dieser Gesellschaft und zwar im 1.—4. Band hat er eine größere Zahl von geographischen und ethnographischen Arbeiten über Niederländisch-Indien veröffentlicht, unter welchen Beschreibungen von Borneo, Sumatra, Celebes mit Flores, Sumbawa, Bali und Lombok, Skizzen von Hindostan und Japan, eine Schilderung des Erdbebens vom 22. Januar 1780, Arbeiten über asiatische Zeitrechnungen und die Verbesserung der niederländisch-indischen Seekarten hervorzuheben sind.

Van der Aa, Biogr. Woordenboek. Friedrich Ratzel.

Raimund: Ferdinand R., Schauspieler und Dichter, geboren zu Wien am 1. Juni 1790, † zu Pottenstein in Niederösterreich am 5. Septbr. 1836. R. ist ein echtes Wienerkind und die rechte Verkörperung seiner Vaterstadt. Als Sohn eines Kunstdrechslers wurde er zum Handwerk bestimmt und erhielt nur den nothwendigsten Schulunterricht: frei von jedem Bildungsdrucke, aber auch von keinem Hebel moderner Bildung gefördert, entwickelte sich sein großes Talent ganz aus sich selbst. Er wurde zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gegeben, aber eine unwiderstehliche Neigung zur Schauspielkunst, durch den Besuch des Burgtheaters genährt, veranlaßte den früh Verwaisten, im J. 1808 seinem Lehrherrn zu entlaufen und zur Bühne zu gehen. Seine Versuche, in Meidling bei Kralitschek und in Preßburg bei Kunz ein Engagement zu erlangen, wurden hauptsächlich durch einen organischen Sprachfehler vereitelt, den er erst allmählich durch große Beharrlichkeit überwand. Endlich fand er bei der Hain'schen Gesellschaft in Steinamanger ein Unterkommen, wo er alle möglichen Rollen, sogar den Pierrot in der Pantomime spielte und das Elend der reisenden Komödianten bis zur Neige auskostete. Nach der Auflösung dieser Truppe wurde er von Director Kunz engagirt und spielte durch vier Jahre abwechselnd in Raab und Oedenburg, hauptsächlich Intriguants und komische Alte. Aus dieser Zeit sind uns ein paar versificirte Prologe von seiner Hand erhalten, die von einer grenzenlosen Rohheit zeugen. Im April 1814 kam er nach Wien in das Theater an der Josephstadt, wo er als Karl Moor und Pachter Feldkümmel nicht ohne Beifall debutirte. Zuerst vorwiegend in ernsten Rollen beschäftigt (Geßler im „Wilhelm Tell", Schreckenstein in den „Pilgern", Bruno in „Klara von Hoheneichen" 2c.) und in bloßer Nachahmung aufgehend, zeichnet er sich allmählich durch feinere Schattirung und größere Individualisirung aus, so als Bäckerjunge in „Wilhelm Geiskircher der edle Wiener", als Simperl in der „Heimkehr ins Vaterland", in den „Bergknappen von Freiburg" 2c., bis er in der Rolle des eifersüchtigen Musikanten Adam Kratzerl in der Localposse „Die Musikanten am Hohen Markt" von Gleich Frühjahr 1815 die allgemeine Aufmerksamkeit des Publicums erregte und solchen Beifall erntete, daß fünf Fortsetzungen dazu geschrieben werden mußten. So schuf er sich langsam sein eigenes komisches Genre und trat, nachdem er schon 1815 im Theater an der Leopoldstadt gastirt hatte, 1817 ganz zu dieser Bühne über, der er bis 1830 angehörte (erstes Auftreten am 11. October 1817 als Weißvogel in „Weißvogels Wittwenstand" von Gleich). 1821 wurde er zum Regisseur ernannt; seit 1828 führte er unter dem Besitzer von Steinkeller die artistische Leitung der Bühne.

So weit wir aus der höchst dürftigen, widerspruchsvollen Ueberlieferung uns ein Bild des Schauspielers R. in seiner ersten Periode machen können, sehen wir ihn durchaus von ernsten Rollen zu komischen, von Nachahmung zu Selbständigkeit übergehen. In den tragischen Rollen copirte er den Schauspieler Ochsenheimer bis in die kleinste Nuance, jede Bewegung mit dem Finger, den Mantelwurf, [illegible]

---

*) Zu S. 181.

und Rückwärtsgehen, ja sogar dessen schiefen Mund. Noch in späterer Zeit wird hervorgehoben, daß er (in einer Verwandlungsposse) die Rolle des Geizigen mit Zügen ausstattete, die an Ochsenheimer's Darstellung des Molière'schen Geizigen erinnerten. Sein Pathos muß nach allen Berichten ein übertriebenes gewesen sein; Bauernfeld nennt seinen Karl Moor einfach abscheulich. Nichts destoweniger war Raimund's Ehrgeiz damals (und auch später) nach der Hofbühne gerichtet, wie Grüner, Fritz Demmer, Scholz, Heurteur u. a. um jene Zeit von den Vorstadtbühnen an das Burgtheater gelangten, und Bauernfeld überliefert uns das drollige Bekenntniß Raimund's: „Ich bin zum Tragiker geboren, mir fehlt dazu nix, als die G'stalt und 's Organ". Noch 1819 ist er in tragischen Rollen (als Gottlieb Koke in Ziegler's „Parteiwuth") aufgetreten.

Auch als Komiker beginnt er mit fast sklavischer Nachahmung. Seit Stranitzky und Prehauser war der Hanswurst auf der Wiener Bühne durch verschiedene Individualitäten vertreten gewesen, die uns am eindringlichsten Castelli in seinen Memoiren geschildert hat. Der „Kasperl" La Roche wirkte vor allem durch seine eckigen Bewegungen, durch seine pöbelhafte Physiognomie, durch seine Hausknecht- und Nachtwächterstimme, durch die Verballhornung der Sprache (er hängte an das Ende der Worte einfach ein gedehntes a an), mehr durch platte, derbe Späße, als durch Witze; dumme Bediente, in Zauberstücken tölpische Schildknappen waren seine Stärke; ihn löste der „Thaddädl" Hasenhut ab, gewöhnlich ein Geselle oder Lehrjunge, läppisch, furchtsam, dumm, dabei vorwitzig und jung, der vor allem durch seine feine gellende, dem Schmettern einer Kindertrompete ähnliche Stimme und durch große Ungeschicklichkeit wirkte; im ganzen feiner und anständiger als La Roche; seine Bewegungen runder. Baumann, der, immer voll Ernst, Rede und Gebärde in Contrast zu setzen verstand, war in der Parodie am vorzüglichsten. Der kleine und bucklige „Staberl" Schuster nützte das Mißgestaltete seiner Figur zu komischen Zwecken aus, nahm sich besonders in fremden Costümen drollig aus und lieferte vielbeklatschte Caricaturen des Wiener Spießbürgers. Alle diese Stufen des Wiener Hanswursts machte R. durch. Er copirte La Roche als Kaspar in der Zauberzither und in den sonstigen Knappenrollen; er ahmte Hasenhut und Baumann mit allen ihren Eigenthümlichkeiten und Sprachfehlern nach und legte sich sogar Schuster's Buckel bei; er spielte alle Paraderollen seiner Vorgänger, den Rochus Pumpernickel und den Prinzen Schnudi, den Hierophanten in der Alceste, den Hausmeister im Neusonntagskind und die Verkleidungsrolle in den „Schwestern von Prag"; ja er wagte sich sogar an den Staberl und übertraf nach den gleichzeitigen Kritiken auch in dieser Rolle die früheren Lieblinge des Publicums. Mehr und mehr kam seine eigene Individualität zur Geltung. Eine auffallende Heftigkeit war in allen seinen Bewegungen und Geberden, ein eigenthümliches Herumwerfen der Hände und des Kopfes wird hervorgehoben, besonders aber das Rollen seiner großen und lebhaften Augen; schnell stieß er die Worte heraus, daß man ihm einen fortwährenden innern Grimm hätte zumuthen müssen, wenn dies Alles nicht wieder von der andern Seite durch die tiefste Gemüthlichkeit gemildert worden wäre. Feinere Durcharbeitung der einzelnen Rollen, strenges Memoriren, reine Bewahrung des Dichterwortes hatte er vor allen seinen Vorläufern voraus; mehr aber als dies alles war es der warme Herzenston, die ernste sittliche Grundlage seines Wesens, die Reinheit des Gemüthes, der Adel der Seele, was allen, auch den rohesten seiner Rollen einen höheren Anstrich verlieh. Die Hauptrollen in den Stücken von Bäuerle (s. A. D. B. II, 147), Gleich (s. A. D. B. IX, 226) und Meisl arbeitete er zu kleinen Kunstwerken aus.

Der Dichter R. ist aus dem Schauspieler erwachsen. Zuerst forderten ihn die Ankündigungen der für den folgenden Tag bestimmten Stücke zu kleinen

improvisirten Scherzen heraus; dann versuchte er, sich gelegentlich eine neue Arie, ein Couplet, ein Quodlibet einzulegen, besonders an seinen Beneficeabenden; endlich arbeitete er einzelne Scenen, ja ganze Acte fremder Stücke um. Einiges hat sich in alten Souffleurbüchern des Leopoldstädter Theaters erhalten, Repetitionsstrophen zu der Arie des Hamlet in der Perinet'schen Parodie mit dem Refrain: „Ich kann nicht mehr reden, ich bring' nichts heraus"; ein Lied des Sandelholz in Bäuerle's „Verwunschenem Prinzen" u. a., das meiste ist verloren.

Im J. 1823 verzögerte sich Raimund's Benefice aus Mangel eines tauglichen Stückes; er klagt: „Mit unsern Dichtern geht es immer miserabler, sie betreiben ihre Kunst bloß, um Geld herauszulocken, nicht um Ehre zu ärnten, und es ist zum verzweifeln, was man für Schmierereien lesen muß". Er munterte Meisl zur Dramatisirung des Langbein'schen Märchens „Prinz Tutu" auf, und als dieser nicht rasch genug damit fertig wurde, griff er selbst zur Feder. „Ich habe jetzt sehr viel Verdruß wegen meiner Einnahme und trotz aller meiner Bemühung, wer weiß wie es ausfallen wird. Nach meiner Einsicht sollte das Stück gefallen können, ich werde auch dem Müller die Musikstücke aus meinem eigenen Kopf vorsingen. Morgen überschicke ich Dir es und bitte Dich um das Urtheil Deines Gefühls. Den elenden Schmarn von einem ersten Act, den ich von Meisl erhalten habe, werd' ich Dir auch schicken, damit Du den Unterschied siehst." Nur zwei Scenen, die in Raimund's Manuscript fehlen, scheint er von seinem Vorgänger herübergenommen zu haben. Am 18. December 1823 wurde die zweiactige Zauberposse: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel" zum ersten Male mit großem Erfolge aufgeführt. Bei der dritten Vorstellung entpuppte sich R. als Autor. Die zweifelnden Stimmen der Journalistik verwies er in einer öffentlichen Erklärung kräftig zur Ruhe.

Der Barometermacher steht ganz auf dem Boden der alten Wiener Zauberposse. Wie Quecksilber, der auf einer Reise Schiffbruch erleidet, auf einer Insel durch die Gunst einer Fee mit drei Zaubergaben beschenkt wird, die ihm durch die List einer Prinzessin nacheinander entlockt werden; diese Handlung erinnert an die Fortunatsage, die bei den Wiener Dramatikern bis auf Lembert, Grillparzer und Bauernfeld sehr beliebt war; Anfang 1815 wurde zu Hasenhut's Benefice ein Stück „Fortunatus' Wunschhütlein" gegeben; 1819 eine gleichnamige Zauberposse von Stegmayer; die Scenen, in denen Quecksilber seinen Gegnern durch die Zauberfeigen lange Nasen anzaubert und sie dann als Wunderdoctor wieder curirt, sind den Hörnerscenen des Tieck'schen Fortunat nachgebildet. Noch Wurzel's Vorname Fortunatus weist auf diesen Zusammenhang hin. Eine wenig complicirte Handlung mit einer nicht tiefen Moral am Schlusse; viel Verwandlungs- und Decorationswesen: ein neuer Midas, vergoldet Quecksilber die Thüren und Wände des fürstlichen Palastes, am Schlusse des ersten Acts die Erstürmung einer Festung durch Zwergsoldaten, die Flugmaschinen werden tüchtig ausgenützt. Quecksilber ist nur eine Metamorphose des alten Hanswurst, sein Vorname Bartl (Bartolomäus) erinnert an die Kasperl, Lipperl und Thadäddl; er ist ein herabgekommener Barometermacher, wie Bäuerle's Stabel ein Parapluiemacher, wie Sandelholz im „Verwunschenen Prinzen" ein abgewirthschafteter Waderlmacher, wie Spindel in Meisl's „Ein Tag in Wien" ein zu Grunde gegangener Seidenfabrikant, wie Würfel in Bäuerle's Leopoldstag ein Strumpfwürker 2c. (in den herangezogenen Stücken hatte R. meist selbst mitgespielt); er ist der gemüthliche Wiener Bürger im fremden Lande, wie Stabel und andere gerne auf Reisen geschickt wurden. Die übrigen Rollen sind seinen Mitschauspielern in herkömmlicher Weise auf den Leib geschrieben, der ewig schläfrige Fürst Tutu gleicht dem Fürsten Pamstig in Evakathel und Schnudi;

Zoraide hat ihre Bissigkeit von Hafner's „Bürgerlicher Dame“ geerbt. Das Stück ist voll von harmlosen, zahmen, kindlichen Wienerspäßen; einige Wortspiele stammen aus Abraham a Sancta Clara, der damals Raimund's Lieblingslectüre war, hier so wenig wie in den dürftigen Arientexten kann ein namhafter Fortschritt gegen seine Vorgänger constatirt werden. Wol aber spürt man die Hand des geborenen Dramatikers im strammeren Aufbau der Acte, in der Retardation am Schlusse, in der geschickten Verwendung der Musik zu komischen Effecten; man sieht, ein ernster Mann beginnt hier eine Dichtungsgattung sorgsam zu pflegen, die man bisher immer recht leicht genommen hatte; die Abwesenheit der Zote läßt uns eine reinere Luft athmen, als sie sonst auf seiner Bühne wehte und in leisen Ansätzen senken sich schon die Nebelschleier jener Märchenstimmung hernieder, die uns in den folgenden Stücken entzücken wird.

In seinem zweiten Stücke: „Der Diamant des Geisterkönigs“ (zum ersten Male aufgeführt am 17. December 1824) ist R. schon viel selbständiger. Der Stoff ist aus 1001 Nacht geschöpft: die Geschichte vom Prinzen Seyn Alasman und dem Geisterkönig. Sechs Statuen hat der Vater, ein Zauberer, seinem Sohne hinterlassen, die siebente fehlt, die werthvollste, schönste, am schwersten zu erringende, die diamantene. Eduard, von seinem Diener Florian begleitet, macht sich auf, sie vom Geisterkönig zu erbitten. Dieser verlangt dafür ein achtzehnjähriges Mädchen, das noch niemals gelogen habe. Eduard geht auf die Suche und findet ein solches in Amine (der Name ist andern Erzählungen von 1001 Nacht entnommen), die im Lande der Sittsamkeit und Wahrheit als Verbrecherin zum Tode verurtheilt wird. Schweren Herzens übergibt er die ihm theuer gewordene dem Geisterkönig und empfängt dafür die Statue: seine Geliebte selbst sinkt ihm in die Arme, wie Rosenblüthchen ihrem Hyacinth in Novalis' Märchen. Beim Barometermacher wird es Niemand einfallen, nach einer Idee zu fragen: hier ist eine solche vorhanden. Der schönste Schatz auf Erden ist der Besitz reiner und schöner Weiblichkeit: in diesem Grundgedanken gipfelt das Stück; der Mahnruf: „Weh dem der lügt“ klingt laut und kräftig daraus hervor, wie aus der Zauberflöte; und wie dort wird das Erreichen hoher und edler Ziele an schwere Prüfungen geknüpft. Von diesen ernsten Grundlagen hebt sich die Handlung um so kräftiger ab, der bloße Spaß nähert sich dem Humor.

In der Rolle des Florian Waschblau zieht R. wieder die Bedientenjacke an, die der alte Hanswurst oft und oft getragen hatte; aber er gießt diesem selbst neues strotzendes Leben in die Adern. An diesen gutherzigen treuen Diener, der sich nicht scheut, seine und seiner Geliebten Siebensachen zu verkaufen, um seinem verarmten Herrn Unterhalt zu verschaffen, der diesem trotz den Bitten und Thränen seiner Verlobten in die Lüfte zum Geisterkönig folgt, der in unnachahmlich drolliger Weise sogar ein Lügenbarometer aus seinem Körper machen lassen muß: an diesen pudeltreuen Kumpan scheint Lessing's Just einen Theil seines Wesens abgetreten zu haben. Während sein Herr die ihm auferlegten Proben besteht, erliegt er seiner Neugierde. Wie sich Juno in Meisl's „Orpheus und Euridice“ als Harfenist verkleidet und Orpherl sie für seinen Feind, den blinden Seppel hält und sich umsieht, so wird Florian durch Mariandel's Gestalt zum Umsehen bewogen. Zur Strafe wird er in einen Pudel verwandelt, wie schon Wastl-Papageno in Meisl's Parodie der Zauberflöte für seine Beschimpfung gleich einem Hunde bellen mußte. R. konnte sich hier der Modethorheit nicht entziehen, die in Mozart's Oper eine ganze Menagerie auf die Bühne brachte, in zahlreichen Kinderkomödien sich amüsirte und dem Esel des Timon ebenso zujubelte, wie dem Stier, der die Prinzessin Europa entführte. Und wenn R. am Schlusse des Actes die ganze Bühne mit Pudeln anfüllt und in einen See verwandelt, so copirt er bloß Perinet's Fortsetzung der Zauberzither, wo Terra-

montano's Leute in Frösche und Zumio in einen Stockfisch verwandelt, die Köpfe aus einem tiefen Rohrsumpf emporrecken und das Quaken noch lange nach dem Fallen des Vorhangs gehört wird. Der Theatermaschinist war ja der Wiener Posse seit alter Zeit ganz unentbehrlich. R. aber machte aus dieser Nothwendigkeit eine Tugend, indem er einen wichtigen Fortschritt der Handlung damit verband und Florian's Verwandlung symbolisch verwerthete. Florian ist ferner dumm und gefräßig und verliebt wie der echte Hanswurst; er ist beim Abschied von der Geliebten um den Gugelhupf besorgt, den sie ihm versprochen, wie jener Zumio seine Palmire für ein heimisches Speckknödel hingäbe; er singt vom Essen wie die Köche bei Hafner und Perinet, wie Theseus und Ariadne in der Parodie und mit Baumschabel in „Evakathel und Schnudi" kann er sagen:

„Ein' Ochsentheilung, ein' Hetz', ein' Execution und ein Kramelsterz,
Das sind die vier besten Ding' für ein gefühlvolles Herz."

In allem ist Florian der Typus des Wieners, nicht zuletzt in der grenzenlosen Liebe zu seiner Vaterstadt. Wie Grillparzer wurzelt R. ganz im Boden seiner Heimath; wie Grillparzer versteht man ihn und seine Werke nur dann, wenn man vom Kahlenberg das Land sich rings besehen hat; wie Grillparzer liebte R. sein Wien und dessen Bewohner, auch wo er ihre Schwächen einsah und beurtheilte. Schon Wolfgang Schmelzl und Jakob Sturm hatten das Lob der Donaustadt laut verkündigt; seitdem Stranitzky's lustige Reisebeschreibung in der „schönen und herrlichen Residenzstadt Wien" ihr Ende gefunden hatte, wurde auch die Wiener Posse zur Stätte dieses Lobes. Der vazirende Schneidergesell Crispin in Hafner's „Schwestern von Prag" eröffnet den Reigen: „Aber das ist wahr, daß Wienn eine so schöne Stadt ist, als ich in meinem Leben gesehen hab', ich bin doch die vornehmsten Städt' durchgereist, ich bin doch zu Pariß, zu Neapel, zu London, zu Venedig, zu Gumpoldskirchen, zu Währing, und in mehreren Hauptstädten gewesen, doch eine so schöne Stadt, wie Wienn, hab ich noch nie gesehen." So winden alle Possendichter bis auf Huber und Meisl der Stadt Wien einen Ehrenkranz und Bäuerle singt sein allbekanntes:

„Ja nur ein' Kaiserstadt, ja nur ein Wien!"

Hier durfte R. nicht zurückbleiben. Schon sein Barometermacher war durch die halbe Welt gereist, war in den kältesten und heißesten Zonen, in England und in Italien, in Tirol und in Ungarn, am Rhein und an der Mosel gewesen, nirgends aber fühlte er sich so wohl, als in Wien sammt seinen alten Vorstädten; den vollendetsten Ausdruck erhielt diese Localpoesie in Florian's Versen, durch die sich diese erste von Raimund's meisterhaften Gestalten für alle Zeiten das Herz der Wiener gewann:

„Denn mir liegt nichts an Stammersdorf und an Paris;
Nur in Wien ists am besten, das weiß man schon g'wiß."

Wie sich hier ein fast wörtlicher Anschluß an die alte Tradition aufdecken läßt, so noch für manche andere Figur und manche andere Scene des Stückes, sogar der liebliche kleine Genius Kolibri trippelt den Winziwinzis und Pizichis der früheren Stücke nach. Parodie und Travestie war auf der Wiener Volksbühne zu Hause. Im Volksschauspiel vom Doctor Faust wurde nach des Helden ergreifendem Ende auch Hanswurst zum Spaße vom Teufel geholt. Kurz-Bernardon setzte dem gespreizten Alexandrinerpathos der Asiatischen Banise des Gottschedianers Grimm seine groteske Prinzessin Pumphia entgegen. Jeder bedeutenden Novität des Burgtheaters folgte die Parodie in der Vorstadt eilig nach und weder Shakespeare noch Schiller wurden da verschont; in der Parodie des Hamlet wetteiferte Ludwig Giesefe mit Joachim Perinet; der erste dramatische Versuch des jungen Castelli war ein travestirter Lear; man verbot den [illegible]

Schiller, während die Parodien seiner Stücke erlaubt wurden; ja es bezeichnet so recht die Unbefangenheit, mit der dieses Genre in Wien gepflegt wurde, daß es möglich war, die Parodie dem Verfasser des parodirten Stückes selbst im Drucke freundschaftlich zuzueignen. Die Schicksals- und Geisterstücke, zumal Grillparzer's Ahnfrau hatte eine Schaar von Parodien und Caricaturen im Gefolge, unter denen Meisl's oftgespieltes „Gespenst auf der Bastei" hervorragt. Hier schließt sich die bekannte unsinnige Scene an, in welcher Zephises seinem Sohne erscheint und auch der Lakonismus dieses Geistes: „Ich bin dein Vater Zephises und sage Dir nichts als dieses" ist nur die glückliche epigrammatische Fassung einer längst vorbereiteten Wendung; Perinet legte dem Geist von Hamlet's Vater beim ersten Auftreten bloß die Worte in den Mund: „Ich bin ein Geist und darf nichts reden". — Am beliebtesten unter allen war die mythologische Caricatur. Blumauer's Aeneide wurde von Gieseke auf die Bretter gebracht. Der ganze Olymp miethete sich auf den Wiener Theatern ein. Perinet und Meisl schwelgten in solchen Stoffen. Gemächlich macht Papa Jupiter in seinem Boudoir Toilette, läßt sich von Lichoris den Bart salben, von Ganymed die Sandalen wichsen und führt zahllose Ehestandsscenen mit seiner eifersüchtigen Gattin auf. Wie ein Wiener Laternenbube kommt Ganymed am Morgen mit einer großen Lichtputze auf einer Stange und löscht die Sterne der Reihe nach aus. Cerberus ist in diesen Possen ein grober Wiener Hausmeister mit 3 Köpfen, der — statt des Sperrsechsers — mit Krapfen befriedigt wird, die Furien Fratschelweiber vom Naschmarkt oder Schanzel und die elysäischen Felder stellen jenen Theil des Wurstelpraters vor, in dem es am lustigsten hergeht. Auch dies setzt R. fort; zwar nimmt er seine Figuren zunächst nicht aus der antiken Mythologie, aber er schafft sich seine eigene Geisterwelt ganz nach den alten bewährten Recepten: den Geisterkönig Longimanus mit seinem Kammerdiener Pamphilius (Pamphili ist eine Art von Schimpfwort in Oesterreich), mit den Feen und Druden, den Zauberern und Feuergeistern. Longimanus, der gutmüthige Hitzkopf und Polterer, lecker und kindisch, faul und schwachköpfig, war wie der Fürst Tutu auf den Schauspieler Korntheuer berechnet, bei dem nach Castelli's Schilderung alles lang war: Gesicht und Nase, Füße und Hände, in dessen Vortrag etwas langsames, schleppendes, faules, in dessen Bewegungen ein unbeschreibliches Phlegma war. So konnte er in dieser Rolle sich selbst spielen und einige Anspielungen auf persönliche Schwächen des Darstellers mögen den Reiz dieser prächtigen Rolle für die Eingeweihten noch erhöht haben.

Der Erfolg des „Diamant" war ein großer; in 1½ Monaten wurde er 21mal vor ausverkaustem Hause gespielt und nach der 50. Aufführung am 30. Mai 1825 mußte der erschöpfte Darsteller des Florian in einem Epiloge bekennen, er sei durch das viele Reißen so zusammengerissen, daß ihm die Krankheit aus allen Knopflöchern herausschaue. Die Lieder, besonders das Abschiedsduett: „Mariandel, Zuckerkandel meines Herzens bleib gesund; Floriani, um Dich wan' i, wenn Du fort bist jede Stund", waren auf allen Lippen; Raimund's dichterischer Ruf war fest begründet; sein drittes Stück übertraf aber auch die kühnsten Hoffnungen seiner Verehrer noch bei weitem.

Der Stoff zu dem romantischen Originalzaubermärchen „Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär" ist von R. zwar frei erfunden worden, gehört aber doch dem großen Stoffkreise vom „Träumenden Bauer" an, den wir ebenso bei Shakespeare und Holberg, wie in der Operette des Vorigen und dem Wiener Volksstücke dieses Jahrhunderts verfolgen können: der übermüthige Glückspilz, der wieder in sein Nichts zurücksinkt. Die Einkleidung, die Erlösung der Fee Lacrimosa aus ihrer selbstverschuldeten Verbannung inter-

essirt uns wenig; nur wie sich das üppige Wienerleben mit seinen Soireen und Hausconcerten im Geisterreiche abspiegelt, zieht uns an. Der Zauberer Bustorius aus Waxasdin und der Magier Ajaxerle aus Schwaben, die beide in ihrer heimischen Mundart reden, sind Ueberbleibsel aus der älteren Posse, die es, in der Hauptstadt eines polyglotten Staates entstanden, liebte, die verschiedenen Nationalitäten charakterisirend vorzuführen. Der radebrechende Spazzo Cammino Leopold Huber's („Das Sternenmädchen im Meidlinger Walde"), der Tiroler Wastl, der Böhme waren Typen. Von Prehauser bis Castelli ist die Schwäbin auf der Bühne heimisch. Meisl's „Schwabenwanderung" verpflanzt die Schwaben nach Ungarn. Umgekehrt ist „Der Ungar in Wien" schon der Titel einer Posse von Martinelli (1774) und in Meisl's „Ein Tag in Wien" soll dem Juraten Tolpatsch aus Arad nichts geringeres bewiesen werden, als daß ein Tag in Wien eine ganze Lebenszeit in Arad aufwiege. R. hat die beiden Fremdlinge köstlich individualisirt; als sein Stück in Pest aufgeführt wurde, mußte der ungarische Zauberer in einen böhmischen verwandelt werden.

Eine zweite Gruppe bilden die allegorischen Gestalten. Die volksthümliche Dramatik konnte zu keiner Zeit auf dieses mit Unrecht angefeindete Kunstmittel verzichten, durch welches die deutschen Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts ebenso wie Calderon und Goethe in großartiger Weise zu ergreifen und zu erschüttern verstanden. R. nimmt es mit den höchsten Mustern auf. Die Wiener Dramatik hatte ihm hier wenig vorgearbeitet; wol erscheinen Tugend und Laster bei Perinet und Meisl im Travestirten Hercules; wol führt letzterer das Schicksal in einer recht gelungenen Scene in der Unterwelt vor („Amor und Psyche") und personificirt die Wahrheit und alle Leidenschaften („Esel des Timon"). Ueber diese schwachen Ansätze war R. schon im Diamant hinausgekommen, wo er die Hoffnung und die Jahreszeiten mit ein paar kecken Strichen skizzirte. Jetzt liegt Schürzung und Lösung der Intrigue in den Händen von Haß und Neid einerseits, der Zufriedenheit andererseits; unter Lacrimosens Gästen finden wir den Morgen, den Abend, die Nacht, die Trägheit und andere allegorische Figuren, sogar den Blödsinn. Will man aber sehen, was R. aus dem ihm von seinen Vorgängern überlieferten Material gemacht hat, muß man die geniale Verwandlungsscene des zweiten Actes mit der entsprechenden Scene des „Lustigen Fritz" vergleichen, wo die Satire, der Wahnsinn, Laster und Luxus, Caprice und Mode, Compliment und Koketterie, Luftschlösser und Schulden, Hoffnung und Begierde, endlich Armuth und Schande auftreten. Die Armuth verflucht den hartherzigen Fritz: „Du selbst wirst vergebens nach Hülfe flehen und verzweifeln"; das Laster führt ihn in das Haus des Luxus; mitten im besten Wohlleben wird der Uebermüthige in seine vorige armselige Gestalt verwandelt, mit einem Schlage in die Hütte der Armuth versetzt, wo abgenagte Knochen und Thränen ihm Speise und Trank vertreten, die harpyenähnlichen Gestalten der Schulden schlagen ihre Klauen in sein Fleisch, Wahnsinn und Verzweiflung geben ihm den Bruderkuß, die Hoffnung mit dem Lilienstengel — das ganze ist ein Traum — geleitet ihn wieder ins Leben zurück. Aus diesem dürftigen Scenengerippe mit dem Quodlibet des Wahnsinnigen hat R. eine ergreifende tief symbolische Darstellung menschlicher Vergänglichkeit gestaltet: wie der reich und protzig gewordene Wurzel von der Jugend verlassen, vom hohen Alter heimgesucht seinen Reichthum verflucht und plötzlich zum bettelnden Aschenmann wird mit Butte und Krücke. Diesen allegorischen Gestalten hat er das warme Blut bis in die Fingerspitzen getrieben. Jugend und Alter sind wunderbar contrastirt; wie Sommer und Winter im alten Volksspiel stehen sie einander gegenüber; der Contrast erstreckt sich auf ihre Begleitung, auf die ganze Umgebung, auf Landschaft und Witterung. Erschüttert es uns bis ins Innerste, wenn Goethe's Faust, den wir so lange durchs Leben begleitet

haben, endlich als alter Mann uns entgegentritt, so doppelt und dreifach, wenn diese Verwandlung vor unseren Augen auf der Bühne geschieht, und nicht mit der abschreckenden Gräßlichkeit eines vereinzelten Naturspiels wie in Grabbe's „Herzog von Gothland“, sondern mit der versöhnenden Milde eines unabweislichen Lebensprocesses:

„Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.“

In dieser Verwandlungsscene faßte R. sein ganzes schauspielerisches Können zusammen: „Der Mann ist so wahr — rief Devrient dabei aus — daß ein so miserabler Mensch wie ich ordentlich mitfriert und leidet.“ Und dennoch übertraf er sich als Aschenmann in der Glanzrolle seiner ersten dichterischen Periode. Wenn der Gebeugte, Gebrochene mit dem Rufe „Ein Aschen! au weh!“ hereinhumpelte, wer mochte das alte „Auwedl! Auwedl!“ wieder erkannt haben, mit dem weiland La Roche als Kasperl bei seinem Entrée wahre Lachsalven zu entfesseln pflegte. Die komische Figur war zur humoristischen erhöht worden: „Was bin ich für ein miserabler Mensch! Ein Aschen! Was war ich? Und was bin ich jetzt?“ Die Töne des Aschenliedes erklingen; Text und Melodie von herzergreifender Einfachheit und Schlichtheit; eine Satire auf alle Stände, ein Rundblick über die Welt, wie Mercur auf seiner Erdenreise in Meisl's „Entführung der Europa“ nichts Gutes entdecken konnte:

„Alles ist aus seinem Gleise geschritten,
Paläste sind entstanden aus Bauernhütten.
Die Diener sind Herren geworden, die Herren verarmen,
Jeder denkt an sein Ich, man findet kein Erbarmen.
Keiner kann eine gnädige Frau von einer Köchin unterscheiden,
Denn beide tragen Federn, Spitzen und Seiden.“

Raimund's Verse aber sind kürzer und knapper, und schmiegen sich der Melodie prächtig an. In den Refrain drängt der fromme Katholik die stete Mahnung seiner Kirche an die Vergänglichkeit alles Irdischen zusammen; aber ein siegreicher Glaube an das Edle und Gute durchbricht den düstern Flor. In der Einfachheit und Anspruchslosigkeit liegt der Zauber seiner Dichtung. Am Schlusse des Stückes läßt die Zufriedenheit die „Quelle der Vergessenheit des Ueblen“ entspringen und macht alle in bescheidenen Grenzen glücklich. Zufriedenheit ist der Ruf, der aus dem Stücke heraustönt und alles überschallt. Fröhlichkeit in bescheidenem Glück ist das Lebensideal der Raimund'schen Poesie, und auch hier trifft er mit seinem Zeitgenossen und Landsmanne Grillparzer aufs nächste zusammen.

„Man muß stets lustig sein
Und sich des Lebens freun,
Außer man hat kein Geld,
Nachher ist's freilich g'fehlt,“

so hatte noch der Barometermacher geschlossen, ganz in der alten Weise der abgelebten Wiener Posse, in der es immer Sonntag gewesen, immer am Heerde der Spieß sich gedreht hatte, wo der Himmel in Wirklichkeit voller Geigen hing, wo die Bühne sich in einen Kälberschlegel verwandelte oder eine Art Schlaraffenland darstellte, wo die Götter am Schlusse „Schunkenfleckerln“ auf die beglückte Menschheit regnen ließen.

„Drum will ich lustig sein
Und mich des Lebens freun!“

hatte auch noch Florian gesungen. Dem rückverwandelten Wurzel dagegen werden die Worte ewig in die Ohren klingen, mit der die Jugend von ihm Abschied nahm:

„Brüderlein fein! Brüderlein fein!
Mußt mir ja nicht böse sein!

Scheint die Sonne noch so schön
Einmal muß sie untergehn."

Das gutmüthige Phäakenvolk ist aus dem Traume des Genusses aufgerüttelt und wird in die engeren Schranken bürgerlichen Lebens zurückgewiesen, zu Fleiß und Arbeit gemahnt.

Die Wiener ließen sich diese heitere Lection gerne gefallen. „Der Bauer als Millionär" wurde am 10. November 1826 zum ersten Male aufgeführt, die ersten zwanzig Vorstellungen hatten bereits 26000 fl. eingetragen; bis zum Frühjahr 1827 war er schon 51mal, bis zum October bereits 84mal bei vollem Hause gegeben worden. Im Theater an der Josephstadt gab man eine Pantomime: „Colombine aus der Feenwelt", in welcher Platzer als Pamphilius Pflanzerl eine getreue Copie Raimund's in Kleidung, Bewegungen, ja selbst in den Gesichtszügen lieferte; eine andere: „Das Feenmädchen". Eine Parodie „Das Lerchenfeldermädchen oder das Fischweib als Millionärin" scheint sich bloß auf das Mödlinger Theater gewagt zu haben; aber Meisl's Stück „Fee Sanftmuth und Fee Gefallsucht", das R. selbst auf seiner Bühne ankündigen mußte, ist mit seinem Fabian Tintenmann doch auch mehr Parodie als Nachahmung.

Raimund's erste Stücke bilden eine aufsteigende und geschlossene Gruppe. Ohne die geringste Beimischung fremder, gelehrter Elemente sind sie unmittelbar aus der volksthümlichen deutschen Dramatik hervorgegangen, welche sich in Oesterreich zu einer Zeit noch erhalten hatte, da sie im übrigen Deutschland längst einer gelehrten Renaissancelitteratur gewichen war. Das gesammte Erbe zweier Jahrhunderte liegt vor ihm und er schöpft daraus mit beiden Händen. Vom Hanswurst Stranitzky's und Prehauser's führt der Pfad schnurgerade zu Florian und Wurzel, um dann leider erst nach mancherlei Irr- und Abwegen beim Valentin anzulangen. In diesen drei Stücken schafft R. unbewußt, instinctiv, völlig naiv; für sie, aber auch nur für sie gilt Grillparzer's ausgezeichnete Charakteristik, daß der gesunde Sinn der Nation Raimund's natürlich anmuthige Werke hervorgebracht habe, daß das Publicum ebenso viel daran gedichtet habe, als er selbst, daß es der Geist der Masse gewesen, in dem seine halb unbewußte Gabe wurzelte.

Schon während der Arbeit am „Mädchen" geht eine Wandlung in R. vor. Der durch die großen Erfolge gesteigerte Ehrgeiz des Künstlers steht in schroffem Gegensatz zu der angeborenen Bescheidenheit seines Wesens; der Beruf des Komikers zu seiner ernsten, ja düsteren Gemüthsanlage, sein Drang nach öffentlicher Wirksamkeit zu seiner heißen Sehnsucht nach Natur und Weltabgeschiedenheit. Er wird sich der Mängel seiner Erziehung, der Lücken seiner Bildung bewußt; er wollte über das, was das Theater ihm bieten konnte, seine Kenntnisse erweitern. Es ist uns von mehreren Seiten bezeugt, daß er sich die Werke Shakespeare's, mit dem einige Kritiker ihn verglichen hatten, kaufte und sie aufs eifrige studirte; wir dürfen es Bauernfeld glauben, daß er auch mit demselben Heißhunger über Calderon, den damaligen Beherrscher des Burgtheaters, hergefallen sei. Ein gelehrtes Element drängt sich nun in seine Schöpfungen ein, er will mit den größten Dramatikern der Weltlitteratur, denen er allerdings an Begabung kaum nachstand, kühn rivalisiren; er sucht nach Stoffen; der alte Drang nach der Hofbühne erwacht wieder in ihm; er drängt den Spaß fast ganz zurück zu Gunsten eines Ernstes, der nicht selten an Schwulst und Bombast grenzt. Traurige Lebenserfahrungen befördern diese innere Wandlung. Wenn wir den Anecdoten, die Raimund's bisherige Biographen erzählen, trauen dürfen, so hat sich der Leidenschaftliche einer Liebesgeschichte wegen in Raab ins Wasser gestürzt und war halbtodt herausgefischt worden. Ein anderes Mal wieder soll ihn der Tod einer Geliebten halb wahnsinnig gemacht haben. Sicher ist

ß er im J. 1819 um die Hand der Toni Wagner, die Tochter eines Cafetiers
der Leopoldstadt anhielt und daß ihm diese seines Standes wegen verweigert
urde; niemals dürfe er es wagen, seinen Fuß in das Haus des angesehenen
ürgers zu setzen, war der harte Spruch des Vaters. Dies trieb ihn einer
heatercollegin, Louise Gleich, der Tochter des Possendichters und Romanfabri-
nten, in die Arme, der er aber noch vor der Hochzeit überdrüssig wurde, so
ß er bei der Trauung nicht erschien. Ein Scandal in Schauspielerkreisen
urde im vormärzlichen Wien wie ein Staatsereigniß behandelt, das Publicum,
s, wie er selbst gestand, keine Kenntniß von seiner Denkungsart und seinem
erzen hatte, ergriff gegen ihn Partei, zwang ihn, ein paar Tage später, am
April 1820, die Trauung vornehmen zu lassen und verursachte so „sein
nglück im bürgerlichen Leben“. Er trennte sich bald von seiner Frau und
hlte sich von neuem zu Toni hingezogen; aber nur heimlich konnte sie ihm —
fangs wenigstens — angehören und nicht vor dem Altar, sondern nur vor
ner Mariensäule in Neustift schwuren sie sich ewige Treue. Auch dieses Ver-
ltniß war jedoch durch Raimund's grundlose Eifersucht und aufbrausende
idenschaftlichkeit getrübt. In den zahlreichen Briefen an Toni machte er
inem gepreßten Herzen Luft, in einer halbrhythmischen, verstiegenen, oft an Jean
aul gemahnenden Prosa wühlte er seine Schmerzen aufs Papier; solche Tiraden
ufen dann meist in Betrachtungen aus wie die folgende: „Du weißt, wie wenig
ahre Freuden mir das Leben bringt, weil mein Gemüth zu Leid geboren ist. Doch
t die Trauer besserer Menschen einen tröstenden Begleiter: Höheres Bewußt-
in“. Dazu kam die Ueberanstrengung in seinem aufregenden Berufe. Im J.
825 verfiel er in ein Nervenfieber (einen „unbegreiflichen Nerventraum“ nannte
es), das ihn durch vier Monate der Bühne entzog und von dem er nur durch
e rastlosen Bemühungen seines Freundes Dr. v. Lichtenfels genas. Am Tage
r seinem Wiederauftreten (7. October 1825 als Hausknecht in Korntheuer's
Alle sind verheirathet“) druckte der „Sammler“ den ersten lyrischen Versuch
aimund's ab: „An die Dunkelheit“. Wie Lacrimosa die stille Nacht apostro-
hirt, an deren Busen sich so oft ihr sinnend Haupt gelegt hatte, so besingt er
er die arme Dunkelheit, die melancholische Tochter des Lichtes und der alten
insterniß, das freudearme Kind des Strahlengottes, in deren stillem Tempel
n des goldenen Friedens sanfter Hauch umwehte. Ein ernster Prolog zur
ückkehr des Komikers in die Welt.

Noch vor der ersten Aufführung des „Mädchens“ hatte R. am 24. Sep-
mber 1826 ein neues Stück abgeschlossen, das aber erst am 8. Januar 1828
f die Bühne gelangte: „Die gefesselte Phantasie“. Er wollte seinen Neidern
genüber beweisen, daß man auch ohne ein Gelehrter zu sein, ein unschuldiges
edicht erfinnen könne: „Gelehrsamkeit allein verfasset kein Gedicht. Wissen ist
n goldener Schatz, der auf festem Grunde ruht; doch in das Reich der holden
ieder trägt uns nur der Phönix Phantasie“. Es ist der Zwiespalt in seinem
nnern, den er hier verkörpert; er will seinen eigenen Drang nach Bildung zum
chweigen bringen.

Woher hat R. die Anregung dazu empfangen? Volksthümliche Gedichte
nserer Litteratur, wie Wolfhart Spangenberg's „Ganskönig“, wo die ehrsame
rau Phantasey den Dichter in die Lüfte entführt, waren R. nicht bekannt.
b er etwa durch Grillparzer davon Kenntniß hatte, wie in Lope de Vega's
olumbus der Held von der Phantasie zum Throne der Vorsehung gebracht
ird, vor dem Religion und Götzendienst um Amerika streiten, wie er auf ihren
chwingen zu König Fernando fliegt? Ob ihm desselben Spaniers Zwischenspiel
Der Poet“ bekannt war, wo Donna Livia ihre Hand nur dem besten Dichter
rtheilen will und wo der närrische unerschöpfliche Poet wirklich den Sieg davon-

trägt? Jedenfalls war es ein romantischer Gedanke, die Dichtung selbst zum Gegenstand der Dichtung zu machen und die Figur des Narren zeigt deutlich, wie er Shakespeare nachstrebte. Rührend aber bricht auch hier das Bekenntniß des Dichters, auf das Hobellied vordeutend, durch die komische Maske durch: „Undankbare Welt! Da glaubt so mancher oft, er wär' allein der Narr im Haus, da kommt ein andrer her und sticht ihn wieder aus; und dieser andre wird von einem andern Andern dann verdrängt und so zerstreiten sich die armen Narren ums traurige Narrenthum. Ein jeder möcht' der größere sein, und jeder narrt sich selbst. O eitle Narrethei, o närr'sche Eitelkeit! Ich wollt', ich hätt' brav Geld, dann mach' ein' Narr'n, wer will!"

Schon das oft umgearbeitete Manuscript zeigt, wie es diesmal R. nicht von der Hand ging. Die ernsten Partien des Stückes sind wenig gelungen; die Zauberschwestern Vipria und Arrogantia reichen an seine früheren Personificationen nicht hinan; der königliche Hirte Amphyo ist eine schwächliche Gestalt; sein lendenlahmes Preisgedicht fällt gänzlich ab; selbst die zartgedachte Phantasie kann sich mit der „Jugend" in Lebenswahrheit, Lieblichkeit und Schalkhaftigkeit nicht messen.

Nur eine Person des Stückes ist mit der alten Kraft gezeichnet, wenn sie auch mehr einen Rückfall in die derbere Art des Barometermachers bedeutet: der Harfenist Nachtigall. Die jetzt ausgestorbene Wiener Vorstadtfigur des Harfenisten gehörte zum stehenden Apparat der vorraimundischen Posse. In Gieseke's „Travestirtem Aeneas" singt der Harfenist der Dido die Geschichte der Eroberung von Troja. Pan und Orpheus in Meisl's Travestien sind nichts als Bierhausharfenisten; dem ersten erkennt Midas für sein „Ludeln, sein göttliches Dudeln" den Preis zu vor Apollo's singendem Recitiren; der zweite ersingt sich mit seinem unsinnigen Quodlibet: „Altes Eisen, Messing, Blei, Lumpen, Fetzen, Hahnenschrei" ꝛc. das Herz der Juno. In „Sylphide, das Seefräulein" wechselten R. und Schuster in der Rolle des blinden Harfenisten miteinander ab. Daß R. in der Kneipscene nicht allzu dick aufgetragen habe, zeigt der Ausspruch des Cerberus bei Meisl: „Es ist kein Mensch, es ist nur ein Wiener Harfenist". Wie dieser urwüchsige ungeschlachte Wiener Natursänger auf fremden Boden verpflanzt und endlich sogar der Phantasie, die er nicht kennt, von der er niemals etwas gehört hat, gegenüber gestellt wird, wie er harmlos alles, was die Gefesselte in ihrer Verzweiflung ausstößt, mit fieberhafter Eile nachkritzelt, sogar ihre Schimpfworte, wie er nun seinerseits zu fluchen beginnt und wie er endlich, als er nichts zu Stande gebracht hat, doch so viel Geistesgegenwart besitzt, um sich im entscheidenden Augenblick mit einem alten Gassenhauer eigener Fabrikation aus der Schlinge zu ziehen: alles das waren zwar Scenen von unverwüstlicher Komik, von echtem Grobianismus; aber sie nahmen einen zu geringen Raum ein in der Oekonomie des Stückes, als daß sie für dessen schwächere Theile hätten Ersatz leisten können.

Während die „Phantasie" noch im Pulte lag, arbeitete R. in der Zeit vom 19. März bis 20. Juni 1827 sein ernstestes Stück: „Moisasurs Zauberfluch" aus, das am 25. September im Theater an der Wien in Scene ging. Den Grundgedanken, die Verherrlichung der ehelichen Liebe und Treue über das Grab hinaus hat ihm sein eigenes Herz eingegeben. „Nicht nur die Leidenschaft muß uns zwingen uns nie zu verlassen, sondern unsere Ehre, unser edler Sinn. Was sich so eng gekettet, darf nie zerreißen. Noch im Tode will ich Dich umschlingen und nur dann wirst Du erkaltet meine Hand aus der Deinen ziehen" (an Toni). So umschlingt Hoanghu seine Gattin Alcinde, als sie sich bereits dem Tod in die Arme geworfen hat. Das Motiv ist eine Mischung der Orpheussage mit der Alcestefabel, für die beide Tradition von Gluck her in Wien vor-

handen war und die beide in der Parodie lebendig waren. Durch Grillparzer, der seit Anfang der zwanziger Jahre tief im Euripides steckte, mag er auch auf das antike Drama hingewiesen worden sein; er führt den Genius der Tugend mit dem Genius der Vergänglichkeit im Wortwechsel vor, wobei ihm die Unterredung zwischen Thanatos und Apollo in der Alceste des Euripides vorgeschwebt haben mag. So poetisch alle diese Scenen auch gedacht sein mögen, zur Durchführung reichte seine Kraft nicht aus und Grillparzer hatte Recht ihm zuzurufen: „Das Ernste ist ihnen bloß bildlose Melancholie; wie Sie es nach Außen darzustellen suchen, zerfließt es in unkörperliche Luft. Im Komischen haben Sie mehr Freiheit und gewinnen Gestalten, dahin sollte Ihre Thätigkeit gehn." Diesmal fehlte die komische Rolle ganz, ja R. spielte anfangs gar nicht mit und wenn das Stück trotzdem nicht mißfiel, so lag dies hauptsächlich daran, daß man im Theater an der Wien an ernstere Stoffe gewöhnt war. Diesmal hatte die unvermeidliche Parodie leichtes Spiel. Auf der Leopoldstädter Bühne spielte die Krones die Hauptrolle in „Moisasuras Hexenspruch" von Meisl; da verbietet Alcinde den Caffee und ihr Volk wird zu Butter. Eine andere witz- und geistlose Parodie wurde im Theater an der Josephstadt ausgezischt. Jugend und Vergänglichkeit erschienen da als Dummheit (Simplicitas) und als Hausmeister!

Einen großen durchschlagenden Erfolg erreichte R. erst wieder, als er auf den Boden, von dem er ausgegangen war, zurückkehrte. Im Sommer 1828 wurde „der Alpenkönig und der Menschenfeind" gedichtet, am 17. October zum ersten Male aufgeführt. In diesem Stücke hatte R. wieder die Hauptrolle; hier konnte er sich selbst spielen, sich selbst in Scene setzen; zu seinem Rappelkopf hat sich R. selbst Modell gesessen; er suchte sich durch diese poetische Copie von eigenen krankhaften Stimmungen zu befreien, er machte sich mit romantischer Ironie über sich selbst lustig. Seit seiner Krankheit häuften sich die Klagen über die Undankbarkeit der Welt, gegen welche er mit dem weisen Mißtrauen einen ewigen Bund schließt; nur die heilige Natur sei fähig, ihn mit den Beleidigungen auszusöhnen, womit ihre abtrünnigen Söhne das schlichte arglose Gemüth ihrer besseren Brüder so grausam zu verletzen und zu verderben suchen; es häufen sich aber auch die Ausbrüche seiner leidenschaftlichen Erregtheit. „Ich kann Dir nichts schreiben, als daß mein Herz betrübt ist bis in den Tod. Wenn ich heute durch mein leidenschaftliches Betragen Dich beleidigt habe, so verzeihe mir, wenn Du kannst — schreibt er an Toni —. Ich fühle es tief in meinem Innern, daß ich Glück und Ruhe vergebens über dieser Erde suche, ich bin nur geboren, um mich und andere zu quälen, die das Schicksal in meine Nähe stellt." Aus ähnlichen Stimmungen heraus ist der Menschenfeind concipirt worden. Und charakteristisch genug geht der Dichter über die Ursachen von Rappelkopfs Mißtrauen und Menschenhaß, die schon anfangs bis zum Verfolgungswahn gesteigert erscheinen, rasch hinweg und beschäftigt sich fast das ganze Drama hindurch nur mit der Heilung dieses Zustandes, welche dadurch bewirkt wird, daß Rappelkopf sein eigenes Benehmen, sich selbst vor seine eigenen Augen gebracht sieht. Der Alpenkönig, eine milde, segnende Gottheit, verwandelt sich in die Gestalt Rappelkopfs, diesen in die Gestalt seines eigenen Schwagers. Als solcher muß er in sein Haus zurückkehren und dort seinen Doppelgänger in übertriebener carikirter Rappelköpfigkeit wirthschaften sehen. Er beginnt die Grundlosigkeit seines Argwohns, die ganze Ungerechtigkeit und Tollheit seines Benehmens einzusehen, er beginnt seinem Ebenbilde zuzureden, es zu besänftigen. Da kehrt sich der Alpenkönig gegen ihn selbst, sie gerathen in Streit. Rappelkopf weiß, daß sein Leben an das seines Doppelgängers geknüpft ist, daß sie zwei Körper aber nur eine Seele besitzen und muß es nun geschehen lassen, wie

dieses sein zweites Ich ganz außer sich gebracht, zerrüttet, toll, sich für vergiftet hält, den Verlust seines Vermögens erfährt und sich in den Fluß stürzt: eine Hinrichtung bei lebendigem Leibe, ein Selbstmord wider Willen. Im Tempel der Erkenntniß findet Rappelkopf sich selbst und seine Familie, sein Vermögen, sein Glück wieder. Ein psychologisch wahreres, an Entwicklungen reicheres Thema, sagt Grillparzer, hat noch kein Lustspieldichter gewählt; es war eine hohe dichterische, eine ebenso hohe schauspielerische Leistung.

Für den Charakter darf man kaum auf Molière's Misanthrope, eher noch auf Shakespeare's Timon verweisen. Näher liegt Meisl's „Esel des Timon" wo der (wenig individualisirte) Menschenfeind auf Jupiters Befehl von Mercur geheilt und im Tempel der Ceres von Socrates mit guten Lehren regalirt wird oder „Der Berggeist" von Gleich, wo ein Herr von Mißmuth dadurch geheilt wird, daß dieser ihm in verschiedenen Gestalten entgegen tritt. R. geht aber über die bloße Verwandlungsposse, der er im Mädchen noch huldigt, hinaus. Schon im Moisasur wird ein Gestaltentausch vorgenommen: eine junge Seele in einen alten Körper gezaubert. Man wäre versucht hier wie dort an Gozzi's „König Hirsch" als Vorbild zu denken, wenn Raimund's Bekanntschaft mit dem italienischen Märchendichter nicht erst in eine spätere Zeit fiele; erst nach dem Verschwender wollte er dessen „Raben" für die deutsche Bühne bearbeiten. Boten ihm denn nicht aber auch die deutschen Romantiker, insbesondere Jean Paul und E. T. A. Hoffmann das Motiv der Doppelgängerschaft dar? Mußte es einen Schauspieler von Raimund's Talent nicht reizen, mit so großen Aufgaben zu wetteifern, wie sie Molière's Amphytrio, wie sie Shakespeare's Komödie der Irrungen aufstellen? Und endlich, wenn die parodistische Tendenz der Wiener Bühnen sich nicht bloß auf die Dichter, sondern auch auf die Darsteller erstreckte, wenn jeder Schauspieler nachgemacht wurde, wenn Schuster als falsche Catalani Triumphe feierte und von der echten wüthend beklatscht wurde, was that denn R. hier anders, als daß er seiner eigenen schauspielerischen Individualität, die bis dahin Niemand ernstlich nachzuahmen versucht hatte, selbst die Parodie, die Caricatur gegenüberstellte? Grillparzer fand das Motiv so glücklich, daß er es von R. gerne noch weiter ausgenutzt gesehen hätte und in der That wollte R. in einem Stücke, von dem er in den dreißiger Jahren einiges niedergeschrieben zu haben scheint „Eine Nacht auf dem Himalaja" von dem Gestaltentausch bis zu einem Wesensaustausch vordringen.

Gegen die bis ins kleinste und feinste ausgemeißelte Figur des Rappelkopf treten alle anderen Personen des Stückes zurück; auch der Alpenkönig gewinnt erst Leben in seiner Verwandlungsrolle. Wenn Gutzkow in ihm den „Kaiser Franzel im Incognito" sehen wollte, so ist es nicht unmöglich, daß man sich in Wien eine ähnliche Auffassung ins Ohr flüsterte, zu einer Zeit, da Grillparzer seine Fortsetzung der Zauberflöte schrieb, beim Rudolf von Habsburg an den Kaiser dachte und seinen Rudolf II. schon im Kopfe trug; R. selber lagen solche Anspielungen wol gänzlich fern. Rappelkopf's Familie ist nur flüchtig skizzirt, auch Antonie, trotzdem sie den Namen der Geliebten verewigen sollte. Hier könnte ein geschickter Bearbeiter dem Stücke leicht nachhelfen. Nur Lischen und der köstliche Habakuk (der Name schon bei Meisl) gehen über die Schablone des Iffland-Ziegler'schen Familienstückes hinaus.

Daß aber gerade dieses Stück den Oesterreichern so ans Herz gewachsen, R. das verdankt es jener kleinen Contrastscene in der Köhlerhütte, von der schon Grillparzer sagt, daß er ihr an niederländischer Gemäldewahrheit kaum etwas an die Seite zu setzen wüßte. Seitdem er in Wurzel den Bauer in der Stadt geschildert hatte, war R. mit dem Leben des Landvolkes in den Alpen erst vertraut worden. Gluthahn und sein Weib, Mirzel und Hansl im Moisasur waren

schon nach der Natur gezeichnete bäuerliche Gestalten. Hier nun schöpft er aus der intimsten Kenntniß des dörflichen Lebens und mit wahrem Behagen hat er alle einzelnen Bühnenbemerkungen bis zur unwichtigsten niedergeschrieben. Wie die Partitur eines Orchesterstückes sieht das Manuscript aus. Eine wüste verlotterte Häuslichkeit, gänzliche Armuth, die niederste Stufe des socialen Lebens und doch dabei das Gefühl der Zufriedenheit, der Genügsamkeit, der gegenseitigen herzlichen Zuneigung. Als Rappelkopf da hineinstürmt und ihnen die Hütte abkauft, da erscheint er uns als Friedensstörer, als unberechtigter Eindringling. Und da kommt die Treue und Anhänglichkeit an das winzige Fleckchen Erde, das die armen Leute ihr eigen nannten und das ihnen um theures Geld abgelöst wurde, auf die rührendste Weise zum Ausdrucke. „So leb' denn wohl, du stilles Haus", ist vielleicht dasjenige unter den Raimundischen Liedern, das heute noch am öftesten gesungen wird; wie bei den meisten derselben rührt auch hier die Melodie von ihm selbst her, sehr langsam und mit bewegtem Gemüthe müße es vorgetragen werden, schrieb er. Man könnte sich keinen effectvolleren Abschluß dieses Idylls denken als den leise verklingenden Chor. Zu Raimund's großer Freude versicherte ihm der Gutsverwalter in Gutenstein, daß die Originale solcher Alpenhütten in jener Gegend sich hundertfach vorfänden und daß ihn die Wahrheit der Darstellung entzückt habe. Hier sind die Anfänge des modernen Bauernstückes zu suchen; an dieser einzigen Scene lernte Anzengruber mehr als von allen Salonbauern Rissel's und Mosenthal's.

Die überaus günstige Aufnahme des Alpenkönigs, der es im Frühjahr 1829 schon zu 50 Aufführungen gebracht hatte, hielt den Dichter nicht ab, wieder einen Schritt ins hochtragische zu wagen. Von August bis October 1829 entstanden, wurde „Die unheilbringende Krone oder König ohne Reich, Held ohne Muth, Schönheit ohne Jugend" am 4. December zum ersten Male gegeben, erlebte aber nur drei Aufführungen. Es ist das am wenigsten gekannte Stück Raimund's, dem auch Goedeke's Rettung nichts genützt hat, und doch ist es ein großartiger Entwurf, der bei allen aufgelegten Fehlern und Schwächen eine Fülle tiefer Poesie und wunderbarer Schönheit in sich birgt. Es strebt ganz aus den modernen Traditionen der Bühne heraus; wie der Faust kennt es keine Schranke in Raum und Zeit; der Schauplatz umfaßt Erde, Himmel und Hölle wie auf der mittelalterlichen Mysterienbühne; die ganze Handlung wird umrahmt durch eine Wette zwischen Hades, dem Fürsten der Unterwelt und Lucina, der Schutzgöttin von Agrigent, wie der Faust von einer Wette zwischen Gott und dem Teufel. Eine Fülle von Geschehnissen, eine Unmasse von Personen, vier Fürsten deren jeder für sich allein unser Interesse in Anspruch nehmen könnte. Das Werk ist für einen Abend zu lang gerathen; daß es bis nach 11 Uhr dauerte, trug auch wesentlich zum Mißerfolge der Premiere bei. Aus welchen Quellen R. hier geschöpft, dürfte schwer festzustellen sein. Der Name Lucina kommt in Calderon's „Tochter der Luft" vor, welche Schreyvogel für die Bühne vorbereitete; bei den Namen Octavian und Kreon darf man an Tieck's und Grillparzer's Stücke denken; wenn Massana durch ein Erdbeben zerstört wird, so erinnern wir uns, daß R. 1818 in einem Stücke: „Das Erdbeben von Messina" gespielt hatte. Wenn er es wagt, die wuchtigen Schritte der Furien auf einer Bühne erdröhnen zu lassen, auf der sie bis dahin Zoraide nur parodistisch beschworen hatte, so hat er die Hände nach den Kränzen der antiken Tragiker ausgestreckt. Den Genius des Todes führt er als bleichen Jüngling ein, der mit geschlossenen Augen und gesenkten Hauptes den Augenblick des Scheidens erwartet und dann mildlächelnd die Fackel stürzt, daß sie erlischt, als ob er Lessing's Mahnung in der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" gekannt und beherzigt hätte. Ein wunderbar poetischer Hauch liegt über dieser

von Goedeke mit Recht bewunderten Scene; doch darf der mehr melodramatische Charakter nicht geleugnet werden; eine Vorstufe des tragischen, welche R. einzig und allein erreichbar ist. Dem gegenüber steht viel Schwulst und Unnatur, falsches Pathos, wenn auch nicht gerade Coulissenreißerei. Und wer möchte den Rattenkönig von Knittel- und Streckversen, von falschen Betonungen und verrenkten Wortformen vertheidigen wollen; das „Wienerisch-Hochdeutsch", das Platen ungerechter Weise der „Ahnfrau" Grillparzers vorwarf! Hier wird eine künftige Bearbeitung tief einschneiden müssen, um den echt poetischen Gehalt und die komischen Theile des Stückes zu retten. Dann aber wird der windige Poet seine verschönernde und verjüngende Zauberfackel wieder auf der Wienerbühne schwingen; dann wird der Schneider Simplicius Zitternadel wieder sein Ebersell umnehmen und seine Dankrede stammeln; er, dessen Ahnen bis zu Hafner's Crispin und Huber's Taddäus Nadelöhr („Teufelsthurm bei Linz") zurückreichen, den Schneider Fips, Raimund's Lieblingsrolle nicht zu vergessen; und dann erst wird Raimund's komische Kraft wieder voll gewürdigt werden können. — Auch dieses Stück verfiel der Parodie. Meisl erklärte öffentlich an der „Goldpapierenen Zauberkrone oder Nichts ist unmöglich" keinen Antheil zu haben. Thanatos wurde da zu einem schläfrigen Genius herabgewürdigt. Von Kreon heißt es im Personenverzeichniß, er erscheine zweimal auf den Füßen und einmal auf den Knieen. Man begreift den Ekel, von dem R. am Ende seiner Laufbahn gegen die Wiener Theater erfüllt war.

Im J. 1830 ging Raimund's Contract mit dem Besitzer des Leopoldstädter Theaters zu Ende und er erneuerte ihn nicht wieder. Wesentlich durch sein Verdienst hatte sich während des abgelaufenen Decenniums ein ganz einziges Ensemble herausgebildet; auch die weniger bedeutenden Schauspieler hatten sich an R. hinangespielt. Mit Raimund's Austritt und dem in demselben Jahre erfolgten Tode seiner Partnerin Therese Krones — der treffliche Korntheuer war schon 1829 gestorben — war die Glanzzeit dieser Bühne vorüber und wie Ignaz Schuster, der 1828 sein festes Engagement aufgegeben hatte, trat R. von da ab nur mehr als Gast in Wien auf. Während der nächsten Jahre führten ihn seine Kunstreisen nach Prag und Breslau, nach Berlin, Hamburg und München; er knüpfte zahlreiche Verbindungen an; voll brennenden Ehrgeizes wie er war sammelte er gierig alle Zeichen des Ruhmes; Kränze und Schleifen, Gedichte und Kritiken fanden sich in seinem Nachlaß. Als Florian, als Wurzel, als Rappelkopf entzückte er gleichmäßig die süddeutschen wie die norddeutschen Zuschauer; am lautesten und nachhaltigsten aber war der Beifall, der ihm als Valentin im „Verschwender" entgegengebracht wurde.

Während Raimund's frühere Werke meist eine Frucht seines sommerlichen Landaufenthaltes waren, so ist sein letztes Stück in winterlicher Einsamkeit und Sammlung (in Gaden bei Wien) October bis December 1833 gedichtet worden. Er kehrt hier wieder zurück in die Sphäre des bürgerlichen Lebens und kein Zweifel, daß er sich hier freier und ungezwungener bewegt als auf dem tragischen Kothurn unter pseudogriechischen Helden, er kehrt wieder zurück zum heimischen Dialekt, den er wie kein zweiter beherrschte; er schafft wieder aus dem vollen. Mit der ersten Aufführung (20. Februar 1834 im Theater in der Josephstadt) steht R. auf der Höhe seiner Laufbahn.

„Bilder aus dem Leben eines Verschwenders" ist das Manuscript überschrieben. Die drei Acte bilden jeder ein ganzes; der erste schildert Flottwell's poetische Jugendliebe zu Cheristane, der zweite den Saus und Braus, in dem er sein Vermögen durchbringt, der dritte die Rückkehr des Verarmten aus fremdem Lande und seine Rettung von Verzweiflung und Selbstmord; der erste eine Verherrlichung selbstloser Liebe und Treue in der von der Erde scheidenden Fee,

der zweite, eine Verklärung der Pflichttreue in dem aufopferungsvollen Beruf des Bettlers; der dritte, ein poetisches Denkmal der Dienertreue und Dankbarkeit in Valentin und seinen Kindern; im ersten Act herrscht eine resignirte und sentimentalische Stimmung, der zweite ist durch derben Spaß und prächtige Episoden ausgezeichnet, der dritte echt humoristisch; so vereinigt das Stück alle Töne, die R. anzuschlagen im Stande war, zu einem herrlich klingenden Accorde.

Durch Cheristane und ihren dienstbaren Geist Azur ist „Der Verschwender" mit den Feenmärchen und Zauberspielen verknüpft. Aber nicht mehr der Zufall lenkt ihre Gaben wie die der Fee Rosalinde im Barometermacher, sondern die Liebe; nicht mehr Neid und Haß hemmen ihre Wohlthaten wie die der Fee Lacrimosa, sondern die Leidenschaften in der Brust ihres Schützlings. Nur der Name verknüpft diese rührende Gestalt mit der Fee Cherestani in Gozzi's „La Donna Serpente"; weit tiefer und edler hat sie der Dichter aufgefaßt; der Geist Azur, ein Jahr von Flottwell's Leben, als Bettler in Gestalt und Kleidung eine Vision von dessen Zukunft, da er nur für Flottwell hörbar und sichtbar, ist zugleich die Personification seines Gewissens; Raimund's poetischeste Erfindung, so viel ich sehe, ohne Anlehnung an irgend ein Vorbild.

Der gutmüthige sorglose Verschwender war ein Lieblingstypus der älteren Wienerposse; in den „Brüdern Liederlich", im „Lustigen Fritz", vor allem aber in Gleich's „Ydor", wo er den Geizigen und den Verschwender so trefflich contrastirte, hatte R. ähnliche Rollen oft gespielt. Die äußere Handlung lehnt sich an ein Lustspiel von Destouches „le dissipateur" an, das in der Uebersetzung der Gottschedin in Wien aufgeführt wurde; an die charakterisirenden Namen der deutschen Bearbeitung Lockerfeld, Ehrlichsdorfin u. s. w. erinnert der Name Flottwell. Lockerfeld kommt durch seinen spitzbübischen Verwalter herunter; seine Geliebte beschließt so viel Geld als möglich aus ihm herauszulocken, um es für ihn aufzubewahren; sie gewinnt ihm im Spiele alles ab, sein Geld, seine Wechsel, seine Pachtbriefe, seine Mobilien, seine Kutsche, sein Schloß, sie macht ihn zum Bettler. Der letzte Auftritt zeigt uns den Verzweifelten: „Unnütze Reue! was quäle ich mich viel? O gar zu saumselige Vernunft! warum kamst du meinem Unglücke nicht zuvor? Ich bin verlassen, verrathen, enterbt und was mein Elend noch größer macht: ich habe es verdient! O Glück! du lehrst mich die Menschen kennen. Ist denn in diesem Jahrhundert kein Freund zu finden? Ach! ich überließ mich diesen falschen Freunden und als ein Unverständiger schloß ich von meinem Herzen auf die ihrigen. Wie sehr habe ich mich geirrt! wie thöricht bin ich nicht gewesen!" . . . Als er sich erstechen will, reißt ihm die Ehrlichsdorfin den Degen aus der Hand und übergiebt ihm mit dem Geständnisse ihrer Liebe das für ihn gerettete Vermögen: „Ich habe Sie arm zu machen gesucht, um es Ihnen zu retten und Ihnen alles entzogen, um es Ihnen aufzuheben; denn dies war bei Ihrer Verblendung das einzige Mittel". So waren in der That wichtige Scenen des Stückes hier vorbereitet; aber R. arbeitet mit feineren Mitteln und aus tieferer Kenntniß des menschlichen Herzens und er ist weit entfernt davon, am Schlusse das Füllhorn über den Verschwender wieder auszugießen wie sein französischer Vorgänger. Es sei gar nicht seine Absicht gewesen, schreibt er, den Verschwender Flottwell für sein zwar edles, aber zu wild leidenschaftliches Herz am Ende seiner verfehlten Laufbahn belohnen zu lassen. Eigentlich müßte er untergehen. Nur vor der unverdienten Schmach und dem empörenden Undank der Menschen wollte er ihn geschützt wissen. Mit dem Lohne seiner (nicht immer aus wahrer Tugend hervorgehenden) Großmuth sei er an den Himmel gewiesen. Sein Verschwender sollte nicht bloß die lebenswahre Schilderung eines Charakters sein, wie er R. oft in Wien begegnet war, sondern zugleich eine

eindringliche Mahnung an den leichten Sinn seines Volkes zu Sparsamkeit und Mäßigkeit. R. faßt den Beruf des Volksdichters im ernstesten Sinne auf.

Für den Kreis von Flottwell's Freunden fand er bei Destouches und in zahlreichen sonstigen Stücken Ansätze genug, und die gelungenste dieser Figuren, der Chevalier Dumont erinnert ebenso an Lessing's Riccaut wie an Hafner's Chevalier Chemise in „dem von den dreien Schwiegersöhnen geplagten Odoardo". Aber wie unerschöpflich reich ist R. in kleinen Nebenzügen und wie rund und plastisch stellt er das alte Weib hin, die allerprächtigste seiner ländlichen Figuren, „wahrhaft aus der niederländischen Schule".

Auch Valentin, der treue Diener, ist bei Destouches vorbereitet in jenem Christian, der entschlossen ist, bis in den Tod bei seinem Herrn zu bleiben und sein weniges Geld mit ihm zu theilen. Aber was brauchte der Dichter bei Florian so weithergeholte Krücken bei der Schöpfung seiner vollendetsten Gestalt! Auch dieser Bediente ist aus dem alten Hanswurst herausgewachsen; er sollte zuerst Kilian heißen nach dem Kilian Buchtel, den R. in Welling's Zauberposse „Die Schlafenden im Walde" gespielt hatte; den Namen Valentin verdankte er einer anderen, glänzenderen Rolle Raimund's, dem Pächter Valentin in einem Stücke von Gleich, worin er den Tod mit drei Zaubergaben zum besten hielt; doch schon der Bediente in einer Harlekinsposse bei König (aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts) trägt diesen Namen. R. hat sich ihn anfangs auch noch mehr als Hanswurst vorgestellt; er wollte ihn im ersten Acte in einem komischen, etwas zu weiten Jagdanzuge mit einer Pelzhaube und in juchtenen Stiefeln carikirt auftreten lassen. Das hat er später in weiser Mäßigung gestrichen, auch seine Feigheit ist jetzt gemildert; jedoch stecken im Jagdlied noch viele derbkomische Elemente. Valentin erinnert hier ebenso an Simplicius, wie er in seinem Räuschchen am Schluß des zweiten Actes an Florian und Nachtigall gemahnt. Erst im letzten Act erhebt er sich weit über seine älteren Brüder. Der Tischlermeister, der sich im Dienste seines Herrn ein bescheidenes Sümmchen erspart und sich damit seine Häuslichkeit begründet hat, glaubt in dem Bettler, dem er eben einen Groschen schenken will, diesen seinen Herrn zu erkennen, an den er noch immer in treuer Erinnerung hängt; er traut seinen Augen nicht, er wagt es nicht, den Fremden um seinen Namen zu fragen; als er endlich auf die zaghafte Frage, ob dieser das Schloß kenne, die Antwort erhält: es sei einst sein Eigenthum gewesen, da schreit er rasch: „Mein gnäd'ger Herr!" Eine Mischung von Freude, Wehmuth und Erstaunen macht ihn erzittern, er weiß sich nicht zu fassen. Er ruft noch einmal: „Mein gnäd'ger Herr!" Die Thränen treten ihm in die Augen und stumm küßt er dem weinenden Flottwell die Hand. So hat R. selbst in seinem Manuscripte diese Erkennungsscene skizzirt. Es war Raimund's größter Moment auf der Bühne, der kein Auge trocken ließ und Niemand wol hat diese Scene je wieder so dargestellt wie er. Und erst dieser veredelten, gereinigten, verklärten Hanswurstgestalt, welche alle guten und edlen Züge des Wienerthums an sich trägt, kann R. das Hobellied in den Mund legen, das in schlichtester Form tiefste Lebenswahrheiten wiedergiebt und das ihn beim Singen immer von neuem ergriff. Als er im Frühjahr 1836 zum letzten Male zu Hamburg in dieser Rolle auftrat, soll er gesagt haben: „Ich habe mir da selbst mein Todtenlied geschrieben".

Längst hatte R. sich nach Ruhe und dauerndem Landaufenthalte gesehnt; 1834 kaufte er sich aus den reichen Erträgnissen des Verschwenders zwischen Pernitz und Gutenstein eine reizend gelegene Villa. Hier verbrachte er die Pausen zwischen den Gastspielreisen seiner letzten Lebensjahre. Immer mehr aber nahm seine melancholische Stimmung zu, so daß Toni seit den ersten dreißiger Jahren oft um sein Leben zitterte. Die Hauptursache an dieser Verbitterung muß der

Umschwung zugeschrieben werden, der zu seinen Ungunsten in den Wiener Theaterverhältnissen eingetreten war. Er mußte es geschehen lassen, daß ihm übelwollende Kritiker, wie Saphir und August Lewald boshaft am Zeuge flickten; R. zäume seinen Pegasus im Aether und führe ihn dann ins Lerchenfeld zur Tränke, ließ Saphir im Humoristen drucken, in welchem Blatte er gleichzeitig Nestroy's Anfänge mit Jubel begrüßte, und dieser verspottete Raimund's Stücke nun auf derselben Bühne, auf welcher R. einst seine schönsten Lorbeeren geerntet hatte (vgl. A. D. B. XXIII, 447). Er fühlte, daß seine Zeit vorbei sei. Mit Nestroy's frivoleren, schärferen, pikanteren Possenerzeugnissen konnte Raimund's reines Kindergemüth nicht concurriren; er begegnete hier einem unbarmherzigen Witze, dem er nicht gewachsen war, einer Fingerfertigkeit, der seine launische Muse nie hatte gehorchen wollen; er sah die Zote, die er mit Mühe von der Bühne verdrängt hatte, im Feierzuge wieder dahin zurückgeführt, das Volksstück wieder in den Schmutz gezerrt, aus dem er es mit Anspannung aller seiner Kräfte emporgehoben hatte. So einen gemeinen Titel hätte er niemals niederschreiben können, sagte er zu Bauernfeld, als er den Anschlagzettel des Lumpazi-Vagabundus las und an Toni schrieb er folgende ergreifenden Zeilen, die, wenn auch vielleicht in frühere Zeit gehörig, seine damalige Stimmung getreu wiederspiegeln: „In den jetzigen Zeiten, wo die unparteiische Meinung und das richtige Gefühl des Publicums durch Charlatanerien wenigstens auf Augenblicke so sehr irregeleitet werden kann, daß manche Halbgenies ein ordentliches Handwerk mit diesen phantasmagorischen Trugbildern treiben, hat jeder Schauspieler, der nicht den gänzlichen Reiz der Neuheit für sich hat und der ohne Intrigue bloß durch Anwendung seines Talentes siegen will, es sehr nöthig, alle Kräfte aufzubieten, wenn er gegen die Kabalen dieser theatralischen Buschklepper aufkommen und stehen bleiben will. Mein physisches und moralisches Leben ist von meiner Ehre unzertrennlich“.

Im Sommer 1836 erreichte seine Reizbarkeit und Verstimmung den höchsten Grad. Sein letztes Gedicht ist nicht mehr an die Dunkelheit gerichtet, sondern ist eine Hymne an die Nacht:

„In des Lebens Sommertagen
Sinkt die Freude mir in Nacht;
Und nur ihr will ich es klagen,
Was so elend mich gemacht.“

Ende August wurde er von einem Hunde gebissen, den er für toll hielt. Auf der Reise nach Wien griff er am Morgen des 30. August im Gasthause zu Pottenstein nach der Pistole, die er seit langer Zeit immer geladen bei sich getragen hatte. Nur so — fühlen wir — blieb er vor Lenau's furchtbarem Schicksale verschont. Nach gräßlichen Leiden starb er erst am 5. September. Sein Grab auf dem herrlich gelegenen Friedhof seines geliebten Gutenstein hat seine Freundin und Erbin mit einem einfachen Denkmale geschmückt, das die Pietät seiner Verehrer schon mehrfach restaurirt hat und vor dem schon manche Erinnerungsfeier stattfand, die letzte bei der 50. Wiederkehr seines Todestages.

R. nimmt in der Geschichte des Wiener Volkstheaters die erste Stelle ein; in ihm vereinigen sich alle Kräfte, die getrennt und ungenützt seit Jahrhunderten in einem hochbegabten Volksstamm verborgen waren; als Schauspieler wie als Dichter beherrschte er die nachfolgenden Generationen fast ausschließlich; von der gewürzteren Tafel Nestroy's und seiner Nachfolger kehrte das Volk immer wieder zur gesünderen, einfacheren Kost Raimund's zurück. Seine Lieder wurden zu Volksliedern; seine glücklichen Einfälle schwirren noch heute als geflügelte Worte zahlreich durch die Luft; das Volksstück zehrt bis zur Gegenwart an den von ihm aufgespeicherten Capital. Er schuf ein neues Rollenfach, das nach ihm den

Namen erhielt; Karl Platzer, Wallner, Eduard Weiß, K. M. Rott, J. B. Lang, Karl Friese und viele andere leben nur als Nachahmer Raimund's in der Geschichte der Schauspielkunst fort und noch gegenwärtig ist es der höchste Ehrgeiz der Wiener Komiker, die Rolle des Valentin dem Wiener Publicum zu Danke zu spielen. Selbst die Pforten der Hoftheater mußten sich dem Zauberstabe des Märchendichters erschließen. Die Geschichte der deutschen Litteratur aber hat R. erst spät die verdiente Würdigung angedeihen lassen. Unsere classische Litteratur hatte die Fühlung mit der volksthümlichen Richtung der früheren Jahrhunderte fast gänzlich verloren, treu den Principien der Renaissance sich in bewußten Gegensatz zu derselben gesetzt oder das Vorhandensein einer solchen Unterströmung geleugnet. Was die romantischen Dichter in den alten Chroniken, Sagen, Märchen und Legenden suchten, was sie aus der Litteratur des 16. Jahrhunderts wieder erwecken zu müssen glaubten, das stand in ihrer nächsten Nähe da voll kräftigen strotzenden Lebens. In Oesterreich, das hinter den protestantischen deutschen Ländern an Bildung und Kenntnissen weit zurückgeblieben war, wirkten die volksthümlichen Bestrebungen des 16. und 17. Jahrhunderts ohne Unterbrechung fort, durch die Verbindung mit einer der höchsten Entwicklung zueilenden Musik veredelt und gehoben. In Oesterreich mußte daher die Verschmelzung zwischen gelehrter und volksthümlicher deutscher Dichtung angebahnt werden. Es war dies auf doppelte Weise möglich. Entweder indem ein im Vollbesitze moderner Bildung stehender und von den Weimarischen Traditionen erfüllter Dichter die Bächlein der Volksbühne in den Strom des deutschen Dramas höheren Stiles hinüberleitete, die Gespenster-, Zauber- und Abenteurerstücke in das Bereich der Tragödie erhob, die Vorliebe seines naiven Publicums für märchenhafte Stoffe benützte und im Dämmerschein des beginnenden Culturlebens tragische Verwicklungen vorführte, wie dies Grillparzer gethan hat, oder indem das vorhandene Volksstück von einem mächtigen Talent, aus sich heraus, mit möglichster Fernhaltung allen fremden Beiwerkes allseitig ausgestaltet und auf eine Stufe gebracht wurde, auf der es die einseitige gelehrte Litteratur zur Anerkennung zwang. Dies ist R. in seinen besten Werken gelungen. Durch ihn hat sich die Naturpoesie die verlorene Gleichberechtigung mit der Kunstpoesie wieder errungen; die sehnsüchtigen Träume der Romantiker nach einer Märchenkomödie gehen durch R. in Erfüllung, er ist eine nothwendige Ergänzung zur romantischen Schule. Wer, wie Karl Goedeke in der einseitigen bildungsabwehrenden volksthümlichen Richtung das Heil unserer Litteratur sieht, wird in R. und Hans Sachs die eigentlich nationalen Dichter erkennen müssen. Jedenfalls bedeutet Raimund's Wirksamkeit einen der wenigen Höhepunkte des deutschen Theaters, ja der dramatischen Litteratur aller Zeiten.

Sämmtliche Werke, hrsgeg. von Joh. N. Vogl, Wien 1837, 4 Bde.; nach den Original- und Theater.-Manuskripten, hrsgeg. von Dr. Karl Glossy und Dr. August Sauer, Wien 1881, 3 Bde. (Ergänzungen dazu: Archiv für Litteraturgeschichte V, 278 f.; Deutsche Wochenschrift 1883, Nr. 3; Beilage zur Bohemia 1886, Nr. 36; Meyer Cohn's Autographensammlung, S. 75); der vierte Band, der die Biographie enthalten soll, steht noch aus; die namhaften Vorarbeiten dazu hat mir Dr. Glossy nebst den neu aufgefundenen Briefen an Toni für meine Darstellung zur Verfügung gestellt. — L. A. Frankl, Zur Biographie Ferdinand Raimund's, Wien, Pest, Leipzig 1884. (Die darin mitgetheilten Briefe wahrscheinlich unecht, vgl. Deutsche Litteraturzeitung 1885, Nr. 11.) — Carol. Pichler, Denkwürdigkeiten IV, 173, 185 ff. — Castelli, Memoiren I, 229 ff.; besonders 259 f. — Bauernfeld's Werke XII, 45 ff., 58, 132, 177. — Grillparzer's Werke 4. Aufl., XI, 120; XIV, 171 ff. — Laube's Werke IX, 37. — Th. H. [illegible]

Heussenstamm in Hormayrs Archiv 1828, Nr. 63. — A. Schumacher in Bäuerle's Theaterzeitung 1831, Nr. 17, 19, 21. — D. F. Reiberstorffer in Vogl's Oesterreichischem Morgenblatt 1841, Nr. 112, 113, 116—123. — E. Schmidt, Allgemeine Zeitung 1880, Nr. 352, Beilage; Charakteristiken, Berlin 1886, S. 381 ff. (meine Auszüge aus der älteren Wiener Possendichtung lagen Schmidt vor). — K. Glossy, Neue Freie Presse 1884, Nr. 6999; 1886, Nr. 7912. — L. Speidel, Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Heft 17. — A. Sauer, Deutsche Zeitung 1886, Nr. 5273. — Goedeke, Grundriß III, 835 ff. — Wurzbach XXIV, 254 ff.

A. Sauer.

Rebhan*): Nicolaus R., lutherischer Theolog des 16. bis 17. Jahrhunderts, geb. am 12. April 1571 zu Heinersdorf in Sachsen-Meiningen, † am 14. August 1626 zu Eisenach. — Er war der Sohn eines Müllers, besuchte das Gymnasium zu Coburg 1579 ff., studirte auf der Universität Jena 1589 ff. Philosophie und Theologie, unterrichtete die Kinder des Theologen D. Georg Mylius, wurde 1597 Magister und Adjunct der philosophischen Facultät, auch Inspector der böhmischen Stipendiaten, Diakonus in Gotha, 1600 Superintendent in Römhild, 1605 Adjunct der Superintendentur Eisfeld bei Hildburghausen, 1611 Generalsuperintendent in Eisenach, wo er nach fünfzehnjähriger Wirksamkeit an der Pest starb, ein „cordater, tapferer und um die Kirche verdienter Theologus, Verfasser zahlreicher Consilia, Episteln und kleiner erbaulicher Schriften, daraus die in seinem Amt bewiesene Treue, Wachsamkeit, unerschrockener Muth, ernster Eifer um Beförderung der wahren Herzensfrömmigkeit und andere theologische Qualitäten sich offenbaren, auch in den thüringischen Antiquitäten wohlbewandert, wie er denn ein Chronicon Isenacense handschriftlich hinterlassen hat“. Als 1598 der Herzog Johann Ernst von Sachsen, Sohn Johann Friedrich's des Mittleren, Regent von Eisenach, mit der hessischen Landgräfin Christine, der Schwester des Landgrafen Moritz des Gelehrten (A. D. B. XXII, 268) sich verheirathete, ließ der eifrig lutherische Herzog Johann Casimir, der ältere Bruder des Bräutigams, den damaligen Diakonus R. aus Gotha nach Eisenach kommen, um in seiner Gegenwart mit dem reformirten Landgrafen über das Sitzen Christi zur Rechten Gottes zu disputiren. R. hielt sich so tapfer, daß der Landgraf seinen Argumenten weichen mußte. Nachdem R. 1611 Generalsuperintendent in Eisenach geworden, kam er anfangs in Conflict mit der reformirten Herzogin, weil er sich weigerte, ihr das h. Abendmahl nach reformirter Weise zu reichen; bald aber wußte er sie zur Ablegung eines ihn befriedigenden Bekenntnisses zu bringen, ja von R. belehrt, gab dieselbe schließlich den calvinischen Glauben ganz auf und legte ein gut lutherisches Bekenntniß ab, worauf R. mit seinen Collegen sich bemühte, auch die übrigen im thüringischen Lande noch vorhandenen Spuren des Calvinismus vollends auszurotten. Vgl. hierüber Pfefferkorn, Merkwürdige und auserlesene Geschichten aus Thüringen S. 310; Galletti, Geschichte Thüringens V, 299; Gebhard, Kirchengeschichte von Thüringen II, 267. — Von Rebhan's Schriften sind zu nennen: „Schreiberpredigt“, 1609; „Christliche Jägerpredigten, vom Stand und Amt der Jäger“, 1621; ein homiletisches Werk unter dem Titel: „Concionator, quomodo paratus esse debeat“, 1625; theologische Gutachten und Sendschreiben über verschiedene Fragen der kirchlichen Praxis, z. B. über öffentliche Kirchenbuße, über den Abendmahlswein, über Aufnahme eines Wiedertäufers in die ev. Kirche, über die Copulation verlobter Personen u. s. w.

Vgl. über sein Leben und seine Schriften Unschuldige Nachr. 1733, 34,

*) Zu S. 481.

35. — Jöcher, Gel.-Lex. III, 1944. — Rotermund VI, 1494. — Witte, Diarium. — Zedler, Univ.-Lex. XXX, 1243. Wagenmann.

Rechenberg*): Adam R., lutherischer Theolog und Polyhistor des 17. bis 18. Jahrhunderts, geb. am 7. September 1642 zu Leipsdorf bei Augustusburg in Sachsen, † am 22. October 1721 in Leipzig. — Er war der Sohn eines Gutsbesitzers Clemens R., besuchte 1650 ff. die Schule zu Freiberg, wo er durch Fleiß und Talent gründliche Kenntnisse sich erwarb, studirte 1661—65 in Leipzig, wo er durch Fürsprache des kursächsischen Oberhofpredigers Weller ansehnliche Stipendien genoß, Philologie und Geschichte, Philosophie und Theologie. Seine Lehrer in den philosophischen Fächern waren besonders Frankenstein, Rappolt und Thomasius, in den theologischen Scherzer, Kromayer und Geyer. Nachdem er 1665 Magister geworden, hielt er mit Beifall philologische und philosophische Vorlesungen und Disputationen und wurde 1677 außerordentlicher Professor der lateinischen und griechischen Sprache und der historischen Wissenschaften. 1678 erwarb er sich die Würde eines Licentiaten der Theologie und damit das Recht, theologische Vorlesungen und homiletische Uebungen zu halten. Gegen die Uebernahme einer theologischen Professur sträubte er sich anfangs aus Liebe zum Frieden und Abneigung gegen die damals in Leipzig entbrannten pietistischen Streitigkeiten. Nachdem aber 1699 kurz nacheinander die beiden Theologen Lehmann und Carpzov gestorben, mußte er fast wider Willen als Professor Theol. Primarius an die Spitze der theologischen Facultät treten, wurde noch in demselben Jahre Domherr zu Meißen, Ephorus der kurfürstlichen Stipendiaten und Dr. theol. durch Vertheidigung einer Dissertation „De justitia Dei ultrice“, verwaltete auch zweimal das akademische Rectorat und andere Aemter mit rastlosem Eifer und musterhafter Treue. Nachdem er bis ins höchste Lebensalter einer kräftigen Gesundheit sich erfreut, fühlte er doch zuletzt eine Abnahme seiner Kräfte, zog sich mehr und mehr in die Stille zurück, eifrig bemüht, das Heil seiner Seele zu fördern, und starb zuletzt im 80. Lebensjahre, mit christlicher Freudigkeit, bei vollem Bewußtsein, ohne Schmerz und Todesfurcht, wegen seines frommen, friedliebenden, wohlwollenden Charakters allgemein beliebt, wie um seiner gründlichen und vielseitigen Gelehrsamkeit willen geachtet. Er war viermal verheirathet: seine dritte Frau war eine Tochter des Philosophen Jakob Thomasius, seine vierte eine Tochter von Philipp Jakob Spener; letztere überlebte ihn und starb 1726, „eine der gelehrtesten, gottseligsten und besten Frauen ihrer Zeit“; von ihr hatte er zwei Söhne, von denen der eine frühe starb, der andere, Karl Otto R., sich als Jurist einen Namen gemacht hat. — Trotz seines friedliebenden Sinnes blieb R. in einer so streitsüchtigen Zeit und Umgebung von den Angriffen theologischer Gegner nicht verschont; insbesondere verwickelte ihn seine 1700 erschienene Abhandlung über den Gnadentermin („De gratiae revocatricis termino“) in den unerquicklichen und nicht ohne Leidenschaftlichkeit geführten sog. terministischen Streit mit seinen Collegen Th. Ittig in Leipzig, Neumann in Wittenberg, Schelwig in Danzig, einen Nebenstreit der sog. pietistischen Streitigkeiten, worüber zu vgl. Walch, Lehrstreitigkeiten II, 857; Ritschl, Geschichte des Pietismus II, 212. — Rechenberg's übrige Schriften sind außerordentlich zahlreich und mannichfaltig (s. die mehr als 80 Titel bei Rotermund), meist kleinere, aber zum Theil noch jetzt werthvolle Abhandlungen. Besonders zu nennen sind 1) sein „Summarium historiae ecclesiasticae in usum stud. juventutis“, 1697, und in wiederholten Auflagen bis 1789 neu erschienen und vielgebraucht, ein für jene Zeit trefflicher, gedrängter, gut geordneter Grundriß der Kirchengeschichte, epochemachend durch den *ersten* Versuch einer Periodeneintheilung; 2) „Hierolexicon reale h. e. biblico-

*) Zu S. 498.

theologicum historico-ecclesiasticum", 1714, erster Versuch eines Bibellexikons und einer theologischen Realencyclopädie; 3) „Exercitationes in N. T., historiam eccl. et literariam", 1707, und „Dissertationes hist. politicae", 1698, 1715, eine Sammlung einzelner Abhandlungen verschiedensten Inhaltes; auch durch Ausgaben patristischer Schriften, durch eine Ausgabe des Neuen Testaments, der symbolischen Bücher u. s. w. hat er sich bekannt und verdient gemacht.

Vgl. über sein Leben und seine Schriften Börner, Oratio in memoriam A. R. 1724. — Sicul's Leipz. Jahrb. II, 3, 192. — Ranfft, Leben der kurs. Gottesgelehrten II, 949—98. — Hirsching-Ernesti IX, 183—90. — Jöcher III, 1948. — Rotermund VI, 1508. — Döring, Gelehrte Theologen Deutschlands III, 475. — Frank, Gesch. der prot. Theol. II, 176. — Tholuck, Akad. Leben des 17. Jahrh. II, 93. Wagenmann.

Regel *): Friedrich Ludwig Andreas R., Theolog und Schulmann, als Sohn eines Unterofficiers am 22. Januar 1770 in Gotha geboren, besuchte die dortige Garnisonschule und hierauf das Gymnasium, letzteres jedoch unter mancherlei Entbehrungen, da seine unbemittelten Eltern wenig für ihn thun konnten und er selbst den größten Theil seines Unterhaltes durch Singen im Schülerchor und durch Stundengeben verdienen mußte. Seine vorzüglichen Fortschritte gewannen ihm das Wohlwollen des damaligen Generalsuperintendenten Joh. Benj. Koppe (s. A. D. B. XVI, 692 f.), der ihm auch den Aufenthalt auf der Hochschule durch seinen Einfluß zu erleichtern suchte. Nachdem er seit Ostern 1787 in Jena unter Döderlein, Eichhorn und Griesbach dritthalb Jahre lang der Theologie obgelegen hatte, nöthigten ihn die beschränkten Verhältnisse seiner Eltern wieder nach Gotha zurückzukehren, wo er nach eifrig fortgesetzten Studien zu Michaelis 1790 die Candidatenprüfung mit Erfolg bestand. Bald danach übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Freiherrn Hans Wilh. v. Thümmel, dem Bruder des Humoristen, welcher sich zu jener Zeit als Vicepräsident der Kammer meist in Altenburg aufhielt, dann aber abwechselnd hier und in Gotha wohnte. R. verlebte in dessen Familie eine Reihe glücklicher Jahre, die für seine geistige und gesellschaftliche Bildung von wohlthätigen Folgen waren; denn das Thümmel'sche Haus bot ihm eine reichhaltige Bibliothek zur Benutzung, regte ihn zu eingehender Beschäftigung mit den neueren Sprachen an, weckte durch die geschmackvolle Flora seines Gartens in ihm die Liebe zur Botanik und lehrte ihn die feineren und gewählteren Umgangsformen. Noch fand er Muße sich im Predigen zu üben und in litterarischen Arbeiten zu versuchen. Er lieferte Recensionen für die „Gothaischen gelehrten Zeitungen", veröffentlichte einige geschichtliche und pädagogische Schriften ohne Nennung seines Namens und betheiligte sich an dem nachmals (1818) von Thümmel herausgegebenen werthvollen, mit Kupfern gezierten Werke: „Historische, statistische, geographische und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg", das in einem ersten kürzeren Abschnitte über die Karten des Landes handelt und in einem zweiten umfangreichen eine „Uebersicht der Regenten des Fürstenthums Altenburg" von Friedrich dem Streitbaren bis zu Ernst II. von Sachsen-Gotha enthält. — Als dann die Kinder des Hauses seiner Zucht entwachsen waren, folgte er einem Rufe nach Livland, um bei den Söhnen des Landrathes Baron v. Wolff auf Neulaitzen seine erziehende Thätigkeit fortzusetzen. Die zwei Jahre seines dortigen Aufenthaltes benutzte er unter Anderem zum Studium der livländischen Pflanzenwelt und zu einem Besuche St. Petersburgs. Doch wirkte das rauhe nordische Klima nachtheilig auf seine Gesundheit ein: nach einem heftigen Nervenfieber befiel ihn eine langwierige Gemüthsverstimmung, so daß er auf ärztlichen Rath 1805 wieder nach Deutsch-

*) Zu S. 545.

land zurückkehrte. Nachdem er einige Zeit im Thümmel'schen Hause verweilt hatte, wurde ihm im Frühjahr 1806 die erledigte Stelle eines Garnisonpredigers in Gotha übertragen. Zu den kriegerischen Ereignissen jenes Jahres sah er sich in persönliche Beziehung versetzt, als er auf einer Reise nach Altenburg unter das bei Saalfeld vordringende französische Heer gerieth und, für einen Spion gehalten und von Napoleon selbst verhört, nur durch seine Fertigkeit im Französischen einer großen Gefahr entging. 1807 nahm sein Wirkungskreis bedeutend zu; denn als damals Fr. Jacobs und J. G. A. Sparr infolge auswärtiger Berufungen das Gothaische Gymnasium verließen, trat er zu Anfang 1808 mit F. A. Ukert an deren Stelle und entfaltete fortan, zuerst als sog. Collaborator und seit 1813 mit dem Titel eines Professors, eine fruchtbringende Lehrthätigkeit. Sein Unterricht, welcher Religion, hebräische, lateinische und englische Sprache, auch zeitweise Naturgeschichte umfaßte, war gründlich, frisch und anregend, und mehrere tüchtige Gelehrte, wie Karl Aug. Credner, Joh. Heinrich Möller, Chr. Gotthold Neudecker und Fr. Wilh. Karl Umbreit, verdankten ihm die sichere Grundlage ihres hebräischen Wissens. Einen besonderen Beweis des Vertrauens zu seinem Lehrgeschick gab ihm beim Antritte seines Lehramtes Herzog August, indem er ihm die religiöse Unterweisung seiner einzigen Tochter Luise, der nachmaligen Herzogin zu Sachsen-Saalfeld-Coburg, bis zu deren öffentlicher Confirmation am 26. August 1816 übertrug. — Verheirathet war R. nacheinander mit zwei Töchtern des Kirchenrathes Fr. Wilh. Döring. Unter seinen acht Kindern zeichneten sich später mehrere Söhne in der gelehrten Welt aus: so der Philolog Gustav R. in Emden, der Germanist Karl R. in Gotha, der Botaniker Eduard R. in St. Petersburg, und auch einige seiner Enkel haben sich bereits einen wissenschaftlichen Ruf erworben. Seinem thätigen Leben bereitete ein Schlagfluß am 30. December 1826 ein plötzliches Ende. Des Abends aus einem geselligen Kreise heimgekehrt, sank er mitten im freundlichen Gespräche mit seiner Gattin todt zu Boden. — Von Schriften gab er in Gotha noch folgende heraus: „Englische Chrestomathie mit einer grammatischen Einleitung und einem Wörterbuche" (1810); „Darstellung der Confirmation der Prinzessin Luise zu Sachsen-Gotha und Altenburg" (1816); „Oratio in memoriam Ducis serenissimi Friderici IV." (1825); außerdem verschiedene einzelne Predigten und eine Anzahl Recensionen in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung. Bald nach seinem Tode erschienen noch, von Chr. Ferd. Schulze herausgegeben, die „Worte zum Herzen in einer Auswahl von Predigten und Reden aus dem Nachlasse" (1827).

Athenäum, Humanistische Zeitschrift, hrsg. von Fr. Günther und W. Wachsmuth, 3. Bandes 2. Heft, Halle 1818, S. 278 f. — K. G. Bretschneider in der o. a. Predigtsammlung „Worte zum Herzen", S. 1(3)—1[illegible]. Auszug daraus im N. Nekr., 4. Jahrg. 1826, 2. Thl., S. 747—756. — Vgl. auch: Chr. Ferd. Schulze, Geschichte d. Gymnasiums zu Gotha, Gotha 1824, S. 291 und 310. — Derselbe, Am Sarge d. Herrn Prof. u. Garnisonpredigers R., Gotha 1827. — Intelligenzblatt zur Jen. Allg. Litt.-Zeitung, Nr. 11 vom Februar 1827, Sp. 100. — Regel's Bildniß vor dem 9. Bande der Bibliothek der deutschen Canzelberedsamkeit, Hildburgh. und New-York 18[illegible].

Schumann.

Reger*): **Philipp Salomon** R., Schauspieler, geboren 1804 zu Straßburg i. E., † am 22. Februar 1857 zu Berlin. Sein Vater war Baßsänger und zog den stimmbegabten Knaben frühzeitig zu kleinen Singpartien (z. B. für den Genius in der Zauberflöte) auf die Bühne. Als der Vater am Mannheimer Theater ein dauerhafteres Unterkommen fand, wurde der junge R. in den

*) Zu S. 552.

dortige Balletschule gethan, der er 1821, nach Höherem strebend, heimlich entlief. Schon in Speier fand er für seinen Thätigkeitsdrang eine Aufgabe: er trat dort als Schufterle in den „Räubern“ auf. Dann durchzog er etliche badische Städte, ging rheinabwärts nach Köln und Aachen, wo er jedoch über bescheidene Verwendung für Operetten und kleine Schauspielrollen nicht hinauskam. Das änderte sich auch auf der verunglückten Gastreise nicht, welche die Aachener Truppe 1829 und 1830 nach Paris unternahm. Erst in Düsseldorf gelangte R. auf seine Höhe. Karl Immermann, der 1832 die Leitung der dortigen Bühne übernommen hatte und sie zu einer kurzen Blüthe führte, nannte ihn seinen gelehrigsten Schüler. R. spielte für ein Monatsgehalt von 40 Thalern Intriguanten, Väter und Charakterrollen. Wegen seiner hingebenden und verständnißvollen Strebsamkeit wird er im Vergleich zu anderen, widerspenstigen Genossen von dem strengen Lehrmeister gelobt, auf dessen Anregung hin ihn der Theaterverein zum Regisseur des Schauspiels ernannte. Eine der wichtigsten „Musteraufführungen“ unter Immermann's Leitung, Kleist's „Prinz von Homburg“ ging auf Reger's Veranlassung in Scene und er sprach im Charakter des Kottwitz den Epilog. Für Abhülfe radicaler Uebelstände zog Immermann vornehmlich R. zu Rath. Dieser sorgte nachdrücklich für das gute Verhalten auch der andern Mitglieder, stimmte für Einführung gesetzlicher Strafen und erhielt für sein bewährtes und erfolgreiches Streben 1833 eine Prämie von 60 Thalern. Ueber seine schauspielerischen Leistungen müssen wir uns auf das vielleicht etwas parteiische Urtheil seines Meisters verlassen. Darnach hätte er beispielsweise den König Fez in Calderon's „Standhaftem Prinzen“ vollständig in Calderon'schem Geiste dargestellt und durch lebendiges Spiel über die Schwächen des fünften Actes hinweggeholfen; Immermann's Vorliebe für das Oratorische scheint aus dieser Reger'schen Leistung noch stark ersichtlich gewesen zu sein. Besondere Mühe hatte sich der Meister mit dem Marinelli gegeben. „Freudig bekenne ich“, schreibt ihm der dankbare Schüler, „daß nur Ihr Geist, Ihre erhabene Ansicht von der Kunst mich begeisterte, wenn ich je das Glück habe, es über das Gewöhnliche eines Darstellers zu bringen.“ Trotz dem guten Einvernehmen verließ R. schon 1834 die damalige hohe Schule der deutschen Schauspielkunst. Er ging nach Mainz und von dort mit dem Director Haacke nach Breslau. Aber auch hier war seines Bleibens nicht und 1836 ist er bereits wieder in Düsseldorf, wo er den widerborstigen und gedächtnißschwachen Henckel als Intriguant ersetzen sollte. Doch obzwar Immermann sich nach wie vor lebhaft mit dem Künstler beschäftigte, kam es niemals wieder zu dem alten intimen Verkehr. Reger's Shylock ist noch Immermann's Werk, er spielt ihn ernst, nicht jüdelnd, wie er für „beschränkte“ Talente passe. Von seinem Jago ist Immermann entzückt: „er gab eine Mischung von Grazie, Schalkhaftigkeit und Abandon im Bösen; er wußte so mannichfach hinzuhorchen, anzulippen, für sich hinzuschwatzen, was den andern wüthend machen sollte, die Maske der Treuherzigkeit so leicht seinem eigentlichen Gesichte aufzuprägen, daß er mich wirklich entzückte und manchen üblen Eindruck, den sein bisheriges Verhalten mir gemacht hatte, auslöschte.“ Ungern sah es beispielsweise Immermann, daß sein Zögling, dem er auch litterarischen Geschmack glaubte beigebracht zu haben, sich zum Benefiz den „Glöckner von Notre-Dame“ wählte. Und als R. am 21. December 1836 einen alten pedantischen Lustspielprofessor gespielt hatte, fühlte Immermann sich zu einer langen und lauten Klage über ihn gedrängt. Hatte er ihn früher als Muster hingestellt, so fürchtete er jetzt das böse Beispiel „seines Verwilderten“. Die Verwilderung bestand wesentlich darin, daß R. von Immermann's Vorliebe für die Leseproben zurückgekommen war und schlecht vorbereitet sich zu diesen einfand. Er stellte dem sorgfältigen und gleichmäßigen Studium, das der Meister *forderte*, *sein* Vertrauen auf die Inspiration des Abends entgegen,

kurz, er schien sich als Genie zu fühlen, das der Schule spottete. Der Schulzwang machte ihn vollends unlustig, und er legte sich aufs Extemporiren. An seinem Bizet im „Pariser Taugenichts" findet Immermann scharf zu tadeln, daß er die beiden letzten Aufzüge auf dem „Prokrustesbette seiner Extemporisationen" dehnte. Als sich die Beiden 1837 trennten, war auch der ganze schöne Düsseldorfer Theatertraum zerstoben. Immermann zog sich an seinen Amtstisch und in seine Dichterstube zurück, R. ging nach Leipzig, wo er bis 1844 als eine Hauptstütze der Ringelhardt'schen Direction verblieb. Hier schloß er brüderliche Freundschaft nicht bloß mit Düringer, dem späteren Director des Berliner Hofschauspiels, sondern auch mit dem unglücklichen Tonmeister Albert Lortzing (s. A. D. B. XIX, 203), der gleichfalls als Schauspieler in Leipzig wirkte. Als am 23. Juni 1840 das 400jährige Jubiläum der Buchdruckerkunst in Leipzig begangen wurde, hatte Lortzing eine Festoper „Hans Sachs" componirt, deren Text nach einem Deinhardstein'schen Lustspiel im wesentlichen von R. herstammt. Auch den Text des Liedes aus „Czar und Zimmermann", „Einst spielt' ich mit Scepter, mit Krone", schreiben Einige R. zu, der mit seiner poetischen Erfindungsgabe den Freund oft unterstützte. Als die Direction des Leipziger Theaters zu dessen Nachtheile von Ringelhardt auf Dr. Schmidt überging, sah sich R. nach einer Veränderung um. Er schloß einen Vertrag mit Mannheim, wohin Düringer ihm vorausgegangen war, trat ihn aber nicht an und mußte dafür eine beträchtliche Conventionalstrafe entrichten. Statt dessen ging er an Stelle Julius Weidner's nach Frankfurt a. M. Am 16. Mai 1844 reiste er von Leipzig ab. Lortzing stand mit den Seinen an der Chaussee und „sie blicken", wie Lortzing an Düringer schreibt, „mit Thränen einer Staubwolke nach — die langsam verschwand; denn der Wagen mit starker Familie und schwerem Gepäck wälzte sich langsam nach Lindenau". In Frankfurt blieb er elf Jahre und erwarb sich in hohem Grade die Gunst des Publicums, das schon in Düsseldorf und später auch in Berlin mehr mit seinen Leistungen einverstanden war, als die fachmäßige Kritik. Es gereichte ihm gar nicht zum Heile, daß er auf Veranlassung Düringer's seinen sicheren Wirkungskreis mit dem Berliner kgl. Schauspielhause vertauschte, wo er zum ersten Male am 25. August 1855 und zwar als Kreon in der Sophokleischen „Antigone" auftrat. Gubitz vermißte in der Vossischen Zeitung den „trefflichen Rott" für diese schwere Rolle und erkennt mit kühler Zurückhaltung an, daß Reger's Mittel der Aufgabe zusagen und daß der Vortrag verständnißvoll war. Auch Reger's Wachtmeister in „Minna von Barnhelm" erwärmt den Kritiker nicht viel stärker: „Gestaltung und Stimmgehalt bezeichneten einen Wachtmeister recht treffend; die Rede hatte im Ton verständigen und gemüthlichen Wechsel, doch war dieser für den warmlebenden schlichten Mann mitunter etwas gesucht." Den Klosterbruder in „Nathan dem Weisen" hat R. nach dem Urtheil desselben Kritikers zu einförmig im gedämpften Ton gehalten und den Eindruck des Erzwungenen nie ganz verwischen können. Sein mehr für das bürgerliche Element als für ideales Pathos zugerichtetes Talent fühlte sich in Berlin nicht wohl, und schon hatte 1½ Jahre später R. den Plan gefaßt, nach Frankfurt zurückzukehren, als den 53jährigen Mann ein tödtlicher Schlagfluß ereilte. Er hinterließ seiner Wittwe acht Kinder.

Blum-Herloßsohn-Marggraff, Allg. Theater-Lexikon, VI, Altenburg, Leipzig 1846. — Ph. Düringer, Albert Lortzing, sein Leben und Wirken, Leipzig 1851. — E. Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig, S. 120 ff., Leipzig 1864. — R. Fellner, Gesch. einer deutschen Musterbühne, Stuttgart 1888. — Privatmittheilung von Alwill Raeder.

Paul Schlenther.

Verzeichniß

der im 27. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel*).

Die römischen Zahlen weisen auf die Bandzahl, die arabischen auf die Seitenzahl hin. Ein * vor dem Namen bedeutet, daß es sich nicht um vollständige Artikel, sondern nur um Zusätze zu schon vorhandenen handelt.

*) Uns ist vielfach und noch kürzlich wieder der Wunsch ausgesprochen, es möchten den einzelnen Bänden der Allg. Deutschen Biographie Verzeichnisse der darin enthaltenen Artikel beigegeben werden. Von Anfang an ist dies nicht geschehen, weil wir meinten, die alphabetische Ordnung des Werkes könne den Bedürfnissen des Nachschlagens genügen, bis im letzten Bande das in Aussicht genommene Generalregister gedruckt sei. Die Erfahrung lehrt indessen, daß dem in mancher Hinsicht, namentlich auch um der leider so zahlreichen Nachträge willen nicht so ist. Wir werden also den ferneren Bänden jedesmal ein Register beigeben und haben in das obige erste zugleich sämmtliche bisher als Nachträge gedruckten Artikel mit aufgenommen. Wo bei Angabe der Seitenzahl eine (römische) Bandzahl nicht beigefügt ist, bezieht sich die angeführte auf vorliegenden 27. Band.

Die Redaction.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

